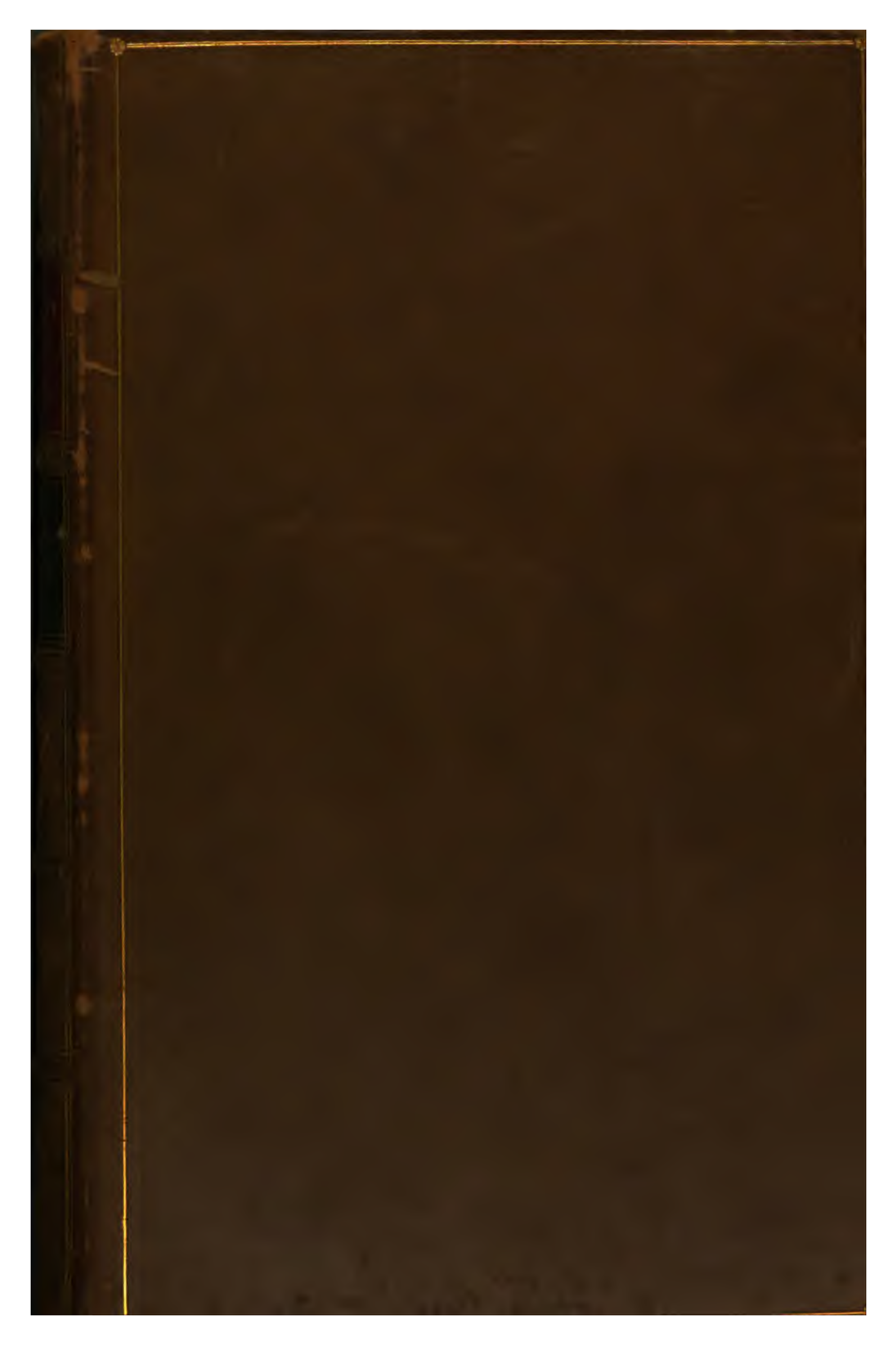




DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.




130. c. 18.
112 a. 6
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.



ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Unter Mitwirkung des Vertreters derselben,

R. Virchow

herausgegeben von

A. Bastian und **R. Hartmann.**



Sechster Band.

1874.

Mit 17 lithographirten Tafeln.

Berlin.

Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey.

Inhalt.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
(Ein specielles Inhalts-Verzeichniss der Verhandlungen, sowie ein alphabetisches Sach-Register befinden sich am Schluss derselben.)

Verzeichniss der Tafeln.

Zum westafrikanischen Fetischdienst.

Der afrikanische Feticismus erhielt seinen Namen aus dem Portugisischen, da das zur Zeit der grossen Seefahrten in Europa grassirende Hexenwesen den ersten Entdeckern die Analogien für die an der Westküste angetroffenen Verhältnisse abgab. Die Hexenfurcht mit der daraus sich ergebenden Verfolgung ist eine durchgehende Erscheinung, die sich bei allen Naturstämmen in Polynesien (besonders auf abgelegenen Inseln Melanesien's) sowohl, wie bei den Patagoniern oder nördlichen Indianerstämmen und dann durch ganz Afrika findet. Die Leiden, zu denen die Menschennatur geboren, führen zur buddhistischen Resignation, und in activen Charakteren, die sich nicht gleich den schlaffen Völkern Ostasien's willenlos ihrem Geschicke oder Missgeschicke hinzugeben vermögen, regt der Schmerz des Leidens zur Nachspürung seiner Ursache an, die als im Bilde des Feindlichen versinnlicht, am nächsten in dem Mitmenschen gesucht wird, da von ihm im geselligen Verkehr die Auffassung als Feind, ebenso sehr oder mehr noch verständlich ist, wie als Freund. So finden wir bei allen primitiven Anschauungskreisen, dass die Ursächlichheit jedes Unglücksfalles in den bösen Willen eines Nebenmenschen verlegt wird, und nur mit zunehmender Aufklärung verscheucht das Licht des Wissens die Gespenster eines mittelalterlichen Aberglaubens, obwohl sie in einsamen Localitäten bekanntermassen, selbst an den Centralstätten europäischer Civilisation bis auf heute fortspuken mögen.

Wie jedes Bedürfniss seine Abhülfe verlangt, so findet sich auch bei allen den von Hexenfurcht geplagten Stämmen, eine Klasse von Helfern, der (indianische) Medicinmann, der Hexenriecher (wie bei den Kaffern gesagt wird), die gegen böswillige Angriffe des geheimen oder unsichtbaren Feindes schützen, oder die schlimmen Folgen derselben zu heilen versprechen. Diese unter einer anerkannten Religion als orthodox geachteten Priester mögen in Folge ihres Verkehrs mit dämonischen Mächten, und Bekämpfung der in

ihren Augen bösen mit den für sie guten, ihrerseits wieder zu Handlungen verführt werden, bei denen sich in den in einander überlaufenden Schattirungen schwarzer und weisser Magie der Priester in den Zauberer verkehrt oder dieser in jenen.

In einem religiösen (oder doch theologischen) System hat der Priester zum Kampf mit Satan und zur Exorcisation seiner Teufeleien ein geregeltes Formelschema, mit dem er kraft seiner Weihe hanthiert. In einer buchlosen Religion dagegen ist der Fetischmann auf seine eigene Discretion und Combinationsgaben hingewiesen, um sich die Gaben der Natur aus Steinen, Pflanzen und dem Thierreich dienstbar zu machen, und um sie dann, sei es als medicinische, sei es als zaubrische Heilmittel, die deshalb mit verehrungsvoller Scheu betrachtet werden, zu verleihen.

Hierneben mag die in unbestimmten Ahnungen schwankende Auffassung einer ersten Grundursache vorhanden sein, als grosser Geist unter den Rothhäuten, als Yankupon oder Sambi ampungu in Afrika, und bei einem Anlauf zu systematischer Gliederung mögen dann die die Naturgegenstände durchdringenden Wong als Emanationen von Oben erscheinen und sich wieder, wie es stets geschieht, mit den aus den Gräbern aufsteigenden Seelen durcheinander schieben.

Eine moralische Tendenz blickt in den Religionen der Naturvölker kaum hindurch, da die in complicirten Gesellschaftsverhältnissen wachsende Gelegenheit und Anleitung zu Verbrechen selten ist oder fast ganz fehlt. Der Diebstahl wird durch die Staatsgewalt, selbst wenn diese noch eine patriarchalische ist, zu streng bestraft, um bei den geringen Vortheilen und der Schwierigkeit der Verbergung häufig zu sein, und über den Mord wacht die Blutfehde. Die schauderhaften Gräuel, die in Wirklichkeit vorkommen, sind eben durch die in der Hexenfurcht angedichteten Verbrechen hervorgerufen und von den Priestern nicht nur sanctionirt, sondern in Anfachung der Verfolgungen noch gefördert. Bei contemplativen Naturen füllt sich indess beim Nachdenken über jenes im Höchsten geahnte Allmächtige das Herz mit andächtigen Regungen, die veredelnd auf das Naturell zurückwirken mögen.

An der Loango-Küste wird der Fetiçero, (der oder die Hexe), als Endoxe bezeichnet, und ihm gegenüber steht der priesterliche Gànga, der Meister der Zauberer, der aber oft selbst wieder ein Zauber- oder Hexenmeister ist. Der Endoxe ist eben Jedermann oder Niemand. Niemand (mit gewissen Ausnahmen) wird sich als solcher bekennen und in Jedermann mag man ihn argwöhnen. Der Ganga dagegen ist ein anerkannter, und in gewissen Fällen vom Fürsten selbst eingesetzter oder bestätigter Stand, der durch die Arbeitstheilung nach verschiedenen Functionen eine Art Hierarchie gliedert. Die Hauptaufgabe des Ganga ist, wie gesagt, gegen die Angriffe des Endoxe zu schützen, sieunschädlich zu machen, und so wendet man sich an ihn bei jedem Unglücksfall, welcher Art immer, denn hinter jedem steckt ein Endoxe, wie im Mittelalter die Hexe nicht nur das Käsen der Milch verhinderte, son-

dern an Krankheit und Tod alleinige Schuld trug. Diese Ansicht findet den vollsten Beifall der Neger, wie aller Naturstämme überhaupt, die keinen Todesfall aus natürlicher Ursache zulassen, sondern in jedem ein boshaftes Abschneiden des Lebensfadens sehen.

Sobald also ein Familienglied in Unglück geräth, sich verletzt, krank wird oder stirbt, wenden sich die Verwandten an den Ganga ihres Dorfes, der dann durch zaubrische Ceremonien den Schwarzkünstler ausdeutet, der solches Unheil veranlasst hat. In einigen Ländern des Südens genügt eine solche Erklärung des Ganga, um den Beschuldigten (aus dessen Körper dann, wie in Siam, der Zaubersack als pathologische Concretion extrahirt wird) einem grausamen Tode zu überliefern, in Congo und Loango dagegen muss erst die Probe eines Gottesgerichts (in der Form des Feuers, Wassers, Trankes u. s. w.) vorhergehen. Wird dieselbe von dem Angeklagten bestanden, so hat die Parthei, die ihn in den Anklagezustand versetzt hat, hohe Entschädigung zu zahlen, der Ganga dagegen geht frei aus, während in Araucanien, wie einst bei den Scythen, die falschen Wahrsager dem Tode überliefert werden. Bei eclatanten Fällen des Betrugs soll ein Verbrennen falscher Propheten indess auch an der Loango-Küste vorgekommen sein.

Sobald sich die teuflische Anklage erhebt, ergreift eine jener Wahnsinnsepidemien, welche zur Zeit der europäischen Hexenzeit herrschte, den Geist, und das vergossene Blut vermehrt den Blutdurst statt ihn zu stillen. Entgeht der erste Beschuldigte, so setzt die Familie des Klägers alle ihre Mittel daran, um dem Ganga für eine neue Anschuldigung zu zahlen, bis sie im fremden Tode die Sühne für den Eines der Ihrigen erlangt zu haben glaubt. Nimmt nun das Ordal sei es (wie in der Mehrzahl der Fälle) gleich am ersten, sei es bei einem späteren Male, einen fatalen Ausgang für den Angeschuldigten, so ist es mit seinem Tode nicht genug, sondern das Anklagen, Probiren und Morden geht fort, bis oft neben einem natürlichen Todesfall, das Land durch ein halbes oder ganzes Dutzend künstlicher entvölkert ist. Hier begeht man die entsetzlichsten Verbrechen, um imaginäre Verbrechen zu hindern oder zu strafen, aber diese letzteren wieder werden keineswegs auf moralischer Wagschaale gewogen. Der Endoxe ist ein gefährlicher Mensch, den man zu vermeiden und, wenn möglich, zu zertreten hat, aber er wird seinen Nachbar nur dadurch gefährlich, weil er ihn an Verstand und Kenntnissen überragt, sich dadurch also mancherlei Naturkräfte dienstbar machen kann, deren Benutzung jenem versagt ist. Dass nun aber Jemand, der sich seiner Superiorität über seinen Nachbar bewusst ist, diese zur Knechtung desselben bedienen wird, ist dem Hirn des Negers aus dem Rechte des Stärkeren sonnenklar, und so wird er seinen Nebenmenschen, der ihn (wegen eifriger Betriebsamkeit) an glücklichen Handeln, wegen sorgfältigerer Bebauung an ergiebigen Ernten übertrifft, als Endoxe fürchten, und geneigt sein, Krankheits- und andere Unglücksfälle, die ihn treffen, Geheimmitteln oder -kräften zuzuschreiben, die nicht ihm, aber seinem geistig überlegenen Nachbar bekannt

sein könnten. Sein erster Gedanke wird also sein, eine Cabale gegen ihn zu organisiren, um ihn zu vernichten oder bei Seite zu schieben, doch folgt es aus der Natur der Sache, dass solche Opposition, um so schwieriger, und wegen der Gegenanklagen oder Entschädigungssummen um so kostspieliger oder gefährlicher sich gestaltet, je reicher oder mächtiger der Verdächtigte bereits ist. So tritt auch consequenterweise eine Grenze ein, jenseits welcher die Anklagen als Endoxe nicht länger erhoben werden können, und ein Fürst, also der zu der höchsten Sprosse auf der Ehrenleiter Emporgestiegene, bekennt sich offen oder öffentlich vor allem Volke bei der Krönung als Endoxe, um fortan sämmtlichen darauf bezüglichen Anschuldigungen und der Proben, ob er es wäre, erhoben zu sein. Allerdings übernimmt er damit eine Art moralischer Verpflichtung, seinen ärmeren, und weil ärmer ihm unterthänigen, Nebenmenschen in ihren Unglücksfällen, bei denen man an seine Eigenschaft als Endoxe denken könnte, aus der Fülle seines Reichthums zu Hülfe zu kommen, aber zum Untergehen eines Ordales lässt er sich nur herbei, wenn durch einen gleich hochgestellten Fürst provocirt, und dann ist es ein Duell, bei dem sie sich die Probe gegenseitig zuschieben, ein Wettstreit um das Vermögen des Unterliegenden, das dem Sieger zufällt. In einem solchen Zweikampf erlag kürzlich der Samano, in Folge welches Todes Chiloango und das Gebiet von Chinchoxo ohne Fürst geblieben ist.

Der Ursprung des Endoxe wird in den Schöpfungsmythen mit dem ersten Sterben in Verbindung gebracht, das erst (wie bei den Grönländern) nach einem Götterstreite eintrat, während Anfangs das Leben beständig währte und sich (gleich dem der Caroliner) mit dem Neumond stets erneute. Ursprünglich tödtete der Endoxe im Auftrage der Gottheit, zu der er an einem (auch in der Mythologie der Chibchas bekannten) Spinnenfaden hinaufkletterte. Seitdem er indess von einer moralischen Verurtheilung getroffen wurde, bildete sich im dualistischen Gegensatz zu Sambi ampungu im Himmel die Vorstellung des bösen (impi) Gottes in der Erde oder des Sambi impi und durch Beschwörung dieses mit seinen höllischen Geistern soll nun der Teufelskünstler seine Kunst erwerben. Der Ganga oder Priester, dessen Weihe stets auf Schwierigkeiten stösst (und in Guyana z. B. durch die Seefrau vermittelt werden muss), tritt erst in zweiter Linie nach dem Endoxe hervor und wird geradezu für einen abtrünnigen Endoxe erklärt, der um beim Todesurtheil sein Leben zu retten, sich für schuldig erkannte und um des Cassa-Essens überhoben zu sein, sich erbot, die ihm bekannten Kräfte und Milongo (oder Zaubermittel) fortan zum Besten der Menschheit, statt zu ihrem Schaden, zu verwenden. So kann es nicht überraschen, dass die Stellung des Ganga vielfach zwischen weisser und schwarzer Magie schwankt und dass er in alte Gewohnheiten des Schadens zurückfallen mag. Jedoch bleibt davon getrennt die Klasse der den heiligen Boden der Muttererde hütenden Ganga, deren Existenz mit der göttlichen Einsetzung der Fürsten in Verbindung gebracht wird und schon mit deren Function als Priesterkönig eng verknüpft ist.

Als angesehenster unter den Ganga gilt der Ganga Angombe, der Seher oder Prophet (als Ganga umtali oder Ganga tescha), der zum Weissagen berufen wird und den ausgedeuteten Schuldigen dann dem Ganga incassi übergiebt, damit er ihn im Ordal der Cassa prüfen. Neben dem Ganga umwulu (zum Regenmachen) und dem Ganga umbumba [für die Kriegsceremonien]) findet sich dann noch der Ganga Bakisso (Umkissie), der als die Milongho oder Wunderarzeneien für Idole oder Mokisso ertheilend, auch Ganga Milongho heisst. Dieser letztere steht auf der Uebergangsgrenze zum Endoxe und er trägt (nach dem Ausdruck des Landes) die Mütze eines Fetissero (barreto do feticero), indem er sich als Fetissero bekannt hat. Man unterscheidet die Mokisso abisa, als heilende, und die Mokisso ambi, die krank machen, aber auch der beste der Mokisso mag als seinem menschlichen Ganga dienstbar, zu Zwecken verwandt werden, die dem von den Folgen derselben Betroffenen nicht als gute erscheinen. Simbuka tödtet mit raschem Schlage, Kunja lähmt diejenigen, gegen welche er angerufen wird, Kanga-Ikanga verursacht Kopfleiden, wodurch die Kranken in die Wilderniss fliehen, Mabiali-mapanje beraubt die Wahnsinnigen (Lauga) ihres Verstandes, und so giebt es mehr der Uebelthäter, wogegen der durch einen halbgeöffneten Eisenring präsentirte Bulunga gegen Krankheit bewahrt, Malunga (als Eisenring) den Kopf klar erhält, und so Imba (Armring mit Muschel) dem blutigen Ausgang in Streitigkeit vorbeugt, Madombe (als Eisenkette) im Kriege schützt u. s. w. Der Ganga miamassa ist durch die von ihm ausgekochte Arznei Kindagollo bei Bauchkrankheiten gesucht. In schweren Fällen dienen dem Ganga die Makongo Umba oder Umkanje genannten Mokisso und andere sind verschieden für Männer oder (wie Umpembe) für Frauen. Die Sasi liefern die Tränke, die Schwangeren bei der Geburt gegeben werden, oder den Neugeborenen als Heilmittel und sie werden von weiblichem Ganga bedient, indem die Ganga Sasi Frauen sind. Kulo-malonga stillt allzuheftigen Blutverlust bei der Menstruation. Bleibt eine Frau kinderlos, so liefert für sie Bitungu das Heilmittel und für den impotenten Ehemann Dembacani oder Cuango-malimbi.

Manche der einheimischen Aerzte besitzen eine ausgedehnte Kräuterkenntniss und verwenden die heilkräftigen Pflanzen oft mit gutem Erfolg, besonders bei Wunden und äusseren Verletzungen, wie sie auch gebrochene Glieder einzusetzen und einen passenden Verband anzulegen wissen. Eins ihrer Hauptmittel ist das Schröpfen mit einem dann durch Wachs zugeklebten Horn, und die nackten Rücken der Männer sowohl wie Frauen erscheinen gleichsam tättowiert in Folge des vielmaligen Schröpfens, auf das man bei jedem leichten Unwohlsein zurückkommt. Bei Anschwellungen und Entzündungen werden mit einem Messer im Umkreis der Schwellung Stiche gemacht, um dann Pulver von Kola-Nuss oder verschiedener Saamen einzuimpfen. Wie die Wurzel Kina von den die nächtlichen Operationen den Ganga begleitenden Musikern, wird ein weisser Saamen von den Ganga Njambe gegessen, um sich den Schlaf zu vertreiben, wenn sie die Geister rufen, bei deren Ein-

reten ihr Körper dann in Convulsionen zuckt (Gulo-umbuiti), bis sie bewusstlos niederfallen. Leichte Fälle heilen die Ganga Njambe selbst durch ihr Milongho, während sie bei schwereren Aufgaben, den als Specialarzt fungirenden Ganga angeben, der aufgesucht werden muss. In Mayombe lebt der Ganga Umgowe, der seinen Mokisso als Calabasse besitzt und den Malungu Angove verleiht, der Ganga Malassie in Umlambe (am Zaire), dessen Mokisso in einem Korbe besteht, verleiht den Malungu Malassie, der Ganga Umlembe (in Sundi) gewährt, durch seinen Mokisso als Kasten, den Malungu Lembe.

Die Krankheitsursachen können verschieden sein. Nur selten heisst es bei plötzlichem Todesfalle: Zambi tumesi (Gott hat ihn gerufen), gewöhnlich ist es der Fetissero oder Endoxe, der bei Nacht nackt umherwandert und Verwünschungen ausspricht gegen seinen Feind, der dadurch krank wird. Andere Fetissero kommen unsichtbar bei Nacht, um (gleich den Vampyren) das Blut des Kranken auszusaugen, und dieser lässt dann Nägel in den Mokisso einschlagen, um ihn zu tödten. Auch kann man sich gegen die Angriffe der Fetissero im Schlafe durch das Madungo genannte Milongo schützen, indem dann der Endoxe im Traum gesehen, und am anderen Tage als solcher angeklagt, zum Cassa-Essen verurtheilt wird. Die zum Sehutz gegen den Fetissero von dem Ganga erhaltenen Milongo werden eingewickelt in ein Säckchen getragen, doch haben die Mokisso Abneigung gegen gewisse Farben, Arten von Zeug u. s. w., mit denen sie nicht bewickelt werden dürfen. Die von den Ganga für ihre eigenen Milongo, die sie ihren Quixilles gemäss nur zum Nutzen und nichtzum Schaden verwenden dürfen, gebrauchten Säcke heissen Kutu. Die Pfeifen (Imbambe-insa), die von den Ganga gebraucht werden, müssen aus den Hörnern der jedesmal dem Mokisso heiligen Thiere, deren Fleisch (wie dem indianischen Medicinmann) dem Ganga verboten ist, gemacht werden, und ebenso die Federn der Umpung-Sala (Federmütze). Der Ganga divinirt, welches Thier oder welcher Theil eines Thieres seinem Mokisso beliebt ist, und aus den Knochen oder dem Gehirn, den Augen u. a. m. dieses Thieres, das bald ein männliches, bald ein weibliches sein muss, wird dann das Milongo bereitet, indem das Thier nach einer genau mitgetheilten Art und Weise zu sterben hat, sei es im Feuer, sei es durch Hunger oder sonst. Ausserdem sind dem Mokisso gewisse Pflanzen heilig und der Ganga steckt neben eine solche den Multi-Inxima (Stab des Verbotes), worauf Niemand wagt, dieselbe zu berühren. Der Fetischbaum Umteva Miembembe, dessen Fasern zum Umwickeln in Krankheiten gebraucht werden, ist heilig durch den Fetisch Bembu Kinu, als Shimbi Kanzie Bembu Kinu oder Erdteufel Bembu Kinu.

Oft kann eine Krankheit dadurch verursacht sein, dass der Kranke die erbliche Xina (Quixilla) gebrochen, und der herzugerufene Ganga findet aus, welcherlei Fleischgenuss die Ursache gewesen und verbietet einen solchen für die Zukunft, indem er zum Erinnerungszeichen an den Arm einen Ring anlegt. Der Angove genannte Ring (aus breitem Eisen) verbietet Hühner und Wild und behütet dafür gegen Unfälle auf See. Der Fetisch Chimbin-

ganga (in Cabinda) verbietet für bestimmte Tage den Genuss von Schweinefleisch, sowie der männlichen Hühner. Wer sich dem Fetisch Lubongo (durch Federstäbchen an der Stirn bezeichnet) ergiebt, darf weder das Meer, noch einen Weissen sehen.

Auch die guten Mokisso (Mokisso-in-Zambi) oder Heilfetische, (wie Lembe, Angowe, Malassie, Bembo Loango u. s. f.) die das Leben schützen, und (wenn nicht durch einen Milongo) durch einen Bandstreifen (an Hand oder Fuss) repräsentirt werden, strafen mit Krankheit, wenn ihre Quixilla durch die Verführungen Zambi-impi's, der im Dunkel des Waldes lebt, verletzt und gebrochen werden. Findet der Ganga, bei Errathen des Fetissero, dass derselbe Grund zu seinem Hass gehabt, den er auf den Kranken geworfen, so muss ein Schwein geschlachtet und das blutige Fleisch in Stücken zur Sühne durch das Dorf vertheilt werden.

Wie die bösen Fetische, die Diener des Zambi-impi, erholen sich bei ihm ihre Zaubermacht die Fetissero des Endoxe, oder durch den in ihrem Leib befindlichen Zaubersack das Leben des Kranken an sich ziehen. Dann begeben sich die Ganga zur nächtlichen Beschwörung der Fetische, die durch Kauen von Zaubermedicinen und Beblasen der Glieder herbeigerufen werden. Haben die Fetische ihren Kreis gebildet, so wird für Zambi-impi gepfiffen und das Feuer (wie bei den schamanischen Ceremonien) mit den Füssen ein Wenig auseinander gestossen, damit er eintreten kann. Sobald dies geschehen ist, ergreifen ihn die Fetische und zwingen ihn Antwort zu geben, worauf der Ganga im vorgehaltenen Spiegel den Schuldigen erblickt, nämlich den Kranken, den Fetissero, der ihn martert und Zambi-impi, der den letzteren am Genick packt. Auch für Erlangung der entsprechenden Arzneien bedarf es nächtlicher Beschwörungen, indem die bei ihren geheimen Namen angerufenen Fetische dem Ganga in Gestalt von Hunden, Ziegen u. s. w. erscheinen und das fehlende Milongo, sowie den Ort, wo es zu treffen, bezeichnen. Aus den Eingebungen des Hauptes (Kuntuena) reden die Ganga, wenn in Begeisterung, eine heilige Sprache (Imbembe Umkissie), die für die übrigen Fioth unverständlich (Tusunkuku) ist, als aus entstellten Worten bestehend oder (in Cacongo) Worte der Bunda-Sprache entnehmend.

Wenn bei einer Berathung über einen Krankheitsfall die Aussagen der verschiedenen Ganga nicht übereinstimmen, so wird die Entscheidung des Aeltesten nachgesucht, (als Chinzonze-Metiamvoa) und wenn derselbe die Diagnose eines Collegen unrichtig findet, entzieht er ihn für einige Jahre die Practica oder nimmt ihn wieder in die Lehre. Auch verliert der Ganga tescha einigermassen an Autorität, wenn er durch falsches Orakel einen Unschuldigen dem Ganga incassu überliefert hat. Dieser wird vor Antritt seiner Functionen genau geprüft und fast in jedem Dorfe findet sich ein solcher Ganga, da es bei Mangel daran die Aufgabe des Grundherrn sein würde, einen solchen zu berufen. Der Ganga Angombe muss dagegen oft in der Ferne gesucht werden, und man entschliesst sich nicht gerne dazu, da sein

Erscheinen in einem Dorfe leicht Grund zu innerem Zwist und Streitigkeiten geben kann. In Mussuku wird der als Fetissero Angeklagte sogleich in Stücke gehauen, ohne dass man ihm die Probe des Cassa erlaubt.

Der Unterricht des Schülers betrifft vornehmlich die Milongo, denn der Ganga entlässt ihn, sobald er ihm das Prophezeien gelehrt hat. Der Schüler besitzt gewöhnlich nur über einen einzigen Fetisch Macht, während der Meister über viele (bis zu 10) gebieten mag. Zu gewissen Zeiten ziehen sich die Ganga mit ihren Schülern (zur Einweihung dieser) in das Innere des Waldes zurück, dessen Betretung dann durch Quixilles verboten ist, indem nur die dem Fetische vermählten Frauen, auf bestimmten Wegen ihre Männer besuchen dürfen. Der Golumbuiti in Chiloango unterrichtet die Knaben Kissinkaka, Lembanene, Lemba-Lemba, Umkrikitinkaka, Mansemba. Der alte Ganga-nene oder Oberpriester, der unter den Namen Ganga Kunga (in Chicambo) seine Schüler (und deren Schüler) für Kuren und Prophezeiungen aussendet, lebt ausserhalb des Dorfes am Eingang zum Walde und wird dort von seinen Frauen bedient, deren Erste seine Speisen an einem abgelegenen Theil des Waldes zubereitet und sie dann, mit Palmblättern bedeckt (damit Keines Augen darauf fallen) zu ihm in die Hütte bringt, wo er isst, ohne von Fremden gesehen zu werden. Die dem Fetisch vermählte Frau, die allein diesen berühren kann, muss alles, was sie bei Tage erblickt, dem Gatten Nachts mittheilen, weil sie sonst in Krankheit fällt und das Milongo des Fetisches verdirbt. Die Ganga dürfen nur an bestimmten Plätzen Wasser trinken, das es der Frau des Fetisches (Umcase Lemba) allein zusteht, zu holen und zwar nur an bestimmten Stunden des Tages oder der Nacht. Durch die vielfachen Speiseverbote ist die Fleischdiät der Ganga, die manche Thiere oder Fische selbst nicht sehen dürfen, oft eine äusserst beschränkte, so dass sie vielfach nur von Wurzeln und Kräutern leben, indess rohes Blut trinken mögen. Jeder Ganga hat eine seiner Frauen (die vornehmste) dem Fetisch vermählt, und sie allein, indem sie ihn bei seinen Ceremonien unterstützt, mag die Idole und heiligen Gegenstände berühren.

Die Shimbuco, Malasie, Kuanda genannten Schulen der Ganga kommen von Bomma, die Shibingo, Mabiali-mandembe, Ungoffo, Maloango, Ikosu, Pumbo, Mabili, Mabika, Bongo, Umbandi, Bumba, Umkissi-insi, Bumba-masi, sind einheimische. Der Ganga Ungiemo durchlief (Ende der 60. Jahre) die Dörfer von Malembo und Chiloango, von Trommeln und Tänzern begleitet oder empfangen, um durch einen aus Blut und Pulver gemischten Trank, für den Alle im Dorfe bezahlten, die Verbrecher und Fetissero unmöglich zu machen und die Eingeweihten des Erbrechens beim Cassa-Essen zu versichern. Indess hatte seine Secte keinen Bestand.

Als angesehene Fetische gelten in Cabinda u. A. Mangaka (unter dem Ganga Pansa), Maluango Songo (unter den Ganga Maluango), Koso (in einem Tuch), Mabiali-mandembo oder Mabiali-mapanje (unter dem Ganga Mabiali). Die Fische werden gehütet vom Ganga Imbosi (in Schimbolla), vom Ganga

Shinpukulu (in Bukomasie), vom Ganga Umpanje (in Porto-Rico); Regen giebt der Ganga Vemba (in Umto), Ganga Kanga, Ganga Shimkanga, Ganga Lunga in Umtende), Ganga Simbikanga (in Shimsase). Der Ganga Pungamakussu (in Sala) lässt unfruchtbare Frauen der Prinzen Kinder gebären. Der Mokisso Pungamakussu wird von Prinzessinnen bedient. Der Ganga Bikkiagongo (in Mekono) überreicht dem gekrönten Könige von Angoy das Messer, vor dessen Empfang er kein Todesurtheil vollziehen darf. Für den Krieg ist Bumba der Fetisch des Königs, Umkissanzi ist Fetisch der Erde, Binga der Frauen. Der Fetisch Coangela (auf dem rechten Ufer des Quillu unterhalb Banga) hütet die Mündung des Flusses. In Longo-Bonde findet sich der Fetisch Maleka, Mavialle-madembo ist Hauptfetisch von Chiloango, Ganga Memsinda in Chimsinda. Bei dem Ursprung des Flusses Vinda war früher der Weg verschlossen, da der im Wasser befindliche Fetisch Niemand passiren liess. Der Fetisch Lumsunsi unter dem (weiblichen) Ganga Sumsi erscheint im Walde bei Kabinde, die Flüsse zu schützen. Der Fetisch Koro (ein Hund mit zwei Köpfen) dient in Inshono bei Krankheiten. Mumasambi (mit Lanze und Hahnenfeder) ist grösster Fetisch in Bomma neben Mafimansinga, Moreboaka, Kunja, Konde, Mangaka, Umpindi, Makuaiyi, Badu, Umpansi, Nummasa. Der Fetisch Binde (in Mannesgestalt) gehört dem König Chuve (zum Heilen von Krankheiten), der Fetisch Makuanja (in Bomma) straft Verbrechen, wie (unter den Mussoronghi) die Fetische Inkoschi, Digangun, Pansum, Umbambi. Der Fetisch Tonse verursacht Schlaflosigkeit, wenn er zu strafen hat. Bei schlechtem Fang begeben sich die Fischer mit Geschenken zu Bembe Kinu und erhalten dort die Versicherung, dass es besser werden würde (unter den Mussoronghi). Die Fetische leben unter der Erde und kommt Nimina herauf, wird die Eisenglocke geschlagen, dieses Ereigniss zu verkünden. Dem Ganga Nimina als männlichen, steht eine Frau im Ganga Nyamba (wie am Gabun) zur Seite. Der Mokissie Umbumbo wird aus der Tiefe des Erdbodens von Ganga Umvulu heraufgerufen. Zambi tschakalamba (stärker als Zambi Kalungo) steigt aus der Erde empor und lässt sich in einen geweihten Teller nieder, um Frauen zum Geständniss ihrer Sünden zu bringen. Umbamba tuwitta lebt unter einer Erhöhung mit zwei Trichtern, durch welche Rum hinabgegossen werden kann, und vor demselben steht ein leeres Häuschen, in dem ihm ein Bett bereitet ist zum Ausruhen, wenn er sich aus seinem Grabe erhebt. Solche Capellen mit Bett und Matte, um ein Lectisternium zu bereiten, finden sich überall durch die Felder zerstreut, besonders für die Erdgottheiten, die mit Regen segnen. Zimbi lung-angentschi ist zum Schutz des Regens eingesetzt und Quinganga Bembe (Bembe Kinu) gewährt Regen (beim Gesang Bumba-ke-malembe, Bumbake-malembe). Der Ganga Imbemba dient Zambi. Der Fetisch Kamba (im Walde von Chicambo), der nur bei Sonnenaufgang besucht werden kann, trägt Elephantenzähne, die aus der Erde hervorgekommen sind. Wenn er von den Grundherrn nicht gut behandelt wird, giebt es weder Jagd noch Fisch-

fang. Dies ist eine Lebensfrage und ebenso das Ausbleiben des Regens, weshalb man (wie im Bechuanenlande) Alles versucht, ihn herbeizuschaffen. Als dem König Mani-Bussa in Tumba ein Singa benannter Sohn geboren wurde, der am Tage der Geburt (wie Buddha) aufrecht stand und redete, vertrieb man ihn in das Land der Musseronghi, weil der Regen ausblieb und solcher Mangel dem Prodigium zugeschrieben wurde. Da jedoch die Regennoth fortdauerte, wogegen bei den Mussoronghi reichlicher Regen fiel, bat man den Vater zurückzukommen, und als derselbe mit seinem Sohne diesem Gesuche folgte, trat Ueberfluss an Regen ein. Der junge Prinz starb bald darauf, begeistert aber seitdem, in das Haupt des Priesters (des Ganga Singa in Tumba) aufsteigend und verkündend, dass er, obwohl gestorben, dennoch lebe. Der Kasi-bakissie erzeugt Regen aus einem mit Milongho gefüllten Kasten (Lubukulu), die Lukallala (Eisenschraube mit Quadraten) schwingend, wenn der Kissi-insie (Erdgeist), der in Jimakande und Jimesuntuba lebt, ihm in den Kopf steigt und durch seinen Mund redet (was sich auch zur Heilung von Krankheiten benutzen lässt). Am Chiloango-Fluss wird der Fetisch Uilombe für Regen verehrt und Chimpinde als weiblicher Fetisch. Für den Fetisch von Kotamatewe (zwischen Punta negra und Massabe) werden am Anfang der Regenzeit Festlichkeiten veranstaltet, in Rundtänzen und Reinigung des Grundes, wie es allen Inkissi-i-vulu als Regenfetischen zusteht. Der Ganga Mokisso Umsie ist der Priester der Erde. In Zimissindi (unter der Prinzessin von Moanda) wohnt der als Regenmacher dienende Ganga In dem Fetischhaus finden sich viele Elephantenzähne, sowie daneben ein Wasserloch. Umpungu (zwischen Chissango und Loango) ist Regenfetisch. Der Ganga Iniema (bei Loangele) bedient den Mokisso Iniema, der aus einem Stein und einem mit einer Röhre versehenen Hammer besteht. Bei Regenmangel wird der Hammer mit der, voll Rum gefüllten, Röhre nach oben auf den Stein gestellt, wenn der Regen, weil zu heftig, gehemmt werden soll, nach abwärts. Häufig, wie auch bei den Geheimbänden in anderen Theilen Afrika's, werden phantastische Maskereien veranstaltet, gleich denen der Dunga, die unter der Leitung des Mabobolo, des Gungiyu und des Luenje stehen. Bei ihrer Versammlung im Finda Andunga (im Walde der Dunga) bekleiden sie sich mit den Masken (Bukus Kiendunga), bei deren Umkehr von den Mokissie-insie Dungo (unter dem Ganga Mandunga-Andunga) kein Regen gegeben werden würde. Für solchen Zweck müssen sie mit der Oeffnung nach oben gestellt werden.

Kimpanganga (in Banga), der von Zimbi mit Medicinen aus Flechtwerk (Mbonso-Kimpanganga) versehen ist, lebt in einem Haus inmitten des Wassers. Der Ganga Ambingo (in Nemina) erhält seine Medicinen von Zimbi. Der Ganga Bombo tödtet durch Zimbi's Macht die Doke (Endoxe). Umschittu findet sich im Dorfe Sogno (des Mambuk), als Mokisso in Cabinda oder M'kissie (Umkissie) in Loango. Der Fetisch Tschimbuko ergreift sein Opfer im Genick, und der dann gelähmte Kranke kann nur durch die Milongo des Tschimbuko

geheilt werden, dem durch einen Kinda oder Kastenkorb repräsentirten Hauptfetisch in Umkondo (am rechten Ufer des Quillu), wo Manitatu liluemba herrscht. Umsasi heilt Fieberhitze, die er selbst verursacht hat und Lubangula seine eigene Augenkrankheit. Mambili, der durch Einschlagen von Nägeln tödtet, kam aus dem Lande Bakunja dorthin. Die Xico genannte Pflanze ist Fetisch in Loango und findet sich eingehegt auch in Kabinda. Der Fetisch Kuanje ist durch einen Säbel symbolisirt.

In Chicambo prophezeit der Ganga Njambe die Krankheit (oder ihre Diagnose) und die Heilung fällt dann (je nach dem Falle) einem der Zauberärzte zu, wie dem Ganga Bomba Loango (eine Trommel mit phantastischem Thier führend), dem Ganga Chimbuka (mit männlicher Figur), Konde-Mamba (einen Mann mit Bauch zeigend, weil besonders den Bauch curirend), Umsase (mit einer Figur im Korbe, um Frauen fruchtbar zu machen), Moela-Chicaca (mit lebensgrosser Figur), Mangaca (in Undinje mit bärtiger Figur, in Tipoya getragen), Imbika (mit Sackfigur für venerische Krankheiten), Chikoso (mit der Figur eines Hundes, von weiblichen Ganga bedient). Ausser diesen heilenden Mokisso giebt es (um zu schaden) den Mokisso Mambili (als Figur mit dick aufgetriebenem Bauch), der durch Einschlagen von Nägeln Krankheiten (Bauchwassersucht u. dgl. m.) verursacht, und für dieses Einschlagen erhält der Eigenthümer (der Mabombe) Bezahlung. Fällt Jemand in Krankheit, so divinirt der als Specialarzt berufene Ganga, ob (oder vielmehr, dass) dieser Krankheitsfall durch einen im Mambili steckenden Nagel verursacht sei. Da der Mabombe den speciellen Nagel indess nicht kennt, muss er veranlasst werden, ihn zu suchen, natürlich gegen Bezahlung, ferner die dem Mambili durch das Ausziehen verursachte Wunde zu heilen, nochmals gegen Bezahlung, und dann lässt sich der Ganga herbei, den Patienten selbst zu heilen, nämlich gegen Bezahlung (für deren Einziehung es noch nie einer Priesterschaft, trotz aller Armuthsgelübde, an guten Gründen gefehlt hat).

Besonders gefürchtet, fast über alle Theile der Küste, ist der Fetisch Mabiali mandemba, und dieser theilt das hohe Ansehen, das ihm gezollt wird, mit dem Mangaka. Ihre Figuren werden mit erhobenem Arm dargestellt, oft ein gezücktes Schwert darin, um die Endoxe niederzuschmettern (wie es in Indien durch Kali geschieht) und sie sind die Gerichts-Fetische, durch welche Verbrecher entdeckt und bestraft werden. Da indess den menschlichen Dispositionen ihrer Priester selbstverständlich nicht zu trauen ist, mögen diese ihre verderblichen Kräfte auch gegen Unschuldige richten, und so ist der Schrecken, den diese bald guten, bald bösen Dämone einflössen, ein allgemeiner.

Die Operationen, die mit diesen Fetischen vorgenommen werden, kommen auf das auch in anderen Theilen der Welt wohlbekannte Nägeleinschlagen zurück, und indem man der Holzfigur einen geweihten Nagel, der bei schweren Fällen vorher glühend gemacht ist, infigirt, soll sie gewissermassen durch den Schmerz beständig an ihre Pflicht erinnert werden, und erst nach Er-

füllung dieser wird der Nagel ausgezogen und die Wunde (des Loche's) geheilt. Da ein solch mächtiger Dämon natürlich mit rasender Wuth erfüllt wird, gegen den Urheber, um dessentwillen ihm die Pein verursacht ist, und diesen mit seiner ganzen Rache zu verfolgen strebt, bringt der Dieb zitternd das gestohlene Gut zurück, wenn er hört, dass der Bestohlene für die Figur des Fetisches geschickt hat, um einen Nagel einschlagen zu lassen. Der Schuldige wagt nicht den Nagel einzuschlagen und wird so unter den Verdächtigen erkannt. Diese Ceremonien werden auch in prophylactischer Weise vorgenommen, indem ein Kaufmann, der seine Sklaven für den Transport von Waaren und den Verkauf von Fazenda auf einen Handelsweg aussendet, vorher den Fetisch, meistens Mabiali-mandembe (Makuanja oder Konde-Mambe) und Mangaka, holen lässt, damit demselben vor dem ganzen Hausgesinde Nägel eingeschlagen werden, unter Verwünschungen gegen den, der sich Veruntreuungen zu Schulden kommen lassen sollte. Ebenso wird Gelübden dadurch eine bindendere und zwingendere Kraft gegeben. Wenn z. B. ein Herr seinen Diener nicht von Trunksucht heilen kann, so mag er vor seinen Augen den Fetisch (Kondo-Mambo) benageln lassen, und dann wird die Furcht, von Krankheit oder Tod im Uebertretungsfalle betroffen zu sein, am besten vor Verletzung des abgelegten Versprechens bewahren. Beim Nagel-Einschlagen werden nicht gegenwärtige Personen durch Haarbüschel repräsentirt. Um die Operation wirksamer zu machen, wird der Nagel dem Verdächtigen von der Nase aufwärts über die Stirn gestrichen. Kranke bedienen sich dieser dämonischen Einflüsse in zweierlei Form. Einmal mögen sie gegen denjenigen Uebelthäter, von dem ihr Leiden ausgegangen sein soll, einen Nagel einschlagen lassen, oder wenn sie wissen, dass dieser Böswillige selbst einen Nagel zu ihrem Verderben eingeschlagen hat, so wenden sie sich an den priesterlichen Diener des Dämon (den Ganga Kondo-Mambo), damit derselbe den durch Sympathie (wie bei den gegen Feinde verfertigten Wachsfiguren) ihre Eingeweide zerreissenden Nagel wieder aus dem Körper des Idoles ausziehe. Der Priester ist aber nur das willenlose Werkzeug in der Hand seines Herrn, und da er vielen Verehrern erlaubt hat, gegen gute Bezahlung Nägel einzuschlagen, bedarf es zur Identificirung des in dem bestimmten Falle steckenden eines umständlichen Cursus von Ceremonien, und eines anderen, um das Ausziehen ohne Schmerz zu bewerkstelligen und den Dämon, der an das Einwachsen vielleicht schon gewöhnt war, nicht neuerdings zu irritiren. Alles das kostet ein ansehnliches Stück Geld.

Die Fetische werden beräuchert und bei schweren Verbrechen giesst man dem Mabiali-mandembo etwas Branntwein in den Mund, damit er den Schuldigen (nach dem Nageleinschlagen) bis zur vierten Generation tödte. Die Nägel werden erst über dem Kopf des Angeklagten hingezogen und dann in den mit Kräutern gefüllten Mund des Götzen gesteckt.

Die Autorität der Fetische Mangaka und Mabiali-mandemba (Mademba-maviali) ist eine verhältnissmässig junge, denn früher wurde der Fetisch

Konde für diese Benagelungen ausersehen. Noch jetzt werden die Fetische Makuanja und Flama-konde (von Konde-dingi) in der Umgegend gefürchtet. Am Congo wendet man sich vorzugsweise an den Mabiali-mandemba (oder an dessen Arzt für eine Abkaufssumme), und in Sumba, wo der Markt Bomma's abgehalten wird, findet sich diese Figur, während die des Mangaka im benachbarten Lunga steht. Auch in Chiloango findet sich Mabiali-mandembo (in affenähnlicher Figur) und ausserdem bietet dort der Chimbuka (aus Cafongo) seine Dienste an. Derselbe erspart die Ausgabe für einen neuen Nagel, da er bereits über den auf dem Bauch (über dem Milongo) eingefügten Spiegel einen constanten Nagel hat, an dem für jedes Anliegen mit einem Hammer ein paar Schläge gethan werden. Die Verfertigung dieses Nagels liegt dem Schmied ob (Lings-malonda), der, wie bei so vielen andern Völkern, mit priesterlichen Functionen bekleidet ist. Im Falle ein Kranker sich dorthin wendet und genügendes Honorar anzubieten vermag, zieht der Golumbuiti, der Diener des Götzen, den Nagel für eine Zeitlang aus. Derselbe bedient sich einer rüttelnden Calabasse für seine Ceremonien und singt dabei: Kolile malembe Chimbuke, Kolile malembe Chimbuke le (thu ihm nichts, o Chimbuke, thu ihm nichts, so ist es besser). Der Fetisch von Chinkakka (bei Bomma) hat Nägel an Finger und Fusszehen (wie viele andere Götzenfiguren), Bart und dichtes Haupthaar. Der Mamuba oder Ganga Mamuba, der dienende Priester des Mabiali-mandemba in Molemba besitzt zauberkräftige Medicinen, durch Bestreichen mit welchen (auf dahin gestellte Aufforderung) sich die Nägel rasch lockern und schmerzlos und leicht ausgezogen werden können.

In Magombe wird die Stelle des Mabiali-mandemba durch den Mambili vertreten, und dieser ist Hauptfetisch in Loango. Derselbe hat seinen Wohnsitz in der Erde, durch einen darüber aufgesteckten Pfahl repräsentirt, und ein in demselben eingeschlagener Nagel heftet den, gegen welchen er gerichtet ist, an der Stelle fest, so dass er (wie der von den Vestalinnen festgebetete Flüchtling) unfähig ist, zu entfliehen und an seinen früheren Aufenthaltsort zurückkehren muss. Auch hierbei wird eine Klapper (Quanga) verwandt. Wenn vom Entfliehen eines Sklaven benachrichtigt, bläst der Ganga nach allen Richtungen hin auf den Weg und zwingt ihn, zu erscheinen.

Bei wichtigen Gelegenheiten werden die Fetische verschiedener Tempelsitze vereinigt, und auf dem Versammlungsplatze, wo sie zusammentreffen, finden feierliche Begrüssungen statt. Ehe dann die Ceremonien, worin das Nageln einbegriffen ist, beginnen, werden allen Bildern die Gesichter bedeckt, bald mit Baumwollenzeugen, bald mit Bast, Seide u. s. w., je nach der Quixille des Fetisches. Im alten Mexico verwendete man Steinmasken.

Wird eines Verbrechens wegen die Gottheit Chincasse-incasse befragt, so bereitet ihr Arzt das Milongo, indem er geweihte Muscheln vergräbt und mit einem Glas Wasser auf der Oberfläche des Bodens in Verbindung setzt. Von Convulsionen ergriffen, benetzt er sich dann mit diesem Wasser die Augen, die in Seherkraft aufgehellt den Schuldigen erschauen. Verhindert

wird Diebstahl durch Umpinde, da Einschlagen eines Nagels den Dieb tödten würde. Um dagegen einen Raub glücklich auszuführen, verfertigt sich der Dieb den Fetisch Chungu aus Zeugflicken, Mattenstücken, Gummi u. s. w. Glücklicher Ausgang wird dem Credit des Fetisches gut geschrieben, wogegen er sich nutzlos oder zu schwach erweist, wenn der Dieb auf der That ergriffen wird. Für kräftige Milongo werden, (wie es auch Du Chaillu in den Gabunländern fand) die Haare eines Weissen gesucht und in einem Sack unter dem Arm getragen. Die Weihe der Fetische geschieht durch Einführung eines Milongo oder Zauberarzneimittels, und dieses wird, wenn der Fetisch aus einem Topf, Muschel u. dgl. m. besteht, darin eingekleistert, wogegen es bei Holzfiguren meist über dem Bauch angebracht ist. In letzterem Falle spielen auch die gläsernen und perlmutternen Augen eine Rolle, wie bei den Götterbildern in Ceylon. Kola-Nuss und Schevo sampunvo (congesischer Pfeffer) bilden die Speise des Fetisch, dem sie in den Mund gesteckt werden. Nach ihren Fetischen gehören die Träger derselben verschiedenen Lemba an, in welche sie eingeweiht sind.

Die eingeborenen Händler, die weite Reisen zu unternehmen haben, tragen, als eine zum Schütteln bestimmte Doppelglocke, den Fetisch Mambili, der mit Blasen und Fingerschnappen beim Einbruch von Gewittern umherbewegt wird. Trifft der Fremde in einem Dorfe Ungastlichkeit oder werden ihm dort sonst Unannehmlichkeiten bereitet, so nimmt er seinen Fetisch hervor und reibt ihn auf der Erde. Die Anwesenden gerathen dann in Schrecken, recken ihre Arme und schreien: Insi, yaku, tatu (die ganze Erde ist dein, o Väterchen), um nicht vom Blitz getroffen zu werden. Wird in einem Dorf ein Haus während eines Unwetters beschädigt, so hat sich der Eigenthümer mit dem Priester des Mambili auseinanderzusetzen und abzufinden (wie in Abbeokuta mit dem des dortigen Donnergottes). Der Ganga Mambili (in Mayumbe) wird gerufen. um einen Nagel in den Hauspfahl desjenigen Neger zu schlagen, der, wenn er sich auf der bevorstehenden Reise untreu zeigt, vom Blitz getödtet werden soll. Bei Gewittern wird auch der am Körper getragene Fetisch Bumba, während man ihn in die Hand nimmt, angerufen, als jate Bumba, lass es rasch vorübergehen, o Bumba (Perkun sagten die Slaven). Wenn bei einem eingetretenen Todesfalle (besonders dem eines Kindes) der herbeigerufene Ganga keinen Fetissero adivinirt, so ist Mambili die Ursache, und den Familiengliedern werden diejenigen Fetische angezeigt, mit deren Ganga sie sich zu ordnen haben, damit das Sterben nicht fortdaure. Liefern diese schlechte Bedienung, indem noch fernere Unglücksfälle eintreten, so müssen neue Fetische aufgesucht werden, und gewöhnlich geht dann das ganze Vermögen drauf. Um Jemand zu schaden, verfertigt der Fetissero den Fetisch Madungo (als Milongho), der auf den Weg gelegt wird, den der Feind kommen muss und diesen beim darüber Hinwegschreiten tödtet.

Besonders für Frauen bestimmt ist der Fetisch Malassie, der auch schreiende Säuglinge beruhigt, und bei Krankheitsfällen durch die Zauberpfeife

herbeigerufen, in den Kopf des weiblichen Medium's steigt, das (die Inspiration zu erwarten) geschmückt, den Körper bemalt, auf einem Stuhle sitzt. Der Cursus der Operation entspricht im Ganzen dem ähnlichen in Siam. Der Fetisch wird repräsentirt durch ein Gehänge von Lappen, die eine Kugel einschliessen und mit Glöckchen umbaumelt sind. Steigt er aus dem Sack oder Kutu, der seinen Wohnsitz bildet, in den Kopf des Kranken, der die Zaubermedicin eingenommen, so fällt derselbe nach vorangegangenen Convulsionen wie todt nieder und muss durch einen Schuss wieder zum Leben erweckt werden, um dann die Heilmittel anzugeben, die sich ihm im Zustande der Extase enthüllt haben. Die Anhänger dieses Fetisches bilden (in der allgemein bekannten Weise) einen geheimen Weiheorden, in dem man sich aufnehmen und durch die verschiedenen Grade erhöhen lassen kann. Der Candidat wird innerhalb der Tempelhütte in magischen Schlaf versetzt, und während desselben erschaut er einen Vogel oder sonstigen Gegenstand, mit dem fortan seine Existenz sympathisch verknüpft ist (wie die des indianischen Jünglings mit dem im Pubertätstraum erblickten Thier). Alle die in der Weihe Wiedergeborenen führen nach Rückkehr zum normalen Zustand den Namen Swamie (eine auch in Indien heilige Bezeichnung) oder, wenn Frauen, Sumbo (Tembo), und als Erkennungszeichen wird der Sase genannte Ring getragen, der aus einem Eisenstreif mit anhängender Frucht besteht und Wild und Ziegen verbietet, dagegen aber dem von Kindheit auf geweihten Träger seinen Schutz verleiht. Der in Tücherumwickelungen am Körper getragene Fetisch Kutu-Malasie (Marasie) wird vom Ganga Malasie mit folgendem (an die Formeln der Karen erinnernden) Spruch gerufen:

Wyza, wyza, wyza
Janam buta, ianam laela
Lambe makolo Kumpambe.

Komm, komm, komm, von welchem Platz, wo immer du bist, komm in mein Haupt zu steigen.

Der Körper des Priesters wird dann von Zuckungen ergriffen, und wenn der Dämon aus ihm spricht, heisst er Swami Malasie oder Tantu (wie ähnlich auf den Viti). Schwangere Frauen mögen den Embryo im Mutterleibe dem Malassie weihen und dem Neugeborenen wird dann der Kopf geschoren, bis auf einem runden Haarkranz, der auf dem Wirbel stehen bleibt.

Solche, die im Leben schlecht und böse gewesen, d. h. damals wegen Trunkenheit und Zorn gefürchtet waren, werden durch den Ganga aus dem Grabe citirt und, wenn sie die verlangte Antwort gegeben, dorthin zurückgesandt. Der Zaubergesang heisst:

Makulue isanie
Makulue isanie
(komm herauf, o Todter).

Die Ausübung der Polizei ist der Hauptsache nach in den Händen der Ganga, da sie Verbrechen ausfindig machen und durch die von ihnen ge-

weihten Fetische gegen solche schützen. Die Bewachung der Faktorei in Futila war zwei Ganga übertragen, die bei Einbruch der Dunkelheit eine Trommel schlugen, und dann bis zum Morgen die Verzäunung umliefen, zu verschiedenen Stunden, bald am einen, bald am andern Ende, ein Saiteninstrument anschlagend, dessen Töne im Klange der Aeolsharfe geisterhaft durch die Stille der Nacht herübergetragen wurden.

Bei stattgehabtem Diebstahl wird der Ganga Sengo gerufen, der ein Messer erhitzt und es erst über seine Hand, dann über die Beine der Versammelten zieht und nur den Schuldigen verletzt. Eigenthum wird geschützt, indem der Ganga dort den M'ti inxina (Stab des Verbots) aufsteckt.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen über die Sotho*)-Neger.

Vortrag gehalten in der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 13. Januar 1874 vom Missionar K. Endemann.

Der Stamm der Sotho-Neger hat seine Wohnsitze im Oranje-Frystaat, in der Transvaalrepublik und nordnordwestlich über beide weit hinaus. An Zahl mögen sie wohl den Kaffern ebenbürtig sein. — Ueber die Bedeutung des Namens Sotho habe ich noch nichts Näheres herausbringen können. Man könnte ihn mit seotho = „Dunkel" in Verbindung setzen, so dass der Vocal der Präfixe sich erst dem folgenden assimilirt und dann verschwindet, indem Contraction eintritt, wie dergleichen im Sotho öfter vorkommt. Auf die Farbe könnte dann aber der Name Sotho sich nicht beziehen, da seotho keine Farbe bezeichnet, auch bei Farbenbestimmungen nicht gebraucht wird. — Der westliche Hauptttheil des Volkes nennt sich *Tšoana*. Ueber die Bedeutung dieses Namens sind, da die Eingeborenen sie nicht anzugeben wissen,

*) Ich lasse, der Regel folgend, wonach bei Uebertragung von fremden Namen das der Flexion Angehörige wegfällt, im Deutschen die Präfixe des Sotho weg. Würde dies allgemein beachtet, dann würde man von Sprachkundigen nicht mehr geschrieben finden: „Der Bassuto, der Betschuane", was ebenso ist, als wenn man im Nom sing. sagen wollte: „Der Preussen, der Deutschen". Für Einen, der die Sprache kennt, ist dies rein unerträglich; es ist ein sprachlicher Barbarismus, der jeder Wissenschaftlichkeit ins Angesicht schlägt. Vgl. ähnliche Bemerkungen in Dr. Theoph. Hahn's „Die Sprache der Nama", Einl. p. 7 unten in der Anm.

Meine Orthographie des Sotho folgt streng dem Lepsius'schen System, welches das praktischste aller vorhandenen ist, trotz der Ausstellungen, die z. B. auch Dr. Max Müller (Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache) an demselben zu machen hat. Es ist zu bedauern, dass das System von Dr. Lepsius nicht noch allgemeineren Eingang findet. Schuld daran hat der herrschende Subjectismus, sowie die herrschende Unwissenheit auf dem Gebiete der Sprachlaute, welches man als zu unwichtig viel zu sehr unterschätzt.

verschiedene Erklärungen versucht worden, welche Dr. Bleek in seiner Comparative Grammar of South African Languages p. 109 zusammengestellt. Der verst. R. Moffat sen. leitet den Namen ab von *šŏéo* oder *tšŏéo**) = „weiss", wovon das Deminutiv contrahirt *šŏŏána* oder *tšŏŏána* (für *šŏeŭána* oder *tšŏeŭána*) heisst. Abgesehen nun davon, dass diese Deminutivform dreisilbig, der Name *Tšŭana* aber zweisilbig ist (das *ŭ* ist Halbconsonant), fängt *tšŏŭana* mit aspirirtem Consonanten, *Tšoana* aber mit der tenuis an; von der tenuis kann aber die Aspirata nicht abgeleitet werden oder umgekehrt. Es wäre auch gar nicht abzusehen, weshalb die *Tšoana* die „Weisslichen" heissen sollten. - Der verst. Missionar Frédoux leitet *Tšoana* von dem Stamme *šu* oder *ntšu*-„schwarz" ab, woven das Deminutiv *ntšŭána*-„schwärzlich" lautet. Mit ihm stimmt R. Moffat jun. überein (vgl. dessen The Standard-Alphabet Problem, p. 14), welcher seinen Vater corrigirt. Doch gesteht Frédoux schliesslich, dass *motšŭana* und *Motšŭana* in der Aussprache verschieden. Und in der That ist die Ableitung von *tšŭana* etymologisch ebenso unstatthaft als die Ableitung von *tšō ana*. — Dr. Livingstone stellt die Ansicht auf, dass *Tšŭana* von *tsŭana*-„einander ähneln" herkomme. Aber er ist in eben solchem Irrthume befangen, wie die beiden Moffat und Frédoux. Die von Sotho aus einzig mögliche Ableitung ist die von der Wurzel *tšo* oder *tšŏa*, welches letztere ein Verb ist und intransitiv „ausgehen von", transitiv aber „verurtheilen, verdammen" heisst. Die Endung *ana* kann als Deminutiv-, aber auch als Reciprokendung betrachtet werden. Nach einer mündlichen Mittheilung des Dr. Bleek an mich ist dieser ausser von mir auch von einem englischen Missionar auf die Ableitung von *tšŏa* hingewiesen worden. Würden von den meisten Europäern die Laute *ts* und *tz* einerseits, so wie *tš*, *tž* und die vor *o* und *u* palatalisirte Aussprache von *ts* und *tz* andererseits nicht confundirt, sondern genau unterschieden, dann würden solche Irrungen wie die angeführten nicht stattfinden können, die etwa auf gleicher Linie mit der Irrung liegen, welche begangen würde, wenn man im Deutschen z. B. den Namen „Wagner" von „wachen" oder „wacker" ableiten wollte. Aber so sieht man *ts* und *tz* nur mit *ts*, und *tš*, *tž* und *ts*, *tz* vor *o* und *u* ohne Unterschied mit *c*, *ch* oder *tsh* bezeichnet.

Die Sotho sind den sog. Kaffern äusserlich wie in Sprache und Sitte nächstverwandt und gehören wie die letzteren zu den Negervölkern. Aeusserlich verschieden sind sie von den Kaffern aber wieder durch den im Allgemeinen schwächlichen Gliederbau, wie sie auch sanfter von Charakter sind, was jedenfalls damit zusammenhängt, dass die Kaffern mehr von animalischer Kost leben als die Sotho. Die harten Schädel theilen diese mit jenen. So weit meine Beobachtung reicht, scheinen bei den Sotho hellerfarbige Leute viel häufiger vorzukommen als bei den Kaffern. Schiefstehende Augen wie bei den Chinesen habe ich einigemale gesehen. Abgesehen davon, dass der

*) Warum ich *tz*, *tš*, *tz*, *ts* und nicht *tš*, *tšh*, *ts*, *tsh* schreibe, darüber weiter unten.

allgemeine Typus der Gesichter ovale Form, hervorstehende Kiefer, plattgedrückte Nase mit breiten Nasenflügeln, wulstige Lippen sind, findet man vielfach Züge, welche lebhaft an die egyptischen auf den altegyptischen Wandgemälden erinnern; ebenso semitische Züge, doch nicht so auffallend häufig, als bei den Knoopneuzen. — Bei ihrem sanfteren Charakter sind die Sotho auch der Civilisation zugänglicher als die Kaffern. Es hängt dieser Charakter gewiss auch damit zusammen, dass unter den Sotho die Sitte des Hanfrauchens mehr vereinzelt vorkommt, dagegen bei den Kaffern allgemeiner stattfindet. — Ein Hauptcharakterzug der Sotho ist die Habsucht; der Sotho wird nie sein Gut so verschleudern wie der Hottentott; er ist mehr zum Scharren und Sparen geneigt. — Der Hottentott ist gefühlig, der Sotho und der Kaffer nicht; sie sind mehr verständig. Doch ist beim *Peli*-Stamm der Sotho eine grössere Erregbarkeit wahrzunehmen, womit auch zusammenhängt, dass dort Ahnungen und Gesichte nichts Seltenes sind. Dafür steht dieser Stamm aber z. B. dem bedächtigen intelligenteren Kopa'schen Stamme, welcher wegen seines grösseren Fleisses eigentlich den Namen der Folofolo „die Fleissigen" trägt, an Tüchtigkeit des Charakters nach.

Wie kleiden sich die Sotho? Die Männer tragen eine Art Schurzfell, welches die schreiendste Blösse bedeckt. Dieses Schurzfell hängt aber nicht lose, wie die Schwänze der Kaffern, sondern ist zwischen den Beinen durchgezogen und hinten an dem Schurzstricke, der um die Lende geht, befestigt. So ist diese Art der Bedeckung anständiger als die der Kaffern, welche von den Sotho auch die Pono, die Nackten, genannt werden. Die Weiber tragen vorn einen Lederschurz, der bis auf die Knie reicht, hinten ebenfalls einen, der aber in zwei an Frackschösse erinnernden Schwänzen auf die Waden herabgeht. Die Mädchen tragen hinten denselben Schurz, vorn aber einen von Troddeln aus Bastbindfaden. Ausser Kalbs-, Antilopen-, Ziegenfellen werden zu der männlichen Bedeckung auch gegerbte Rindsmagen benutzt. Gegen die Kälte dient ein gegerbter Fellüberwurf (Kaross). Häuptlinge tragen solche von Schakal- und Pantherfellen. Man macht sich auch gern Pelzkappen. Einmal sah ich einen gegerbten Elephantenmagen, der als Mantel resp. Schlafdecke diente. Die Karosse und männlichen Schurzfelle (*keχesöa*) sind gewöhnlich von grauen Sechsfüssern bevölkert, deren man sich gar nicht schämt. Ich habe öfter Häuptlinge ganz ungenirt in der Sonne sitzen und an ihrem Kaross das Jagdgeschäft nach solchem Wilde vornehmen sehen. — Schmuckgegenstände sind hauptsächlich Glasperlenschnüre resp. Bänder und Ringe von Eisen- und Messingdraht. Die Perlenschnüre werden um den Hals getragen, ausserdem bei den Weibern auch um Hand- und Fussgelenke, auch als Stirnbänder. Sogar um die Hüften werden dicke auf Strickreifen aufgewundene Perlenschnurgürtel getragen; besonders schmückt man auf diese Weise kleine Kinder. Jeder einzelne Stamm hat bestimmte Sorten Perlen, die allein bei ihm gangbar sind. Manche Sorten, die der Kaffer liebt, nimmt der Sotho nicht an, und umgekehrt. Bei den Sotho sind

kleine himmelblaue meist beliebt, besonders auch grössere blaue, kantig geschliffene, die man phetha-martapa, „Steinperlen“, nennt. Sonst sind kleine weisse, lila (besonders bei den *Kχarta*), auch grüne (doch nicht überall), besonders aber gelbe und schwarze gangbar. Schwarz und gelb, also österreichisch, sind in Perlen die Lieblingsfarben der Sotho. Die beliebteste und theuerste Perlensorte ist in diesen beiden Farben eine kantige, matte, die im Aussehen Aehnlichkeit hat mit einer grossen Art Schmelzperlen. Wo sie herrührt, kann niemand sagen; auch in Venedig ist sie, wenigstens gegenwärtig, nicht zu haben. Auf Gürtel, Bandeliere und Böden von Pulverhörnern näht man gern Perlenverzierungen auf, Vierecke oder Sterne von Lila in blauem Felde, von Schwarz und Weiss u. s. w. — Die dicken Perlenreife um Nacken oder Hüften sind so gewunden, dass z. B. ein Stück Schwarz immer mit einem Stück Gelb abwechselt oder schwarze Vierecke auf gelbem Grunde erscheinen u. s. w. Aus Strausseneierscherben macht man kleine runde Knöpfe mit einem Loche, welche aufgereiht und besonders kleinen Kindern um die Lenden gehängt werden. — Ein besonderer Schmuck ist mitunter ein Dreieck aus Messing mit abgerundeten Ecken, welches im Nacken getragen wird. Männer schmücken sich gern mit einem vor der Stirn hangenden Sterne aus abgestreiftem und zu einer Scheibe zusammengepresstem Felle vom Eichhörnchenschwanz, ähnlich den Haarsternen, wie unsre Jäger sie so gern am Hute tragen. An die vier Ecken der Tonsur hängt man oft Quasten aus Antilopenschwänzen. Die Tonsur besteht aber darin, dass das wollige Haupthaar rund herum in der Weise abrasirt wird, dass eine längliche Haarkrone stehen bleibt. Männer lassen mitunter vorn und hinten an jeder Seite einen abgerundeten Zipfel stehen, was dann fast aussieht, als hingen vier Eckquasten herab. Die Haare werden zum Schutz gegen gewisse Sechsfüssler, die bei den Eingeborenen Südafrika's nicht grau, sondern schwarz und von dünnem Leibe sind, tüchtig mit Fett eingerieben, das durch die ihm oft sich zugesellenden Bestandtheile, wie Schmutz und Staub, mit der Zeit im Verein mit den Haaren eine feste Kruste bildet. Putzes halber wird das Haar auch mit Eisenglanz eingepudert, dass es glitzert. — Das Rasiren geschieht, indem man das Haar mit Wasser netzt und es dann mit einem scharfen viereckigen Stahlplättchen, dessen zwei Schneiden etwas abgerundet sind, abkratzt, wobei es Hautritze genug gibt. Rasiren des Bartes, welches sehr beliebt ist, geschieht in derselben Weise; stehenbleibende Barthaare, die besonders bei den runzlichen Gesichtern der Alten vorkommen, lässt man sich mit einem Messer abrupfen. Nach Belieben kann man den Bart auch stehen lassen. — Sehr gern schmiert man sich den Leib mit Fett ein, weil dies die sonst leicht aufspringende Haut sehr schützt. Besonders schön findet man es, sich mit rother Ockersalbe einzuschmieren, was bei festlichen Gelegenheiten nie fehlt. — Ausser den Schmucksachen sieht man vielfach vorn am Halse Amulete hangen, als: Wurzelstückchen, Löwenklauen, Schlangenzähne, kleine, mit Fell von Schlangen, vom Crocodil oder vom Monitor niloticus überzogene Röhr-

knochen, Knochenpfeifen u. s. w.; auch Nasenreiniger, eine Art Spatel von Eisen; ferner Schweisslöffel, ebenfalls eine Art eiserner Spatel etwa in Form eines schmalen Pfeiles mit breitrunder Spitze; knöcherne kleine Schnupflöffel und Schnupftabaksdöschen; auch Pfriemen mit einem Kopfe in ledernen Scheiden, zum Fellnähen oder Entfernen eingetretener Dornen; ebenso rohe dolchartige, aber nicht als Waffe dienende Messer mit Holzgriff in Scheiden. Frauen und erwachsene Mädchen tragen oft vor der Brust ein Fell von edlem Wild, etwa von einer wilden Katze oder von einem Affen. Häuptlinge tragen auch solche Brustlätze; es sind gleichsam ihre Servietten. — Mit europäischer Kleidung schmückt man sich gern, lieber mit Röcken, Westen und Hemden, als mit Hosen, welche wenig Credit geniessen. Gehen die Kleider entzwei, dann werden oft Flicken auf Flicken gesetzt (wobei es auf Stoff und Farbe nicht ankommt), bie sie schliesslich so morsch sind, dass sie buchstäblich in Fetzen vom Leibe fallen. Baumwollene und wollene Decken an Stelle der Karosse sind schon sehr in Aufnahme gekommen, weil dergleichen im Ganzen leichter zu beschaffen ist, als Felle. Nur die theueren Panther-, Schakal- und Klippdachs-Karosse behaupten ihren Platz. — Kleine Kinder gehen ganz nackt. Wenn sie aber allein laufen und schon einigermassen in gewisser Beziehung sich selbst zu besorgen im Stande sind, bekommen auch sie ihre Bekleidung, am ehesten die Mädchen. Es findet auch hierin mehr Anstand und Schamhaftigkeit statt als bei den Kaffern.

Das Bettgeräth der Sotho besteht aus einer Binsen- oder Rietgrasmatte als Unterlage, einem Stein mit einigen Lumpen darauf oder auch einem länglichen Stück Holz oder auch einer Art hölzernen Bänkchen als Kopfkissen, und dem Kaross oder der Decke. Der Stein als Kopfkissen erinnert an den Erzvater Jakob, der jedenfalls nicht solch grossen Stein unter seinen Häupten gehabt, als die Phantasie der Maler ihn oft auf die Leinwand hinzeichnet. Geschlafen wird völlig entkleidet; die Zudecke zieht man über den Kopf.

Die Wohnung der Sotho ist ein Haus aus etwa 4 bis 5 Fuss hoher, mitunter auch noch höherer, kreisrunder Erdmauer mit spitzem Gras- oder Rohrdache. Der Fussboden ist Tenne aus festgeschlagener, durch Reiben mit Steinen geglätteter und mit dünnem Kuhmist überstrichener Erde. Beim Streichen des Kuhmistes, was mit der Hand geschieht, werden gern in Felder getheilte Streifen oder zackige und wellige Linien angebracht. Vor der Schwelle macht man gern ein Pflaster aus den harten Samenkapseln eines Rankengewächses (Uncaria?); diese Kapseln haben an der Oberseite zwei Dornen, mit welchen sie in die Erde festgesteckt werden. Die Hausmauer wird mit geschlemmter röthlicher Erde geputzt und geglättet. Oben bringt man an derselben gern eine Simskante von weissen oder weissen und schwarzen Streifen an, die sich kreuzen oder Zacken, auch auf der Ecke stehende Vierecke bilden und gewöhnlich oben und unten von je einem weissen Streifen eingefasst sind. Der Eingang zum Hause ist entweder so hoch wie die ganze Mauer oder etwa halb so hoch, auch noch niedriger, so dass man

hineinkriechen muss. Er wird, wenn höher (was das Gewöhnlichere), mit einer Thür von Rohr, wenn niedriger, mit einem hölzernen Schieber verschlossen. Das Dach steht häufig so weit vor, dass es eine Art Veranda bildet; oft wird aber auch geradezu eine niedrige Veranda auf Pfählen an der Vorderseite des Hauses angebracht. Die Häuser des Kopa'schen Stammes haben innen ein Schlafgemach. Dasselbe ist ebenfalls kreisförmig gebaut und zwar so, dass man von der Hausthür aus nach beiden Seiten einen schmalen Gang hat, der hinten geschlossen ist. Der Eingang zum Schlafgemach ist nur zum Hineinkriechen eingerichtet und wird mit einem Schieber verschlossen. – Ausser von den Menschen sind die Häuser von zahlreichem Gethier bewohnt, nämlich von Wanzen. Diese sind mitunter so massenhaft vorhanden, besonders im Dache, dass man sie beim Eintreten schon riechen kann. – Vor dem Hause befindet sich ein umzäunter Hof, dessen Fussboden dem des Hauses gleicht. Solcher Hof sieht gewöhnlich sehr sauber aus, da er, wie das Haus, mit einem Grasbüschel häufig gefegt wird. Die Hofumzäunung besteht aus Rohr oder Ruthen. Stehen mehrere Häuser zusammen, so haben diese noch ausserdem einen gemeinsamen Vorhof, der ebenfalls mit einer Wand von Rohr, Ruthen, Stangen oder Kafferkornstrünken eingezäunt ist. Die Hofthüren sind von demselben Material oder von rohem Holzgitterwerk. Abtheilungen von 5 bis 20 und mehr Wohnungen, welche zusammengebaut sind, stehen gewöhnlich in einem Halbkreis; den Raum davor bildet das *kχoro*, der öffentliche Platz. Ein grösserer Ort hat auch in seiner Mitte noch einen grossen öffentlichen Platz, den Markt, *tátšoa*, der gewöhnlich, wie auch das *kχoro*, mit Pfählen eingefasst ist. An einer Seite des *kχoro* befindet sich in der Regel der Viehhof (*šaka*), der auch mit Pfählen oder Feldsteinmauer eingefasst ist. Früher baute man sich mehr in der Ebene an. Seit Einführung des Feuergewehres sucht man natürliche Festungen auf, unzugängliche Berge oder Höhlen, die man auch durch Schanzmauern aus aufeinander gefügten Feldsteinen noch stärker befestigt.

Die Nahrung der Sotho ist hauptsächlich steifer Brei von Kafferkornmehl, welches der steifgekochten Buchweizengrütze sehr ähnlich sieht, aber gröber von Geschmack nnd schwerer zu verdauen ist. Ausserdem hat man Kafferbohnen, eine Art Linsen, Kürbisse, Wassermelonen, auch eine Art wilde Gurken und das sogenannte unechte Zuckerrohr. Mais wird in neuerer Zeit besonders da gebaut, wo die Kafferhirse weniger gedeiht. Auch eine Art Kolbenhirse giebt es mit kleinen grauen Körnern; sie gehört aber zu den weniger gebauten Leckereien. Als Zugemüse zu dem Hirsebrei wird Grünkraut von jungen Kürbisblättern, die man auch für den Winter trocknet, besonders aber von den Blättern einer dem Fuchsschwanz ähnlichen am Boden kriechenden Pflanze, *thẹpe**) genannt, gekocht. Wer es haben kann, isst Fleisch zum Gemüse, wie bei uns. Regelmässig können es nur die reichen

*) Den Fuchsschwanz, der durch Europäer eingebürgert ist, nennt man *thẹpe e kχolo* = „grosse *thẹpe*".

Viehbesitzer oder glückliche Jäger haben. Daher man das Fleisch auch von gefallenem Vieh nicht verschmäht. Dagegen Fische mag man nicht, während diese von den *Koapa (Knoopneuzen)* gegessen werden. Sonst haben die Sotho nicht sehr viele uns unnatürlich scheinende Genüsse. Zu diesen gehören einige grosse dicke Raupensorten, sowie die ♂ Termiten, wenn sie flügge sind. Erstere werden am Feuer gebraten, letztere gekocht. Eine Speise, welche auch für mich Wohlgeschmack hat, ist die Wanderheuschrecke, wenn sie gekocht ist. Je mehr ich davon ass, desto mehr Appetit bekam ich darauf. Menschen, Hunde, Katzen und Federvieh verzehren sie gleich gern. Ja, einmal sah ich ein Pferd mit Wohlbehagen eine Korbschüssel voll getrockneter Heuschrecken fressen. Von wildlebenden Thieren werden ausser den Zweihufern gegessen: Quagga, Giraffe, Stachelschwein, Ameisenbär, Schuppenthier, auch der Igel, der viel kleiner ist als bei uns. Alle diese Fleischsorten habe ich gekostet und, etwa den Ameisenbär ausgenommen (der nach Wanderameisen schmeckt), schmackhaft gefunden, besonders die Giraffe und das Schuppenthier. Letzteres ist ein Leckerbissen, der nur den Häuptlingen zukommt. Von Amphibien werden die Landschildkröte, *[illegible]kuḷu*, und der Riesenfrosch, *Mártamerto*, gegessen. Dass Schakal, Pavian, Krähe oder Habicht gegessen wird, kommt selten vor; es ist besondere Geschmackssache in Ermangelung besserer Dinge. Kälber werden nicht geschlachtet, das gilt als *χo senya* (verwüsten). — Was die Zubereitung von Speisen betrifft, so wird die Kafferhirse theils ganz gekocht als Gemüse *(kχọve)*, was aber nur ein Nothbehelf ist; theils, wie schon erwähnt, als Brei, und zwar süss wie sauer (mit saurer Milch). Zu diesem Behufe wird das Korn von den Weibern zwischen Steinen zu Mehl zermahlen. Durch Schütteln weiss man die Kleien abzusondern. Wohlschmeckend ist ein Gemisch von Kafferkorn, Bohnen und Linsen, auch ein Brei von Mehl und Kürbis. Man macht auch eine Art grosse Rösstklösse von Mehl mit Sauerteig, *seṇkχoa* genannt. Dieses Brot ist aber nicht das tägliche. Die wilden Gurken werden gekocht wie Kürbisse. Die Speisen sind meist ohne Salz. Wo Salpeterlager in der Nähe sind, da holt man von der salzigen Erde und kocht das Wasser für die Speisen damit ab. — Von starken Getränken sind zu nennen das Kafferbier und das Rula-Bier. Kafferbier (aus Kafferkorn) wird in verschiedenen Sorten bereitet; das dickste, beste, wohlschmeckendste ist auch das berauschendste. Das gewöhnliche dünne berauscht erst in grösseren Quantitäten genossen. Die Farbe des Kafferbieres ist ein röthliches Grau; es wird nie klar und durchsichtig. Der Geschmack ist säuerlich; es hat eine angenehme Schärfe. Ueberhaupt, wer an Kafferbier sich gewöhnt hat, für den ist ein Schluck, besonders von der guten Sorte, wenn man ermüdet und hungrig oder durstig ist, ein wahres Labsal. — Das Rula-Bier wird aus dem Safte der Rula-Frucht bereitet. Der Rula-Baum, der eine schöne schattige Krone bildet, erinnert nach Blättern und Früchten sehr an den Wallnussbaum, weshalb ihn die holländischen boers auch wilde ockernootboom nennen. Nur gehört er nicht in dieselbe

Linné'sche Classe, da es gesondert männliche und weibliche Bäume gibt. Die Schale der blassgelben Rula-Frucht ist dickledrig, ohne Naht. Unter derselben befindet sich reichlicher, angenehm schmeckender Saft. An dem sehr harten Steine sitzt etwas weisses Fleisch. Die Frucht ist etwa im Februar reif. Zur Bierbereitung quetscht man die Früchte auf, lässt den Saft in eine Schüssel laufen und wirft die Schalen weg; den Stein mit dem Fleische daran thut man mit in den Saft. Zu diesem wird Wasser gegossen, je nachdem man das Bier stärker oder schwächer machen will. Dasselbe lässt man dann stehen und gähren. Wenn das Getränk zum Gähren gekommen, dann schmeckt es angenehm süsssäuerlich, fast limonadenartig; es ist aber berauschend. Je mehr der Gährungsprozess fortschreitet, desto saurer wird der Geschmack, desto berauschender auch die Wirkung. Schon die Früchte, wenn man deren viele aussaugt, bringen einen Zustand wie Berauschung zuwege. Als ich die Früchte kennen lernte, las ich unter einem Baume — sie fallen, wenn reif, alsbald von selbst ab — nach Herzenslust auf und saugte aus. Ich hatte eine gute Anzahl genossen, da auf einmal ward mir der Kopf schwer, als ob ich zu viel starkes Getränk zu mir genommen hätte; ich musste nach Hause gehen und mich hinlegen. Andere vertragen freilich die Früchte ohne Beschwerden.

Als Feuerheerd dient eine runde in den Hof vor dem Hause oder in den Fussboden des Hauses eingelassene runde, flache Vertiefung; einige Steine bilden den Untersatz für die Töpfe. Wo man nicht schon Zunderbüchsen mit Feuerstahl u. dgl. hat, da macht man Feuer vermittelst zweier Hölzer, eines zugespitzten Stabes von hartem Holze und eines Stückes von weicherem Holz, in welches Löcher gebohrt sind, so dass die Spitze des ersteren Holzes hineinpasst. Dieses wird aufrecht in eins der Löcher gestellt und dann damit in schneller Bewegung gequirlt, bis das Holz in Brand geräth. Hat man glimmende Kohlen und will Feuer anmachen, so nimmt man trockenes Gras, steckt die Kohle hinein, bläst sie an und schwenkt das Gras stark hin und her, bis es brennt.

Mahlzeiten hat der Sotho drei, früh das Frühstück, etwa um 11 Uhr Vormittags die zweite und Abends die Hauptmahlzeit, *selalelo,* das Schlafessen. Der Sotho meint um so süsser zu schlafen, je besser er sich vollgegessen. — Die Speise wird in sauber gescheuerten Holzschüsseln vorgesetzt; in Ermangelung deren langt man gemeinsam in den Topf. Löffel, Messer und Gabel werden nicht vorgelegt, es geht auf gut Türkisch zu.

Seit Einführung des Tabaks durch die Europäer ist Rauchen und Schnupfen allgemeine Volkssitte; ersteres bisher nur bei den jüngeren Männern, letzteres bei beiden Geschlechtern. Wer raucht, der schnupft nur gelegentlich; die Nichtraucher schnupfen sämmtlich. Die Schnupftabaksdose besteht aus einem Büchschen aus der ausgehöhlten Schale einer Baumfrucht (cicas) oder einem kleinen Kalebass-Kürbiss. Den Stöpsel bildet ein kleiner Zapfen. Bekommt man nun Appetit auf eine Prise, so wird etwas Tabak in die Hand

geschüttet oder in ein Fellstückchen, das man zusammengerollt am Halse oder an der Hüfte trägt (ein Schnupftüchlein in andrem Sinn als bei uns); und dann wird mit grossem Behagen geschnupft. Die Prisen werden so stark genommen, dass sie das Wasser aus den Augen treiben, was unter Begleitung eines wonnigen Stöhnens geschieht. Die Sitte, Andere mitschnupfen zu lassen, haben die Sotho auch angenommen. Ihren Tabak bauen die Sotho selbst. Den Schnupftabak bereitet man, indem man trockene Tabaksblätter zwischen Steinen mahlt. Das Pulver wird angefeuchtet und zu einer Art länglichen Brotchen geformt, die man trocknen lässt. Diese Brotchen bringt man in den Handel. Wenn man davon gebrauchen will, wird ein Stück abgebrochen, wieder gemahlen und ein wenig angefeuchtet; so wandert es in die Dose und in der Folge nach und nach in die geräumigen Nasenlöcher. Schnupfen ist noch mehr, wie Essen, ein so wichtiger Act, dass man sich dabei nicht stören lässt. Zum Rauchen nimmt man Blätter, die man hat schwitzen und dann trocknen lassen; man bewahrt sie in Bündeln zusammengelegt und in Gras oder kleine Matten gewickelt auf. Will man davon gebrauchen, so bricht man etwas ab und zerdrückt es in der Hand, so dass es sich in die Pfeife stopfen lässt. Die Pfeifen kauft man von europäischen Händlern oder schneidet sie sich aus Serpentinstein.

Wir gehen nun weiter dazu über, das Leben und Treiben der Sotho zu beschreiben. Die meiste Arbeit fällt den Weibern zu. Wasserholen, Kornmahlen, Kochen, Brennholz holen, das ist bei ihnen täglich das Genannte. Ausserdem kommt ihnen die Töpferei, die Aufführung der Hausmauern und die Herstellung des Fussbodens zu. Töpfe, Schüsseln, Körbe, Holzbündel u. dgl. werden von den Weibern auf dem Kopfe getragen. Trotzdem erinnere ich mich nicht, ein Sotho-Weib mit einem Kropfe gesehen zu haben. Die irdenen Töpfe und Schüsseln werden von den Weibern mit der Hand geformt, darauf im Freien gebrannt. Nach dem Brennen werden sie geputzt, d. h. mit rothem Ocker oder Graphit angestrichen und polirt, so dass sie ganz glatt werden und glänzen. Die Töpfe haben fast kugelige Form. Unter dem nach aussen umgebogenen Rande umbindet man das Geschirr gern mit einem dünnen nassen Riemen, der, trocken geworden, grössere Haltbarkeit verleiht. In den Rand wird beim Formen meistens aussen eine zackige Kante gekritzelt, die hernach auch oft besonders gefärbt wird, etwa schwarz bei rothem, und weiss bei schwarzem Geschirr. — Zur Aufführung der Hausmauern wird gute rothe Erde genommen, diese soweit angefeuchtet, dass sie, aufeinander gestampft, an einander hängt. Die Maurerei geschieht durch Kneten und Stampfen mit den Händen, was ebenso, wie das Formen, *χo vopa* heisst. — Das Verfertigen der Matten ist auch hauptsächlich, doch nicht ausschliesslich, Weiberarbeit. Man nimmt dazu Binsen und Rietgras, wovon die einzelnen Halme an etwa handbreit von einander entfernten Bindfaden aufgereiht und an den Enden durch Bindfaden verknüpft werden, so dass Kanten entstehen. —

M ä n n e r a r b e i t ist die Korbflechterei, die Seilerei, die Arbeit in Holz und Metall, wie in Fellen, die Aufführung der Steinmauern und die Besorgung des Viehes. Männer tragen auf der Schulter, nicht auf dem Kopfe. — Kleine Korbschüsseln und Körbe werden aus dünnen, schwanken, biegsamen und zähen Ruthen geflochten, grössere auch aus Bast, die ganz grossen Kornkörbe aus Gras mit Bast oder Ruthen genäht. Die Körbe haben fast dieselbe kugelige Gestalt wie die Töpfe. Im Geflechte bringt man gern zackige Muster an. Zur Aufbewahrung von Korn werden mitunter ungeheuer grosse, wohl 6, 7' hohe Körbe geflochten, in welche wohl mehr hineingeht, als in den Bunzlauer grossen Topf. — Die Seilerei besteht im Fertigen von Bindfaden, Stricken zu Sprenkeln und Zäunen u. s. w., von Netzsäcken, die geknüpft werden. Das Rohmaterial dazu ist Baumbast, der zu Faser zerkaut und dann mit den Händen gedreht wird. Man weiss auch aus wilder Baumwolle vermittelst einer Spindel Garn zu drehen. — Beim Hausbau besorgen die Männer den Dachstuhl. Es werden Stangen gehauen, diese auf der Erde zusammengesetzt und mit dünneren Querstangen oder Ruthen verbunden; letztere werden mit nassen dünnen Fellriemen oder einer Art zähem Grasflechtband befestigt. Ist der Dachstuhl fertig, dann wird er auf die Mauer des Hauses gesetzt. Darauf folgt das Decken mit Gras oder Rohr, wozu ebenfalls nasse Fellriemen oder Grasband benutzt wird. Oft wird das Gras nur mit der Hand ausgerupft, nicht mit Messer oder Sichel geschnitten, dann lose auf dem Dachstuhl über einander gelegt und von aussen von oben her mit Grasband umwunden. Diese rohe Art zu decken ist dauerhafter und widersteht auch heftigem Winde mehr, als man denken sollte. Das kleine Beil, mit dem die Stangen gehauen werden, läuft nach hinten spitz zu; mit diesem spitzen Ende ist es in den keulenförmigen nach oben sich verdickenden und mit einem Loche versehenen Stiel eingelassen. Zum Festnähen des Deckgutes hat man hölzerne platte Nadeln, etwa 1 bis 1½' lang. Die Gitterthüren, Thürschieber, Pfahlzäune werden ebenfalls von den Männern besorgt, resp. gezimmert. Ebenso das Holzgeschirr. Zum Aushauen desselben hat man ein dem Beil ähnliches kleineres Werkzeug, bei dem das Eisen aber quer steht, also eine Art Dächsel. Zum Glattfeilen dienen rauhe Sandsteine. — Für die M e t a l l arbeit wird das Rohmaterial meist von den *Roka*, einem nördlicheren Volksstamme, bezogen. Auch kauft man viel Eisen und Messing-Draht von Europäern. Die Schmiede bilden eine besondere Zunft. Wer das Handwerk lernen will, muss theures Lehrgeld an Vieh bezahlen. Zum Schmieden hat man einen Doppelblasebalg; derselbe besteht aus zwei Fellsäcken, die nach vorn zwei in eine Thonröhre auslaufende Mündungen haben, hinten offen und mit einer Art Rahmen und mit Handhaben versehen sind, ähnlich wie die Oeffnung einer Reisetasche. Um die Kohlen anzufachen, werden abwechselnd im Takt die beiden Säcke geöffnet und geschlossen. Der Betreffende, der kauernd niederhockt, hat dabei in jeder Hand den Henkel eines Sackes. Den Amboss des Schmiedes bildet ein harter platter Stein. Schmiede-

kohlen bereitet man aus geeignetem Holze, welches man ausgeglüht und dann mit Wasser gelöscht. Einzelne Schmiede sind sehr geschickt, besorgen z. B. feine Gewehrreparaturen, die sie sogar künstlich zu verzieren wissen. —

Das Gerben von Fellen geschieht, soweit ich es beobachtet, auf folgende Weise. Grosse Felle, von Rindern z. B., die man zu Karossen verarbeiten will, werden frisch oder eingeweicht, glatt auf der Erde ausgespannt und mit langen Dornen als Speilern befestigt. Ist das Fell getrocknet, so wird es mit dem Dächsel gerauhet, um Fett- und Fleischtheile zu entfernen, überhaupt um es dünner zu schaben. Dann wird es mit Fett eingeschmiert und mit den Händen weich gerieben und geknetet. Zu letzterem Behufe sitzt eine ganze Gesellschaft um das Fell herum, von der jeder Theilnehmer seines Ortes daran arbeitet, was gern taktmässig unter lustigem Gesange geschieht. Kleine Felle von Schakalen, wilden Katzen u. dgl. werden am liebsten frisch in ihrem eigenen Fettgehalte gerieben und geknetet, bis sie trocken und zugleich weich genug sind. Zum Nähen von Karossen oder Fellsäcken (für welche die Felle enthaart werden) dienen Sehne in Fasern als Garn und Pfriemen als Nadel. Die Nähte werden sehr sauber und kunstfertig ausgeführt. Auf der Fleischseite bringt man auch eingeschnittene Arabesken und dgl. Figuren als Zier an. Zu einem ordentlichen Schakalkaross gehören 20 schöne grosse Felle; zu einem Dachskaross 40; zu einem Pantherkaross etwa 6. — Die Schanz- und Viehhofmauern werden aus geschickt auf einander geschichteten Bruchsteinen ohne Mörtel aufgeführt. Einzelne Eingeborene verstehen auch schon recht hübsche viereckige mit Mörtel gemauerte Häuser aus solchen Steinen zu bauen; aber zum Mauern mit Ziegelsteinen stellen sie sich noch ungeschickt an. Ziegelformen verstehen dagegen schon sehr Viele. — Mit dem Viehe hat das Weibervolk nichts zu thun. Schafe und Ziegen werden von Knaben, das Rindvieh von Jünglingen gehütet. Melkgefässe sind Schüsseln. Die Kühe werden so gewöhnt, dass sie sich freistehend melken lassen. Die zu wilden werden mit einem Riemen um die Hörner an einen Pfahl angebunden. Häufig sieht man Kühe, die einen Zaumstrick durch die Nase haben, welcher über den Nacken geht. In diesen Strick wird am Maule ein Hakenstock gehängt. Sobald dies geschehen, steht die Kuh still zum Melken. Wahrscheinlich hat sie die Idee, dass sie angebunden ist. Die Hinterbeine werden oberhalb der Knie mit einem Riemen umbunden, damit die Kuh während des Melkens nicht ausschlage oder zu unruhig sei. Vor dem Melken wird erst das Kalb zugelassen, um anzusaugen, sonst erhält man keine Milch. Eine Kuh, deren Kalb todt ist, hört alsbald auf, Milch zu geben. Hat das Kalb angesaugt, so wird es weggejagt, wozu man gewöhnlich einen Stab, *kotelo* (von *kotela*-wegschlagen) genannt, gebraucht. Unnütze Hirten kriechen mitunter im Felde unter eine Kuh, die stillhält, und melken sich deren Milch in den Mund. Noch häufiger geschieht es von Knaben bei Ziegen. Derartige Melkerei ist also nicht blos in den Alpen zu Hause. — Das Vieh wird eingeübt, bestimmten Pfiffen zu folgen. So suchte

ich einmal Kleinvieh einzutreiben, dessen Hirten dasselbe hatten im Garten Schadenthun lassen. Die nichtsnutzigen Hirten, die in der Nähe waren, pfiffen; sofort jagte das Vieh im Galopp davon, hinter den Hirten drein, die sich so der Strafe zu entziehen wussten. Sobald irgend ein Alarm entsteht, der etwa Feinde meldet, sieht man von allen Seiten auf gegebene Signale das Vieh wie rasend nach Hause stürmen, die Hirten hinterdrein. — Butter wird nicht gemacht; wo es vorkommt, hat man es wohl von den Europäern; es geschieht durch Quirlen oder Schlenkern. Saure Milch geniesst man gern; dieselbe wird vorher in ein Korbgefäss gegossen, so dass die Molken ablaufen. — Ochsen werden ausser zum Schlachten auch zum Reiten oder Packtragen gebraucht. Zu letzterem Behuf bekommen sie einen Zaumstrick durch die Nase. Schweine und Hühner haben sich erst theilweise eingebürgert, auch Katzen, die aber gewöhnlich verwildern. Hunde hält man der Jagd wegen so viel als man kann. Die eingeborenen Hunde sind gegen den Menschen feige, ihr Gebell ist mehr ein Geheul. Ihr Aussehen erinnert an den Schakal. Sie fressen allerhand Dinge, welche civilisirte Hunde nicht fressen. Auch an menschliche Leichen machen sie sich. Es hängt dies wohl zum Theil damit zusammen, dass man ihnen wenig zu fressen giebt. Eine Ausnahme machen die Häuptlinge, deren Hunde gewöhnlich gut bei Fleische sind. Von eigentlicher Dressur ist nicht die Rede. Sehr erpicht ist man darauf, gute europäische Hundesorten zu bekommen.

Eine Männern und Weibern gemeinsame Arbeit ist der Feldbau. Zum Umbrechen des Bodens hat man grosse runde Hacken mit spitzem Eisenstiel, der in den langen keulenförmig verdickten, oben mit einem Loche versehenen Holzstiel eingelassen ist, gerade so wie Beil und Dächsel. Das Säen geschieht so, dass man mit einer eisernen oder hölzernen kleineren Hacke in der Rechten den Boden aufhackt und mit der Linken das Samenkorn in das entstandene flache Loch wirft, worauf letzteres mit der Hacke wieder zugeschoben wird. Häuptlinge oder reiche Leute bestellen ein Aufgebot von Ackerleuten, welche in Reih und Glied hacken und säen. Dafür werden ihnen zum vergnüglichen Mahl Ochsen geschlachtet. Gesäet wird sobald im Oktober genügend feuchtender Regen gefallen ist. Der Häuptling macht den Anfang. Die nächste Hauptarbeit nach dem Säen ist das Gäten. Wenn das Korn abgeblüht hat, beginnt — etwa im Februar — das Vögelscheuchen bis zur Ernte, die im Mai stattfindet. Beim Ernten werden die Kornrispen abgebrochen und in Haufen gebracht, worauf das Dreschen folgt. Die Dreschtenne befindet sich auf dem Acker, ist kreisrund, mit einem erhöhten Rande versehen. Das Dreschen geschieht durch Ausschlagen mit Hölzern. Gefeiet wird folgendermassen: Man nimmt eine Korbschüssel voll Korn, hält dieselbe hoch und lässt allmälig das Korn im Winde auf die Tenne fallen. Die Spreu wird verbrannt, das Korn in grossen Korbschüsseln von den Weibern oder in Säcken von Männern oder durch Packochsen nach Hause in die grossen Kornkörbe gebracht. Letztere stehen unter der Ve-

randa des Hauses oder unter einem eigends dafür erbauten auf Pfählen ruhenden runden Dache. Mitunter sieht man riesige Kornkörbe unter solchen Dächern draussen im Felde in der Nähe des Ackers. Ausser den Kornkörben hat man auch grosse lange ungebrannte Töpfe aus Thon, der mit Asche und Kuhmist vermischt ist. Töpfe wie Körbe werden mit einem Deckel bedeckt, der dann mit einem Gemenge von Erde, Asche und Kuhmist verschmiert wird, um Insekten abzuhalten. Zum Schutze gegen die Calander vermischt man das Korn mit etwas Asche. Unter die Kornbehälter werden wegen der Wanderameisen Steine gesetzt. In *Mankopane's* Lande bewahrt man das Korn in Gruben im Viehkraal auf, um es vor den Calandern zu schützen. Letztere kommen zwar da nicht hinein, aber der Geschmack von dem über der Grube liegenden Kuhmiste zieht hinein, der sehr unangenehm ist. Man wählt da von zwei Uebeln das geringere. Der Kuhmistduft, der das Korn durchzogen, scheint ja übrigens nicht ungesund zu sein. — Die gewöhnliche Zeit, aufs Feld zu gehen, ist nicht vor etwa acht Uhr Morgens. Man frühstückt erst zu Hause; dann geht es hinaus. Wer bis dahin nichts zu thun hat, sitzt müssig in der Sonne oder beim Feuer. In der Zeit dagegen, wo die Vögel aus dem Korn gescheucht werden müssen, ist man schon sehr früh im Felde und spät daheim. Viele bauen sich Gestelle mit oder ohne Dach, worauf sie sitzen, um den Acker übersehen zu können.

Noch ist einer besondern Kunstfertigkeit zu gedenken. Kinder verstehen aus Thon allerhand Figuren, besonders Thiergestalten, zu bilden, welche in ihrer Art recht naturgetreu nachgeahmt sind. Unter den männlichen Erwachsenen findet man geschickte Schnitzer von Löffeln, Stöcken u. dgl., an welchen Bildwerke von Pavianen, Reitern, Menschenköpfen u. s. w. angebracht sind.

Jagd ist eine Lieblingsbeschäftigung der Sotho. Auf derselben bringen sie oft mehrere Tage, ja Wochen zu. Jagdgeräth sind Spiesse und Wurfkeulen, in neuerer Zeit aber besonders Flinten. Die Wurfspiesse, deren man auch mit Widerhaken hat, sowie die Wurfkeulen versteht man mit ausserordentlichem Geschick und grosser Kraft zu schleudern. Es kommt vor, dass ein Spiess durch eine grosse Antilope hindurch und dann noch in die Erde fährt. Das Fleisch von der Jagdbeute wird meist gleich an Ort und Stelle verzehrt; das wenigste davon kommt nach Hause. Wer einem erlegten Wilde die erste Verwundung beigebracht, der erhält das beste Theil davon. Ueber die Antheile entsteht oft heftiger Streit. — Zum Wildfangen werden auch Schlingen gelegt und Fallgruben gegraben. Auf einer Streiferei gerieth ich selbst einmal in eine Schlinge, war aber so glücklich, mich selbst daraus befreien zu können. Sie war an einer starken, von einem niedergebogenen jungen Baum gebildeten Sprenkelruthe befestigt. Sobald ich darauf trat, schnellte die Ruthe in die Höhe und die Schlinge zog sich um mein Bein fest. In den Fallgruben fangen sich auch sehr grosse Thiere, wie z. B. Giraffen. Ein College von mir gerieth einmal zu Pferde in eine solche Grube,

aus welcher er Mühe hatte, das Pferd herauszubringen. Um das Wild nach der Falle zu leiten, macht man Gehege, wo die Falle liegt, lässt man einen Durchgang frei. Panther und Hyänen fängt man in Fallen, die aus zwei Reihen starker in die Erde gepflanzter Pfähle bestehen, welche letzteren einen engen, hinten geschlossenen Gang bilden. Zwischen diesen Pfählen werden ein Paar mit Steinen beschwerte Balken vermittelst eines Holzes so aufgestellt, dass bei einem Stoss an dieses die Balken mit den Steinen herabfallen. Hinter das Stellholz oder den Stellpfahl wird Fleisch gelegt. Das lüsterne Raubthier sucht sich bei dem Stellpfahle durchzudrängen, um zu dem Fleische zu gelangen. Da fällt die ganze Geschichte von oben herunter und auf das Thier. Auf einer Reise fand ich selbst einmal eine grosse Hyäne, die sich auf solche Weise gefangen hatte und noch lebte; ich gab ihr den Todesschuss. — Wird auf einer Jagd ein Löwe oder Panther erlegt, so wird sein Fell in feierlicher Triumphprocession, wie eine Fahne hochgetragen, unter schallendem Gesange nach Hause gebracht, um dem Häuptlinge, dem es gehört, überreicht zu werden. — Hunde hat ein Jäger oft vier bis sechs mit sich, die ihm das Wild fangen oder stellen. Besonders zum Schakalfange werden sie gut gebraucht.

Von der Jagd gehen wir zum Kriege über. Die Kriegswaffen bestehen aus Wurf- und Stossspeeren, Wurfkeulen und Schild. Die Stossspeere sind kürzer und schmaler, als die der Kaffern, die ledernen Schilde viel kleiner und bei den Sotho, unter denen ich gelebt, von kreisrunder Form. Seit Einführung des Feuergewehres verdrängt dieses immer mehr die ursprünglichen Waffen. Der sonstige Kriegerschmuck besteht aus quaggaledernen Beinschienen am Unterschenkel; gern beputzt man auch das Haupt mit Federn. Die schwarzen Straussenfederbüsche, wie die Kaffern sie tragen, kommen bei den Sotho seltener vor. Ein Stück blaues Salampore (dünner baumwollener Zeugstoff) vor der Brust, über die linke Schulter geknüpft, ist besonders bei den *Peli* als Kriegsschmuck beliebt. Gesicht und Unterschenkel malen sich die Krieger gern mit weisser Erde an. Auf meine Frage, was das bedeute, erhielt ich die Antwort: *voχale* (gleich Schärfe, sodann Zorn, Wildheit, Tapferkeit). Mir fiel dabei der Ausdruck ein: „blass vor Zorn." — In den Kriegen wird Alles umgebracht, was man, wie etwa Weiber und Kinder, nicht lieber gefangen wegführt. Die besiegten Orte werden angezündet, Vieh und sonstiges Werthvolle mitgenommen.

Volksbelustigung ist besonders der Tanz, den man am liebsten im Mondenschein ausführt. Man steht dabei in Reihen einander gegenüber, stampft mit den Füssen, hüpft und macht sonstige Körperbewegungen; Alles im Tacte. Diesen gibt das gleichmässige Stampfen mit den Füssen, Händeklatschen, der begleitende Gesang oder die Trommeln an. Letztere bestehen aus ausgehöhlten Holzblöcken mit Boden; oben ist ein Fell darüber gespannt. Sie werden mit den Figuren geschlagen. Ihre Höhe ist 2 bis 3 Fuss. — Musik ist sehr beliebt. Die wenigen musikalischen Instrumente, die ich bei

den Sotho gesehen, sind alle sehr roh, wie überhaupt bei ihnen die Musik auf der niedrigsten Stufe steht. Das eine Instrument besteht aus einem mit einer Sehne bespannten Bogen, an dessen innerer Seite ein kleiner ausgehöhlter Kürbiss befestigt ist, so dass die Sehne auf der Oeffnung desselben ruht. Auf diese Weise gibt die Sehne, die mit einem Stäbchen geschlagen wird, zwei Töne von sich. Das Instrument wird gern zur Begleitung des Einzelgesanges benutzt. Ein anderes besteht aus einem ganz flachen, mit einer Sehne bespannten Bogen. An dem einen Ende der Sehne ist der Länge nach ein Span von einer Federpose befestigt. Man nimmt das Ende in den Mund und erzeugt durch Blasen mittelst des Federspanes verschiedene ziemlich starke, etwas schnarrende Töne, die an solche von Metallzungen erinnern. Sonst hat man auch Knochen- und Rohrpfeifen, Hohlpfeifen, die auch oft zu einer Art Panflöte zusammengesetzt werden, wobei jede einzelne Pfeife einen besonderen Ton hat.

Der Trommeln wurde schon Erwähnung gethan. Werden mehrere zugleich geschlagen, so hat auch jede ihren besonderen Ton. Kriegermarsch wird mit schrillendem Pfeifen begleitet. — Bei dem Gefallen an Musik ist es natürlich, dass auch viel gesungen wird. Der einzelne Arbeiter singt gern bei seiner Arbeit. Arbeiten in Gesellschaft, die sich im Tact ausführen lassen, werden oft mit Gesang begleitet. Zum Tanze wird immer gesungen. Die Weise, die der Einzelgesang hat, ist gewöhnlich so beschaffen, dass sie in der Höhe anfängt und regellos in die Tiefe geht. Der Text ist dann ein beliebig ersonnener. Zum Tanze wird im Chor gesungen, ebenso bei im Tact ausgeführten Arbeiten. Daneben giebt es auch Sologesänge mit Begleitung, die besonders auf dem *kχoro* beim Fellgerben, Karossnähen, Korbflechten u. dgl. Arbeiten zur Aufführung kommen. Die Textzeilen werden vom Solosänger willkürlich abgetheilt; oft fängt er in der Mitte an und bringt erst hernach den Anfang des Stückes. Auch die einzelnen Zeilen werden noch in Stücke auseinander gerissen; oft wird eine mehrmals hintereinander wiederholt. Die Begleitung macht erst die Einleitung mit *dya ŏé é, dya ŏé é*, oder *ha ŏó ho ho ho ho ho o ho ho* oder ähnlich. Mitunter werden zwei begleitende Chöre gebildet, von denen der eine die Cadenz in tieferem Tone anfängt, worauf der zweite in höherem Tone einsetzt. Dies geschieht einigemal hintereinander. Dann fängt der Solosänger an; währenddem singt die Begleitung fort. Zwischen jeder Pause des Solosängers bildet die fortsingende Begleitung gleichsam das Zwischenspiel. Beginnt eine neue Strophe, so setzt der Solosänger oft in anderem Tone ein; dies wird dann von der Begleitung ebenfalls befolgt. Von Harmonie ist dabei nicht die Rede. Es gilt hier erst recht: „Wir singen ohne Kunst und Müh, die Freundschaft giebt uns Harmonie, die nicht an Regeln klebt.“ Die Aufzeichnung der Weisen ist schwierig, da die Sotho-Tonleiter nur ganze Töne hat, dazu jedesmal wieder anders gesungen wird als vorher. — Was den Text der Gesänge betrifft, so sind es Loblieder auf Häuptlinge, Spottlieder, Räthsellieder u. s. w. Höhere Gedanken

finden sich nicht darin. Doch erinnert die Form sehr an die hebräische Poesie. Jedes Lied hat seinen Titel, meist nach dem Anfange, wie ja auch bei uns üblich. Proben von Liedern und Weisen gebe ich weiter unten bei den sprachlichen Mittheilungen.

Was die Verfassung betrifft, so ist der Häuptling unbeschränkter Herrscher über sein Volk, Despot. Die Despotie wird aber durch die Rücksichten gemildert, welche der Häuptling auf seine Unterthanen nehmen muss; denn wenn er sie zu hart behandelt, fliehen sie zu andern Häuptlingen, und seine Macht wird dadurch geschwächt. Kleinere Häuptlinge begeben sich, um nicht steter Beraubung ausgesetzt zu sein, unter den Schutz eines grösseren, dessen Vasallen sie werden. Auf jedem grösseren Kraale stehen unter dem Kraalhäuptlinge noch Vorsteher der einzelnen zusammenwohnenden Sippen, die als Unterhäuptlinge geehrt werden und es auch durch ihre Geburt schon sind. Je höher Einer geboren ist, desto mehr Ansehen geniesst er. — Die Sotho sind ein geselliges Volk, daher sie gern in grösseren Ortschaften zusammen sich anbauen. Es gibt viele Orte mit Tausenden von Einwohnern. Die grösste Sotho-Stadt, die ich gesehen, ist die des *Tšuana*-Häuptlings *Moroke* im Oranje-Freistaat am *Thava-ṇtšu*, d. h. dem schwarzen Berge; diese Stadt wurde 1863 auf etwa 20000 Einwohner geschätzt. Die Ortschaften selbst haben keinen Namen; seine Heimath anzugeben, bedient man sich des Namens des Berges oder des Flusses, an welchem man wohnt, oder man benennt sie nach einem früheren Häuptlinge, der da gewohnt, z. B. *χa Soọpela* *Soọpela's* Heim. — Von Regieren ist bei den Häuptlingen eigentlich nicht die Rede. Ihre Macht hält ihr Reich zusammen. Fürsorge für das Land kennen sie nicht; das Höchste ist ihnen die Fürsorge für sich selber. Die amtlichen Geschäfte beschränken sich hauptsächlich auf Gerichthalten und Politik. Zu diesem Zwecke werden Sitzungen abgehalten, denen die Vornehmsten, besonders die Alten unter ihnen, beiwohnen. Die geben in jedem Falle, der zur Verhandlung kommt, ihr Votum ab, welches der Häuptling wohl meist respectirt, an das er aber nicht gebunden ist. Wissen die Räthe etwa, wozu der Häuptling neigt und dass sie mit anderslautendem Votum ihn erzürnen würden, so wagen sie es wohl selten, anders zu votiren, als der Häuptling will. Doch wissen sie sonst durch Schlauheit und Ueberredungskunst einen grossen Einfluss auf ihn zu üben. — Für Processe giebt es ein förmliches richterliches Verfahren mit Zeugenverhör, wobei oft erstaunlicher Scharfsinn, Pfiffigkeit und Verschlagenheit zu Tage kommt. Für Gerechtigkeit des Urtheiles ist freilich keine Garantie vorhanden. Wie es dem Häuptling beliebt, so urtheilt er. Mitunter sind es die Räthe, die an Jemand ihr Müthchen kühlen wollen; da ist eine Verurtheilung bald ins Werk gesetzt. Privatpersonen gelingt dies oft durch Bestechung des Häuptlings wie der Räthe durch Geschenke, durch welche es auch häufig gelingt, sich von der Strafe loszukaufen. Abgesehen von diesen Willkürlichkeiten hat die Rechtspflege ihre Norm an Sitte und Herkommen. Auf Mord steht der Tod;

man kann sich aber loskaufen, wenn man Vieh genug hat. Zauberer und Giftmischer werden ebenfalls mit dem Tode bestraft. Gegen Unzucht und Ehebruch ist man gelinder; oft kommt dergleichen gar nicht zur Klage. Für Diebstahl muss Schadenersatz und Bussgeld darüber gezahlt werden. Auf Verrath und Widersetzlichkeit gegen den Häuptling steht der Tod. Todesurtheile werden auf verschiedene Weise ausgeführt. Die am wenigsten grausame Art ist Erschlagen mit Wurfkeulen oder Erstechen, neuerdings auch Erschiessen. Wegen Zauberei und Giftmischerei Verurtheilte werden auf eine gräuliche Weise hingerichtet, indem ihnen ein Pfahl vom After aus durch den Leib getrieben wird. Uebrigens sind die Sotho-Häuptlinge bei weitem nicht so eilend, Blut zu vergiessen, als die Kafferhäuptlinge. Von blutdürstigen Ungeheuren wie *Tšakha* oder *Umsǒdzi* habe ich bei ihnen nichts gehört. — Gezahlte Busse fällt dem Häuptling zu, der darum gerne da verurtheilt, wo etwas zu fischen ist, wie er auch gerne losspricht, wo dies ihm einen erklecklichen Gewinn bringt. Ohne Geschenk geht man gewöhnlich nicht zum Häuptlinge, wenn man eine Sache bei ihm anzubringen hat. — Einkünfte des Häuptlings sind: die Felle von erlegten Löwen und Panthern. Auch von anderer Jagdbeute werden den Häuptlingen Felle abgegeben. Auch vom erbeuteten Fleische erhalten sie bestimmte beste Stücke. Ausserdem werden Abgaben in Bier, Korn u. s. w. entrichtet. Vom ersten Stück Vieh, welches ein junger Mensch sich erarbeitet, bekommt der Häuptling das erste Kalb. Kehren Arbeiter aus der Kolonie zurück, so erhält er von dem, was sie mitbringen, ein gutes Geschenk, oder er sucht sich irgend etwas aus, was ihm gefällt. — Von dem Gebiete, welches er beherrscht, wird der Häuptling als Grundeigenthümer angesehen; er weist seinen Unterthanen an, wo sie ihren Acker haben sollen.

Bei Hofe wird eine bestimmte Etiquette beobachtet. Wenn man den Häuptling grüsst, hockt man vor ihn hin, klatscht in die Hände und ruft ihm eine der üblichen Grussformeln zu: „*Tama' kχoši!*“ oder „*Tama' Morena!*“ (Sei gegrüsst, Herr!) oder „*Tama' Sevata!*“ (Sei gegrüsst, wildes Thier!*) oder „*Sevata Morena!*“ (Herr wildes Thier!) oder „*Tau e tona!*“ (Grosser Löwe!) oder „*Thovela'-vatho!*“ (Menschenbezwinger!) u. s. w. Der Häuptling antwortet etwa mit „*a χe!*“ einer Interjection des Beifalls oder der Aufmerksamkeit. Wird die Etiquette streng gehandhabt, so geschehen Verhandlungen mit dem Häuptlinge durch den Mund des *motseta*, des Vermittlers. Auf den betreffenden Gegenstand kommt man erst durch Umwege, wie es überhaupt im Verkehr als fein, als guter Ton gilt, nicht mit der Thür ins Haus zu fallen, sondern erst Umwege zu machen und dann auch, wenn man bei der Sache angekommen, selbige möglichst breit zu treten und umschweifig zu behandeln. Wer das Angesicht des Häuptlings zu sehen zum ersten Male das Glück hat, darf nicht ohne Geschenk kommen, welches das Herz des

*) *Sevata* von *vata* = „tappe“, bezeichnet ein tappend gehendes Individuum, einen Sohlen- oder Zehengänger.

hohen Herrn „weiss", d. h. glücklich macht. Das Geschenk darf auch nicht zu unansehnlich sein, sonst findet der Geber nicht Gnade. Ein Bündel Messingdrath von etwa 6 bis 10 Pfund Schwere, eine Decke, ein Schaf oder eine Ziege wird schon mit Wohlgefallen angenommen; noch „weisser" aber wird das Herz über einen guten Ochsen oder eine junge Kuh. Am liebsten wird Pulver, Blei oder ein Gewehr gesehen, welche Gaben für uns Missionare in Transvaal verboten sind, da wir uns verpflichtet haben, den solches nicht gestattenden transvaalschen Gesetzen nachzukommen, was uns freilich oft in missliche Stellung bringt, indem die Heiden nicht einsehen, warum der Missionar sie nicht mit Waffen und Munition versorgt, und ihn daher als im Bunde mit den verhassten *Boers* betrachten. Gewissenhaftigkeit verstehen sie eben nicht zu würdigen. — Bei Unterhaltung mit dem Häuptling giebt man seine Aufmerksamkeit zu erkennen, indem man bei jedem Satze desselben ausruft: „*Morena*!" oder „*Kχoši!*" oder „*Thovela!*" oder „*Tama'*!" u. dgl. — Kommt ein Häuptling zu einem anderen zum Besuch, so wird für ihn und seine Begleitung geschlachtet. Der hohe Gast wird nicht blos bei Tage mit Essen und Trinken bewirthet; auch für die Nacht sorgt der Wirth für den Gast aus seinem Harem. Weniger hohe Gäste bekommen etwa ausser einem guten Trunke und dem üblichen Kafferkornbrei einen Schlachtbock geschenkt, den sie sich zubereiten lassen und von dem ihre Bedienung und wer sonst in der Nähe, mitisst. Als Leckerbissen wird Einem wohl auch eine Kürbisschale mit wildem Honig vorgesetzt. Zur Bedienung wird ein bestimmter *lanka* (Diener) bestellt, welcher für Logis sorgt. Sehr gnädig nimmt es der Häuptling auf, wenn man ihm von dem geschenkten Schlachtbock hernach eine Keule schickt. — Ein Geschenk vom Häuptling (auch sonst von jemand) nicht annehmen, gilt als Verletzung der guten Sitte. Ein Häuptling wollte mir einmal eine halbe Krone schenken; mein Gefühl sträubte sich dagegen und ich nahm das Geld nicht an. Man bedeutete mich hernach, ich hätte es sollen annehmen, dann hätte sich der Häuptling geehrt gefühlt. — Wer als Person von Rang gilt und öfter mit dem Häuptling zu thun hat (wie z. B. der Missionar), für den wird aus den Hofbedienten ein ständiger Vermittler bestimmt, an den auch alle gegenseitigen Botschaften zunächst gehen.

Zur Heeresfolge ist jeder männliche Sotho seinem Häuptlinge verpflichtet Das Aufgebot geschieht nach Altersclassen; alle zugleich Beschnittenen bilden eine Classe. Vom kriegerischen Aufgebot, ebenso von dem zur grossen Jagd, ausgeschlossen sind die noch nicht Beschnittenen; auch die Alten bleiben daheim. Auch zu Frohnarbeiten finden Aufgebote statt.

Die Häuptlingswürde ist erblich; die Nachfolge kommt dem Erstgeborenen der sogenannten „grossen" Frau zu. Da Häuptlingstöchter sich gewöhnlich nach auswärts verheirathen, so kommt weibliche Thronfolge selten vor; Berechtigung dazu ist aber vorhanden. Ist der Nachfolger beim Tode seines Vaters minderjährig, so übernimmt seine Mutter, resp. ein Oheim oder eine Base, auch etwa ein älterer Halbbruder, die Regentschaft für ihn. Oft giebt es

blutigen Streit um die Thronfolge. Da ist vielleicht eine Frau des verstorbenen Häuptlings, welche von Geburt die vornehmste ist, und wieder eine andere, die etwa Favoritfrau war und dem Häuptling die Erklärung abgelockt, sie sei die „grosse“ Frau, und das Versprechen, ihr Erstgeborener solle Thronfolger sein. Solche Erklärung und solches Versprechen wird nach Ableben des Häuptlings nicht respectirt, sobald der Erstgeborene der vornehmsten Frau mit seinem Anhange sich stark genug fühlt zum Widerstande gegen den Sohn der Favoritin; da wird das Recht der Geburt geltend gemacht. Der Stärkste behält da schliesslich Recht. Es kommen noch andere Verwickelungen vor, welche die Unsitte der Polygamie mit sich bringt. So war *Ma'lekutu*, der Sohn von Thulare, dem *Peli*-Häuptling, gestorben; ihm folgte sein Bruder *Sekŏáti*, der auch seine Weiber erbte. Von diesen Weibern gebar die, welche *Ma'lekutu*'s „grosse“ Frau gewesen, dem *Sekŏáti* ihren ersten Sohn *Ma'mpuru*; *Sekŏáti's* eigentliche „grosse“ Frau gebar ihm den *Sekhukhune*. *Ma'mpuru* machte nun dem Letzteren nach des Vaters Tode die Herrschaft streitig; *Sekukhune*, als der Stärkere, behielt Recht; *Ma'mpuru* musste fliehen und ist heut noch im Exil. Mitunter ziehen die Prätendenten mit ihrem Anhange von einander, so dass die Herrschaft sich theilt.

Was den allgemeinen Verkehr angeht, so gilt auch da Weitschweifigkeit im Ausdrucke für Höflichkeit; Kürze und Prägnanz im Ausdrucke heisst „hart“ sprechen. Die Weise der Europäer gilt als unmanierlich. — Kommt ein Fremder zu Jemandes Hause und bittet um Essen, so übt man bereitwillig Gastfreundschaft, wenn man nur selbst genügend Speise hat. Einem Europäer wird diese Sitte oft unbequem. Wenn er Arbeiter aus den Sotho hat und dieselben setzen sich zum Essen, so ist es ihre Gewohnheit, jeden Beliebigen, der dazu kommt, mitessen zu lassen: sie können es nicht begreifen, wenn der Arbeitgeber, weil ihm sonst zu viel draufgeht, dies nicht ohne Weiteres gestatten will. — Wird Einem irgendwo Speise oder Trank geboten, und man traut nicht recht, ob nicht Gift drin ist — denn durch Gift wird so Mancher beseitigt — so lässt man den Darreichenden zuerst davon kosten. Man erweckt freilich mehr Vertrauen, wenn man selbst Vertrauen zeigt und ohne Weiteres zulangt. Ich für meine Person habe mir daher nie Speis und Trank vorkosten lassen. — Bei Begegnung ist der gewöhnliche Gruss: „*Lumela'!*“ Das Verb *lumela* bedeutet „glaube, stimme zu,“ daher auch „erlaube.“ So ist es wohl das Natürlichste, das cohortative *lumela'* zu erklären als: „Erlaube!“ nämlich dich zu grüssen. Höflicher grüsst man: *Lumela' kχoši!*“ oder „*Tama' kχoši!*“ = „Erlaube, Herr! Sei gegrüsst, Herr!“ Zum Schluss grüsst man wieder mit „*Lumela'*!“ oder man sagt: „*Šala' χa votze!*“ d. h. „Gehab dich wohl!“ wörtlich: „Bleibe wohl zurück!“ Wenn es Abends ist, sagt man auch: „*Rovala' χa votze*“, d. h. „Schlaf wohl!“ — Wenn eine Gesellschaft denselben Weg geht, so geschieht dies stets im Gänsemarsch, was an lebhafter Unterhaltung nicht hindert, da die Ohren der Eingeborenen scharf genug sind. — Der Anfang der Unterhaltung mit Einem, der von anderwärts kommt, ist meist: „*Litava li re'ṇ?*“ d. h. „Die Ereignisse, sie sagen was?“

= was giebt's Neues? Hat man nichts zu erzählen, so sagt man etwa: „*Aòà, ḷi rovetše*," d. h. „Nichts, sie schlafen." Hat man etwas, dann thut man erst, als ob man weiter nichts Wesentliches zu berichten habe, kramt aber dann Eins nach dem Andern aus.

Der H a n d e l ist T a u s c h h a n d e l. M antauscht untereinander Grossvieh für zehn Stück Kleinvieh. Hat man Korn genug, so tauscht man, wo es fehlt, Vieh dafür ein. Wenn der Sotho nicht m u s s, verkauft er keine Kuh. Am meisten sind die Färsen geschätzt, weil man von ihnen noch so und so viel Nachwuchs erwarten kann. Ochsen gelten weniger, sind daher eher zu haben. Ausser für Korn bekommt man Ochsen und Kleinvieh für Decken, Hacken, Messingdraht, Perlen. Von fremden eingeborenen Händlern kauft man Matten, Schwingen, Körbe, Hacken u. dgl.; die Fremden wiederum kaufen Töpfe, Spangen, Felle u. s. w. Oft werden schöne Schakal- oder Dachsteppiche ausgeboten; für einen der ersteren wird ein bis zwei Stück Vieh verlangt; von letzteren bekommt man für ein Stück Vieh einen, ja auch zwei. Der Abschluss eines Handels verläuft meist so, dass der Verkäufer unmenschlich viel fordert, der Käufer aber wenig bietet. Nun hockt man zu einander und bespricht das Object eingehend, wägt Argument gegen Argument ab, bis man endlich nach langem Hin- und Herreden, was in aller Gemüthlichkeit Stunden lang dauern kann, Handels Eins wird, was freilich nicht immer das Endresultat des Feilschens ist. Bei einem Angebot kurz sagen: „Ich kaufe nicht!" gilt als Beleidigung; es wird aufgefasst, als wenn man gesagt hätte: „Ich will mit Dir nichts zu schaffen haben." Man muss die Ablehnung des Kaufes auf höfliche Art motiviren; dann ist's recht.

Bei Unterhaltungen oder Verhandlungen fällt man einander nicht ins Wort: man lässt ruhig jeden Sprechenden erst ausreden, ehe man erwidert. Jemanden anfahren wird als Grobheit übel genommen, auch wenn er es verdient hat. Man will *χa votze* (schön, sanft) behandelt sein. — Die Gesticulation bei der Rede ist lebhaft. Wenn man etwas beschreibt, nimmt man auch die Naturnachahmung zur Hilfe, um die Sache anschaulich zu machen; man ahmt z. B. den Knall der Peitsche durch Knallen mit den Fingern und den folgenden Nachhall mit dem Munde nach; man ahmt den Schall des Galoppirens eines Pferdes, des Schnaubens eines Rhinoceros, das Knurren und Brüllen eines Löwen nach u. s. w. Die Gesticulation ist oft graciös anzusehen; besonders wenn Einer, den Ueberwurf über die linke Schulter und den rechten Arm ausgestreckt, Haupt und Körper in stolzer Haltung leicht nach hinten gebogen, mit der Linken etwa den Ueberwurf vorn zusammenhaltend wie ein Senator seine Toga, eine in seiner Meinung wichtige Rede hält: wie ein Fürst steht er da, und ist doch oft ein erbärmlicher Lump, der nichts bedeutet.

Wenn Jemand einem Anderen etwas schenkt, so gilt es ganz und gar nicht als Nichtachtung des Gebers, wenn mit dem Geschenke nach Belieben verfahren, dasselbe etwa sofort weiter verschenkt wird. Will man sich für

eine Gabe durch eine Gegengabe erkenntlich beweisen, so darf man bei Leibe ja nicht aussprechen, dass die empfangene Gabe der Grund sei; das wäre eine Beleidigung. Geschenk muss freies Geschenk sein. Ja das Zartgefühl geht noch weiter. Ein Sotho war einst wegen Undankbarkeit durch Urtheil seines Häuptlings genöthigt worden, für einen ihm von mir geleisteten ärztlichen Dienst an mich einen Schlachtbock zu zahlen. Nachdem der Gerechtigkeit in aller Form Genüge geschehen, wollte ich dem Menschen den Werth des Schlachtbockes erstatten, weil ich schliesslich meinen Dienst doch nicht wollte bezahlt haben. Mein dahingehendes Anerbieten aber nahm der Mann sehr übel: Wie ich denn von Bezahlung des Bockes sprechen könne, den er mir ja doch gegeben hätte? Einige Zeit später schickte ich ihm den angebotenen Gegenstand. aber mit dem Bedeuten: Ich schenke Dir dies. Nun erfolgte dankbare Annahme.

Wir gehen nun zu den besonderen Sitten und Gebräuchen über, die die Entwickelung des irdischen Lebens bei einem Sotho von der Wiege bis zum Grabe begleiten. — Ist ein Kind geboren, so ist die erste Nahrung, die es erhält, nicht etwa die Muttermilch, sondern dünner Kafferhirsemehlbrei, der ihm trotz Schreiens und sich Krümmens eingestopft wird. Dadurch ist das Kind zum Kafferkornbreiesser geweiht. Dann folgt erst das Säugegeschäft. Wird ein Kind mit einem Gebrechen oder mit Zähnen geboren, so wird es von den Wehemüttern in einem schon bereitstehenden Topfe mit Wasser ertränkt. Werden Zwillinge geboren, so muss, je nach dem besonderen Gebrauche des betreffenden Stammes, das eine oder beide Kinder sterben. In einem mir bekannten Falle wurden die armen Würmchen trotz der Fürbitte einer Christin, die sie zu sich nehmen wollte, in ein Loch im Viehhofe geworfen, trockener Kuhmist über sie geschüttet, und dann wurden sie todt getreten. Das neugeborene Kind sieht röthlich aus und wird erst nach und nach dunkler von Farbe. Das seidenartige Haar ist glatt; es wird auch erst nach und nach härter und wollig. Ungemein häufig kommen Nabelbrüche vor. — Der Mann der Wöchnerin darf diese und das Kind in der ersten Zeit gar nicht sehen; bei Eintritt der Geburt muss er sich entfernen. Ist das Kind todt, so erfährt er nichts darüber, ob es todt geboren oder getödtet worden ist; dies ist das Geheimniss der Wehemütter. — Mit dem neugeborenen Kinde wird eine Art Taufact vorgenommen. Der „Doctor“, *ṅaka*, kommt, *χo thuša ṅoana* (zu feien das Kind). Er macht aus Wasser, in welchem seinsollende Zauberarznei gekocht ist, einen Schaum, mit welchem er den Kopf des Kindes einseift. Ein Beutelchen mit „Medicin“ erhält das Kind ausserdem um die Lenden gebunden. Der Name wird dem Kinde von der Mutter erst später gegeben; er hat häufig Beziehung auf ein Ereigniss, welches um die Zeit der Geburt stattgefunden. Man gibt auch den Namen eines Verwandten; auch wohl Thiernamen, wie *Mmoɹe* = Hase, *Tšukuḷu* = Rhinoceros, *Nọχanyane* = Schlängelchen, *Nare* = Büffel, *Phoṭi* = *Duiker* (Antilope). — Das Säugen der kleinen Kinder dauert nach Umständen bis zu zwei, ja drei Jahren. — Von

Reinlichkeit ist wenig die Rede. — Getragen werden die Kindlein auf dem Rücken in dem um den Leib befestigten Kaross. Sind sie es schon im Stande, so lässt man sie auch oft auf der Hüfte reiten, besonders beim Säugen. Oft wird dem Kinde, wenn es das Genick noch nicht steif halten kann, ein Riemen mehrmals um den Hals gewunden, damit der Kopf aufrecht bleibe. — Die Knaben werden, sobald sie dazu fähig sind, zum Hüten der Schafe und Ziegen angestellt; die Mädchen werden mit Aufsicht und Wartung ihrer jüngeren Geschwister beschäftigt. Die Hütejungen vergnügen sich im Felde mit Fechtübungen, zu welchen Schild und Stöcke dienen; sie üben sich auch im Werfen mit Wurfkeulen, stellen Jagden nach Hasen und kleinerem Wild an, stellen Sprenkel auf und legen Leimruthen u. s. w. Als Vogelleim dient die Frucht einer auf den Acacien wachsenden Mistel, welche einen sehr klebrigen Stoff enthält; mit letzterem werden Grashalme bestrichen und diese dann an Büschen befestigt, so dass die kleinen Vögel, die sich auf dieselben setzen, hangen bleiben. Die armen Vögelchen werden oft bei lebendigem Leibe gerupft, ebenso grausam ist man gegen die Heuschrecken. Dieselben werden lebendig auf eine Ruthe aufgespiesst und aneinander gereiht und so auf's Feuer zum Braten gelegt. Einmal sah ich auch, dass Knaben einen Igel gefangen und ihm einen Bindfaden ans Bein gebunden hatten. Sie liessen das Thierchen ein wenig laufen, dann rissen sie es an dem Bindfaden wieder zurück; an diesem brutalen Spiel hatten sie ihr grösstes Vergnügen. — Ein besonderer Zeitvertreib der Knaben ist das schon erwähnte Formen von Thonfiguren. — Die Mädchen vergnügen sich mit Springen über einen geschwungenen Riemen, sowie mit einem dem „Sautreiben" ähnlichen Spiel u. dgl., auch mit Tanzen; mit Bauen von Kraalen aus Sand, mit Formen von Töpfen u. s. w. Im vorgerückten Sommer, wenn ein gewisses Unkraut hochgeschossen ist, bauen sich die Kinder von Letzterem Hütten. Werden die Mädchen grösser, so müssen sie anfangen, sich am Holzholen und Wassertragen zu betheiligen. Haben sie das sogenannte „Backfischalter", so müssen sie mit auf's Feld, um den Feldbau zu lernen. Auf diese Weise werden sie nach und nach für ihren künftigen weiblichen Beruf geschult.

Zur Einführung des jungen Volkes in den Kreis der Erwachsenen dient ein besonderer Act, das *pollo*; die Bedeutung desselben ist die Erklärung der weiblichen Reife. Für das männliche Geschlecht findet dabei die **Beschneidung** Statt. *Pollo* von *volla* (im *Tžŏana volola*) heisst „Auszug", weil die Betreffenden hinaus ins Feld ziehen. Das Verb wird im *Tžŏana* auch für den Auszug zum Kriege gebraucht. Das *pollo* findet nicht jedes Jahr Statt und auch nicht zu gleicher Zeit für beide Geschlechter. Wer sich ihm nicht unterwerfen wollte, würde getödtet, zum mindesten verjagt werden. Alle, die zusammen das *pollo* durchgemacht, bilden eine *χŏéra*, Kameradschaft. Jede *χŏéra* hat einen bestimmten Ort. Dort wird vom *ṅaka* die Beschneidung vollzogen. Wehe dem, der dabei Angst zeigt oder Zeichen des Schmerzes von sich gibt! Er erhält unbarmherzige Schläge mit Ruthen von dem beiwohnenden älteren Mannsvolke. Nach vollzogener Beschneidung wird die

gewöhnliche Bedeckung der Lenden, das *kχésoa*, nicht wieder angethan, sondern ein dem der Mädchen ähnlicher Schurz. Die Beschnittenen bleiben drei Monate im Felde, bis sie völlig heil sind. Währenddem vertreiben sie sich die Zeit mit Singen und Tanzen; ausserdem werden sie „geschult" von einem dazu gesetzten Aufseher (bei dem auch vorher die Anmeldung zur Theilnahme am *pollo* zu geschehen hat). Die Schulung betrifft die Einweihung in alles, was ein Mann zu beobachten hat. Bei derselben erhalten die Schüler von den sie besuchenden älteren Beschneidungsclassen oft unbarmherzige Schläge, die um so unbarmherziger sind, je mehr Einer Zeichen des Schmerzes von sich gibt. Ich habe sehr oft die dicken wulstigen Narben von Ruthenhieben gesehen, welche beim *pollo* empfangen worden waren. Eine bestimmte Zeit dürfen die Neubeschnittenen kein Wasser trinken. Harte Stäupe lohnt Uebertretung dieses Verbotes. Die Speise wird den Beschnittenen täglich von bestimmten männlichen Personen ins Feld getragen. Eine weibliche Person darf ihnen nicht nahen. Nach Verlauf von drei Monaten ziehen die Beschnittenen, mit einem neuen *kχésoa* angethan, nach Hause. — Das *pollo* der Mädchen hat mildere Formen. Sie ziehen in Begleitung ihrer Aufseherinnen nach einer Stelle am Wasser, wo es tief genug zum Untertauchen ist. Dort müssen sie einen ins Wasser geworfenen Armring tauchend herausholen. Des Tages treiben sie sich im Felde umher, um für den weiblichen Beruf „geschult" zu werden, daneben zu tanzen und zu singen; aber Nachts brauchen sie nicht im Felde zu bleiben; doch leben sie abgesondert. Sie schmieren sich mit Asche. An einem Orte sah ich, dass sie Flechten von Gras (ähnlich den Strohseilen) wie Shawls um Hals und Brust gewunden trugen und zwar über der Brust gekreuzt und auf dem Rücken zusammengebunden. In der Zeit ihres *pollo* darf ihnen keine männliche Person zu nahe kommen; sie wird sonst von den Aufseherinnen mit Ruthen durchgehauen. Das Weibervolk ist in der Zeit überhaupt wie unsinnig; sie nehmen Vermummungen vor, ziehen Männerkleidung an und tragen Waffen; am Mannsvolk üben sie allerhand Muthwillen, der in einzelnen Fällen bis zum Todschlag geht, der dann nicht geahndet wird. Die Mädchen des *pollo* nehmen während desselben bestimmte Waschungen am Wasser vor. Den Schluss von Allem macht ein Fest im Januar oder Februar, der Erntezeit der ersten grünen Feldfrüchte, zu dem die zuletzt beschnittenen Bursche eingeladen werden. Da gibt's Schmauserei, Tanzvergnügen und Unzucht. — Ueber den Ursprung der Beschneidung geht unter den Sotho die Sage, es sei einmal Einer gekommen, der sie hätte bewegen wollen die Beschneidung anzunehmen. Da habe man sich erst vergewissern wollen, ob man nicht vom Beschneiden sterbe. Man habe also erst an einem Fremdling den Act probirt, und als man gesehen, dass es ihm nichts geschadet, habe man die Beschneidung eingeführt. Daher noch heut stets Jünglinge von andern Stämmen am *pollo* theilnähmen. Nach dieser Sage könnte die Beschneidung muhamedanischen Ursprunges sein, wofür auch spricht, dass sie bei manchen verwandten Stämmen nicht stattfindet. Wäre sie, wie wahrscheinlich andere, noch zu

erwähnende Dinge, äthiopischen Ursprunges, dann würde die Sage davon ebensowenig wissen, als über den Ursprung eben dieser Dinge. Nur ein Umstand möchte für äthiopische Herkunft der Beschneidung bei den Sotho sprechen, nämlich dass in Nationalliedern die bildliche Benennung der Beschnittenen „*ñŏana'-kŏéna*“ = „Crocodilskind“, d. h. Crocodil, häufig vorkommt. Doch könnte dies vielleicht auch nur auf die mit dem *pollo* verbundenen Waschungen Bezug haben.

Wir gehen über zu den Gebräuchen in Betreff der Heirath. — Die Weiber werden gekauft, doch wird dieser Kauf mit einem anderen Namen benannt, als der gewöhnliche, weil es kein Tauschhandel ist. Der Preis ist verschieden, je nach der Vornehmheit des Weibes, bis zu zehn Stück Rindvieh. Zuerst wird ein Angeld gezahlt (*molomo* = Mund), später das Uebrige. Die Mädchen werden oft schon als Kinder verkauft. Sobald der Handel abgeschlossen, das *molomo* gezahlt und das Mädchen mannbar ist, erfolgt ohne Weiteres der eheliche Umgang; nur bleibt das Weib vorläufig noch zu Hause bei seinen Eltern bis zum Feste der Heimholung (*χo veka*). Zu diesem finden sich Verwandte und Bekannte ein, sonderlich die *χoéra* (Classengenossen) des Paares. Eine Schmauserei wird veranstaltet. Wenn man dann zuletzt des Nachts schlafen geht, begiebt sich das Paar nebst den *kχonyana* (Hochzeitsgesellen, Bursche und Mädchen) zusammen in eine dunkle Hütte, wo schändlicher Unzucht gefröhnt wird, die aber in diesem Falle legal ist. — Ein zum Weibe erkauftes, noch nicht heimgeholtes Mädchen trägt eine kleine Kalebass-Dose am Halse, die *ñŏana* (Kind) genannt wird. Diese wird abgelegt, sobald nach der Heirath Schwangerschaft eintritt. — Nach der Neigung eines Mädchens wird oft gar nicht gefragt; der Meistbietende erhält die Tochter. Es gibt aber auch Väter, die auf die Tochter Rücksicht nehmen. Ist ein Mann zu arm, um bald den Preis für sein Weib zu zahlen, so wird ihm etwa gestattet, nach Zahlung des *molomo* die Letztere heimzuholen. So lange er aber seine Schuld noch nicht getilgt hat, gehören seine Kinder nicht ihm, sondern dem Schwiegervater resp. dessen Erben. In Folge dieses alle Familienbande lockernden heidnischen Rechtes kommen Kinder oft in ganz fremde Hände. — Auch bei den Sotho herrscht die Polygamie. Je nachdem einer vermögend ist, schafft er sich Weiber an. Bei Häuptlingen steigt, soweit meine Kenntniss reicht, deren Zahl etwa bis vierzig. Oft hat ein Häuptling schon eine Anzahl Weiber, aber noch keine „grosse“ Frau, die ihm ebenbürtig ist, bis er endlich auch eine solche heimholt. Je mehr ein Weib Töchter gebiert, eine desto grössere Quelle des Reichthums wird sie für ihren Mann; denn je mehr Töchter, desto mehr Vieh, seinen Abgott, bekommt er einmal dafür. Kinder müssen überhaupt zur Bereicherung ihrer Eltern dienen. Was ein Sohn verdient, nehmen ihm seine Eltern nach Gefallen ab. Freilich haben Letztere auch die Verpflichtung, dem Sohne, wenn er alt genug ist, ein Weib zu kaufen. — Je mehr Einer Weiber hat, desto mehr kann er Korn bauen und also auch auf diese Weise seine Wohlhabenheit erhöhen.

Häuptlinge führen dafür, dass sie so viele Weiber nehmen, auch den Grund an, dass sie so viele Gäste zu bewirthen hätten. — Was Scheidung zwischen Mann und Weib betrifft, so ist sie für Ersteren nicht schwierig; er entlässt einfach das Weib; nur hat er für ihren Unterhalt zu sorgen, es wäre denn, dass sie vor Gericht für schuldig befunden würde oder sich anderweitig verheirathete; auch büsst er das gezahlte Vieh ein. Für das Weib ist Scheidung schwieriger. Gefällt's ihm nicht mehr bei seinem Manne, so läuft es wohl weg von ihm, kann aber von ihrem Vater zur Rückkehr gezwungen werden, weil sonst dieser das für die Tochter erhaltene Vieh zurückzahlen müsste. Wo es zu definitiver Scheidung kommt und Kinder vorhanden sind, da fallen diese dem für unschuldig befundenen Theile zu. — Bei so zerrütteten ehelichen Verhältnissen kann man nicht erwarten, dass unter dem Volke Keuschheit vorhanden. Die *šovoro* (die Unreifen) zwar noch nicht, aber die das *pollo* hinter sich haben, haben damit gleichsam einen Freibrief zur Unzucht. Um ein Hurenlohn (Perlen oder dgl.) ist ein Mädchen leicht feil. Doch darf ein solches nicht gebären; dies weiss man durch gewisse Mittel zu verhüten. Häuptlinge geben oft einem oder dem anderen ihrer Diener eins ihrer Weiber zur Concubine, die aber rechtlich des Häuptlings Weib bleibt; auch die in solchem Concubinat erzeugten Kinder gehören dem Häuptlinge. — Bei alledem sind die Sotho doch nicht so in Unzucht versunken, wie manche anderen heidnischen Nationen. Venerische Krankheit wie bei den Kora herrscht nicht unter ihnen; ich habe davon nur in solchen vereinzelten Fällen gehört, wo sie eingeschleppt war und sich auf das betreffende Individuum beschränkte.

Dass von eigentlichem Familienleben bei den Sotho nicht die Rede ist, ist unter den corrupten ehelichen Verhältnissen nicht zu verwundern. Charakteristisch hierfür ist, dass Kinder ihre Eltern auch bei ihren Eigennamen rufen. Doch nicht bloss die Eheverhältnisse sind hieran Schuld; auch die ein häusliches Familienleben unmöglich machende, zum Leben im Freien nöthigende und so eine grössere Zerstreuung der Familienglieder verursachende Bauart der Häuser hat ihren Antheil daran.

Noch ist zu erwähnen die Leviratsehe, die auch bei den Sotho stattfindet. —

Von den Lebenden gehen wir nun zu den Todten. Ist Jemand gestorben, so wird um ihn die Todtenklage erhoben, die weithin schallt. Die Beerdigung geschieht sobald als möglich. Der Todte wird in hockender Stellung begraben; zu diesem Behufe werden die Arme und Beine mit Riemen in der Art gebunden, dass der Todte die erforderliche Stellung einnimmt. Ist er schon steif geworden, so werden die hindernden Sehnen durchschnitten. Am liebsten begräbt man in der Nähe des Hauses, damit der Todte möglichst von der Wärme der Lebenden und ihrer Feuer sein Theil bekomme. Bei Häuptlingen muss das Vieh des Verstorbenen über dem Grabe schlafen, um ihn zu erwärmen. — Das Zeichen der Trauer ist bei Erwachsenen eine etwa

thalergrosse Tonsur auf dem Scheitel, bei Kindern das Kahlscheeren des Kopfes. Ueberhaupt wird bei eingetretenem Todesfalle allen Familiengliedern das Haar beschoren, das abgeschnittene zu Kohle verbrannt, diese mit Fett zu einer Salbe verrieben, mit welcher dann die Leidtragenden eingeschmiert werden. — Das älteste resp. „grosse“ Kind ist Universalerbe des Vaters, ausgenommen wenn es eine nach auswärts verheirathete Tochter ist. Da die meisten Töchter sich verheirathen, so ist in der Regel der „grosse“ Sohn der Erbe. Nach dem Tode der Eltern ist derselbe auch der „Vater“ aller seiner jüngeren Geschwister, mit allen Rechten und Pflichten eines solchen. —

Was das Gebiet der Krankheiten betrifft, so herrschen bei den Sotho am meisten Ausschläge, sonderlich bei Kindern, und zwar sehr häufig um die Lenden. Auch haben die Kinder meist dicke Bäuche. Eigentlichen Aussatz habe ich nicht beobachtet, auch hat die Sprache keinen Namen dafür. Ohreneiterung habe ich öfter behandelt, einigemale auch Knochenfrass. Von epidemischen Ausschlagskrankheiten habe ich Masern, Schafpocken und echte Pocken gesehen. Man kennt auch eine Pockenimpfung, aber mit Menschenpockenlymphe. Sie geschieht am Knie. Häutige Bräune ist mir unter den Sotho nicht vorgekommen, aber Lungenentzündung häufig bei Kindern. An Lungenschwindsucht sterben manchmal ganze Familien aus. Sehr häufig sind Augenentzündungen, die oft den Verlust eines Auges zur Folge haben, daher man vielfach einäugige Leute sieht. Nachtblindheit ist mir verschiedene Male bei Weibern vorgekommen. Von Wahnsinnigen, die ich gesehen, lief die eine Person, ein grosses Frauenzimmer, schwatzend im Felde hin und her; eine andere, ein junger Mann, wurde mitunter durch Wuthanfälle gefährlich; eine dritte, ein Mann, der mit Mordversuchen drohte, wurde nur mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen umherlaufen gelassen. — Liegt Jemand krank, so wird zum Zeichen dessen ein Holz quer vor die Thür gelegt, damit Niemand hineingehe. Bei Kopfweh wird dem Patienten ein schwacher Riemen fest um den Kopf gebunden; bei Halsweh oder Schwäche des Genickes windet man einen Riemen mehrmals um den Hals, damit der Patient den Kopf besser aufrecht halten könne. Zur Beseitigung örtlicher Leiden werden oft Hauteinschnitte gemacht, auch Arznei in letztere eingestreut. Gegen Rheumatismus wird Schröpfen angewandt. Dieses geschieht folgendermassen: Man macht Hauteinschnitte an dem leidenden Theile, setzt ein kleines Horn darauf, welches an der Spitze ein Loch hat, und saugt durch letzteres die Luft aus, so dass das Horn sich festsaugt und das Blut herausgezogen wird. Auf Wunden streut man ein grauröthliches Pulver von einer Wurzel oder Rinde dick auf. Bei Arm- und Beinbrüchen legt man Schienen von Rohrstäben an, die fest mit Bast umwunden werden. — Wenn man nicht weiss, wo es einem Kranken fehlt, so wird eine gesunde Ziege genommen, mit dem Kopfe in ein Gefäss mit Wasser gesteckt, in welches letztere „Medicin“ gethan worden. Ist die Ziege erstickt, so wird sie abgeschlachtet und

in ihrem Innern nach einer sich irgendwie zeigenden Anomalie, die sich wohl immer entdecken lässt, nachgesehen. Hat man die letztere gefunden, dann weiss man, wo es dem Kranken fehlt, und es kann nun darauf los curirt werden. – Die „Doctors“, *ṅaka's*, bilden eine bestimmte Zunft, die ihre Geheimnisse nicht verräth. Die Aufnahme in dieselbe kostet Vieh, und das Lehrgeld ist theuer. Die *ṅaka's* haben manche nicht zu verachtende Arzneimittel; aber es hält sehr schwer, zu deren Kenntniss zu kommen.

Die *ṅaka's* sind überhaupt die Geheimkünstler, deren man sich zur vermeintlichen Abwehr von allerlei Uebel und zur Zuwendung von Glück und Segen bedient. Neben ihnen soll noch eine andere Zunft existiren, die der *lõi* oder Giftmischer, die die Schwarzkünstler der Bosheit sind. Viele Krankheiten, viele Todesfälle, besonders die von Häuptlingen, werden auf Schuld der *lõi* geschoben, wo doch nur ein sog. natürlicher Tod vorliegt, den sich aber die Beschränktheit der Heiden nicht erklären kann. Schon oft ist Jemand wegen Giftmischerei oder böser Behexung hingerichtet worden, der nicht die geringste Schuld daran hatte. Aber wenn der Wahrsager mit seiner Kunst den gesuchten Schuldigen herausbringt, da hilft alle Betheuerung der Unschuld und alles Gegenzeugniss nichts. Von den *lõi* sagt man, dass sie Nachts, Männer und Weiber, nackt umherliefen und allerlei Bosheit verübten; dass sie z. B. durch gezähmte Paviane dem Vieh die Milch ausmelken liessen. Aber noch Niemand hat diese Paviane wirklich gesehen Die *lõi* sollen Leichen ausgraben und deren Gebeine zu Zaubereien benutzen. Sie sollen Schlangen in Stöcke verwandeln können (woran übrigens nicht zu zweifeln, da es durch Bewirkung von Erstarrung gewisser Schlangen ganz natürlich zugeht); sie sollen verstehen, Felle über ihren Häuptern als Sonnenschirm in der Luft frei schweben zu lassen, u. dgl. m. —

Aus dem Gebiete des Aberglaubens, das wir soeben und schon weiter oben ab und zu berührt, lassen wir nun noch etliche Notizen folgen. — Wahrsagen geschieht durch Knöchel und dgl, welche geworfen und aus deren Lage dann gedeutet wird. Es dient dies zur Aufdeckung von Geschehenem (etwa von Verbrechen), zur Rathserholung über ein Vornehmen (z. B. einen Kriegszug), u. s. w. — Regenspender ist der Häuptling durch den Regendoctor. Stellt sich der Regen nicht zur rechten Zeit ein, so bittet das Volk den Häuptling, ihnen solchen zu verschaffen; natürlich dürfen sie nicht ohne Geschenke kommen. Aus Gewinnsucht erhalten die Häuptlinge den Aberglauben aufrecht, dass sie Regen verschaffen könnten. Zum Regenmachen gehören verschiedene Acte. Der erste ist die Regenjagd. Die junge Mannschaft jagt eine bestimmte Gazelle; diese wird abgeschlachtet, das Fleisch mit Regen-„Medicin“ gekocht und von Alten und Kindern verzehrt. Kommt der Regen noch nicht, dann werden andere Acte vorgenommen, die der Regendoctor angiebt. Zu diesen gehört auch Viehschlachten — das Fleisch wird von der Mannschaft verzehrt — am Grabe des verstorbenen Häuptlings, der auch nach seinem Tode als Segenspender für sein Volk gilt. Erzürnt kann

er freilich auch den Segen vorenthalten und Schaden thun. Eine Regenpfeife spielt auch beim Regenmachen, besonders wenn Wolken am Himmel sich zeigen. Auch Hagelpfeifen zur Verscheuchung des Hagels hat man. — Zur Kriegszeit werden alle Wege mit „Medicin" gefeiet. Stangen werden eingepflanzt, an denen oben Federn befestigt sind, halbverkohlte Viehklauen vergraben und mit Steinen und Dornen bedeckt u. s. w. Einen rechten Possen meint man dem Feinde zu thun, wenn es gelingt, ihm vor seinen Kraaleingang etwa einen Rhinocerosschädel zu setzen. Diese grosse Behexung erfordert dann wieder heroische Mittel zur Enthexung. Oft fallen dem Aberglauben Menschen zum Opfer. So verlangte der „Doctor" des Häuptlings Voleo, um des Letzteren Stadt zu „befestigen", den Kopf eines Menschen. Vorüberreisende Fremdlinge wurden überfallen und, damit Keiner die Mordthat daheim berichte, sämmtlich erschlagen und dem Einen der Kopf abgeschnitten, der dann unter dem Hauptpfahl am Eingange zum *kχöro* des Häuptlings vergraben wurde. Heut liegt freilich Voleo's Stadt längst in Trümmern; er selbst und der grösste Theil seines Volkes wurde vor neun Jahren von den Pono erschlagen. — Um Glück auf der Reise zu haben, klemmt man einen Stein zwischen die Aeste eines Baumes am Wege. Es giebt auch Stellen, wo am Wege ein Steinhaufen liegt. Da wirft man einen Stein hinzu, um Glück zu seinem Geschäfte zu haben. Sieht Jemand vor sich eine Blindschleiche, so dreht er um, sonst passirt ihm Unglück. Wird Jemand von einem Crocodil gebissen, so bringt er seinem Orte Unheil; er muss verjagt werden. Doch habe ich es erlebt, dass in einem Falle der Gebissene nicht verbannt wurde; der Häuptling mochte ihn nicht missen und wird wohl dem Unheile durch anderweitige Zauberei vorzubeugen gesucht haben. – Zu *Malokoṇ* in *Ma'ṇkopane's* Lande ging in Betreff einer dortigen Quelle die Sage, es hause an derselben eine weisse Schlange, welche das Wasser spende. Sie werde selten von einem Sterblichen erblickt; wer sie aber einmal sähe, für den bedeute es grosses Glück. — Eine häufig in seichtem Wasser stehend angetroffene graue Ibisart, *Ma'šianoke* genannt, darf nicht getödtet werden. — Wenn eine Mondfinsterniss eintritt, was man „Verrottung des Mondes" nennt, so eilt den nächsten Morgen das ganze Volk johlend zum Wasser, um dort eine Waschung vorzunehmen.

Die zuletzt angeführten Dinge deuten auf ursprüngliche religiöse Vorstellungen; überhaupt ist ja heidnische Religion im Grossen und Ganzen nur eine bestimmte Gestaltung des Aberglaubens. Die Verbannung des vom Crocodil Gebissenen, die Schonung des Ibis lässt den äthiopischen Ursprung erkennen (auf den auch das Nichtessen der Fische wie das Gauklerkunststück der Schlangenverwandlung weist). — Eine Sage geht von einem Gott mit nur einem Beine. Gottesverehrung aber gibt es bei den Sotho nicht. In Betreff der Schöpfung der Welt erzählt eine Sage, dass der Vater Eines, der *χuveane* genannt wird, die Erde und die Thiere darauf gemacht. Der Alte schickte seinen Sohn in's Feld das Vieh zu hüten. Dort machte *χuveane* die Menschen. Als er des Abends nach Hause kam, zeigte er sie

seinem Vater mit der Frage; Wer hat denn diese gemacht? Der Alte sagte: Ich weiss nicht. *X̌uveane* erwidert: „Du weist es nicht?“ und verjagt den Alten, um dessen Reich einzunehmen. — Ansätze zu einem Cultus könnte man etwa in der Verehrung der abgeschiedenen Geister, sonderlich der Häuptlinge sehen, die man durch magische Künste, Schlachtungen (die an Opfer erinnern) u. s. w. sich willfährig zu machen sucht. Sie werden *limo's* genannt (*molimo, Pl. valimo*), mit welchem Namen überhaupt höhere Wesen bezeichnet werden, auch Gott. Das Land der Todten liegt nach Sonnenuntergang. Der Glaube in Betreff der *limo* ist ein Zeugniss vom Glauben an das Fortleben nach dem Tode. — Es giebt auch unpersönliche *limo's* (*molimo, Pl. melimo*); das sind Orte oder Gegenstände, an welchen und durch welche die persönlichen *limo* ihren Einfluss äussern und sich gleichsam offenbaren. Zu *Ma'ʇalathaveṇ* durfte Niemand die Spitze des Berges besteigen; es war auch verboten, denselben abzubrennen, weil er dem *limo* (früheren Häuptling *Ma'ʇale*) gehörte. —

Was die geistige Begabung der Sotho anbetrifft, so sticht vor Allem die Fähigkeit hervor, Geschichten leicht zu behalten und genau wiederzugeben, was wohl damit zusammenhängt, dass das Volk noch nicht ein lesendes und schreibendes geworden, sondern dass Verkehr bisher nur mündlich stattfand. Lesen und schreiben lernen die Sotho so leicht als wir. Beim Lesenlernen ist es ihnen ziemlich einerlei, ob sie das Buch richtig vor sich oder verkehrt oder von der Seite haben, sie lernen's doch. — Gesangunterricht ist schwierig, da, wie bereits erwähnt, die Sotho-Tonleiter nur ganze Töne hat. Jedoch nach und nach lernen sie auch die halben Töne treffen. Am schwersten ist der Rechenunterricht, für den sie die wenigste Begabung zeigen. Dienstboten merken sich die Zahl ihrer Dienstmonate resp. = Wochen oder = Tage, durch in einen Stock geschnittene Kerben. Ein kleiner Häuptling, der besonders intelligent sein wollte, hatte seit dem Tage, da er den ersten Weissen gesehen, täglich eine Perle aufgereiht; wie viele es aber waren, wusste er nicht; ich musste es ihm vorzählen. Drei besonders fähige junge Sotho von resp. 15, 16 und 17 Jahren hatte ich im Unterricht; sie sollten zu Nationalgehilfen herangebildet werden. Unter den Gegenständen, die neben anderen nothwendigen mit ihnen getrieben wurden, war auch deutsche Grammatik (sie konnten deutsch lesen und schreiben, fingen auch an zu sprechen), Geographie, Violin- und Harmoniumspiel, und ich kann sagen, dass ich an ihnen meine Freude hatte. Einen von ihnen konnte man etwa im Mai v. J. im alten Berliner Missionshause auf einer Zöglingsstube am Pulte stehen sehen, wie er sich einen Abriss der lateinischen Grammatik abschrieb. —

Die Erwähnung der lateinischen Grammatik führt mich auf das sprachliche Gebiet, aus dem ich nun noch Mittheilungen mache. — Die Sotho wie die Kaffern gehören auch sprachlich zu den zahlreichen Negervölkern. Die Sprachen dieser nennt Dr. Bleek wegen der in ihnen herrschenden

Uebereinstimmung in der Bezeichnung „Mensch“ die Bantu-Sprachen[1]) (banthu im Kafir = „Menschen“). [Diese Benennung scheint mir etwas willkürlich; ebensogut könnte ein anderes Kafferwort zur Bezeichnung dieser Sprachen gewählt werden. Und ebensogut wie ein Kafferwort könnte man ein Wort aus jeder beliebigen der betr. Sprachen wählen. Vom Sotho aus wäre „Vatho — Sprachen“ das Entsprechende für „Bantu = Sprachen“. Ich halte die Benennung „**Negersprachen**“ für angemessener.]

Was zunächst das **Lautsystem** angeht, so hat das Sotho die Vocale *a*, *ẹ*, *e*, *i*, *ọ*, *o*, *u*. *E* und *ọ* sind die Contraction von *ae*, *ea* und *ao*, *oa*. Diphthongen giebt es nicht. Ausserdem existiren noch die silbenbildenden Halbvocale *l̥*, *m̥*, *n̥*, *ṅ̥*, *r̥*. — Die Consonanten möge folgende Tabelle vorführen, die zugleich einen klaren Blick in das System gewährt.

ph	*pś*	*pš*	*th* (*ṭh*)	*ts*	*tš*	*.th*	*kh*	*kχ*
f (*h*)	*fś*	*fš*	*r*	*s*	*š*	*.l*	*χ̌* (*h*)	*χ*
p	*pź*	*pž*	*t* (*ṭ*)	*tz*	*tž*	*.t*	*k*	
			[*ḍ*]	[*dy*, *dž*]				
v	*vź* / *vy*	*vž*	*l* (*ḷ*)	*ly*			’	
m	*my*		*n*	*ny*			*ṅ*	

Der spirit. lenis ist hier nur der Vollständigkeit wegen mitaufgeführt; sonst wird er nicht geschrieben. Ich ziehe vor *ps*, *pś*, *ts*, *tš*, *kχ* statt *psh*, *pšh*, *tsh*, *tšh*, *kχh* zu schreiben, ebenso *pz*, *pž*, *tz*, *tž* statt *ps*, *pš*, *ts*, *tš*. In *s*, *š* und *χ* ist nämlich der (dental resp. guttural gepresste) Hauch des *h* enthalten, so dass *ps*, *pš*, *ts*, *tš*, *kχ* auf gleicher Linie mit *ph*, *th*, *kh* liegt, das *p*, *t* und *k* in *ps*, *pš*, *ts*, *tš*, *kχ*, also ebenso hart ist als im *ph*, *th*, *kh*. Die Bezeichnungen *psh*, *pšh*, *tsh*, *tšh*, *kχh* würden daher die Vorstellung erwecken müssen, dass bei den betr. Lauten noch eine besondere Aspiration hinzutrete, wie in *šh* (vgl. „Waschhaus“), was doch nicht der Fall ist. Die Zeichen *ps*, *pš*, *ts*, *tš*, *kχ* erweisen sich also als richtiger denn *psh*, *pšh*, *tsh*, *tšh*, *kχh*. Zudem bieten sie fürs Lesen, Schreiben und Drucken eine grosse Vereinfachung. Ebenso sind *pz*, *pž*, *tz*, *tž* richtiger als *ps*, *pš*, *ts*, *tš*. Denn die tenuis, welche, wenigstens im Sotho, **nicht** zu den fortes gehört, kann sich nicht mit einer fortis (*s*, *š*) verbinden, nur mit einer lenis (*z*, *ž*). Auch ist thatsächlich die Aussprache des zischenden resp. rauschenden Lautes, der sich mit der tenuis im Sotho verbindet, weicher als *s* und *š*, so dass nur *z* und *ž* als Zeichen passen, umsomehr als auch *z* und *ž* allein der Lautentwickelung des Sotho entsprechen, welche sich nicht abwärts von den stärkeren zu den schwächeren, sondern umgekehrt bewegt, indem z. B. aus *vy* und *ly* die

[1]) Vergl. „Comparative Grammar of South African Languages“.

Laute *vz*, *vž*, *pz*, *pž* und *dy*, *dž*, *tz*, *tž* sich entwickeln.[1]) — Das *f* und *v* [2]) des Sotho sind **reinlabial**, nicht dentolabial, wie bei uns. Dr. **Lepsius** schlägt für das reinlabiale „*w*" das Zeichen *w̱* vor (Standard Alphabet 2. ed. p. 75). Diese Bezeichnung ist nicht consequent; da *w* das halbconsonantische „*u*" (*w* im Englischen), *v* aber das „*w*" repräsentirt, so hätte die Bezeichnung *v̱* näher gelegen; *w̱* würde eine Nuance des Halbconsonanten vermuthen lassen, also irre führen. Da es im Sotho kein anderes *v* giebt, als reinlabiales, so ist dort der wagerechte Strich unter dem Buchstaben entbehrlich. (Das Tevele dagegen, das Mittelglied zwischen Sotho und Kafir, doch diesem mehr angehörend, hat dentolabiales und reinlabiales *v* nebeneinander.) — Die Palatalisirung des *ś*, *ź* in *pś*, *fś*, *pź*, *vź* rührt nur von dem dominirenden Einfluss der voranstehenden Labialen her, indem bei *s*, *z* die Lippen die Stellung von der Bildung der Labialen noch behalten. Für gewöhnlich wird, weil nicht nothwendig, diese Palatalisirung nicht bezeichnet und bloss *ps*. *fs*, *pz*, *vz* geschrieben. *Vź* und *vž* sind Spaltungen des *vy*. — Das *l* wird vor *i* und *u* cerebral gesprochen, wobei es sich im Osten in einen Laut verhärtet, der theils die Mitte zwischen *ḷ* und *ḍ* hält, theils ein weiches *ḍ* bildet; im *Tšoana* ist er ein Mittellaut zwischen *l* und *r*. Man findet jedoch auch die Aussprache von reinem *ḷ*. Auch wird bei den Stämmen, die sonst das *l* vor *i* und *u* am härtesten sprechen, dasselbe als *ḷ* gesprochen, sobald ein *l* (in diesem Falle vocalisirt, *l̥*) vorhergeht, wie in *molopo̥lli* (= Erlöser), *tšol̥liša* (= ausgiessen machen). Ferner wird die Vorsilbe *li* im *Tšoana* mehr als *ḷi* gesprochen; ja Moffat *j*. führt (a. a. O. p. 45) neben der Schreibweise *liyo* auch *dliyo* (also nicht nach *r* hinüberklingend) an. Unter diesen Umständen (*ḷ* = *l*, $\frac{l}{r}$ $\frac{l}{d}$. *d*, besonders bei den Schwankungen in einem und demselben Dialekte) und da das Sotho eigentlich keine mediae hat[3]), auch bei dem Streben der Sprachen nach Abschleifung vorauszusehen ist, dass das *l* auch vor *i* und *u* in der Folge weicher werden wird (wozu die Kinder bereits beitragen); ferner weil sonst Wandelung eines Consonanten durch einen nachfolgenden Vocal im Sotho nie stattfindet; ferner weil die Sotho selbst die Aussprache des *l* vor *i* und *u*, auch wenn sie noch so hart wird, als *l* betrachten, nicht als *d*:[4]) so empfiehlt es sich, für die Aussprache des *l* vor *i* und *u* kein *d*,[5]) (welches ja nur zum Theil zutreffend wäre), sondern höchstens *ḷ* (am einfachsten *l*) zu schreiben und die Aussprache jedem einzelnen Individuum nach der Natur seines Organes zu überlassen. Aehnlich wie mit

[1]) Auch statt *dš*, was für die Aussprache unmöglich ist, ist *tš* zu schreiben, wo es nicht etwa für *dž* stehen soll.

[2]) Irrthümlicherweise gewöhnlich mit *b* geschrieben. Ein *b* aber giebt es im Sotho nicht.

[3]) Während Tevele und Kafir mediae, tenues und aspiratae zugleich haben.

[4]) Dies geht aus folgendem Factum hervor. Ein Eingeborener sollte in der Fibel di, da, de, do, du lesen. Er fing an: ti. Ich sagte ihm, dass er das dazu hart spreche, er müsse es weicher bilden. Da las er es so, wie er gewohnt war das l vor i auszusprechen und fuhr fort: la; ein Beweis, dass das di in seiner Idee ein li gewesen war.

[5]) Meine Collegen von der Berliner Mission in Transvaal schreiben d.

li, *lu* ist es mit *ly*, welches theils wie *dy*, theils wie *dž* ausgesprochen wird, wobei jedoch der *d* = Vorschlag meist so leicht ist, dass er fast verschwindet, wesshalb z. B. auch die englischen und französischen Sotho-Missionare *y* schreiben. Dass hier das *l* nicht cerebral wird, sondern dental bleibt, rührt von dem folgenden palatalen Halbconsonanten her, der es verhindert. Die Verhärtung des *l* vor *i*, *u* vor *y* hängt damit zusammen, dass es anceps ist, so dass unter Umständen das in ihm liegende explosive Element sich überwiegend oder wohl gar ausschliesslich geltend machen kann; und solche Umstände liegen in der grösseren Hebung der Zunge bei Bildung des *i*, *u* und *y* verbunden mit der Beschaffenheit des Sotho-Organes.[1]) — Das *χ́* ist identisch mit dem *š́* von Dr. Lepsius. Letzteres Zeichen ist zu unbequem; auch weist der Klang des Lautes, wenigstens im Sotho, mehr nach *χ*, als nach *š*. Ferner weist die Verstärkung in *kh* (*nkhŭela* von *χ́ŭela*) ihn den (Palato-) Gutturalen zu. Auch wird vor *e* und *i* das *χ* mitunter wie *χ́* ausgesprochen. Deutsche, die den Laut nicht zu bilden vermögen, geben ihn mit *χ́* oder *χ*, nie mit *š́* wieder. Im Sanskrit, *Hindī*, *Gujarātī*, *Narāṭhī*, *Urīya* ist das *š́* als ein nach vorn gerücktes *χ́* (= *χ̀*) zu betrachten, indem श (શ im *Gujārati*, ଶ im *Urīya*) ursprünglich *χ́* ist und im Sanskrit und *Pašto* noch heut zum Theil so gesprochen wird. (Vgl. die betr. Tabellen bei Lepsius a. a. O.) Dies Alles spricht für die Vertauschung von *š́* mit *χ*, welches letztere Zeichen mir von Herrn Dr. Lepsius selbst vorgeschlagen worden ist. — Eine eigenthümliche Lautclasse bilden die Laterale, die meines Wisseus sonst noch von Niemand näher untersucht, geschweige richtig dargestellt worden sind. Die meisten Europäer vermögen besonders die explosiven nicht richtig zu bilden, weil sie sich durch den Klangeffect zu irriger Auffassung verleiten lassen. Im Ganzen gibt es vier Laterale, nämlich: lenis fricativa (*.l*), tenuis (*.t*), fortis fricativa (*.l*) und aspirata (*.th*).[2]) Von denen hat das Kafir, soweit ich es kenne, zwei, nämlich die beiden fricativen, *.l* und *.l*, die West-Sotho die beiden explosiven, *.t* und *.th*, dagegen die Ost-Sotho drei, nämlich die beiden explosiven *.t* und *.th* und die fortis fricative *.l*. Ihrer Entstehung nach sind wohl sämmtliche Laterale eine Verschmelzung

---

[1]) Dickere Zunge als die unsre.

[2]) In Ermangelung anderer Zeichen möchte ich die angegebenen empfehlen. Für die beiden fricativen hat Dr. Lepsius die Zeichen *l* und *l'*, von denen Grout (Zulu-Grammar) ersteres für die fortis, letzteres für die lenis anwendet. Der spir. asper bei beiden Zeichen erweckt die irrige Vorstellung von gleicher Stärke der betr. Laute, und der Palatalstrich bei dem einen verleitet zu der Meinung, dass beide Laute organisch verschieden, was nicht der Fall. Ferner erweckt der hinter dem *l* stehende Palatalstrich die irrige Vorstellung, dass in der Aussprache das palatale Element zuletzt anklinge, während es in Wirklichkeit zuerst anklingt, obgleich es der Entstehung nach das zweite ist. (Vgl. hierzu Lepsius a. a. O. p. 80 Anm. 2 das gegen Döhne Gesagte.) Die Bezeichnung hat sich zunächst nach der wirklichen Aussprache, nicht nach der Entstehung zu richten. Die Zeichen *l* und *'l* erscheinen also als unpassend; eher würden *'l* (lenis) und *''l* (fortis) passen, wenn diese Bezeichnungen nicht zu complicirt und unbequem wären. Und dann würde man noch um Zeichen für die beiden explosiven Laterale verlegen sein. Daher ich die Zeichen *.l*, *.l*, *.t*, *.th*, erfunden. Da dieselben jedoch in der Druckerei nicht vorhanden waren, sind sie durch *.l*, *.l*, *.t*, *.th* ersetzt worden.

eines dentalen und eines palatalen Elementes zu einem einfachen rein-palatalen Laute. Gewiss ist dies in Betreff von *.l* (lenis fricativa), indem *.la* (= esse) des Kafir im Sotho *dya* oder *lya* (Passiv *leba*), in anderen Neger-Sprachen lia und dia lautet. Sonst ist *.l* des Kafir = *.t* des Sotho, = *dy* des Hererò, *tz*, *dž* des Nika, *tš* des Imyambane; *.l* und *.th* = *zy* im Pongwe, *dy* im Hererò. In der Aussprache sämmtlicher Laterale ist ein *l* = Element hörbar, wesshalb der Buchstabe *l* die Basis der angegebenen vier Lateralzeichen bildet (wie ja *.l* auch aus *ly* entsteht). Jedoch ist dies blosser phonischer Effect, indem die Zungenspitze bei der Bildung dieser Laute gar nicht mitwirkt, sondern Fricatur wie Explosion nur am Palatalpunkte stattfindet. Dasselbe *l* = Element ist hörbar, auch wenn man die Zungenspitze so weit als möglich niedersenkt. Bei den beiden explosiven Lateralen ist daneben auch ein wie *t* sich anhörendes Element zu vernehmen; es ist aber auch dieses aus demselben Grunde wie das *l* = Element aufgefasst. Weil es hauptsächlich an *t* erinnert, so ist es in den Zeichen *.t*. *.th* durch den Querstrich angedeutet. Die Schleife vor dem *l* deutet aber überhaupt das dem *l* = Element verbundene andere Element an. Laterale heissen die vier Laute, weil bei ihrer Bildung die Zunge sich gegen den Palatalpunkt presst, so dass der Hauch zu beiden Seiten derselben entweichen muss. — Das *f* existirt im *Tšoana* nicht; es wird dort durch *h* repräsentirt, welches in den meisten übrigen Dialekten fehlt. In einem Dialekte steht *h* an Stelle von *χ*; in demselben fehlen auch die Laterale; das *.t* wird dort durch *t*, und das *.l* und dessen Verstärkung *.th* durch *th* repräsentirt, wogegen das *t* und *th* der übrigen Dialekte durch *ṭ* und *ṭh* wiedergegeben wird. — Das *χ* ist in den östlichen Dialekten zu Hause; die westlichen haben dafür theils *h*, theils *f*, theils *s*, auch *kh*. — Die Fortis *χ* erweicht in unbetonten, nicht die Anfangssilbe bildenden Silben zu *γ*, wie z. B. *aχa* (spr. *aγa*), Perf. *aχile*, *χoγa* (spr. *χoγa* (Perf. *χoχile*. Hierzu vergl. im Deutschen die Aussprache von „Hefen, Hafer, Ofen“ als „Hewen, Hawer, Owen“; im Holl. dag, pl. dagen (spr. *daγĕn*); weg, pl. wegen (spr. *veγen*); im Engl. knife, wife, pl. knives, wives etc. — Ist eine fricativa resp. anceps Anfangsconsonant einer Wurzel oder eines Stammes, so verstärkt sie sich in die entsprechende explosiva, sobald eine Pronominalpräfixe davortritt oder wenn der betr. Nominalstamm im Singular ohne Präfixe ist (wo alsdann diese letztere durch Verstärkung des Anfangsconsonanten gleichsam ersetzt wird. Es geht also über:

f in *ph*; als *fi.la* (bergen, begraben), dav. *phi.lo* (Begräbniss),
m̥phi.la (mich begraben), *iphi.la* (sich verbergen); —
fs in *ps*[1]): als *fsiela* (ausfegen), dav. *psielo*, *m̥psiela*, *ipsiela*; —
r in *th*; als: *rata* (wollen lieben), dav. *thato*, *n̥thata*, *ithata*; —
s in *ts*; als: *senya* (verderben tr.), dav. *tsenyo*, *n̥tsenya*, *itsenya*; —
š in *tš*; als: *šira* (beschatten), dav. *tširo*, *n̥tšira*, *itšira*; —

[1]) Das *fs* kommt als Anfangsconsonant nicht vor.

ɹ in *.th*; als: *.ɹava* (stechen), dav. *.thavo*, *n̥rthava*, *i.thava*; —
χ in *kh*; als: *χ̌ŭela* (sterben für . . .), dav. *n̥khŭela*, *ikhŭela*; —
v in *p*; als: *vitža* (rufen), dav. *pitžo*, *m̥pitža*, *ipitža*; —
vy oder *vž* in *pž* (resp. *vz* in *pz*); als: *vyala* oder *vžala* (säen), dav. *pžalo* resp. *vyala*, (dav. *pzalo*); —
l in *t*; als: *loma* (beissen), dav. *tomo*, *n̥toma*, *itoma*; —
, in *k*; als: *aχela* (bauen für . . .), dav. *kaχelo*, *n̥kaχela*, *ikaχela*. —

Aus dem hier Angeführten ergiebt sich, dass *r* die der lenis *l* entsprechende Fortis ist (*l* in *t*, *r* in *th*), was durch die genaue Beobachtung beider Laute bestätigt wird. Mit dem Charakter des *r* als Fortis (mit inhärirendem *h* = spiritus asper) hängt auch zusammen, dass in ihm das fricative Element überwiegender ist als in *l*, daher vor *i* und *n* sich bei *r* das explosive Element nicht geltend macht wie bei *l*. Doch wird das Vorhandensein des letzteren Elementes, wenn man vom Sotho aus schliesst, nicht geleugnet werden können, da das *r* vocalisirt wird, die vocalisirten Consonanten des Sotho aber entweder rein explosiv oder mindestens ancipites sind (*m̥*, *n̥*, *ṅ̥*, *l̥*, *r̥*). Und obwohl das *r* unter die fortes zu rechnen, so ergiebt sich doch aus dem Umstande, dass sonst nur lenes vocalisirt werden, dass das *r* die weichste der Fortes ist. Mit dieser Weichheit des *r* correspondirt die Härte der lenis *l*. — Den spiritus lenis behandelt das Sotho als fricativa, nicht als explosiva, als welche Dr. Lepsius ihn bezeichnet (a. a. O. p. 68). Dass dieser Laut als fricativa zu betrachten, darauf führt auch, dass er dem fricativen spiritus asper (*h*) als lenis entspricht; ebenso, dass er nicht vocalisirt wird wie *r* und *l*, also nicht einmal als anceps gilt. — Was die nasales betrifft, so behandelt das Sotho das *m* wie eine anceps. Dies geht aus Folgendem hervor: Ein Substantiv der einen Nominalclasse des Sotho fängt nie mit einer anceps oder fricativa an. Da nun ein solches Substantiv auch nie mit *m* anfängt, so gilt dem Sotho das *m* als anceps. Dies kommt daher, dass das nasale Element — und dasselbe ist ja continuirlich wie die Fricatur der fricativen Consonanten — bei *m* am stärksten ist. Man versuche es nur, ein starkes stummes, nicht vocalisirtes *m* und *n* hervorzubringen, und man wird bei dem ersteren in der Nase ein stärkeres Geräusch wahrnehmen als bei *n*. Hierzu kommt, dass die Organe, welche den oralen *m*-Schluss bilden, weicher sind als die, welche den *n*- und *ṅ*-Schluss bilden, so dass das explosive Element in *m* am schwächsten ist. Wird aber das *m* durch sein nasales Element zur anceps, so werden *n* und *ṅ* ebenfalls wegen desselben Elementes — wenigstens vom Sotho aus — zu den ancipites zu rechnen sein, bei denen jedoch das explosive Element als das hauptsächliche zu betrachten ist. — Neben den wirklichen Consonanten hat das Sotho auch noch halbconsonantisches *ĕ*, *ĭ*, *ŏ*, *ŭ* und *y* (letzeres in *vy*, *my*, *ly*, *ny*, entstanden aus *vĕ* und *vŏ*, aus *mĕ*, *lĕ*, *nĕ*). Die Schnalzlaute des Kafir

hat das Sotho nicht.[1]) — Des Einflusses von *i* und *u* auf vorhergehendes *l* wurde schon gedacht. Ein *i* hat auch oft auf vorhergehendes *f* oder *ph* einen assibilirenden Einfluss, so dass *fsi* und *psi* für *fi* und *phi* gesprochen wird.[2]) Das *o* und *u* wirken assibilirend auf einen voranstehenden Zischlaut (*s*, *ts*, *tz*); *sŏara* wird *šŏara*, *tsŏano* wird *tšŏano*, *tzoala* wird *tźoala* gesprochen. — Wird an ein Nom die Deminutivendung *ana* resp. *ane* angehängt, so wandeln sich folgende Endungen:

Ve, *vi*, *vo*, *vu* in *vy*, resp. *lyŏ* (*dyo*); z. B. *kolove* (Schwein), dav. *kolovyana*, resp. *kolodyŏana*;[3]) —

pe, *pi* in *tzŏ*; als: *selẹpe* (Beil), dav. *seletzŏana; vupi* (Mehl) dav. *vutzŏana;* —

po, *pu* in *pż* oder *tz*; z. B. *molapo* (Schlucht), dav. *molapżana* resp. *molatzŏana;* —

fi in *fs* oder *fš*, auch *sŏ;* als: *leχofi* (flache Hand), dav. *leχofsanu; lefifi* (Finsterniss), dav. *lefifšana; lesufi* (dass.), dav. *lesusŏana;* —

fo in *fš*; als: *phefo* (Wind, Kälte), dav. *phefšana*; —

le in *ly* (*dy*); als: *kχole* (Ferne), dav. *kχolyana* (*kχodyana*); —

l̥i in *tž*, resp. *tz*; als *mal̥i* (Blut), dav. *matžana*;

l̥u in *tžŏ*, resp. *tzŏ;* als: *malel̥u* (Bart), dav. *maletžŏana*; —

ti theilweise in *tž* resp. *tz*, theilweise in *ty*; als: *lemati* (Planke), dav. *lematžana* oder *lematyana*; —

re, *ri* in *š*, resp. *tš* oder *ts*; als: *nare* (Büffel), dav. *našana* resp. *natšana* oder *natsana*; —

mo in *ṅŏ*; als: *kχomo* (Rind), dav. *kχoṅŏana*; —

ni, *n̥* in *ny*; als: *moɹavani* (Kämpfer), dav. *moɹavanyana; non̥* (Aar), dav. *nonyana* (Vogel). —

Die Passivendung *ŏa* wandelt sich mit vorhergehendem *v*, *p*, *f*, *ph* in *vya* (resp. *lyŏa*, *dyŏa*), *pža*, *fša*, *pša;* als: *Vavya*, *vapža*, *lefša*, *kχapša* von *vava*, *vapa*, *lefa*, *kχapha*. Vorhergehendes *m* wandelt sich in *ṅ*, als: *roṅŏa* von *roma* (senden). — Der Accent der Wörter ruht bei allen mehr- als einsilbigen Wörtern auf penultima. Zur Unterscheidung von sonst ganz gleichlautenden Wörtern werden die drei Töne angewendet, welche neben den Tönen des Chinesischen eine Eigenthümlichkeit der Negersprachen zu sein scheinen. Wenigstens habe ich sie im Kafir beobachtet, und Dr. Lepsius hat sie (a. a. O.) als im *Ibo*, *Yoruba*, *E*ʾ*e*,[4]) *Akra* vorhanden notirt; in

[1]) Für die Schnalzlaute des Kafir lassen sich im Sotho keine Repräsentanten aufweisen, was doch in Betreff der übrigen Consonanten der Fall ist. Dies führt zu der Vermuthung, dass die Schnalzlaute ein ursprünglich fremdartiges, von den Hottentotten oder Buschmännern herübergekommenes Element sind.

[2]) Vgl. Lepsius a. a. O. p. 127. 214 über den assibilirenden Einfluss des *i* in anderen Sprachen.

[3]) *cf. bellum, duellum.*

[4]) Soll vermuthlich *Eve* oder *Efe* mit reinlabialem *v* oder *f* sein, nach der bei Dr. Lepsius (a. a. O. p. 279. 280) gegebenen Beschreibung des betr. Lautes zu urtheilen.

anderen Sprachen werden sie wohl den betr. Sprachbeflissenen entgangen sein, wie bisher im Kafir, wo man z. B. das Pronom sing. der 2. und 3. Person bis heut noch nicht unterscheiden gelernt hat, von denen das letztere den hohen Ton hat (*u*, *u'*). Beispiele aus dem Sotho sind: *Mavẹle'* (Kafferhirse) und *mavẹle* (Brustwarzen), *sẹ'χa* (lachen) und (*sẹχa* (schneiden), *se'ka* (sich klären, von Flüssigkeiten) und *seka* (sich verantworten), *ke* (ich) und *ke'* es ist), *o* (du) und *o'* (er, sie, es), *χo* (zu) und *χo'* (dich); *a re rate'* (er liebe uns!) und *a re rate* (lasst uns lieben!). — Die Silben der Wörter sind stets hinten offen.

Das Nom hat sechs Classen, welche an den betr. Präfixen erkannt werden. Durch Letztere wird auch der Numer ausgedrückt. Die Präfixen sind einsilbig. Sie lauten für die verschiedenen Classen folgendermassen:

Cl.	I.	Sing.	*mo*,	Pl.	*va*.
„	II.	„	*mo*,	„	*me*.
„	III.	„	*vo*,	„	*ma*.
„	IV.	„	*le*,	„	*ma*.
„	V.	„	*sè*,	„	*ḷi*.
„	VI.	„	—	„	*ḷi*.

Die erste Classe ist Personalclasse; Beispiel: *Motho* = Mensch, *vatho* = Menschen. Die zweite Classe enthält u. a. die meisten Namen von Bäumen und Sträuchern; die dritte Ortsbezeichnungen von Thätigkeiten (z. B. *rokhutžo* = Ruheort, von *khutža* = ausruhen) und viele Abstractionen von Eigenschaften, Thätigkeiten und Zuständen (= heit, keit, schaft, thun; Beispiele: *Vo ƚale* = Klugheit, *vose* = Lieblichkeit, *voima* = Schwere, *voχoši* = Herrschaft, *vofora* = Trügerei). Die vierte und fünfte Classe zeigen grosse Verwandtschaft. Uebereinstimmend sind sie in Bezeichnungen von Individuen, denen ein Attribut dauernd eignet (z. B. *leχoḷu* = Dieb, *sefofu* = Blinder, *serolu* = Faulpelz); von Objecten und Producten von Thätigkeiten (z. B. *lesðao* = Zeichen, von *suaða* = zeichnen; *seḷyo* = Essen); von Werkzeugen und Mitteln von Thätigkeiten (z. B. *lefẹƚo* = Quirl, von *fẹƚa* = quirlen; *seχo* = Schöpfer, von *χa* = schöpfen). Im Besonderen hat die vierte Classe viele Bezeichnungen von Affecten (*lerato* = Liebe, *leχufa* = Eifersucht, *lenyora* Durst u. s. w.); nationale Namen (*Lekχōða* = der Weisse, *Letzolo* = der Zulu u. s. w.); die meisten Namen von Baum- und Strauchfrüchten (also Producte). Zur fünften Classe gehört die Bezeichnung dessen, was nach Art eines Volkes ist (*Sesotho* = Art, auch Mundart der *Sotho*). Die sechste Classe enthält diejenigen Verbalsubstantiven, welche man auch durch den Infinitiv ausdrücken kann; z. B. *thato* (von *rata*) = das Lieben, Belieben; *phenyo* (von *phenya*) = das Siegen, der Sieg. — Ein Genus des Substantivs gibt es nicht. Die Unterscheidung des Geschlechts geschieht da, wo sie erforderlich, durch die Beifügung „männlich, weiblich" (z. B. *m̥pža e tona*, *m̥pža e tsaḷi* = männlicher Hund, weiblicher Hund); auch wird das Feminin durch

die Deminutivendung ausgedrückt (z. B. *n̂ʋana* = Kind, davon *n̂ʋanana* = Mädchen; *tau'* = Löwe, *tauana* = Löwin).

In Betreff des Pronoms möge die folgende Tabelle eine Uebersicht gewähren, aus welcher zugleich die Beziehung auf die Nominalpräfixen zu ersehen.

		Präfixe.	Primitivpronom.		Demonstrativpronom. (Relativpronom).	Possessivpronom.	Substantivisches Pron.
			Singular.				
			Subj.	Obj.			
1. Pers.			*ke*	*m̥*		*ka* u. *ke* resp. *me*	*n̥na'* (= *mena'*)
2. Pers.			*o*	*χo'*		*χo* resp. *o*	*ŏe̱na'*
3. Person.	1. Cl.	*mo*	*o'* u. *a*	*mo*	*e*, resp. *o'* od. *ĕo*	*χŏe* resp. *e*	*ĕe̱na'*
	2. Cl.	*mo*	*o'*		*o*	*o*	*o̱na'*
	3. Cl.	*vo*	*vo*		*vyo*, resp. *vo*	*vyo*	*vyo̱na'* rp. *vo̱na'*
	4. Cl.	*lė*	*le*		*le*, resp. *lye*	*lo*	*lo̱na'* rp. *lyo̱na'*
	5. Cl.	*se*	*se*		*se*	*so*	*so̱na'*
	6. Cl.	—	*e*		*e*	*ĕo*	*ĕo̱na'*
			Plural.				
1. Pers.			*re*			*išu*	*rena'* rsp. *rona'*
2. Pers.			*le*, resp. *lo*			*ins*	*lena'* resp. *lona'*
3. Person.	1. Cl.	*va*	*va*		*va*	*vo*	*vo̱na'*
	2. Cl.	*me*	*e*		*e*	*ĕo*	*ĕo̱na'*
	3. 4. Cl.	*ma*	*a*		*a*	*o*	*o̱na'*
	5. 6. Cl.	*ḷi*	*ḷi*		*tže* resp. *tze*	*tžo* resp. *tzo*	*tžona* rp. *tzona'*

Das Interrogativpronom lautet persönlich *maṇ*, Pl. *vomaṇ*, unpersönlich *en̥*; das Reflexivpronom, eine Verbalpräfixe, lautet *i* (*ithata* von *rata* = gerne mögen). Durch Anhängung von *fe* an das Primitivpronom entsteht ein adjectivisches Fragepronom in der Bedeutung „welcher, -e, -es?“ z. B. *motho ofe?* = welcher Mensch? Durch Anhängung von *šele* wird ein anderes adjectivisches Pronom gebildet, welches „anderer, -e, -es“ in genereller (nicht individueller) Beziehung ausdrückt; z. B. *motho o'šele* = ein andrer Mensch (nach Art, Volk u. s. w. verschieden).

Von Declination ist weiter nichts vorhanden als, ausser den angeführten Subjectiv- und Objectivformen des Primitivpronoms, in wenigen Fällen ein vom Nominativ sich unterscheidender Vocativ (z. B. Nom. *tate'* = mein Vater, Voc. *tata'*) und die Locativform, welche durch die Endung *n̥* gebildet wird z. B. *leχoḷimon̥* = im, am Himmel). Nominativ und Accusativ (welcher letztere auch den Dativ vertritt) unterscheidet sich nur durch die syntactische Stellung. In der Possessivconstruction steht das *regens* dem *rectum* stets voran; die Verbindung zwischen beiden ist das Primitivpronom des *regens* mit angehängter Possessivpartikel *a*; z. B. *molao ʋa kχoši* = Gebot des Häuptlings; *pelo ea ka* = mein Herz (w. „Herz es von mein“).

Das Adjectiv, welches stets hinter dem betreffenden Nom steht, bekommt dieselbe Präfixe wie dieses; Bindeglied zwischen Nom und Adjectiv ist das Relativpronom des ersteren. Z. B. *motho e moχolo* = Mensch der grosser, d. h. grosser Mensch; *vyan vyo votala'* = Gras das grüne, = grünes Gras.[1])

Das Verb, der wichtigste Theil der Sprache, hat im Sotho eine überraschende Reichhaltigkeit an Formen. Zunächst ist zu bemerken, dass ein Grundverb nie mehr als zwei Silben hat, sowie dass, bis auf einige wenige Ausnahmen, jedes Verb in der Grundform auf *a* endigt. — Durch die Verbalspecies ist es möglich, die Bedeutung des Grundverbs auf mannichfache Weise zu modificiren. Sie werden gebildet durch Anhängung von gewissen Endungen an den Stamm des Grundverbs. Auf diese Weise entstehen z. B.:

Causativ durch Anhängung von *iša* oder *ěa*; als: *ḷiriša* = thun machen, von = *ḷira* = thun; *letža* = tönen machen, von *ḷla* = ertönen.

Relativ (oder Directiv) durch Anhängung von *ęla*; als: *ḷirela* = thun für . . . .

Reciprok durch Anhängung von *ana*; als *ratana* = einander lieben.

Neuter-Activ (oder Deponens) durch Anhängung von *ala;* als: *vǫnala* = erscheinen (in den Zustand des Gesehenwerdens treten), von *vǫna* = sehen.

Neuter-Passiv (oder Subjectiv) durch Anhängung von *ęχa*; als: *vǫnęχa* = sichtbar sein (im Zustande des Gesehenwerdens sich befinden).

Inversiv, und zwar a) intransitiver durch Anhängung von *oχa*; als: *ˬtoχa* = weggehen, von *ˬta* = kommen.

b) transitiver durch Anhängung von *ola*, als: *ˬlaˬtola* = abheben (Topf vom Feuer).

c) causativer durch Anhängung von *oša*, als: *ˬtoša* = weggehen machen.

Stativ durch Anhängung von *ama*; als: *inama* = gebückte (eintauchende Stellung einnehmen, von *ina* = eintauchen.

Iterativ wird durch Verdoppelung gebildet; als: *ǫpaǫpa* = wiederholt klopfen mit der Hand (z. B. anklopfen an die Thür); *ḷupaḷupa* = schnüffeln.

Die Species werden auch theils verdoppelt, theils zusammengesetzt, wodurch wieder eine neue Fülle von Bildungen entsteht. Beispiele: *išiša* = gehenmachen verursachen (von *ěa* = gehen wohin, dav. caus. *iša* = wohin gehen machen); *ḷirelana* = thun für einander. Durchgreifende Regel dabei ist (wie überhaupt im Sotho), dass das Bestimmende hinter dem zu Bestimmenden liegt.

---

[1]) Der Adjectiv-Stamm *tala'* bedeutet beides „blau", und „grün", welche Farben der Sotho als eine fasst; höchstens unterscheidet er „*votala' vya beχolimo* = das *Tala'* des Himmels, *votala' vya vyaŋ* = das *Tala'* des Grases.

Die Genera des Verbs sind Activ und Passiv, welches letztere an der Endung *oa* zu erkennen ist; z. B. *lira*, Pass. *liröa* = gethan werden.

An Moden (Aussageweisen) hat das Sotho wieder einen sehr grossen Reichthum. Zunächst ist Affirmativ und Negativ zu unterscheiden; diese zerfallen in Effectiv, Potential und effectivischen wie potentialen Conditional. Diese wiederum zerfallen in Infinitiv, Indicativ, Intentiv, Imperativ (resp. Optativ) und Particip. Der Negativ ist erkennbar an der Negativpartikel *χa* resp *sa*, *se* (letzteres prohibitiv), ausserdem an der Endung *e* im Präsens des Indicativs, während der Affirmativ die Endung *a* hat. Z. B. *ke lira* = ich thue; *χa ke lire*, *ke sa lire* (dies participial) = ich thue nicht; *ke se lire* = (dass) ich nicht thue! Der Potential wird vermittelst des Hilfsverbs *ka* (vermögen, mögen) gebildet; z. B. *ŋka lira* (euphonisch für *ke ka lira*) = ich mag (vermag zu) thun. Der Conditional wird mit Hilfe von *ka ve* (mag sein) gebildet; als: a) effectivisch *ŋka ve ke lira* = ich könnte (wäre im Stande zu) thun; b) potentional: *ŋka ve ŋka lira* = ich könnte im Stande sein zu thun. Beim Infinitiv wird vor die Grundform des Verbs die Präposition *χo* gesetzt; als *χo lira* = thun. Der Indicativ endet im Präsens auf *a*, der Intentiv auf *e*; das Particip hängt an das Verb die Endung *ŋ* resp. *χo*, als: *liraŋ* resp. *liraχo* = thuend. Einen besonderen Conjunctiv wie im Deutschen gibt es nicht; derselbe wird theils durch den Indicativ, theils durch den Intentiv ausgedrückt.

Von Zeitformen existiren einfache, zusammengesetzte und doppeltzusammengesetzte. Einfache gibt es vier, als:

Präsens I. (Gegenwart im Allgemeinen bezeichnend); z. B. *ke lira*.

Präsens II. (Die gegenwärtig im Gange befindliche Handlung bezeichnend): *ke a lira* (*a* ist Hilfsverb, = *ěa* gehen, wovon das *ě* verschluckt ist).

Perfect: *ke lirile* (*ile* = gegangen).

Futur: *ke ǔta lira* (*ǔta* = kommen).

Zusammengesetzte Zeitformen gibt es elf. Sie werden gebildet durch Vorsetzung folgender Hilfszeitformen vor die einfachen Zeitformen (so dass also das Subject sich wiederholt):

Präsens: *ke ve* (resp. *ke ne*, *ke le* / *k'a na* (resp. *k'a va*; *k'a* = *kea*) } = ich bin.

Perfect: *ke vile* = ich bin gewesen oder geworden (dient, um „bereits, schon" auszudrücken).

Futur: *ke ǔta ve* = ich werde sein.

Auf diese Weise entstehen:

a) Imperfect I. (einfaches); z. B. *ke ve ke lira* = ich that (= ich war (der) ich thue).

Imperfect II. (historisches); z. B. *ka na kaa lira* (contr. aus *ke a na ke a lira*).

Plusquamperfect; z. B. *ke ve ke lirile* = ich war (der) ich gethan (= ich hatte gethan).

Futurisches Imperfect; z. B. *ke ve ke ta lira* = ich war (der) ich werde thun (= ich wollte thun).

b) Definitivisches Präsens; als: *ke vile ke a lira* = ich bin (schon dabei) gewesen (und) ich thue (noch), d. h. ich bin noch dabei zu thun, was ich bereits begonnen.

„ Imperfect; als: *ke vile kaa lira* = ich bin gewesen (der ich thue, d. h. ich that bereits.)

„ Perfect: als: *ke vile ke lirile* = ich bin (noch) gewesen, (nachdem) ich gethan, d. h. ich habe bereits gethan.

„ Futur; als: *ke vile ke ta lira* = ich bin (bereits) gewesen (der) ich will thun, d. h. ich will bereits thun, habe schon vor zu thun.

c) Präsentisches Futur I.; als *ke ta ve ke lira* } = ich werde sein ein Thuender (*faciens ero*)
„ „ II.; „ *ke ta ve kaa lira* }

Perfectischer Futur; als: *ke ta ve ke lirile* = ich werde sein ein Gethanhabender, = ich werde gethan haben (Fut. exact.)

Die doppelt-zusammengesetzten Zeitformen werden gebildet durch Vorsetzung der Hilfszeitformen vor die einfach-zusammengesetzten Zeitformen; z. B. *ke ve ke ve ke lira*. Sie sind nur emphatische, pleonastische Erweiterungen der letzteren, als höfliche Formen besonders bei den Alten gebräuchlich, bei dem jüngeren Geschlecht, welches sich schon mehr der kürzeren Ausdrucksweise der Europäer anbequemt, im Aussterben begriffen, weshalb wir hier auch nicht weiter auf sie eingehen.

Die Abwandlung der Zeitformen beschränkt sich, mit Ausnahme des Imperativs, nur auf den Wechsel des Pronoms; zur Veranschaulichung möge das Präsens II. des Indicativs genügen.

		Sing.	Plur.
1. Pers.		*ke a lira.*	*re a lira.*
2. „		*o* „ „	*le* „ „
3. „	1. Cl.	*o'* „ „	*va* „ „
	2. „	*o'* „ „	*e* „ „
	3. „	*vo* „ „	*a* „ „
	4. „	*le* „ „	*a* „ „
	5. „	*se* „ „	*li* „ „
	6. „	*e* „ „	*li* „ „

Der Imperativ (incl. Optativ) wandelt sich folgendermassen ab:

		Sing.		Plur.
1. Pers.		*a ke lire!*	—	*a re lire* (Dual), *a re liren* (Plural)!
2. „		*lira'!*	—	*liran*, auch *le liren*; mit vorgesetztem objectiven Pronom *liren*; als *li liren* = macht sie!
3. „	1. Cl.	*a a lire!*	—	*a va lire* oder *a va liren!*

Unregelmässigkeiten und Defecte zeigen sich nur bei den einsilbigen Verben. —

Adverbien sind entweder selbständige Stämme, oder sie werden aus Adjectivstämmen durch Präfigirung der Partikel *χa* oder *χo* mit der Präposition *ka* gebildet; z. B. *χaχolo* oder *ka χoχolo* = „sehr", vom Stamme *χolo* = gross.

Präpositionen gibt es nur wenige. Zum Ersatze dienen ein Theil Ortsadverbien mit nachfolgender Partikel *χ'a* (= *χoa*, d. i. pronominales *χo*, und Possessivpartikel *a*); als: *χolimo χa* ... = „über" (d. h. oben von ...) *tase χa* ... „unter" (d. h. unten von ...).

Conjunctionen sind, ausser *le* = „und" (eigentlich Präposition „mit"), *χe* resp. *χa* oder *ha* = „wenn" und *ka mo* = „wie", sämmtlich Verbalformen. Es gibt ihrer eine ziemliche Anzahl.

Was die Zahlwörter betrifft, so wird Eins unbenannt durch *ntóo'* oder *ntóoe*, benannt mittelst des Adverbs *té* resp. *n* oder *nnoe* mit entsprechender Präfixe (also Adjectivform als Adverb behandelt) ausgedrückt. Für Zwei, Drei, Vier dienen die Adjectivstämme *veli*, *raro*, *nne*, welche bei unbenannter Zählung die Präfixe *li*, (*liveli*, *liraro*, *linne*), in benannter Zählung die entsprechende Präfixe erhalten und dann ganz als Adjectiven oder wie Adverben behandelt werden; z. B. *vatho va vaveli* = zwei Menschen" (adjectivisch); *vatho va le vaveli* = „Menschen sie sind zwei" (adverbial). Die Zahl Fünf wird entweder auch adjectivisch wie Zwei, Drei, Vier, und zwar vermittelst des Stammes *lano*, oder durch eine Verbalform ausgedrückt, welche bedeutet „beenden die Hand" (*fetša seaʋta*). Die Sotho zählen nämlich an den Fingern; man fängt mit dem kleinen Finger der linken Hand an; bei Fünf ist man also mit der ersten Hand zu Ende. Die Zahlen Sechs bis Neun werden ebenfalls durch Verbalformen ausgedrückt, die sich aufs Zählen an den Fingern beziehen; als: *χo tavela* oder *χo selela* (= „überspringen", nämlich von einer Hand zur andern) = Sechs; *χo šupa* (= zielend zeigen auf ... mit dem Zeigefinger) = Sieben; *χo fera meno e meveli* = beugen zwei Finger, = Acht (die die Zahl angebenden Finger werden nämlich in die Höhe gestreckt, die übrigen eingeknickt); *χo fera mono o' te'* = beugen einen Finger, = Neun. Zehn ist *lesome*. Von da an geschieht die Zusammensetzung der Zahlen folgendermassen: *Lesome le motšo o' te'* = Zehn und Einer welcher Eins, d. i. Elf; *masome a maveli le metšo e meveli* = Zehner, welche Zwei mit Einer welche Zwei, d. i. 22. Hundert heisst *lekχolo*, Pl. *makχolo* (v. Stamm *χolo* = gross). Ueber die Hunderte hinaus gehen die Zahlbegriffe der Sotho nicht. — Die Ordinalzahlen stehen sämmtlich im Possessiv. „Der Erste" heisst *oa pele* (= der von vorn). Für die zweite bis vierte Ordinalzahl nimmt der Zahlstamm die Präfixe *vo* an, als: *oa voveli* = der Zweite. Auch für die sechste bis neunte kann dies stattfinden; es kann aber auch statt der Präfixe *vo* die Infinitivpartikel *χo* gesetzt werden; z. B. *oa voselela* oder *oa χo selela* = der Sechste. Die fünfte

Ordnungszahl wird entweder wie die zweite bis vierte oder wie die sechste bis neunte behandelt; als: *oa vo.lano* oder *oa vofetžasea.ta* resp. *oa χo fetža sea.ta.* „Der Zehnte" heisst *oa lesome*; u. s. w. —

Aus der Syntax führe ich noch Folgendes an: Directes Subject des Satzes ist stets das Primitivpronom, welches nie fehlen darf, auch wenn der betr. Gegenstand genannt ist, der dann als Nominativ absol. das indirecte Satzsubject bildet. Z. B. *Molimo o' a re rata* = Gott, Er liebt uns. Das Object steht stets hinter dem Subject, und zwar vor dem Verb, wenn es durch das Primitivpronom, und hinter demselben, wenn es durch ein anderes Nom oder Pronom ausgedrückt ist; z. B. *Molimo o' re lirile* = Gott, Er (hat) uns gemacht; *Molimo o' lirile vatho* = Gott, Er (hat) gemacht die Menschen. Von zwei Objecten steht das terminative stets vor dem transitiven; letzteres muss aber dann stets hinter das Verb gesetzt werden; z. B. *ke mo neile lilyo* = ich (habe) ihm gegeben Essen; *ke mo neile tžona'* = ich (habe) ihm gegeben sie, d. h. ich habe sie ihm gegeben. Wird der Gegenstand, der das Object bildet, vor dem Prädicat genannt, so steht er als Objectiv absol. (wie der Nom. absol.), für den dann hinter dem Subject sein Pronom folgen muss; z. B. *Molimo ke a mo rata* = Gott ich Ihn liebe, d. h. was Gott betrifft, ich liebe Ihn. — Jede Beifügung folgt dem nom. regens. Ein Umstand steht in der Regel zu Ende des einfachen Satzes; jedoch kann er, wenn er nachdrücklich hervorgehoben werden soll, auch an die Spitze treten; z. B. *ke a mo rata ka χoχolo* = ich ihn liebe sehr; *ka χoχolo ke a mo rata* = sehr ich ihn liebe. — Ein Relativsatz, der stets Participialsatz ist, wird mit dem Hauptsatze verbunden durch das Relativpronom des Noms, auf welches er sich bezieht. Z. B. *eo a lumelaχo o' .ta volokeχa* = der welcher glaubend er wird selig werden, d. h. wer da glaubt, wird selig werden. —

Der Bildungsperiode nach steht das Sotho noch auf der agglutinativen Stufe, was die Etymologie sehr erleichtert, welche letztere zu dem Resultate führt, dass die Wurzeln der Sprache sämmtlich einsilbig sind. Dieses Resultat bestätigt die Ansicht, nach welcher die radicale Stufe der Sprachen überhaupt die der einsilbigen Wörter ist, auf welcher Stufe, wie ja bekannt, das Chinesische heut noch steht.

Literatur und Geschichte fehlt bei den Sotho noch, da ihnen die Kunst des Schreibens bisher gefehlt. Die historischen Ueberlieferungen sind sehr dürftig und reichen auf höchstens 300 Jahre zurück. Von Nationalliedern theile ich hier einige Proben mit.

Moχŏera-thake.

Moχoera-thake: „*Ke volotže le vanna!*"
Freund-Genosse: „Ich bin ausgezogen mit den Mannen!"
Thake o' kae? Manakane a Lesiva, thaka'-marena.
Der Genosse er wo? Manakanealesiva, der Genosse der Herren.

Leoto le sela leχọra — Moχoera-thake —, leṇ le Javana ṇtoa.
Ein Fuss übersteigt das Gehege — der Freund-Genosse —, der andere kämpft den Krieg.

Erläuterung: Der „Freund-Genosse" ist der Häuptling, der in dem Liede besungen wird. Bei dem heisst es: „Ich bin ausgezogen" u. s. w. (poetisch für: „Er ist ausgezogen u. s. w.) Vgl. hierzu den Anfang von Ps. 36 im Hebräischen. „Wo ist der Genosse?" so wird gefragt; d. h. wer ist der Genosse, der auszog? Die Antwort ist: „(Es ist) *Manakane a Lesira*, er ist der Genosse der Herren, d. h. der Häuptlinge (dies poetisch für: „Es ist *M.*, der Häuptling"). Vgl. hierzu Ps. 24, 8. 10. Mit einem Fusse steht er innerhalb seines Kraalgeheges, er, der Freund-Genosse, mit dem anderen ist er im Kriege, d. h. er ist ebenso Regent daheim als Feldherr im Kriege. —

Monọχe.

Lyo, Monọχe! Monava o' eme ka mosela!
O weh, Schlange! Der Feind er hat sich aufgerichtet mit dem Schwanze!
Mapalekokọ to,, noχa lore, se ṇtome!
M., Schlange, Stab, nicht beiss mich!

Erläuterung: *Monọχe* ist verblümte Bezeichnung des hernach unter dem poetischen Namen *Mapalekokọ to* wiederkehrenden Häuptlings, den man besingt als Einen, der kampfbereit ist wie eine auf dem Schwanze sich aufrichtende Schlange, die zu fürchten ist. „Stab" wird die Schlange gleichnissweise genannt, weil sie, wenn sie lang ausgestreckt im Wege still liegt, für einen Stab gehalten werden kann.

Mosenene.

Mosenene moramaχa, mosela'- noka e tetše,
Kraalschlange bunte, Ueberschreiter des Flusses des vollen,
Molatelela'- marave a sa lye sa motho.
Streitsucher mit Puffotter der nicht isst das des Menschen.
„*Ṅka va khuiti, kaa runya, kaa raχaraχa mavyana,*
„Ich vermag zu sein eine Maulwurfsmaus, wühle (die Erde) auf, werfe Steinchen auf,
„*Kaá tšŏa ka χa vo-Namaneanare.*" —
„Komm hervor zu N.'s Heim."
Vana va rena raa senya raa veleχele maḷiva,
Unsre Kinder, wir verderben wir gebären den Tiefen,
Maliva'-noka Oéṅ a e lye,
(Dass) die Tiefen des Flusses Oeng (sie) verschlingen,
MoJatzenoane noka ea vo-Maselaχanya
(Dass) der *M.*, der Fluss von *M.*,

Noka ea χo seloa ka liphata a e lye.
Der Fluss, der zu überschreiten mit Stöcken, (sie) verschlinge.
Ṅoana'-Mokone: „Ke lla;" Mokone o' .laviloe .laka.
Kind des Kone: „Ich weine"; der Kone ist geritzt einen Hautritz,
Mosenene moramaχa.
Kraalschlange bunte.

Erklärung: Der zu besiegende Häuptling ist eine bunte Kraalschlange, die zur Hochsommerzeit trotz vom Regen angeschwollener Flüsse „Puffotter" in seinem Hause aufsucht, um mit ihm Streit anzufangen. Die Puffotter ist eine dicke, träge, langsam kriechende, sehr giftige Schlange. Hier kommt nur ihre Trägheit in Betracht, nach welcher sie das Bild abgibt für einen Häuptling, der die Ruhe liebt, nicht Krieg anfängt, „der nicht isst das des Menschen," d. h. der nicht von Raub und Beute lebt. „Ich vermag u. s. w.. d. h. derselbe *Mosenene*, der nun redend eingeführt wird, versteht es, eine Maulwurfsmaus zu sein, die die Erde aufwühlt und Steinchen aufwirft, d. h. er weiss unbemerkt heranzuschleichen, bis er hervorkommt zu *N.*'s Heim, um da seine Beute zu holen. -- Nun kommt eine zweite Strophe. Es werden Weiber redend eingeführt. Wenn in der Regenzeit der Regen ausbleibt, so werden die unzeitigen Geburten im Morast am Ufer des Wassers begraben, damit der Regen komme. Darauf bezieht sich die Klage: „Unsre Kinder, wir verderben sie, indem wir sie den Tiefen gebären." *Oėn̥* ist der Fluss bei Lijdenburg, *Mo latzeṅoane* einer östlich von diesem Orte; *Maselaχanye* ist ein früherer *Peli*-Häuptling, der dort gewohnt. Der Fluss, der an Stöcken überschritten werden muss, bedeutet einen solchen mit reissendem Wasser, durch welchen man nicht ohne die Stütze eines Stockes hindurchgehen kann, wenn man nicht will hinweggerissen werden. „Kind des *Kone*" ist poetische Bedeutung für ein Individuum des *Kone*-Stammes. Der *Kone* weint, er hat sich vor Trauer die Haut geritzt. Die rührende Klage soll wohl eine Bitte an den Häuptling (den „Kraalschlange") um Regen für sein Volk ausdrücken, so dass darin zugleich wieder ein Preis des Häuptlings als Regenspender enthalten wäre. Der Schluss: *Mosenene moramaχa* ist etwa soviel als: Das ist das Lied auf *M. m.* —

Nyępo (Räthsel).

Maχoši ka moka χa le fe,
Häuptlinge zumal, nicht ihr gebt (ihr theilt nichts mit),
Lephala ke' Ma'maale a vonyępo.
Der Uebertreffer ist Därmer des Räthsels.
„*Saa re χokŏa ke re čalo: Nŏana'- tse̯‿to.*"
„Es sagt, zu verstehen ich sage also: Kind des Honigkuckucks." —

Thaveṅ χa Ma'volepo sekokomoχa sevoęla seitsematau',
Am Berg zu Schleimers Heim (ist) ein Aufwaller ein Zurückkehrer ein Sichgeberdender wie ein Löwe,

Se re'n̄? „Saa re χo köa ke re ĉalo: N̄oana'-pelo.“
Was sagt's? „Es sagt, zu verstehen sag' ich also: Kind des Herzens.“ —
Morakana'- m̥ma, laa luma, a moχale,
Mäuerchen der Mutter, es donnert, der zornigen,
Laa luma, likχomo li a toχa,
Es donnert, das Vieh läuft weg.
Saa luma, laa kuruetža, laa tośa matšema χo lema.
Es donnert, es knurrt, es vertreibt die Ackerer vom Ackern.
„Saa re, o é köa ke re ĉalo: N̄öana'- mma, n̄öana-mokχośi.“
„Es sagt, du verstehst, ich sage also: Das Kind der Mutter, das Kind des Alarms.“

χa o vone, n̄oana '- köena,
Wenn Du gesehen, Kind des Crocodils,
Se itže se le kana kana, saa χola saa va kχoloχolo.
Es hat gesagt es ist so und so gross, es wächst, es wird sehr gross.
„N̄öana'- motho, ke le vyan̥?“
„Das Menschenkind, wie bin ich?“
O'á koa, motšana a χa rare,
Er versteht's, der Auszieher von meines Vaters Heim;
Kè Jlava nyepo, a nyeloal;
Ich gebe auf ein Räthsel, er löst's;
Eá ka re lailoeχo nae.
's ist als ob wir gelehrt worden mit ihm. —

Nyeli: 'Lare se köa vóroa, se mela phaχo ka lipeli.
Räthsel: Ein Baum er im Süden, er treibt Astlöcher zwei.
N̄öana'- n̥ko, χ'o e vone.“
„Das Kind der Nase, wenn Du sie gesehen.“ —

Erläuterung: Im ersten Räthsel werden die Häuptlinge des Geizes beschuldigt; sie werden beschämt von Därmer (d. h. einem Individuum, welches Därme im Leibe hat) des Räthsels (d. h. der zu errathen ist). „Es sagt“ = es ist. „Kind des Honigkuckucks“ = der Honigkuckuck selbst (dess Vater und Mutter ja doch Honigkuckucks waren); vgl. Menschenkind = Mensch. Das Räthsel bezieht sich darauf, dass der Honigkuckuck den Menschen zum Honig führt. Sobald er nämlich ein Honignest entdeckt hat und er sieht einen Menschen daherkommen, so fliegt er in dessen Nähe und sucht durch sein Gezwitscher seine Aufmerksamkeit zu erregen. Folgt ihm nun der Mensch, so fliegt der Vogel zwitschernd vor ihm her, ihm den Weg zum Honig zeigend. Hat der Mensch den Honig gefunden und ausgegraben, so setzt sich der Vogel in die Nähe und wartet auf die Abfälle, um diese zu fressen. — Im zweiten Räthsel ist der Berg von M.'s Heim die Menschen-

brust. *χa Ma'volepu* ist eine Gegend in einem dem *Peli*-Lande benachbarten Gebirge. Die Wahl des Namens, „Schleimersheim", deutet wohl auf die Schleimungsabsonderungen aus den Athmungsorganen. Das „Kind des Herzens" ist wieder das Herz selbst. — Im dritten Räthsel ist Mutters Mäuerchen der Mund eines Weibes mit seinen Zahnreihen. Da donnert's oder lärmt wie vor Zorn, so dass das Vieh erschrocken nach Hause flieht; da donnerts und knurrt laut (wie ein Löwe), so dass die Ackerleute vom Felde nach Hause eilen. „Kind des Alarms" = Alarm. Wenn sich solcher erhebt (etwa ein Weibergeschrei, dass Feinde kommen), dann eilt Mensch und Vieh schnell nach Hause, um sich hinter schützenden Schanzmauern zu bergen. — Im vierten Räthsel ist das „Wenn Du gesehen", so viel als „weist Du?" „Kind des Crocodils" ist poetische Bezeichnung Eines, der den Auszug (*pollo*) mitgemacht, was bereits erwähnt wurde. „Es ist, als ob wir gelehrt worden mit ihm", d. h. es ist, als ob wir zusammen gelernt hätten, zusammen in die Schule gegangen wären (so dass er die Räthsel so gut weiss wie ich selbst, der sie aufgiebt). — Im fünften Räthsel ist „Kind der Nase" = Nase. *Vóroa* bedeutet das Angesicht. Welche räthselhafte Beziehung in dieser Bezeichnung liegt, vermag ich nicht näher anzugeben. *Vóröa* ist die Süd- und Südwestgegend. Vielleicht, dass das Angesicht deshalb *vóröa* genannt ist, weil die Sotho vom Norden her gekommen, ihr Angesicht also gleichsam nach Süden gerichtet ist.

Košian̥

Ko šia'n̥? Ko šia tau' a ma-lo a maχuvelu,
Ich scheue was? Ich scheue den Löwen mit den Augen den rothen,
Ko šia molamo oa moχoane tševoχon̥.
Ich scheue die Wurfkeule von *Moχoane* an der Furt.

Erläuterung: *Koša* (Lied) der Weiber. Der Löwe ist das lüsterne Mannsbild, das dem Weibe nachstellt, das an der Furt etwa eine dort Schöpfende überfällt und durch Schläge mit der Wurfkeule von festem *Moχoane*-Holz nöthigt, ihm zur Unzucht zu Willen zu sein. —

Ma'inama.

Ma' inama, inama! oé! o' a inamoloχa;
Bücke Dich, bücke Dich! o! er (sie) richtet sich auf;
Mmaaχoe ke ' molói oa thuri.
Seine (ihre) Mutter ist eine Hexe.

Erläuterung: Lied beim Umhacken des Ackers. Wer sich dabei, schnell ermüdet, aufrichtet um zu ruhen, dess Mutter soll Hexe heissen (weil er faul ist, sich nicht gern bei der Arbeit bückt). —

Ŋ.toŋ χŏa re fsi.
Ŋ.toŋ χŏa re fsi, χo tzena maŋ?
Im Hause sagt es fsi, hineingeht wer?
Moχake o' veile mae soliṅ; a itsenkatsenka le.topžana;
Perlhuhn hat gelegt Eier in's Dickicht; er wackelt hin und her mit dem Kämmchen;
A šia ma.lo le ḷitzeve. Kχono o' koele'ŋ?
Er scheut die Augen und Ohren. Was mag er nur gehört haben?

Erläuterung: „Es sagt fsi", d. h. es ist dunkel. „Perlhuhn" ist der Mensch, der in seine Hütte kriecht. Die „Eier" sind seine Geräthe, die er im „Dickicht", im dunklen Hause hat. Wenn er im Dunkeln suchend umhersieht, gleicht er dem Perlhuhne, das mit seinem Kamme hin und her wackelt, wenn es spähet. Das „Kämmchen" bedeutet die Haarkrone des Sotho. „Er scheut" u. s. w., d. h. als ob er sich vor seinen eigenen Augen und Ohren fürchtete. „Was mag er nur gehört haben," dass er mit dem Kopfe so hin und her wackelt? —

Anderes Tanzliedchen.

Le.tame.to, tzẹa kχamelo re ḷi χame; χo .ta kọtela seχŏáχŏa le moχokoloḷi.
Riesenfrosch, nimm den Eimer, dass wir melken; es wird (die Kälber) weggeschlagen der Frosch und der Vielfuss. —

Erläuterung: Die Kälber werden, wie bereits erwähnt, weggeschlagen nachdem sie bei den Kühen angesogen. —

Ein Spottlied auf Schreiber dieses.

Le χe ke .toχa ke nailŏe ke' pula,
Und wenn ich fortgehe, durchnässt vom Regen,
Ŋka se ke kaa χo ĕa χa Mouvane.
So will ich (doch) nicht gehen zum Hause Mouvane's,
O' na le maaka, re ṃmone;
Er hat Lügen, wir haben ihn gesehen;
O' re, ke volela tava ĕa Moḷimo, a aketža.
Er sagt: Ich rede das Wort von Gott, er lügt.

Erläuterung: Man will, auch wenn man vom Regen durchnässt ist, doch nicht Schutz suchen unter Mouvane's Dache (was man jedoch vorkommenden Falles sehr gern that). Denn man hat ihn als Lügner erfunden, weil er behauptet, Gottes Wort zu verkündigen. Der Spitzname Mouvane = „Blasbälgchen" hat folgende Veranlassung. Auf der Reise nach Transvaal im J. 61 war eines Abends ausgespannt worden; es regnete etwas, so dass das Feuer zum Theekochen nicht brennen wollte. Da stieg ich auf den Wagen

und holte meinen Handblasbalg; mit dessen Hilfe gelang es denn, ein genügendes Feuer zu bekommen. Zur Erinnerung an dieses Factum nannten mich die begleitenden Schwarzen von da ab Mouvane, unter welchem Namen ich bald allenthalben bekannt war. —

Ein Tanzliedchen.

Laola rula la χo mona; poḷiša ḷi šalele maruleṅ.
Such aus die Rula die zum Aussaugen, die Fauligen sie mögen bleiben bei den Rula. : | :

Erläuterung: Die tanzenden Bursche stehen auf einer Seite, die Mädchen auf der anderen. Ein Bursche hat eine Wurfkeule, die reicht er dem Mädchen, welches ihm gefällt, und umgekehrt. Die Rulafrucht ist die Erkorene; die Fauligen, die zurückbleiben, sind die Verschmäheten.

Baugesang.

A ée éa ée éa ée ée, ĕa, ĕe ĕe, ĕa ĕe ĕe, a ĕe | : ĕa ĕe ĕe, ĕa ĕe ĕe, | : ea ee ee, ea ee ee; : |
Ma.laku a kχoro, é, re aχela kχoši, re aχela kχoši, : |: : |: u. s. w.
Stangen des Hofes, ja, wir bauen für den Häuptling, wir bauen für den Häuptling, :|: :|: u. s. w.

Erläuterung: Dieser Gesang wird gesungen, wenn der Vorhof aus Stangen (oder Pfählen) für den Häuptling gebaut wird. —

Strophe eines geistlichen Liedes von einem eingeborenen Christen.

Morena n̥.thapiše, ke .to χo' reta;
Herr wasche mich, ich will Dich preisen;
N̥.thapiše ka maḷi a χaχo, ke .to χo' tumiša vathoṅ.
Wasch mich mit dem Blute Dein, ich will Dich erheben unter den Menschen.
χo ḷika re a ḷika re a levala, re levetše sefapanoṅ.
Dahinzugehn gehn wir dahin, wir vergessen, wir haben vergessen am Kreuz.
Ma' χaḷimela thaveṅ, m̥motoṅ ba Gologotha!
Mensch, schau hin nach dem Berge, dem Hügel von Golgotha!
Thavana'— maḷi a vatho re vone, χa kχoši e.laka le ḷisenyi.
Den Berg des Blutes der Menschen wir haben ihn gefunden, da der Herr litt mit den Uebelthätern.

Erläuterung: „Dahinzugehn gehn wir dahin, wir vergessen,“ d. h. wir gehen dahin und vergessen. „Am Kreuz“ d. h. den am Kreuze. „Des Blutes der Menschen“, d. h. des Blutes, dass für die Menschen floss.

In den Fabeln der Sotho, deren es mancherlei giebt, spielt der Elephant die Rolle des Königs und der Hase die von Meister Reinecke. Einiges davon ist in Dr. Bleek's „Reinecke Fuchs in Afrika“ enthalten. — Von Sagen erwähne ich folgende merkwürdige, die in ihrem ersten Theile auf Reste der Uroffenbarung oder auf in alter Zeit schon zu den Sotho gedrungene dunkle Kunde vom Christenthume hinzuweisen scheint. Ein grosses Ungeheuer verschlang einst alle Menschen bis auf ein Weib, das sich verborgen. Das Weib gebar einen Sohn. Als sie ihn geboren, ging sie hinaus, um Holz zum Kochen aufzulesen. Wie sie wieder hineinkommt, findet sie zu ihrem Erstaunen ihren Sohn bereits zum jungen Manne erwachsen. Der Sohn geht hinaus und wundert sich, dass alles so still ist. Er fragt seine Mutter, wo die Menschen wären. Sie erzählt ihm, dass dieselben von dem Ungeheuer verschlungen seien. „Doch still!“ sagt sie; „es ist in der Nähe; ich höre sein Schnauben.“ Der Sohn ergreift ein Messer und stürzt, ohne auf das Bitten der Mutter zu achten, hinaus, dem Ungeheuer entgegen. Dasselbe erblickt ihn, stürzt sich auf ihn und verschlingt ihn. Im Eingeweide des Ungeheuers angelangt, macht sich der Sohn daran, mit dem Messer sich einen Ausweg zu bahnen. Dabei hört er auf einmal Stimmen, die schreien: „Nimm Dich in Acht, du tödtest uns!“ Es waren die verschlungenen Menschen. Behutsam zerschnitt er nun die Gedärme des Ungeheuers und befreite die Menschen; dann machte er ein Loch in des Thieres Bauch und ging hinaus, mit ihm alle Menschen. Das Ungeheuer aber war todt — Die Menschen bewiesen jedoch dem Sohne des Weibes, der *χ̌uveane* genannt wird wie jener oben erwähnte Menschenschöpfer, keine Dankbarkeit; vielmehr verfolgten sie ihn. Einmal hatten sie im Kraalhofe eine verdeckte Grube gemacht uud einen Ehrensessel darauf gestellt. Sie schickten zu *χ̌uveane* und luden ihn in die Versammlung der Vornehmen, in deren Mitte er den Ehrenplatz einnehmen sollte. *χ̌uveane* durchschaute die List; er kam, ergriff den Ersten Besten und setzte ihn auf den für ihn bestimmten Sessel; der Daraufgesetzte brach ein und fiel in die Grube; *χ̌uveane* aber ging hinweg. Man stellte ihm vielfach nach; aber er entkam seinen Feinden stets. So war einmal ein bewaffneter Verfolger hinter ihm her. *χ̌uveane* kommt an einen Fluss; über den kann er nicht hinüber. Schnell verwandelt er sich in einen Stein. Wie der Verfolger auch an den Fluss kommt, findet er *χ̌uveane* nicht; in der Meinung, dieser sei über den Fluss gesetzt, schleudert er seinen Spiess hinüber, hebt den Stein auf und wirft ihn ebenfalls hinüder mit den Worten: „Mit diesem Steine will ich *χ̌uveane* den Kopf zerschmettern, wenn ich ihn drüben finde.“ Wie der Stein am anderen Ufer niederfällt, da verwandelt sich derselbe auf einmal wieder in *χ̌uveane*, der den verblüfft dreinsehenden Verfolger auslacht, dessen Spiess nimmt und davon geht. —

Sprichwörter finden sich angeführt in den „Etudes sur la langue dé Basouto“ von Casalis, Director der Missionshauses in Paris. —

Die Dialekte des Sotho sind ungemein zahlreich. Der kleinste Stamm, der mitunter nur einige Hundert Köpfe zählt, spricht anders als sein Nachbar. Es erinnert dies an Aehnliches in Friesland. Hierbei will ich gleich erwähnen, dass noch eine andere Erscheinung an Friesland erinnert, nämlich der Name für „Vater“ und „Mutter“. „Vater“ heisst im Sotho „*tate'*“, im Friesischen „*Täte*“; „Mutter heisst im Sotho „*m̥me'*“, im Friesischen „*Mem.*“ Es ist überhaupt interessant, beide Bezeichnungen durch die ganze Welt auch bei den am meisten verschiedenen Völkern immer wiederkehren zu sehen. Vergl. das Hebr. עם, das Griech. *μάμμη*, das Lat. mamma, Franz. maman, das Fries. „*Mem*“, das Sotho *m̥me'=mame*, vocativisch *m̥ma'=mama'*, im Kafir mame, und die Wurzel in *μήτηρ*, mater, Mutter; — ebenso das Hebr. אָב, baba im Türkischen, baba im Kafir, papa im Tevele und Latein, *πατήρ*, pater, Vater, und dann wieder jenes friesische „*Tate*“ und das Sotho = „*tate'*,“ vocativisch *tata'*, im Kafir *udade*. Dergleichen beweist, wie auch die Entwickelung der Sprache nach bestimmten Gesetzen, die bei allen Völkern wiederkehren, die ursprüngliche Einheit der menschlichen Sprache und führt mit unwiderstehlicher Consequenz auf den Ursprung des Menschengeschlechtes aus einem Blute.

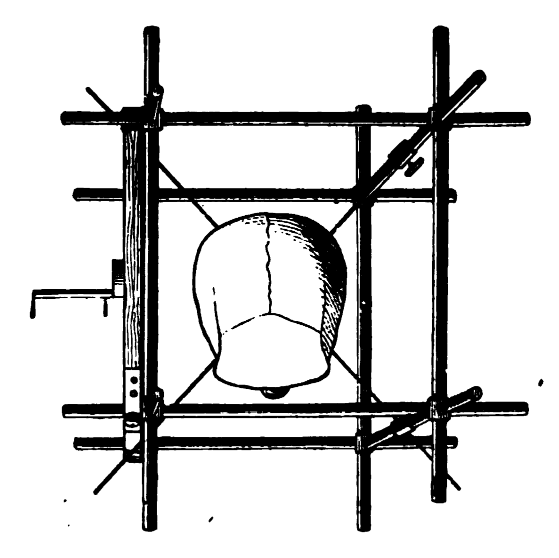
Einer Eigenthümlichkeit ist noch zu gedenken, nämlich dass bei den Sotho (ebenso wie bei den Kaffern) Männer und Weiber gleichsam ihren besonderen Dialekt haben. Die Männer wissen mitunter gar nicht, wie die Weiber dies und jenes bezeichnen, was die letzteren besonders betrifft, und umgekehrt. Ja oft haben die Männer für dasselbe Ding eine andere Bezeichnung als die Weiber.

Schliesslich will ich noch der Zeitrechnung Erwähnung thun. Eine Wocheneintheilung kennen die Sotho nicht, wo sie dieselbe noch nicht von Europäern angenommen. Sie rechnen nach Monden, deren sie zwölf auf ein Jahr zählen. Da hierbei stets ein Ueberschuss von einem Monde jährlich herauskommt, so geräth die Zählung vielfach in Verwirrung, und die Alten sind oft im Streit mit einander, in welchem Monat man stehe. Die Namen der Monate hängen mit irgend welchen charakteristischen Erscheinungen während derselben zusammen. So z. B. heisst der Mond, der etwa mit unserm Mai zusammentrifft, *Moseχanoṅ* = Gelächter der Vögel, weil in dieser Zeit eine Art Aloë blüht, in deren Blumen Zuckersaft gefunden wird, welchen die Vöglein fröhlich zwitschernd trinken. (Die unbefiederten Vögel sind freilich auch nicht faul, die Blüthenstengel abzubrechen und den süssen Saft auszusaugen, wobei es denn von dem Blumenstaub orangegelb gefärbte Nasen, Mäuler und Wangen abgibt.) Der Monat, welcher etwa mit dem November übereinstimmt, heisst *Liphalane* = kleine Roodebok-Antilopen, weil es die Zeit ist, da diese geboren werden. — Jahreszeiten kennt der Sotho nur drei, nämlich *selemo* = Ackerzeit, von September bis etwa in den December hinein; dann kommt *leJavula*, bis in den März, die Zeit des Hoch- und Spätsommers; darauf folgt *mareχa*, der Winter, bis August. „Ein Tag“ heisst

„eine Sonne", „zwei Tage" = zwei Sonnen" u. s. w. — Astronomische Kenntnisse fehlen bis auf die Benennung des Morgensternes, des Wintersternes und anderer hervorragender Sterne und Sternbilder; der Orion z. B. heisst *thu. toa* = Giraffe.

Ueber eine Modification des Lucae'schen Zeichnen-Apparates.

Herr Professer Lucae hat vor einiger Zeit im „Archiv für Anthropologie" (Bd. VI. Heft 1 und 2) eine Modification des von ihm angegebenen Apparates zur Aufnahme geometrischer Zeichnungen des Schädels beschrieben, welcher offenbar der früheren mangelhaften Form gegenüber einen wesentlichen Fortschritt darstellt, indem es erst mit Hülfe dieses Instrumentes möglich wird, Zeichnungen anzufertigen, deren Projectionsebenen sich genau unter rechtem Winkel schneiden. Aber so vollkommen diese neue Form im Princip ist, so ist doch in ihrer Construction ein Mangel nicht zu verkennen; ich meine die schon von Herrn Prof. Lucae selbst hervorgehobene Nothwendigkeit, den Schädel zweimal zu fixiren, wenn man sämmtliche sechs Seiten zeichnen will.



Bei dem in beistehender Figur abgebildeten, von Herrn A. Wichmann in Hamburg ausgeführten Apparate ist dieser Mangel dadurch beseitigt, dass die Kanten des Würfels — was bei der Ausführung des Apparates in Metall

leicht möglich war — soweit verlängert sind, dass die den Schädel tragenden Nadeln die Unterlage nicht berühren. Bei dieser Construction konnten die Nadeln durch die Kanten des Würfels gelegt und dadurch die störenden Querstäbe entbehrlich gemacht werden, welche bei der Lucae'schen Form des Apparates die Nadeln und die Klemmschrauben tragen. Die zum Zeichnen dienende, von einem hölzernen Rahmen eingefasste Glassplatte legt man passenderweise nicht auf die Verlängerungen — es würde dadurch die Entfernung von dem zu zeichnenden Gegenstande zu gross und in Folge dessen die Genauigkeit der Zeichnung beeinträchtigt werden — sondern zwischen derselben und befestigt dieselbe der grösseren Sicherheit wegen mit zwei Klemmschrauben.

Ein Vorzug dieses Apparates, den ich nicht unerwähnt lassen will, ist seine grössere Wohlfeilheit. Das optische Institut des Herrn A. Wichmann (Hamburg, Schopenstehl 27) liefert denselben, excl. Orthoskop und Verpackung zum Preise von 12 Thalern. Der Apparat ist also um mehr als die Hälfte billiger, als der Lucae'sche. I. W. Spengel.

Anthropologisch-ethnologisches Album in Photographien

von

C. Dammann in Hamburg.

Herausgegeben mit Unterstützung aus den Sammlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Verlag von Wiegandt, Hempel und Parey in Berlin.

Wohl keinem Freunde der Anthropologie, Ethnographie und der verwandten Wissenschaften ist es heutigen Tages noch zweifelhaft, ein wie dringend gefühltes Bedürfniss für den erfreulichen Fortschritt unserer Erkenntniss gute Abbildungen der verschiedenen Völker sind. Was in dieser Richtung aus früherer Zeit vorliegt, ist ausserordentlich dürftig, da gewandte Portraitmaler, welche der Aufgabe gewachsen wären, fremde Typen schnell und sicher wiederzugeben, nicht übermässig häufig gefunden werden und im eigenen Lande ein zu gutes Auskommen haben um sich allzu sehr nach barbarischen Wildnissen zu sehnen. Selbst wo die Gunst der Verhältnisse es wirklichen Künstlern möglich machte, fremde Nationen in umfassender Weise darzustellen, ist es nicht schwer nachzuweisen, dass die persönliche Auffassung derselben, sowie das unwillkürliche Zurückfallen der Hand in die gewohnten europäischen Formen das Originelle des Bildes getrübt hat.

Nur ein Mittel giebt es den billigen Anforderungen der Anthropologen an eine möglichst umfangreiche Portraitsammlung der verschiedenen Völker gerecht zu werden: dies ist die photographische Herstellung einer solchen, indem die Photographien auch als Correctiv für die persönliche Auffassung in den besten Darstellungen von künstlerischer Hand dienen können, und allein eine sichere Vergleichung erlauben.

Mit Freude sollte daher jeder Anthropologe das Erscheinen eines Werkes begrüssen, dass dem Mangel in ergiebigster Weise abzuhelfen verspricht und dies Versprechen auch sicher erfüllen dürfte, wenn die Theilnahme des Publikums sich dem Unternehmen in verdientem Maasse zuwendet. Es ist dies: Das anthropologisch-ethnologische Album von Photographien, herausgegeben von C. Dammann, von welchem bereits 6 Lieferungen erschienen sind. Man vergleiche nur, eine wie bedeutende Fülle der Anschauung eine einzige Lieferung dieses Prachtwerkes der in ihrer Weise gewiss klassischen Zusammenstellung physiognomischer Typen in Schadow's Polyclet gegenüber enthält, um sich den enormen Vortheil der photographischen Darstellung ganz zu vergegenwärtigen.

Die Ausstattung des Albums ist sehr reich, sowohl durch das gewählte Format, das verwandte Material und den geschmackvollen Druck der näheren Bezeichnungen. Es ist Herrn Dammann's angestrengten Bemühungen gelungen, eine grosse Anzahl der seltensten Typen zusammen zu bringen, und zwar zum grossen Theile in Originalnegativen, von denen die Abzüge je nach der Grösse in verschiedener Zahl auf Foliocartons vereinigt werden; unter jeder Photographie findet sich die Bezeichnung, am Fusse des Blattes auch kurze Notizen über die in Rede stehenden Stämme, die Urheber der Aufnahmen und Aehnliches.

Der grosse Nutzen, den das Unternehmen der Wissenschaft zu leisten vermag, dürfte jedem Beschauer schon bei flüchtiger Betrachtung einleuchten. Es ist aber ebenso begreiflich, dass dies verdienstvolle Werk nur gedeihen kann durch die gütige Unterstützung zunächst der Fachgelehrten, aber es dürfte sich auch dem grösseren Publikum durch seine Originalität dringend empfehlen. Möchten doch die bemittelten Kreise den nicht unerheblichen Preis, welcher für die Lieferungen gefordert werden musste, als einen freiwilligen Beitrag für die erfolgreiche Fortführung und Beendigung dieses mit grossen Opfern aber auch schon jetzt mit grossen Erfolgen ins Leben gerufenen Unternehmens ansehen. Wird doch der Fachmann wie der Laie, der Gelehrte wie der Künstler aus demselben reiche Belehrung mit Vergnügen zu schöpfen vermögen.

Ist das Werk einmal vollständig zusammen gebracht, so dürfte es möglich sein, daraus auch zu mässigeren Preisen für den Unterricht eine übersichtliche Zusammenstellung zu geben, eine Errungenschaft auf die Deutschland gewiss Grund hätte, stolz zu sein, die aber freilich ohne Opfer nicht zu erkaufen ist.

Ueberblicken wir kurz, was in dem bisher veröffentlichten Theil vorliegt, so sehen wir in der ersten Lieferung besonders die Ostküste von Afrika, Sibirien, Japan, Siam vertreten; die zweite enthält hauptsächlich die Sunda-Inseln, den Archipel des stillen Oceans, Nordamerika; die dritte Vorder- und Hinter-Indien, Borneo und Celebes, Süd-Afrika; die vierte Aegypten, Süd-Amerika und Neucaledonien; die fünfte Australien, den malayischen Archipel und das Gebiet des Amazonen-Stromes, von letzterem besonders ausserordentlich prächtige Typen sowohl durch Auswahl wie Ausführung; die sechste endlich ausser einem Blatt über dasselbe Gebiet, Siebenbürgen, Wallachei, Polen und Peru.

Es geht aus dieser Aufzeichnung, welche von den fünf Blatt jeder Lieferung stets nur die hervorragenderen erwähnte, hervor, dass in der vorliegenden Vertheilung die Länder nicht streng geschieden sind; eine solche Anordnung war durch das allmälige Ansammeln der Typen selbst geboten, doch stehen die zusammengehörigen stets möglichst vereinigt, so dass nach Abschluss des Werkes eine systematische Gruppirung der losen Blätter sich ohne Schwierigkeit ausführen lässt.

Soweit noch Lücken in dem einen oder andern Gebiet sich fühlbar machen, wird jeder, der Interesse an dem Gedeihen des Ganzen nimmt, auch durch Leihen von etwa in seinem Besitz befindlichen guten Typen an den Herausgeber dem Unternehmen hülfreich sein können, wie dies bereits auch durch die Berliner anthropologische Gesellschaft sowie durch verschiedene Private nach Möglichkeit geschehen ist. Unvollendet wie das Album augenblicklich noch ist, stellt es doch schon wie die obige Inhaltsangabe lehrt, die umfangreichste und am meisten Authenticität beanspruchende Quelle einer allgemeinen Vergleichung der Rasseneigenthümlichkeit des Menschen dar, während es gleichzeitig auch massenhafte ethnographische Details enthält.

Selbst der Botaniker geht bei der Betrachtung nicht ganz leer aus, indem viele der einzelnen Figuren und Gruppen in ihrer Umgebung charakteristische Pflanzen der betreffenden Gegenden in natürlichen Wachsthumsverhältnissen erkennen lassen.

Möchte das verdienstvolle Unternehmen daher Allen, welche Interesse an der Erkenntniss unseres eigenen Geschlechtes nehmen, dringend empfohlen sein und in richtiger Würdigung der Thatsachen der hohe Preis kein Hinderungsgrund sein, dem Werke auch in weiteren Kreisen Eingang zu verschaffen!

Dr. Gustav Fritsch.

Aus Schwaben.

Sagen, Legenden, Aberglauben, Sitten, Rechtsbräuche, Ortsneckereien, Lieder, Kinderreime.

Neue Sammlung von Anton Birlinger.

Zwei Bände. Wiesbaden. Heinrich Killinger. 1874. Erster Band. VIII u 512 Seit. Octav.

Der Name dessen, der die vorliegende, ebenso reiche wie schätzbare Sammlung unternommen, ist durch seine früheren Arbeiten, namentlich auf dem betreffenden Felde, zu vortheilhaft bekannt, als dass es erforderlich wäre, hier ausführlich auf den Inhalt jener einzugehen, wie denn auch Birlinger selbst sich in seinem Vorwort sehr kurz gefasst hat, es jedem Leser überlassend, sich das ihn besonders Interessirende herauszunehmen. Von dem, was namentlich meine eigene Aufmerksamkeit schon beim ersten Durchgehen erweckte, will ich hier unter Vielen nur Einzelnes hervorholen, da ich auf Anderes bei anderer Gelegenheit zurückzukommen gedenke. So war es dann z. B. gleich die allererste Sage: „Die Herzogin Hedwig in Epfendorf bei Rotweil", welche die bemerkenswerthe Angabe enthält: „Dass auf dem Schenkenberg einstens es grossartig hergegangen sein muss, mag die Sage von dem kostbaren Brunnen auf Hegnen, einem dem Schenkenberg gegenüberliegenden Berge, bestätigen. Bleierne Deuchel gingen unterirdisch unter dem Neckar hindurch auf das Schloss. Von dergleichen unterirdischen Röhrenleitungen, vermittelst deren von einem Orte nach dem andern Wein geschafft wurde, ist nämlich sowohl in noch anderen deutschen (zwischen Trier und Cöln) wie in italienischen (zwischen Rom und Neapel) und spätgriechischen Sagen die Rede, so meine Anzeige von Zacher's Pseudocallisthenes in dem Heidelb. Jahrb. 1868, S. 101. Eine Spur von dem Vorhandensein derselben in Spanien findet sich in Trueba's Cuentos Populares. Leipzig 1866 S. 101: „Este despacho consistia en un gran salon lleno de bancos y mesas, y el vino de la bodega se trasladaba á el por una serie de tubos, que pasaban por debajo de la plaza y remataban en el despacho, semejando la tubería de un òrgano. — No. 20: Die Gösslinger Weiber. „Sie sollen, wie von anderen Orten so häufig die Sage geht, einstens auch einen Prädikanten mit Stöcken und mit Besen zur Kirche und zum Flecken hinausgejagt haben. Sonst pflegte man den Weibern eine besondere Ehre dafür anzuthun, etwa sie beim Opfern vorgehen zu lassen vor den Männern u. s. w." Das häufige Wiederkehren dieser Sage bezeugt hinlänglich, dass sie eben nirgends speciell zu Hause ist und in der That weist sie auf die urältesten Zeiten und Zustände zurück und findet sich daher auch sonst noch in und ausserhalb Europa wieder, so in Schweden, woher Rochholtz Glauben und Brauch. 2,308 und folgendes anführt: „Eine noch zur Zeit Karls XI. lebendig gewesene schwedische Sage erzählt von der Heldenthat der smaländischen Frauen, die, während ihre Männer im auswärtigen Kriege sind, von dänischen Raubschaaren überfallen wurden. Schon waren einzelne dieser

Räuber erschlagen, da unternahm es die Hausfrau Blända, aus dem Kunga-Härad im Wärendbezirke, den Feind ganz zu vertilgen, und mit Hülfe der mitverbündeten Frauen von fünf benachbarten Härads gelang es. Sie gingen mit reichlichen Vorräthen von Speise und Trank ins Lager des Dänenkönigs Sverker, und als die Mannschaft bezecht war, wurde sie bis auf den letzten niedergemacht. Blända selbst erschlug den Führer Taxe. Seitdem haben die Wärendischen Frauen das Vorrecht, mit den Männern zu gleichen Theilen zu erben, während der schwedischen Frau anderwo nur ein Drittel zufällt; sie dürfen in Helm und Brünne auf der Brautbank sitzen und bei der Trauung Kriegsmusik vor sich her spielen lassen." Zu dieser schwedischen Sage stelle ich zuvörderst die altrömische über den Ursprung des Festes der Mägde an den Nonae Caprotinae bei Macrob. Sat. 1, 11 (p. 215 f. Bip. vgl. Plut. Camillus 35), wo die Berauschung der Feinde von Seiten der Mägde gleichfalls wiederkehrt; auf einen Kampf mit denselben und deren Tödtung, weist der Umstand, dass bei der Festfeier die Mägde einander schlugen und mit Steinen warfen, zur Erinnerung daran, wie sie den Römern im Kampfe Beistand geleistet; der „ornatus, quo tunc erant usae" und den der Senat bei jenem Feste zu tragen gestattete, entspricht dem Helm und Panzer der schwedischen Bräute. Die nordische Version der Sage hat ein älteres Ansehen, während die römische späterer Auffassung angepasst scheint. Sklavinnen waren freilich alle Frauen in der Urzeit, d. h. sie wurden als solche behandelt und mussten mit in den Krieg ziehen, von welcher Pflicht (abgesehen von dem eigentlichen Amazonenthum, wie es in Europa durch die böhmische Libussa noch jetzt im Andenken fortlebt) erst eine spätere Zeit sie befreite, obwohl mancherlei Sitten und Gebräuche darauf zurückwiesen; so der, frenatus equus et scutum cum framea gladioque welche nach Tacitus, der Bräutigam der Braut schenkte als Erinnerung, wie ich glaube, an deren einstige Pflicht thätiger Kampfgenossenschaft, welche Pflicht in Irland sogar erst im Jahre 697 nach Christi Geburt durch ein Gesetz Adamnán's, des neunten Abtes von Jona, abgeschafft wurde. „Women were in slavery und in oppression at that time, till came Adamnán, son of Rónan. The woman that was best of women (in ben ba dech de mnaiph) had to go to battle, „her wallet of food on one side of her, her baby on the other side, her lance at her back, thirty feet in height, a sickle of iron at one end of it . . . her husband behind her, a hegde-stake in his hand beating her to battle." The Ms. then tells at length how Adumnán's mother extorted from him a promise to exempt women from such liabilities . . . The date of the imposition of Adamnán's law was 697." Whittey Stokes, Fis Adamnain etc. Simla 1870 p. 36. Vgl. auch noch die von Maurer Germania XVI., 462 erwähnte Sitte, wo namentlich eine Lanze bei Hochzeiten noch im 17. Jahrh. eine hervorragende Rolle spielte; und so möchte sich endlich auch noch erklären wie der Kriegsgott Odin (gleich Mars) nicht blos weil er Frühlingsgott war, auch zugleich Ehe- und Liebesgott sein konnte; vgl. Gervasius von Tilbury ed. Liebrecht S. 178. Weiter

auf diesen ganzen allerdings sehr wichtigen Gegenstand einzugehen, muss ich mir für jetzt versagen und kann zuvörderst nur im Allgemeinen auf Bachofen's Mutterrecht Stuttg. 1861 Sachregister s. v. Amazonen so wie dessen Sage von Tanaquil Heidelb. 1870 verweisen. — No. 21: Reformationssagen. „In Leutkirch soll zwei Jahre A. 1548 und 1549 kein Prediger mehr dagewesen sein, weil einer plötzlich des jähen Todes auf der Kanzel starb. Es ging die Sage, „die Schwestern beten sie zu Tod." Mit dem „Prediger" ist wohl ein protestantischer und mit den „Schwestern" Klosterschwestern gemeint. In Betreff des „Todtbetens" aber s. meine Bem. in der Germ. XIV, 399 (zur Zimmer-Chron. IV, 78). Dazu füge ich nun noch folgende Stelle aus der Percy Anecdotes Lond. (1868) II, 37. „In Lesinsky's „Voyage round the World" there is an account of a religious sect in the Sandwich Islands who arrogate to themselves the power of praying people to death. Whoever incurs their displeasure receives notice that the homicide litany is about to begin; and such are the effects of imagination that the very notice is frequently sufficient, with these poor people, to produce the effect." Dies ist jedenfalls eine sehr merkwürdige, wenn auch nicht alleinstehende Uebereinstimmung zwischen einem europäischen und einem australischen Aberglauben (vgl. oben 1873 S. 99 ff.) — No. 57: Von St. Leonhard. . . . „Eine uralte St. Leonhardskapelle ist die Laupheimer, mit der eigenthümlichen Kette umzogen, die ganz volksthümlich geworden ist." S. hierüber oben Bd. V S. 83. — No. 65. Von der guten Betha in Reute. „Die Legende von den Fussstapfen Christi in dem Fels, auf dem er bei der Himmelfahrt stand, ist im ganzen Mittelalter verwerthet." S. auch noch No. 291, 307, 334 und vgl. hierüber Tylor, Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit. Deutsche Uebers. Leipz. 1866 S. 146—148. — No. 134. Zauber mit ungebornen Kindern. „A. 1568 hat einer einem schwangern Weibe den Bauch aufgeschnitten und der Frucht das Aermlein abgehauen, um Zauberei damit zu treiben." S. die nähere Besprechung und Erklärung dieses Aberglaubens in der Ztschr. f. deutsche Mythol. 4,180; füge hinzu Heidelb. Jahrb. 1868 S. 86 ff. Kirchhofs Wendunmuth II, 167 (ed Oesterley für den Stuttg. Litter-Verein). — No. 140: Zwei Zauberweiber. „Erstere sind eine Art verhexter Vögel." Ein weitverbreiteter Glauben, der sich auch ausserhalb Deutschlands findet und darauf hinweist, dass diese Vögel ehedem für Göttinnen, die in ihrer Gestalt erschienen, angesehen wurden. S. hierüber meine Anzeige von Diez's Etymol. Wörterb. in Lemcke's Jahrb. f. röm. und engl. Lit. N. F. I, 232 s. v. Urraca. — No. 151: Aus der Volkssprache. „Hexenringe heisst im Münsingischen eine auffallende Erscheinung des Bodens; man bemerkt sie auf hohen öden Plätzen und Weiden, besonders in der Nachbarschaft von Münsingen." S. hierüber A. Kuhn, Westphäl. Sagen 1,133—4no. 140 „Hexentanzplätze"; Grimm. Myth. S. 438 ff. In Norwegen heisst ein solcher Hexenring oder Hexentanz „alvedans", dän. „elledands", schwed. „elfdans", engl. „fairy-ring", franz. „cercle

de fées." Auch aus Russland wird berichtet: „Where Rusalkas (Wassernixen) have danced, circles of darker and richer grass are found in the fields." Ralston, The Songs of the Russian People. 2 d. ed. Lond. 1872, p. 142. Auch manche andere unter dieser Nummer angeführte Volksausdrücke sind interessant, weil sie Benennungen für Dinge enthalten, die man oft aus frühester Jugend kennt, ohne zu wissen, wie sie eigentlich heissen; wie „Hexentanz." Man nennt so das an ein Hölzchen gespiesste Horn- oder Beinknopfstangen, Drillen. Hexenclavier. Bei dem werden über die hohle Hälfte einer Baumnussschale etwa in der Mitte mehrere Fäden gebunden und dann ein längliches Hölzchen hineingespannt, das nach der einen vertieften Seite niedergedrückt, klappernd auf der andern Seite anschlägt." Nicht minder bemerkenswerth ist der Ausruf „Koty Mahra und a Hex!" da wir hier die althd. und alte Form „mâra" d. i. Mahr, Nachtmahr wiederfinden; vgl. Grimm Myth. 1194. - No. 149: Die Geisterhochzeit bei Schramberg. „Auf dem Brautwagen sassen die Brautleute, die Näherin und die Köchin; letztere war hautnacket, wie der liebe Gott sie erschaffen hatte, trug einen kupfernen Kessel auf dem Kopfe und hatte ein Bund Kochlöffel hinten stecken." Hierher gehört das phantastische Nachtvolk im Montafun, das Gefolge einer weissen Frau mit schöner Musik und phantastischen Gestalten, zuletzt Eine mit einer Kochkelle im Hintern. Vonbun, Beiträge u. s. w. S. 8. Dieser Kochlöffel ist ohne Zweifel an die Stelle eines früheren Schwanzes getreten, wie er sich bei der norwegischen Huldra und Guró Rysserova d. i. Gudrun Stutenschweif vorfindet, s. Mannhardt German. Mythen S. 80 f. u. in der Zeitschr. f. d. Mythol. 4, 428, in welchen Wesen derselbe ein Bild der Wolke erkennt. - No. 340: Von St. Hümernuss. Ueber diese wunderliche Heilige s. Wolfgang Menzel, Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre 2, 275 ff., der den Ursprung derselben in dem alten Heidenglauben findet. — No. 358: Der siebente ein Zauberer. „Wenn sieben Leben nach einander geboren werden, so ist dem letzten von der Natur die Kraft verliehen, alle Schäden durch blosse Berührung curieren zu können, z. B. Gewächse, Ueberbein, Geschwulst u. s. w." Dieser Glaube herrscht auch im Vogtlande; s. Wuttke, Deutscher Volksabergl. § 479 (2. A.); s. auch Grimm Myth. 1. A. Aberglauben No 786. Nach Morhof schrieb man dem siebenten Sohn einer Familie die Kraft zu, Kröpfe zu heilen. Paulus Cassel, Le Roi te touche. Berlin 1864, S. 17. Auch in England war ehedem dieser Glaube allgemein und ist es zum Theil noch jetzt; s. Henderson, Folk-Lore etc. Lond. 1866, p. 262. In Frankreich nennt man einen solchen heilkräftigen siebenten Sohn „marcou"; dergleichen Personen sind namentlich im Orléannais und Gâtinais häufig zu finden. Sie haben auf irgend einem Theile ihres Leibes das Zeichen einer Lilie und der Patient darf dasselbe blos berühren, so wird er geheilt, oder auch der marcou blässt auf den Knopf und der Erfolg ist der nämliche. Choice Notes from „Notes und Queries". Lond. 1859, p. 59. „Marcou" ist deutsch „Markolf"; so heisst mhd. und an einigen Orten auch jetzt noch der

Heher. Ist unter diesem Vogel wie unter der Elster (s. oben zu No. 140) irgend eine Gottheit verborgen? Darauf weist vielleicht auch der Glaube, dass der Stein in seinem Neste unsichtbar macht; s. Zeitschr. für d. Myth. 1, 236. Die Kraft sich unsichtbar zu machen, ist aber nach mehreren Mythologien eine besondere Eigenschaft göttlicher Wesen; vgl. Grimm Myth. 431 f. Die Ableitungssylbe „olf" dient gleich „olt" für ungeheure geisterhafte Wesen s. ebend. 721 f., war aber ohne Zweifel ursprünglich ein Substantiv und identisch mit „Wolf" dem unheimlichen, zauberkräftigen Thiere, dessen Namen sogar man sich auszusprechen scheute. Vgl. Grimm D. Gramm. 2, 330 ff. Reinhart Fuchs XXXVII. LIII. ff. Myth. 411, Anm. ***. Weiter auf diesen Gegenstand einzugehen, wäre hier nicht am Ort und will ich nur noch bemerken, dass bei den Cherokesen jeder siebente Sohn als Prophet geboren wurde. Bastian, Die Rechtsverhältnisse bei den versch. Völkern der Erde, S. 209. — No. 359: Drei Köpfe. „Die Leichname (Erhängter im Dienger Amt) mussten unter der Hausschwelle durch oder durch eine hinausgeschlagene Riegelwand entfernt werden, damit der Selbstmörder nicht geiste." Ueber diese Vorstellung und die sich daran knüpfenden Gebräuche in vielen Ländern, s. oben 1873, S. 101. Weiteres habe ich hinzugefügt in der Academy IV., 345, cf. 342; hier noch folgende Stelle aus Vincent. Bellov. Spec. Hist. 31, 7 (nach Plano Carpini), an welcher es sich von den Tartaren handelt: „Si alicui morsellus imponitur, quem deglutire non possit, at illum de ore suo dejicit, foramen sub statione fit, per quod extrahitur ac sine ulla miseratione occiditur." Offenbar wird der Verbrecher auch hier unter dem Zelt durch ein Loch durchgezogen, damit nach seiner Hinrichtung sein Geist nicht in das Zelt zurückkehre; denn dergleichen Oeffnungen können leicht wieder gemacht werden, was bei der Thür nicht der Fall ist. So heisst es von den Tuski (in Alaska). „Stirbt Jemand eines natürlichen Todes, so pflegt man die Leiche durch ein im hintersten Theile der Hütte gemachtes Loch hinauszutragen. Dieses wird alsogleich sorgfältig vermacht, damit der Geist des Verstorbenen nicht zurückkehren könne." Fr. Müller, Handbuch der Ethnogr. S. 209. Hier werden also, wie gewöhnlich, alle Geister, nicht blos die der Hingerichteten als Wiedergänger gefürchtet. — No. 362: Der Oholder u. s. w. „Truttenweg" auch Hexenweg, heisst ein Waldweg auf dem Emerberg bei Zwiefalten. Ein „Truttensteg" wird neben dem Herweg zu Mühlhausen im Elsass genannt. Man vergl. dazu die Flurnamen „Elbenweg, Heimenweg". (Heimen = Heimchen, Elben. Grimm Myth 414. German. 6, 129 ff. Simrock, Myth. im Register 1 v. Heinchen). Von dem nordengl. und schott. Ausdruck „elritch, eldritch" u. s. w. (deutsch: elbisch, ölgarisch) sprechend, bemerkte ich zu Gervas. S. 82 Anm. „Wenn, wie ich überzeugt bin, die Strasse zwischen Deping und Spalding in Lincolnshire, welche „Elricherode" hiess, nicht erst von dem Abt „Egelricus", der sie anlegen liess, ihren Namen erhielt (5. Ingalphi Hist. Croydon. p. 397 Savile), sondern diese Strecke schon vorher genannten Namen führte (und um so passender, da sie in dichten Wäldern und

zwischen tiefen Sümpfen lag), so hätten wir hier auch die Form „elrich", zugleich aber auch einen in England liegenden „Schratweg" (elrich road); vgl. Grimm Myth. 476." Man vergleiche mit dem eben Gesagten den „Abbot's Way" in Sommerset, besprochen in Macmillan's Magazine für Juni 1867, wo es heisst: „This is what the American's would term a corduroy road of birch-poles (Knüppeldamm), now buried below the soil, a path for the ancient Celtic inhabitants among the morasses which formerly engrossed this part of the country." Also auch hier die Anlage dieses durch Moräste führenden Weges einem Abte zugeschrieben, dessen Name aber leider nicht angegeben ist; auch er würde vielleicht zur Erklärung jener Benennung und wie sie früher gelautet, beitragen. Ein Tschankerlweg d. i. Elbenweg im Gebirge bei Presburg (Zeitschr. f. d. Myth. 2, 426, No. 9); ein Unholdenweg (tröllazata) und ein Unholdenreitweg (tröllaskidh) in Island; s. Konrad Maurer's Isländ. Volkssagen S. 37; ein Feienpat (Feenpfad) bei Honef; s. Simrock Myth. S. 337 (3. A.) — Seite 393: „Viele glauben, wenn sie ihre Kinder mit Koth an der Stirne bestreichen, solches bewahre sie vor Neid und Zauberei." Auch ein französ. und sich schon bei den Alten vorfindender Aberglauben; s. Gervas. von Tilb. S. 237, No. 212. - Seite 409: Milchzauber. „Dr. Lutherus ziehet in seinen Tischreden im II. Theil Nachfolgendes an. Aber spricht er: Dr. Pommers Kunst ist die beste, dass man sie (die Teufel) mit Dreck plaget und den oft in der Milch rühret, so stinket ihr Ding aller; denn als seinen Kühen die Milch auch gestohlen wurde, streifte er flux die Hosen ab und brocket dem Teufel einen Wächter in einen Asch voller Milch und rührets um und sagt: „Nun fret (friss) Teufel!" Drauf war ihm die Milch nimmer entzogen." Wie kommt der auch jetzt noch (in Sachsen) gebräuchliche Ausdruck „Wächter" zu der Bedeutung „gramus merdae?" Mir wurde einmal zu Berlin vor länger denn dreissig Jahren von einem aus Westpreussen gebürtigen Freunde erklärt, warum man bei gewaltsamen Einbrüchen fast immer vor der Thür des betreffenden Hauses oder sonstigen Gebäudes einen solchen Haufen finde; nicht etwa, wie man gewöhnlich glaube, in Folge des Hohns und der Frechheit der Diebe, sondern weil unter diesen der Glaube herrsche, dass so lange jener rauche, sie gegen Entdeckung gesichert seien. Den Ausdruck „Wächter" brauchte mein Freund nicht, wenn ich mich recht erinnere; jedoch vermuthe ich, dass derselbe aus jenem Aberglauben herstamme.

Diese angeführten Beispiele werden genügen, um von dem werthvollen Stoff der vorliegenden Sammlung Zeugniss abzulegen, deren Reichthum ich hier eben nur berührt habe und der schon äusserlich aus dem Umfange des ersten Bandes hervorgeht, wenn sich auch nicht leugnen lässt, dass manches darin Enthaltene minder wichtig scheint und daher hätte übergangen werden können. Indess auch das Unscheinbarste bringt oft mehr, als der erste Anblick verheisst, wie aus dem oben Angeführten z. B. aus No. 20 erhellt, und daher wollen wir lieber alles Dargebotene mit bestem Danke annehmen. Der zweite Band wird hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Einige Körpermaasse Ost-Afrikanischer Volksstämme.

I. Ausgeführt in Sansibar 1873 von J. M. Hildebrandt.

Mit dem Bande gemessen. Die Zahlen drücken Meter und dessen Bruchtheile aus.

	I. Stamm.	II. Alter (ungefähr.)	III. Geschlecht.	IV. Höhe im Aufrecht-stehen.	V. Gesichtshöhe vom Beginn des Haarwuchses bis zum Kinn	VI. Von der Nasen-Stirngrube über den Scheitel bis zur stärksten Hervorragung am Hinterhaupt.	VII. Stirnhöhe.	VIII. Nasenlänge.	IX. Von der Nase über den Mund bis zum Kinn.	X. Halslänge.	XI. Rumpflänge.	XII. Armlänge ohne Hand.	XIII. Handlänge am Mittelfinger.	XIV. Beinlänge.	XV. Länge der Fusssohle an der grossen Zehe.	XVI. Abstand der Brustwarzen von einander.	XVII. Umfang der Brust unterhalb der Brustwarzen.
1	M'Niassa . . .	20	männl.	1,56	0,19	0,33	0,09	0,04	0,081	0,07	0,48	0,465	0,16	0,885	0,245	0,185	0,77
2	„ . . .	25	„	1,665	0,211	0,32	0,08	0,045	0,085	0,095	0,45	0,52	0,165	0,87?	0,26	0,21	0,81
3	„ . . .	35	„	1,70	0,19	0,342	0,07	0,031	0,19	0,07	0,57	0,50	0,193	0,91	0,23	0,23	0,85
4	„ . . .	25	„	1,55	0,19	0,35	0,08	0,04	0,095	0,095	0,52	0,48	0,18	0,84	0,24	0,20	0,86
5	„ . . .	20	„	1,60	0,195	0,323	0,072	0,04	0,12	0,08	0,47	0,50	0,21	0,81	0,275	0,18	0,79
6	„ . . .	50	„	1,63	0,212	0,32	0,091	0,035	0,087	0,084	0,56	0,49	0,183	0,83	0,253	0,20	0,86
7	„ . . .	35	„	1,67	0,21	0,34	0,084	0,04	0,085	0,08	0,44	0,52	0,19	0,85	0,26	0,216	0,87
8	„ . . .	40	„	1,51	0,215	0,31	0,074	0,042	0,092	0,07	0,45	0,46	0,17	0,79	0,232	0,216	0,77
9	„ . . .	40	„	1,63	0,207	0,317	0,085	0,046	0,10	0,08	0,52	0,50	0,19	?	0,267	0,213	0,84
10	„ . . .	35	„	1,55	0,19	0,312	0,075	0,042	0,083	0,081	0,502	0,472	0.178	0,823	0,241	0,192	0,78
11	„ . . .	30	„	1,66	0,21	0,35	0,09	0,045	0,09	0,08	0,54	0,51	0,185	0,91	0,258	0,218	0,89
12	'Mia'u . . .	27	„	1,625	0,21	0,33	0,08	0,042	0,083	0,112	0,57	0,49	0.19	0,845	0,275	0,22	0,83
13	„ . . .	40	„	1,60	0,223	0,36	0,08	0.041	0,11	0,07	0,51	0,47	0,18	0,87	0,26	0,195	0,84
14	„ . . .	19	„	1,65	0,194	0,32	0,082	0.045	0,09	0,081	0,54	0,51	0,185	0,84	0,26	0,21	0,81
15	„ . . .	28	„	1,63	0,22	0,335	0,1	0,05	0,09	0,09	0,56	0,48	0,19	0,84	0,25	0,19	0,88
16	„ . . .	35	„	1,583	0,21	0,331	0,097	0,042	0,087	0,06	0,58	0,50	0,17	?	0,247	0,18	0,79
17	„ . . .	80?	„	1,62	0,202	0,347	0.087	0,047	0,09	0,09	0,60	0,46	0,19	?	0,262	0,22	0,862
18	„ . . .	50	„	1,657	0,23	0,327	0,11	0.033	0,1	0,1	0,61	0,51	0,231	?	0,282	0,207	0,87
19	„ . . .	35	„	1,602	0,213	0,317	0,09	0,042	0,087	0,08	0,60	0,50	0,19	?	0,26	0,19	0,84
20	M'Gindo . . .	20	„	1,61	0,21	0,375	0,08	0,045	0,093	0,1	0,56	0,54	0,195	0,78	0,26	0,215	0,87
21	„ . . .	35	„	1,55	0.25	0,325	0,07	0,045	0,09	0,09	0,54	0,45	0,18	0.78	0,26	0,215	0,78
22	„ . . .	30	„	1,62	0,18	0,32	0,086	0,036	0,084	0,07	0,56	0,505	0,19	0,88	0,245	0,212	0,84
23	„ . . .	30	„	1,59	0,19	0,31	0,09	0,035	0,08	0,085	0,51	0,49	0,18	0,86	0,24	0,19	0,865
24	„ . . .	50	„	1,63	0,197	0,325	0,085	0,047	0,092	0,09	0,62?	0,52	0,18	?	0,252	0,102	0.84
25	„ . . .	50	weibl.	1,47	0,187	0 317	0,032	0,02	0,074	0,07	0,44?	0,44	0,16	lief dann fort.			
26	„ . . .	35	männl.	1,595	0,217	0,34	0,1	0,037	?	0,087	0,62	0,578	0,17	?	0,235	0,197	0,81
27	M'Kami . . .	25	„	1,7	0,21	0,331	0,09	0,038	0,087	0,095	0,54	0,48	0,19	0,86	0,25	0,20	0,81
28	(M'Kale?) . .	25	„	1,65	0,28	0,355	0,06	0,04	0,085	0,06	0,51	0,49	0,19	0,88	0,27	0,185	0,77
29	„ . .	55	„	1,526!	0,20	0,318	0,073	0,047	0.073	0,08	0,487	0,47	0,181	0,85	0,257	0,202	0,797
30	M'Niamuési . .	16	weibl.	1,475	0,19	0,31	0,08	0,035	0,08	0,05	0,42	0,45	0,17	0,79	0,22	—	0,74?
31	M'Bisa . . .	55	männl.	1,56	0,167	0,332	0,07	0,037	0,092	0,07	0,62	0,49	0,182	?	0,252	0,19	0,78
32	(b. Niassa)																
33	M'tumbatu . . V. d. Insel Tumbatu im Nord Sansibars deren Be-	13	„	1,50	0,172	0,292	0,078	0,04	0,07	0,09	0,48	0,49	0,155	0,85	0,24	0,182	0,701

Bemerkungen zu den „Körpermaassen Ost-Afrikanischer Volksstämme." I.

Zu Spalte I. Stamm: Obgleich die gemessenen Individuen (ausser No. 33) importirte Sclaven sind (nicht auf der Insel geborene), so ist dennoch ihre Nationalitäts-Angabe dadurch zweifelhaft, weil ja Vater oder (bes.) Mutter oder ein näherer oder fernerer Vorfahr als Sclave aus einem Nachbar-Stamme übergeführt sein kann. Solche Kinder werden dann im „Innern" in den Stamm aufgenommen und erhalten sein Abzeichen (davon später). Der auf der Insel oder Küste Sansibar geborene, selbst wenn er von Aeltern gleichen binnenländischen Volkes herstammt, erhält deren Stammzeichen nicht und nennt sich Suaheli.

Zu II.: Es ist natürlich keinem der hiesigen Eingeborenen möglich, sein Alter anzugeben. Mit dem Aelterwerden dieser Menschen nimmt die Schwierigkeit der Abschätzung zu.

IV.: Es ist oft unmöglich, den schlaffen Körper in eine gerade Stellung zu bringen.

V., welche als über Nasenspitze und Mund gezogen gedacht werden muss.

VI. Mit möglichster Niederdrückung der Haare.

VII. Darunter verstehe ich von der Nasenstirngrube, in deren Mitte sich gewöhnlich eine Falte befindet, bis zum Beginn des Haarwuchses.

VIII. Von der (V. VII.) genannten Falte bis zur Einwärts-Abplattung der Nasenspitze.

IX. Zahnlose Individuen kamen mir nicht unter das Maass.

XI. Ich sah mich genöthigt als solche die Höhe beim Sitzen vom Gesäss bis zur Schulter, auf der Rückenseite gemessen, anzunehmen, da mir nicht gestattet wurde, ein Ende des Bandes zwischen die Beine zu halten.

XII. An der Aussenfläche vom Beginn des Oberarmknochens bis zu einer der äusseren oder inneren Handfläche gegenüberliegenden Stelle.

XIII. Auf der inneren Fläche.

XIV. Beinlänge oft zweifelhaft, da sich die Individuen das eine Ende des Maasses selbst hielten.

XV. Bei vollen Lungen und straffem Bande.

Sprachliches von West-Afrika.

Von den der Bantu-Familie des südlichen Afrika angehörigen Sprachen Niederguinea's war bisher nur das Bunda einigermassen bekannt, aus der früheren Bearbeitung Cannecattim's und neuerdings in der von Souzae Oliveira und Castro Francina herausgegebenen Grammatik.

Ich hatte Gelegenheit zu einigen Aufzeichnungen über den Dialect Kabinda, die sich später noch mit andern Abweichungen vergleichen liessen.

Aus einer bevorstehenden Bearbeitung dieser Notizen folgen hier einige Parallelen:

Kabinda.

Minu de tuba, ich spreche
Yei li „
Nande li „
Bāfu ti „
Bānu li „
Bao bi „
Minu ya túbesi, ich sprach
Yei ua „
Nande ua „
Bāfu ti „
Bāru la „
Bao ba „
Minu cuyza tubi (minu da tuba) im Fut.

Kongo.

Monum vova, ich spreche
Unyeye „
Yandi „
Jetto „
Jenu „
Jao „
Monum povale, ich sprach
Unyeye vovale
Yandi vovale
Yetto tu vovale
Jenu au vovale
Yao vovale
Monum cuyza vova, ich werde sprechen

Musseronghi.

Mena boba, ich spreche
Yei boba
Yandi boba
Yātu tu bobanga
Yānu lu bobanga
Yao boba
Mona mpóbele, ich sprach
Yeî impóbele
Yandi impóbele
Yātu tu póbele
Yānu lu póbele
Yao póbele

Bomma.

Minu vova (ich spreche), Minu póvele, ich sprach
Minu tubesi
Yēi tubesi
Nandi tubesi
Bāfu tu tubesi
Bānu lu tubesi
Bao tubesi

Loango.

Minu tuba, ich spreche
Minu tubisia (túbesi), ich sprach, oder Minu nya na tuba (Perf.)
Yeye tubisia
Nandi tubísi
Bāfu tu túbisi
Bānu túbisi
Bao túbisi
Minu tabanga, ich bin sprechend

Kabinda.

Minu lia, ich esse
Minu indile, ich ass
Yei ulile
Nande ulile
Bāfu tubile
Bānu lulile
Bao ba lile
Minu da lia, ich werde essen

Musseronghi.

Mino tu dia
Yĕi tu dia
Nandi tu dia
Yātu vonzo tu dia
Yānu lu dia
Yandi tu dia

Bomma.

Lia quami, ich esse (Essen meines)
Lia quako, du isst (Essen deines)
Lia nande
Lia bāfu
Lia bānu
Bao lia

Lili quami, ich ass
Lili quaku
Ulili cuandi
Tu lili quātu
Tu lili bānu
Lili bao

Kabinda.

Minu gongo-ami, ich will nicht (ich Abneigung meine)
Yĕi gongo-ako
Nande gongo andi
Bāfu gongo-itu
Bānu gongo-inu
Bao gongo-ao

Bunda (ich Cannecattuam) 1805.

Emmi Nga-zuéla, ich spreche
Eié Gu-zuéla
Una U-zuela
Ettu Tu-zuela
Enu Nu-zuela
Ana A-zuela

Emmi Ghi-a-zueléle, ich sprach
Eié Gu-a-zueléle
Una U-a-zueléle
Ettu Tu-a-zueléle
Enu Nu-a-zueléle
Ana-A-zueléle

N'Bundu (nach Oliveira und Franzina) oder Bunda (1864.)

Emme nghi zuéla, ich spreche
Eie u zuéla
Muene u zuéla
Etu tu zuéla
Enu nu zuéla
Ene a zuéla

Emme ngha zuelele, ich sprach
Eie ua zuelele
Muene ua zuelele
Etu tu a zuelele
Enu nu a zuelele
Ene a zuelele

Emme nghi ria, ich esse
Emme ngha rile, ich ass
oder (ich Cannecattuam)
Emmi Nghi-ria, ich esse
Emmi Ghi-a-rile, ich ass

Mpongwe.

Mi Kamba, ich spreche
O „
E „
Azuwe
Anuwe
Wao „
Mi akamba, ich sprach

Das Kongo fügt sich hiernach in seine natürliche Stellung ein.

A. B.

Bücherschau.

Oberländer: Westafrika vom Senegal bis Benguela, Leipzig 1874.

Ein fleissig zusammengestelltes Buch, das bei der verdienten Aufmerksamkeit, die die lang vernachlässigte Westküste Afrika's jetzt zu finden beginnt, der Beachtung zu empfehlen ist. Die Veröffentlichung ist zunächst durch die deutsche Expedition in Afrika hervorgerufen, wo der Verfasser in der Vorrede sagt: „Der aus den Geographischen Gesellschaften hervorgegangenen deutschen Gesellschaft zur Erforschung Inner-Afrika's" blieb es vorbehalten, einen nationalen Mittelpunkt für die bevorstehenden deutschen Forschungsunternehmen im äquatorialen Afrika zu schaffen, und während wir dies schreiben, sind die Bahnbrecher dieser Gesellschaft unterwegs, um eine neue Aera auf dem Gebiete der Entdeckungen heraufzuführen. Mit grossem Interesse verfolgt die ganze gebildete Welt dieses Unternehmen und sieht hoffend und erwartend seinen Resultaten entgegen." Wer sich also über die Verhältnisse der Westküste unterrichten will, wird in diesem Buche einen angenehmen Führer finden, das überall interessante Schilderungen liefert und nur über die Loango-Küste selbst, den Ausgangspunkt der jetzigen Reisenden, nicht viel zu sagen vermag, da sie, als bis soweit völlig unbekannt, erst der Erforschung bedarf.

Perty: Die Anthropologie als die Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen, I. Bd., Leipzig und Heidelberg 1874.

Eine fasslich gehaltene Darstellung des somatischen und psychologischen Theiles der Anthropologie, der wahrscheinlich in den nächsten Bänden (über deren Zahl nichts weiter vermerkt steht) der ethnographische zu folgen hat.

Rajacsich: Das Leben, die Sitten und Gebräuche der im Kaiserthum Oesterreich lebenden Südslaven (aus dem Serbischen übersetzt), Wien 1873.

Mit Wärme und Liebe, wiewohl mitunter etwas unbehülflich, geschriebene Schilderungen aus dem südslavischen Volksleben, die, wie man sieht, grösstentheils auf eigenen Anschauungen und Erlebnissen basiren.

Lubbock Sir John: Die Vorgeschichtliche Zeit, erläutert durch die Ueberreste des Alterthums und der Sitten und Gebräuche der jetzigen Wilden (übersetzt von A. Passow), I. Bd., Jena 1874.

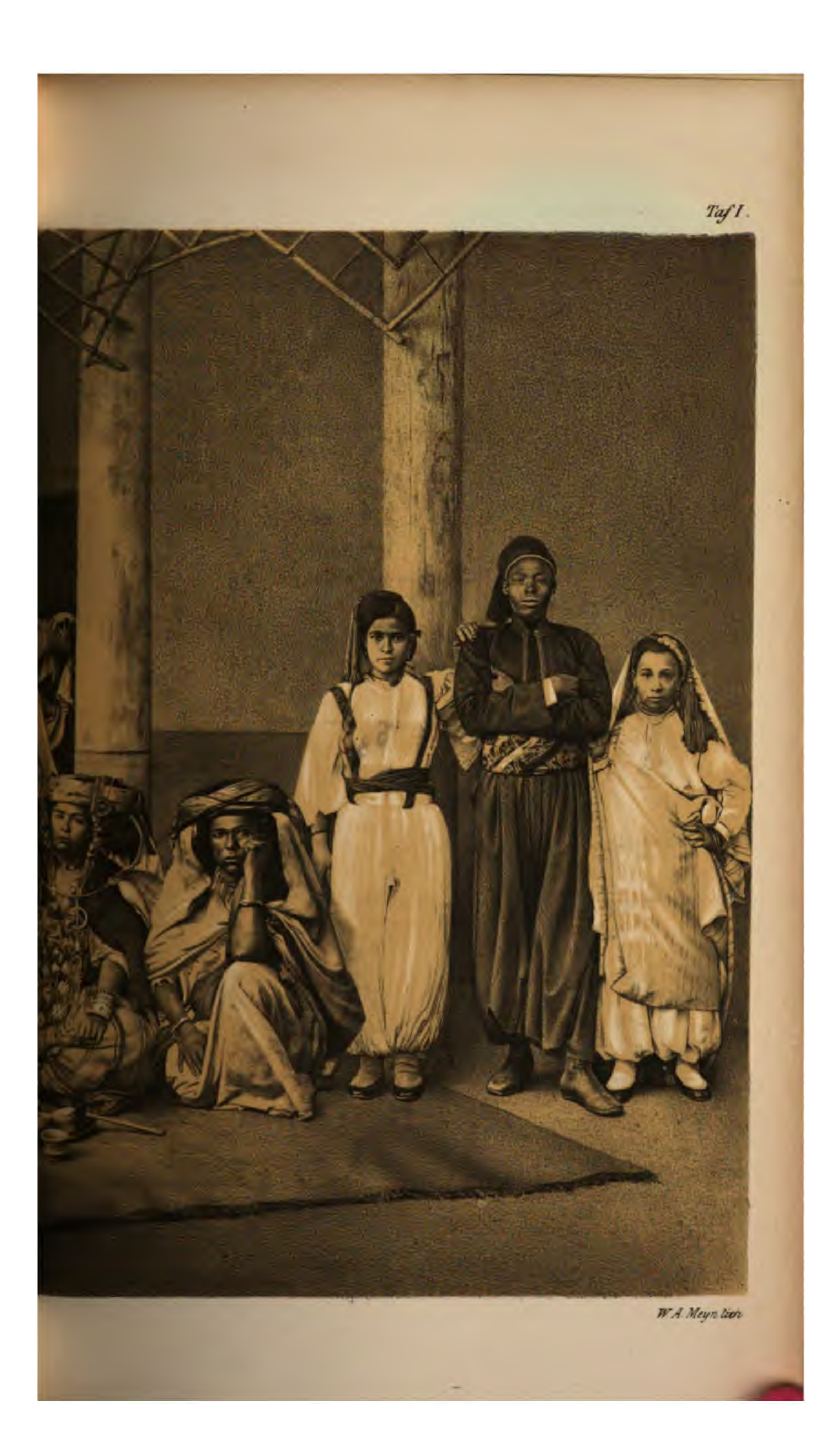
Ein hinlänglich bekanntes Werk, das unserer Empfehlung nicht bedarf, zumal es bei seiner jetzigen Einführung in die deutsche Literatur die des Herrn Prof. R. Virchow im einleitenden Vorwort an der Spitze trägt. Es genügt hier, sich an seinen dort ausgesprochenen Wunsch anzuschliessen. „Möge denn das vortreffliche Werk, welches in der Wissenschaft schon viel Nutzen gestiftet hat, in der fleissigen Uebersetzung und der sauberen Ausstattung, in der es dem deutschen Leserkreis vorgeführt wird, recht viel Eingang finden.'

Baer (Wilhelm) und Hellwald (Friedrich von): Der Vorgeschichtliche Mensch, Leipzig 1874.

Ein unter kundigen Händen zusammengestelltes Buch, das nach dem Tode des ersten Herausgebers in Fräulein Mestorf ebenso geschickte Bearbeitung für die Bronce- und Eisenzeit gefunden hat, wie für die vorgeschichtlichen Funde und Alterthümer Amerika's und Oceanien's in Herrn von Hellwald. Die Illustrationen sind zahlreich und in passende Stellen eingefügt. Dass die Tonbilder einiges Bedenken haben, ist in der Vorrede selbst ausgesprochen, da zu wenig sichere Anhaltspunkte für die Ausführung der Einzelheiten gegeben sind und wären die Darstellungen vielleicht besser aus der Ethnologie gewählt, wo sich für die verschiedenen Stadien der Vorgeschichte entsprechende Anschauungen bieten.



Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.


Taf I.

W. A. Meyn lith.

Zum westafrikanischen Fetischdienst.

(Fortsetzung.)

Ursprünglich war das Land am Zaire von Affen (Msonse) bewohnt, die dorfweise im Walde zerstreut lebten (wie in Mayombe). Da sie aber die Verehrung Gottes (Zambi's) vergassen und ihn sogar schmähten, indem sie, unter Emporkehrung ihres Gesässes, die Verwünschung Kindia anguaka ausstiessen, so gerieth derselbe in Zorn und verwandelte sie in zottige Thiere mit wackelndem Gange, die jetzt behausungslos in den abgelegenen Theilen des Waldesdickicht hausen. Dann beschloss Zambi Menschen[1]) zu schaffen und rief zunächst zwei Paare ins Leben, Nomandamba und Mandele oder Mundele, jeden mit einem Weibe als Gattin und wies ihnen ihren Wohnsitz neben einen Brunnen an. Dann übergab er ihnen zum Hausthier einen Hahn (Susu-ambakala), und als derselbe am Morgen früh zu krähen begann, erwachte zuerst der jüngere Bruder, der sich rasch vom Lager erhob und in den Brunnen sprang, in dem er sich weiss wusch (als Mundele). Als der Langschläfer später aufstand, fand er nur noch schmutziges Wasser im Brunnen und blieb dasselbe schwarz (als Noman-damba). Alles auf der Erde im Pflanzen- und Thierreich ist von Zambi geschaffen, und die stets erneuten Keime dieser organischen Wesen kommen mit dem Regen auf die Erde herab.

Der Himmel (Usulu) ist in drei Zimmer getheilt, von denen das eine durch Sa-Manuela (die Muttergottes Santa Maria) bewohnt sind, die andern beiden durch ihre Söhne, Deso (deva-Su der Gott des Himmels) und Zambi-apungu. Anfangs starben die Menschen nur für einen Monat, indem sie in einen langen Schlaf fielen, und dann mit der Verjüngung des Mondes wieder auflebten. Als jedoch die Mutter Zambi-apungu's gestorben war, und Deso die Bitte ihres Sohnes, sie wieder aufzuwecken, nicht erfüllen wollte, erzürnte sich Zambi-ampungu und entschied nun, dass fortan auch alle gestorbenen Menschen im Tode verbleiben sollten.

---

[1]) Die Kanga und Loango haben eine Tradition von einer allgemeinen Vertilgung des menschlichen Geschlechts (durch Himmelseinsturz), worauf ein neues Geschlecht geschaffen wurde (Oldendorp).

Dies ist die Version der Mussorongho, wogegen in Kakongo folgendes erzählt wird:

Als Himmel, Erde und Meer geschaffen war, hielt es Zambu-ampungu (der höchste Gott) nicht für gut, dass die Erde leer sei, und er beauftragte deshalb den Untergott Zambi (derselbe, der in die Besessenen oder Umkullu eintritt und aus ihnen redet, sich also in der Seele manifestirt) Menschen herzurufen, und diese wurden paarweise in die verschiedenen Länder hinabgesandt. Als sie sich nun rasch vermehrten, und bei Mangel jeder Ordnung Streit und Zwist ausbrach, schien es angemessen, eine Regierung einzusetzen, und Zambu-ampungu enthüllte sich im Traum (loto) dem ältesten Greis, ihm verkündend, dass er ihn durch die Kronmütze zum König (Umtinu) einsetze und mit dem Scepter (Chimpava) belehne, dass er ihn jetzt aber auch für Alles, was auf der Erde geschehe, verantwortlich mache und Rechenschaft von ihm fordern würde. An solchen Plätzen des Landes, wo sich dämonische Kräfte manifestirten, die also als Sitz eines Fetisches bekannt waren, setzte der König die Ganga des Bodens oder der Erde (Ganga Umkine umsie) ein, damit sie hier die Aufsicht führten, und ihm wieder für die Thaten der Menschen verantwortlich und zur Rechenschaftsablegung verpflichtet blieben. Die übrigen Ganga haben sich mit den Fetischen, denen sie dienen und die sie zu verwenden vermögen, auf Privatwegen in individuelle Beziehungen gesetzt. Die wichtigste Aufgabe der Priester ist die Regulirung der Witterung, und früher standen die Scingilli[1]) oder Regenmacher (in Sogno) unter dem (unsterblichen) Ganga Chitome. In Esseno wurde der Chitome Scingilla (Gott der Erde) auf einen Steinsitz am Fluss (mit seiner Concubine) verehrt.

Zambi-ampungu schuf (nach den Mussorongho) seinen Sohn Bomba-Kinu, der mit seiner Frau (Kinganga-Kinu) als Sohn (in dem Dorfe Nimimi) Matela zeugte, der das Wasser trinkbar machte. Ihm gebar seine Frau Pansansombe zuerst die Söhne Tokoko (der den Wald hervorrief), Kiwandii (Herr der Palmbäume), Koko-Komalembo, der die (Sangalawua genannte) Heilmedicin bereitete, und Kombo (Schöpfer der Früchte), dann aber den Sohn Toki-Bana, der mit seiner Frau (Mabula-Mampango) den Sohn Zambu zeugte, und dieser mit seiner Frau (Taninu) die Söhne: Lukelelo (der über das Wasser herrscht) und dann (von einander geboren): Buasika (im Wasser), Kitschenze (im Wasser), Kikomba (im Sand), Baka (im Wasser), Boiongo (im Busch, um gutes Holz für Stäbe zu gewähren), Muilangkissi (im Wasser), Bodo (gutes Trinkwasser gewährend), Tuankattu (über die Bäume herrschend), Matutulu (guten Fischfang gewährend), Kutombanga (die Schifffahrt schützend), Kumbo (stürmisches Wasser beruhigend), Tadetuana (über Steine herrschend),

---

[1]) Les Gangas ou les Prêtres nommés Sanghillis (dieux de la terre) ont un supérieur ou un Souverain-Pontife, qui porte le titre de Ganga Kitoma et qui passe pour le premier. C'est à lui qu'on attribue toutes les productions terrestrse telles que les fruits et les grains. Um den Credit der Unsterblichkeit zu bewahren, liess er sich bei Annäherung des Todes (nach Uebertragung der Wissenschaft auf einen Schüler) erdrosseln.

Fambuila (im Kriege schützend), Kiongo (das Geflecht für Säcke liefernd), Tadiasasi (beim Handel helfend), Binda (Erdnüsse gewährend), Kokola (den Handel schützend), Savüno (den Handel fördernd), Ta'ba (des Handels), Tabebela-Makwango (des Handels), Kibianu (des Handels), Sadi (des Krieges), Sukalla (der Schifffahrt), Kinilaka (gegen Räuber fördernd), Efuma (vor Hinterhalt bewahrend), Leoh (die Landung erleichternd), Umtomaseki (Fische greifend), Konkafomroäli (im Krieg schützend), Taddidamuingo (des Handels), Lunga (Heilmittel gewährend), Monselēle (den König berathend), Bunse (Regen gewährend), Gungi-Amoanda (im Walde), Makaya (des Handels), Kandango (des Handels), Kumbi (des Wassers), Masa-Mangayo (den Brunnen schützend), Umpambu (gute Planken gewährend), Tuankissi (die Bäume schützend), Kianji (Herr der Affen), Ibumba-Kaniantschuensunda (gute Stücke liefernd), Mayemba (der Fische), Ningunko (der Fische), Umtanina (der Fische), Tomataddi (die Jagd schützend), Msese (die Pflanzen schützend), Tokimbassa (Palmwein gewährend), Bulambemba (Nahrung gebend), Lemba, Pangu, Sokonka, Bubu, Alfunga (Fische verschiedener Art gewährend).

Die in unbestimmter religiöser Ahnung an den Himmel (Zulu oder Sulu) versetzte Gottheit Zambi (Sambi), als Zambi ampungu oder in Bunda (nach Cannecattim) Zambi imochi (deos hum só) wird anerkannt durch Aussprüche wie Zambiatumo (Gott hat Alles bestimmt), Zambi tumesi (Gott hat ihn gerufen) u. s. w. Der an der Hand getragene Malungu oder Ring Zambi's ist ein eiserner. Dieser höchste Gott beauftragt den Untergott (Zambi) mit Schöpfung des Menschen, und bei der zweiten Schöpfung wirkte Zambiimbi (der böse Gott) mit, nach dem (in Longebonde) Gelähmte und Stumme genannt sind, als von ihm gemacht. Auch auf den höchsten Gott mag eine „heilige" Krankheit, wie es vielfach vorkommt, zurückgeführt werden, und bei Proyart heisst diese (die Meineidige trifft) Zambi-a-n-pongu, so dass sich aus ihr erst der Name entwickelt hätte. Von Zambi-a-nbi (imbi) oder dem Gott der Bosheit, heisst es, dass die einzige Art, ihm zu opfern, darin bestehe, mit ihren Früchten beladene Bäume zu seinen Ehren absterben zu lassen. „Der Bananas-Baum wird vorzüglich dazu gewählt."

Im Gegensatz zu Zambi-ampungu, der vom Himmel herab die Welt schafft, wird Shimbi oder (in christlicher Reminiscenz, auch in Ceylon) Deso aus der Erde emporwachsend gedacht. Als erster Mensch brachte Watäkelela Feuer vom Himmel herab (nach den Mussoronghi) und in Cabinde stammen die Chimpanse (Anziko) von einem Fetissero, der in den Wald floh und sich mit einer Aeffin mischte.

Anfänglich, wie die Mussoronghi erzählen, hatte Zambi-mpungu eine Menge von Sonnen geschaffen, da indess die Menschen in Folge der grossen Hitze allzu sehr litten, zerstörte er sie bis auf eine, und an ähnliche Mythen aus verschiedenen Theilen der Welt schliessen sich die vom Schlingenfänger der Sonne bei Indianer und Polynesiern.

Die abgeschiedenen Seelen (Chimbinde) gehen nach der obern Welt

Chinimbe) im Himmel, mögen indess auch den Embryo im Uterus einer schwangeren Frau neu beleben, wie sich solche Wiedereinkörperungen in Oberguinea und anderswo gleichfalls finden. Was beim Tode nach Oben geht ist der Geist (Lunsi). Die zurückkehrende Todten heissen Umkuja und wer sie sieht, wird im Geist (Lunsi) verstört. Disongola satikanni (es denkt) im Körper (sinitu). Der Puls heisst Maiyemba makoko. Träume werden oft durch die Einwirkung eines Fetissero verursacht. Aus der jenseitigen Welt (Moikwandi Simka), wohin sich die Sterbenden begeben, kehren die Seelen zur Begeisterung zurück (bei spiritistischen Rapport). Beim Tode entweicht die Seele (Chinni). Wenn der Mensch stirbt, zieht ihn der Doko an einem Haken zu Zambi-ampungu hinauf (während in Australien die Schlinge zu gleichem Zwecke dient, und auch in Indien die Yama's).

In den Nachtvögeln[1]) kehren aus der andern Welt solche Seelen zurück, die als Fetissero Uebles thun wollen. „Die Loango stellen sich den Ort der Seligen da vor, wo Sambianpungo (Gott) wohnt, die Hölle aber oben in der Luft, welche sich hingegen andere tief in der Erde denken. Von denen Seelen, die zum bösen Geist kommen, glauben sie, dass sie Gespenster werden und wieder erscheinen, und weil sie ihre Neigung Böses zu thun behalten, diejenigen im Schlafe plagen, denen sie nicht gut sind, übrigens aber in der Luft umherflattern und im Busche Lärm und Geräusch machen. Wenn also Einer am dritten Tage nach seinem Tode wieder erscheint, so sei es ein Beweis, dass er nicht zu Gott gekommen" (Oldendorp). Bei den Eweern hat die feindliche Macht Abosam in der Luft (Yame) ihren Sitz (wie im polaren Norden). Die gefährlichsten Fetissero sind (in Loango) diejenigen, die sich sterben lassen und dann aus dem Grabe zurückkommen, um das Fleisch des Kranken Nachts zu essen, während sie am Tage in der Wildniss von todten Leibern leben. Wird nach einem Todesfalle derjenige, dem ein nachgelassenes Kind übertragen ist, krank, so heisst es, dass ein Fetissero die abgeschiedene Seele (Chimbinde) des Vaters gerufen, und dass sich diese darum erzürnt habe, weil sein Kind nicht gut behandelt sei. Es wird dadurch nöthig, die Ganga zusammen zu rufen, um die Sühne vorzunehmen. Die Besessenen (Umkullu), aus denen die Seele eines Verstorbenen redet, werden durch die Trommel des Fetisches geheilt.

Aus der Moenho oder der (in dem Lebenden waltenden) Seele wandelt sich beim Tode die (gespenstische) Chimbinde oder abgeschiedene Seele, deren natürliche Bestimmung es sein würde, aufwärts zum Himmel (Zambi oder Gott) empor zu steigen, wenn sie nicht etwa auf dem Wege dahin durch einen Fetissero ergriffen und von ihm mit Ketten (Libambo) im Walde befestigt worden, um von dort als dienstbarer Geist für böse Unthaten ausgesandt zu werden. Zuweilen geschieht es, dass eine aus dem Grabe zurückkehrende

[1]) The Belochis (in Sindh) are considered great adepts on the Sona jo ilm or knowledge of omens, taken from the flight of birds (Burton) und solche Auguren finden sich vielfach in andern Theilen Asiens, in Amerika und sonst.

Chimbinde in einen Neugeborenen einfährt und wenn dieser von seinen Verwandten nicht gut behandelt wird, ihn tödtet, um sich dann auf andere Glieder der Familie zu werfen, die nach einander wegsterben werden, bis es einen Ganga gelingt, die Seele zu bannen. Der Kimpanganga-Doki (bei Wanga) wird von dem Doko um Arzneien zum Tödten angegangen. Die Missionäre (bei Proyart) hörten von den Negern: Die Seele werde nach ihrer Trennung vom Leibe, Dörfer und Städte fliehen und in der Luft über Wälder, nach dem Wohlgefallen der Götter herumflattern.

Die im Meere lebenden Fetische (Chivuku - vuku - umpema - mdolo) beherrschen (an der Loango - Küste) den Wind. Umpema Mambili, als heisser trockner Wind (Pema) ist der Wind des Fetisches (Mambili). Bei den Wolken (Matuti) werden unterschieden Matuti nombe oder schwarze Wolken, Matuti mampemba oder leichte Wolken und rothe (feuerfarbige) Wolken, als Tucula-sensa. Die Brandung (Mayo) ist das Reden des Zimbi (Shimbi) oder Teufel. Der Mawakala genannte Teufel verursacht Stürme (am Shark-Point) im Innern des Brunnen's Shima-Kiamasa. Die Strudel im Congo-Fluss werden durch Bungu-Bungu verursacht. Die Schlange Nioka lässt durch ihr Erheben das Meer anschwellen und verursacht durch unruhige Bewegungen die Calema (oder Kussuko). Die Wellen des Meeres heissen Mayo mombu (mambu oder Meer), die Ebbe Umkuango, die Fluth Moaba.

Die Taudi San Zambi-ampungu (die Diener des Zambi-ampungu) kriegen aus himmlischen Höhen mit den Zimbi (Shimbi) und der Ganga Andembe (Prophet) wird im Schlaf von den Taudi belehrt und erleuchtet. Die Zimbi Kakento (Teufelinnen) und die (Zimbi) Shimbi ke yakala (Teufel) vermischen sich zuweilen, um die Mana-mana-kakette-kasimbie zu zeugen, die wieder zu Zimbi (Teufelchens) aufwachen.

In geschlechtlicher Mischung zeugen die männlichen und weiblichen Taudia San Zambi-ampungu (Engel Gottes) die kleinen Taudia-boso (Engelchen) oder Kimuana-mana (Kiamboso), die gerufen werden mit: Kimuana mana wyza (komm, mein Engelchen), um neugeborene Kinder zu begleiten und schützen (wie diese auch im Siam auf ihren Schutzengel hingewiesen sind). Bei den Kimbunda liegen (nach Magyar) die guten Geister (Kilulu Sande) im Krieg mit den bösen Geistern (Kilulu-yangolo-apessere), deren Uebermacht durch die Gewitter des höchsten Wesen (Suku-Vanange) gezügelt wird.

Wie in Grönland und Viti[1]) wird auch in Niederguinea (und am alten Calabar) die Ursache menschlichen Sterbens auf einen anfänglichen Streit zurückgeführt. Als Guandi-an-Zambi-ampungu (die Mutter Gottes) starb, wünschten Zambi-ampungu von Sa Manuela ihre Wiederbelebung und als diese versagt wurde, liess man alle Menschen sterben, indem Deso sich dem Willen

[1]) In einen Streit wollte Ra Vula (der Mond) den Menschen nur zeitweis verschwinden und dann wieder aufleben lassen, wogegen die Ratze (Ra Kalaso) meinte, dass die Menschen sterben sollten, wie Ratzen, und damit durchdrang. Bei den Eskimo streiten die Gottheiten des Tages und der Nacht über Fortleben und Sterben und Letzteres bleibt in Kraft.

Sa Manuelas fügte. Noch findet sich das Gebet: Sa Manuela manu bangua kiako (lass beim Sterben leben, o Heiliger). Beim religiösen Tanz (quina oder kina) wird gesungen (tola): Zambi-ampungu kavanga diambuko kavanga diabisako (Gott lässt sie sterben, die Menschen, Gott thut nicht recht daran). Die Wanika sagen (s. New) von Mulungu (Gott oder Himmel) wegen der Leiden im irdischen Jammerthal: Mulungu ni mui (God is bad).

Die Mtutschi (das Schwarze) genannten Flecken im Monde, die auch als Vuete de Masa (Regenwasser) oder als Umsundi Gule unkama (auf einem Stuhl sitzende Leute) erklärt werden, zeigen das Gesicht Zambi-ampungu's der von dort das Treiben der Menschen beobachtet, wenn der Vollmond gekommen ist (gondo ampuena isanga mene). Am Rembo wird (nach du Chaillu) der im Monde wohnende Geist, als Ilogo, angerufen. Nach Gondo ifuidi (der Mond stirbt) im Dunkel, heisst es (an der Loango-Küste) Gondo is angamene (der Mond kommt wieder), und bei der lärmenden Begrüssung des Neumondes (unter Schlagen der Lippen mit den Händen) wird gesungen: Bakana yäla diako ko (jetzt werde ich nicht krank sein).

Wie in so vielen andern Ländern, wird auch in Congo (was Merolla bereits beobachtet hatte) die Idee des Fortlebens[1]) mit den Wandlungen des Mondes verknüpft, indem man den Wechsel des Mondes mit dem Gesang Eantua fua (der Mensch stirbt), Eantua jinga (der Mensch lebt wieder) begleitet, oder mit Eantua Zambi-ampunga, deso da Manuele mavanga kiako (auf den Streit bezüglich). Beim Aufgehen des Mondes heisst es Gonda tensaminna (der Mond erscheint), beim Vollwerden Gonda elungidi (der Mond füllt). Der Vollmond[2]) ist Gonda amoensi und der Neumond Gonda amona.

Mit einem Tambu (Tambu miansa ampungu) oder Rad verursachte Zambi ampungu den Donner, der nach dem Ton als Umsasa tschentu (weiblich) oder Umsasa bakala (männlich) unterschieden worden, und den Blitz durch Tusemo-Tusesi (im Reiben). Das Mawunda-Mawulu oder Regensieb wird ausgeschüttet durch Bemba-Kinu (Zambu-ampungu's Sohn) und dessen Frau Madia. Die Sterne heissen Umbotte (die Schönen), das Siebengestirn Bilondolo bicongolo. Die Milchstrasse ist Umsila Zambi (der Weg Gottes), der Regenbogen Umchama-umwula (Assundidi) oder Umschama, als die im Wasser be-

---

[1]) Möge ich mein Leben erneuern, wie Du das Deine, wurde händeklatschend beim Neumond von den Knieenden gerufen (auch Merolla). Possa cosi rinovar io, come sete rinovata gia voi. Die Namaquas (die wegen der gefälschten Botschaft des vom Mond gesandten Hasen starben) verehrten neben Chuyn (dem höchsten Wesen) den Mond, indem sie beim Neumond den alten Mond lobten, weil er ihr Vieh so gut bewacht. Auf den Carolinen legten sich die ersten Menschen mit dem Verschwinden des Neumondes schlafen und wachten vergnügt beim Neumond wieder auf, bis sie der böse Erigirege'rs mit Todesschlaf ohne Aufhören schlug. The women, the first sight of the newe moon turne up their Bummes, in despight, as offended wirth their menstruous courses, what theie ascribe unto her (in Angola).

[2]) Les Negres de Cabinda portent au cou une petite corne, qui leur pend sur la poitrine. Au temps de la pleine lune, ils oignent cette corne d'une huile, quils recoivent de leurs sorciers.

findliche Schlange, die sich vom Horizont aus am Himmel erhebt (wie bei den Eweern, denen der in den Sternschnuppen erscheinende Kriegsgott Nyikpla auf seinem Pferde die Wolken durchreitet). In Guinea wurde (nach Boswell) die Schlange bei Dürre, sowohl wie bei Nässe geopfert. Der Blitz heisst M'sasi (Luschiamo comban sasi) und der Donner (Chidumu-umvulu oder Lärm des Regens) wird von dem Fetisch der Erde oder Kissie-insie, der den Kasa-bakis genannten Ganga bedient, erzeugt (tobend, wie der Erdgott der Shekiani). Wenn Regen ausbleibt, werden Fetissero beschuldigt und die Angeklagten müssen Cassa essen. Die Mandongo (wie Oldendorp bemerkt) nehmen für ihren Fetisch gerne etwas, was vom Donner gerührt ist und in Abbeokuta (in Yoruba) besitzen die Donnerpriester eingreifende Gewalt.

Das alle primitiven Staatsverhältnisse durchwaltende Priesterkönigthum stand auch in ganz Afrika in Kraft und noch wohnt der der Stürme beherrschende Kukulu am Vorgebirge des Steinpfeilers und Namvulu vumu (König des Regen und Wetter) auf einem Hügel bei Bomma. In Loango wird der König eines schlechten[1]) Herzens (ukillu-umbi) beschuldigt, wenn wegen allzu starker Brandung nicht gefischt werden kann und man setzt ihn ab, weil er keine Liebe zu seinen Unterthanen habe (wie es dem Kaiser von China vorgeworfen werden mag). Als 1870 der König Chinkussu durch den Mani-Loango vom Thron vertrieben wurde und bald darauf eine Sonnenfinsterniss eintrat, wurde diese dem Zwist der Könige zugeschrieben.

Der König erhält „Zeichen der Ehrfurcht, die der Anbetung nahe kommen. Die gemeinen Leute sind fest überzeugt, dass seine Gewalt nicht blos in den Grenzen dieser Erde eingeschlossen sei, sondern dass er Ansehen genug habe, um Regen vom Himmel fallen zu lassen. Sie ermangeln daher auch nicht bei anhaltender Dürre, wenn sie ihrer Ernte wegen befragt werden, ihm Vorstellungen zu machen, dass, wenn er sich nicht bald seines Königreiches annehme, sie alle vor Hunger sterben und ausser Stand sein würden, ihm die gewöhnlichen Geschenke zu machen. Um auf der einen Seite das Volk zu befriedigen und auf der anderen auch nicht zu viel zu wagen, überträgt er das Geschäft an[2]) einen seiner Minister oder Räthe und befiehlt ihm, ohnverzüglich so viel Regen auf die Felder fallen zu lassen, als nöthig ist, sie fruchtbar zu machen. Wenn dieser alsdann ein Gewölke wahrnimmt, oder vermuthet, dass es regnen werde, so zeigt er sich dem Volke, als wenn er jetzt den Befehl seines Herren ausrichten wollte und dann versammeln sich

[1]) Incredulous as to a future state, the Kafrs believe that sins are visited by temporal calamities, amongst which they reckon drought, pestilence, hail etc. (Masson). Nach Malek Mannir werden die Siaposh jährlich von ihren Gott (aus Kabal) zu Pferde besucht, der nur dem Priester sichtbar ist (Masson) [Preussen].

[2]) The Masai and Wakuavi (von denen die letzteren zum Theil von den ersteren unterworfen sind) are much influenced by a recognised sorcerer-chief, called Leiboni (s. New). The whole of the young men, called El-Moran, constitute the army, while the more advanced in life remain at home to protect the women, children and flocks.

Die Lappenkönige (IX. Jahrh.) waren zugleich Oberpriester oder Oberhäupter (s. Koskinen)

Weiber und Kinder um ihn herum, die alle aus vollem Halse schreien: gieb uns Regen, gieb uns Regen, den er ihnen auch mit der grössten Zuversicht verspricht. Ungeachtet der König ganz unumschränkt über sein Volk herrscht, so sieht er sich doch oft in der Ausübung seiner Gewalt durch die Prinzen seine Vasallen gehindert, die nicht viel weniger mächtig sind, als er selbst. (Proyart).

In Kabinde (Kapinda) bildet sich das Jahr (Vou) aus zwei Hälften, der trockenen (Vou sebu oder Shiba) oder Nebelzeit und der nassen (Vou vulu oder Tempamvulu) oder Regenzeit, von denen jede in sechs (sieben) Monate zerfällt, und ein Gonda (Monat) setzt sich nach den Wechseln des Vollmonds (Gondu milungulea) oder Neumondes (Gonda mona) aus fünftägigen Wochen zusammen, deren Tage Sona, Kando, Mtons, Mzelo, Sona heissen. Der Sonntag Sona (der gewöhnlich als erster Wochentag betrachtet wird) bildet einen Ruhetag für die Frauen, die an ihm nicht arbeiten, aber auch sonstige Geschäfte werden nicht vorgenommen, und man unterlässt selbst die Palaver, die sich oft durch mehrere Tage hinziehen. Tuckey giebt als Wochentage (am oberen Zaire) Sona, Kandu, Ocunga, Kainga, und der Tag wird in drei Theile getheilt. Die Wanika betrachten (nach New) jeden vierten Tag als Ruhetag.

Der elfte Monat (Kumi yon gonde mossi) fällt ungefähr in dem September, und dann folgen Kumi yon gonde sole, Kumi yon gonde tatu und Kumi yon gonde ea (12., 13., 14. Monat).

Der September (die Zeit der kleinen Regen oder ihr Beginn) wird auch Umlola (Umvussuko) genannt, der Oktober Umvulu sanina der Februar, (die Gewitterzeit) Umdolo und der April (am Ende der Regenzeit) Umwala, wann Palmwein reichlich ist und die Zeit der Ergötzungen beginnt. Die Cazimbe-Nebel (in der Chisivo oder kalten Zeit) heissen Umvunja, die brandende Meereswoge (der Calema) Umvussuko als Dünung. In der Nebelzeit leiden die Neger von der Kälte[1]).

Als Jahreszeiten unterscheidet man Mounda (Ende des Regens) Mowallala (Shibu oder trockne Zeit) oder Cazimbe, Bulmasi Mawalla (halbe Cazimbe), Unkombe bifalla (letzte Cazimbe), Kanga Malungu (Kälte) und Wusi bakusi (Regen).

Am Gabon dauert die trockene Zeit von Mitte Juni bis Ende July. Dann beginnen Regen (besonders Nachts), die sich im Oktober und November verstärken, während sie von Mitte December bis Mitte Februar häufig durch Intervalle schönen Wetters unterbrochen werden. Nach dieser kleinen Trockenzeit setzen dann die vollen Regen (mit Tornado's) ein bis zum Juni. Wilson unterscheidet die trockene Zeit oder Enowo (von Juni bis Oktober) und die zweite trockene Zeit oder Nanga (vom Januar bis März). Die heftigsten Regen fallen von Oktober bis December.

In Bihé unterscheidet man (nach Magyar) die trockene oder kalte Zeit (Mai bis Oktober) und die warme oder nasse (November bis April).

---

[1]) About Kilima-njaro the hot and dry season begins with the end of rains and ends with the beginning of the wet season.

Im Lande des Cazembe dauert der Winter (inverno port.) vom Oktober bis März (mit Regen und Hitze), der Sommer (estio) vom März bis Oktober und ist dies die kalte Jahreszeit[1]) auch in Tété, Sofala und Lourenço Marques (nach Gamitto)! Tuckey unterscheidet (am oberen Zaire) die trockne Zeit oder Gondy assivou (vom April bis September), die Mallola mantiti (ersten Regen) vom September bis October, die Voulaza mansanzy (zweiten Regen) vom November bis Januar, die Voulaza chintomba (dritten Regen) vom Februar bis März (mit Gewittern).

Der Bezeichnung Ganga begegnet man weithin durch Süd-Afrika und sie trifft sich auch bereits in den alten Schriften über die Loango-Küste. Der Ganga ist der Zauberer oder Wunderdoctor, das Vermittelungs- und Verbindungsglied des Priesters und Arztes, der, wenn nicht mit materiell wirksamen, mit wunderbar geheimnissvollen Mitteln erst den Körper von seinen Leiden zu befreien sucht, und nachdem sich dieses nicht mehr thunlich erweist, wenigstens der abgeschiedenen Seele, zum Trost und zur Freude der trauernden Verwandten, seinen starken Arm leiht. Nach den Eingebungen der dämonisch begeisterten Mokisso[2]) oder Götzen werden die Kina (Kin) als Gelübde aufgelegt. Nach stattgehabtem Diebstahl werden die Götzenbilder unter dem Schalle von Trommeln und Trompeten auf dem Markte umhergeführt (siehe Proyart). Gesetzlich wird der bei einem Diebstahl Betroffene der Sklave des Bestohlenen, wenn er sich nicht durch einen Sklaven loskauft.

Als Ordale bei den Wania nennt New das Kiraho cha Tsoka (die heisse Axt), das Kiraho cha Sumba (die heisse Nadel), das Kiraha cha Chungu cha Guandu (der Kupferkessel) oder das Kiraho cha Kikahi (das Stück Brod).

Zum Schröpfen werden die oben durchlöcherten und dort mit Wachs umklebten Antilopenhörner am untern Ende in einen Kessel mit heissem Wasser erweicht. Der Arzt macht in der emporgehobenen Hautfalte kurze Ein-

---

[1]) The granda caneirada or great fever generally commences in February and terminates about the end of April, during which time, if there is no rain, a circumstance which seldom occurs, the heat is excessive and diseases make dreadful ravage (á Loanda). During the cacimba or winter season (considered the best season for travelling) in the month of June and July, Europaeans become in some degree acclimated (Valdez). The first dry season, called by the natives (of the Gabun) Enowo, commences about the first of June an ends the first of October. During these four months the sky is overcast and there are constant appearances of rain without enough at any time to lay the dust. For Europaeans this is always the coolest and healthiest part of the year (in Southern Guinea). The second dry season, called Nanga, commences about the middle of January and continues to the first of March the heaviest rains are between the middle of October and the last of December. The rains commence again the last of March and continue to the last of May (Wilson).

[2]) On appelle Ganga-itiqui celui des Ministres, qui a droit de recevoir les presents qu'on fait aux idoles et de les presenter sur leurs autels. Die (Sanga) Ganga Itiqui empfangen die Gaben für die Götzen (nach Cavazzi). Bei den vom Erikokona beherrschten Bubi, die den Mobs (Idolen) opfern, giebt es ausser dem Manne Gottes (Buyeh Rupi) den Priester, der tanzt und singt (als Arzt fungirend).

schnitte mit dem Messer und saugt dann das angedrückte Horn, um es nachher mit Wachs zu schliessen. Wenn einige Minuten später abgenommen, ist es mit geronnenem Blute gefüllt.

Die zum Cassa-Essen dienende Rinde, soll, wenn unten vom Baume abgeschnitten, als Medicin (als Purganz oder Vomitiv) verwendet werden können. In der oberen oder jüngeren ist das giftige Princip noch so stark, dass das Leben durch das Einnehmen gefährdet wird, doch liegt wieder (wie es heisst) ein Unterschied darin, ob man sie von der Sonnen- oder Schattenseite des Stammes gesammelt hat. Als Präservativ soll Oel getrunken werden.

Mitunter wird es gestattet, dass ein Sklave für das Einnehmen des Rindentrankes substituirt wird. Erweist sich dann aber dieser als schuldig, so kommt man auf den Herren selbst zurück. In Cassange giebt man beim N'Bambu (Schwur) den Rindentrank dem Hunde des Klägers oder dem des Beklagten ein und der Herr desjenigen Hundes, der zuerst bricht, wird freigesprochen.

Der durch seine Rinde zum Gottesgericht oder (früher) Bolungo (wie der Muaua-Baum bei den Marawen zum Muave) dienende Baum in Mozambique (s. Peters) ist durch Bolle als Erythrophlaeum ordale bestimmt.

Ausser der Wurzel des Imboka-Baumes, um den Umdoke (witch) zu überführen, diente früher zum Ordal (Khilombo) das heisse Eisen, das Kauen von Bananenblättern, siedendes Wasser, die Embafrucht, das Tragen von Muscheln, das Ankleben von Muscheln an den Schläfen und dgl. m. Der N'kassa (Ganga incassi) spürte die Hexen aus; der Nbasi entdeckte den Dieb durch Ansteckung eines Fadens. In Mossamedes wird die Leiche in einer Tipoya umhergeführt, um durch die Angaben des Priesters den schuldigen Fetissero auszufinden, der dann beraubt wird. Die Kokokoo genannten Zauberer wurden in Loango bei einem Todesfall befragt. Im Innern von Quissama wird bei Krankheiten ein Priester gerufen, um zu entscheiden, ob er sie heilen kann. Erklärt derselbe, dass der Kranke sterben würde, so wird solcher von seinen Verwandten getödtet.

„In der Landschaft Sogno wurde der Angeklagte gezwungen jenes Wasser zu trinken, mit dem der Mani-Sogno ihnen die Füsse gewaschen. Zu diesem Ende behielten selbes auff die Priester dieses Ayd-Schwurs Afia-Mazia-a-Masogno genannt, weilen aber dieser, welches Privilegium einen andern Fürsten, Namens Maquimi, hat zukommen lassen, seynd sie der Meinung, dass auch die Krafft zugleich in das Wasser seye übersetzet worden, worin sich dieser Fürst waschet (s. Cavazzi). In dem öffentlichen Eyd-Schwur Bagi genannt wohnet, statt des gewöhnlichen Ganga eine weltliche Person bey"

[1]) When any man is suspected for any offence, he is carried before the king or before Mani-Bomma, which is, as it were, a judge under the king (among the Morombes in Mayumbe). They have a kind of roote, which they call Imbondo (Battell). Du Chaillu fand in Gumbi die Probe mit heissem Oel, aus denen ein Messingring herauszunehmen war.

(nach Cavazzi) mit Auflegung von Schnecken (am Congo). Der Zui genannte Ganga entband von falschen Eiden. In Guinea war es gebräuchlich, den Verdächtigen in einen Fluss zu werfen, eine „Probe, so sonsten von unverständigen Leuten bei den alten Hexen vor gewiss und unstreitig angenommen wird“ (1700) zur Wasserprobe.

„Wenn aller Menschen möglichste Hülfe und Vorsorge ohngeachtet der Kranke keine Besserung findet, sondern seinen Geist aufgiebt, fangen sie an, nach der Ursache seines Todes zu grübeln, denn ob dieselbe klärlich genug erscheint, entweder wegen heftiger Krankheit, hohen Alters und gefährlicher Wunde oder andern bösen Zufall, so lassen sie es doch nicht dabey bewenden, sondern erzwingen noch eine andere Ursachen. Dannhero muss der Geistliche nebst des Verstorbenen Freunden hierüber Nachfrage anstellen, ob er Zeit seines Lebens einen falschen Eyd gethan, da sie bei dessen Vernehmen alsobald sich einbilden, die rechte Ursach gefunden zu haben, weil er des Meyneyds halber mit dem Tode bestrafft worden, ist's aber, dass man ihn desfalls nicht beschuldigen kann, so gehen sie weiter, ob er nicht irgend einen heimlichen Feind gehabt, der ihn wegen der Fetissero umgebracht. Bisweilen setzt man auf den geringsten Argwohn des Verstorbenen Feynd fest und verhöret ihn, ob er an dem Tode des Abgelebten schuldig sey, ist's, dass er überführt wird, obgleich schon vor langer Zeit gethan, kommt er ohne Geldgaben nicht los. Dafern sie nun gewiss sind, dass der Kranke nicht mit Gifft hingerichtet, fragen sie weiter, ob dessen Frau, Kinder, nächste Anverwandte oder auch seine Sclaven, welche die Aufsicht über ihn gehabt, treulich genug geopfert und wenn auch dies nicht zureichend ist, die rechte Ursache des Todes zu entdecken, fangen sie von Neuem an ihre Ceremonien, als die rechten, wo in solchen Fällen einige Zuflucht, zu begehen. Und fraget der Geistliche nicht nur den Abgelebten, warum er gestorben sei, sondern auch den Götzen, da es dann niemals an Antwort fehlt, wobei weder Teufel, weder Götze noch der Todte einige Schuld daran haben, sondern weil sie alle drei gleich stumm sind, mithin auch keine Antwort geben können, ist's Niemand anders als der Lumpen-Geistliche, welcher antwortet und nach vollbrachter Ceremonie die einfältigen Anverwandten beredet, es hätte der Götze und der Todte auf solche Art sich verlauten lassen, so zwar wegen seinen Vortheil dienstlichst und der Wahrheit am ähnlichsten zu sagen, dass demnach diese guten Leute Alles vor gewiss und ohnfehlbar nicht anders als ein Evangelium auf- und annehmen, sich allezeit in allen ihren Verrichtungen nach ihm betragende.“ (Bormann.)

Tuckey beschreibt, die Tuchumwickelungen der Leiche als dazu bestimmt, den Verwesungsgeruch niederzuhalten, und je reicher der Verstorbene ist, je mehr diese Einwickelungen also angelegt werden können, desto länger lässt sich das Begräbniss hinausschieben. Der Umfang kann so zunehmen, dass die erste Hülle zu klein ist, und man eine zweite, dritte und selbst sechste zuzuhufügen habe (am obern Zaire).

Ein jedes Dorf (der Quojes) hat ein abgesondertes Büschlein vor die Seelen der Geister der abgestorbenen Freunde. Dieses ist rund herum vermacht, und weder Freund noch Kinder, noch sonsten Jemand, der das Zeichen ihrer Rotte nicht träget, mögen darein kommen, weil sie die Geister, wie sie sagen, hohlen und tödten. Zwey oder drey, ja mehrmal im Jahre wird allerley Speiseopfer vor die Geister, nach dem die Früchte wohl gemacht seynd und man viel Wildes gefangen, hierher gebracht" (Dapper).

In einem Krankheitsfall lässt man einen im Prophezeien geschickten Ganga rufen, der sich bei Einbruch der Dunkelheit durch Tänze vor einem Feuer in Extase versetzt und dann gegen Mitternacht bewusstlos niederfällt. Bei der Rückkehr zum Leben bestimmt er dann, ob es ein Endoxe gewesen, der die Krankheit verursacht (und ein solcher, oder sein substituirter Sklave der für ihn die Rinde gegessen, wird dann nach der Hinrichtung unbegraben an einen Kreuzweg hingeworfen werden), ob ein Bruch der Quixilles (der Sühnopfer verlange) oder ob ein Fetisch der Urheber sei. Im letzteren Falle müsste dann der Ganga, der für diesen Fall Specialarzt ist und den sie heilenden Fetisch besitzt, aufgesucht werden, damit er durch entsprechende Ceremonien den beleidigten Dämon wieder besänftigt. Der Fetisch Incossi wird (in Krankheiten) durch einen um das Haar gezogenen Faden am Hinterhaupt befestigt. Tuckey's Führer nach den Fällen des Zaire bezauberte die wilden Thiere durch Pfeifen, um den Weg zu sichern.

Ist der Ganga von seinem Fetische (wie Bungo) in Besessenheit ergriffen, ist der Geist zur Begeisterung in sein Haupt eingetreten, so spricht dieser aus ihm und verkündet die Heilmittel für den Kranken, die von den Umstehenden aufnotirt und vor dem zum Bewusstsein zurückgekehrten Ganga, der sich nach Verlassen des Fetisch Nichts von dem vorher Gesprochenen erinnert, wiederholt werden.

Die Fetische sind dem Winde gleich und werden je nach ihrem Ritus mit leiser oder lauter Stimme gerufen. In der Sprache der Fetische heisst Wasser Molango (statt Masa) und auch andere Worte sind verschieden und werden (wie in Cacongo) dem Bunda entnommen.

Um den Körper durch Lembe gegen Krankheit (besonders gegen Kopfkrankheit) zu schützen, dient der Gesang

Bumba kia ma lembe
Bumba kia ma lembe.

Der Fetisch Bomba wird (wie ähnlich in Senegambien) durch einen Topf repräsentirt, aus dem sich Alle an einem Feldzug Theilnehmenden die Stirn bestreichen. Der im Haus der Ganga gehaltene Kissi Makandi stammt aus Congo, Mabialla und Umbumba dienen als gegen Krankheiten wirksam. Von den Mabiali-mandembo genannten Fetischen ist der gefürchtetste derjenige, der in Mussala in Chilwanga verehrt wird. Die Fetissero, die Krankheit bringen, werden besonders als Nachts umfliegende Vögel gefürchtet, und wenn der Neger beim Erwachen den Schrei derselben hört, glaubt er sein Schicksal

besiegelt. In Angola ward (nach Pigafetta) das Omen aus dem Vogelschrei gezogen.

„Vor dem Tode fürchten sie sich dergestalt, dass sie nicht davon mögen sprechen hören, aus Furcht, sie möchten denselbigen desto mehr beschleunigen“, bemerkt Bosman aus Guinea.

Die Heilceremonien des Fetisch Umkerenje werden vor dem Feuer angestellt, (wie früher der Chitombe von dem als heilig in der Hütte unterhaltenen Feuer gegen Bezahlung austheilte). Wenn das Feuer Funken von sich wirft oder zurückspiegelt (n. Cavazzi), galt es für ein gutes Zeichen (in Congo). Im Wirbelwind vermutheten Einige die Seele eines abgeschiedenen Fürsten und stellten Feste an, während Andere den darin hinfahrenden Geist schalten. Der Götze Nbau entdeckte Diebstahl durch die Probe des heissen Eisens (nach Cavazzi).

Die Seher erblicken in dem Spiegel ihres Götzen den Fetissero, der die Krankheit verursacht hat, und je nach den Quixilles kann das nur mit Flusswasser, nur im Walde oder unter anderen Ceremonien, die darüber festgesetzt sind, geschehen. Der Ganga Koso heilt Krankheiten in Bomma und ebenso der Ganga Masi, der sich vorher einige Tage im Wasser aufhält. Bei Benagelungen[1]) wird auch der Schmidt zugezogen.

Die Ganga tragen einen mit rothem Tuch umbundenen mit Glöckchen behängten Sackbeutel, der Steine, Muscheln, Nüsse, Hornstücke, Schlangenzähne u. dgl. m. enthält, als zauberkräftige Milongho [2]), die zu verschiedenen Zwecken verwendbar sind und mitunter auch im Abschabsel als Medicin eingegeben oder aufgerieben werden.

Die Götzen Naviez, Viulondo und Cassudo wurden mit Musik verehrt (in Congo), die Vuimbonder tranken das Blut der Opfer (nach Cavazzi). Nach Tuckey war in Inga die Ziege Fetisch, und durfte weder lebend noch todt hingebracht werden.

Zur Communication mit den Luftdämonen dient dem Endoxe der Spinnenfaden und Bosmann erwähnt einer Secte in Guinea, welche die Welt durch eine grosse Spinne (Anansie) erschaffen sein lässt.

Die Bewohner der Inseln im Zaire sind grosse Zauberer, handeln und reden mit dem Teufel durch sonderliche Menschen und kommen, wenn sie dieses Teufelswerk beginnen sollen, alle zusammen, worauf dann Einer von ihnen allen drei Tage vermummt läuft. Aber wenn diese drei Tage vorbei sind, gebrauchen sie etliche sonderliche Handgriffe dergestalt, dass alsdann

---

[1]) A common pratice is to make an earthen image supposed to represent the enemy, dressed in saffran-coloured clothes. An incantation is then recited over a needle, with which the joints of the figure are subsequently pricked. A kafan or shroud in then thrown over it, a small Charpai (couch) in prepared and prayers for the dead are duly recited. Finally the figure is buried in the grave yard and consequently the foe dies of disease (in Sindh). Bei Genuss unerlaubter Speise macht der Innua (Besitzer) den Innuit krank (in Grönland).

[2]) Celui qui se vante de deviner, si un malade guérira ou non s'appelle Molonga (Labat).

der Teufel durch den Vermummten redet (Dapper). Die vom Dämon oder Moquisso Ergriffenen wurden als Moquisso Moquat bezeichnet.

Die Fetische des Regens (Inkisso-vulu) stehen innerhalb eines Verschlages im Dorf, wohinzu der Weg durch eine Schnur abgesperrt ist. Zur Sorge für die Felder giebt es mancherlei Knotenzauber und verbietende Vorschriften. Die Pflanzungen der Wataita werden durch Ukorofi (Hexerei) beschädigt, wenn der Hindurchgehende nicht seine Sandalen abnimmt (nach New).

Die Fetische der Erde (Inkisso-insi) dienen dazu, die Häuser des Dorfes vollzählig zu halten, so dass bei Abbruch eines sogleich ein anderes aufgebaut wird. Am obern Zaire wird (nach Tuckey) jedes Dorf unter einem Hauptfetisch oder Mevonga gestellt.

Im Dorfe Embona (bei Massabe) besteht der Fetisch Bona aus einem Haufen Thierschädel, wie Ochsen, Hippotomus u. A. m., Schildkrötenschalen, vertrocknete Pflanzen u. s. w., am Fusse eines Baumes aufgeschüttet mit den Trümmern eines gescheiterten Schiffes. Der Waldplatz wird für statthabende Feste von Gras gesäubert und dann legt man die Erstlinge der geernteten Früchte dort nieder. Das Elfenbein [1]) an solchen heiligen Plätzen ist im Laufe des Handels vertrödelt worden. Wird beim Ausstellen eines Fetisch die gestohlene Sache nicht restituirt, so gilt der zuerst im Dorfe Sterbende als Dieb und (nach Fitz-Maurice) mag Gift des Priesters den Tod beschleunigen.

Der Ganga in Tschinsasa (bei Tschinboanda) empfängt göttliche Verehrung, da er Regen verschafft und durch Blitze [2]) zu zerstören vermag.

Nach dem Konqueque der Augongas (bei d'Etourville) ist der Himmel der Aufenthalt der Gewässer und jedes dieser von der Luft durch eine durchsichtige Wand getrennt, in welche sich die Löcher der Wasserfälle finden nach den vier Weltgegenden. „Er setzte noch hinzu, dass ein Mohise (eine Art Gottheit) die Thür eines jeden Loches hüte, und dieselbe nur zur Regenzeit, in Folge eines Befehles des grossen Manygachis (König des Himmels) öffne, je nachdem nun das nördliche, südliche, östliche oder westliche Loch geöffnet werde, komme auch der Regenguss von dieser Seite her, werden alle Löcher verschlossen, so tröpfele doch immer etwas Wasser durch die durchsichtige Wand, wie das auch bei irdenen Gefässen zu geschehen pflege. Daher rühre

---

[1]) They had their idols of wood in the middes of their towns fashioned like a negro, and at the fort thereof was a great heape of Elephants teeth, containing 3 or 4 tunnes of them, these aine piled in the earth and upon the skulls of dead men, which the had plaine in the warres (in Angolo). M'buiri (b. du Chaillu) entspricht Gumbiri.

[2]) In the tongue spoken about Tete (and understood by the Maraoes and Chervas) Murungo (generally translated God) means thunder (nach Burton), Mulungu bei den Wanyika, Npundi (in Congo) se vante d'avoir en sa puissance les effets des élemens et de faire tombes les tonnerres et les pluyes (nach Labat). Ceux dont les parens ont été écrasez par la tonnerre s'addressent à lui, pour en être préservez (durch den Heilgott Molonga). Bei den Eweern (mit der Hauptstadt Anlo) gelten der Blitz (Nebreso) und der Donner (Agtiu) als Vollstrecker der göttlichen Gerichte. In Brasilien tritt das Göttliche aus dem Laut des Donners hervor.

zum die Feuchtigkeit, der Nebel und die Wolken im Sommer, die um so häufiger in einem Lande gefunden werden, je näher dasselbe dem Himmel sei (bei Bertuch).

Der Leopard (Fume-Chicumbo oder Fume-Ungo) erhält Verehrung, als Prinz des Waldes, und wenn ein gemeiner Neger einen solchen tödtet, wird er gebunden vor die Prinzen geführt, da er einen der Ihrigen, eines ihres Gleichen, erschlagen habe. Bei der Anklage hat er sich dann damit zu vertheidigen, dass der von ihm getödtete Prinz ein Prinz des Waldlandes, also ein Fremder gewesen sei, und indem man diese Ausrede annimmt, wird er in Freiheit gesetzt und erhält von den anwesenden Prinzen Geschenke. Der todte Leopard wird dann aufgeputzt und mit einer fürstlichen Mütze geschmückt, im Dorfe ausgestellt, wo zu seinen Ehren nächtliche Tänze stattfinden. Der Edelmann, der einen Leopard getödtet, wurde (nach Dapper) am Hofe feierlich empfangen und das Fell vergrub man. Den Beweis für die prinzliche [1]) Natur des Leoparden findet der Neger auch darin, dass der wilde Büffel, obwohl grösser und stärker, sich dennoch von ihm besiegen lasse, weil dieses Thier, als zum Plebs gehörig, es nicht wage, gegen einen Fürsten Widerstand zu leisten und sich gegen ihn zu vertheidigen (wie ähnlich bei dem an alte Traditionen anknüpfenden Kampf zwischen Tiger und Büffel, das Volk sich freut, wenn der erstere unterliegt, da seiner Parthei der Sieg geblieben sei). „Wenn im Lande ein Leopard gefangen ist,“ so gab das in alten Zeiten eine der seltenen Gelegenheiten ab, bei denen der König von Loango sein Schloss verlassen durfte. Bei den Wanika wurde ihr grösstes Fest beim Tode einer Hyäne gefeiert. The mahanga (wake) held over a chie nothing is compared to that over the hyena (New).

In Chedima (vom Zaire bis Zumbe) werden die Löwen (Pondoro) als Aufenthaltsort der Seelen verstorbener Fürsten geehrt und nach deren Tode weiht man ihnen das Dorf (nach Gamitto).

Die Chimpanze oder Anziko ziehen mit Stöcken bewaffnet unter dem Befehl des Tschintende inseku einher. Der Pongo, der nur mit einem Weibchen zusammenlebt, greift den ihm auf seinem Wege begegnenden Mann an, um seine Kräfte mit ihm zu messen, wogegen er vor einer Frau entflieht. Aus umgebogenen Waldbäumen häuft er sich im Dickicht ein Haus zusammen, zu dem unten eine Oeffnung Einlass gewährt. Die zahlreiche Familie (bis 40—50 Individuen) schlägt dort ihren Wohnsitz auf, unter der Hut eines alten Männchens, das am Wege Wache steht. Grosse Quantitäten der (sauren) Tumbo-Früchte werden zum Vorrathe aufgehäuft und zum Einsammeln vertheilen sich Alle Nachts über die Felder, bis sie am Morgen auf den Schrei des Alten (nach der Weise, wie sich die Neger rufen) nach dem Hause zurückeilen. Am Anfang der Regenzeit kommen sie aus Mayumbe

---

[1]) The Cazembe would not eat the flesh, because he conceived, that horned cattle were fumos (nobility like himself (nach Cooley) among the Arunda or Alunda (M'runda sing).

herab bis in die Nähe Chicambo's. In dem Namen des Gorilla (Pongo) oder Pongo-Apungu d. i. Waldgott (Pongo-Anzambe) liegt die heilige Scheu, die ihm gezollt wird.

In der Station Chicambo hielt Herr Alcantara für vier Monate einen jungen Gorilla (Pongo), der (wie er erzählte) nach kurzer Zeit bereits völlig zutraulich und eingewohnt wurde, Feuer aus der Küche brachte, aufrecht am Tische stand, sich mit einer Mütze bedeckte, Nachts in einem Mattenbett schlief, und wenn dieses fehlte, durch Geschrei danach verlangte. Affen im Allgemeinen heissen Monses oder Kida, Macacu, Msonse-Mayombe. Der wie die Monzol im Gesicht gezeichnete Bijumbula und die Chimpanse, (der Cabinda) werden (in Loango) Anziko genannt, oder Umsiku in der Sprache von Chimbongo (der Babongo), wo oft zwerghaft kleine Leute geboren werden sollen, mit dem Gesicht eines Chimpanse (eingedrückte Nase, vorspringende Schnauze und abstehende Ohren). In Jingolo (Jangela) sollten zwei Arten von Affen unterschieden werden, der grosse Xima-nene und der kleine (Xima-tcho.)

Ein am Schiffsbord befindlicher Chimpanse (aus Loango) sass meist jodelnd da (ho, ho, ho, ho u. s. w.), die Arme über den Kopf geschlagen und begrüsste die Herbeikommenden mit Handgeben, den Laut Tschko, Tschko ausstossend, wie er auch die Handthierungen beobachtete oder nachahmte. In den Wäldern von Loango soll das Fabelthier Shimbungu leben, das beschrieben wird als eine Löwenart mit einem halbmondförmigen Messerhorn auf der Stirn, das sich mitunter den Durchreisenden zeige. In Tortovuilla, eine Tagreise von Chicambo auf dem Wege nach Kuillemavansa, wo zwischen Felsen der Luema - Fluss entspringt, finden sich Elephanten, und Spuren derselben finden sich noch weiter abwärts von früherher.

Die Elephanten haben sich jetzt weiter in die Ferne zurückgezogen, aber zu Battel's Zeit fanden sie sich der Küste nahe und in Loango kaufte man für eine Elle Tuch drei Elephantenzähne, 120 Pfund schwer. Dapper bemerkt, dass in Loango jährlich eine grosse Menge Elephantenzähne[1]) zu beschaffen gewesen, dass dieses aber „von Jahren zu Jahren abgenommen."

Geschieht es, dass ein Neger von einem Krokodil gefressen wird, so ist es durch einen Fetissero, der ihm Milongho als Zaubermittel in seinen Bauch eingefügt hat, dazu veranlasst, da es nicht in der Naturbestimmung der Krokodile liege, sich von Menschenfleisch zu nähren. Die Verwandten lassen deshalb den Ganga rufen, der ihm den Schuldigen anzuzeigen hat, und dasselbe tritt ein, wenn ein Leopard einen Menschen angegriffen hat.

Um Macht über einen Leoparden zu gewinnen, klettert der Doko [2]) oder

---

[1]) Le commerce de l'ivoire est reduit presqu'à rien sur la côte (de Mayumbe), après avoir été autrefois très-florissant (1747).

[2]) The dakan or den (witch) has the power of turning men into beasts, killing cattle, flying to any distance on a tree by reciting a Mand (magical formular) and mounting a hyaena (Burton) in Sindh.

der Endoxe (Fetissero) an einen dünnen Faden (von Spinngewebe) in der Luft aufwärts zu Zambu und erhält von ihm die Medicin (Longo oder Milongho), durch welche mit der Lockspeise einer Ziege der Leopard gerufen wird, der sich dann in ein Doppelgeschöpf[1]) verwandelt, halb Mensch und halb Thier, und so, als zu Menschen gehörig, Menschen rauben kann. Dem Himmelsfaden oder Ekoko Nemadia (Faden des Nemadia) kann sich der Doko im Lande der Mussoronghi von Nemadia verschaffen, der ihn in seinen Werkstätten bei Shark's Point verfertigt.

In Kanje (bei Banana) lebt eine Familie, die den Fetisch Mankulu besitzt und denselben in eine Palmholz-Kiste aus dem Embryo frühgeborener Kinder zubereitet hat. Durch denselben erhalten ihre Mitglieder die Fähigkeit, sich im Dunkel des Waldes in Leoparden zu verwandeln und dort angetroffene Menschen niederzuwerfen. Sie dürfen solche indess nicht verletzen, weil sie, vom Blute trinkend, noch immer in dem Zustand eines Leoparden zu verbleiben haben würden.

Unter den Munorongho werden Leute angetroffen, die durch einen am Oberarm getragenen Strickfetisch die Fähigkeit besitzen, sich in Crocodille zu verwandeln. Sie ergreifen dann Menschen, die sie unter das Wasser schleppen, um sie zu ersticken, und wenn sie mit ihnen an die Oberfläche des Wassers zurückkommen, beleben sie die Gestorbenen wieder, um sie an einer andern Stelle auf's Neue zu ertränken. Wird deshalb beim Baden der Strick-

---

[1]) The Waboni or fuwano are reputed to possess all manner of magic power (transforming themselves at will, into serpents, crocodiles, hippopotami, cattle), feared by the Gallas (nach New). Having assumed some bestial shape the man who is eigi einhammo is only to be recognized by his eyes, which by no power can be changed (Gould). Von den Hottentotten wird, wie bei den Neuri in Wölfe, und zwar (nach Olaus Magnus) um Weinachten (in Litthauen) die Verwandlung in Löwen vorausgesetzt, unter den von Pierre Bourgot (im Gegensatz zu Michel Verdung) vorgenommenen Proceduren, wie sie von Euanthes und Petronius erzählt sein könnten, während die dem Geschlecht des Antäus zukommende Eigenthümlichkeit (s. Johann von Nürnberg) dem ossyrischen zugeschrieben wird. St. Patrik is said to have changed Vereticus, king of Wales, into a wolf, and St. Natalis, the abbot, to have pronounced an anathema upon an illustrions family in Ireland, in consequence of which every male and female take the form of wolves for seven years and live in the forest and career over the bogs, howling mournfully. In Frankreich sind manche Processe, der Wehrwölfe (loup-garou) wegen, geführt und bei den Ashango (nach du Chaillu) über menschliche Verwandlungen in Leoparden The Danes still know a man who is a were-wolf by his eyebrows meeting and thus resembling a butterfly, the familiar type of the soul, ready to fly off and enter some other body (Tylor). The modern Greeks instead of the classic λυκανϑρωπος adopt the Slavonic term βροκολακας, (Bulgarian orkolak). Vers la fin du XVI siècle, la démonomanie, la lycanthropie et la démonopathie se declarèrent (dans le Jura). Boguet (grand juge du lieu) se vantait (suivant le dire de Voltaire) d'avoir fait périr á lui seul plus de six cents lycanthropes ou démonolâtres (Calmeil). Les lycanthropes doivent être brulés vifs, les sorciers ordinaires sont étranglés et brûlés aprés la mort. Das Mal de Laïra (maladie d'aboi) manifestirte sich (1613) unter den Frauen der Gemeinde Amou (bei dax oder Acqs). Die Erzählungen von Nebucadnezzar. von den Töchtern des Prõteus, von Odysseus Gefährten u. s. w. werden auf eine insania zoanthroprica zurückgeführt.

fetisch an Jemandes Arme bemerkt, so erschlagen ihn die Anwesenden und werfen ihn in's Wasser.

Der Doko beschwört den Teufel (Shimbi) Tuankatto in Bulambembe (am Zaire), um von ihm die Riech-Medicin (Masunga-sunga) zu erlangen, durch deren Aufschnüffeln sich ein herbeigerufenes Crocodill (Handu) halbseits mit dem Manne vereinigt. Dieses Doppelgeschöpf, der Längslinie des Körpers nach getheilt, geht dann darauf aus, Menschen zu rauben und sich an ihrem Frass zu ergötzen. Die Buda verwandeln sich in Hyänen, die Buschfrauen in Löwen und in Kambodia ist der Wolf (der Werwolfssagen durch den Tiger ersetzt. A. B.

Ueber den Ursprung der Sage von den goldgrabenden Ameisen.

Von

Dr. Frederik Schiern,

Professor der Geschichte an der Universität zu Kopenhagen.

Aus den „Verhandlungen der Kgl. Dän. Gesellschaft der Wissenschaft" übersetzt. Leipzig. Alfred Lorentz. 1863. 53 Seiten Grossoctav (mit einem Kärtchen).

Die Lösung des so lange ungelöst gebliebenen Räthsels, die schon so oft, immer aber vergeblich versucht worden, hat der Verfasser obiger Arbeit endgültig gefunden und sollen die Ergebnisse hier in aller Kürze mitgetheilt werden. Die älteste Meldung über die goldgrabenden Ameisen, die uns Herodot bietet, lautet nämlich so: „Andere Indier sind die Grenznachbarn der Stadt Kaspatyros und der Landschaft Paktyika; sie wohnen gegen Mitternacht und den Nordwind von den andern Indiern und führen ein ähnliches Leben wie die Baktrier. Dies sind auch die streitbarsten von den Indiern und eben die, welche nach dem Golde geschickt werden. In jener Gegend nämlich findet sich die Sandwüste und in derselben Wüste und diesem Sande giebt es Ameisen, an Grösse zwar kleiner als Hunde, aber grösser als Füchse, man hat sogar einige bei dem Könige, welche von dorther gefangen sind. Diese Ameisen also, indem sie sich unter der Erde anbauen, graben den Sand auf, wie die Ameisen bei den Hellenen und in derselben Weise und sehen auch gerade so aus. Der aufgegrabene Sand aber ist goldhaltig. Nach diesem Sande werden die Indier in die Wüste geschickt, wozu jeder drei Kameele anschirrt . . . . Wenn nun die Indier in jene Gegend kommen, haben sie lederne Beutel mit, und sobald sie diese mit Sand gefüllt haben, ziehen sie in grösster Eile zurück, denn nach der Erzählung der Perser verfolgen die Ameisen sie, sobald sie ihre Nähe riechen und sie sind von einer Schnelligkeit wie nichts Anderes, so dass, wenn die Indier nicht einen Vorsprung gewinnen, während die Ameisen sich sammeln, nicht ein Einziger von ihnen unangefochten davonkommen würde . . . . Auf diese Weise verschaffen die

Indier sich, nach der Angabe der Perser, das meiste Gold; anderes, nur viel weniger, wird auch in ihrem Lande gegraben.“ So lautet Herodot's Bericht und der Verfasser zeigt nun, dass unter κασπάτυρος, wofür eine der besten Handschriften κασπάπυρος liest, Kasjapura d. i. Kaschmir, unter der Πακτυικὴ χώρη aber Afghanistan, dessen Bewohner (Πάκτυες) sich im Westen Paschtun, im Osten Pakhtun nennen, zu verstehen sei. Wenn ferner die nach dem Golde der Ameisen ausziehenden Indier von Herodot nicht namentlich bezeichnet werden, so geschieht dies doch bei Strabo und Plinius, wo sie Δέρδαι und Dardae heissen, das sind die Darder, die ebenso Daradi wie Paschtu redenden Bewohner des heutigen Dardistan, die gleich den Kaschmirianern ihre Raubzüge bis tief hinein nach Tibet ausdehnen oder doch vor Kurzem noch ausgedehnt haben. Tibet aber ist das Land, in welchem wir die goldgrabenden Ameisen zu suchen haben. Denn auf Tibet weisen zuvörderst die an dasselbe gränzenden den Himalaya bewohnenden Khasier, welche nach dem Mahabharata dem Könige Judhischtira als Tribut sowohl Ameisengold (paipilika) und Honig aus Himavatsblumen eine „schwarze schöne Kamara und andere weisse, dem Monde an Glanz ähnliche“ darbringen. Himavat aber ist nur eine andere Form für Himalaya und unter Kamara werden die Fliegenwedel verstanden, welche in Indien nur die Könige hinter sich tragen lassen dürfen und die aus dem Schweife des gerade in Tibet heimischen Yak (bos grunniens) verfertigt werden. Dort auch befinden sich, wie aus neueren Reiseberichten erhellt, sehr reiche Goldfelder, die nach den tibetanischen Chroniken schon im 10. Jahrh. bekannt waren und noch jetzt mit bestem Erfolg von den Bewohnern des Landes ausgebeutet werden. Diese Goldgräber nun sind die goldgrabenden Ameisen des Alterthums, welche Herodot in eine Wüste, Strabo auf eine Hochebene (ὀροπέδιον) versetzt, Ortsbezeichnungen, welche zu der die Goldlager enthaltenden öden Hochterrasse der tibetanischen Provinz Nari Kharsum im allgemeinen sehr wohl passen. Ferner berichten Strabo und Plinius, dass die Ameisen die Erde im Winter nach Gold aufgraben, wozu die Angabe eines neuern Reisenden genau stimmt, dass nämlich die Goldgräber in Tibet trotz der Kälte es vorziehen im Winter zu arbeiten, und die Anzahl ihrer Zelte, welche sich bei Thok Jalung im Sommer auf 300 beläuft, steigt im Winter bis beinahe 600. Sie ziehen den Winter vor, weil die gefrorene Erde dann stehen bleibt und sie nicht leicht weiterer Störung durch Einsinken aussetzt. Im Winter aber sind alle Goldgräber in Pelzwerk gekleidet und so erklärt es sich auch, weshalb sie die Vorstellung von Thieren haben erwecken können. Man erwäge ferner, dass für Fremde von arischer Race jene Vorstellung schon allein durch die tibetanische Gesichtsbildung hervorgerufen werden musste, wozu dann auch noch die sonderbaren Gebräuche der Tibetaner kommen, denn ihre gewöhnliche Art einander zu grüssen besteht darin, dass sie die Zunge herausstecken, die Zähne fletschen, mit dem Kopfe nicken und sich die Ohren kratzen; auch gilt von ihnen allen, dass sie, wenn sie schlafen

wollen, die Kniee an den Kopf hinaufziehen und auf ihnen und den Ellbogen ruhen. „Man denke sich nur einige hundert Goldgräber mit Pelzen bedeckt in dieser Stellung schlafend!“ Da endlich die Zelte der letzteren ohne Ausnahme in Vertiefungen von 7 oder 8 Fuss unter der Oberfläche der Erde aufgestellt sind um so den Wind abzuhalten, Herodot aber in Betreff der goldgrabenden Ameisen erfahren hatte, dass auch „diese sich unter der Erde anbauen“, so hat diese buchstäbliche Uebereinstimmung in Verbindung mit dem emsigen Fleisse der Goldgräber gewiss auch die erste Veranlassung zur Anwendung des Ameisennamens auf dieselben im Alterthum gegeben.

Noch sind die Hunde zu erwähnen, welche die tibetanischen Goldgräber zum Schutz gegen die Räuber bei sich haben und von denen ein Reisender berichtet, dass sie zweimal so gross sind wie die in Hindostan und so stark und muthig, dass sie es, wie man sagt, mit den Löwen sollen aufnehmen können. Es lässt sich leicht denken, dass diese wilden und riesenhaften Hunde bisweilen mit ihren Herren selbst verwechselt wurden und sich auf sie bezieht was sich bei Herodot, Megasthenes und Chrysostomos von den goldgrabenden Ameisen gemeldet findet. Die Nachricht des Nearch dagegen, er habe Felle der letzteren gesehen, welche den Pantherfellen ähnlich waren, bezieht sich vielleicht auf die Pelzkleidung der Goldgräber. Wenn endlich Plinius berichtet, dass im Herculestempel zu Erythrae ein Paar Hörner einer indischen Ameise als Wunder aufbewahrt wurde, so erklärt auch dieses Wunder sich durch den Umstand, dass es Tibetaner giebt, welche sich auf solche Weise in das Fell des Yakochsen einhüllen, dass sie auch die Hörner desselben, die nicht abgenommen werden, auf dem Kopfe tragen.

So weit Schiern, dessen ebenso anziehende wie gelehrte Arbeit ich nur kurz resumiren konnte. Ehe ich letztere jedoch verlasse, will ich erst noch eine oder zwei Bemerkungen hinzufügen; so zu der Stelle, wo es heisst (S. 17) „Bei den Stämmen der amerikanischen Race fehlt es auch nicht an Beispielen, dass Thiernamen als Bezeichnungen besonderer Menschenklassen angewandt sind.“ So angewandte Thiernamen finden sich aber auch sonst noch. Wagner in seiner Ausgabe von Bailey-Fahrenkrüger's Wörterb. der englischen Sprache sagt s. v. Muscovito: „Ursprünglich Volk des Fliegengottes Moscus, wie sich andere von Ameisen Myrmidonen, von Heuschrecken Lokrer, von Mücken Magyaren, von Läusen Phtheires, von Mäusen Myonier, Mysier nannten.“ Ferner möchte scheinen, dass die Sage von den goldhütenden Greifen vielleicht eigentlich dieselbe ist wie die von den goldgrabenden Ameisen; beide Sagen sehen sich nicht wenig ähnlich, und wenn Herodot die Arimaspen, welche den Greifen ihr Gold rauben, als Nachbarn der Sasedonen anführt, so nennt Aelian (H. A. 3, 4) letztere als Nachbarn der Ameisen. Wie dem aber auch sei, so will ich noch auf einen andern Umstand aufmerksam machen, an den mich die Greife erinnern. Nonius Marcellus (p. 15) sagt nämlich: „Picos veteres esse voluerunt quos Graeci γρύπας appellant. Plaut. Aulularia: Pici divitiis, qui aureos montes colunt, ego solus supero

Hier also werden die pici für goldhütende Greife erklärt und leicht möglich, dass auch schon zu Plautus' Zeit die ursprüngliche Bedeutung des Wortes picus vergessen war, so dass man die bekannten Greife darunter verstand; diese wie die Spechte gehörten doch wenigstens beide dem Vogelgeschlecht an. Allein mir scheint, dass picus ursprünglich auch (oder nur) die Ameise bedeutete und daher an jener Stelle des Plautus eigentlich die goldgrabenden Ameisen gemeint und unter den aureos montes jenes ὀροπέδιον des Strabo zu verstehen sei. Zur Unterstützung dieser Deutung dient das englische pismire = mire die Ameise. Schon Wagner (a. a. O. s. v. mire) bemerkt: „Mire ist das pers. mur, isländisch maur, griech. μύρμος, μύρμηξ, βόρμιξ, formica, nieders. Miere. Daher pismire, wo die erste Sylbe unstreitig aus Picus ist, der Dritte der Aboriginum in Italien, den Circe in einen Specht verwandelte, worüber seine Gemahlin Canens sich grämend als Ton verklang. Nach dem Mythus waren die ersten Menschen Bienen und Ameisen gewesen und in der Sage von Hispaniola laufen die ersten Menschen (vielmehr Frauen) als Ameisen an dem Baum herauf und der Specht macht ihnen mit dem Schnabel das weibliche Zeugungsglied.“ Abgesehen von der sehr gewagten mythologischen Deutung (wobei Wagner Petrus Martyr Dec. I. l. 9 p. 331 im Auge hatte) dünkt er mir doch in Betreff der ersten Sylbe von pismire Recht zu haben. Ist dem aber so, dann sehe ich in letzterem Worte eine jener pleonastischen Bildungen, welche zum Theil entstehen, wenn „das zweite Wort den verdunkelten Sinn eines ihm vorherstehenden erfrischen soll, z. B. affalter-boum.“ Grimm Gr. 2, 547; füge hinzu Diez Etymol. W. B. 2, 363 „loup-garou, cormoran, Mongibello“ und meine Bem. in den GGA. 1874 S. 31. Ob nun aber ein dem lat. picus in der Bed. Ameise ähnliches Wort sich auch in andern Sprachen findet, weiss ich zwar nicht; doch wage ich auf das sskr. pipilika (Ameise) hinzuweisen, dessen erste beide Sylben in Betracht der Verwandtschaft von p und k (ἵππος = equus, λύκος = lupus u. s. w. u. s. w.) vielleicht auf picus hinweisen möchten. Sollte man aber fragen, wie dieses picus (Ameise) nach England gekommen sei, so kann ich nichts anderes antworten, als Diez bei ähnlicher Gelegenheit (2, 96): Die Wege der Wörter sind zuweilen seltsam.“

Schliesslich noch die Bemerkung, dass durch Schiern's Arbeit wiederum eine Warnung gegen übereilte mythologische Erklärungen ertheilt wird, indem dieselbe die goldgrabenden Ameisen dem Gebiete der Mythologie, in welches sie ein unlängst erschienenes Werk versetzt hat, entzieht und auf das unwiderleglichste dem der Wirklichkeit zuweist.

Lüttich. Felix Liebrecht.

Vortrag
über die auf Veranlassung des Chefs der Kaiserlichen Admiralität von der „Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ herausgebenen

„Rathschläge für anthropologische Untersuchungen auf Expeditionen der Marine.“

Gehalten im Marine-Casino zu Kiel den 20. März 1873,
von

Dr. Gustav Thaulow,
o. Professor der Philosophie an der Universität zu Kiel.

Hochgeehrte Herren!

Die „Rathschläge für anthropologische Untersuchungen auf Expeditionen der Marine“, welche auf Veranlassung des Chefs der Kaiserlichen Admiralität von der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte im Verlage von Wiegandt und Hempel in Berlin herausgegeben sind, sind so erschöpfend und genau, so umfassend und detaillirt, dass es in der That kaum einzusehen ist, wie darnach noch irgend etwas hinzugefügt werden könnte.

Wenn ich dennoch aufgefordert worden bin, einen Vortrag über diese Brochüre zu halten und ich darin eingewilligt habe, so kann der Grund dafür nur darin liegen, dass eine eminent wichtige Sache nicht oft genug behandelt werden kann. Und eine eminent wichtige Sache ist diese, ich meine damit nicht blos für die Kaiserliche Marine, auch nicht blos für die ganze deutsche Nation, sondern für die gesammte Culturgeschichte, und erlauben Sie mir, dass ich zuerst von diesem Standpunkte aus die Frage in's Auge fasse.

Ich glaube, dass ein grosser Theil selbst der Gebildeten eine falsche Vorstellung von dem Militair und einer Marine hat. Es giebt Viele, welche Beides nur für ein nothwendiges Uebel halten und nicht wissen und empfinden, welche positive, für das Völkerleben und die Culturgeschichte hervorragende Bedeutung in dem Militair und der Marine enthalten ist.

Wir wissen ja Alle, dass die deutsche Marine eine neue Schöpfung ist und dass Deutschland bis vor Kurzem noch ohne Marine war. Ich kann sagen, dass mir, so lange ich über deutsche Grösse und deutsche Mission nachgedacht habe, die Gründung einer deutschen Marine mit im Vordergrunde stand. Vielleicht, dass die Beschaffenheit unserer Herzogthümer und das Leben an der See dazu beigetragen hat, die Neigung für die Marine zu fördern, und wie das auch Andern hier zu Lande so ergangen ist, geht aus folgender Thatsache hervor. Wir hatten hier in Kiel in den Vierziger Jahren einen wissenschaftlichen Clubb, in welchem im Winter wöchentlich ein populär

wissenschaftlicher Vortrag gehalten wurde und darauf ein geselliger Abend stattfand. Eines Abends hielt Theodor Olshausen, später Mitglied der provisorischen Regierung, einen Vortrag über die Nothwendigkeit einer deutschen Flotte und über ihre Aufgabe. Er electrisirte die ganze Versammlung. Ein Hauptthema seines Vortrags bestand neben der Motivirung der Nothwendigkeit einer deutschen Flotte für deutsche Macht und Ehre darin, nachzuweisen, dass die deutsche Auswanderung (jährlich 100,000 Menschen) in die Hand des Staats genommen werden müsse und dass dadurch zugleich, abgesehen davon, dass der Staat damit eine grosse Pflicht erfülle, die jährlichen Kosten einer Flotte gedeckt würden. Es steht die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Auffassung hier nicht zur Frage; aber es geht aus dieser Thatsache hervor, dass wir hier früh an eine deutsche Flotte dachten. Während wir Alle in Begeisterung über diesen Vortrag in die Verhandlung über selbigen eingingen, kam die Nachricht, dass in Paris eine Revolution ausgebrochen und Louis Philipp vertrieben sei.

Wie denn nun gleich darauf die naive und kindliche erste Begründung einer deutschen Flotte die Patrioten in Bewegung setzte, und wie diese erste deutsche Flotte nicht weniger naiv zu Grunde ging, ist bekannt.

Mir kam es aber auf eine der deutschen Landmacht entsprechende deutsche Marine an, und wie sehr mich dieser Wunsch erfüllt hat, ist aus den Worten zu erkennen, die in meiner Schrift „Die Neugestaltung Deutschlands mit dem Prager Frieden vom 23. August 1866“ pag. 38 so lautend sich finden: „Das deutsche Volk hat viel Grosses und Herrliches aufzuweisen, politische Reife darf man aber schwerlich unter seine ersten Eigenschaften zählen. Es ist 1000 Jahre lang für Alle grossen Dinge erzogen worden, aber nicht für einen practischen politischen Blick. Es hängt zu sehr an Begriffen. Liberal oder Conservativ, diese beiden Worte liegen ihm in diesem Augenblick noch mehr am Herzen als eine deutsche Flotte und der Nord-Ostsee-Kanal, und doch ist die Herstellung einer der Landarmee des Norddeutschen Bundes völlig gleichen Flotte, sowie die Ausführung des Nord-Ostsee-Kanal-Projectes jetzt zunächst die Frage, auf die es für Deutschland ankommt.“

Seitdem sind 7 inhaltsreiche Jahre verflossen, die deutsche Flotte ist in starkem Aufblühen, die Entscheidung über den Nord-Ostsee-Kanal können wir täglich erwarten, das Interesse für die deutsche Marine verbreitet sich immer mehr. — Und sehr wesentlich müssen die wissenschaftlichen Erwartungen, welche an die Expeditionen der Marine geknüpft werden, dazu beitragen, das Interesse für die deutsche Marine zu beleben. Zweifeln wir nicht daran, dass es auch jedem Deutschen allmächlich einleuchten wird, wie für die Macht Deutschlands eine starke Flotte erforderlich ist, aber wie sehr sie auch für die Culturgeschichte wichtig ist, dass muss nun Jeder erkennen, wenn er die Rathschläge für anthropologische Untersuchungen auf Expeditionen der Marine liest, welche auf Veranlassung des Chefs der Kaiserlich Deutschen Admiralität von der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte herausgegeben sind. Wir müssen wünschen, dass

diese kleine Brochüre im Interesse der deutschen Nation, der deutschen Marine und der deutschen Wissenschaft die grösste Verbreitung findet. Es eclatirt auch in dieser Brochüre so recht wieder, wie der deutsche Geist Alles, was er hat und besitzt, Alles was er unternimmt, dem Allgemeinen und dem Idealen unterwirft.

Es ist eine grosse Zeit, in der wir leben. Ueberhaupt hat unser 19. Jahrhundert einen specifischen Character, der es für alle Nachwelt verewigen wird. Ich habe es bei einer andern Gelegenheit, bei einer Rede, die ich zur Feier des 600jährigen Geburtstages von Dante am 27. Mai 1865 in der hiesigen Aula hielt, folgendermassen characterisirt: „Unser Neunzehntes Jahrhundert, das man mit Recht das des geschichtlichen Bewusstseins nennen darf, ist deshalb so grossartig, weil es wie keins vorher in die gesammte Vergangenheit des menschlichen Geschlechts sich vertiefte. Alles durchforscht es, was von Anfang der Weltgeschichte geschehen ist, die bis dahin verborgensten Schätze deckt es auf, die bis dahin scheinbar verloren gegangenen feinsten Fäden spinnt es wieder an, auf alle Wurzeln der Ereignisse geht es zurück, wissend und erkennend, dass nur Sicherheit denkbar ist durch die Einsicht in die Genesis des Gewordenseins, fühlend und merkend, dass die geistige Kraft nur sich erhält und wächst durch solche Verschmelzung mit der Vergangenheit."

In diese grosse Aufgabe soll nun nicht allein die deutsche Marine mit eingreifen, sondern es wird erkannt, dass ohne ihre Hülfe ein Theil dieser Aufgabe nicht erreicht werden kann. In der That muss diese Theilnahme an der Aufgabe unseres Jahrhunderts und an der Wissenschaft für Sie, meine hochzuverehrenden Herren, ein erhebendes Gefühl sein, und nach der Seite schien es mir als das Erste geboten, die mir gestellte Aufgabe des heutigen Vortrages zu behandeln. Aber wie? Sollen die Marineoffiziere Wissenschaftsmänner werden, ist die Marine für die Wissenschaft da? Die Antwort ist sehr einfach. Jeder soll tüchtig werden in seinem speciellen Beruf, das ist die Hauptsache, mithin soll der Marineoffizier ein tüchtiger Marineoffizier sein und kein Wissenschaftsmann, wie auch das Wesen der Marine darin besteht, allezeit schlagfertig zu sein und, wenn es gilt, das Vaterland vertheidigen zu können. Nicht weniger aber sind wir Menschen alle, in welchem Berufe wir auch stehen, verpflichtet, unser Herz und unsern Sinn offen zu halten für alle edlen Zwecke und zu nützen, wo wir können. Und da ist es einleuchtend, dass der Marineoffizier, ohne im Mindesten seinen speziellen Beruf zu alteriren, in hervorragender Weise und mit leichter Mühe, ja sogar zu seiner Erholung und Erquickung sich den Forderungen hingeben wird, welche in den erwähnten „Rathschlägen" an ihn gemacht werden. Es giebt sicherlich auf den Expeditionen der Marine für die Offiziere gar viele Stunden der Musse, die in angenehmerer und belohnenderer Weise nicht ausgefüllt werden können. Keiner wird in den „Rathschlägen" etwas Phantastisches und Ueberspanntes finden.

Dann habe ich mich nun weiter gefragt, ob ich Ihnen durch die Beleuchtung der Rathschläge für anthropologische Untersuchungen auf Expeditionen der Marine nützlich werden könnte?

Unterliegt es einem Zweifel, dass alles Einzelne je in seiner Zusammengehörigkeit durch ein Allgemeines gebunden und getragen wird, und dass, wie das Allgemeine nur Leben gewinnt, wenn es von dem Besonderen und Einzelnen gesättigt wird, eben so das Besondere und Einzelne nur dann recht verstanden werden kann, wenn man sein Allgemeines kennt? Indem ich letzteren Weg einschlage, gebe ich mich der Hoffnung hin, Ihnen, wenn auch nicht von erheblichem, so doch von einigem Nutzen sein zu können.

Der Titel der Brochüre, welche auf Veranlassung des Chefs der deutschen Admiralität herausgegeben ist, heisst „Rathschläge für anthropologische Untersuchungen"? Was heisst das „anthropologische Untersuchungen?" Der Titel der Brochüre fügt dann weiter hinzu: „ausgearbeitet von der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. In der Brochüre selbst finden sich dann folgende Special-Eintheilungen: A. Ethnographie; B. Prähistorische Forschungen; C. Anthropologie im engeren Sinne; D. Pathologie; E. Linguistik; F. Geographie und Statistik; G. Botanik; H. Zoologie. Auch kommt in der Brochüre der Unterschied zwischen anthropologisch und psychologisch vor.

Das sind eine Menge gelehrter Ausdrücke. Die Brochüre selbst, die sich nicht darauf einlassen konnte, allgemein wissenschaftliche Grundlagen zu legen, hat in bewunderungswürdiger Weise ihre praktische Aufgabe gelöst. Es sollte mich nun freuen, wenn es mir gelänge, darzuthun, dass die Wissenschaft so weit entfernt ist, das Practische zu schwächen und zu verdunkeln, dass sie vielmehr es stärkt und in das rechte Licht stellt.

Nehmen wir zuerst das Wort „Anthropologie", so heisst das ja wörtlich übersetzt „Die Lehre vom Menschen." Da es nun, wie Bakon schon lehrt, nur drei grosse Gebiete für die Betrachtung giebt, nämlich: Gott, Mensch und Natur, so würde die Anthropologie „die Lehre vom Menschen" ja Alles umfassen, was den Menschen betrifft, also auch den Staat, die Kirche, die Schule, die Kunst u. s. w., und es ist klar, dass dies unter Anthropologie nicht gemeint sein kann. Es ist klar, dass das Wort Anthropologie in einem engeren Sinne genommen werden muss und ist es gewiss sehr der Mühe werth, darüber ins Reine zu gelangen. Diesem Bedürfniss nachzukommen, das Wort Anthropologie auf seine bestimmten Grenzen zu reduciren, bin ich so lange bemüht gewesen, als ich Anthropologie lese, jetzt schon über 30 Jahre; denn bei keiner Wissenschaft liegt so sehr die Gefahr vor, in alle erdenkbaren Gebiete hinüber zu streifen, als bei dieser. Bei einer gegebenen Veranlassung in einem Streit mit einem französischen Gelehrten habe ich auch darüber geschrieben. Der berühmte Franzose J. Barthélémy Saint-Hilaire hatte im Jahre 1852 bei der Herausgabe der Schrift des Aristoteles über das Gedächtniss sich zu dem Satz hinreissen lassen, dass

die deutsche Wissenschaft sich um die Anthropologie gar nicht kümmere.“ „Voilà donc“, ruft er aus, „toute une branche de la science, et la plus importante, sur laquelle l'Allemagne n'a point d'avis; et ce serait bien en vain, que l'histoire voudrait l'interroger.“

Die grenzenlose Unwissenheit der Franzosen über deutsche Wissenschaft und Zustände hatte ich schon im Jahre 1844–45 kennen lernen, wo ich mich in Paris aufhielt, um das gesammte französische Unterrichtswesen zu studiren. Aber ich wagte damals nicht, meine Auffassungen über Frankreich zu veröffentlichen, weil sie in zu grellem Widerspruch standen gegen die Meinung, die man damals noch von französischer Bildung in Deutschland hatte. Dieser Angriff des Mitglieds des Instituts, des Barthélémy Saint-Hilaire auf die deutsche Wissenschaft war denn doch zu crass und ich gab 1852 die Schrift heraus: „Wie man in Frankreich mit der deutschen Philosophie umgeht,“ ein Sendschreiben an Barthélémy Saint-Hilaire.“ In dieser Schrift habe ich von pag. 50 an auf Grundlage der vorzüglichen Untersuchungen Daub's das Nothwendigste zur Orientirung über das Wort Anthropologie angegeben, was ich hier wiederhole, weil ich glaube, dass eine übersichtlichere Darstellung als diese von Daub für die allgemeine Orientirung nicht gegeben werden kann.

Ist die Anthropologie die Lehre vom Menschen, so ist der Unterschied in dem Menschen der zweifache:

A. des Leibes von der Seele, und

B. der Seele von ihrem Leibe.

In diesem Unterschiede, wenn er einmal gemacht worden und die Wissbegierde rege wird, bilden sich in Bezug auf die beiden Unterschiedenen zwei Doctrinen, deren eine Somatologie, deren andere Psychologie genannt werden könnte.

ad A. In der Somatologie macht der Mensch zum Gegenstande seiner Forschungen und Betrachtungen das, worin er sich äusserlich ist, seinen Leib (τὸ σῶμα), indem

1) das Leibliche oder Somatische zuvörderst lediglich in seinem Dasein, in seinem Bestehen, in seiner Ruhe und somit in der Bewegungslosigkeit nach allen seinen Theilen betrachtet wird. Diese Kenntniss des Leibes wird dadurch gewonnen, dass er in seine einzelnen Theile zerlegt wird (ἀνατέμνειν) und die Wissenschaft, welche jene auf diese Weise zu gewinnende Erkenntniss des Somatischen zu ihrem Inhalte hat, heisst daher Anatomie. Sie ist besonders seit Albinus (1770), welcher grosse Verdienste um sie hat, von den scharfsinnigsten und thätigsten Männern bearbeitet worden.

2) Aber die Somatologie bleibt nicht dabei, Anatomie zu sein, sondern die Aufmerksamkeit des Menschen zieht sich, wenn der Leib nach seinem Dasein, in seiner Ruhe hinlänglich erforscht ist, zurück und geht nun darauf, das, worin der Mensch sich äusserlich ist, in allen

seinen Bewegungen, den Leib nach seinen Functionen und die Gesetze derselben kennen zu lernen. Diese Erkenntniss ist mehr, als blos anatomisch, sie ist physiologische Erkenntniss, und die Wissenschaft des Menschen von ihm selbst, als dem sich äusserlichen, in der Bewegung dieses Aeusserlichen ist die Physiologie. In ihr hat der grosse Haller († 1777) das erste Grosse geleistet und die moderne Welt es sehr weit gebracht.

3) Die Seele ist aber nicht ausser ihrem Leibe und er nicht ausser ihr, sondern beides, das Psychische und Somatische, sind gegenseitig gleichsam von einander durchdrungen. Beide, Leib und Seele selbst sind Bestimmungen, Accidenzen an einem und demselben, das weder das Eine noch das Andre ist; der Mensch hat den Leib, er hat die Seele, aber er ist weder Leib, noch ist er Seele. So kann der Mensch Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und der Wissenschaft selbst werden, und zwar indem zuvörderst auf seinen Leib reflectirt und der Versuch gemacht wird, ihn aus seinem Leibe zu begreifen, mithin so, dass das Leibliche voransteht, das Erste ist, das Psychische das Zweite. Die Wissenschaft vom Menschen wird, weil sie vom Leiblichem, als dem Natürlichsten, Physischen an dem Menschen ausgeht, und weil in ihr das Hauptaugenmerk auf das Somatische oder Psychische gerichtet ist, physische, wie auch medicinische Anthropologie genannt, und hierdurch von der philosophischen unterschieden. Diese Wissenschaft ist im achtzehnten Jahrhundert zuerst vom Professor Platner bearbeitet worden in seiner physischen Anthropologie für Aerzte und Weltweise, Leipzig, 1772, am vollständigsten in der dritten Auflage, Leipzig. 1790. Ein Zweiter, der diese Wissenschaft bearbeitete, war ein Theolog, der Consistorial-Antistes Ith in Bern in seinem Versuch einer Anthropologie oder Philosophie des Menschen nach seinen körperlichen Anlagen, Bern, 1794. 2 Thle. Unter Kant's Schülern wurde diese Doctrin bearbeitet von C. C. E. Schmid: Physiologie philosophisch bearbeitet Jena 1798. 3 Bde. Als bald darauf die Schelling'sche Philosophie sich verbreitete, erschienen: Troxler, Versuche in der organischen Physik, Jena, 1804 und Oken, Biologie des Menschen.

ad B. Es kann der Mensch aber auch das, worin er sich innerlich ist, das Beseeltsein, zum Gegenstande seiner Untersuchung machen, dessen Bewegungen nicht wie die somatischen im Raume, sondern als psychische rein und allein in der Zeit wahrnehmbar sind. Die effectiven Gründe dieser Bewegungen hat man Kräfte genannt, Gefühlskraft, Einbildungskraft u. s. w. und die Beobachtung jener Bewegungen mit Bezug auf diese Kräfte ist dahin gegangen, das Verhältniss und die Gesetze zu begreifen, nach welchen jene Kräfte wirken.

1) So entstand die Psychologie, welche besonders seit Verbreitung der Kantischen Philosophie fleissig bearbeitet wurde, zuerst von

Chr. Ehrhardt Schmidt in seiner empirischen Psychologie. Jena 1794. Später von Carus, Psychologie, Leipzig 1808. Durch ihr Studium wird das Studium der Anthropologie sehr vorbereitet.

2) Die Seele mit allen ihren sogenannten Kräften hat jedoch ein bestimmtes Verhältniss zum Leibe. Der Mensch aber beseelt und beleibt steht durch seinen Leib in einem bestimmten Verhältniss zur Aussenwelt. Es kann dahin kommen, dass er sich in diesem Verhältnisse zur Natur zu erkennen strebe, etwa in der Frage: was wirkt und bewirkt die Natur, mit Bezug auf den Menschen, was macht und hat sie aus ihm gemacht? In diesem Verhältnisse des Menschen zur Natur kommt es zur Naturgeschichte und Naturbeschreibung des Menschen, welche zuerst Blumenbach mit grosser Liebe bearbeitet hat, in seiner Schrift: de generis humani varietate nativa. Goett. 1795.

3) Es kann aber auch die Aufmerksamkeit auf das Psychische, wie es mit dem Somatischen vereinigt ist, gerichtet sein mit Bezug auf die Vernunft und Willensfreiheit des Menschen, etwa in der Frage: Was macht der Mensch aus sich selbst oder was hat er aus sich gemacht? Wird der Mensch in solcher Weise Gegenstand der Wissenschaft von ihm selbst, wie er sowohl der Beleibte als Beseelte ist, mit Bezug auf das, wozu er sich selbst zu machen vermag oder gemacht hat, so ist diese Wissenschaft Anthropologie, geht jedoch auf die Praxis im sittlichen Bestimmen, Wollen und Thun, und ist so pragmatische Anthropologie. Kant ist der Einzige, der die Anthropoloie in dieser Bestimmtheit lange gelehrt und endlich herausgegeben hat. Aber dennoch ist auch diese pragmatische Anthropologie eine einseitige Doctrin; dem Begriff der Anthropologie entspricht sie nicht als solche pragmatische, denn sie beseitigt das Natürliche des Menschen und bezweckt bloss das Moralische desselben.

C. Es ist daher endlich der Mensch in seiner Totalität, welcher sich als der sich von sich Unterscheidende Gegenstand seiner Erkenntniss zu werden vermag. Nicht einseitig, wie in den sub A und B angeführten Doctrinen, in welchen er nur von einer oder der andern Seite Gegenstand der Wissenschaft ist, sondern nach jeder und allen seinen Seiten wird er Gegenstand der Anthropologie. Ihre Aufgabe stellt sich in der Frage dar: wodurch und wie kommt der Mensch dazu, dass er nicht nur sich, indem er sich von sich selbst unterscheidet, sondern auch das, was er nicht selbst ist, die Welt und Gott erkennt?

Die Anthropologie ist daher die Wissenschaft, in welcher der Mensch sich erkennt, wie er sich sowohl von sich selbst, als von dem, was er nicht selbst ist, unterscheidet und in diesem Unterschiede mit sich identisch ist und bleibt.

Soweit Daub, der noch hinzufügt, dass in neuerer Zeit Steffens die Anthropologie in dem zuletzt angegebenen wissenschaftlichen Sinne bearbeitet und dass Hegel in seiner Encyclopädie eine Skizze im selben Sinne geliefert habe. Aber diese Skizze Daub's stammt aus dem Anfang der Dreissigerjahre und grade seitdem haben, wie Sie wissen, einerseits die Naturwissenschaften den gewaltigsten Aufschwung genommen, andererseits die philosophischen Schulen den heftigsten Kampf mit einander geführt und die Wissenschaft der Anthropologie in reichem Masse bearbeitet. Ueber ganz specielle Theile der Anthropologie sind Monographien erschienen, wir haben Zeitschriften für Psychologie, für Psychiatrie, und es ist nicht die geringste Schulzeitung zu finden, worin nicht Aufsätze über Anthropologie vielfach ihre Stelle fanden und finden. Ja selbst in Roman- und Briefform wurde das Studium der Anthropologie zu verbreiten versucht und von den verschiedensten Standpunkten finden alljährlich auf deutschen Universitäten Vorlesungen über Anthropologie Staat.

Man sieht aber aus dem Vorhergehenden, wie verschieden der Name Anthropologie gefasst wird. Um die Totalität fest zu halten, beide Seiten, Leib und Seele, pflegen die Philosophen, wenn sie über Anthropologie lesen wollen, ihre Vorlesung so anzukündigen: Vorlesung über Anthropologie und Psychologie. Es fängt diese Vorlesung mit dem Menschen an, wie er aus der Natur hervorgeht, also von der Zoologie herkommt, stellt den ganzen Process der Naturentwickelung im Menschen, seine Zeugung, seine Geburt, sein leibliches Sein, die Gestaltung seines Körpers, die Racenunterschiede, sein Wachsen, das Schlafen und Träumen, die Lebensalter, die Temperamente, die Verleiblichung des Geistes im Körper, die sogenannte Pathognomik und Physiognomik, das Erwachen des Bewusstseins, dann die theoretischen Anlagen des Menschen, die fünf Sinne, die Lehre von den Anlagen, dem Talent und dem Genie, den grossen Process der Anschauung, der Vorstellung und des Denkens, den sogenannten theoretischen Process oder der Intelligenz, dann die practischen Anlagen des Menschen, die Lehre von den Trieben, von den Neigungen, von den Leidenschaften, von dem Willen dar, und endet damit, wie der Mensch von Gott so angelegt ist, am Schluss einer naturgemässen Entwicklung seiner sämmtlichen Potenzen das Allgemeine denken und wollen zu können. Die Anthropologie und Psychologie hat einen bestimmten Anfang und ein bestimmtes Ende und es ist nicht Hegel's geringstes Verdienst, sie so bestimmt abgegrenzt und ihr ihre bestimmte Stellung im Gesammtgebiet der Disciplinen angewiesen zu haben. Sie kommt, wie schon erwähnt, von der Zoologie her und mündet ein in die Philosophie des Geistes.

Bevor wir nun den practischen Nutzen aus der bisherigen Untersuchung, bei der ich vielleicht zu sehr Ihre Geduld in Anspruch genommen habe, ziehen können und dürfen, wollen wir nun des Weiteren das Wort „Ethnographie" oder „Ethnologie" einer Untersuchung unterziehen.

„Ethnos" bedeutet jede durch Gewohnheit verbundene Schaar, sei es von

Thieren oder Menschen. Aber schliesslich versteht man unter Ethnos ein „Volk". Ethnographie oder Ethnologie heisst also „Beschreibung der Völker," Lehre der Völker. Es ist aber klar, dass ein jedes Volk: 1) einem bestimmten Erdboden angehört, 2) einer bestimmten Race, 3) einem bestimmten Stamm, 4) dass es eine bestimmte Vorgeschichte gehabt hat, 5) dass es eine bestimmte Sprache mit eigenen Dialecten gehabt hat oder hat, 6) eine bestimmte Religion, 7) einen bestimmten Cultus, 8) eine bestimmte Kunst, 9) bestimmte Sitten und Gebräuche, in Kleidung, Benehmen, bei Ehen, bei Geburten, bei Begräbnissen, bei Spielen, bei Kämpfen u. s. w. u. s. w., 10) eine bestimmte Staatsverfassung, 11) eine bestimmte Wissenschaft und Philosophie. Es ist also klar, dass die Ethnographie die weiteste Form ist, die es giebt, und also auch die Anthropologie in sich fasst.

Sie fällt also in diesem weitesten Sinne mit der Culturgeschichte zusammen.

Und in der That, meine hochzuverehrenden Herren, erreichen wir erst mit der Culturgeschichte den letzten Höhepunkt, von dem aus wir den gesammten Inhalt der Rathschläge für Anthropologische Untersuchungen auf Expeditionen der Marine, welche auf Veranlassung des Chefs der Kaiserlich deutschen Admiralität von der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte herausgegeben sind, klar durchschauen und nach allen Seiten hin practikabel machen können. Wie könnten wir hierbei unterlassen, die Weisheit des Chefs der Admiralität und des Directors der Marine-Akademie zu preisen, dass sie die Vorlesungen über Culturgeschichte auf der neubegründeten Marine-Akademie eingeführt haben. Die Culturgeschichte ist gewiss für jeden Menschen lehrreich und interessant, aber für den Marine-Officier besonders, weil der mit allen vergangenen und lebenden Völkern in Berührung tritt.

Wir können jetzt in den practischen Anwendungen, wie klar einleuchtet, rasch vorwärts gehen. Die Officiere der Kaiserlichen Marine sollen davon ausgehen, dass Alles, jede Kleinigkeit bedeutend ist für Aufklärung über Culturgeschichte und für das Verständniss der untergegangenen und noch lebenden Völker auf der Erde, und wie an einer Perlenschnur reihen sich an diesen Gedanken und an diese Pflicht die Specialpunkte in folgender Weise übersichtlich an:

I. Der Erdboden ist zu betrachten über dem Wasser und unter dem Wasser und zwar:

a) als solcher, in seiner Oberfläche, ob flach, ob gebirgig, wie hoch gebirgig, ob vulkanisch, ob mit Mineral-Quellen, wie das Wasser ist u. s. w., ob Flüsse, wie sie beschaffen sind, wie breit, wie tief, ob Seen, Geographie im gewöhnlichen Sinn;

b) in seinen Stoffen — Mineralogie;

c) in seinen Pflanzen — Botanik ⎫ Land und Meer.
d) in seinen Thieren — Zoologie ⎭

Alles, was hier charakteristisch ist, soll gesammelt event. abgebildet werden, in Gyps oder photographisch abgenommen, und beschrieben werden. Die Brochüre der Berliner Gesellschaft für Anthropologie etc. fasst dies pag. 19 unter der Ueberschrift „F. Geographie und Statistik" zusammen, und die Herren Officiere finden hier die kleinsten Details, was hier noch zu thun ist. Da sind Specialtheile der Erde verzeichnet, die so gut wie noch ganz unbekannt sind.

II. Zweitens ist der Körper des Menschen zu betrachten. Die Unterterschiede der Racen beurkunden sich besonders durch den Schädel, die Haare, die Haut und die Anatomie des Körpers. Wo möglich sind daher ganze Leichen zu verschaffen oder sonst in Gyps-Abgüssen und event. photographisch· Wenn die Geschichte eines Volks, ihre äussere und innere, schon sehr von dem Erdboden abhängt, so noch mehr von der Beschaffenheit des Körpers. Der Körper ist der Träger der Seele und des Geistes, und darin liegt die Bedeutung der Racen-Unterschiede und der Verschiedenheit der Volksstämme für das Verständniss der Culturgeschichte. Bekanntlich ist hierin schon viel geleistet, aber es bleibt noch viel zu thun übrig. Da die Marine auf ihren Expeditionen Aerzte mit hat, so sind die Officiere auf diesem Gebiet stets von Fach- und Sachkundigen umgeben, und ist daher die Erwartung der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin in diesem Punkt ganz sicher gestellt. Auch die Photographie leistet hier ja wieder so ausserordentliche Hülfe. Grade die Zeitung von heute berichtet von der Ausstellung eines anthropologisch - ethnographischen Albums des Photographen Dammann in Hamburg, die dort 2 Tage statt gefunden habe, worin die verschiedensten Völkerstämme der Welt von Ost-Sibirien bis Australien vertreten, darunter manche photographische Original-Aufnahme, so namentlich der Mannschaft der Corvette „El Magidi" von Zanzibar, welche vor 2 Jahren im Hamburger Hafen lag, und dessen Besatzung verschiedene ostafrikanische Stämme repräsentirte. Und diese Erwartung erstreckt sich auch auf die wichtige Frage, welche sich auf die Krankheiten des Körpers bezieht und in der Brochüre pag. 17 als „D. Pathologie" bezeichnet ist. Sehr charakteristisch ist hier der Ausdrnck „Geographie der Krankheiten" und ganz besonders wird die Marine auf diesen Punkt schon aus purem Egoismus und purem Selbsterhaltungs-Trieb das grösste Gewicht legen. Eine Menge Krankheiten sind theils an den Boden, theils an das Klima geknüpft. Die englische Marine ist auf diesem Gebiet energisch vorangegangen. Einen wichtigen Dienst kann die deutsche Marine der Wissenschaft der Medicin leisten, wenn sie auf die Gesichtspunkte „D. Pathologie" mit aller Sorgfalt achtet und die Erwartungen der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin ist bei dieser Frage ebenfalls um so sicherer gestellt, als beständig Aerzte auf der Marine sind. Ich will nur daran erinnern, wie entfernt liegende Beoabachtungen hier eingreifen.

Es ist so viel und mit Recht in der Brochüre von der furchtbaren Krankheit der Lepra die Rede. In Norwegen heisst sie Spedalskhed. Sie ist furchtbar und es ist gewiss, dass sie in einigen Thälern in Norwegen ist, in andern gar nicht, also wohl mit dem specifischen Erdboden zusammen hängt Als ich einmal bei einer Reise in Norwegen mit einem Arzt über diese Krankheit sprach, kam auch die Rede auf den so überaus verbreiteten Irrsinn in Norwegen. Da hörte ich eine Erklärung, die mich sehr frappirte. Der Arzt sagte mir, nach seiner Meinung käme dies daher, weil bei den Bauern in Norwegen die Sitte herrsche, die Wiege an die Decke des Zimmers zu hängen und beim Weggehen aus dem Hause in grosse Schwingungen zu setzen, wodurch das Gehirn geschwächt würde. Ob diese Erklärung richtig ist, müssen die Aerzte entscheiden, aber das Nachdenken anregen muss sie. Auf Alles muss man achten, jede Beobachtung kann fördern, und, wenn man in die Länder fremder entlegener Völker kommt, so wäre besonders auch darauf zu achten, wie die Mütter mit den Säuglingen umgehen, wie die Windeln sind, welche Nahrung die Kinder bekommen, wie man sie einschläfert u. s. w., worauf auch die Brochüre aufmerksam macht.

III. Aber Drittens nicht minder wichtig ist der Habitus des Körpers d. h. seine Haltung, Stellung, sein Gang, seine Manieren, der Putz, die Bekleidung. In dem Körper erscheint die Seele. Es ist vor allem die sogenannte Pathognomik und Physiognomik, welche uns hier in ihrer grossen Bedeutung entgegen treten. Beide bezeichnen eine Verleiblichung der Empfindungen, aber mit dem Unterschied, dass pathognomische Ausdrücke sich mehr auf vorübergehende Leidenschaften beziehen, die physiognomischen Ausdrücke hingegen den Character, also etwas bleibendes, befassen (Hegel Bd. VII. b. pag. 245), das Pathognomische wird zugleich ein Physiognomisches, wenn die Leidenschaften in einem Menschen nicht blos vorübergehend, sondern dauernd herrschen. So gräbt sich z. B. die bleibende Leidenschaft des Zorns fest in das Gesicht ein, so prägt sich auch frömmlerisches Wesen allmählich auf unvertilgbare Weise im Gesicht und in der ganzen Haltung des Körpers aus (ebendaselbst pag. 245). Die geistigen Ausdrücke fallen vornehmlich in das Gesicht, weil der Kopf der eigentliche Sitz des Geistigen ist. In dem mehr oder weniger der Natürlichkeit als solcher angehörenden und deshalb bei den gesitteten Völkern aus Scham bekleideten übrigen Leibe offenbart sich das Geistige besonders durch die Haltung des Körpers. Diese ist daher — beiläufig gesagt — von den Künstlern der Alten bei ihren Darstellungen ganz besonders beachtet worden, da sie den Geist vorzugsweise in seiner Ergossenheit in die Leiblichkeit zur Anschauung brachten. — So weit der geistige Ausdruck von den Gesichtsmuskeln hervorgebracht wird, nennt man ihn bekanntlich das Mienenspiel; die Gebehrden im engeren Sinne des Wortes gehen vom übrigen Körper aus. — Die absolute Gebehrde des Menschen ist aufrechte Stellung; nur er zeigt sich desselben fähig; wogegen der Orang-Utang selbst bloss an einem Stocke aufrecht

zu stehen vermag. Der Mensch ist nicht von Natur, von Hause aus, aufgerichtet er selber richtet sich durch die Energie seines Willens auf; und obgleich sein Stehen, nachdem es zur Gewohnheit geworden ist, keiner ferneren angestrengten Willensthätigkeit bedarf, so muss dasselbe doch immer von unserem Willen durchdrungen bleiben, wenn wir nicht augenblicklich zusammensinken sollen. — Der Arm und besonders die Hand des Menschen sind gleichfalls etwas ihm Eigenthümliches; kein Thier hat ein so bewegliches Werkzeug der Thätigkeit nach aussen. Die Hand des Menschen — diess Werkzeug der Werkzeuge, ist zu einer unendlichen Menge von Willensäusserungen zu dienen geeignet. In der Regel machen wir die Gebehrden zunächst mit der Hand, dann mit dem ganzen Arm und dem übrigen Körper.

Der Ausdruck durch die Mienen und Gebehrden bietet einen interessanten Gegenstand der Betrachtung dar. Es ist jedoch mitunter nicht leicht, den Grund der bestimmten symbolischen Natur gewisser Mienen und Gebehrden, den Zusammenhang ihrer Bedeutung mit dem, was sie an sich sind, aufzufinden. Wir wollen hier nicht alle, sondern nur die gewöhnlichsten hierher gehörenden Erscheinungen besprechen. Das Kopfnicken — um mit diesem anzufangen — bedeutet eine Bejahung, denn wir geben damit eine Art von Unterwerfung zu erkennen. Die Achtungsbezeugung des sich Verbeugens geschieht bei uns Europäern in allen Fällen nur mit dem obern Körper, da wir dabei unsere Selbstständigkeit nicht aufgeben wollen. Die Orientalen dagegen drücken ihre Ehrfurcht vor dem Herrn dadurch aus, dass sie sich vor ihm auf die Erde werfen; sie dürfen ihm nicht ins Auge sehen, weil sie damit ihr Für-sich-sein behaupten, aber nur der Herr frei über den Diener und Sclaven hinwegzusehen das Recht hat. Das Kopfschütteln ist ein verneinen, denn dadurch deuten wir ein Wankendmachen, ein Umstossen an. Das Kopfaufwerfen drückt Verachtung, ein Sicherheben über Jemand aus. Das Nasenrümpfen bezeichnet einen Ekel wie vor etwas Uebelriechendem. Das Stirnrunzeln verkündigt ein Bösesym, ein Sich-in-sich-fixiren gegen Anderes. Ein langes Gesicht machen wir, wenn wir uns in unserer Erwartung getäuscht sehen; denn in diesem Falle fühlen wir uns gleichsam aufgelösst. Die ausdruckvollsten Gebehrden haben ihren Sitz im Munde und in der Umgebung desselben, da von ihm die Aeusserung des Sprechens ausgeht und sehr mannigfache Modificationen der Lippen mit sich führt. Was die Hände betrifft, so ist das ein Erstaunen ausdrückende Zusammenschlagen derselben über den Kopf gewissermassen ein Versuch, sich über sich selber zusammen zu halten. Das Händeeinschlagen beim Versprechen aber zeigt, wie man leicht einsieht, ein Einiggewordensein an. Auch die Bewegung der untern Extremitäten, der Gang, ist sehr bezeichnend. Vor allem muss derselbe gebildet sein, die Seele in ihm ihre Herrschaft über den Körper verrathen. Doch nicht bloss Bildung oder Ungebildetheit, sondern auch einerseits Nachlässigkeit, affectirtes Wesen, Eitelkeit, Heuchelei u. s. w., andrerseits Ordentlichkeit, Bescheidenheit, Verstän-

digkeit, Offenherzigkeit u. s. w. drücken sich in der eigenthümlichen Art des Gehens aus, so dass man die Menschen leicht von einander am Gange zu unterscheiden vermag. Uebrigens hat der Gebildete ein weniger lebhafteres Mienen- und Gebehrdenspiel als der Ungebildete. Wie jener dem inneren Sturme seiner Leidenschaften Ruhe gebietet, so beachtet er auch äusserlich eine ruhige Haltung und ertheilt der freiwilligen Verleiblichung seiner Empfindungen ein gewisses mittleres Maass; wogegen der Ungebildete, ohne Macht über sein Inneres, nicht anders, als durch einen Luxus von Mienen und Gebehrden sich verständlich machen zu können glaubt (eben daselbst pag. 242—244).

Die Brochüre der anthropologischen Gesellschaft in Berlin hat pag. 15 hinsichtlich des Gesichtsausdruckes die von Darwin angegebenen Gesichtspuncte abgedruckt, welche in die für die österreichische k. k. Mission nach Ost-Asien ausgefertigten Instructionen aufgenommen sind. Sie sind überaus lehrreich und interessant. Ich will mir nur erlauben zu Nr. 12 eine Bemerkung hinzuzufügen. Nr. 12 ist bezeichnet: „Wird das Lachen jemals bis zu der Höhe gesteigert, bei der es Thränen in die Augen bringt?“ Darauf soll bei Beobachtung der Menschen in ferneren Gegenden geachtet werden. Dies betrifft also die pathologische oder physiologische Seite des Lachens. Das Lachen hat ader auch eine sehr starke pathognomische Seite; denn es durchläuft von dem gemeinen, sich ausschüttenden, schallenden Gelächter eines leeren oder rohen Menschen bis zum sanften Lächeln der edlen Seele, dem Lächeln in der Thräne, eine Reihe vielfacher Abstufungen, in welchen es sich immer mehr von seiner Natürlichkeit befreit, bis es im Lächeln zu einer Geberde, also zu etwas vom freien Willen Ausgehenden wird. Die verschiedenen Arten des Lachens drücken daher die Bildungsstufe der Individuen auf eine sehr charakteristische Weise aus. Ein ausgelassenes, schallendes Lachen kommt einem Manne von Reflexion niemals, oder doch nur selten an; Perikles z. B. soll, nachdem er sich den öffentlichen Geschäften gewidmet hatte, gar nicht mehr gelacht haben. Das viele Lachen hält man mit Recht für einen Reweis der Fadheit, eines thörichen Sinnes, welcher für alle grossen wahrhaft substantiellen Interessen stumpf ist, und dieselben als ihm äusserliche und fremde betrachtet. (Hegel Bd. VII. b. pag. 138 und 139).

IV. So wichtig nun aber auch Nr. I, II und Nr. III sind, so bedeutend auch die Kranioskopie, Pathognomik und Physiomik sind, so ist der Leib für den Geist doch nur die erste Erscheinung, während dagegen die Sprache der vollkommene Ausdruck des Geistes ist. In unserer Stufenfolge von unten beginnend würde daher nun viertens die Sprache naturgemäss uns entgegen treten. Die Brochüre der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin hat dieses Gebiet unter „E. Linguistik pag. 18 und 19“, wenn auch nur in 30 Zeilen, für die Herrn Offiziere auf das Fasslichste, Uebersichtlichste und Einleuchtendste dargestellt. Wenn ich auch nichts von

Belang zu diesem Abschnitt hinzufügen kann, so will ich doch nicht unterlassen, nochmals auf die Wichtigkeit dieses Punktes hinzuweisen und auf die hervorragenden Verdienste, welche die Marine-Offiziere sich um die Wissenschaft hierbei erwerben können. Die Philologie, die comparative Grammatik, die Sprachphilosophie, sind von ganz ausserordentlicher Bedeutung für das Verständniss des Geistes, der Völker- und der Culturgeschichte. Die Marine-Offiziere müssen sich vorstellen, dass sie denjenigen Männern, welche auf diesem schwierigen Gebiete arbeiten, einen gar nicht zu ersetzenden Gefallen erweisen, wenn sie ihnen von den bezeichneten fremden Völkern und Ländern ein Originalstück der Sprache, sei es in Schrift oder in Form eines aufgeschriebenen Gesprächs mit Uebersetzung zuschicken können, ein Originallied, ein Vokabulär, Formeln bei Ritualen, und dies ganz besonders von den polynesischen Inseln.

V. Ist nun aber die Sprache und gewiss mit Recht als dasjenige Material bezeichnet, worin der Geist seinen vollkommenen Ausdruck hat, so wissen wir jedoch, dass fünftens der Mensch auch ein handelndes und schaffendes Wesen ist. Vor Allem aus den Handlungen und Werken erkennen wir den Geist, also aus dem ganzen Gebiet der Sitten und Gebräuche, in den häuslichen Einrichtungen, in dem Familienleben, dem socialen Leben, dem industriellen und mercantilen, dem kriegerischen, dem religiösen, dem künstlerischen, dem politischen. Hier glaube ich, können wir durch übersichtliche Fassungen etwas nützen, und zwar zunächst dadurch, dass wir uns daran erinnern lassen, wie es a) Völker gegeben hat, die vorgeschichtlich waren und untergegangen sind, worüber die Brochüre der anthropologischen Gesellschaft in Berlin unter dem Titel „B. Prähistorische Forschungen pag. 11 und 12“ spricht. Wir wissen ferner, dass es b) geschichtliche Völker gegeben hat, die untergegangen sind, wie die am Euphrat und Tigris, die Aegypter, die Griechen, die Etrusker, die Römer, und dass c) es jetzt lebende Völker giebt.

Der Abschnitt in der Brochüre der anthropologischen Gesellschaft in Berlin über die Prähistorischen Studien ist ausgezeichnet abgefasst und geht mit Recht bis auf die Paläontologie zurück. Uugemein dankbar ist für den Marine-Offizier diese Mitwirkung an den Prähistorischen Studien, und Sie wissen, wie jede Kleinigkeit, ein Stück Menschen- und Thierknochen, ja auch nur eine Scherbe, aus dieser Periode ein wichtiger Beitrag ist. Auf die alten Höhlenwohnungen, auf die alten Knochenanhäufungen, auf die Erdwälle, auf die Mauerarbeiten, auf den Mörtel, auf die alten Opferplätze, auf die alten Gräber ist das höchste Gewicht zu legen. Die genauesten Beschreibungen, die genauesten Abbildungen sind hier erforderlich. Desgleichen sind Ankäufe zu machen, und es ist zu hoffen, dass das Marineministerium überhaupt für die erforderlichen Ankäufe aller Art auf den Marine-Expeditionen im Interesse der Wissenschaft grössere Summen auswerfen wird.

Was nun zweitens die untergegangenen historischen Völker betrifft,

so will ich nur ein Beispiel mittheilen, zu welchen Aufklärungen Funde führen können. In Stanzona wurde in diesem Jahre ein römischer Grabstein gefunden mit etrurischer Inschrift. Das Jahr vorher wurde in Trefidio, ebenebenfalls im Veltlin, eine etruskische Inschrift gefunden; in Malz dagegen wurde ein keltischer Gräberfund gemacht und die Aufstellungen der neuen ethnographischen Forschungen, welchen zufolge die südlichen Alpenländer Rhätiens in vorrömischer Zeit von Etruskern, die diesseitigen hingegen von Kelten bewohnt waren, erhalten durch diese Funde treffende Belege.

Was die unbedeutendsten Kleinigkeiten, eine Scherbe, betrifft, will ich auch ein Beispiel mittheilen, wie wichtig ein solcher Fund sein kann. Als ich in Athen war, wurde mir im Cultusministerium, wo eine Sammlung von Alterthümern sich findet, eine Scherbe gezeigt, nicht grösser als ein preussischer Thaler, gefunden auf der Akropolis. Es war dies Stück ein ausserordentlicher Fund, weil auf ihm eine Farbenpracht sich findet, wie man sie bisher auf Gefässen nie gefunden hatte.

Was nun aber diesem ganzen soeben bezeichneten Gebiet besonders zu Hülfe kommt, ist dieses, dass in unserm Jahrhundert übersichtliche Museen begründet sind, die deutlich veranschaulichen, was man meint und was man wünscht. Es giebt Museen für Pfahlbauten wie in Zürich, für die Stein- und Bronce-Periode wie in Kopenhagen, Christiania, Stockholm, Kiel, Berlin, ferner sogenannte ethnographische Museen, wie in Kopenhagen, im Haag, in Berlin, und bei diesen letzteren müssen wir erst einen Augenblick stehen bleiben, da der grösste Theil des ersten Abschnittes der Brochüre der anthropologischen Gesellschaft in Berlin pag. 3—10 unter der Ueberschrift „A Ethnographie“ vorzugsweise von dem handelt, was man unter einem ethnographischen Museum versteht. Es ist dieser Abschnitt bis auf die kleinsten Details ausgearbeitet und einen bessern Wegweiser können Sie nicht finden. Aber es ist klar, dass daneben das allerbeste Mittel darin besteht, solche Museen genau zu studiren, ehe eine Expedition angetreten wird.

Ferner giebt es ja etrurische Museen, wie im Vatikan, in Florenz, in Neapel, in Chiusi, Palermo, Berlin, ferner assyrische, ägyptische, griechische römische. Wenn der Besuch solcher Museen für Jedermann interessant und lehrreich ist, so ganz besonders für diejenigen Männer, die berufen sind, zu sammeln, und Keiner ist mehr dazu berufen als der Marine-Offizier, weil Keinem solche Gelegenheit dazu geboten wird. Das Studium der erwähnten Brochüre und fleissiges Besuchen aller Museen, auch der anatomischen und zoologischen, setzt Sie in den Stand, den schönen Erwartungen zu entsprechen, welche die Wissenschaft an die Expeditionen der Marine knüpft. Man muss bei einer Berührung mit einem fremden Volk auf alles, auf die grösste Kleinigkeit achten; denn alles ist wichtig und kann unerwartete Aufschlüsse geben. Da will ich auch nur ein Beispiel anführen. Der Geist Chinas ist schwer zu fassen und in der Culturgeschichte oder Philosophie der Geschichte stellen wir ihn so dar, dass dort die abstracte Familiensubstanz das herr-

schende und übergreifende ist und der Einzelne demgemäss dort nicht zum Bewusstsein des Ichs gelangt. Da erzählte mir nun ein Offizier der deutschen Marine, er habe einmal bei einem Chinesen zu Mittag gegessen und nach dem Essen eine Cigarre bei ihm geraucht. Da der Chinese selbst keine Cigarre anzündete, habe er ihn gefragt, ob er nicht rauche; da habe er geantwortet: „wenn die Mutter es erlaubt". Der Chinese war selbstständig und die Mutter nur bei ihm zum Besuch. Wie bestätigt dieser Fall das Wesen des chinesischen Geistes? Habe ich vorher der Museen erwähnt, wie deren Besuch und Studium eine so unentbehrliche und vortreffliche Vorbereitung für die wissenschaftlichen Bestrebungen der Marine auf ihren Expeditionen sind, so sind es wiederum gerade diese Museen, die Ihren Arbeiten und Sendungen mit Spannung entgegensehen und Ihnen den eigentlichen Dank bringen werden. Ein Beispiel liegt unmittelbar in unserer nächsten Nähe vor. Der Commandant des deutschen Geschwaders, das nach Westindien gegangen ist, Herr Capitain zur See Werner, hatte sich vor der Abreise in liebenswürdigster Weise erboten, für die hiesige Universität Sammlungen zu veranstalten. Diesseits ging man natürlich mit Dank darauf ein, und das zoologische Museum stattete die Schiffe mit einigen Fässern Spiritus, Glasgefässen und Fanggeräthen aus. Hierzu hatte Capitain Werner noch aus eigenen Mitteln Gefässe und Schleppnetze hinzugefügt. Seit dem Januar sind dann bis jetzt bereits 8 Kisten mit verschiedenen werthvollen Objecten an die Universität gesandt worden, grösstentheils für das zoologische Museum, zum Theil auch für das mineralogische bestimmt. Die Zoologische Ausbeute begreift sowohl Meer- als Landthiere, bisher von 6 Fundorten, der Kap Verdischen Inseln, Barbados, la Guayra und Puerto Cabello in Venezuela, Sabanilla in Neu-Granada und Jamaika. Von Landthieren sind zahlreiche Vogelbälge, Eidechsen, Schlangen, und verschiedene Insekten gesandt worden, von letzteren eine reichhaltige Sammlung künstlich präparirter Schmetterlinge; hierbei ist dem Capitain die Hülfe eines im Behandeln von Schmetterlingen erfahrenen Ober-Maschinisten auf dem Friedrich Carl sehr zu statten gekommen. Interessanter als diese Ausbeute zu Land sind die Ergebnisse der Schleppnetze, bis zu 60 Faden Tiefe, von den erwähnten Stellen. Besonders reich sind die Sendungen an Schwämmen und Korallen, so dass das zoologische Museum mit einer hübschen Collection dieser Gebiete aus der Fauna des westindischen Meeres versehen worden ist. Strahlthiere, Würmer, Weichthiere, Krebsthiere uud Fische schliessen sich daran. Alles ist, Dank meisterhafter Zubereitung und Packung in vortrefflichem Zustande angekommen und Sie können sich die Freude vorstellen, welche hier Capitain Werner den betreffenden Professoren gemacht hat. Möchte dieses Beispiel reiche Nachahmung finden.

Ich darf nicht ausführlicher sein als ich gewesen bin und habe so schon Ihre Zeit und Aufmerksamkeit in reichlichem Maasse in Anspruch genommen. In einen einzigem Vortrage sollte die ganze Aufgabe beleuchtet werden und

ich brauche nicht zu erwähnen, auf wie grosse Nachsicht ich daher rechnen muss. Von einer erschöpfenden Aufgabe der Behandlung kann nicht die Rede sein. Nur zum gründlichen Studium der Brochüre anzuregen, ist mein Wunsch und meine Absicht. Wir müssen den Männern, die sie verfasst haben, alle sehr dankbar sein.

Ich will nur noch auf eins aufmerksam machen, wenn es nicht schon geschehen ist, dass nämlich alle Consuln des deutschen Reichs in den Besitz der Brochüre der anthropologischen Gesellschaft in Berlin gelangen und aufgefordert werden müssen, die Herren Offiziere zu unterstützen und vor ihrem Kommen nach der Instruction der Rathschläge für anthropologische Untersuchungen zu sammeln und Forschungen anzustellen.

Ich kann diesen Vortrag nicht schliessen, ohne der Kaiserlichen Deutschen Marine meinen „Glückwunsch" zuzurufen, dass sie an ihrer Spitze einen Chef hat, der Beides, ihre reale und ideale, ihre militärische und ihre culturhistorische Stellung, in so grossem Style umfasst und fördert.

Uebersicht
der
Literatur für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte im J. 1873.

Zusammengestellt von W. Koner.

Allgemeines und Einleitendes.

Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistorique Compte rendu de la 6. Session. Bruxelles 1872. gr. 8. (10 Thlr.)

Die vierte allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Wiesbaden am 15.—17. September 1873. Nach stenographischen Aufzeichnungen red. von A. v. Frantzius. Braunschweig 1874. 4.

Die vierte Versammlung deutscher Anthropologen zu Wiesbaden. — Ausland. 1873. No. 43

Fraas, Ueber die anthropologischen Ausstellungen in Wien. — 4. Versamml. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 34.

Müller (F.), Allgemeine Ethnographie. Wien (Beck) 1873. gr. 8. (3⅓ Thlr.)

Peschel (O.), Völkerkunde. Leipzig (Duncker & Humblot) 1874. gr. 8. (3 Thlr. 22 Sgr.)

Wollschläger (C. S.), Handbuch der Ethnographie und der Verbreitung der Sprachen nach den Ergebnissen der modernen Forschungen. Oberhausen (Spaarmann) 1873. gr. 8 (⅓ Thlr.)

Bastian (A.), Ethnologische Forschungen und Sammlung von Material für dieselben. Bd. II. Jena (Costenoble) 1873. gr. 8. (3⅓ Thlr.)

Lubbock (J.), Die vorgeschichtliche Zeit erläutert durch die Ueberreste des Alterthums und die Sitten und Gebräuche der jetzigen Wilden. Bd. II. Jena (Costenoble) 1874. gr. 8. (2⅔ Thlr.)

Grün (D.), Länder- und Völkerkunde. 2 Bde. Wien (Beck) 1873. 8. (2 Thlr.)

Tubino, Antropologia. — Revista de antropología. 1874. p. 39. 110.

Perty (M.), Die Anthropologie als Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen. Bd. III. Leipzig (Winter) 1874. gr. 8. (5 Thlr.)

Neue culturgeschichtliche Forschungen. — Ausland. 1873. No. 34 ff.

Béla Weisz, Die Anwendung der statistischen Methode bei der Erforschung von Culturgesetzen. — Ausland. 1873. No. 51.

Liebrecht (F.), Zur Culturgeschichte. — Z. f. Ethnologie. V. 1873. p. 77.

Ueber die Gleichförmigkeiten der Sitten und religiösen Anschauungen. — Ausland. 1873. No. 40.

Lindtner (Th.), Ein Durchgangsstadium der menschlichen Cultur. — Gaea 1873. p. 104.

Brown (Rob.), The races of mankind: being a popular description of the characteristics, manners, and customs of the principal varieties of the human family. Vol. I. London (Cassell) 1873. 8. (6 s.)

Lyell (Ch.), The geological evidence of the antiquity of man. 4th edit. London (Murray) 1873. 592 S. 8. (14 s.)

Siegwart (K.), Das Alter des Menschengeschlechts. 3. Aufl. Berlin (Denicke) 1873. gr. 8. (⅚ Thlr.)

de Vertus (A.), Le Monde avant l'histoire. Language, moeurs et religion des premiers hommes. Château-Thierry 1873. 162 S. 8.

Baer (W.), Der vorgeschichtliche Mensch. Ursprung und Entwickelung des Menschengeschlechtes. 1. Abth. Leipzig (Spamer) 1873. gr. 8. (1⅓ Thlr)

Baer (W.) u. F. v. Hellwald, Der vorgeschichtliche Mensch. 1.—6. Lief. Leipzig (Spamer) 1873. gr. 8. (à ⅙ Thlr.)

Thomassen (J. H.), Die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Urgeschichte. — Gaea 1873. p. 487.

Schmidt (O.), Fechner's Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen. — Ausland. 1874. Nr. 8.

Velasco (Gonzalez de), Observaciones sobre el estudio del hombre. — Revista de antropologia. 1874. p. 32.

Vilanova, Origen, antigüedad y naturaleza del hombre. — Revista de antropologia. 1874. p. 53. 125.

v. Wolzogen (H.), Aus der Urgeschichte der Menschheit. — Deutsche Warte. V. October.

d'Omalius d'Halloy (J.), Discours sur les diverses questions relatives aux races humaines. — Bull. de l'Acad. roy. de Belgique. XXXIV. p. 607.

Ploss (M.), Aus der Urgeschichte der Menschen. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873 p. 6. 50.

The Progress from Brute to Man. — North American Review. 1873. October. p. 251.

Zur Literatur der Descendenztheorie. — Ausland. 1873. No. 45.

Lyon (W. P.). Homo versus Darwin: a judicial examination of Darwin's descent of man. 3 d edit. London (Hamilton) 1873. 8. (2 s. 6 d.)

Schmidt (O), Descendenzlehre und Darwinismus. Leipzig. (Brockhaus; internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. II.) 1873. 8. (2 Thlr.)

Schleicher (A.), Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft. 3. Aufl. Weimar (Böhlau) 1873. gr. 8. (8 Sgr.)

Der Darwinismus und die Mythologie. — Ausland. 1873. No. 40.

Erdmann, Darwin's Erklärung pathognomischer Erscheinungen. Halle (Schmidt) 1873. gr. 4. (6 Sgr.)

Wigand (A.), Der Darwinismus und die Naturforschung Newtons und Cuviers. Bd. I. Braunschweig (Vieweg u. S.) 1874. gr. 8. (4 Thlr.)

Die Darwinsche Lehre und die Descendenztheorie bei bengalischer Beleuchtung. Wien (Mayer & Co. in Comm.) 1873. 8. (2 Sgr.)

Die Descendenztheorie im Anfange dieses Jahrhunderts. — Ausland. 1873. No. 26.

Jäger (G.), Eine neue Darstellung der Descendenzlehre. — Ausland. 1874. No. 6.

Ariza, Diferencias especificas de las razas humanas. — Revista de antropólogia. 1874. p. 18. 96.
Hysern, De la unitad nativa del género humano. — Revista de antropologia. 1874. p. 9. 84.
Haeckel (E.), Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechtes. 3. Aufl. Berlin (Lüderitz; Sammlung gemeinverst. wiss. Vorträge No. 52 53) 1873. 8. (½ Thlr.)
(Bastian), Offner Brief an Herrn Professor Dr. E. Häckel, Verfasser der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte". Berlin (Wiegandt, Hempel & Parey) 1874. 8.
Claus (C.), Die Typenlehre und E. Haeckel's sogenannte Gastraea-Theorie. Wien (Manz) 1874. gr. 8. (8 Sgr.)
v. Barth, Die Frage von der Urzeugung nach ihrem heutigen Stande. — Ausland. 1874. No. 1. ff.
Howorth (H. H.), Strictures on Darvinisme. The exstinction of types. — Journ. of the Anthropolog. Institute. III. 1873. p. 208.
Agassiz, Hommes et Singes. — Revue scientifique. 1874. No. 35.
de Mortillet, Le précurseur de l'homme. — Revue scientifique. 2e Sér. III. 1873. No. 10.
Peschel (O.), Ueber die Gliederung und ihren Einfluss auf das Fortschreiten der Gesittung — 2. Jahresber. d. Münchner geogr. Ges. 1872. p. 41.
Instinct und Verstand. — Ausland. 1873. No. 18.
Richarz, Ueber Bedeutung und Ursprung der Geschlechter. — 4. Versamml. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 40.
Vererbung elterlicher Eigenschaften auf die Kinder. — Ausland. 1873. No. 30.
Royer (Mme. Clémence), Sur la craniologie de l'époque quaternaire. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VIII. 1872. p. 189.
Gosse (L. A.), Ueber künstliche Verunstaltung des Schädels. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsbericht 1873. p. 74.
Mantegazza (P.), Della capacità delle fosse nasali e degli indice rinocefalico e cerebrofacciale nel cranio umano. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. III. 1873. p. 253.
Schmid (F.), Ueber die gegenseitige Stellung der Gelenk- und Knochenaxen der vordern und hintern Extremität bei Wirbelthieren. — Arch. f. Anthropologie. VI. 1873. p. 181.
Zanneti (A.), Dei vasi in terra cotta come criteri di cronologia. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. III. 1873. p. 275.
Broca (P.), De l'influence de l'éducation sur le volume et la forme de la tête. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 879.
Topinard (P), D'un nouveau craniophore. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 862.
v. Ihering (H.), Zur Reform der Craniometrie. — Z. f. Ethnologie. V. 1873. p. 121.
Busk (G.), Note on a ready method of measuring the cubic capacity of skulls. — Journ. of the Anthropol. Institute. III. 1873. p. 200.
Der Bau und das Wachsthum des Affen- und Menschenschädels. Halle. 1873. p. 566.
Dally, Sur les proportions des membres et sur leur croissance relative. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 832.
Hehn (V.), Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. 2. Aufl. Berlin (Gebr. Bornträger) 1874. Lief. 1—8. gr. 8. (à 1 Thlr.)
Papillaud, Sur les léporides. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 225.
Broca (P.), Sur les léporides. — Ebds. VII. 1872. p. 268.
Pietrement (C. A.), Second memoire sur les chevaux à trente-quatre côtes des Aryas de l'époque védique. — Journ. de médicine vétérinaire militaire. 1873.
Sanson (A.), Sur des migrations des chevaux — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 699.
Das gesellschaftliche Entstehen neuer Species. Gaea. — 1873. p. 573.
Uifahry de Mezö-Kövesd (Ch. E. de), Recherches sur le tableau ethnographique de la Bible et sur les migrations des peuples. Paris 1873. 62 S. 8.

Steur (Ch.), Ethnographie des peuples de l'Europe avant Jésus-Christ. T. II. Fasc. 2. Bruxelles (Muquardt) 1873. gr. 8. (1⅓ Thlr.)
Virchow (R.), Die Urbevölkerung Europa's. Berlin (Lüderitz; Samml. gemeinverstl. wiss. Vortr. No. 193) 1873. gr. 8. (⅙ Thlr.)
L'Europe orientale, son état présent, sa réorganisation, avec deux tableaux ethnographiques et politiques et une carte. Tchèques, Polonais, Magyars, Slovènes-Croates-Serbes, Roumains, Bulgares, Albanais, Hellènes. Paris (Germer Baillière) 1873. 250 S. 8. (3½ Fr.)
Hartwig (S.), The tropical world; aspect of Man and nature in the equatorial regions of the globe. New edit. London (Longmans) 1873. 560 S. 8. (10 s. 6 d.)
Saint Vel (O.), Hygiène des Européens dans les climats tropicaux, des Créoles et des races colorées dans les pays tempérés. Paris 1872. 12.
v. Wolzogen (H.), Der Ursitz der Indogermanen. — Z. f. Völkerpsychologie. VIII. 1873.
Schultze (M.), Indogermanisch, semitisch und hamitisch. Berlin (Calvary & Co.) 1873. 8. (⅓ Thlr.)
Stricker (W.), Die Amazonen in Sage und Geschichte. 2. Aufl. Berlin (Lüderitz; Samml. gemeinverst. wiss. Vorträge No. 61) 1873. (6 Sgr.)
Obermüller (W.), Amazonen, Sarmaten, Jazygen und Polen. Berlin (Denicke) 1873. 8. (⅓ Thlr.)
Lagneau (G.), Sur les Celtes. — Bull. de la Soc. d'archéologie. VII. 1872. p. 236.
—, Sur les peuples celtiques. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 728.
Bertrand (A.), Sur les Celtes et les Gaulois. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 262.
Die keltischen Studien der Gegenwart. — Ausland. 1873. No. 21.
Howorth (H. H.), Westerly drifting of Nomades from the fifth to the nineteenth century. The Alans or Lesghs. The Bulgarians. — Journ. of the Anthropol. Instit. III. 1873. p. 145. 277.
Eine Studie über die Kimmerier. — Ausland. 1873. No. 49.
Bataillard, Sur les derniers travaux relatifs aux Bohémiens de l'Europe orientale. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 706. 748.
Unser heutiges Wissen über die Zigeuner. — Ausland. 1873. No. 36.
Reinisch (L.), Der einheitliche Ursprung der Sprachen der alten Welt nachgewiesen durch Vergleichung der Afrikanischen, Erythräischen und Indogermanischen Sprache mit Zugrundelegung des Teda. Bd. I. Wien (Braumüller) 1874. gr. 8. (13⅓ Thlr.)
Der neueste Versuch über die Einheit des Ursprungs der menschlichen Sprachen. — Ausland. 1873. No. 42.
Brunnhofer (H.), Die Culturspachen und die Sprachherrschaft. — Globus. XXIV. 1873. p. 74. 88. 135. 155. 220. 247.
Jolly (J.), Völkerkunde und Sprachforschung. — Im neuen Reich. 1874. I. p. 449.
Jäger (Frz.), Ueber die Entwickelung der Sprachen. — Die Literatur. 1873. No. 15.
v. d. Gabelentz, Sprachwissenschaftliches. — Globus. XXV. 1874. p. 92. 107. 122.
Der Ocean der Vorzeit. — Ausland. 1873. No. 30.
Roisel, Etudes antéhistoriques. Les Atlantes. Paris 1874. 572 S. 8.
Zittel (K.), Die ältere Steinzeit und die Methode vorhistorischer Forschung. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropol. 1873. p. 51.
Beloch (G.), Bronzo e ferro nei carmi omerici. — Rivista di filologia. II. Fasc. 2.
Suchier (R.), Die Nägel in Römergräbern. — Philologus. XXXIII. 1873. p. 335.
Marggraff (R.), Ueber das Vorkommen und die Bedeutung bronzener und eiserner Nägel auf römischen und germanischen Begräbnissstätten. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropol. 1874. N. 1.
Unger, Uebersicht unserer Kenntniss von den Phahlbauten. — Ebds. N 1.
Europäische und amerikanische Gesichtsurnen. — Globus. XXV. 1874. p. 38.
de Costeplane de Canarès, Sur l'orientation des dolmens. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 861.
Ueber die Erbauer der Tumuli. — Gaea 1873. p. 56.

Die Fibel aus Culturmerkmal. — Ausland. 1873. No. 52.
Genthe (H.), Ueber den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden. Progr. d. Gymnas. zu Frankfurt a. M. 1873. Auch einzeln erschienen. Frankfurt (Völcker, in Comm.) 1873. 4. (⅓ Thlr.)
Ueber Kastenbildung. — Ausland. 1873. No. 23.
Kleinpaul (R.), Ethymologien des Volks. — Ausland. 1873. No. 45.
Hassencamp (R.), Die Eklipsen des Mondes in der Volkssage. — Ausland. 1873. No. 27.
Der Storch im deutschen Volksaberglauben. — Globus. XXIV. 1873. p. 23.
Die Sage von den goldgrabenden Ameisen. — Ausland. 1873. No. 39.
Klun (V. F.), Der böse Blick. — Ausland. 1873. No. 47.
Ueber das Eigenthumsrecht des Weibes. — Ausland. 1873. No 38.
Ueber die Blutrache. — Ausland. 1873. No. 26.
v. Meyer, Ueber den Ursprung von Rechts und Links. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 25.
Eine culturhistorische Studie über das Salz. — Ausland. 1873. No. 21.
Zur Geschichte der Feuerzeuge. — Ausland. 1873. No. 13.

Boyle (Fr.), Camp Notes: Stories of sport and adventure in Asia, Africa and America. London (Chapman) 1873. 300 S. 8. (10 s. 6 d.)
Hildebrandt (E.), Reise um die Erde. Nach seinen Tagebüchern und mündlichen Berichten erzählt von E. Kossack. 4. Aufl. Berlin (Janke) 1873. 8. (1⅓ Thlr.)
Lafond (G.), Fragments de voyage autour du monde. Philippines, Chine, Malaisie, Polynésie, Mexique, Amérique centrale etc. Paris (Bureaux du Siècle) 1873. 234 S. 4. (2½ Frcs.)
Buges (R. Graf v.), Reiseskizzen aus West-Indien, Mexico und Nord-Amerika, gesammelt im J. 1872. Leipzig (Duncker & Humblot) 1873. gr. 8. (2 Thlr.)

Europa.

Deutschland.

Virchow, Ueber die ursprüngliche Bevölkerung Deutschlands und Europa's. — 4. Versamml. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 44.
—, Statistik der Schädelformen und der sonstigen physischen Beschaffenheit der Bevölkerung in Deutschland. — 4. Versamml. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 28.
Lindenschmit (L.), Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Bd. III. Hft. 3. Mainz (v. Zabern) 1873. gr. 4. (⅔ Thlr.)
Hoefer (A.), Von Sitten und Bräuchen, Namen und Ausdrucksweisen. — Germania. XVIII. 1873. p. 1.
Ueber etruskische Fundgegenstände diesseits der Alpen. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 50.
Blell (T.), Reconstruction eines germanischen Rundschildes aus der Eisenzeit in der Sammlung der Alterthumsgesellschaft Prussia. — Altpreuss. Monatsschr. X. 1873. Hft. 5. 6.
Lissauer, Archäologische Karte von Westpreussen. — 4. Versamml. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 24.
Virchow, Ueber einen bei Ellernitz (Westpreussen) gefundenen Stein mit alterthümlichen Skulpturen. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 10.
Kauffmann (W.), Funde auf heidnischen Gräberfeldern bei Marienburg — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropolopie. 1873. p. 84.
Töppen (M.), Ueber Pfahlbauten im Culmerlande. — Altpreuss. Monatsschr. N. F. X. 1873. Hft. 7.
Jaquet (G.), Bilder aus dem unteren Weichselgebiete. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p 164. V. p. 38.
Virchow, Gräber von Zaborowo in Posen. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 98.
Schulz (Franz), Ueber alte Ansiedlungen und Gräber in der Nähe von Schievelbein (Pommern). — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 120.

Hildebrandt (G.), Ueber einen zu Triebsees in Neu-Vorpommern im Torf gefundenen hölzernen Fischkasten. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 112.

Virchow, Ueber die Wolliner Ausgrabungen. — 4. Versamml. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 31.

Fuchs (R.), Das deutsche Eiland Rügen und seine Insassen. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 259.

v. Wickede (J.), Der pommersche Darst und das mecklenburger Fischland und ihre Bewohner. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 37.

Vorgeschichtliche Steindenkmäler in Schleswig-Holstein. 2. Hft. Kiel (v. Maack, in Comm.) 1873. gr. 4. (12 Sgr.)

Die Gräber der Broncezei t auf der Insel Sylt. — Corespondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 46.

Handelmann (H.), Die amtlichen Ausgrabungen auf Sylt. 1870, 1871 und 1872. Kiel (Schwers) 1873. gr. 8. (28 Sgr.)

Die Inseln des nordfriesischen Wattmeeres. Sylt. Der Kampf gegen das Wasser. Die Denkmäler der Vorzeit. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 366.

Allmers (H.), Die Kreisgräber der Nordseewatten. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropol. 1873. p. 70.

Poppe (F.), Die Kreisgräber der Nordseewatten. — Ebds. 1873. p. 79.

Runeninschriften im Taschberger Moor (Schleswig). — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropol. 1873. p. 56.

Handelmann (H.) und A. Pansch, Moorleichenfunde in Schleswig-Holstein. Kiel (Schwers) 1873. gr. 8. (⅓ Thlr.) Vgl. Ausland. 1874. No. 4.

Pansch (A.), Bericht über einen bei Ellerbeck am Kieler Hafen aufgefundenen alten Torfschädel. — Arch. f. Anthropol. VI. 1873. p. 173. Vgl. Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropol. 1873. p. 34.

Simon (Th.), Ausgrabungen des Urnenfeldes bei Fuhlsbüttel. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropol. 1873. No. 6.

Müldener (R.), Skizzen aus dem hannoverschen Wendlande. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 198.

Müller, Bericht über Alterthümer im Hannoverschen. Z. d. histor. Ver. für Niedersachsen. 1871 (1872). p. 279.

Ein Leichenfeld aus vorchristlicher Zeit bei Uelzen. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 80.

Meitzen, Ueber die schlesische Preseka und andere Grenzverhaue des Mittelalters. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 12.

Grünhagen, Der schlesische Grenzwald (preseca). — Z. d. Ver. f. Gesch. u. Alterth. Schlesiens. XII. Hft. 1.

Schuster, Schlackenwall bei Striegau in Schlesien. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 110.

Jüttner, Tracht und Mundart von Ober-Glogau. — Rübezahl. 1873. Hft. 12.

Weltzel (A.), Die Sprachgrenze Oberschlesiens. — Rübezahl. 1873. Hft. 12.

Wiehle (B.), Heidnische Begräbnissstätten bei Kanigen. — Rübezahl. N. F. XII. Hft. 9.

Ziehen (E.), Geschichten und Bilder aus dem wendischen Volksleben. Hannover. 2 Bde. (Rümpler). 1873. 8. (2⅓ Thl.).

Andree (R.), Wendische Wanderstudien. Zur Kunde der Lausitz und der Sorbenwenden. Stuttgart (Maier). 1873. gr. 8. (1⅓ Thlr.) vgl. Der Welthandel. V. 1873. p. 173. 321.

Andree (R.), Das Sprachgebiet der Lausitzischen Wenden vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Leipzig (Brockhaus' Sort., in Comm). 1873. gr. 8. (⅓ Thlr., vgl. Mitthl. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen. XI. No. 5. 6. Petermann's Mitth. 1873. p. 31. 321.

Friedel (E.), Archaeologische Streifzüge durch die Mark Brandenburg. — Z. f. Ethnologie. V. 1873. p. 245.

v. Kamienski, Ueber den Pfahlbau der Möwen-Insel im Soldiner See. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 108.
Schillmann, Grabfelder in der Nähe von Brandenburg. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 87.
Jentzsch (A.), Ueber die Auffindung von Pfahlbauten in der Elster bei Leipzig. — Jahrb. d. K. K. Geolog. Reichsanst. Verhandl. 1873. p. 46.
Lauckhard (C. F.), Sagentypen aus Thüringen. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 346. 374.
Vorläufiger Bericht über die Ergebnisse der Ausgrabungen bei Langel bei Mühlhausen in Thüringen. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropol. 1873. p. 61.
Klopfleisch, Die Ausgrabungen zu Allstedt und Oldisleben. — Ebds. 1874. No. 2.
Fund eines Schwurringes bei Blankenburg am Harz. — Globus. XXIV. 1873. p. 271.
Heidengräber bei Zeitz. - Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 40.
Das Römercastell und das Todtenfeld in der Kintzigniederung bei Rückingen. Hanau (König, in Comm.). 1873. gr. 4. (1⅓ Thlr).
Hülsenbeck (F.), Das römische Kastell Aliso an der Lippe. Paderborn (Schöningh). 1873. 8. (24 Sgr.).
Schaaffhausen, Ueber einen beim Kellerbau eines Hauses in Coblenz gemachten Fund von menschlichen Resten. — 4. Versamml. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 55.
Virchow, Ueber die Schädel aus dem altgermanischen Gräberfeld am Schiersteiner Wege bei Wiesbaden — 4. Versamml. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 11.
v. Borosini, Ueber alte Gräber bei dem Forsthaus Langenlonsheim bei Kreuznach. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 127.
Dahn (F.), Altgermanisches Heidenthum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart. — Im neuen Reich. 1873. II. p. 905. 963. 990.
Friedel (E.), Fränkische Thier- und Pflanzennamen aus dem XI. Jahrhundert. — Z. f. Ethnologie. V. 1873. p. 70.
Müllenhoff, Von der Herkunft der Schwaben. — Z. f. deutsches Alterthum. N. F. V. 1. 1873.
Hagen (G.), Der Schwarzwald und seine Bewohner. — Allgem. Familien-Ztg. 1874. No. 25.
v. Hölder, Ueber die Race von Cannstadt des Herrn de Quatrefages. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropol. 1873. No. 12.
Birlinger (A.), Die Hohenzollerischen Orts-, Flur- und Waldnamen. — Alemannia. I. 1873. p. 243.
Kollmann, Ueber frühere und jetzige Bewohner Bayerns. — 4. Versamml. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 42.
Baader (Joh.), Sitten und Gebräuche in Bayern) — Z. f. deutsche Kulturgeschichte. N. F. II. Hft. 9. 10.
v. Schab, Die Ergebnisse der neuesten Forschungen in den Pfahlbauten des Wurmsees. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 44.
—, Geschichte und Urgeschichte der Roseninsel im Starenberger See. — Ebd. 1873, p. 19.
Bauer (L.), Das Elsass, eine ethnographische Skizze. — 2. Jahresber. d. Münchner geogr. Ges. 1872. p. 77.
Stoffel (G.) et A. Engel, Antiquités du plateau qui separe les vallés de l'Ill et de la Largue. — Revue d'Alsace. I. 1872. p. 297.
de Golbéry (Ph.), L'Alsace celtique et gauloise, d'après les monuments de la haute antiquité. — Revue d'Alsace. I. 1872. p. 5.
Willmann (A.), Volksthümliches und Sprachliches aus der Baar. — Alemannia. I. 1873. p. 298.
Birlinger (A.), Wiedertäuferhochzeit in Colmar. — Ebds. p. 199.
Meyer, Eine Brautleite aus dem Klettgau. — Ebds. p. 202.

Oesterreich und Ungarn.

Ruge (Sophus), Skizzen aus dem Böhmerwalde. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 193. 243.

Vogel (J. F.), Hochzeitsgebräuche von Joachimsthal aus dem J. 1538. – Mitthl. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen. XI. 1873. p. 34.

Andree (R.), Zur Ethnographie Mährens. – Globus. XXIV. 1873. p. 200. 213.

Prof. Woldrich's Forschungen über den Brüxer Schädel und über weitere Funde der Brüxer Gegend. — Ausland. 1873. No. 29.

Die Pfahlbauten der österreichischen Gebirgsseen. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 30.

Prof. Woldrich's Entdeckung einer prähistorischen Opferstätte bei Pulkau in Niederösterreich – Ausland. 1873. No. 13.

Pasch (K.), Zur Kunde der Sagen, Mythen und Bräuche im Innviertel. Progr. d. Gymnas. zu Ried. 1873.

Woldrich (J.), Ueber neue Fundorte von Mammuthknochen (Pulkau in Niederösterreich; Tschausch bei Brüx; Mauterndorf in Niederösterreich.) — Jahrb. d. K. K. Geolog. Reichsanst. Verhandl. 1873. p. 149.

Francisci (F.), Sagen vom Reisskofl im Gailthale. – Carinthia. 1873. No. 9.

Waizer (R.), Der Lieserthaler und seine Hochzeitsgebräuche. — Carinthia. 1873. No. 11.

Baumbach, Eine deutsche Sprachinsel in Wälschtirol. — Gartenlaube. 1873. No. 52.

Roesler, Ueber den Zeitpunkt der slavischen Ansiedlung an der unteren Donau. — Sitzungsber. d. Wiener Akad. d. Wiss. Philos. hist. Cl. LXXIII. 1873. p. 77.

Sauerwein, Über die slawischen Völkerschaften Nordungarns. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropol. 1874. No. 2.

v. Löher (F.), Das Erwürgen der deutschen Nationalität in Ungarn. München (Ackermann). 1874. gr. 8. (⅚ Thlr.).

–, Die Magyaren und andere Ungarn. Leipzig (Fues). 1873. gr. 8. (2⅚ Thlr.).

Les Serbes de Hongrie, leur histoire, leur privilège, leur église, leur état politique et social. 1. Partie. Prag (Grégr). 1873. 8. (1⅓ Thlr.).

Luschan (F.), Sur la découverte d'ossements humains fossiles à Nagyn-Sap (Hongrie). — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 782.

Die Anzahl der Siebenbürger Sachsen hat nicht abgenommen. — Globus. XXIV. 1873. p. 78.

Hintz, (J.), Natur- und Kulturbilder aus dem Burzenlande. Keronstadt (Frank u. Dressnandt, in Comm.). 1873. gr. 8. (⅓ Thlr.).

Körner (Fr.), Kroatien und die Militärgrenze. – Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 147. 173.

Die Schweiz.

Rambert (E.), Aus den Schweizer Bergen. Land und Leute. Basel (Georg). 1873. gr. 8. (5⅓ Thlr.).

Osenbrüggen (E.), Land und Leute der Urschweiz. 2. Aufl. Berlin (Lüderitz, Sammlung gemeinverständl. wiss. Vorträge. No. 6). 1873. 8. (⅓ Thlr.).

Keller (F.), Archaeologische Karte der Ostschweiz. 2. Ausg. Zürich (Wurster & Co.) 1873. gr. 8 (2 Thlr. 4 Sgr.).

Aeby (C.), Ueber das relative Alter der schweizerischen Pfahlbauten. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropol. 1873. p. 94.

Thiessing (C. B.), Die Pfahlbauten der Schweiz. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 143.

Heim (A.), Ueber einen Fund aus der Rennthierzeit in der Schweiz. — Mitthl. d. antiquar. Ges. in Zürich. XVIII. Hft. 5.

Eine neue aufgefundene Knochenhöhle (zu Verviers bei Genf). — Ausland. 1874. No. 4.

Steub (L.), Ueber rhäto-romanische Studien. – Ausland. 1873. No. 24 f.

Frankreich, Belgien und die Niederlande.

Dictionnaire archéologique de la Gaule, époque celtique, publié par la commission de la topographie des Gaules. 3e fasc. Paris. 1873. 4.

Gegensätze zwischen Nord- und Südfrankreich. — Globus. XXV. 1874. p. 46.

Cazalis de Fondouce, Sur les sépultures préhistoriques du midi de la France. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 874.

Roujou (A.), Sur quelques types humains trouvés en France. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 768.

Leguay (L.), Sur de objets en corne de cerf trouvés dans les fouilles de la Cité à Paris. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 201.

Bournouf (E.), Rapport annuel sur les opérations archéologiques dans le département de la Seine-Inférieure pendant l'anneé 1871—72. — Revue archéol. XXVI. 1873. p. 114. 144.

Lepic et de Lubac, Stations préhistoriques de la vallèe du Rhône, en Vivarais. Chateaubourg et Soyons. Notes présentées au Congrès de Bruxelles dans la session de 1872 Chambéry. 1873. 46 S. 4.

Charnaux, Sur un bois pétrifié portant la trace d'un instrument tranchant, trouvé sur le plateau de Bourbon l'Archanbault. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VIII. 1872. p. 227.

Leguay (L.), Sur les silex travaillés ou non, trouvés par M. Héna à Cesson Saint-Brieue (Côtes-du-Nord). — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 813.

Rivière (E.), Découverte d'un squelette humain de l'époque paléolithique dans les cavernes des Baoussé-Roussé, dites grottes de Menton. Paris. 1873. 64 S. 4.

Arcelin, Ducrost, Toussaint, Broca ete., La station préhistorique de Solutrè, ses habitants et ses chevaux. — Revue scientifique. 2e Sér. III. 1873. No. 10.

v. Ihering (H.), Die prähistorische Station am Solutré bei Lyon. — Ausland. 1873. No. 14.

Berthet (E.), Le val d'Andorre. Paris (Degorce-Cadot). 1873. 260 S. 18. (1½ Fr.).

Clos (L.), Arehéologie de Jura. Fouilles dans la forêt des Moidons. Lons-le-Saulnier. 1873. 9 S. 8.

de Cessac (P.), Le cimetière gallo-romain de Reillac, près Gueret (Creuse). Caen. 1873. 20 S. 8.

Flouest (E.), Notes pour servir à l'étude de la haute antiquité en Bourgogne. Le Tumule de bois de Langres. Les sépultures antéhistoriques de Veuxhaulles. Semur. 1873. 56 S. 8.

Gaudry (A.), Les races fossiles du mont Léberon (Depart. de Vaucluse). — Revue scientifique. 2e Sér. III. 1873. No. 10.

Regnault (F.), Sur les fouilles pratiques dans la grotte de la Vache, près de Tarascon (Ariège). — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 202.

Massénat (E.), Dessins et sculptures découverts par M. E. Massénat à Laugerie-Basse. — Ebds. VII. 1872. p. 207.

Broca (P.), Sur trois crânes de l'époque du renne, découverts par M. E. Massénat à Laugerie-Basse. — Ebds. VII. 1871. p. 217.

Grasilier (P. Th.), Mémoire sur un tombeau gallo-romain découvert à Saintes en novembre 1871. — Revue archéol. XXVI. 1873. p. 217.

de Morgan (E. et H.), Archéologie préhistorique. Notice sur le Campigny, station de l'âge de la pierre polie, sise à Blargy-sur-Bresle. (Seine- Inférieure) Amiens. 1873. 13 S. 8.

Galles (L.), Découverte de sculptures de l'époque du bronze, au Rocher, en Plougoumelen. Vannes. 1873. 11 S. 8. (50 c).

Topinard, Le cimetière mérovingien de Ramasse. — Revue scientifique. 2e Sér. III. 1873. No. 10.

Lagneau (G.), Sur l'allée couverte de Cierges. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 764.

Die Bevölkerung der Niederlande. — Ausland. 1873. No. 12f.

Vanderkindere (L.), Recherches sur l'ethnologie de la Belgique. Bruxelles (Muquardt). 1872. 70 S. 8. cf. Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 739.

Vanden Bussche, Memoires sur les relations qui existèrent autrefois entre les Flamands de Flandre, particulièrement ceux de Bruges et les Portugais. 2e Part. III. Bruges. 1873. 8.

Physische und sprachliche Eigenthümlichkeit der Wallonen. — Ausland. 1873. No. 49.
Claessens (H.), Ueber einen im Kessel bei Venlo (Limburg) gefundenen Topf. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 107.

Grossbritannien und Irland.

Die Steinzeit in England. — Ausland. 1873. p. 39.
Leland (Ch. G.), The English Gipsies and their language. 2 d. edit. London (Trübner). 1874. 274 S. 8. (7 s. 6 d).
Die Zigeuner in England. — Im neuen Reich. 1874. p. 125. vgl. Ausland. 1874. No. 2.
Pengelly (W.), The Literature of Kent's Cavern. — Transact. of the Devonshire Assoc. for the advancement of science. 1868. 1869. 1871.
On Kent's cavern, Devonshire. — Rep. of the British Association for the advancement of science held at Brighton in August 1872 (1873) p. 210.
Die Ausgrabungen in der Höhle „Settle Cave" in Grossbritannien. — Ausland. 1873. No. 47.
The Insulation of Saint-Michael's Mount, Cornwall. — Journ. of the Roy. Institute of Cornwall. 1873. No. XIII.
Borrow (G.), Wild Wales: its people, language and scenery. London (Murray). 1873 8. (5 s.)
Sagen und Legenden aus Wales und Irland. — Ausland. 1873. No. 27.
Rolleston, Exhibition of bronze spears from the Cherwall. — Journ. of the Anthropolog. Instit. III. 1873. p. 204.
Murray (J. A. H.), On the present Limits of the Gaelic and Lowland Scotch, and the dialectical divisions of the Lowland Tongue. — Transact. of the Philolog. Soc. 1870/72. p. 231.
Andree (R.), Die ethnographischen Verhältnisse Schottlands. — Globus. XXV. 1874. p. 7.
Whithe (J. P.), Archaeological sketches in Scotland district of Kintyre. London (Blackwood S.). 1873. 4. (442 s.).
Knith, Aus der Natur- und Völkergeschichte Schottlands. — Ausland. 1873. No. 17 f.
Alterthümer auf der Insel Man. — Ausland. 1873. No. 40.
O'Curry (E.), Manners and customs of ancient Irish: a series of lectures. Edited by W. K. Sullivan. vols. London (Williams & N.). 1873. 8. (42 s.).
Thebaud (A. J), The Irish race in the past and the present. Philadelphia. 1873. 8 (18 s.).
Smiddy (R.), The Druids' ancient churches and round towers of Ireland. 2d edit. Dublin (Kelly). 1873. 12. (4 s.).
Götzenanbeter in Irland. — Globus. XXIV. 1873. p. 63.
Gidley (L.), Stonehenge viewed by the light of ancient history and modern observation. Salisbury (Brown). 1873. 76 S. 8. (3 s. 6. d.).

Der Scandinavische Norden.

Strobel (P.), Le antichità Romane nella Peninsola Cimbrica. — Arcuivio per l'anthropologia III. 1873. p. 115.
Robert (E.), Silex taillés en Islande. Paris, 1873. 4 S. 8.
Goblet d'Alviella (Comte), Sahara et Laponie. Souvenirs d'une expédition française dans le désert de sable de Stockholm à Christiania par le Cap Nord. Bruxelles (Muquardt). 1873. 8. (4 fr.).
Hildebrand (H.), Das heidnische Zeitalter in Schweden. Eine archaeologisch-historische Studie. Hamburg (Meissner). 1873. gr. 8. (2 Thlr.).
Das heidnische Schweden. — Ausland. 1874. No. 7 ff.
Ganggräber in Schweden. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 55.

Kjökkenmödding in Norwegen. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1874. No. 1.
Spuren römischen Einflusses auf die ältere Eisenaltercultur in Norwegen — Ebds. 1874. No. 2
Römische Funde in Skandinavien. — Ausland. 1873. No. 16.
Wanderings in Norway. — Bates, Illustrat. Travels. V. 1873. p. 26.
Thoresen (M.), Billeder fra Vestkysten af Norge. Kopenhagen (Gyldendal). 1872. 226 S. 8. (1 Rd. 40 ss.).
Usher (Fr.), Northern Wanderings. — Bates, Illustrat. Travels. IV. 1872. p. 305. 332. V. 1873. p. 110. 173.
Smith (H.), Tent Life with English Gipsies in Norway. London (King). 1873. 570 S. 8. (21 s.).
Usher (Fr.), An excursion in Lapland. — Bates, Illustrated Travels. 1873. p. 146. 225. 313.
Dulk (A.), Die schwedischen Lappmarken. — Ausland. 1873. No. 14 f. 27 ff. 44. 46.
Menschenfressermärchen aus Lappland. — Europa. 1873. No. 17.

Russland.

Beiträge zur Ethnographie der Slaven. — Ausland. 1873. No. 36. ff.
Leger (L.), Le Monde slave, voyages et littérature. Paris (Didier). 1873. 372 S. 8. (3½ fr.).
Mestorf (J), Culturverhältnisse Russlands und des scandinavischen Nordens in vorhistorischer Zeit. — Globus. XXV. 1874. p. 24. 41. 57. 73.
Aus dem russischen Reich. — Globus. XXIV. 1873. No. 16.
Dudgeon (J.), Historical sketch of the ecclesiastical, political and commercial relations of Russia with China. Peking. 1872. 75 S. 8.
Semenow (D.), Russland nach den Darstellungen der Reisenden und ihren Forschungen. Bd. I. Norland und Finnland. St. Petersburg. 1873. 238 S. 8 (russisch).
Rittich (A. F.), Materialien zur Ethnographie Russlands. Die Baltischen Provinzen. St. Petersburg (Devrient). 1873. 69 S. 8. (3⅓ Thlr.). (russisch).
Virchow, Russische Haarmenschen. — Berliner klinische Wochenschrift. vgl. Z. f. Ethnologie. V. 1873. p. 243.
Ralston (W. R. S.), Russian Folk-Tales. London (Smith Elder & Co.). 1873. 8. vgl. Ausland. 1874. No. 3.
Weske (M.), Entstehung mythischer Personen aus dem Ei in esthnischen und finnischen Märchen. — Ausland. 1873. No. 19.
Die finnisch-ugrische Sprachforschung. — Ausland. 1873. No. 20.
Walcker (C.), Unerforschte Alterthümer in den Gouvernements Livland, Esthland und Pleskau. — Ausland. 1873. N. 41.
Altlettische Leichengebräuche. — Ausland. 1874. No. 11.
Aubel (H. K.), Ein Polarsommer. Reise nach Lappland und Kanin. Leipzig (Brockhaus). 1874. gr. 8. (2⅓ Thlr.).
Poljakow (J. S.), Ueberreste aus dem Steinalter des Gouvernement Olonez. — Mitthl. d. Wiener Geogr. Ges. 1874. p. 520.
Michell (R.), Eastern Russia, a journey from Kazan to Orenburg. — Bates, illustrat. Travels. V. 1873. p. 65. 97. 151. 175.
v. Wald, Kasan und die Kasanschen Tataren — Aus allen Weltheilen. V. 1874. p. 131.
Wolkenstein (A.), Recherches anthropologiques sur d'anciens cimétières du Waldai, nommés „Jalnikis". — Bull. de la Soc. Impér. de Naturalistes de Moscou. 1873. No. 1. p. 1.
Ein Besuch der deutschen Kolonien an der Wolga. — Petermann's Mitthl. 1873. p. 433.
Recueil d'antiquités de la Scythie. Livr. 1. 2. avec Atlas. St. Pétersbourg. 1872. 73. 4. u. fol. (à 15 Thlr.).
Markow (E), Skizzen aus der Krim. Sociale, historische u. naturhistorische Bilder. St. Petersburg. 1872. 509 S. 8. (6 Thlr.). (russisch).
Schönichen (W.), Polnische Alterthümer. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 332.

Spanien.

Stone (J. B.), A tour with Cook through Spain: being a series of descriptive letters of ancient cities and scenery of Spain, and of life, manners and customs of Spaniards, as seen and enjoyed in a Summer Holliday. London (Low) 1873. 236 S. 8. (6 s.)

Doré (G.) et Ch. Davillier, Voyage en Espagne. Forts. — Le Tour du Monde. XXV. 1873. 1er semestre. p. 369.

Hare (A. J. C.), Wanderings in Spain. With 17 Illustr. London (Strahan) 1873. 294 S. 8. (10 s. 6 d.)

Culturbilder aus Spanien. — Ausland. 1873. No. 22.

Phillips, Die Wohnsitze der Kelten auf der pyrenäischen Halbinsel. — Sitzungsber. d. Wiener Ak. d. Wiss. Phil. hist. Cl. LXXI. 1872. p. 695.

Borrow (G.), An account of the gypsies of Spain. New edit. London (Murray) 1873. 8. (5 s.)

Die Basken. — Aus allen Welttheilen. V. 1874. p. 147.

Prinz Lucian Bonaparte über die Sprache der Basken. — Ausland. 1873. No. 39.

Schetelig (A.), Ueber Ausgrabungen in Spanien. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropol. 1873. p. 67.

Jagor (F.), Funde aus der Knochenhöhle Cueva de Dima in Biscaya. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 61.

Pauli (G.), Ein Monat auf den Balearen. — Ausland. 1873. No. 35.

Italien.

Lombroso (C.), Sulla statura degli Italiani in rapporto all' antropologia ed all' igiene. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. III. 1873. p. 373.

Marinoni (C.), Rapport sur les travaux préhistoriques en Italie depuis le Congrès de Bologne. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. III. 1873. p. 114.

Strobel, Ueber die Unionenschalen in den Pfahlbauten Ober-Italiens und in den Paradéros Patagoniens, mitgeth. von v. Martens. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 18.

d'Acchiardi (A.), Sulla probabile esistenza di avanzi di antichissime industrie umane nella cosi della Terra Gialla de Siena. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. III. 1873. p. 118.

Das alte Etrurien. — Ausland. 1873. No. 23.

Calori (L.), Della stirpe che ha popolata l'antica necropoli alle Certosa di Bologna e delle genti affini. Con. XVII. tav. Bologna. 1873. gr. 4.

Nicolucci (G.), Antropologia del Lazio. — Atti d. R. Accademia d. sc. fis. di Napoli. Vol. III. cf. Archivio per l'antropologia e la etnologia. III. 1873. p. 1.

Morselli (E.), Alcune osservazioni sui crani siciliani del Museo Modenese e sull' etnografia della Sicilia. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. III. 1873. p. 452.

Spano (G.), Scoperta archeologiche fattesi nella Sardegna in tutto l'anno 1872. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. III. 1873. p. 117.

Maggiorani (C.), Reminiscenze antropologiche della Sicilia. — R. Accademia dei Lincei. 1871. December.

v. Düringsfeld (Ida), Das Fest Johannis des Täufers auf Sicilien. — Ausland. 1873. No. 40.

Türkei. Griechenland.

Les costumes populaires de la Turquie en 1873. Ouvrage publié sous le patronage de la commission impériale ottomane pour l'exposition universelle de Vienne. Texte par Hamdy Bey et Marie de Launay. Phototypie par P. Sébah. Constantinople 1873. VII 319 S. gr. 4. (40 Thlr.; color. 110 Thlr.)

Stern (L.), Einige Betrachtungen über die Bevölkerung in Rumänien. Dissert. Leipzig. 1873. 8.

Reiss (A.), Land und Leute der Moldau. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 54. 81.

Kanitz (F.), Ethnographische Skizzen aus Bulgarien. — Illustr. Ztg. 1873. No. 1591.

Scheiber, Tabelle mit den Maassen von 5 Bulgarenschädeln. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 94.

Aus dem illyrischen Dreieck. — Globus. XXV. 1874. p. 1. 17. 33. 52.

Sax (C.), Statistische Studien über Constantinopel. — Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1873 p. 66. 235.

Melena (Elpis), Bilder aus Kreta. — Unsere Zeit. N. F. X. Hft. 5.

v. Heldreich und Virchow, Ueber altgriechische Funde. – Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 110.

Asien.

de Savigny de Moncorps, Journal d'un voyage en Orient, 1869—1870. Egypte, Syrie, Constantinople. Paris 1873. 224 S. 8.

Burgault, Les Aryens en Orient et les Celtes en Italie. Vannes. 1873. 96 S. 8.

Sibirien.

Veniukof, On the Island of Saghalin, transl. by Spalding. — Journ. of the Roy. Geopraph. Soc. 1872. p. 373.

Die Insel Sachalin. – Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1873. p. 413.

Schott (W.), Zur Uigurenfrage. Berlin (Dümmler, in Comm.) 1874. gr. 4. (⅓ Thlr.)

Bilder aus Ostsibirien. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 246. 257. 364.

Die uralischen Kasaken und der Fischfang auf dem Uralstrom. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 342.

Kohn (Albin), Die Tungusen in Sibirien. — Globus. XXV. 1874. p. 119. 136.

—, Der sogenannte Tschuden Stamm. Ein untergegangenes Volk in Asien. — Globus. XXIV. 1873. p. 26.

—, Die Karagasen des kleinen Altaigebirges. — Globus. XXIV. 1873. p. 55.

Schott, Einige Zusätze und Verbesserungen zu seiner Abhandlung über die ächten Kirgisen. — Monatsber. d. K. Preuss. Akad. d. Wiss. zu Berlin. 1873. p. 1.

Turan.

Radloff (W.), Nachrichten über den Aufstand in der Ili-Provinz in den J. 1863—66. – Russ. Revue. II. 1873. p. 209.

Vambéry (A.), Superstitions in Central Asia. – Bates, Illustr. Travels. IV. 1872. p. 186.

Wereschagin (B.), Von Chodschend nach Samarkand. – Globus. XXIV. 1873. No. 8.

Vereschaguine (B.), Voyage dans l'Asie centrale. D'Orembourg à Samarcande. 1861—68. – Le Tour du Monde. XXV. 1873. p. 193.

Aus Wereschagin's Reise von Orenburg nach Samarkand. — Globus. XXIII. 1873. No. 23 ff.

Ssäwersof, Reisen in Turkestan und Forschungen im Gebirgssystem des Thianschan. St. Petersburg. 1873. 8. (Russisch.)

Vambéry (H.), Reise in Mittelasien von Teheran durch die Turkmanische Wüste an der Ostküste des kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand. 2. Aufl. Leipzig (Braumüller) 1873. gr. 8. (3 Thlr.)

Vambéry, Erzählungen aus dem mittelasiatischen Nomadenleben. — Westermann's illustr. Monatshefte. 1873. April.

Rachmed-Inak von Saadin. Sittengemälde aus Turkestan. A. d. Russ. von H. v. Lankenau. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 214. 238.

Shaw (R. B), Miscellaneous notes on eastern Turkistan. — Proceed. of the Roy. geograph. Soc. XVII. 1873. p. 195.

Ethnographisches im Chodschenkischen Kreise des Gouvernements Turkestan. — Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1873. p. 172.

Wereschagin (B.). In Taschkend, der Hauptstadt des russischen Turkistan. — Globus. XXIV. 1873. No. 1 f.

Skizzen aus Taschkend. — Russische Revue. 1873. Hft. 8 f.
Stumm (H.), Die Einnahme von Chiwa durch die Russen. — Petermann's Mitthl. 1873. p. 335.
Land und Leute in Chiwa. – Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1873. p. 182.
Vambéry (A.), The steppes to the North of Bokhara – Ocean Highways. 1873. Mai. p. 59.
–, War between the Atalik Ghazi and the Tungans. — Ocean Highways. 1872. p. 278.
A Russian embassy in Kashgar. — Ocean Highways. 1872. p. 235.

China.

Palladius, An expedition through Manchuria, from Pekin to Blagovetschensk, in 1870. Transl. by E. D. Morgan. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. 1872. p. 142.
Cooper (T. T.), The Michmee Hills: an account of a journey made in a attempt to penetrate Thibet, from Assam, to open new routes for commerce. London (King) 1874. 278 S. 8. (10 s. 6 d.)
Pfizmaier, Zur Geschichte der Erfindung und des Gebrauches der chinesischen Schriftgattungen. – Sitzungsber. d. Wiener Akad. d. Wiss. Phil. hist. Cl. LXX. 1872. p. 9.
–, Ueber einige Kleidertrachten des chinesischen Alterthums. — Sitzungsber. d. Wiener Akad. d. Wiss. Hist. phil. Cl. LXX. 1872. p. 567.
–, Denkwürdigkeiten von chinesischen Werkzeugen und Geräthen. — Sitzungsber. d. Wiener Akad. d. Wiss. Philos. hist. Cl. LXXI. 1872. p. 247.
Piétremont, L'origine des Chinois et l'introduction du cheval en Chine. — Revue linguistique. T. V. Fasc. 4.
Irrthümliche Auffassung chinesischer Dinge in Europa. – Ausland. 1873. No. 14.
Hay (J. J. S.), Die chinesischen Frauen. — Ausland. 1873. No. 44.
Verlobung und Hochzeit in China. – Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 376.
Hughes (G.), Female Infanticide. — China Review. II. 1873. p. 55.
v. Richthofen, Ueber die Ursachen der Gleichförmigkeit des chinesischen Racentypus und seiner örtlichen Schwankungen. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 37.
Junker (F.), Kien-lien, die goldene Lilie. Eine Beschreibung der Zergliederung eines künstlich verkrüppelten Chinesenfusses. – Arch. f. Anthropologie. II. 1873. p. 213.
Stent (G. C.), Chinese Legends. — Journ. of the North China Branch of the Asiat. Soc. for 1871/72. N. Ser. VII. 1873. p. 183.
Thomson (J.), Illustrations of China and its people; a series of 200 photographs, with letterpress descriptions of the places and people represented. Vol. I. II. London (Low) 1873. Fol. (4 vols. cpl. 63 s.)
Martin, Pékin: sa météorologie, son édilité, sa population. — Bull. de la Soc. de géogr. VI. 1873. p. 290.
Die preussische Expedition nach Ost-Asien. 3. Bd. Berlin (v. Decker) 1873. Lex. 8. (4 Thlr.)
Martin (Ch. E.), Chinois et Miaotze. – Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872 p. 301.
Macao and its Slave Trade. — China Review. II. 1873. p. 9.
Markham (J.), Notes on the Shantung province. — Journ. of the North China Branch of the R. Asiat. Soc. N. Ser. N. VI. 1869/70.
Kramer, Ueber die Reise der Kaiserl. Corvette „Hertha" insbesondere nach Korea. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 49.
Zuber (H.), Une expédition en Corée. — Le Tour du Monde. XXV. 1873. p. 401.
Die Halbinsel Korea und die Koreaner. – Globus. XXIV. 1873. No. 9 f.
Korea. – Edinburgh Review. 1872. N. CCLXXVIII.
Desgodins (C. H.), La mission du Thibet de 1855 à 1870, comprenant l'exposé des affaires religieuses et divers documents sur ce pays. Paris (Palmé) 1872. p. 423. 8.
–, Lettres à M. Francis Garnier. — Bull. de la Soc. de Géographie. 1872. II. p. 416.
Henderson (G.), and Allan O. Hume, Lahore to Yarkand, Incidents of the route and natural history of the countries traversed by the expedition of 1870, under T. Forsyth. London (Reeve) 1873. 380 S. 8. (42 s.)

Swinhoe (R.), The Aborigines of Hainan. — Journ. of the North China Branch of the Roy Asiat. Soc. for 1871/72. N. Ser. VII. 1873. p. 25.

—, Narrative of an Exploring Visit to Hainan. — Ebds. p. 41.

Mayers (W. F.), A historical and statistical sketch of the Island of Hainan. — Ebds. p.

Die Insel Hainan. — Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1873. p. 498.

Thomson (J.), Notice of a journey in Southern Formosa. — Proceed. of the Roy. geog Soc. XVII. 1873. p. 144.

Hughes (T. F.), Formosa and its Southern Aborigines. — Ocean Highways. N. Ser. I. 187 p. 14.

Hamy (E. T.), Les négritos à Formose et dans l'archipel Japonais. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 843.

Japan.

Humbert (A.), Japan and the Japanese. Illustrated. Transl. by Mrs. Cashel Hoey, and edi by H. W. Bates. London (Bentley) 1873. 394 S. 4. (42 s.)

Summers (J.), Japan and the Japanese. — Bates, Illustrat. Travels. V. 1873. p. 1. 4 83. 112. 140. 185. 211.

Heine (W.), Japan. Beiträge zur Kenntniss des Landes und seiner Bewohner. 1. Abtl Lief. 1. 2. Berlin (Bette) 1873. gr. Fol. (à 15 Thlr.)

—, Japan und seine Bewohner. — Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1873. p. 97.

Japan einst und jetzt. – Ausland. 1873. No. 17 ff.

Mossmann (S.), New Japan, the land of the setting sun: its annals during the past twen years, recording the remarkable progress of the Japanese in western colonisation. Wi map. London (Murray) 1874. 486 S. 8. (15 s.)

v. Kudriaffsky (E.), Japan und seine Literatur. — Ausland. 1873. No. 38.

Brunton (R. H.), Public works in Japan. — Ocean Highways. 1872. p. 276.

Blakiston (T.), A Journey in Yezo. — Journ. of the Roy. Geogr. Soc. 1872. p. 77.

Aus dem japanischen Volksleben. — Aus allen Welttheilen. 1873. p. 278. 300.

Holland (S. C.), Oh the Ainos. — Journ. of the Anthropol. Instit. III. 1873. d. 233

Das Volk der Ainos. — Ausland. 1873. No. 44 ff

Das Volk der Ainos auf der Insel Jeso. – Globus. XXIV. 1873. No. 14.

Virchow, Ueber einen Aino-Schädel. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 121.

Die Kaukasusländer. Kleinasien. Syrien. Arabien.

Nicolaus v. Seidlitz über die Ethnographie und Archäologie des Kaukasus. — Ausland. 187 No. 10.

v. Gerstenberg (K.), Volksfeste im Kaukasus. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 3

Türkisch-Georgien. — Ausland. 1873. No. 37.

Awarische Texte, herausg. von A. Schiefner. — Mém. de l'Acad. Impér. d. sciences St. Pétersbourg. VIIe Sér. XIX. 1873. No. 6.

Gilbert (T.), Note sur les Nestoriens (Asie Mineure). — Bull. de la Soc. de Géogr. 6e S V. 1873. p. 198.

Schliemann (H.), Trojanische Alterthümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja un Atlas trojanischer Alterthümer. Leipzig (Brockhaus Sort., in Comm.) 8 u. 4. (Text 2 Thl Atlas 18 Thlr.)

Doell (J.), Die Sammlung Cesnola. (Cypern.) – Mém. de l'Acad. Imp. d. sciences de S Pétersbourg. VIIe Sér. XIX. 1873. No. 4.

Wetzstein (J. G.), Die syrische Dreschtafel. — Z. f. Ethnologie. V. 1873. p. 270.

Jenner (Th.), That Goodly Mountain and Lebanon: being the narrative of a ride through th countries of the Judea, Samaria and Galilee, into Syria, in the month of August 1872, in th company of Youhannah-el-Karey of Nablus. London (Hamilton) 1873. 243 S. 8. (6 s

Büdinger, Egyptische Einwirkungen auf hebräische Culte. — Sitzungsber. d. Wiener Akad d. Wiss. Philos. hist. Cl. LXXII. 1872. p. 451.

Smith (A. Ch.), Narrative of a modern pilgrimage through Palestine on horseback, and with tents. London (Christian Knowl. Soc.) 1873. 440 S. 8. (5 s.)

Langerhans (P.), Ueber die heutigen Bewohner des heiligen Landes. — Arch. f. Anthropologie. VI. 1873. p. 201.

Tristram (W. B.), The land of Moab: travels and discoveries on the east side of the Dead Sea and Jordan, with a chapter on the Persian Palace of Machita, by J. Fergusson, with a map and illustrations by C. L. Buxton and R. C. Johnson. London (Murray) 1873. 416 S. 8. (65 s.)

Ginsburg (Ch. D.), Report on the exploration of southern Moab. — Reports of the British Association for the advancement of sc. held at Brighton in August 1872. (1873). p. 210.

Zehme (A.), Der Wahabismus in Arabien seit 1819 und die Staatenbildungen auf der arabischen Halbinsel im 19. Jahrhundert. — Globus. XXIII. 1873. p. 344. 360. 379.

Halévy (J.), Voyage au Nedjan. — Bullet. de la Soc. de géogr. 6e Sér. VI. 1873. p. 5. 249.

—, Rapport sur une mission archéologique dans le Yemen. Paris et Francfort (Baer) 1873. 8. (20 Fr.)

v. Maltzan (H.), Reisen in Arabien. 2 Bde. Braunschweig (Vieweg & Sohn) 1873. gr. 8. (6 Thlr.)

—, Die Völker Süd-Arabiens. — Z. f. Ethnologie. V. 1873. p. 57.

Miles (S. B.) and W. Munzinger, Account of an excursion into the interior of Southern Arabia. — Journ. of the Roy. Geogr. Soc. 1871. p. 210.

Mesopotamien. Persien.

Finzi (F.), Ricerche per lo studio dell' antichità Assira. Torino (Loescher) 1872. 8.

Socin (A.), Baghdad. — Ausland. 1873. No. 36.

Spiegel (F.), Erânische Alterthumskunde. Bd. II. Leipzig (Engelmann) 1873. gr. 8. (3⅔ Thlr.)

Vambéry (A.), A Ramble in Persia. — Bates, Illustr. Travels. IV. 1872. p. 243. 267.

Brittlebank (W.), Persia during the famine: a narrative of a tour in the east, and of the journey out and home. London (Pickering) 1873. 276 S. 8. (7 s. 6 d.)

Bellew (H. W.), From the Indus to the Tigris: a narrative of a journey through the countries of Balochistan, Afghanistan, Khorassan, and Iran, in 1872; together with a synoptical grammar and vocabulary of the Brahoe language. London (Trübner) 1873. 490 S. 8. (14 s.)

Montgomerie (T. G.), A Havildar's journey through Chitral to Faizabad, in 1870. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. 1872. p. 180.

Rawlinson (H. C.), Notes on Seistan. — Proceed. of the Roy. Geograph. Soc. XVII. 1873. p. 92.

Aus Persien. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 315.

Vorder- und Hinter-Indien.

Lassen (Chr.), Indische Alterthumskunde. Bd. II. 2. Aufl. Mit 1 Karte von Alt-Indien. Leipzig (Kittler) 1873. gr. 8. (11⅓ Thlr.)

Roe (Th.) and Fryer (J.), Travels in India in the 17th century. London (Trübner) 1873. 8. (7 s. 6 d.)

Rousselet (L.), L'Inde des Rajahs. Voyage dans les royaumes de l'Inde centrale et dans la présidence du Bengale. 1864—68. — Le Tour du Monde. XXV. 1873. p. 145.

Kerr (J.), The land of Ind; or glimpses of India. London (Longmans) 1873. 12. (5 s.)

Wanderungen in Indien. — Globus. XXIII 1873. No. 21 f.

Puini (C.), Nirvâna. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. III. 1873. p. 430.

May (J. J. S.), Die indischen Frauen in ihrem Verhältniss zur Familie und zum Staate. — Ausland. 1873. No. 18 ff.

Bâbu Râjendralal La Mitra, Spiritous Drinks in Ancient India. — Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. N. Ser. XLII. 1873. p. 1. 58.

Eine Pilgerfahrt nach der Gypsgrotte Amarnath in Kaschmir. — Globus. XXV. 1874. p. 152.

Griffin (L. H.), Rajas of the Punjab. 2d edit. London (Trübner) 1874. 8. (21 s.)

Bei den Maharatten und im Bandelkand. — Globus. XXIV. 1873. No. 7.

Die Völkerschaften an der Nordgrenze Indiens. — Globus. XXIV. 1873. p. 125.

Horne (Ch.), A Naturalist's Ramble in the Sub-Himalaya. — Bates, Illustr. Travels. IV. 18
p. 329.

—, Notes of a Naturalist in the North-Western Provinces of India. — Ebds. IV. 18
p. 134. 205. 288.

Kalyan and Aurungabad, Western India, and their buddhist monuments. — Bates, Illustr. Travels. IV. 1872. p. 58.

Die Gebiete zwischen Kokan und Britisch-Indien. — Globus. XXIII. 1872. p. 346.

Eine Urbevölkerung Süd-Indiens. — Ausland. 1873. No. 40.

Zur Völkerkunde Indiens. Negritos im Windhyagebirge. Frantsis in Bhopal. — Globus. XX
1874. p. 71.

Gawler (J. C.), Sikkim. With hints on mountain and jungle warface; exhibiting also
facilities for opening commercial relations, through the state of Sikkim, with Central A
Thibet and Western China. With map and illustr. London (Stanford) 1873. 112
8. (3 s.)

Un peuple primitif dans les montagnes de l'Inde; les Todas. — Revue scientifique. 18
No. 39.

Ein primitives Naturvolk in Indien. Die Dschuangas. — Globus. XXIV. 1873. p. 2

Austen (G.), The Naga Hills, surveying work 1872—73. — Ocean Highways. 1873.
p. 65.

Dr. Leitner's ethnographische Arbeiten über Dardistan. — Globus. XXIV. 1873. p. 324.

Die Landschaft Kurg in Süd-Indien, nach Richter: Manual of Coorg. — Ausland. 1873. No.

Richter (G.), Steinkisten mit Aschenurnen im Kurgland in Ost-Indien. — Correspondenz
d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 28.

Jellinghaus (Th.), Kurze Beschreibung der Sprache der Munda Kolhs in Chota Nagp
besonders nach ihren den Volksstamm charakterisirenden Eigenthümlichkeiten. — Z
Ethnologie. V. 1873. p. 170.

Low (C. B.), Notes on Bombay and the Malabar coast. — Bates, Illustrat. Travels.
1872. p. 40. 104. 179.

Schilderungen aus Calcutta. — Globus. XXIV. 1873. p. 264. 282. 295. 316. 334. 349.

Four months in Ceylon. — Bates, Illustr. Travels. IV. 1872. p. 344. 366.

Eine Disputation zwischen Christen und Buddhisten auf Ceylon. — Globus. XXV. 18
p. 94.

Die Insel Ceylon. — Aus allen Welttheilen. V. 1874. p. 55.

Sladen (E. B.), Exploration via the Irawaddy and Bhamo to South Western China.
Journ. of the Roy. Geogr. Soc. 1871. p. 257.

v. Schlagintweit-Sakünlünski, Die Pfahlbauten der Jetztzeit im südlichen Asien.
Westermann's illustr. Monatshefte. 1873. December.

Dalton, Beschreibende Ethnologie Bengalens aus offiziellen Documenten, deutsch bearb.
O. Flex. — Z. f. Ethnologie. V. 1873. p. 180. 258.

Desgodins, Mots principaux des langues de certaines tribus, qui habitent les bords
Lang-tsang-kiang, du Lou-tze-kiang et de l'Irrawaddy. — Bull. de la Soc. de Gé
6e Sér. V. 1873. p. 144.

The Lushai Expedition. — Proceed. of the Roy. Geograph. Soc. XVII. 1873. p. 42.
Bull. de la Soc. de Géogr. 6me Sér. V. 1873. p. 202.

East Indies (Cachar), Further papers on the subject to the Looshai raids and the consequ
hostilities. Presented to Parliament. London. 1872. 4. (11 s.).

Peal (S. E.), Notes on a visit to the tribes inhabiting the hills south of Sibságar, Asám.
Journ. of the Asiatic Soc. of Bengal. 1872. P. I. p. 9.

Flex (D.), Pflanzerleben in Indien. Berlin (Nicolai). 1873. gr. 8. (1½ Thlr).

Foster (J. M.), Note on Ghargáon, Asán. — Journ. of the Asiatic Soc. of Bengal. 18
Part I. 1. p. 32.

Reformen im Königreich Siam. — Globus. XXV. 1874. p. 109.

Carpenter (C. H.), A tour among the Karens of Siam. — Baptist Missionary Ma
1873. p. 9.

Hamy (E. T.), Sur les travaux de M. Janneau relatifs à l'anthropologie du Cambodge. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 668.

Thompson (J.), On the Antiquities of Cambodia. — Journ. of the North-China Branch of the Roy. Asiat. Soc. for 1871/72. N. Ser. VII. 1873. p. 197.

Unter den Laosvölkern am oberen Mekong. — Globus. XXV. 1874. p. 97. 113. 129. 145.

Garnier (Fr.), Voyage d'exploration en Indo-Chine 1866–68. — Le Tour du Monde. XXIV. 1872. p. 289.

Doudart de Lagrée et Garnier, Voyage d'exploration ex Indo-Chine effectué pendant les années 1866, 67 et 68 par une commission française, publ. par ordres du ministre de la marine. Ouvrage illustré de 250 grav. sur bois et accompagné d'un atlas. Paris. 1872. Texte V, 1015 S. 4. Atlas fol. (200 fr.).

Zöllner (R.), Das Indochinesische Land und Volk. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 65. 106. 161.

Ottavio del Bambino Gesù, Breve notizia dei popoli del Malabar. Pisa. 1873. 32 S. 12. (l. 1, 30).

Man (E. H.), List of words of the Nicobar language as spoken at Camorta, Nancowry, Trinkutt, and Katschal. — Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. 1872. I. 1. p. 1.

Andaman Islands. — Bates, Illustr. Travels. IV. 1872. p. 150.

Basevi (J. P.), Account of the Island of Minicoy. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. 1872. p. 368

Der indische Archipel.

Andree (K.), Der Seeraub im indischen Archipelagus. — Globus. XXIV. 1873. p. 24.

Streifzüge im Hinterindischen Archipelagus. — Globus. XXIV. 1873. No. 11. ff.

Veth (P. J.), Java, geographisch, ethnologisch, historisch. Afl. 1–3. Haarlem (Erven F. Bohn). 1873. gr. 8.

Zur Cultur des alten Java. — Ausland. 1873. No. 47.

Zur Erklärung angeblicher Siwa-Bilder. — Ausland. 1873. No. 48.

de Serière (V.), Javasche volksspelen en vermaken. — Tijdschr. v. Nederlandsch Indië. N. Ser. 1873. II. p. 1.

Mohnike, Sumatra und die Niederländer. — Augsburg. allgem. Ztg. 1873. No. 208—12.

Yule (H.), On Northern Sumatra and especially Achin. — Ocean Highways. 1873. August. p. 177.

Nederland en het Rejk van Atchin. — Tijdschr. v. Nederlandsch Indië. N. Ser. 1873. I. p. 417.

Das Sultanat Atschin. — Ausland. 1873. No. 43 ff.

v. Strantz (H.), Atchin. — Aus allen Welttheilen. V. 1874. p. 41.

Stuart (Cohen), Nog jets over de opschriften van Menangkaban op Sumatra. — Bijdr. tot de taal-land-en volkenkunde van Nederlandsch Indië. 3. Volg. VIII. 1873. p. 16.

Cameron (A. M.), A visit to Borneo. — Bates, Illustrat. Travels. IV. 1872. p. 257. 289. 321. 353.

Adventures in Borneo. — Ebds. V. 1873. p. 51.

The Chinese in Borneo. — Ebd. V. 1873. p. 23.

Senn van Basel, Een Dajaksch dorp op Borneo's westkust. — Tijdschr. voor Nederlandsch-Indië. 1874. I. p. 1.

de Wogan, Du Far-West à Bornéo. Abbeville. 1873. 359 S. 18.

Grünstein (de Castro v. Jos.), Timor und die Timorianer. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 88. 131.

Robidé van der Aa, Een tweetal bijdragen tot de kennis van Halmahera. — Bijdragen tot de taal-land-en volkenkunde van Nederlandsch Indië. 3. Volg. VII. 8. 1872. p. 233.

Cambier (J. P. C.), Rapport over Tidoreesch-Halmahera. — Ebd. p. 265.

Jagor (F.), Sobre la poblacion indigena de las islas Filipinas, trad. por F. Mathen. — Revista de antropologia. 1874. p. 137.

Meyer (A. B.), Die Einwohnerzahl der Philippinischen Inseln in 1871. — Petermann's Mitthl. 1874. p. 17. vgl. Tijdschr. voor taal-, land- en volkenkunde in Nederl. Indië. 1873.
—, Die Negritos der Philippinen. — Ebds. 1874. p. 19. vgl. Natuurkundig Tijdschrift. Batavia 1873.
v. Miklucho-Maclay, Die Papuas der Insel Luzon. — Ebds. 1874. p. 22.
Meyer (A. B.), Ueber den Fundort der von ihm überbrachten Skelete und Schädel von Negritos, sowie über die Verbreitung der Negritos auf den Philippinen. — Z. f. Ethnologie, Sitzungsber. 1873. p. 90.

Afrika.

Das alte Culturgebiet der Hamiten. — Ausland. 1873. No. 35.
Grube (A. W.), Bilder und Scenen aus Africa. 5 Aufl. Stuttgart (Steinkopf). 1873. 8. (⅔ Thlr.).
v. Maltzan (H.), Menschenhandel in Afrika. — Gartenlaube. 1873. No. 32.
Baker (S. W.), La traite des esclaves sur le Nil Blanc. — Revue scientifique. 1874, No. 40.
Agassiz über die Stellung des Negers zum Weissen. — Ausland. 1873. No. 20.
Rohlfs (G.), Ueber Reiz und Nahrungsmittel afrikanischer Völker. Forts. — Ausland. 1873 No. 15. 31.

Die Nilländer.

Nippold (F.), Aegyptens Stellung in der Religions- und Culturgeschichte. 2. Aufl. Berlin (Lüderitz; Sammlung gemeinverst. wiss. Vorträge. No. 82.). 1873. 8. (6 Sgr.).
Schönwälder, Culturhistorische Bilder aus dem alten Aegypten. — N. Lausitz. Magaz. L 1873.
Stern (L.), Ueber die Schrift und Sprache der alten Aegypter. — Ausland. 1853. No. 27f.
Lauth, Ueber die Menschenraçen des heutigen Aegyptens. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropol. 1873. p. 74.
—, Das Steinzeitalter in Aegypten. - Ebds. 1873. p. 36. vgl. Ausland 1873. No. 30.
Birch (S.), Account of Coffins and Mummies discovered in Egypt on the occasion of the visit of H. R. H. the Prince of Wales in 1868—69. — Transact of the R. Soc. of Lit. X. 1874. p. 185.
Lenoir (P.), The Fayoum, or, Artists in Egypt. Illustr. with 13 pl. London (King). 1873. 302 S. 8. 7s. 6d.).
Hartmann (R.), Schilderungen aus dem Innern von Ostafrika. — Westermann's illustr. Monatshefte. 1873. No. 11f.
Marno (E.), Zur heutigen Lage des ägyptischen Sudan. — Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1873. p. 162.
—, Die Sclavenfrage in Ostafrika. — Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1873. p. 458.
—, Sudanische Märkte. — Ebds. 1873. p. 487.
—, Reisen in Hoch-Sennaar. — Petermann's Mitthl. 1872. p. 246. 450.
—, Ein Besuch bei dem Schech der Abu-Rof-Araber. — Aus allen Welttheilen. V. 1874. p. 111.
Medina, Los pueblos fronterizos del N. de Abisinia. — Revista de antropologia. 1874. p. 65.
Hildebrandt (J. M.), Ausflug in die Nord-Abessinischen Grenzländer im Sommer 1872. — Z. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde. VIII. 1873. p. 449.

Der Nordrand und Nord-Central-Afrika.

v. Maltzan, Der Völkerkampf zwischen Arabern und Berbern in Nordafrika. — Ausland. 1873. No. 23f.
Perier (J. A. N.), Des races dites berbères et de leur ethnogénie. Paris. 1873. 55 S. 8.
v. Maltzan (H.), Die Bewohner Algeriens vor drei Jahrhunderten und heut zu Tage. — Globus. XXIV. 1873. p. 184. 202.

Bonnafont, De l'acclimatement des Européens et de l'existence d'une population civile romaine en Algérie. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 122.

Assézat (A.), Sur la colonisation de l'Algérie. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 296.

Lukis (W. C.), Monuments mégalithiques en Algérie. Nantes. 1873. 7 S. 8.

Sept mois d'expédition dans la Kabylie orientale et dans le Hodna. Angoulème. 1874. 147 S. 8.

Hanoteau (A.) et A. Letourneux, La Kabylie et les coutumes kabyles. T. 1. Paris (Challamel). 1873. 8.

Perrier (Amelia), A winter in Morocco. London (King). 1873. 360 S. 8. (10 s. 6 d.).

Dolmen in Marokko. — Globus. XXIV. 1873. p. 175.

Pomel (A.), Le Sahara. Observations de géologie et de géographie physique et biologique, avec des aperçus sur l'Atlas et le Soudan, et discussion de l'hypothèse de la mer saharienne à l'époque préhistorique. Alger. 1873. 139 S. 8.

Rohlfs (G.), Reiseerinnerungen aus Centralafrika. — Daheim. 1873. No. 38 ff.

Nachtigal (G.), Sklavenjagden in Central-Afrika. — Kölnische Ztg. 20. u. 28. Juli 1873.

—, Reise von Kanem nach Borku. — Z. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde. 1873. p. 141.

—, Die tributären Heidenländer Baghirmi's. — Petermann's Mitthl. 1874. p. 10.

—, Zug mit einer Sklavenkarawane in Baghirmi. — Globus. XXIV. 1873. p. 215. 231.

—, Reise in die südlichen Heidenländer Baghirmi's. — Z. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde 1873. p. 249. 311.

Dr. Nachtigal's Reise nach dem Bahr el Ghasal, Kanem, Egai, Bodeli und Borku. 1871. — Petermann's Mitthl. 1873. p. 201.

Nachtigal, Der Hofstaat des Königs von Baghirmi. — Globus. XXIV. 1873. p. 119. 137. 153.

Der Westrand Afrika's.

Oberländer (R.), Westafrika. Vom Senegal bis Benguela. Leipzig (Spamer). 1873. gr. 8 (2⅔ Thlr., geb. 2⅚ Thlr.).

Mage (E.), Voyage dans le Soudan occidental. Abrégé par J. Belin-de-Launoy. Paris (Hachette). 334 S. 18. (1¼ fr.).

Faidherbe, Sur le prognathisme artificiel des mauresques du Sénégal. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 766.

Blyden, The Falaba expedition of 1872. — Bates, Illustr. Travels. V. 1873. p. 90.

Gordon (Ch. A.), Life on the Gold Coast. London (Baillière) 1874. 82 S. 8. (2 s. 6 d.).

Die Aschanti in Ober-Guinea. — Aus allen Welttheilen. V. 1874. p. 23.

Beaton (A. C.), The Ashantees; their country, history, wars, government, customs, climate religion and present position. With map. London (Blackwood). 1873. 136 S. 12. (1 s.

Bowdich (T. E.), Mission from Cape Coast Castle to Ashantee. With descriptive account of that kingdom. New edit. London (Griffith & F.). 1873. 306 S. 8. (5 s.).

Elmina und der vormals Holländische District der Goldküste von Afrika. — Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1873. p. 560.

Hay (Sir John Dalrymple), Ashanti and the Gold Coast, and what we know of it: a sketch. With col. map. London (Stanford). 1873. 182 S. 8. (2 s. 6 d.).

Hay (Sir J. Dalrymple), Ashanti und die Goldküste sowie unsere Kenntniss derselben, A. d. Engl. Berlin (Stilke). 1874. 8.

Schwarze Hülfsgenossen der Engländer an der Guineaküste. Die Kossohs. Die Haussas. Die Menschenfresser aus dem Nigerdelta. — Globus. XXV. 1874. p. 29. 89.

Brackenbury (H.), and Huyshe, Fanti and Ashanti; tree papers read on board of the S. S. „Ambriz." With a map. London (Blackwood). 1873. 130 S. 8. (5 s.).

Die Ashanti in Ober-Guinea. — Aus allen Welttheilen. V. 1873. p. 23.

Laffitte, Le Dahomé, souvenirs de voyage et de mission. Tours. 1873. 254 S. 8.

Skertchly (J. A.), An excursion in Dahomey. — Bates, Illustr. Travels. IV. 1872. p. 350. 361.

Robb, Geographical notes on our West African mission. — United Presbyterian Missionary Record. 1872. p. 298.

Reichenow (A.), Briefe d. d. Liverpool Massatown, 29. Januar 1873. — Z. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde 1873. g. 182.

Reichenow, Brief an Prof. Bastian. Accra d. 6. Oktober 1872. — Z. f. Ethnologie. V. 1873. p. 106.

Bastian (A.), Die Loango-Küste. — Z. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde. 1873. p. 125.

Eine Reise von Loanda in's Innere von Afrika. — Ausland. 1873. No. 16. f.

Das Volk der Kimassas in Angola. — Globus. XXV. 1874. p. 150.

Süd-Afrika. Die Ostküste Süd-Afrika's. Madagaskar.

Hahn (H.), Eine Untersuchungsreise im Hereröland. — Berichte d. Rhein. Missions-Gesellsch. 1872. No. 7. 8. 10 ff. 1873. No. 2 ff.

Die Quissama oder Kisama an der Westküste Süd-Afrika's. — Ausland. 1873. No. 43.

Lepsius, Ueber Buschmänner und Hottentotten, sowie über die Stein- und Eisenzeit im alten Aegypten. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 62.

Stow (G. W.), Account of an interview with a tribe of Bushmans in South Afrika. — Journ. of the Anthropol. Instit. III. 1873. p. 294.

Bleek, Report concerning his researches into the Bushman Language, presented to the Hon. the House of Assembly by command of His Excellency the Governor. Cape Town. 1873. fol. vgl. Ausland. 1873. No. 37.

Letourneau (Ch.), Tsékélo, prince des Cafres-Bassoutos. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 688.

Bartels, Ueber einen Basuto-Knaben. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 102.

Fritsch, Natur und Kulturbilder aus Südafrika. — Aus allen Welttheilen. V. 1874. p. 124

Fritsch (G.), Einige Worte zur Abwehr (in Bezug auf sein Werk: Die Eingebornen Süd-Afrika's). — Z. f. Ethnologie. V. 1873. p. 110. vgl. p. 303.

Körner (F.). Süd-Afrika. Natur- und Kulturbilder. Leipzig (Hirt & Sohn). 1873. gr. 8. (4 Thlr.).

Aus den Briefen Adolf Hübners über Süd-Afrika. — Globus. XXIII. 1873. p. 202. 217. 232. 249. 267.

Wangemann, Die Berliner Mission im Kaffer-Lande. Berlin (Wohlgemuth, in Comm). 1873. gr. 8 (1⅓ Thlr.)

Petermann (A.). Das Goldland Ophir der Bibel und die neuesten Entdeckungen von Karl Mauch. — Gaea. 1873. p, 116.

Stanley (H. M.), How I found Livingstone. New and cheaper edit. London. (Low) 1873. 736 S. 8 (10 s. 6 d).

Sulivan (G. L.), Dhow-Chasing in Zanzibar Waters, and on the eastern coast of Africa: Narrative of five years' experiences in the suppression of the slave trade. London (Low) 1873. 450 S. 8 (16 s).

Sklavenhandel in Ostafrica und der Herrscher von Mascat. — Globus. XXIV. 1873. p. 60.

Frere (H. Bartle E.), A few remarks on Zanzibar and the east coast of Afrika. — Proceed. of the Roy. Geograph. Soc. XVII. 1873. p. 343.

Ein Brief aus Sansibar über die Verhältnisse an der Ostafrikanischen Küste. — Globus. XXIV. 1873. p. 73.

Neveu (C.), Notes sur les colonies du Portugal et principalement sur la Capitainerie-générale de Mozambique. — Revue marit. et colon. 1872. Novembre. p. 247.

Miles (S. B.), On the neighbourhood of Bunder Marayah. (Somali). — Journ. of the Roy. Geogr. Soc. 1872. p. 61.

Kirk (J.), Visit to the east coast of Somali-Land. — Proceed. of the Roy. Geograph. Soc. XVII. 1873. p. 340.

Die Somâli-Halbinsel. — Ausland 1873. No. 25.

Mears (J. W.), The story of Madagascar. New York 1873. 313 S. 12 (6 s).

Note sur le peuple Hova. — Bul de la Soc. de Géogr. 6e Sér. V. 1873. p. 97.
Ueber die Herkunft der ältesten Bewohner Madagascars. — Ausland. 1873. No. 39.

Amerika.

Nord-Amerika.

Whymper (Edw.), Some notes on Greenland and the Greenlanders. — Alpine Journ. 1873. p. 161. 209.

Vahl (J.), Alaska, Folket og Missionen. — Kopenhagen (Gad). 1873. 114 S. 8 (1. Bd.).

Zimmermann (H.), Alaska. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 115. 140.

Labrador. — Canadian News. 1872. p. 377.

Slawinski (N.), Briefe über Amerika und die dortigen russischen Ansiedler. St. Petersburg 1873. 303 S. 8 (russisch).

Foster (J. W.), Pre-Historic races of the United States. Illustrated. Chicago. 1873. 415 S. 8 (14 s).

—, (J. W.), Pre-Historic races of the United States of Amerika. London (Trübner). 1873. 8. (14 s).

Die Archaeologie Amerika's. — Ausland. 1873. No. 24.

Rau (Ch.), North American Stone Implements. Washington. 1873. 8.

—, Ancient Aboriginal Trade in North America. Washington. 1873. 8.

—, (C.), Amerikanische Gesichtsvasen. — Arch. f. Anthropologie. VI. 1873. p. 163.

Kjokkenmöddinger im Mississippithale. — Ausland. 1873. No. 48.

Whittlesley (Ch.), Ancient Rock Inscriptions in Ohio. — Proceed. of the American Assoc. for the advancement of science. XX. 1872. p. 405.

Butler (W. F.), The Great Lone Land: a narrative of travel and adventure in the North-West of America. 5 th. edit. London (Low). 1873. 394 S. 8 (7 s. 6 d).

Aus dem britischen Nordamerika. — Globus. XXIV. 1873. N. 21.

Butler, (W. F.), The Wild North Land; being the story of a winter journey, with dogs, across Northern North America. Wich Illustr. London (Low). 1873. 360 S. 8.

Gilpin (Wm.), Mission of the North-American people: geographical, social, and political. London (Trübner). 1873. 8 (21 s.).

Feuling (J. B.), On the Place of the Indian languages in the study of ethnology. — Transact. of the Wisconsin Acad. of Sciences. 1870—72. p. 178.

Pinart (A.), Notes sur les Koloches. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 766.

v. Schweinitz (E. A.), Bericht von seiner Reise ins Land der Cherokee-Indianer und seinem Besuch der Mission unter denselben. — Missions-Blatt aus der Brüdergemeinde. 1872. p. 216. 227.

Indianerunruhen. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 302.

Brown (R.), The Modoc Indians. — Ocean Highways. 1873. Juni. p. 101.

Eine Erinnerung an die Irokesen. — Globus. XXIV. 1873. p. 189.

Thoulet (J.), Sept mois chez les Chippeways. — Revue scientifique. 2e Sér. III. 1873. No. 26.

Die schwarze Göttin Tina (der Neger in Nordcarolina). — Globus. XXV. 1874. p. 47.

Wittlesey (Ch.), The great mound on the Etowah River, Georgia. — Proceed. of the American Assoc. for the advancement of science. XX. 1872. p. 400.

Parry (Ch. C.), On a form of the boomerang in use among the Mogui-Pueblo Indians of North-America. — Proceed. of the American Assoc. for the advancement of science. XX. 1872. p. 397.

Ein Culturbild aus Louisiana. — Globus. XXIV. 1873. p. 297.

Kirchhoff (Th.), Ein Besuch im Silberlande Washoe. — Globus. XXIV. 1873. p. 92. p. 283. 107. 123. 139.

—, (Th), Die Chinesen in San Francisco. — Globus. XXIV. 1873. p. 236. 250. 268.

Das Muschelgeld an der Nordwestküste Amerikas. — Globus. XXV. 1874. p. 13.

Kirchhoff, (Th.), Ein Ausflug nach dem Pugetsund im J. 1872. — Globus. XXIII. 1873. 297. 330.

Mexico. Central-Amerika. Westindien.

de Gagern (C.), Charakteristik der indianischen Bevölkerung Mexico's. — Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1873. p. 49. 114.
de Charencey (H.), Le mythe d'Imos, traditions des peuples mexicains. Paris 1873. 8.
Brine (Lindesay), On the „Ruined Cities" of Central-America. — Journ. of the Roy. Geogr. Soc. 1872. p. 354.
Morelet's Reisen in Central-Amerika. — Aus allen Welttheilen. IV. 1873. p. 204.
Central-Amerikanische Hieroglyphen. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 38.
de Palacio (D. G.), San Salvador und Honduras im J. 1576, übersetzt von A. v. Frantzius. Berlin (D. Reimer). 1873. gr. 8. (⅔ Thlr.)
Amphlett (J.), Under a tropical Sky: a journal of first impressions of the West-Indies. London (Low). 1873. 180 S. 8 (7s. 6d.).
Goodman (W.), The pearl of the Antilles or an artist in Cuba. London (King). 1873. 304 S. 8 (7 s. 6 d.).
Zustände auf der Insel Cuba. — Globus. XXV. 1874. p. 11.
Eine Neger- und eine Mulatten-Republik. — Globus. XXIV. 1873. p. 314.
Hamy (E. T.), Sur l'âge de l'anthropolithe de la Guadeloupe. — Comptes rendus de l'Acad. d. sciences. 4 février. 1873.
Pellarin, Sur diverses questions anthropologiques et médicales relatives à la Guadeloupe. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872 p. 680.

Süd-Amerika.

Saffray, Nouvelle Grande. Schluss. — Tour du Monde. XXVI. 2e Semestre. de 1873. p. 65.
Skizzen aus Neugranada. — Globus. XXIV. 1873. No. 4 ff.
An der Küste von Neugranada. — Globus. XXIV. 1873. No. 20.
Die Indianersteine von S. Estéban aus Guatepáro. — Ausland. 1873. No. 46.
Ernst (A.), Die Alterthümer von San Augustin in Neugranada. — Globus. XXIV. 1873. p. 329.
In den Urwäldern des östlichen Peru. — Globus. XXIV. 1873. No. 17 ff.
Markham (Cl. R.), On the geographical positions of the tribes which formed the empire of the Yncas, with an appendix on the name „Aymara." — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. 1871. p. 281.
v. Jhering (H.), Ueber das Inca-Reich der Peruaner. — Ausland. 1873. No. 21.
Reiss, Alterthümer aus der Incazeit. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1873. p. 96.
v. Boeck (E), Ein Ausflug von Cochambamba in die bolivianischen Yungas. — Globus. XXV. 1874. p. 124. 138.
Philippi, Ueber Töpfe, Stein- und Metallgeräthe bei den Indianern Chile's. — Z. f. Ethnonologie. Sitzungsber. 1873. p. 101.
Leybold (F.), Escursion a las Pampas Arjentinas. Hojas de mi diario, Febrero de 1871. Santiago. 1873. p. 8.
Aus Corrientes in Argentinien. — Globus. XXIV. 1873. p. 183.
Kahl (A.), Die Ranqueles-Indianer. — La Plata Monatsschrift. 1874. No. 1.
Tailer (J.), Der Süden von Buenos Aires. — La Plata Monatsschrift. 1874 No. 1.
Die Missionen und die Matacos-Indianer in Gran Chaco. — Globus. XXV. 1874. p. 74.
Die Chaco Indianer. — Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1873. p. 277.
Mantegazza (P.), Il ritratto di une Donna Toba. (Gran Chaco.) — Archivio per l'antropologia et la etnologia. III. 1873. p. 26.
Glasdon (A.), La Patagonie et ses habitants. — Bibliothèque univers. et Revue Suisse. XLVIII. 1873. p. 491.
Die Patagonier und Tehuelchen. — Aus allen Welttheilen. V. 1873. p. 25.

Musters (G. Ch.), Unter den Patagoniern. Wanderungen auf unbetretenem Boden von der Magalhäens-Strasse bis zum Rio Negro. Jena (Costenoble). 1873. gr. 8 ($3^3/_4$ Thlr.).

Rath (R.), Schilderungen aus der brasilianischen Provinz San Paulo. — Globus. XXV. 1874. p. 154.

Avé-Lallemant (R.), Die Manaos am Rio Negro in Brasilien. — Aus allen Welttheilen IV. 1873. p. 227.

Bates (H. W.), The naturalist on the river Amazonas. 3th edit. with numerous illustr. London (Murray). 1873. 398 S. 8 (7 s. 6 d.).

Keller-Leuzinger (F.), Vom Amazonas und Madeira. Skizzen und Beschreibungen. Stuttgart (Kröner) 1873. gr. 4 ($10^2/_3$ Thlr.).

Peschel (O.), Der Madeira und seine Wildnisse. — Ausland. 1874. No. 5 f.

Church, Die Erforschung des Madeira-Flusses und der Eintritt Bolivia's in den grossen Weltverkehr. — Der Welthandel. 1873. p. 241.

Australien. Polynesien.

Trollope (Anthony), Australia and New Zealand. 2 vols. London (Chapman & H.). 1873. 1046 S. 8 (36 s.).

Mackenzie (A.), Specimens of native Australian language. — Journ. of the Anthropolog. Instit. III. 1873. p. 247.

Die Eingeborenen am Lake Hope in der Colonie Südaustralien. — Globus. XXV. 1874. p. 173.

Brulfert, Sur l'origine et la disparition de la race polynésienne. — Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 817.

de Quatrefages, Observations à propos de la thèse de M. Brulfert sur les Polynésiens. — Ebds. VII. 1872. p. 822.

Tinne (J. E.), The wonderland of the antipodes, and other sketches of travel in the North Island of New-Zealand. With map and illustr. London (Low). 1874. 124 S. 8 (16 s).

Kennedy (A.), New-Zealand. London (Longmans). 1873. 172 S. 8 (61 s).

Balansa (B.), Nouvelle-Calédonie. — Bull. de la Soc. de Géogr. 6e Sér. V. 1873. p. 113.

Patouillet (J.), Trois ans en Nouvelle Calédonie. Paris (Dentu). 1873. 270 S. 12 (3 Fr.)

Meyer (A. B.), Ein Beitrag zu der Kenntniss der Sprachen auf Mindanao, Solog und Siau, der Papuas der Astrolabe-Bay auf Neu-Guinea, der Negritos der Philippinen, und einige Bemerkungen über Herrn Riedel's Uebersetzungen in's Tagalische und Visayasche. — Tijdschr. voor taal-, land- en volkenkunde in Neederlandsch Indië. 1873.

Spengel (J. W.), Das „büschelförmige" Haar der Papuas. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropol. 1873. p. 62. 70.

Recenti spedizioni alla Nuova Guinea. — Cora, Cosmos. 1873. p. 214.

Neue Reisen auf Neuguinea. — Globus. XXV. 1874. p. 161. 178.

Nazimoff, Nouvelle-Guinée. — Bull. de la Soc. de Géogr 6e Sér. V. 1873. p. 107.

Meyer (A. B.), Neu-Guinea. Vortrag. — Mitth. d. Wiener geogr. Ges. 1873. p. 481. 534.

—, Neu-Guinea. — Ausland. 1873. No. 49 f.

Zusammentreffen mit den Papuas auf Neu-Guinea. — Globus. XXIV. 1873. p. 28.

Meyer (A. B.), Ueber die Papua's aus Neu-Guinea. — Z. f. Ethnologie. V. 1873. p. 306.

Virchow, Ueber Schädel von Neu-Guinea. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1873. p. 65.

Markham (A. H.), The cruise of the „Rosario" amongst the New-Hebrides and Santa Cruz Islands, exposing the recent atrocity connected with the Kidnapping of Natives in the South Seas. London (Low) 1873. 300 S. 8 (16 s.).

—, The New-Hebrides and Santa Cruz Groups. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. 1872. p. 213.

Kubary (J.), Die Palau-Inseln in der Südsee. — Journ. d. Museum Godeffroy. Hft. 4. 1873. p. 1.

—, Die Lagune von Ebon, nach brieflichen Mittheilungen bearbeitet von E. Gräffe. — Journ. d. Museum Godeffroy. Hft. 4. 1873. p. 48.

Gräffe (E.), Topographie der Schiffer-Inseln. – Journ. d. Museum Godeffroy. Hft. 4. 1873. p. 1.
Leborgne, Sur la dépopulation des îles Gambier. – Bull. de la Soc. d'anthropologie. VII. 1872. p. 682.
Spengel (J. W.), Beiträge zur Kenntniss der Fidschi-Insulaner. — Journ. d. Museum Godeffroy. Hft. 4. 1873. p. 63.
Auf Tahiti in der Südsee. — Globus. XXIV. 1873. No. 15.
Jouan (H.), Notes sur l'archipel Hawaiicien (îles Sandwich). – Mém. de la Soc. d. sciences naturelles de Cherbourg. T. XVII. 1873. p. 5.
Twain (M.), Ein Besuch auf den Sandwichs-Inseln. — Grenzboten. 1873. No. 24. 27 f. Streifzüge auf den Sandwichs-Inseln. – Globus. XXV. 1874. p. 49. 65. 81.
Philippi (R. A.), La isla de Pascue i sus habitantes. Santiago de Chile. 1873. gr. 8.

Miscellen und Bücherschau.

(Von A. B.)

Koskinen: Finnische Geschichte. Leipzig, 1873.

Dieser Uebersetzung folgend, mögen hier die Details des ersten Auftretens zusammengefasst werden: Der turanische Stamm (Tungusen, Mongolen, türkische Völker und finnische Völker) erhält von dem zeitweisen Aufenthalt am Altai und Ural auch den Namen des uralaltäischen und in Medien oder Mada (mda oder Land) gingen turanische Völker den iranischen vorher, wie in Assyrien und Mesopotamien den Semiten. Der später in Finnland fixirte Name Finn (bei Tacitus) findet sich (II. Jahrh. p. d.) an der Weichsel und die den Schweden oder Norwegern in Scandinavien vorhergehenden Jotuner finden sich als Hiidet oder Jättiläiset (Jatulit oder Jotunit) in Finnland bis beim Einzuge der Finnen verschwindend (als Tschuden mit ugrischer Verwandtschaft). Die Finnen oder Suomi (neben den Lappen- oder dem Saame-Volk) zerfielen in (nördliche) Karelier und (südliche) Tawaster. Am Obi und Irtisch wohnten Ugrier (Ostjäken, Wogulen, Ungern), am Kama die Permier (Syrjänen, Permiäken, Wotjäken), an der unteren Wolga bulgarische Völker (Bulgaren, Mordwinen, Tscheremissen), an der mittleren Wolga die Finnen. Die rennthierzüchtenden Lappen oder Saamelaiset waren (in Finnland und Scandinavien verbreitet) unter Herrschaft der Jotuner gerathen und später zogen die übrigen Stämme der Finnen (Karelier, Tavaster, Wepser u. s. w.) hinter ihnen her (nach kurzer Berührung mit den Permiern). Die südlichen Stämme (ugrische und bulgarische) wurden vom Norden abgelenkt.

Als die Scythen im Norden des schwarzen Meeres untergegangen und die Sarmaten über den Don zur Donau gezogen waren, traten an der untern Wolga die Aorsen als Verwandte der Bulgaren (unter denen ein Mordwinen-Stamm den Namen Ersa führt) und die Siräken auf, bis sie unter der Herrschaft der Gothen verschwinden. Dann gründeten finnische Stämme der Ugrier (die bulgarischen fortreissend) das Hunnenreich, nach dessen Zerfall die östlichen Verwandten der Hunnen unter Botmässigkeit der Türk-Uiguren (mit dem Sitz des Kakhan im Altai) geriethen, während westlich der ugrische Stamm der Avaren ein Reich an der Theiss gründete (bis auf Carl M.). Als an dem zerrütteten Reich der Türk-Uiguren die finnischen Stämme am schwarzen Meere unabhängig geworden, bildete sich das Reich der Chazaren (mit der Hauptstadt Itil an der Wolga-Mündung) und die dadurch aus ihren Sitzen am Don verdrängten Bulgaren zogen theils westlich nach Bulgarien, theils nach der Krümmung der Wolga, wo Gross-Bulgarien gegründet wurde (und bis zum XIII. Jahrh. bestand). Bei der

beginnenden Schwäche des (1000 p. d. zerfallenden) Chazarenreichs zogen die früher diesem unterthänigen Magyaren oder Ungern (unter Arpad) nach Ungarn (889 p. d.).

Als die centralasiatischen Völkerwanderungen (100 p. d.) auf die Finnen drückten, folgten die Karelier dem Laufe des Jugflusses an die Ufern des Suchona und Dwina, von wo sie sich südwestlich über die Gegenden am Onega und später bis zum Ladoga-See verbreiteten. Den oberen Lauf der Wolga entlang kam die Sippe der Tawaster, die südlich vom Ladoga- und Onega-See siedelte, getheilt in die eigentlichen Finnen (westlich), die eigentlichen Tavaster (in der Mitte) und die Wepsen (östlich, zwischen Onega-See und Bjelo-Osero), und (IV. Jahrh. p. d.) den Gothen tributär.

In Verbindung mit Permiern (an der Dwina) gründeten Karelier das persische Reich, die Tawaster berührten sich südlich mit den Litthauern und die Finnen westlich mit den Wikingern Schwedens.

Bedrängt im Osten durch die nordwärts gerichtete Wanderung der Bulgaren (von der Donau nach Gross-Bulgarien) zwängten sich (700 p. d.) die Karelier und Tawaster in den Bezirk des Ladoga- und Onega-Sees, Emigranten nach Westen aussendend. Eine mit Tawastern untermischte Abtheilung von Kareliern zog unter den Namen der Liven und Kuren nach Südwesten und setzte sich schliesslich an den nach ihnen benannten Uferländern Liefland's und Kurland's fest, nachdem sie die den Litthauern verwandten Letten ins Innere des Landes verdrängt oder unterjocht hatten. Gleichzeitig begann ein Theil der Karelier sich im Westen des Ladoga-Sees, an der Mündung des Wuochsenflusses (in Karelien) anzusiedeln, in Fehden mit dem Pohjola-Volk, (die im Binnenlande und an dem nördlichen Ufer des Ladoga-Sees ansässigen Jotuner und Lappen). Weiter westlich zogen die eigentlichen Finnen, die beiden Ufer des finnischen Meerbusens entlang. In dieser Weise gelangte der südliche Zug an den Ufern und Inseln der Ostsee (bis zu den Grenzen der Liven), als Esthen. Auf der nördlichen Seite zogen sie das Südufer Finnlands entlang in die Gegend des finnischen Sundes (in Finnland). Später folgten die eigentlichen Tawaster, indem eine Abtheilung die Narowa überschritt und sich in dem zwischen den Peipus- und Wirtsjärwi-See gelegenen Bezirk niederliess (mit der dörptschen Mundart des Esthnischen), während Andere über die Newa und den Kymenefluss gingen, den Grund zum Tawasterland in Finnland legend, (und ein Theil der Tawaster in dem ehemaligen Wohnsitzen verblieb). Als slavische Stämme (als Wenäläiset) sich (zur Gründung Nowgorods) am Ilmensee niederliessen, wurde die Auswanderung der (im Süden des Ladoga-Sees bedrängten) Tawaster nach Finnland beschleunigt.

Da die Wikinger oder Waräger Scandinaviens, in den Ladogasee eindringend, die Slaven und Finnen heimsuchten, wurde von ihnen selbst ein Herrscher erbeten, und das dadurch gegründete Reich der Russen oder Roos (Ruotsi oder Schweden) bestand vorzugsweise aus Finnen (Tschuden), indem Rurik über die Jämen (Hämäläiset oder Tawaster) am Ausfluss des Wolchow, Sineus am Bjelo-Osero unter den Wepsen und Truwor in Isborsk, südlich vom Peipus-See an der Grenze der Esthen herrschten. Nach dem Ableben seiner Brüder verlegte Rurik seinen Sitz nach Nowgorod und mit der Erweiterung nahm das Reich mehr und mehr den slavischen Charakter an. Swiatoslaw, der auf Igor (Rurik's Sohn) folgte und sein Sohn Wladimir zwangen sowohl die Tscheremissen in Osten, wie die Esthen in Westen zur Botmässigkeit und Jaroslaw (Wladimir's Sohn) baute die Festung Jurjew (Dorpat) in Esthland, seiner (schwedischen) Gattinn Ingegerd als Morgengabe die Stadt Ladoga in (dem dadurch benannten) Ingermanland verleihend.

Während der Mittelpunkt des russischen Reiches nach Kiew verlegt wurde, hatte sich in Nowgorod eine Bürgerrepublik entwickelt, (mit Häuptlingen aus Rurik's Geschlecht). Für die Ausdehnung des Handels wurden die Tawaster aus den Südufern des Ladogasee's, wo sie bei den Feldzug Wladimir's gegen Jämen und Tawaster (1042 p. d.) noch wohnten, und von der Newa verdrängt (Ende des XI. Jahrh.), nach Finnland auswandernd oder zum Theil nach Nordosten flüchtend (XII. Jahrh.). Im Bunde mit Nowgorod liess sich eine Abtheilung der Karelier (nach Vertreibung der Tawaster) in Ingermanland nieder (als Ingrer) die Oberhoheit Nowgorod's anerkennend, wie auch die Woten (ein karelisch gewordener Zweig der Tawaster im westlichen Theil Ingermanlands). Dagegen standen die Karelier auf der finnischen Seite, in der Gegend des Wuoksen, nur im Bundesverhältniss mit Nowgorod, und auch die finnischen Tawaster, sowie die Esthen behaupteten ihre Unabhängigkeit. Bei der östlichen Aus-

breitung von Nowgorod's Handel wurde die Landeshöhe überschritten, welche die Wassersysteme der Dwina und des Ladogasees trennt und stiess man jenseits derselben auf noch einen karelischen Stamm, der die Ufer der Dwina beherrschte. Diese als Sa-wolotschie (hinter der Wasserscheide wohnende Tschuden) bezeichneten Karelier, waren den Scandinaviern als Bjarmen oder Permier bekannt seit dem Norweger Other (IX. Jahrh.)

Als die Karelier den permischen Stamm (Syrjänen, Wotjaken und Permjäken) unterjocht (dessen Wohnsitze sich bis über das obere Flussgebiet der Wytschegda und Kama hin erstreckten), flossen durch den Handel (von Bulgarien in die Dwinagegend) Reichthümer zu und dadurch wurden die Freibeuter Norwegens angezogen, wie (920 p. d.) Erich Blodyxe, (Sohn Harald Harfagr's) und dann der Norweger Karli (mit seinem Bruder Gunnstein und Lehnsmann Thorer Hund), der (nach dem Erhandeln von Pelzwerk) nächtlicherweise auf den Begräbnissplatz der Bjarmer (an der Mündung des Dwinaflusses) den Götzen Jomali beraubte.

Der den Bjarmern in Fellen (die von den arabischen Kaufleuten in Bulgarien in Empfang genommen wurden) gezahlte Tribut reichte nicht nur für die permischen Karelier an der Küste des weissen Meeres und den Ufern der Suchona aus, sondern auch für die Karelier am Ladoga-See und selbst für die Tawaster in Finnland. Zugleich war der nordwestliche Theil des Lappenvolkes (in der äussersten Ecke oder Loppi wohnend) im norwegischen Finnmarken oder dem Ruija-Lande den Norwegern zinspflichtig geworden, auf welchen Zins die Bewohner Halugalands (im nördlichen Norwegen), das Anrecht hatten, bis er (mit Harald Harfagr) an die Krone fiel (Ende des IX. Jahrh.)

Die (die Lappen gleichfalls besteuernden) Qvenen (das Kainu-Volk) wohnten (nach Other) im Osten des nördlichen Norwegen (im nördlichen Schweden) die Norweger befehdend, und (da sich ihre Herrschaft auch auf die finnische Seite des bothnischen Meerbusens erstreckte) mit den (gleichfalls den Lappenzins zu erheben beginnenden) Kareliern (an der Dwina oder Ladoga) auf den Tundren Lapplands zusammenstossend. Seit der Quenenkönig Warawit (Farawit) den Lehnsmann des norwegischen Königs, Thorulf Quedulfsohn (877 p. d.) zum Beistand gegen die Karelier ersuchte, verschwimmt die Nachricht von den Quenen, die ausgestorben scheinen (indem sich in Finnmarken die Herrschaft der Norweger ausbreitete und die Schweden ihr Reich längs der westlichen Küste des bothnischen Meerbusens erweiterten), und nur in den Sagen des (hinter Schweden gelegenen) Weiberlandes (Quen oder Weib) fortleben zu dessen Eroberung der schwedische König Edmund Gambe seinen Sohn mit einem Heere (1052 p. d.) sandte, das an der Quellvergiftung (durch die Amazonen) zu Grunde ging.

Die Quenen (als welche man in Norwegen alle Finnen versteht), die ihren Namen, der Gegend Nordbotnien's (in Kainun-maa oder Kajani) hinterlassen haben, waren (wenn nicht ein abgelöster Zweig der Karelier) ein Rest des (zuerst die Lappen besteuernden) Urvolks den Jotuner oder Hiidet (auf welche in den Kalewala-Runen, Pohjola unter seiner weiblichen Beherrscherin Louhi deutet) und Tacitus erwähnt der hinter den Schweden (Sreones) gelegenen Sitonenvölker (Hiisi), die von einem Weibe (Quen) regiert wurden.

Wie Norweger und Schweden das ehemalige Gebiet der Quenen in Besitz nahmen, begannen auch die Einwohner Nowgorod's und die übrigen Russen (im Laufe des VII. Jahrh.) über den Waldrücken nach Perm (Sawolotschhie) vorzudringen. An der Stelle, wo der Jugfluss in die Suchona mündet, wurde die Stadt Ustjug angelegt und eine von Nowgorod ausgegangene Kolonie liess sich (1174) an den Ufern des Wjatka nieder (die Wotjaken unterwerfend). Somit war die alte Handelsstrasse der permischen Karelier in die Gewalt der Russen gerathen, ihr früherer Reichthum versiegte und auch die Wikingerfahrten nach Bjarmaland hörten deshalb auf (seit 1217). Das zinsbare Gebiet Nowgorod's erstreckte sich nun längs der Suchona und Wytschegda in das Land der Syrjänen bis in die Petschora-Gegenden und trotz eines Aufstandes (1187) dehnte sich die Kolonisation der Russen immer weiter aus. Jedoch scheinen die Karelier am Dwinafluss und den Küsten die Freiheit lange vertheidigt zu haben und erst Anfang des XIV. Jahrh. war die Herrschaft Nowgorod's bis an der Dwina-Mündung gedrungen.

Aus den finnischen Stämmen, die sich an der westlichen Seite des Ladogasees angesiedelt und denjenigen, die weiter westlich zur Ostsee gezogen (auf die finnische Halbinsel oder Suomenniemi) ging das finnische Volk hervor. Die Karelier (am westlichen und nordwestlichen Ufer des Ladoga) bildeten durch Verbreitung der Kolonien (in der westlichen Wildniss

längs der Südseite des Saimasees und dem Ufer des finnischen Busens) die Gerichtsbezirke des westlichen Kareliens (Ayräpää, Jääski und Sawo). Die eigentlichen Finnen und die eigentlichen Tawaster, die auf ihren Zug nach Westen ihren Weg über die Landstrecke zwischen Ladogasee und finnischen Busen genommen, wurden verdrängt oder vermischten sich mit den Kareliern und so erhielt das äusserste Ende des finnischen Meerbusens den Namen Karjalanpohja (Kyrialabotn) oder Karelische Bucht. Das Hauptland der Karelier lag jedoch an den Wasserfällen des Wuoksenflusses, und dort wahrscheinlich auch das Kalewala (der Runen), so dass das Pohjola- oder Sariola-Volk (das durch die Kalewa-Helden besiegt wurde) an den nördlichen Ufern des Ladogasees zu suchen wäre.

Während die Karelier sich heimisch machten, begaben sich die eigentlichen Finnen das Meeresufer entlang in ihre gegenwärtigen Wohnplätze, überall Spuren von Siedlungen (in der Gegend des Kymeneflusses und in Nyland) zurücklassend. Die Gegenden am Aurafluss und bei Raumo bis zum Kumofluss geriethen in den Besitz dieses Stammes und die Benennung Satakunta oder Gemeindehundert (am Kumofluss) bezeugt die Einführung kommunaler Ordnung. Die letzten Einwandrer dort waren die eigentlichen Tawaster, die (auch dann dem Wege der eigentlichen Finnen folgend) über den Kymenefluss gingen und sich in den Besitz des an der Südseite der Wassersysteme des Päijäne und Wanaja gelegenen Gebietes setzten, wo sie die eigentlichen Finnen und Karelische Volkselemente (die sich früher vorfanden) in sich aufnahmen.

Bei Ankunft der Finnen in Finnland fanden sich die (mit Quenen den Norden bewohnende) Lappen noch südlich und auch später in den Ortschaften Sawo's und Tawastland's. Bei dem nördlichen Vordringen der finnischen Stämme (zur Tributerhebung) gelangten die Karelier am weitesten, indem sie (theils von der Dwina und theils von den Ladoga-Gegenden ausgehend) an der nördlichen Bucht des bothnischen Meerbusens und bis Finnmarken geriethen, mit den Norwegern (IX. Jahrh.) zusammenstossend und in spätern Fehden mit Norwegern bis Haligaland streifend.

Im Bunde mit Nowgorod kämpften die Karelier gegen die Tawaster, die für den Zug gegen die Stadt Ladoga (1142) von den Kareliern (1143) heimgesucht wurden und die Novgoroder mussten die ihnen unterthänigen Woten (1169) gegen die Tawaster unterstützen.

Die eigentlichen Finnen, durch welche die Aland's-Inseln besetzt wurden, verheerten (gleich den verwandten Esthen) die schwedischen Küsten, wo Alle unter den gemeinsamen Namen der Esthen der Ostbewohner begriffen wurden (der später nur in Esthland verblieb) auch das Hämevolk (die Tawaster) mag anfangs in diese Benennung einbegriffen gewesen sein, als man sie aber später unterscheiden lernte) nannte man sie Taw-Esther oder Tawaster. Der Name der (den Kareliern stammverwandten) Kuren war auf den Gewässern der Ostsee gefürchtet.

New: Life, wanderings and labours in Eastern-Afrika (London 1873.)

You are constantly meeting, as Dr. Livingstone says of some of the southern races, with persons who remind you of your acquaintauces in your own country (unter den Wanika) Mancherlei Mittheilungen über die dortigen Stürme (auch über den Tod Barons v. d. Decken). From the accounts of the Wachaga, mount Meru (visible from Moches) is inhabited by a very interesting tribe chiefly engaged in agricultural pursuits, but they are a fine, clever, bold, warlike race, though they had been of late harrassed by the Arusha. Sadi told me, that he once saw some Meru-women, who were as white as Wazungu. — Long faces, ample foreheads, long aquiline noses, well-chiselled lips, pointed and preminent chins were the chief characteristics of the Arusha wa Ju (more resembling the Wakuavi and Masai, than the Wataveta) the ears stretched (wie die der Wataveta), nach Art der Wakuavi gekleidet. — Physically the Gallas are a fine race, tall, stalwart, well-proportioned, with features of a very superioorder, yet ferocious-looking withal. Instead of the ordinary African wool, their heads are often adorned with wavy silken hair, but in colour they are what Africans are everywhere, with a large proportion of the darker hues, a fact which is to be attributed to their constant exposure, as a wandering race, to the sun. — The country of the Gallas (Orma or Oroma) is governed by a chief (heiyu), subchief and their lubu (party) of toibs or councillors. Chiefs

arè elected from five distinct families, each chief retaining office eight years. Associated with the government, they have the custom (called Rab), which requires that the people of those, who are out of office should throw away their children, the chief in power and his lubu only being allowed to rear their families. — The Gallas are divided into two tribes or classes, the Baretuma and the Harusi, and the men of each tribe have to select their wives from the other (wie ähnlich in Australien und in beiden Choutaws u. s. w.).

Die Duruma-Berge trennen die nördlichen Alupanga (Watai, Waduruma, Warabai, Woribe, Wakambe, Wajibana, Wachogni, Wakauma, Wageriani) und die südliche Wadigo und (an den Shimba-Bergen) Washimba. Die Warabai leiten sich vom Kilima Njaro, die Wageriana und Waribe vom Berg Mangea. Beim Eindringen der Gallas wurden die Wanika in die Wildniss (Nika) getrieben.

Jenseits der (cannibalischen) Korokoro und Manyole beginnt das Land der Masai oder (bei den Gallas) Kori. — The Wasania (Wadahalo oder Wata) oder Walangulo (Alungulo oder Ariungulo) speak the Galla tongue and have no other, but ethnologically there is a great difference between the two peoples. Physiognomically the Wasania bear a stronger resemblance to the Negro races. Die (den Wanika oder Ambakomo verwandten) Wapokomo sind den Gallas tributpflichtig (im morastigen Lande). — The Wakuavi formerly occupied the whole of the plains around the base of mount Kilima Njaro, also the exterior tracts lying between Taveta and Jipe, on the one hand and the Taita mountains, on the other (the Wataveta being on friendly terms with the Wakuavi). In the course of time the Masai, emerging from the west, swept over the open plains, smote the Wakuavi and sattered them, leaving however the Wataveta in their forest-fortnesses, in perfect security. The Wakuavi (broken up) wandered this way and some that, while many turning to their friends (the Wataveta) found refuge. Ever since the two peoples have lived together, assimilating more and more to each other, habits and modes of life. The Wataveta, however, seem to have been far more influenced by the Wakuavi than vice versa. —

The Wanika and Wasuahili work a patch of land, until it is exhausted and then seek a plantation elsewhere, on virgin soil, or at least on soil, that has long rested, wie solche wechselnde Feldwirthschaft bei Karen und sonst vorkommt.

Die Wasuahili, (oder Wavsuita bei Mombasa oder Mouita, oder Wamrima bei Mrima, als Watu wa Rufiji am Rufiji-Fluss) nennen sich selbst Wajomba oder Adzomba. Die Wasuahili zerfallen in Waunguana (Herren) und Watumoa (Sklaven), unter welch' letzteren die freigelassenen huru heissen, die Haussklaven Wazalia (neben den Meskini ya Mungu). — Von Bagamoyo (auf dem Festland der Insel Zanzibar gegenüber) vermitteln die an die Küste kommenden Unyamuezi die Karavanenreisen nach Ugogo, Unyanyambe, Ujiji u. s. w. Zwischen Bagmoyo und dem Pangani-Fluss (auf dem Kilima Njaro entspringend) wohnen (hinter dem Küstenstrich) die Wazaramo, Wadoi und Wazegua. Das Hochland zwischen Pangani und Tonga (und von der Küste zum Rufiji - Fluss) heisst Mrima und dahinter liegt Usambara (der Wasambara). Nördlich (nach Mombasa) wohnen im Lande Digo oder Unika die Wachinzi, Wazegeju und Wadigo (neben den Wasambara). Von Barawa bis Cap Gardafui finden sich Somali-Stämme. Der jetzt längs der Küste ausgedehnte Namen Wasuahili gehörte ursprünglich den Leuten am Lamu, Patte und Barawa. — Vor dem (aus dem Kilima-Njaro gespeissten) See Chala liegt nach Osten Bura (mit einen Mfumo oder Häuptling), nach Nordosten Ngolia und nach Norden Kiulu oder Kikumbulu. The people of Kisigau, Bura and Ndara unite their lands in the plundering expeditions (of the Wataita). — Die Bewohner des Kilima-Njaro wussten nichts über die Herkunft der valuable „vito" (a large, red polished stone-bead, cut into facets, of a kind such as is found distributed over the whole country, especially among the Gallas). Wie es heisst waren sie wahrscheinlich introduced into the country in former times by either Arab or Portuguese traders. — Vom Kilma-Njaro führt die Strasse über Naivasha nach Njemps (mit dem thätigen Vulcan El doinyo Buri oder Kilima ja Jioki). Nördlich findet sich der See Baringo mit den Stamm der El Toiyo. — Die Wasania und Wapokomo sind den Gallas unterworfen. — Chaga is the inhabited portion of Kilima Njaro's base. — In Moche wohnt der mächtigste Häuptling des Osten und Machame des Westens. Als Nachbare der Wachaga wohnen auf den Ebenen (am Fuss des Berges) die (durch Beziehungen zu den Wakuafis veränderte) Stämme der Wataveta, Wakahe und Arusha.

Nördlich von der (im Norden des Kilima Njaro ausgedehnten Ebene Kaptei (früher von Wakuafi durchstreift) liegt (am Fuss des Kenia), die Ebene Kikugu (der Wakikugu) östlich von Kaptei und Kikugu liegt Ukambani. Nördlich von Kenia liegt Reya mit den Berg Mara-marite oder El doinyo Eirobi in der Nähe des Samburu-Sees. Das westliche Land des Kilima Njaro und Kenia ist bis zum Victoria Nyanza von den Masai und Wakuavi durchstreift. Wandurobo oder Ortoikob a possession of the soil, mit den (den Masai unterworfenen) Wandurobo (New). Im Lande Digo (Unika) oder Udigo (mit der Bergspitze Jombo und der Gebirgskette Shimba) finden sich (neben Wasambara, die (unterworfenen und verachteten Wachinzi (mit welchem Namen alle Sklavenvölker bezeichnet werden), die (den Wanika verwandten) Wazegeju und die Wadiga (südliche Abtheilung der Wanika). — Die Wakamba wurden von den Wadoi nach dem Lande Ukambani (nördlich von Mombasa) getrieben. — The people of Taveta (the present community) are a mixture of Wakuavi and Wataveta. Originally the Wataveta are of the same stock as the Wakahe and the Waarusha, and all are allied to the Wachaga. — Das Land der Kavirondo streckt sich längs der nördlichen Küsten des Nyanza. Of the people of Sumeki and other places it is said, that they have no huts, but dwell in caves some of which are so large as to afford accommodation for hundreds of families.

Forsyth: The highlands of Central India. London 1871.

The tribe called Korkus, closely connected with what is called the Kolarian stock, which is represented by the Kols and Santals of Bengal is found embedded among the Gonds of the central hills. Now the commenement of the range of this tribe precisely agrees with with the isolated patch of the Sal forest in the Denwa-valley, and their nearest relatives of the same stock are the Kols of the country to the north of Mandla where the Sal forest again commences. Thus we have an outline of the human tribes of Eastern India existing along with an outline of its vegetable and ani mal forms (and the country between occupied by other forms). Equally with the Sal tree, several prominent membres of the Central India fauna belong pecularly to the north-eastern parts of India. These are the wild buffalo (Bubalus Arni), the twelve-tined swamp deer (Rucervus Duvancellii) and the red jungle fowl (Gallus ferrugineus). All these are plentiful within the area of the great Sal belt, but do not occur to the west of it, excepting in the Sal patch of the Denwa valley, where the two latter, thaugh not the buffalo, again recur. Die Horkus verehren den Gott des Hügels, des Tigers, des Bisons, der Cholera u. s. w. The sun and a figure of a horse are carved in wooden posts and receive sacrifices. Die Gond haben neben Siva und Vishnu (besonders als Narasingha) den Eisenspeerspitzen-Gott (Pharsa-Pen), neben dem Glocken-Gott (Ghagara), dem Gott des Ochsenschwanzes (Chawardeo) u. s. w. durch den Heiligen Lingo gegeben. The aborigine is the most truthful of beings. Die Koitor (Gond-Stämme) wurden aus einer Beule auf der linken Hand Mahadeo's geboren. Der Verfasser macht (Cap. VII) auf die Pflicht der Regierung aufmerksam, eine systematische Jagd auf die gefährlichen Tieger zu organisiren, und Manu zählt die in der Kürze mit der Jagd auf wilde Thiere beauftragten Stämme auf, darunter (in dem später civilisirten Telingana) die Andhra oder (Megasthenes) Andarae.

Marshall: The phrenologist amongst the Todus. London 1873.

The general mass of the tribe are fairly, often well grown, straight and lank, without deformity, but without any really fine people. The man's carriage is erect, free and unconstrained, whithout being either bold or athletic Their manners and tone of voice are self possessed, suave, quite and solemn, the women substituting a pleasing cheerfulness for solemnity. When quiescent, their expression and carriage has much oriental repose in it. Als höchster Gott wird Usuru Ewami verehrt. There exists a marked connection between the buffalo and the chief material objects to which any form of religious service is paid, viz, certain ancient cattle bells (Konku) which originally came from amnôr (heaven) and though only cattle bells yet by virtue of a great antiquity, are now venerated as Gods and styled Konku-Der or Mani-Der. Every village drove does not own a bell, but certain bell-cows of the sacred herds

only, which are attached to the holy Mands (villages) termed Tirieri. Der conische Tempel (Boath) schliesst Reliquien ein. Each Tirieri, with its drove of cattle is in the charge of an ascetic milkman or priest, styled Palal, and an equally ascetic, though not equally holy herdsman or Kavilal. Beigefügt sind: Outlines of the Tuda Grammar (by the Rev. G. A. Pope). Their spech sounds like old Kanarese spoken in the teeth of a gale of wind the Tudas chiefly conversing in the open air, calling to each other from one breezy hill top to another.

Peschel, O., Völkerkunde. Leipzig 1874.

Die systematischen Handbücher, die der Ethnologie früher völlig fehlten, oder doch nur aus englischer Literatur (sowie von einigen Vorgängern in Frankreich) zu beschaffen waren, haben sich seit Waitz umfassender (und von Gerland fortgeführter) Arbeit in Deutschland durch werthvolle Bereicherungen vermehrt, die um so höher zu schätzen sind, weil ihre Bearbeitung von anerkannt tüchtigen Fachmännern verwandter Gebiete in Hand genommen wurde. Philologischer Seits hat uns F. Müller seine „Allgemeine Ethnographie" geliefert und von geographischem Standpunkte erhalten wir jetzt Oscar Peschel's Völkerkunde. Das Werk eines solchen Mannes wird mit hochgespannten Erwartungen in die Hand genommen werden, wir werden voraussetzen, wie in seinen früheren Werken, eine lichtvolle und klare Anordnung des Stoffes, eine fesselnde Behandlungsweise zu finden, und wir brauchen es kaum zu sagen, dass all' diesen Wünschen im vollsten Maasse entsprochen ist, dass wir in der so eben erschienenen Völkerkunde eine meisterhafte Arbeit besitzen. Dies gilt vorzugsweise von dem ersten Abschnitt, von dem allgemeinen Theil, denn bei der speciellen, Behandlung wo die Ethnologie in den jetzigen Anfangszuständen ihrer Entwickelung durchgehend gültiger Principien noch entbehrt, wird sie noch für lange hinaus die minutiösen Einzelforschungen nicht verlassen dürfen, so dass auf einen beschränkten Raum, der das Eingehen in Detail verbietet, allerlei Schwankendes und Unsicheres zusammengedrängt sein muss. Auch dann kann indess der Leser nur zufrieden sein, auf solch schlüpfrigem Boden einem Führer zu folgen, der sich von der leider noch im Zunehmen begriffenen Geistesepidemie, freigehalten hat, und keinen Hang in sich fühlt, unter flüchtigen Hypothesen gerade den flüchtigsten und wildesten mit Vorliebe zu folgen. Dies tritt auch schon in der Einleitung hervor, denn obwohl der Verfasser an den gefährlichen Klippen, die auf dem Wege nach einer ersten Entstehung und Schöpfung hin verborgen liegen, nicht völlig frei gesteuert hat, ist doch im Ganzen seine Erörterung dieses bedenklichen Themas eine so vorsichtige und behutsame, dass man, wie jetzt die Sachen liegen, nur zufrieden damit sein darf. In der craniologischen Darstellung folgt der Verfasser demjenigen Anatomen, „welcher die grösste Zahl der Schädel gemessen hat, nämlich Welcker", und es wäre in der That sehr wünschenswerth, dass sich die Craniologen baldigst über ein gemeinsames System einigten, und zwar ein möglichst einfaches, da es zunächst einer Feststellung der hauptsächlichsten Typen, wenigstens, gilt, und dass damit zugleich den praktischen Bedürfnissen der Reisenden, von denen ein grosser Theil des Materiales zu beschaffen sein wird, Rechnung getragen werde. Die „Sprachmerkmale" sind sorgfältig behandelt unter drei Abschnitten 1) Entwicklungsgeschichte der menschlichen Sprache, 2) Bau der menschlichen Sprache, 3) die Sprache als Classificationsmittel, und sind die Schwierigkeiten hervorgehoben, die sich in Vereinigung der Körpermerkmale mit den sprachlichen bei Eintheilungen entgegenstellen. Ausführlich werden dann die „technischen, bürgerlichen und religiösen Entwicklungsstufen" besprochen und schon früher (S. 23 – 27) wurde auf „das physische Einerlei des Menschengeschlechts" aufmerksam gemacht. Hier könnten wir allerdings Veranlassung finden, mit dem Verfasser zu rechten. Es scheint ihm noch in Frage zu stehen, ob sich „das Denkvermögen aller Menschenstämme bis auf seine seltsamsten Sprünge und Irrfahrten" gleicht, obwohl die seit den letzten Jahren*) angehäufte Masse des Materials, dem, der dasselbe durcharbeiten will,

*) S. u. A. für Allg.: Der Mensch in der Geschichte, (Leipzig 1860) S. XII., 9 und flg. 21 und flg. 163 und flg. u. a. O. Band II., Band III. S. 428, Beiträge zur Ethnologie S. XLIV. und flg. Beiträge zur vergleichenden Psychologie S. IV. 264. Afrikanische Reise S. 324, das Beständige in der Menschenrasse S. 72 und flg., sowie die Materialiensammlungen selbst, in diesen und den übrigen Büchern, die der Abhandlungen in der Zeitschrift u. s. w.

keinen Zweifel lassen kann, und wenn es anderswo heisst: „Fast überfällt uns bei diesen übereinstimmenden Verstandesirrungen die trostlose Vorstellung, als sei das menschliche Denkvermögen ein Mechanismus, der bei der Einwirkung gleicher Reize immer zu den gleichen Rösselsprüngen genöthigt wird", so wird der Ethnologe hier seine Billigung versagen, und ist diese Betrachtung, weit entfernt eine trostlose zu sein, den Naturforscher vielmehr mit Trost und hohen Hoffnungen erfüllend, da sich hier Aussicht zeigt, die gesicherte Grundlage zu gewinnen, um die bisher der Philosophie überlassene Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode zu bearbeiten. Als der Naturforscher die bisher verachteten und zertretenen Kryptogamen nicht länger vornehm übersah, als ihr vorher widerwärtiger Anblick ein vertrauter geworden, da erkannte er in diesen niederen Geschöpfe das werthvollste Hülfsmittel zur Ausbildung einer wissenschaftlichen Botanik auf Grundlage eines physiologischen Studiums. So wird uns auch der stereotype Gedankengang, wie er in den primitiven Naturstämmen am deutlichsten durchscheinbar ist, im methodischen Gang der Entwicklung die höchsten Culturfragen lösen, um da den Anhalt eines Naturgesetzes zu gewähren, wo bisher auf trügerisch umschleierten Gebieten, die Willkühr des Meinens und Scheinens ihr despotisches Scepter zu schwingen suchte, und die reifende Frucht des freien Willens wird freudiger begrüsst, und um so höher geschätzt werden, wenn in dem Boden eiserner Naturnothwendigkeit wurzelnd, bis in das Thierreich verzweigt.

Es kann uns natürlich nicht einfallen, dem Verfasser hierin unsere Ansicht aufdrängen oder ihn tadeln zu wollen, dass er seiner eigener folgte, aber gerade weil seine Völkerkunde ein so treffliches Buch ist, dass wir sie in Jedes Händen wünschten, schien es um so angezeigter, diesen vitalen Punkt für die künftige Entwickelung der Ethnologie in sein richtiges Licht zu stellen, da, wenn ein solcher Kern und Knotenpunkt der ganzen Frage in einem Lehrbuch überhaupt zur Erwähnung kommt, derselbe dann nicht mit beiläufiger Bemerkung abgethan werden darf. — Ein besonderes Interesse knüpft sich noch an dieses Buch, als angeschlossen an die frühere Bearbeitung der Ethnographie durch einen Geographen, dem Deutschland ausser seinen literarischen Werken noch so Manches Andere verdankt, dem Feldmarschall Graf von Roon.

Revue d'Anthropologie, II, 4. Paris 1873.

Enthält neben einem Artikel Broca's über La Race Celtique, in welchen mit Recht, und hoffentlich mit Erfolg, auf die Nothwendigkeit langer Messungsreihen in der Anthropologie aufmerksam gemacht wird, einen anderen Pinart's: Esquimaux et Koloches: Les Kanigmiouts (en Kadiak) divisent le ciel en cinq regions superposées les unes aux autres. Sur le cinquième existent des êtres très-purs, des hommes de lumière (hlam-choua). Sur le quatrième ciel habitent des êtres moins purs, mais qui cependant peuvent à nouveau se purifier et devenir hlam-choua. Sur le troisième habite le Kachachpak (Kachak un homme supposé avoir de relative avec les hlam-choua et connaitre l'avenir, dépositaire des traditions et placé bien dessus du Kahlalik ou chaman). Tout homme meurt et renait à la vie cinq fois, et ce n'est qu'après avoir quitté la vie pour la cinquième fois qu'il meurt et quitte pour toujours la terre pour passer à une autre existence parmi les mittat (le soleil, la lune, l'aurore boréale etc.). L'homme mauvais, au lieu de passer dans une planéte, devient un mauvais esprit (un igak), sa tête s'allonge démesurément et devient pointue, des yeux lui apparaissent sur le derriere de la tète et il s'en va vers l'ouest (hlanik), d'où il revient de temps en temps pour tourmenter ses semblables (in buddhistischen Fassungen).

Hutchinson: Two years in Peru. Vol. I. London 1873.

Die weiblichen Leichen in den Gräbern von Chosica wurden (von Steer) alle gefunden with a spindle in the hand. In den Räumen von Moyabamba wurde eine Steinaxt gefunden (S. 54). The mound of Ocharan (a district, in which the Chief Cacique, named Pacallar, was the governing power long before the time of Cuys Mancu) has been enclosed by a double wall. Auf S. 103 (Bd. II.) findet sich: Front view of Ceremonial court dress of Cuys Mancu, the last of the Yuncas, in the valley of Rimac and lineal descendant of the Cuys Mancu, mentioned by Garcilasso de la Vega as reigning at Pacha-Camac, when that place was taken possession of by the Inca Pachacutec. Taken out of a Royal Huaca or burial ground, at Huacho. Der Verfasser findet die altperuanischen Sagen etwas zu luftig, um sich trockenes Hausbrot

daraus zu backen, liefert aber selbst (S. 264 ff.) Ungeheuerlichkeiten, durch welche die der spanischen Historiker noch übertroffen werden möchten.

Chamard: Saint-Martin. Poitiers 1873.

Saint-Martin, du haut du ciel, secondant la piété de ses dévots serviteurs, montre que son bras n'est pas raccourci. A Ligugé, comme à Tours, des grâces même corporelles sont accordèes à la prière fervente.

Petric: Christian inscriptions in the irish language. Dublin 1872.

Auf Tafel XII, Fig. 29 über den Tod Tuathgal's, Abtes von Clonmacnois (810 p. d. oder 806 p.) the inscription is accompanied by a highly decorated cross within a parallelogramm, a border composed of the gammadion or Greek pattern surrounds it.

Langen: Vaticanisches Dogma. Berlin 1873.

Tostatus stellt den Papst über alles menschliche Gesetz. Im Allgemeinen*) „kann der Papst Alles, was Gott kann", da die Instanz Gottes (consistorium Dei) und die seines Stellvertreters dieselbe ist (nach Cardinal Jacobazzi). „Ach, säd he, se will warden as de lewe Gott" „Ga man hen, se sitt all wedder in'n Pissputt", — das galt vielleicht der Papa foemina auf der Sella stercoraria, sei es Johannes IX. Busenfreundinn Theodora oder einer der an deren Fraw Jutten (mit ihrem männlichen Widerpart in Johannes Anglus). Platina hat ės indess bereits im XV. Jahrhundert für einen Irrthum des Martin Polonus erklärt, dass: dum primo in sede Petri collocatur, ad eam rem perforata, genitalia ab ultimo diacono attrectari. Es wurde nicht „habet, habet, habet" gesungen, sondern Suscitat de pulvere egenum et de stercore erigit pauperem, wie es weiter nach dem Sentiment des Biographen erklärt wird: Sentio sedem illiam ob id paratam esse, ut qui in tanto magistratu constituitur, sciat, se non deum, sed hominem esse et necessetatibus naturae, utpote egerendi, subjectum esse, unde merito stercoraria sedes vocatur. Ueber den tieferen Sinn dieses nützlichen Geräths findet sich Sympathisches bei Voltaire. Der über die Ocular-Inspection geäusserte Zweifel scheint seine Bestätigung in dem Brauche buddhistischer Klöster zu finden, wo man sich gleichfalls begnügt, den Candidaten auf Treu und Glauben zu befragen: Esne homo? Sum homo, Venerabiles! (kein verkleideter Pithecanthropos nämlich oder andere Phantasieform des Naga) Esne mas? sum mas, Venerabiles! (s. Spiegel) im Kammawakyam.

Tinne: The wonderland of the antipodes. London 1873.

It is a fact, that many of the half castes in New-Zealand have a strong tendency to resume their savage nature and rejoin their tribes. Viele Illustrationen besonders von der nördlichen Insel Neuseelands.

Adam: Grammaire de la langue tongouse. Paris 1874.

Le lien d'étroite parenté qui unit le mandchou aux dialectes tongouses (de Nertschinsk, se révèle par l'identité, dans les deux idiomes, des principaux pronoms, des noms de nombre des suffixes casuels les plus importants et des deux verbes substantifs positifs, par la similitude à peu prés parfaite de plusieurs formes verbales appartenant aux modes indefinis, par la communauté de plusieurs suffixes de dérivation, enfin par ce que Gujarmathi appelle similitudo vocabulorum multorum.

Les costumes populaires de la Turquie en 1873 (Constantinople 1873) durch die ottomanische Commission auf der Wiener Ausstellung veröffentlicht.

Le costume entretient naturellement chez ceux qui le portent de vifs sentiments de solidarité, tels par exemple, que l'esprit de corps, dont sont animés encore aujourd'hui, en Europe même, certains regiments favorisés dès leur institution d'une uniforme spéciale, qui n'est autre chose qu'un costume, et les corporations religieuses. Die erste Abtheilung giebt Bilder (mit kurzen Beschreibungen) der europäischen, die zweite der insularischen, die dritte der asiatischen Bewohner der Türkei.

Chereau: Les ordonnances, faites et publiées à son de trompe par les carrefours de ceste Ville de Paris pour éviter le danger de peste 1531. Paris 1873.

Auf S. 28 findet sich die Verkleidung des Arztes bei der Pest von Marseille (1720) mit der Unterschrift Mr. Chicoyneav, chancellier de l'université de Monspellier envoyé par le roy à Marseille en habit appellé contre la mort.

Petzholdt: Turkestan. Leipzig 1874.

Sart bedeutet soviel als ein Sesshafter ein Gegensatz zum Nichtsesshaften oder Nomaden (deshalb oft mit Tadjik zusammen fallend).

Markham: General Sketch of the History of Persia. London 1874.

Eine handliche Zusammenstellung über die persische Geschichte, die freilich keine neuen Quellen, aber die vorhandenen, in einer durch den Namen des Verfassers verbürgten Weise benutzt.

Keim: Celsus Wahres Wort. Zürich 1873.

„Aus den Zeiten der Kämpfe der antiken Welt gegen das Christenthum hat kein Buch so sehr das Interesse aller Freunde der Geschichte und der Religion um sich versammelt, als das des Celsus“ und so ist die Wiederherstellung des vor nahezu 1500 Jahren durch kaiserlich byzantinisch Polizei „zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Seelen“ dem Flammentode geweihten Celsus sehr dankeswerth.

v. Schmitz: Denkwürdigkeiten aus Soest's Vorzeit. Leipzig 1873.

Hinsichtlich des Vermerk im Niederhagenschen Codex des Niebelungenliedes, dass Männer von Soest und Münster zuerst die Kunde in den Niebelungen an den Rhein gebracht, ist zu beachten, dass die noch heute sogenannte Rosengasse und die Högenstrasse (das Andenken an den Ritter Högne oder Hagen von Tronje bewahrend) in die Umgebungen der Petrikirche, welche in Urkunden des 10. Jahrhundert schon als die „olde Kerke“ bezeichnet wird, ausmünden.

Vivien de Saint Martin: L'année géographique. Paris 1873.

Wir begrüssen mit Freuden den elften Jahrgang dieser schätzbaren Uebersicht geographischer Entdeckungen und müssen eine besondere Befriedigung fühlen, auch hier durch hohe Autorität die gegenwärtige Richtung der Erforschungsreisen gebilligt zu sehen. Entre les grandes explorations, qu' appellent encore les vides de la carte d'Afrique — toute la zone équatoriale l'espace immense compris entre le Tanganyika et le Gabon, le revers occidental du mont Kènia, toute la règion des montegres de Kong au dessus de la Guinée, la région inconnue entre le Tschad et le Nubie etc. etc. — entre ces grandes et difficiles expéditions qui sollicitent encore le dévouement des explorateurs wird keine rascher zu bedeutsamern Resultaten führen, als eine von der àquatorialen Westküste ausgehende.

Geikie: The great Ice Age and its relation to the antiquity of man. London 1874.

Von Schottland ausgehend, werden die verschiedenen Phänomene der Eiszeit in andern Theilen besprochen. The evidence appears to be decisive, as to the presence of man in Britain during the last mild enter-glacial period.

H. Hildebrand: Das Heidnische Zeitalter in Schweden. Hamburg, 1873.

Nachdem der Verfasser zunächst an den verschiedenen Formen der Fibeln, die besonderer Gegenstand seiner Studien gewesen sind, und in denen der Waffen, an den beiden Runen-Reihen, sowie in Münzen und Bracteaten das dem Archoeologen zu Gebote stehende Material besprochen hat, geht er zu den Culturperioden über, des Steinalters (mit den aus

Steinplatten und Steinblöcken errichteten Gräbern, die hockende Leichen einschliessen), des jüngeren und älteren Bronze-Alter's mit linearen Ornamenten (und Felsenbildern) und des Eisenalter's mit älterem und jüngerem Typus (sowie individuell ausgeprägtem Character der gotländischen Funde, den Guten angehörig).

Das ältere Eisenalter wird mit den Götar zusammengestellt, die an der Ostsee nordwärts zogen, erst nach Dänemark, dann hinüber nach Schweden und weiter nach Norwegen, wohin sie sowohl an Dänemark als Schweden gekommen sein dürften. Sie entsprachen den Gutai (b. Ptol.) in Scandia oder (b. Plinius) Scandinavia, sowie den (die Heruler aufnehmenden) Gautoi (b. Procop), und erlagen später den neuen Eindringlingen in Dänemark unter jenen Kämpfen, von denen die Moorfunde Zeugniss geben, wogegen sie in Schweden die schon im Beowulfsliede spielenden Kämpfen mit den Svear lange fortführten, bis Karl Sverkesson, als der Svear und Götar König über das vereinigte Schweden oder (nach Frik Olofsson) Zwerike (Zwiereich oder Doppelreich) herrschte. Die Zuwanderung war von Osten gekommen. Wahrscheinlich wichen die Svear schon seitlich ab, als sie den Saratow'schen Gebirgsknoten erreicht hatten, folgten dem Laufe der Wolga weiter nach Norden und erreichten von dem finnischen Busen die Ostsee. Von dort werden sie dann nach Schweden hinüber gegangen sein. Als erste Ansiedelung und Hauptland der Svear (die nicht den classischen Cultureinfluss, wie ihre südgermanischen Stammverwandte, erfahren) ist Uppland anzusehen. Der nordgermanische Volksstamm drang bis nach Norwegen (theils vielleicht durch Bohuslan, theils auch über den Edawald,) ging ferner nach Dänemark hinüber und breitete sich von den Inseln über Jütland aus. In den (mit 800 p. d. beginnenden) Wikingerfahrten wurden die Schweden weniger zahlreich gesehen, als die Dänen und Norweger.

Von den letzten Capiteln bespricht Capitel VII. das Land, Capitel VIII speciell die Funde auf Gotland, Capitel IX das Gemeindewesen, Capitel X das religiöse Leben. Die Behandlung ist überall, soweit es sich um das Thatsächliche handelt, eine sorgfältige und umsichtig prüfende, wie es von diesem in den reichen Sammlungen des Stockholmer Museums erzogenem Jünger der Alterthumskunde zu erwarten stand. Von Fräulein Mestorf, von der die Uebersetzung besorgt wurde, sind erläuternde Anmerkungen beigefügt.

Proust: Essai sur l'Hygiéne Internationale. Paris 1873.

Der in Amerika zu suchende Ursprung des gelben Fiebers, wird erst mit dem Auftreten der Europäer dort deutlich, aber Herrera prétend au contraire que la fièvre jaune a de tout temps existé aux Antilles. Déjà avant le deuxiéme debarquement des Espagnols à Saint-Domingue les indigènes auraient été contraints, à peu prés tous les huit ans, d'abandonner et bruler leurs maisons.

Hanoteau et Letourneux: La Kabylie Vol. 1, 2, 3. Paris 1873.

In der (berberischen) Sprache Kabyliens (dem Thakhebaïlith) l'argot des colporteurs (iàttaren) des Igaouaouen se nomme thin-en-ner (la nôtre) des poètes chanteurs (feçaha) tasadith (felicité). Les étudiants quêteurs, en leur qualité des lettrès, ont imaginè un système plus compliqué et plus méthodique (mais peu commode). Ils ont donné dos noms de convention aux lettres de l'alphabet arabe, et lorsqu'ils veulent énoncer un mot, ils nomment successivement hacune des lettres, qui le composent.

Erklärung der Taf. I.

Dieselbe stellt eine Gruppe algerischer Maurinnen und einen Eunuchen dar, nach Photographien von W. Burger und Anderen.

Berichtigungen.

Heft 1, S. 78 Z. 91 v. u. statt Bäru lies Bänu.
17 v. o. „ tùbési „ tùbisi.
S. 79 Z. 3 v. u. „ statt ich Cannecattuam lies nach Cannecattim.

Ueber die Beschaffenheit der Augenlider bei den Mongolen und Kaukasiern.

Eine vergleichend-anthropologische Studie

von

Elias Metschnikoff.

Professor der Zoologie an der Universität zu Odessa.

Bei der anthropologischen Untersuchung der Kalmücken, die ich im Sommer vorigen Jahres unternommen habe, fiel mir besonders die Thatsache auf, dass von allen Rassenmerkmalen die Bildung der Augen dasjenige ist, welches im frühesten Alter bedeutend stärker als im reifen ausgesprochen ist. Anfangs schien mir dieser Umstand in einem scharfen Widerspruch mit der feststehenden Annahme zu sein, nach welcher sämmtliche Rassenmerkmale erst im reiferen Alter zu ihrer vollkommenen Ausbildung gelangen. So z. B. ist bekannt, dass die für verschiedene Rassen characteristische Hautfarbe bei Neugebornen noch lange nicht ihre definitiven Eigenthümlichkeiten zeigt u. s. w.

Die angegebene Thatsache, durch eine auffallende Constanz in der Augenbildung aller von mir untersuchten Individuen der echten mongolischen Rasse verstärkt, gab mir Veranlassung den Gegenstand etwas näher zu erforschen.

Der Hauptcharacter des echten Mongolenauges, welcher demselben die schiefe Lage verleiht, besteht bekanntlich in der eigenthümlichen Bildung des Augenlides, welche bereits von mehreren Forschern beschrieben worden ist. Sie ist bei den echten mongolischen Völkern und auch bei Chinesen, Japanern, Koreanern und Mandschuvölkern beobachtet worden. — Bei Tartaren, Baschkiren und anderen türkischen Stämmen kommt sie in der Regel nicht vor; nur habe ich sie bei mehreren Kirgisen der Bukeef'schen Horde wahrgenommen, welche freilich in ihren Adern viel kalmükisches Blut enthalten.

Wenn man die beigegebene Fig. 1 betrachtet, welche einem fünfzehnjährigen kalmükischen Mädchen entnommen ist, so wird man sogleich am Auge A. das Wesen des mongolischen Augentypus wahrnehmen. Die Augenöffnung hat nicht die ovale Form, wie sie bei uns vorkommt; sie erscheint vielmehr mandelförmig, wobei sie allmählig gegen den inneren Winkel an

Breite zunimmt. Von oben wird sie von der stark entwickelten herabhängenden Augenlidspalte begrenzt, welche auch auf die innere Seite übergeht, wo sie das Auge gegen die Nase begrenzt; dann wendet sie sich nach unten und aussen, so dass sie den, dem processus frontalis des Oberkieferbeines entsprechenden Gesichtstheil bedeckt. Im Ganzen genommen bekommt der Lidfaltenrand die Form einer weit offenen Hyperbole. Indem er, wie hervorgehoben, stark herabfällt, bedeckt er den wimpertragenden Rand des oberen Augenlides, resp. den basalen Theil der Wimpern selbst. — Auch am unteren Augenlide ist eine gewisse Faltenbildung wahrzunehmen, nur ist sie hier verhältnissmässig so schwach entwickelt, dass dadurch der Wimperrand nicht verdeckt, sondern nur etwas nach innen verschoben wird.

Dass die beschriebene Augenbildung die Schmalheit der Augenöffnung, sowie die durch starke Entwickelung des halbmondförmigen Seitentheiles der Lidfalte dargestellte Schiefheit derselben Oeffnung hervorruft, ist eine hinlänglich bekannte Thatsache. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur einen Blick auf das (Fig. 1. B.) abgebildete linke Auge desselben Mädchens zu werfen, wo die obere Lidfalte mit dem Finger aufwärts gehoben wurde. — In mehr oder weniger stark entwickeltem Grade habe ich eine solche Augenlidbildung bei sämmtlichen von mir untersuchten Kalmüken beobachtet. Es waren darunter Individuen mit ziemlich hohen Nasenwurzeln, einige sogar mit Adlernasen, andere mit wolligen Haaren und mehreren anderen, dem echten Mongolentypus fremden Merkmalen versehen und doch fehlte keinen von ihnen weder die stark herabfallende obere Lidfalte, noch der sichelförmig gekrümmte Seitenabschnitt derselben. — In Bezug auf den quantitativen Unterschied dieser Bildungen ist hervorzuheben, dass mitunter die ganze Caruncula lacrim. von der Seitenfalte verdeckt (wie auf der Fig. 1. A.), während sie in anderen Fällen ganz oder nur theilweise entblösst wir[d].

Eine solche Augenlidbildung hängt in einem gewissen Zusammenhan[g] mit dem Bau des Schädels zusammen, worauf der berühmte japanische Re[i]sende Philipp Siebold bereits aufmerksam gemacht hat. Bei der Beschr[ei]bung des physischen Characters der Koreaner sagt er unter anderem Folge[n]des: „Die Augenlider sind Falten der Haut des Gesichtes. Ueber breit[e] platte Schädel- und Gesichtsknochen gezogen, ist diese Haut bei weite[m] fähiger für Ausdehnung, als bei der entgegengesetzten Schädelbildung d[er] kaukasischen Rasse, bei der sich namentlich um die Augenhöhlen merkli[che] Erhabenheiten und Vertiefungen mit der Gesichtshaut bekleidet werd[en]. Durch die eingedrückte Nasenwurzel wird zwischen den beiden Augen H[aut] überflüssig; durch die hervorstehenden Wangenknochen wird sie wieder [in] Anspruch genommen und während dort Erschlaffung, entsteht hier eine Sp[an]nung, wodurch sich die Haut der oberen Augenlieder zu einer Falte bil[det], welche sich am inneren Augenwinkel über das untere Augenlid schlägt" etc.

[1]) Angeführt bei Prichard. Naturgesch. des Menschengeschlechtes. Deutsche Ue[bers.] Bd. III., Abth. II., 1845. p. 539.

Das Hauptthema der vorliegenden Arbeit besteht darin, um zu zeigen, dass das characteristische Mongolenauge bei der kaukasischen Rasse als provisorische Bildung vorkommt. Bei der Betrachtung unserer russischen Kinder fällt es gerade auf, wie oft ihre Augenlidfalte auf die Seiten übergeht, um die inneren Augenwinkel nebst der Caruncula oder auch ohne dieselbe zu decken. Einen der am schärftsten ausgesprochenen Fälle habe ich bei einem vierjährigen Knaben beobachtet, dessen halbmondförmige Seitenfalte eine solche Entwickelung besass, wie sie nicht immer bei den Kalmüken anzutreffen ist. Dieses Beispiel citire ich hier um so lieber, als der betreffende Knabe gemischten Ursprungs ist und überhaupt nicht viel rein russischen Blutes enthält. Sein Vater ist von einer Polin und einem Deutschen geboren; die Mutter ist eine Kleinrussin. mit deutscher Beimischung, worauf schon der Name (Schmidt) andeutet. — Auf der Fig. 2 habe ich ein Auge des erwähnten Knaben abgebildet, wo man, ebenso wie auf der Fig. 3, welche das Auge eines anderen, dreizehnmonatlichen russischen Knaben repräsentirt, nur einen kleinen Theil der mehr als halbverdeckten Caruncula wahrnimmt.

Während die mongolischen Augenlider bei unseren Kindern nichts weniger als selten vorkommen, findet man solche bei den erwachsenen Personen nur ausnahmsweise und dazu in einem weit geringeren Grade vor. Es muss hier aber die Bemerkung gemacht werden, dass Augen, deren obere Lidfalte stark nach unten herabhängt und nur den oberen Wimperrand verdeckt, ohne auf die innere Seite der beiden Augen überzugehen, gar nicht als mongolenähnliche Augen bezeichnet werden können, eben weil das wichtigste Merkmal der letzteren in der halbmondförmigen Seitenfalte besteht. — Die Abbildung eines falschen Mongolenauges habe ich auf der Fig. 4 gegeben.

Aus den angeführten Thatsachen kann man nunmehr erachten, dass das Mongolenauge bei uns provisorisch auftritt. Um diesen Satz etwas näher zu erörtern, will ich noch bemerken, dass mir mehrere Familien bekannt sind, deren jüngste Kinder stark ausgesprochene Mongolenfalten besitzen, während die älteren Kinder nur Spuren davon oder gar keine Andeutungen an das Mongolenauge zur Schau tragen.

Was ich unter Spuren des Mongolenauges verstehe und was nicht selten auch bei erwachsenen Individuen der kaukasischen Rasse vorkommt, ist eine Bildung, welche durch die Figur 5, 6 versinnlicht wird. Das Wesentliche dabei besteht darin, dass der obere Lidrand mit dem Faltenrande in der Gegend des inneren Augenwinkels zusammenstossen, wobei der halbmondförmige Seitentheil der Lidspalte klar genug angedeutet wird. Um den Unterschied eines solchen Auges von dem gewöhnlichen Typus des kaukasischen Auges anzudeuten, habe ich die Figur 7 beigegeben, welche die allerhäufigste Form repräsentirt.

Um sich zu überzeugen, dass das provisorische Mongolenauge eine Eigenschaft der reinen kaukasischen Rasse ist, musste ich mein Augenmerk auf

solche Völker richten, welche nicht, wie die Russen, im Verdacht sind, auf directem Wege mongolisches Blut empfangen zu haben. Ich wählte zu diesem Zweck die Juden, indem sie mit Recht als einer der reinsten Repräsentanten der kaukasischen Rasse gelten. Bei näherer Betrachtung fand ich nun bald, dass auch dieses Volk in allen wesentlichen Puncten dieselbe Augenlidbildung besitzt, wie sie oben nach russischen Individuen geschildert wurde. Auch fand ich in Prichard's Werke ein Citat aus Ph. Siebold's Schrift, worin unter Anderem Folgendes gesagt wird: „Die Hautfalte, welche sich bei den inneren Augenwinkeln in einer schiefen Richtung vom oberen Augenlide über das untere herabzieht, ist es nun welche das scheinbare Schiefstehen der Augen selbst verursacht und eine solche Augenbildung kann bei allen Völkern vorkommen, in deren Schädelbau die erwähnten ursächlichen Momente liegen. In geringerem Grade bemerkt man diese Hautfalte bei unseren Kindern. Sehr ausgebildet fand ich sie bei Javanern, Makassaren, Eskimos, bei Portukuden und einigen anderen aussereuropäischen Völkern.“ (A. a. O. p. 540.) — Erstens ist es von grosser Bedeutung, dass das Mongolenauge auch bei den Deutschen provisorisch auftritt; zweitens ist uns die angeführte Stelle insofern interessant, als sie zeigt, dass dasselbe auch bei anderen Rassen vorkommt. Diesen letzten Punct wollen wir nunmehr etwas näher betrachten.

Es wurde bekanntlich oft die Meinung ausgesprochen, dass zwischen Hottentoten und Chinesen eine grosse Aehnlichkeit, namentlich in Bezug au die Gesichtsbildung besteht. Gegen diese Ansicht hat sich neuerdings Dr Fritsch sehr scharf ausgesprochen und, wie mir scheint, mit Unrecht. E unterliegt keinem Zweifel, dass in Betreff der Augenlidbildung die Hotten-toten sich am meisten dem Mongolentypus anschliessen. Dazu brauchen di Augen ja nicht unbedingt schief zu stehen, wie es Dr. Fritsch von einem Mon-golenauge verlangt. Man trifft unter den Mongolen sehr oft Individuen mit höchs characteristischer Augenbildung, wobei jedoch die Augen ihre wagerecht Stellung vollkommen behalten. Ich werde darüber Näheres in einer ausführ licheren Arbeit über die Anthropologie der Kalmücken mittheilen; jetzt wi ich nur daran erinnern, dass auf den zwei ersten Tafeln des Damman'sche Albums mehrere Individuen der mongolischen Rasse (N N 20, 25, 26) m „normal“, d. h. wagerecht gestellten Augen und zugleich mit äusserst star entwickelten Lidfalten abgebildet sind. Auf der anderen Seite, es muss b merkt werden, dass die schiefe Stellung der Augen nicht unbedingt v der Lidbildung herrührt und so kann ich annehmen, dass die von Qua trefages[1]) citirten Französinnen mit „chinesichen Augen“ keine solche sondern einfach schief geschlitzte Augenöffnungen besitzen. Aehnliche Be spiele sind mir gut bekannt und werden wohl von Jedem leicht bemer werden können.

[1]) Rapport sur les progrès de l'Anthropologie 1867. p. 293.

Wenn wir somit nur das Wesentliche in dem Mongolenauge betrachten wollen, so werden wir uns unbedingt für die Aehnlichkeit des letzteren mit dem Auge der Hottentoten aussprechen müssen. Man betrachte nur den 25-jährigen Hottentoten auf der Taf. XXI von Fritsch und noch besser das Mädchen auf der Taf. XXII, um sich nicht nur von der wesentlich mongolischen Augenbildung, sondern auch von den auffallend kalmükenähnlichen Gesichtszügen zu überzeugen.

Dass bei mehreren malayischen Völkern das Mongolenauge gelegentlich auftritt, haben wir schon aus dem oben angeführten Citate gesehen; es giebt aber noch andere Mittheilungen, welche uns zeigen, dass eine solche Einrichtung zu provisorischen Bildungen, ähnlich wie bei der Kaukasischen Rasse, gehört. So fiel es dem französischen Reisenden Claude de Crespigny auf, dass bei den Kindern der Dusuhs (im nördlichen Borneos) „das obere Augenlid einwärts gekehrt war, so dass die Wimpern aus dem Auge selbst hervorzukommen schienen.“[1])

Indem man, wie wir gesehen haben, versucht hat zu zeigen, dass das Mongolenauge sich in unmittelbarer Abhängigkeit von der Gesichtsknochenbildung befindet, ist es sehr interessant zu erfahren, dass bei den Negern die characteristische Augenbildung der Mongolen wenigstens im reifen Alter nicht vorkommt, obwohl sie die platte Nase und ein breites Gesicht in noch höherem Grade als viele Völker der mongolischen Rasse besitzen. — Von allen auf zwei Tafeln des Damman'schen Album beigegebenen Negergesichtern ist nur eines und zwar dasjenige des vierzehnjährigen Vigelin aus Zanzibar (Taf. I, Nr. 1) durch schwach angedeutete Seitenfalte ausgezeichnet; selbst der viel jüngere Mabruk entbehrt einer solchen Augenbildung gänzlich.

Als ich unseren Ophtalmologen, Herrn Dr. Hirschmann in Charkow frug, ob in der Augenheilkunde irgend welche Thatsachen über den betreffenden Gegenstand existiren, machte er mich auf eine Missbildung aufmerksam, welche die characteristische Eigenthümlichkeit des Mongolenauges in einem hypertrophischen Grade wiedergiebt. Diese unter dem Namen Epicanthus zuerst von Ammon beschriebene Anomalie besteht in einer „halbmondförmigen, nach Aussen concaven Hautfalte“, welche „nach Innen zu von den beiden inneren Augenwinkeln an der Nasenwurzel sich erhebt, oben in die Brauen, unten in die obere Wangenhaut übergeht.“[2]) Man sieht sogleich ein, dass diese Missbildung in allen wesentlichen Puncten mit dem Mongolenauge übereinstimmt, nur dass bei Epicanthus die Seitenfalte nicht allein die Caruncula, sondern auch einen mehr oder weniger grossen Theil der Sclera verdeckt. — Sichel[3]) hat bereits darauf aufmerksam gemacht, dass der angeborene Epicanthus mit einer eigenthümlichen Gesichtsbildung

[1]) Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge. Bd. VI. 1859. p. 160.

[2]) Schauenburg: Ophthalmiatrik. 1862, p. 14.

[3]) Annales d'Oculistique T. XVI, 1—3. Citirt bei Pilz. Lehrbuch der Augenheilkunde. Prag 1859. p. 388.

verbunden ist, welche eben an das mongolische Gesicht erinnert, ebenso wie das durch Epicanthus verunstaltete Auge eine Aehnlichkeit mit dem Mongolenauge erhält. „Die Aehnlichkeit mit dem mongolischen Typus, welche sie (die Missbildung) zum Theil durch die Enge der Lidspalte erhält, ist hauptsächlich gegründet auf diese Abplattung und seitliche Ausbreitung der Nasenknochen, die einen der Hauptcharactere der Physiognomie dieser Rasse bilden und Sichel hegt die Idee, dass der angeborene Epicanthus mit einer besonderen Nasenknochenformation zusammen fallend als eine Transition der kaukasischen in die mongolische Rasse betrachtet werden kann.“ (Pilz.)

Während meiner Reise in der Kalmükensteppe habe ich keinen einzigen Fall gesehen, welcher dem eigentlichen Epicanthus zur Seite gestellt werden konnte, d. h. wobei die stark entwickelte Semilunarfalte dem Sehvermögen störend war. Wir finder aber eine Bemerkung v. Siebold's, worin er sagt, dass er unter den Koreanern einen Fall bemerkte, wo mehr als Drittel des Tarsus am inneren Augenwinkel bedeckt und die Haut so straff darüber gespannt war, dass kaum eine nur wenige Linien weite Oeffnung der Augenlider statthaben konnte.[1]) Bemerkenswerth ist auch, dass der Epicanthus bei den Eskimos „endemisch“ sein soll (Schauenburg), was u. A. als Beleg für die nähere Verwandtschaft zwischen diesem Volke und den mongolischen Nationen angeführt werden kann.

Aus dem Gesagten kommen wir zu dem Schlusse, dass das Auge der echten Mongolen ein Stehenbleiben in der Entwickelung bezeugt, eine Eigenthümlichkeit, welche die mongolische Rasse (d. h. Mongolen, Mandschu, Koreaner, Chinesen und Japaner) auch in mehreren anderen Puncten auszeichnet. Bei fast allen anderen Menschenrassen kann man Ueberreste des Mongolenauges finden, und zwar als provisorisches Gebilde im Kindesalter oder als Rudiment bei den erwachsenen Individuen. — In dieser Beziehung muss besonders hervorgehoben werden, dass die auffallendsten Ueberreste des Mongolenauges sich bei der malayischen Rasse vorfinden, welche auch in anderen Hinsichten der mongolischen Rasse am nächsten steht; ebenso auch bei Hottentoten. Viel weniger scharf ist das Mongolenauge bei der kaukasischen Rasse vertreten, welche übarhaupt sich von den echten mongolischen Nationen sehr stark auszeichnen.

Es würde sehr interessant sein, das Auge der schwarzen Rassen näher zu erforschen. Das oben angeführte Beispiel eines Negerknaben mit Rudimenten der Seitenlidfalte deutet darauf hin, dass die mongolische Rasse einen älteren Zustand als die Negerrasse repräsentirt, ein Umstand, welcher noch dadurch verstärkt wird, dass die neugeborenen Negerkinder eine hellere Farbe als im späteren Alter und schlichte Haare besitzen. — Ich kann hier nicht näher in diesen Gegenstand eingehen, will aber doch bemerken, dass

[1]) Prichard a. a. O. p. 540.

Figur 1.

A.

B.

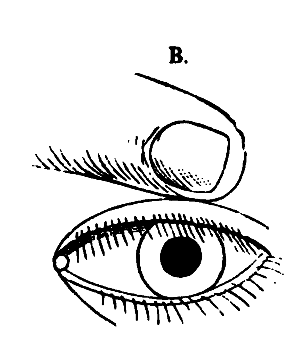


Fig. 2.

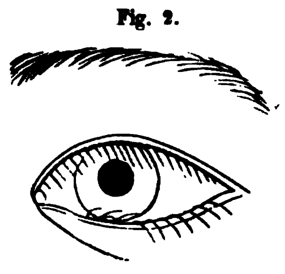


Fig. 3.

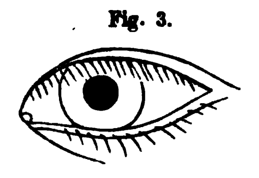


Fig. 4.

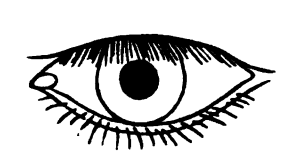


Fig. 5.

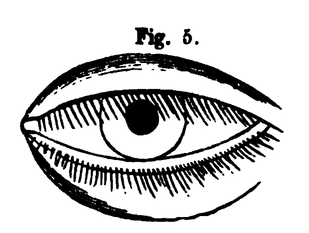


Fig. 6.

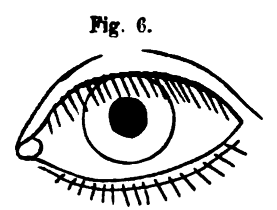
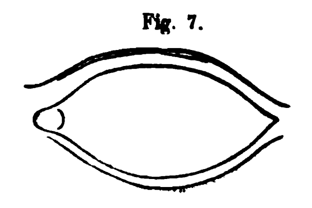


Fig. 7.



der Hauptgedanke, der mich in meinen anthropologischen Unternehmungen geleitet hat, darin besteht, dass die mongolische Rasse einen der ältesten, vielleicht sogar den ältesten der jetzt lebenden Repräsentanten der Rassenmenschen darstellt, dessen Hauptmerkmale sich bei anderen Rassen mehr oder weniger erhalten haben.

Odessa, den 2/14. Februar 1874.

Alterthümer der Siechalaguna bei Bogotà.

Von
Dr. Rafael Zerda.

Bogotà, 20. November 1873.

Um der Aufgabe nachzukommen, welche mir der Herr Rektor aufgetragen hat, und um, wenn auch theilweise ungenügend den Absichten zu entsprechen, welche auf die bessere Erforschung der Alterthümer hiesiger Indianer sich beziehen, stelle ich hiermit diejenigen Daten zusammen, welche ich habe sammeln können. Diese sind zwar unbedeutend im Vergleiche mit dem Wunsche, die Lücke auszufüllen, die unser Land in der amerikanischen Archäologie noch bildet; jedoch werden sie hoffentlich dazu dienen, um hier bei der Regierung und bei den Freunden der Wissenschaften ein praktisches Interesse für das in unserem Lande so sehr vernachlässigte Alterthums-Studium zu erwecken.

Die in Bogotà bestehende Privat-Gesellschaft, von welcher die Entwässerung der Lagune von Siecha unternommen ist, hat sich als Hauptzweck natürlich nicht die wissentschaftliche Erforschung unserer Indianer-Alterthümer gestellt; aber sie hat bei ihrem Unternehmen die historischen Daten in Betracht gezogen, welche die Geschichtschreiber seit der Zeit der Eroberung dieses Kontinents anführen; denn sie rechnet auf den werthvollen Schatz an Gold und Smaragden, welchen die Ureinwohner dieser Gegenden in jene Lagune geworfen haben.

Gelingt die vollständige Entwässerung des Seees, so wird es hoffentlich bei den Actionären nicht unbeachtet bleiben, welchen grossen wissenschaftlichen Werth für die ethnologischen Studien und für die wissenschaftliche Welt im Allgemeinen diese Gegenstände enthalten.

Seitdem die ersten Eroberer in die Aequatorial-Regionen gelangten, erfuhren sie Vieles über die grossen Reichthümer, welche die Bewohner derselben besassen, und ist schon in den Werken Castellano's darüber gehandelt, der in seinen Versen sagt:

Despues que con aquella jente vino
Anasco, Benalcazar inquiría
Un índio forastero peregrino
Que en la ciudad de Quito residía
I de Bogotà dijo ser vecino
Allí venido no se' por que vía
El cual hablò con él, i califica
Ser tierra de esmeraldas i oro rica
I entre las cosas que les encaminaba
Dijo de cierto réi que, sin vestido
En balsas iba por una piscina
A' hacer oblacion segun el vido
Unjido todo bien de trementina
I encima cuantidad de oro molido
Desde los bajos piés hasta la frente
Como rayo de sol resplandeciente.

Die früheren Bewohner der hochgelegenen Regionen der Anden, besonders die Chibcha-Nation, besassen Gebetstätten nicht allein in ihren Ortschaften, wie z. B. den grossen Tempel von Iraca zu Tundama, welcher wegen seiner Pracht und seines reichen Schmuckes die Habsucht der Spanier erregte und von ihnen durch Feuer zerstört wurde: sie hatten auch unter ihren religiösen Sitten diejenige, ihren Göttern an Gebetsstätten, welche entfernt lagen und für die menschliche Profanation beinah unerreichbar waren, Gold, Edelsteine und andere als werthvoll geschätzte Gegenstände zu opfern. Solche Opferplätze waren gewöhnlich die auf den Höhen der Gebirge gelegenen Lagunen; denn diese betrachteten sie mit besonderer Verehrung, glaubend, dass aus ihnen ihre Ahnen entsprungen seien und in dieselben ihre Gottheiten sich zurückgezogen hätten.

Die berühmtesten Heiligenorte des Chibcha-Volkes waren:

Die zu Iraca in Tundama, wo die Eroberer den Mann von Gold (el dorado) zu finden glaubten und wo Sugamudo Kazike und Oberpriester war;

dann die Tempel zu Bacatà und Chía, in deren Nähe die Jeques oder Priester wohnten, welche die religiösen Zeremonien zu beaufsichtigen hatten; sie waren weniger prächtig, aber dafür ausserordentlich reich in Folge der Opfer, welche in Schalen aus Golde, wie in goldenen Figuren von Männern, Frauen und Thieren dargebracht wurden und zwar in Gefässen von gebrannter Erde der verschiedensten Formen, ähnlich den conopas der Peruaner.

Die entfernten Opferplätze, die am meisten besucht wurden, waren die Lagunen von Suezca, Guatavita, Siecha, Ubaqué, Chingosa, Churuguaso, Fuquene, Tensacà und andere weniger bekannte.

Die berühmteste in der Geschichte dieser Regionen, die, von welcher die ersten Resultate der Entwässerungsversuche bezeugen, dass die Meinung der

Geschichtschreiber richtig sei, ist die von Guatavità: sie war nach den Traditionen der Hauptopferplatz der Chibchas.

Diese Lagune, in Humboldt's Vues des Cordillères abgebildet, liegt auf dem Paramo, der Gebirgskette, welche das Dorf gleichen Namens beherrscht, das zur Zeit der Eroberung die Hauptstadt und die Residenz des Hofes des Muisca-Häuptlings war. Als Quesada den Ort eroberte, war er der am besten befestigte Platz, und die spanischen Soldaten machten in demselben eine reiche Kriegsbeute. Seine wirklich geschickten Bewohner verstanden das Gold zu giessen und machten Schmucksachen und „Tunjos" (Götzenfiguren) aus massivem Golde, welche ihnen als Schmuck und Opfergegenstände dienten. Zu den Goldarbeiten benutzten sie kleine Oefen aus Sandstein, welche später auch gefunden sind.

Ungefähr ein Myriameter von diesem Orte entfernt, befindet sich die Lagune, an deren Ufer ein Indianertempel stand; sie liegt in einer malerischen Lage, in einer Höhe von 3199 Meter über dem Meeresspiegel und hat einen Umfang von fünf Kilometern. Kurz nach der Eroberung war Hernan Perez de Quesada der Erste, welcher den Versuch der Entwässerung unternahm und ungefähr 4000 pesos in goldenen Gegenständen gewann; später machte Antonio Sepulveda einen Vertrag mit der spanischen Regierung in derselben Absicht und bei der theilweisen Entwässerung erreichte er grössere Vortheile, besonders einen Smaragden von grossem Werth.

Nach dem Geschichtschreiber Zamora (des 17. Jahrhundert) trachteten die Zaques oder Priester der Muiscas oder Chibchas danach, unter dem Volke den Glauben aufrecht zu erhalten, dass in der schönen Laguna de Guatavita die Kazikin lebte, weshalb die Indianer auch in den See ihre werthvollsten Gegenstände opferten. — Derselbe Geschichtschreiber sagt Folgendes: „Diese Sage wurde unter dem ganzen Volk der Muiscas und selbst unter anderen Stämmen ausgebreitet, welche, erstaunt über das Wunder, auf verschiedenen Strassen, von denen noch heute manche zu erkennen sind, herzu wallfahrteten, um ihre Gaben darzubringen. Auf Flössen von Schilf gingen sie inmitten des Seees und warfen ihre Gaben unter lächerlichen und eitlen Aberglauben in denselben. Das gemeine Volk kam an die Ufer und warf mit abgewendetem Gesichte seine Geschenke ins Wasser; denn es glaubte, dass ausser den Obersten und Auserlesenen kein Mensch das Wasser sehen sollte. So ist es auch eine sehr alte Sage, dass man alles Gold und alle Smaragden in den See warf, sobald man Nachricht erhielt, dass die Spanier nichts weiter suchten, als dieses Metall. — Von diesem See ging die Sage des „el dorado" aus, welches sogar zu dem Gerede Anlass gab, dass der Kazike von Puatavita sich in Terpentinöl bade und dann sich mit einer grossen Menge Goldstaub bestreue, ein Anzug, in welchem er das Opfer begehe."

Die Erzählung des Pater Zamora ist von anderen Geschichtschreibern aus der Zeit der Eroberung bestätigt, unter ihnen von Pater Simon, Quesada und Fresle, einem einfachen Erzähler und Augenzeugen vieler Vorfälle dieses Zeitabschnitts.

Der Bischof Piedrahita, welcher 1676 die Geschichte der Eroberung schrieb, sagt, dass die Indianer Tempel und Opferstätten hatten und dass die berühmtesten derselben die von Bogotà, Sogamoso und Puatavita waren; „in ihnen verehrten sie viele verschiedene Götzen wie Figuren der Sonne und des Mondes aus Silber und Gold, ebenfalls goldene Figuren von Männern und Frauen, andere Gestalten von Holz und Garn mit Wachs, einige grössere und andere wieder kleiner und alle diese Indianer mit Haaren und roh gearbeitet. Durch die Priester wurden die Menschenopfer ausgeführt und die Gaben den Götzen gebracht, bestehend aus Smaragden und Gold; letzteres Metall in Staub oder in Stücken, welche die Form von Eidechsen und Ameisen, von Helmen, Armbändern, Diademen, Gefässen und Anderem trugen, Alles aus Gold.“

Derselbe fügt hinzu, dass der Cipa von Bogotà seine Schätze, welche sehr gross waren, zusammenraffte und sie an einen Platz brachte, welcher heute noch nicht bekannt ist.

Die Lagune von Siecha war grade so, wie die von Guatavita und die vielen anderen Opferstättèn, welche die Chibchas hatten, ihre religiösen Zeremonien und Gebete darzubringen. Der Umstand, dass dieser See grade so gestaltet und belegen ist, wie die Indianer für ihre Opfer wünschten, und noch mehr der Erfolg, welche die ersten Untersuchungen erlangten, begründen diese Behauptung. Die Herren Joaquin und Bernardino Tovar und Dr. Federico C. Aguilar sind der Meinung, dass es in dieser Lagune war, wo die Zeremonie des dorado vorgenommen wurde, und nicht die von Guatavita.

Sie gründen diese ihre Annahme auf folgende besondere Punkte:

Erstens: auf die Tradition, welche durch einen Abkömmling jener Indianer an den Herrn Louis Tovar mitgetheilt sei, den Urgrossvater der beiden Genannten; die Tradition besage, dass in dieser Lagune ein goldenes Reh vorhanden sei und viele von seinen Vorgängern hineingeworfene Reichthümer;

Zweitens: auf die Beschreibung, welche der Geschichtschreiber Zamora über die Lagune von Guatavita macht; diese passe besser auf die, welche jetzt Siecha genannt werde, denn Guatavita bedeute in der Chibcha-Sprache: Ende der Gebirgskette, und die Lagune von Siecha liege wirklich südwestlich vom jetzigen Puatavita am Endpunkte der Gekirgskette;

Drittens auf den Umstand, dass die Indianer natürlicher Weise Bedenken tragen mussten, den Spaniern den richtigen Ort, wo sie ihre Reichthümer versteckt hatten, anzugeben;

Viertens: auf die Notiz, die Reichthümer des Kaziken von Chía seien von diesem Orte nach Osten geflüchtet worden, und grade in dieser Richtung liege die Lagune;

Fünftens: auf die Thatsache, dass aus der Lagune von Siecha Gold und einige Smaragden herausgeholt sind;

Sechstens: darauf, dass im Umkreise der Lagune von Siecha Figuren von gebranntem Thon gefunden sind, welche Indianer in verschiedenen Stellungen darstellten. —

Es ist darauf aufmerksam zu machen, dass die Bedeutung des Wortes „Guatavita“ in der Chibcha-Sprache wirklich der Lagune von Sicha zukommt und nicht der, die jetzt Puatavita genannt wird; noch weniger passt der Name für den Ort, welchen die Geschichtschreiber als eine befestigte, reiche und bevölkerte Stadt bezeichnen, und müsste Guasca der Ort sein, den sie Guatavita nennen.

Alle diese Betrachtungen begründen im Allgemeinen, dass die Lagunen Opferplätze der Indianer waren, dass sie in dieselben Gegenstände aus Gold und Edelsteinen versteckten, und dass die Lagune von Siecha solch ein Ort ist.

Die Lagune von Siecha liegt nordwestlich von Bogotà und südwestlich von Guatavita auf einem Paramo, der schwierig zu besteigen ist. Ihr klares und durchsichtiges Wasser hat eine Temperatur von 8° Cels. und bringt eine schöne, grüne Färbung hervor durch den Widerschein; sie liegt in einer Höhlung, die beinahe rund ist und durch Auflösung des Sandsteins gebildet wurde, dessen Lagen sich in 11 Schichten zeigen, welche im Norden und Süden der Lagune unter einem Winkel von 45° hervortreten. Von Westen nach Osten zeigt sich eine ungeheure Felsmasse, welche den Gipfel stützt. Der See liegt nach Aufnahmen des Ingenieurs Indalecio Liévano 3673 Meter über dem Meeresspiegel und 1039 über Bogotà, hat in seinem grössten Durchmesser 220 Meter und eine Tiefe von 34 Metern.

Dr. Aguilar glaubt, dass diese Lagune vulkanischen Ursprungs ist und den Krater eines erloschenen Vulkanes bildet; ich bedauere, nicht seiner Ansicht zu sein und fusse dabei auf folgenden Beobachtungen: Während der Untersuchung, welche wir in derselben in Begleitung des Herrn Ponce, Saenz und Montoya vornahmen, fanden wir keine Anzeichen, welche uns den vulkanischen Ursprung angedeutet hätten; bei genauerer Beobachtung konnten wir leicht erkennen, wie sie sich gebildet habe. Die grossen und beständigen Erschütterungen unserer Cordilleren zerrissen und öffneten nemlich den Felsen, wobei sie Vertiefungen in den Sandsteinschichten von Norden nach Süden zurückliessen, nach Osten hin abfallend; wie ich schon sagte, sieht man 11 solcher Schichten, welche zusammenstossen. Die grosse Masse, welche sich in Folge dieser Erschütterung losriss, rollte nach dem östlichen Abhange, den Boden und die westliche Mauer der Lagune bildend; die Sandsteinschichte, von welcher sie sich ablöste, hat denselben Fall von 45° und bildet die östliche Mauer. Die mechanische Thätigkeit der Gewässer der Lagune und besonders die der Regenschauer in Folge der umliegenden Abhänge haben die Ränder gerundet und so das Aussehen eines Kraters geschaffen. Spuren einer vulkanischen Thätigkeit, welche den Felsen hätte sehr verändern müssen, finden sich nicht. Das Wasser, welches von den Abhängen herabfliesst, hat diesen schönen See gebildet, welchen die Indianer anbeteten und als Opferstätte benutzten, gradeso wie den von Guatavita.

Die Bildung beinahe alle unserer Lagunen kann auf gleiche Weise erklärt

werden; es bestehen heute noch diejenigen, welche wegen ihrer Kleinheit sich keinen Durchgang haben brechen können, um ihre Gewässer hinabzustürzen. Ebenso andere, welche durch das mechanische Wirken ihrer enormen Wassermassen den Widerstand besiegt, und, sich entleerend, grosse Ebenen hinterlassen haben, wie die von Bogotà, und als Beweis ihrer Macht Wasserfälle wie den von Tequendama, welcher letztere in den Sagen der Chibchas idealisirt ist mit dem Namen Bochica, dem guten Gotte, welcher mit seinem Goldstabe den Gewässern einen Durchgang verschaffte und jenes grosse Wunder schuf. —

Die erste Gesellschaft, welche sich zur Entwässerung von Siecha bildete, bestand aus den Herren Pedro und Miguel Tovar, Dr. Miguel Pei, Bruno Espinosa, General Santander und dem Lehrer N. Leon; diese Gesellschaft machte einen Durchbruch von 3 Meter Tiefe und 40 Meter Länge; jedoch hat sie kein günstiges Resultat erzielt.

Später, im Jahre 1856, verbanden sich die Herren Joaquin und Bernardino Tovar mit den Herren Guillermo Paris und Rafael Chacon und beendeten den Kanal, welcher eine theilweise Entwässerung von 2 — 4 Metern veranlasste. Sie fanden einige Stücke Gold und einige Smaragden.

Eines der bedeutendsten Gegenstände aus Gold, welches damals gewonnen wurde, ist photographisch wiedergegeben worden. Es besteht in 10 kleinen Figuren aus Gold; die grössere in der Mitte hat auf dem Kopfe einen Helm oder eine Mütze und in der Hand einen Dreizack oder eine Art Scepter; um diese Figur herum sind neun andere kleinere; von diesen sitzt die kleinste vor der mittleren und hat einen Sack oder Korb von Draht auf dem Rücken, durch zwei Schnüre gehalten. Ohne Zweifel stellt dieses Stück die religiöse Zeremonie dar, welche Zamora beschrieben hat, also den Kaziken von „Guatavita", von den indianischen Priestern umgeben, auf dem Flosse, welches sie am Tage der Zeremonie nach der Mitte des Seees brachte. Die kleinste Figur, welche vor dem Kaziken sich befindet und den Korb trägt, stellt wahrscheinlich einen Diener vor, welcher in dem Korbe die fürstliche Gabe mitbringt. Dieses goldene Floss wiegt 260½ Gramm. Bekanntlich sind aus dem See von Guatavita bereits verschiedene derartige Stücke, wenn auch von anderer Grösse und Gewicht, herausgeholt worden. Jener Fund belebte nun die Versuche. Herr Henrique Urdancta, welcher 1866 ein Opfer seines Enthusiasmus geworden, baute einen Stollen durch den Felsen, in einer Länge von 186 Metern auf der Ostseite. Der Boden der Lagune liegt drei Meter über dem Stollen; die Schwierigkeit aber, in demselben die Luft für Athmen zu unterhalten, ist so gross, dass die Arbeit hier eingestellt werden musste.

Man hat jetzt das System praktisch angewandt, vermittelst Pulver auf dem Punkte, wo der Stollen unter die Lagune tritt, den Boden zu sprengen. Zu diesem Zwecke brachte man zuerst einen Kegel von Ruhmkorff an, erreichte jedoch dabei die Entzündung des Pulvers nicht, weil die elektrischen

Drähte nicht genügend isolirt waren. Später versuchte man es mit einem elektrischen Apparate aus Europa, der von Ruhmkorff selbst construirt war; die Explosion des Pulvers hatte jedoch keinen Erfolg und zwar aus Ursache der Elasticität der Sumpfschicht, welche den Boden der Lagune bedeckt. Es ist möglich, dass mittelst Nitro-Glycerins, dessen Kraft grösser als die des Pulvers ist, das Hinderniss wird beseitigt werden können.

Wie schon bemerkt, kannten die Indianer die Kunst, ihre Metalle zu schmelzen und zu formen, eine Kunst, in der es die Bewohner von Guatavita und Antioquia besonders weit gebracht haben. In diesen Gegenden hat man Reste jener Schmelzöfen gefunden, auch Tiegel aus Sandstein, in denen man Reste von Gold entdeckte. Der plastische Sandstein und der Sand, aus welchem die Indianer ihre Modelle formten, war so fein, dass die Eindrücke der Finger in den Formen auf einige Abgussstücke übergegangen sind. Dieser eigenthümliche Umstand führte zu dem Glauben, dass die Indianer das Geheimniss gekannt hätten, Gold mit Hülfe von Pflanzenstoffen zu erweichen und diesem Metalle so die Eigenschaft des Wachses zu geben; man kann sich jedoch von dem Irrthum dieser Vermuthung überzeugen, wenn man durch ein Vergrösserungsglas die Figuren betrachtet: man erkennt dann, dass die Eindrücke direkt von der Form auf den Abguss übertragen sind; ausserdem sind Figuren vorhanden, welche den Eindruck der Finger zeigen, und solche, welche die Unvollkommenheit der Formen und die gröberen Sandkörner erkannen lassen, die in der Form waren und sich auf den Figuren mit abgedrückt haben.

Die Kunst, Kupfer, Silber und Gold zu schmelzen, war noch nicht Alles, was die Chibchas kannten: sie verstanden auch, Metalle in richtigen Verhältnissen zu legiren, um die verschiedenen Stücke herzustellen. Im Allgemeinen stammte das von den Chibchas verwendete Gold aus den jetzigen Staaten Tolima, Antioquia und Cauca: goldreichen Gegenden, welche ihr Gold gegen Salz von Xipaquirà vertauschten, dessen Gebrauch schon bei den Indianern bedeutend war.

Das Gold von Tolima und Cauca hat einen Feingehalt von $0,_{800}$ bis $0,_{920}$, und ist der Zusatz gewöhnlich Silber; das Gold aus Antióquia ist noch feiner, und selten ist unter den Gegenständen der Indianer etwas gefunden worden, was Gold in normalem Zustande enthielte; gewöhnlich ist es mit viel Kupfer versetzt. Dies kann nur durch Schmelzen geschehen, mithin war diese Kunst bekannt. — A. S.

Der (rothe) Sonnenphallos der Urzeit.

Eine mythologisch-anthropologische Untersuchung

von

Dr. W. Schwartz.

„Ich sah die (goldene) Sonne hoch am Himmel stehen und den nie versiegenden Quell ihres befruchtenden Strahls auf Erden strömen," so drückt sich ein dichterisches Gemüth unserer Zeit in Anschauung jener gewaltigen Naturerscheinung aus; wie aber der rohe, noch aller geistigen Entwicklung baare Naturmensch, in eigener Nacktheit wohl noch in der Welt dastehend, vor Jahrtausenden, gemäss seines unentwickelten und sich in einem engen Horizont bewegenden Denk- und Anschauungsvermögens, eben dieselben Erscheinungen in ähnlicher und doch wieder unendlich verschiedener Weise sich zurecht gelegt hat, das wollen die folgenden Untersuchungen darlegen und damit ein Stück anthropologischer Geschichte der eigenthümlichsten Art in Rückblick auf eine dem gebildeten Menschen allerdings etwas unheimliche Vergangenheit der Menschheit entfalten.

Ueber keine Partie alter Culte ist nämlich wohl noch ein solches Dunkel ausgebreitet, als über die phallischen.[1]) Wenn einem civilisirten Standpunkt die Behandlung derselben schon überhaupt widerstrebt, ja auch schon das gebildete Alterthum der Griechen und Römer trotz eines ihm noch immer anhaftenden Grades von Sinnlichkeit, von der man sich nur mühsam jetzt einen annähernden Begriff machen kann, mit einer gewissen Reserve meist davon spricht, so kann doch dieser Standpunkt vor der Wissenschaft nicht bestehen. Ebenso wie der Arzt in der Lehre von der Geburtshülfe allerhand Dinge besprechen muss, deren Erwähnung sonst decentem Leben widerstrebt, ist die Behandlung jenes psychologischen Räthsels für die Wissenschaft eine Aufgabe wie jede andere und ausserdem in doppelter Hinsicht von höchst eigenthümlicher, culturhistorischer wie psychologischer Bedeutung. Denn wenn schon die Verhältnisse, welche jenen Cultus geschaffen, die Vorstellungen,

[1]) Man begnügt sich noch immer damit, den Gegenstand durch die Erklärung der Alten, eines Diodor, Plutarch u. s. w., „dass man nämlich unter diesem Symbol die schaffende Kraft der Natur oder die Zeugungskraft des Menschen dargestellt und angebetet habe" als erledigt anzusehen.

aus denen er mit seinen so mannigfachen Beziehungen und Formen hervorgegangen ist, einen Blick in die Uranfänge physischen und psychischen Lebens der Menschheit thun lassen, von dessen Natürlichkeit — um es mild auszudrücken — die civilisirte Welt kaum sonst eine Ahnung hat, so erhält die Sache noch dadurch eine besondere Folie, dass Reste auch dieses Cultus aus der Urzeit stellenweise sich, wenn auch in einseitiger Beziehung nur, bis in die neusten Zeiten selbst in Europa erhalten haben und erst von moderner Sitte vollständig überwunden und beseitigt sind.

Dass der Phalloscult in der indischen wie überhaupt in den orientalischen Religionen, in Griechenland wie in Rom, eine grosse Rolle im öffentlichen wie häuslichen Leben spielte, dürfte allgemein bekannt sein, minder vielleicht schon, dass auch das alte deutsche Heidenthum den Gott Freyr ingenti priapo instructum darstellte, besonders aber möchte es frappiren, dass noch bis zum Jahre 1771 zu Isernia im Neapolitanischen dem heiligen Cosmio und Damiano Phalli oder Priapen geweiht wurden, Priester an dem Feste des heiligen Cosmus ganze Körbe voll von wächsernen Priapen zum Kaufe anboten, die Käufer aber dieselben, nachdem sie sie vorher andächtig geküsst, dem Heiligen weihten, ganz wie ein ähnlicher Cultus von unfruchtbaren Frauen in Betreff des St. Guerlichon und St. René in Frankreich getrieben worden war.[1])

Für denjenigen, welcher sich mit derartigen Studien beschäftigt, ist ein solches vereinzeltes Fortleben eines uralten Gebrauchs selbst so barocker Art an und für sich nicht auffallend, wandelt doch die Menschheit — abgesehen von den Einflüssen des das geistige Leben der civilisirten Welt allmählich immer mehr durchdringenden und umgestaltenden Christenthums und der durch dasselbe gezeitigten Bildung und Cultur — überhaupt noch auf den Pfaden und in der Richtung, die den einzelnen Völkern durch die typische Entwicklung in Sprache und Character vor Jahrtausenden schon gebahnt und bereitet; ich habe obiges Factum auch nur deshalb mit angeführt, um daran gleich u. A. zu zeigen, wie, wenn die römisch-katholische Kirche solchen Gebrauch konnte fortbestehen lassen, es auch erklärlich ist, dass das sonst gebildete, aber immerhin abergläubische Alterthum derartiges von den Vätern Ererbtes, trotz aller sich daran knüpfenden, den besser besaiteten Gemüthern auch schon zu jener Zeit widerlichen, rohen Ausschreitungen mit einer gewissen Ehrbarkeit als einmal zu religiösen Gebräuchen gehörig festhalten konnte. Wandte es sich gleich mit Widerwillen von den schmutzigen Geschichten meist ab, mit denen zu Athen die phallischen Culte des Dionysos z. B. später motivirt wurden,[2]) so bekränzte doch noch immer zu Lavinium die angesehenste Matrone öffentlich das Fascinum, wenn es zur Zeit der Weinlese dort, wie bei der italischen Bevölkerung überhaupt, von Ort zu Ort auf einem Wagen mit grosser Lust und religiöser Feierlichkeit umhergefahren wurde.

Wie weit übrigens das Gebiet des Phalloscults und damit zusammenhän-

[1]) Meiners, Gesch. d. Religionen. Hannover 1806. I p. 266 ff.

[2]) Lucian de Syria Dea c. 17. 27 sqq. ad Deorum Conc. 5 cf. Buttman Myth. II p. 102 sq.

gender mythologischer Vorstellungen sich erstreckt, ist schwer zu bestimmen. Es liegt eben in dem schon oben hervorgehobenen, ungünstigen Charakter des Stoffes für Berichterstattung und Besprechung, dass nur mehr zufällig Materialien für denselben geboten werden. Selbst das classische Alterthum hat wenig mehr als einzelne Facta überliefert, und nur dem Spiegelbild, welches verschiedene Kirchenväter dem Heidenthum vorhielten, verdankt die Wissenschaft ein etwas eingehenderes Bild. Diesen Standpunkt haben aber weder christliche Missionäre späterer Zeit einzunehmen nöthig gehabt, wenigstens nicht literarisch vertreten, noch ist es auffallend, dass Reisende gerade dieser Seite des Lebens und den sich daran knüpfenden Vorstellungen und Gewohnheiten der Völker weniger nachgegangen sind, so dass in Betreff dahin schlagender Berichte fast eine vollständige tabula rasa vorhanden ist. Selbst die volksthümlichen Studien, wie sie zunächst auf germanischem Boden durch die Gebrüder Grimm angeregt, auch in anderen Kreisen den ethnographischen Berichten und Forschungen vielfach einen volksthümlicheren Character verliehen, haben wenig in dem angeregten Punkte geändert, da sie mehr, und ganz natürlich, der idyllischen Seite des Volksthums sich zuwenden, wo geistige Ausbeute sichtbarer in's Auge tritt, Alles auch schon äusserlich einen mehr menschlich anziehenden Character hat.

Diese Bemerkungen vorauszuschicken, schien mir zweckmässig, ehe ich in die Behandlung der Sache selbst eintrete und versuche die Richtung anzugeben, in der die Lösung des so merkwürdigen Problems zu suchen ist.

Im Indischen erscheint zunächst der Phallos als Lingam im Cult des Çiwas, von dem es in Muir, Original Sanskrit Texts 4,344 (Anuśāsana parva v. 1160) heisst: He whose seed is raised up, whose linga is raised up, who sleeps aloft, who abides in the sky . . . v. 1191. The lord of the liṅga, the lord of the suras (gods) . . . the lord of the seed, the former of seed." Daneben tritt die Jonis als das weibliche Glied in dem Cult der Çris, dann werden auch beide vereint, indem das erstere sich konisch aus dem letzteren, welches in der Regel als Dreieck dargestellt wird, erhebt.[1]) Mannigfach sind die Substitute des Lingam; mag es aber eine Bergspitze, ein Obelisk, ein Schiffsmast oder dergl. sein, immer ist das Aufrechtstehende, meist auch das Sichzuspitzende das gemeinsam Characteristische. Besonders erwähnt werden im Çiwapurânam 12 Lingamobelisken oder Säulen als die 12 Glanzlingam, deren Verehrung die Seligkeit gewährt, und Çiwas heisst endlich selbst einfach ûrdhwalingas (der mit aufgerichtetem Zeugungsgliede.[2]) Wenn daneben das Feuer, das Symbol dieses Gottes ist, „die Flamme welche nach aufwärts steigt",[3]) so gemahnt diese Verbindung schon in eigenthümlicher Weise sowohl an den

[1]) Böttiger, Kunst-Mythologie. 1826. I. 55. Anm.
[2]) Wollheim da Fonseca, Myth. d. alten Indien. Berlin 1856. p. 72. 79. 80.
3) Wollheim a. a. O.

Umstand, dass am Heerde der Vesta das Fascinum von ihren jungfräulichen Priesterinnen verehrt wurde, so wie an die Sage von der wunderbaren Zeugung des Servius Tullius, indem seine Mutter Ocrisia (d. h. die Burgjungfrau, von ocris) von einem aus der Heerdflamme sich herausstreckenden Fascinum empfangen haben sollte.[1]) Auch auf die Lingamobelisken oder Säulen werden wir noch zurückkommen, indem auch bei anderen Völkern die aufgerichtete Säule überall neben dem Phallus als sein Substitut erscheint.

In Griechenland knüpft sich nun der Phallos vor Allem an den Dionysos und den arcadischen Hermes, aber auch im Cult der Aphrodite hatte er u. A. seine Stätte.[2]) Besonders aber bezog er sich auf die ersteren Götter. „Auf dem Kyllene von Arcadien und auf dem Vorgebirge gleichen Namens in Elis, wo Hermes gleichfalls seit alter Zeit verehrt wurde, war ein aufgerichteter Phallos das älteste Sinnbild des Gottes;[3]) Pfeiler von Holz oder Stein, mit demselben Zeichen versehen, redeten auch sonst überall an Wegen und Plätzen vom segenspendenden Hermes ἐριούνιος. Bei Bildwerken pflegte auch noch wohl der Heroldsstab hinzugemalt zu werden.[4]) Besonders üppig entwickelte sich aber der Phalloscult an den dem Dionysos, zum Dank für den Segen der Weinlese, geweihten Festen, wo der Phallos unter dem üblichen Phallosliede herumgetragen wurde, gleich wie in Italien bei den entsprechenden Festen des Liber er den Mittelpunkt eines feierlichen öffentlichen Aufzugs bildete.[5]) Bei den Dionysien speciell hängte man sich Nachbildungen von Phallen um; „Ithyphallen" hiessen aber die εἰς τοὺς μηροὺς ἐπ' εὐθεῖαν ἀποδεδεσμούμενοι, wie der Schol. zu Lucian de Dea Syria c. 16 bemerkt, wobei er zugleich die Farbe der Phallen angiebt, wenn er sagt: φαλλὸς δ ἐστὶν ἐκ δέρματος ἐρυθροῦ σχῆμα αἰδοίου ἀνδρός. Ich hebe dies Letztere hervor, da man auch in Indien, wie mir Herr Prof. Bastian freundlichst mitgetheilt hat, die Phallen meist roth darstellt, und, wenn dies nun beim römischen Priap wiederkehrt, es wohl auch hier nicht, wie man gewöhnlich meint, bloss ein zufälliger Menniganstrich war, sondern gleichfalls auf eine alte im Cultus liegende Eigenthümlichkeit zurückzuführen sein dürfte, gerade wie sich auch bei Griechen feuerroth im Gesicht gefärbte Dionysosbilder finden. Ueberhaupt ist der Priapus selbst, wie er in italischen Gärten bekanntlich allgemein mit seiner columna oder hasta — ich wähle absichtlich diesen Ausdruck der Priapeen — aufgestellt war, unter diesem nach Strabo angeblich aus Lampsacus stammenden Namen auch nur gleichsam eine neue Auflage oder neue Bezeichnung für etwas Altbegründetes. Wenn aber überall bei Indern so wie bei Griechen und Römern der Phallos

---

[1]) Preller, Römische Myth. Berlin 1858. p. 545. 527.
[2]) Preller, Griech. Myth. Berlin 1860. I. p. 289. 400. 423.
[3]) Preller, Griech. Myth. I. p. 298.
[4]) Preller, Griech. Myth. I. 310 fg.
[5]) Preller, Römische Myth. p. 298.

als Symbol des Segens namentlich in Feld- und Garten erscheint, so tritt daneben bei den Römern auch speciell noch gleichsam eine menschlich-practische Auffassung, wie sie so vielfach die Religion dieses Volkes characterisirt, ich meine den grobsinnlichen, mit dem Fascinum des Priapus verbundenen Gebrauch, bei der Vermählung, von dem Tertullian, Arnobius und Augustin berichten,[1]) wie er noch nach der oben angeführten Sitte in Italien sich bis ins vorige Jahrhundert hinein, wenn gleich in modificirt-abgeschwächter Form, erhalten hat.

In bildlichen Darstellungen tritt nun aber auch bei den Griechen, wie bei den Indern, höchst characteristisch neben dem Phallos die aufrechtstehende Säule resp. in roherer Form ein aufrechtstehender Pfahl. „So war u. A. der thebanische Dionysos eine Säule: „Die Säule, den Thebanern der erfreuende Dionysos“ nach einem alten Orakelspruche beim Clemens Alex.[2]) Wenn auch derartige, freistehende Säulen (oder Pfähle) allmählich mit den Attributen der Gottheit oder mit einem Kopfe versehen und bekleidet wurden, immer war die Säule oder der Pfahl das Ursprüngliche und blieb oft die alleinige Form, wie auch im Orient, „wo Moses ja ausdrücklich befahl: „„Ihr sollt Euch keine Götzen noch Bild, und sollt Euch keine Säulen einrichten u. s. w., dass Ihr davor anbetet.““[3]) Beim Dionysos klingt auch noch die Säule speciell im Mythos nach. Er hiess *περικιόνιος*, ein Name, von dessen Ableitung zwar Mnaseas beim Schol. zu Eurip. Phoen. 651 erzählt, er beziehe sich auf den noch nicht gezeitigten Dionysos, den während des Blitzfeuers der um die Säulen der Burg geschlungene Epheu schützend umhüllt habe, so dass es wie *ἀμφικίων* „von Säulen umgeben“ hiesse,[4]) während die Analogie zu dem Osiris-Mythos, von dem später die Rede sein wird, so wie das Hüllen des Dionysos in die Hüfte des Zeus daráuf hinzuweisen scheint, dass der Name ursprünglich „der von der Säule umgebene“ bedeutet, wie auch Adonis aus einem Baum hervorgegangen sein sollte, in den die Smyrna verwandelt worden (*δεκαμηνιαίου δὲ ὕστερον χρόνου τοῦ δένδρου ῥαγέντος γεννηθῆναί φασι τὸν λεγόμενον Ἄδωνιν*. Apollod. III. 14, 4). Wie dem aber auch sei, so erhält das Factum selbst noch besonderen Nachdruck, indem daneben noch ein Holz als Idol des Kadmeischen Dionysos direct auftritt, welches mit dem blitzeflammenden Zeus zugleich vom Himmel in den Thalamos der Semele gefallen und vom Polydoros, Kad-

---

[1]) U. A. Augustin VI. 9. Priapus nimis masculus, super cujus immanissimum et turpissimum fascinum sedere nova nupta jubebatur more honestissimo et religiosissimo matronarum. cf. Preller, R. M. p. 586 Anm. — Andrerseits wurde der Libera von den Frauen das dem Phallos entsprechende Symbol des weiblichen Geschlechts geweiht, indem man sie als die Göttin der weiblichen Empfängniss betrachtete. Ebend p. 442.

[2]) Bötticher, der Baumcultus der Hellenen. Berlin 1856. p. 227 fg.

[3]) Vergl. hierüber wie über die folg. Daten Welcker, Griech. Götterlehre. Göttingen 1857. I. 220 fg. Bötticher a. a. O. p. 226—240.

[4]) Preller, Gr M. I. 521. Bötticher a. a. O. p. 229 fg.

mos Sohne, mit Erz, nach Anderen mit Gold garnirt und als Dionysos Kadmeios verehrt worden sein sollte.

Ebenso war das Bild der Paphischen Aphrodite „eine Spitzsäule oder ein sehr hoch gezogener Omphalos," bei Tacit. Hist. 2, 3 einer meta ähnlich, nach Serv. Verg. Aen. I 724 in modum umbelici vel metae. So wurde auch Apollo und Artemis unter der Form von Spitzsäulen verehrt, ebenso wie Hera. Der vorgerückte Opfertisch auf Bildwerken bezeichnet deutlich die Säule, den Pfahl selbst als Cultusbild und wie das vom Himmel gefallene Stück Holz direct als Dionysos galt, so erklärt es sich auch bei solcher Identificirung des Gottes mit dem Bilde — diese zunächst einfach als Factum hingestellt, — dass derartige costümirte Pfähle, wie Bötticher bemerkt, auf Münzen und Reliefbildungen sogar auf Thronsesseln stehend dargestellt sind. Die Verehrung galt eben der Säule, dem Pfahle, gerade wie auch unsere Vorfahren eine Irmensäule verehrten.

Wenn aber diese letzteren Betrachtungen, auf die wir jedoch später noch zurückkommen werden, scheinbar etwas vom Phallos seitab geführt haben, so bringt uns der Säulencultus Syriens mit seinen colossalen Phallen wieder zu unserm eigentlichen Thema zurück. Nach Lucian (de Dea Syria) standen u. A. zu Hierapolis zwei Phallen von dreissig Klafter Höhe, die nach der Inschrift Dionysos der griechischen Hera zu Ehren errichtet haben sollte, denn, wie Lucian meint, sei er auf seinem Zuge nach Aethiopien auch dorthin gekommen. Auf einen derselben stieg alljährlich zweimal ein Mann, um sieben Tage hier Heil und Segen für ganz Syrien zu erflehen. Aber auch sonst noch tritt in Syrien, Phönizien, Kanaan u. s. w. ein derartiger Cultus in Bezug auf die zeugende und befruchtende Naturkraft uns entgegen, und Movers weist in seiner Religion der Phönizier des Ausführlicheren nach, wie eine aufgerichtete Säule, ein Baumstamm u. dergl. dort überall denselben Character gehabt, nämlich als segenspendender Phallos gegolten habe. So war es u. A. auch ein Phallos, den Asa, wie die Bücher der Könige und der Chronica erzählen, im Thale Kidron, wo ihn seine Mutter Maaca hatte errichten lassen, umhauen und verbrennen liess. Ueberall treten derartige Symbole auf, wo der unzüchtige Cult der Mylitta oder einer ihr entsprechenden Gottheit eine Stätte gefunden. Aber ein Moment reiht sich hier noch daran, welches uns eine ganz neue Perspective eröffnet: ich meine das Institut der Gallen und die freiwillig im Anfall heiliger Raserei vorgenommene Verschneidung. Dies führt uns nämlich sofort über die Culte hinaus zu analogen Mythen, in denen wir schliesslich den Schlüssel für alle die erwähnten, räthselhaften Erscheinungen finden werden.

Denn wenn man bisher zu keiner richtigen Erkenntniss aller jener phallischen und verwandten Culte gekommen, so lag dies, abgesehen davon, dass die Wissenschaft keine rechte Vorstellung von der volksthümlichen Basis hatte, von der überall in der Mythologie auszugehen, hauptsächlich mit da-

ran, dass man die Mythen nicht mit zur Erklärung der Culte mit denselben in Verbindung brachte. Gerade aber die Culte, die ich zuletzt erwähnt, weisen auf einen Mythos hin, der höchst charakteristisch in die betreffende Materie eintritt und uns eine Brücke auch für das Verständniss analoger anderer sein wird. Das Institut der Gallen lehnt sich nämlich an die Entmannung eines göttlichen Wesens an, ahmt gleichsam, wie so oft bei derartigen Gebräuchen hervortritt, im Cultus das nach, was der Mythus an einem Gotte als geschehen schildert"[1]). Im Anschluss hieran tritt die Beziehung zur Sonne nicht blos wie beim Çiwas im Allgemeinen hervor, sondern die betreffenden Mythen liefern uns auch gleich ein bestimmtes Resultat, welches dann irgendwie weiter in einer Naturerscheinung, wie alle jene alten Mythen zu begründen sein wird, nämlich das Resultat: „Der Sonnengott entmannt sich oder wird entmannt," wodurch wir schliesslich auch dahin kommen werden, zu erkennen, worin man ursprünglich seinen Phallos zu erblicken wähnte und überhaupt zu jener ganzen Vorstellnng gelangte.

Die Mythen, welche ich zunächst heranziehe, sind die vom Esmun und Atys; auch der vom Adonis gehört hierher. In den verschiedensten Variationen kehrt die Sage von Phönizien und Syrien bis hinauf nach Phrygien wieder. Ich lasse zuerst Creuzer (Symbolik und Myth. 1836 II. 559) referiren. „Der phönizische Esmun ist auf jeden Fall ein Feuer- und Sonnen-Gott und Lebengeber (Damascius Vit. Isidor. ap. Phot. cod. 242). Seine mythische Geschichte zeigt ihn auch ganz als dasselbe Wesen, was die Phrygier Atys (Attis) nennen." Er wurde, wie Movers I p. 552 weiter berichtet, besonders in Berythus verehrt. „Esmun war der schönste der Götter, in den sich die Göttermutter Astronoë verliebte. Sie trafen einst beide auf der Jagd zusammen; die Göttin verfolgt ihn, der sich ihrer Zumuthung erwehrt und mit einem Beile sich selbst das Zeugungsglied abhaut. Die Göttin aber erweckt ihn wieder vom Tode u. s. w." Vom Atys erzählt nun eine phrygische Sage, als Kybele und Agdistis, beide um ihn stritten, sei er entmannt worden, eine andere Sage lässt die Göttermutter nicht in Liebe um ihn werben, sondern ihn wegen seiner Schönheit zu ihrem Priester machen, aber unter der Bedingung unverletzter Keuschheit. Atys brach aber die Bedingung mit einer Nymphe, weshalb ihn die erzürnte Göttermutter in Wahnsinn versetzte, dass er sich selbst entmannte. Wenn die letztere Form der Sage ihn mehr zum ersten Repräsentanten der Gallen

[1]) Gemäss der von mir für viele derartige Gebräuche im Ursprung d. M. p. 5. 10. Anm. aufgestellten Theorie. Vergl. dazu u. A Landsteiner, Reste des Heidenglaubens in Nieder-Oestreich. Krems 1864. p. 4. Wenn wir nachher die Entmannung des betr. himmlischen Wesens im Gewitter vor sich gehen sehen, so ist auch der ganze forcirte ἐνθουσιασμός, aus dem die Entmannung der Gallen dann hervorgeht, eine Nachahmung gleichsam der im Gewitter am Himmel herrschenden Aufregung. Wie wir noch sagen: „Der Sturm rast" u. s. w., glaubte man in der Urzeit wirklich, dass die Himmlischen dann rasten, und liess sich vermöge der psychologischen Richtung, in der man sich bewegte, zu einem Treiben und Thun hinreissen, das, von einem andern Standpunkt, in der neusten Zeit in den russischen Skopten wieder aufgelebt ist.

macht (cf. auch Movers I. p. 487) und die Entmannung an eine andere Vermählung knüpft, so stellt sich eine andere Variation mehr zu Esmun-Sage, nach der er, ein Priester der Kybele, vor den wollüstigen Nachstellungen eines phrygischen Königs in die Wälder floh, aber eingeholt mit dem Verfolger rang und diesen entmannte, dann aber der Rache des sterbenden Königs verfiel, der dasselbe an ihm vollzog. „Zu seinem Gedächtniss entmannen sich die Gallen und legen die *αἰδοῖα* im *θάλαμος* der Göttin nieder".[1]) Zum Esmun-Atys stellt sich der ursprünglich syrische Adonis, dessen Feste allmählich im Orient die andern ähnlichen gleichsam überwucherten und an Berühmheit übertrafen. Wie bei jenen Wesen todt und wiederbelebt werden, so tritt auch beides bei ihm in der Verbindung von Trauer- und Freudenfesten hervor mit ähnlichem, orgiastischem Character, auch unter Mitwirkung der Gallen, nur dass bei diesem schönen Liebling der Göttinnen, um dessen Besitz Aphrodite und Persephone stritt, der Zug mit der Entmannung mehr in den Hintergrund getreten und dafür meist mehr vom Tode im Allgemeinen und Wiederfinden (*εὕρεσις*) die Rede ist. Aber der Phallos spielt auch sonst schon in seinen Mythen eine Rolle in so fern, als der Priapos nicht bloss als des Dionysos Sohn, sondern auch als der des Adonis galt, ja er selbst mit ihm identificirt wird. Priapum quidem dicunt esse Adonem, filium Veneris, qui a feminis colitur (Bode, Mythogr. I. 38). Daneben bieten die Mythen von ihm wieder andere, höchst characteristische, neue Züge. Aphrodite liebt ihn und jagt mit ihm; vergeblich aber warnte sie den schönen Jüngling vor der Jagd reissender Thiere; er jagt und verwundet einen Eber, der ihn aber dann an den Schamtheilen tödlich verletzt, wie übrigens auch andrerseits vom Atys eine Sage Aehnliches berichtet.[2]) Wir werden auf dies Moment der Eberjagd, die den Tod herbeiführt, noch gelegentlich zurückkommen, zunächst weckt unser Interesse mehr noch die Sage von der Geburt des Adonis, die einen Zug des alten Mythos, wie sich herausstellen wird, besonders losgelöst ausgebildet hat. Die Mutter des Adonis — der Name schwankt — war von unnatürlicher Liebe zum eigenen Vater erfüllt worden und theilte unter Beihülfe ihrer Amme unerkannt des Vaters Lager. Erkannt wird sie von ihm mit einem Schwerte verfolgt, von den Göttern aber unsichtbar gemacht und in einen Myrrhenbaum verwandelt, aus dem dann, wie schon oben erwähnt, Adonis hervorgeht.[3]) Wenn schon dies unnatürliche Ehebündniss von dem der Adonis-Mythos offenbar ausgeht, an die wunderliche Liebe der Göttermutter

---

[1]) Jacobi, Mythol. Wörterbuch. Koburg 1855 unter Atys. Eckermann, Lehrbuch der Religionsgeschichte. Halle 1845. I. 197.

[2]) cf. Ovid Metam. X. 715 totosque sub inguine dentes abdidit (aper). cf. Meiners, Gesch. der Relig. I. p. 253. Eckermann, Religionsgesch. Halle 1845. I. p. 109. — Ueber Atys cf. Paus. VII. 17, 5.

[3]) Oder, wie sie beim Feuerschein, den der Vater veranstaltet, erkannt wird, fleht sie zu den Göttern *μήτε παρὰ ζῶσι μήτ' ἐν νεκροῖς φανῆναι* und wird in den Baum verwandelt.

zu dem schönen Esmun-Atys erinnert, so findet es ein significantes Analogon in einer indischen Mythe, wo auch ein unnatürliches Ehebündniss des Sonnenwesens direkt die unmittelbare Veranlassung seiner Entmannung wie beim Esmun und Atys wird, so dass gewisse analoge Uranschauungen allen diesen Mythen gemeinsam zu sein scheinen, die nur eben verschieden sich dann entwickelt haben. — Der indische Mythos ist der vom Prajâpati, welchen Kuhn zu anderem Zwecke in seinem Aufsatze über den Sonnenhirsch (Zeitschrift f. deutsche Philol. Jahrgang 1868 p. 89 ff.) behandelt hat, und der nun unter den vorliegenden Parallelen um so bedeutsamer wird.

Vorher will ich nun noch kurz darauf hinweisen, dass bekanntlich auch in Aegypten der Phallos mit ähnlichen Mythen bedeutsam hervortritt, so dass Herodot in seiner Weise geneigt ist, den griechischen Cult überhaupt daher abzuleiten. Als Osiris, heisst es, vom Typhon hinterlistig in einen Kasten eingeschlossen war, umflicht diesen eine Ericastaude, deren Stamm dann „den Kasten so umschliessend, dass er nicht mehr gesehen werden konnte," als Pfeiler eines Daches Verwendung fand, den Isis sich verschaffte und an einen besonderen Ort verbarg (Plutarch de Iside. c. 8). Wenn dieser in einen Pfeiler oder in den Stamm der Ericastaude eingeschlossene Osiris an den Dionysos περικιόνιος so wie an den aus dem geborstenen Myrrhenbaum hervorgehenden Adonis erinnert, so klingt es weiter an die behandelten Atys und Adonis-Mythen an, wenn Typhon, als er einem Eber nachjagt, den Kasten mit dem Osiris findet, den Leichnam zerstückelt und — entmannt, denn auf etwas Anderes kommt es doch nicht hinaus, wenn Isis alle Glieder wiederfinden kann bis auf das männliche Glied und dieses deshalb nachbilden und heiligen lässt, weshalb die Aegypter den Phallos verehren sollten (cf. ausser Plutarch a. a. O. Diodor I. c. 21 fg.). Es dürfte nicht nöthig sein, weiter auf diesen Mythos einzugehen, da keinem Zweifel unterliegt, dass er in demselben Naturelement wie die früheren wurzelt; es genügt auf denselben hingewiesen zu haben, um die weite Verbreitung der betr. Vorstellungen so wie die eigenthümlich verschiedene Entwicklung, die sie überall in historischer Zeit erfahren haben, zu constatiren. Der oben erwähnte indische Mythos vom Sonnengott Prajâpati und die daran sich reihenden indogermanischen werden uns nun den Untergrund, auf dem das Ganze erwachsen, klar legen.

Prajâpati (Savitar, der Sonnengott) wirft ein Auge, heisst es, auf seine Tochter (den Himmel oder die Ushas) und will sich mit ihr paaren. Er ward deshalb zu einem schwarzen riçya und suchte die zu einer rohit gewordenen auf, d. h. wie Kuhn des Ausführlicheren darlegt, in Gestalt einer Antilopen- oder Hirschart treten beide auf. Rudra „der Mann im schwärzlichen Kleide", spannt, von den übrigen Göttern angestachelt, die über diese Verletzung der sittlichen Ordnung unwillig sind, seinen goldenen

Bogen und trifft Prajâpati mit einem dreitheiligen Pfeile. Dabei wird des Prajâpati Samen verspritzt. Die Götter umgeben ihn mit Feuer, und hieraus entstehen neue Sonnenwesen, aus den Kohlen aber die Angirasas d. h. die Sterne. Wie das Letztere im Griechischen sein Analogon findet, indem nach den in den „Poetischen Naturanschauungen u. s. w." von mir entwickelten Vorstellungen man auch dort die Sterne für von Feuer durchglühte Kohlen hielt, so hat Kuhn auch schon mit dem eben erwähnten Mythos die Entmannung des Uranos durch Kronos zusammengestellt. Im Uebrigen kommt er in Betreff des Prajâpati-Mythos zu dem Resultat, dass wenn auch im Einzelnen an den Sonnenuntergang zu denken sei, doch der Schuss als eine Lähmung des Sonnenwesens aufzufassen und somit auf den Wechsel der Sommersonnenwende und die dann eintretende Wandlung in der Sonne zu beziehen sei. Wenn dies zunächst zu dem stimmt, was ich im „Ursprung der Mythologie u. s. w." über die in den Herbstgewittern angeblich vorgegangene Entmannung resp. Lähmung des Sonnenwesens beigebracht habe, so dürften jetzt nach Allem sich noch weitere Resultate ergeben. Während nach dem Indischen aus des Prajâpati Samen eine Neuschöpfung der Himmelskörper vor sich geht, entsteht auch im Griechischen aus des Uranos abgeschnittenen Geschlechtstheilen eine neue Sonne, die Aphrodite, nur dass jene Schöpfung im Feuer sich vollzieht, diese im Meere, d. h. in den himmlischen Wassern. Dem goldenen Bogen des Rudra d. h. dem Regenbogen entspricht die Sichel in der Hand des Kronos. Wenn dies nämlich nur eine andere Auffassung des Regenbogens ist (cf. Ursprung d. M. p. 129), so stimmt auch zu der dunklen Scenerie der indischen Mythe die griechische, wenn es heisst: *ἦλθε δὲ νύκτ' ἀγαγὼν μέγας Οὐρανός*. Wir haben also in beiden Fällen eine Gewitterscenerie, in der die Paarung der Himmlischen (so wie die resp. Schwächung) grobsinnlich gedacht, vor sich zu gehen schien, gerade wie Apollodor III. 14, 6 es von der Athene und dem sie verfolgenden Hephäst berichtet[1]), oder es in dem Mythos von den dabei in die Donnerrosse sich wandelnden himmlischen Wesen hervortritt, dem bekannten Demeter-Poseidon-Mythos, der sein Analogon in der nordischen Loki-Sage hat (Ursprung d. M. p. 16 ff.). Die Wandlung in Antilopen oder Hirsche in der obigen Prajâpati-Sage ist nur eine andere Auffassung der Scenerie, indem, wie ich in den „Poetischen Naturauschauungen u. s. w." p. 71. 75 (cf. 42) ausgeführt, die zackigen Blitze die Vorstellung von, mit gewaltigen Geweihen ausgestatteten Thieren weckte. Der Glaube an eine derartige im Gewitter vor sich gehende Werbung vibrirt übrigens noch in vielen anderen griechischen Sagen durch, wie ja auch ein bestimmter Niederschlag desselben sich in dem Umstand findet,

[1]) (*Ἥφαιστος αὐτὴν*) *διώκειν ἤρξατο, ἡ δὲ ἔφευγεν ὡς δὲ ἐγγὺς αὐτῆς ἐγένετο . . . ἐπειρᾶτο συνελθεῖν, ἡ δὲ — — οὐκ ἠνέσχετο. ὁ δὲ ἀπεσπέρμηνεν εἰς τὸ σκέλος τῆς θεᾶς, ἐκείνη δὲ μυσαχθεῖσα ἐρίῳ ἀπομάξασα τὸν γόνον εἰς γῆν ἔρριψε*, wodurch dann Erichthonios entstand.

dass es im Semele-Mythos ausdrücklich heisst: „Zeus nahe sich der Hera stets unter Donner und Blitz."

Was aber uns in dem Prajâpati-Mythe zunächst noch besonders interessirt, ist die erwähnte Characterisirung der Verbindung als einer „sittlich" zu verwerfenden. Wie Adonis aus einer solchen, nach sittlicherer Auffassung blutschänderischen und deshalb verhängnissvollen Verbindung der Tochter mit dem Vater hervorgegangen ist, ist das Verlangen des Prajâpati zur Tochter eine Veranlassung des Zorns der anderen Götter, die den Rudra aufstacheln, und die brahmanische Anschauung betonte besonders es dem entsprechend als einen Verstoss gegen die sittliche Ordnung. Einen ähnlichen sittlichen Ansatz zeigt ebenfalls die nordische Sage vom Sonnengott Frô, den Kuhn auch schon mit Prajâpati zusammenstellt, und bei dem auch der Phallos sowie der sogenannte Sonneneber und Sonnenhirsch als heilig auftreten, — was ihn den von uns behandelten Mythen noch besonders nahe bringt, — wenn es im Gedichte Lokasenna von ihm heisst, es sei seinem Vater Niördhr vom Loki vorgeworfen worden, dass er jenen mit seiner Schwester gezeugt habe, denn, wie die Ynglinga-saga hinzusetzt, galten bei den Asen Ehen zwischen Bruder und Schwester als verboten[1]). Woran eben eine spätere, relativ cultivirtere Zeit Anstoss nahm und daher eine sittliche Schuld und eventuelle Strafe daraus ableitete und die Facta, welche die Tradition bot, darnach motivirte, — das natürlich verwandtschaftliche Verhältniss der betreffenden Wesen, — dies war gerade in dem betreffenden Naturkreis ursprünglich begründet, indem nur die Auffassung es dort als Verhältniss vom Vater zur Tochter hier vom Bruder zur Schwester darstellte.

Ueberschauen wir noch einmal die letzten Partien, so traten überall in Scenerie wie Motivirung gewisse Analogien so wie Besonderheiten hervor, welche sowohl für eine bestimmte Gemeinsamkeit in den Kern der Uranschauung — gleichviel welcher Art — wie für eine auseinander gehende, selbstständige Entwicklung Zeugniss ablegen. Wie z. B. im Indischen in der obigen Paarung des Sonnengottes von Einigen „der Morgenröthe", — der Ushas, — „der Himmel" substituirt wird, so tritt in der hesiodeischen Theogonie gemäss ihrer ganzen Anlage „die Erde" an die Stelle des weiblichen Wesens, während in dem erwähnten Mythos vom Hephaestos, der die Athene verfolgt und bei ihrem Wehren ähnlich wie Prajâpati und Uranos den Samen verliert, es auch auf griechischem Boden wieder in der Person der Athene ein Wesen ist, das deutlich zur Sonne in unmittelbarer Beziehung steht. Dass dies aber überhaupt das Ursprünglichere ist, bestätigt sich, je mehr man auf die natürliche Basis, und die sich aus ihr entwickelnden Vorstellungen eingeht.

Im Gewitter nämlich, dahin spitzen sich die behandelten Mythen mit dem Regenbogen u. s. w., trotz aller Mannigfaltigkeit im Einzelnen mehr oder weniger zu, geht an den Sonnenwesen sowohl die Paarung als die Entman-

---

[1]) W. Müller, Altdeutsche Religion. Göttingen 1844. p. 260.

nung des männlichen Wesens vor sich. Was zunächst die Paarung betrifft, so tritt auch sonst in den Mythen die Auffassung der Sonne bald als eines männlichen, bald als eines weiblichen Wesens auf, und wenn beide neben einander erscheinen, so ergiebt sich sofort deutlich die Morgenröthe als das weibliche, das in bestimmt hervortretender Persönlichkeit der Sonne vorangeht, dann aber als eine Art Tagesgöttin eine gewisse Unabhängigkeit bewahrt, event. nur die Sonne in ihrem Lauf begleitet, so dass sie, wenn jene männlich gedacht, zu ihm in einem verwandtschaftlichen Verhältniss als Gattin, Schwester, Tochter oder auch als Mutter zu stehen schien, je nachdem man die beiden Naturerscheinungen in Beziehung zu einander brachte. Wie im indischen Mythos z. B. die Ushas als Tochter des Prajâpati auftritt, so galt auch nach Festus bei den Römern Aurora „als Tochter" des Jupiter, und Eos begleitet z. B. den Helios auf seinem Laufe vom Morgen bis zum Abend, sie ist eben, wie auch Voss. Myth. Briefe II. p. 64 ff. ausführt, nicht bloss Göttin „der Morgenröthe", sondern überhaupt „des Tageslichts". Wenn nun die Gewitterscenerie mit ihrem Treiben einer rohen Urzeit daneben als die Jagd und das Ringen eines männlichen Wesens im Liebesverlangen nach und mit einem weiblichen erschien, in der deutschen Mythe z. B. Wodan (als Sturm) der Frigg (als der Windsbraut) nachjagt, oder Zeus wie Wodan als Blitzesschlange zur spinnenden Sonnengöttin in den Wolkenberg zur Buhlschaft schlüpft, oder diese Wolkengöttin umgekehrt, um sich ihm zu entziehen, sich in eine Schlange oder in Feuer oder Wasser verwandelt, so sind dies Alles doch nur gleichsam Accidentien; es muss in der Natur direct noch ein Vorgang statt gefunden haben oder ein Moment dagewesen sein, der bei den realen Anknüpfungen, die das Alterthum überall für seine Anschauungen zeigt, der eigentliche Angangspunkt für eine derartige Vorstellung überhaupt gewesen ist, an den das Uebrige sich dann erst als Ausführung und Accidenz anschloss. Nun schildert Hesiod eine Gewitterscenerie, wo man fast direct eine Paarung hätte, wie wir sie brauchen, wenn man statt Himmel und Erde Sonne und Morgenröthe (einen Ἥλιος und eine Ἡμέρα) substituirte und diese beiden neben einander in den Wolken hinwandelnden Wesen sich paaren liesse, wie Lucrez VI. 159 fg. dazu einen Anhalt böte, wenn er sagt: Fulgit item, nubes ignis quum semina multa excussere suo concursu. Zunächst heisst es nämlich bei Hesiod V. 170 fg. vom Uranos Ἦλθε δὲ νύκτ' ἀγαγὼν μέγας Οὐρανός — das ist, wie ich Ursprung u. s. w. nachgewiesen, die das Firmament beschattende Gewitterwolke, — ἀμφὶ δὲ Γαίῃ Ἱμείρων φιλότητος ἐπέσχετο καί ῥ' ἐτανύσθη πάντῃ („Breitet er liebend sich aus, voll Lüsternheit übergedehnet." Voss), wodurch eine Vorstellung entsteht, die dann ergänzt werden könnte, wenn, freilich mit anderer Auffassung und Wendung der Sache, es vom weiter sich entwickelnden Gewitter v. 702 fg. heisst:

— ὡς ὅτε Γαῖα καὶ Οὐρανὸς εὐρὺς ὕπερθεν
πίλνατο· τοῖος γάρ κε μέγιστος δοῦπος ὀρώρει
τῆς μὲν ἐρειπομένης, τοῦ δ' ὑψόθεν ἐξεριπόντος.

Wenn derartige Bilder aber auch die Möglichkeit für die Anlehnung der angedeuteten grobsinnlichen Vorstellungen an die betreffenden Naturerscheinungen bieten, so sind sie, doch nicht so characteristisch, concret, dass in ihnen der Ausgangspunkt der ganzen Anschauung direct gesucht werden könnte. Freilich stimmt die Sache selbst zu einer Reihe analoger Vorstellungen, welche Kuhn als verschiedentlich hervortretenden Glauben der Indogermanen nachgewiesen hat, nach dem beim Drängen, Stossen und Wirbeln des Unwetters man im Himmel eine Zeugung durch Schütteln eines Stabes, einer Keule vor sich gehend wähnte, ähnlich wie bei der Butter- und Feuerbereitung.[1]) Wenn aber nun einerseits dieser Stab, diese Keule, an die sich in verschiedenster Form die Vorstellung einer Zeugung knüpft, wie Kuhn weiter nachgewiesen, dann in die Gewitterscenerie in anderer Weise einrückend, zum blitzumrankten Thyrsosstab des Dionysos oder zum schlangenumwundenen Hermesstab Veranlassung gab,[2]) andererseits in der ersten Partie unserer Abhandlung überall in den Culten zu den Ithyphallen sich die Verehrung aufrecht stehender Säulen, Baumstämme, Pfähle und dergleichen stellte, so ergiebt sich hier eine Fülle von Vorstellungen, die durch das, was ihnen gemeinsam, uns auf den Ausgangspunkt und das natürliche Substrat aller jener, dann so mannigfach entwickelten Gestaltungen führen wird. Als das characteristisch Gemeinsame ergiebt sich aber das Aufrechtstehende des betreffenden Substrats, verbunden mit der „zeugenden“ oder „segen spendenden“ Kraft desselben, wie es Jamblichus in Betreff des Phallos speciell mit den Worten ausdrückt: *τὰ δ᾽ἐν τοῖς καθέκαστα ἐπιόντες τὴν μὲν τῶν φαλλῶν στάσιν τῆς γονίμου δυνάμεως σύνθημά τε εἶναι φαμὲν, καὶ ταύτην προκαλεῖσθαι νομίζομεν εἰς τὴν γενεσιουργίαν τοῦ κόσμου*: Wie nun der indische Savitar d. h. speciell meist die Morgensonne, (von der Vsu) als der Zeugende erscheint, dann auch der Stützer des Himmels genannt wird, was an die Vorstellung einer Säule erinnert (dem entsprechend auch andere Mythologien geradezu von Sonnensäulen reden[3]), so führen die sprachlichen Ausdrucksweisen des Griechischen, Römischen und Deutschen auf eine Uranschauung von der aufsteigenden Morgensonne hin, die vollständig dem gesuchten Centrum entspricht. Entsprechend den Deutschen Redeweisen „die Sonne erhebt sich, steigt, steht hoch, „gebrauchten Griechen und Römer vom Helios und Sol (wie vom Phallos) die Ausdrücke *ἵστασθαι* und erigere, was für die mythenbildende Zeit die Vorstellung einer aufsteigenden (Licht-) Säule, eines Baumes u. dergl., ebenso wie die der *στάσις*, der erectio eines sichtbar werdenden himmlischen Phallos denkbar macht. Zufällig kann ich die Anschauung in ihrer Grundlage noch direct sogar auf

---

[1]) „Buttern“ hat noch heut zu Tage im roh volksthümlichen Ausdruck, wie ich zufällig erfahren, gleichfalls eine obscöne Bedeutung namentlich für die Masturbatio.

[2]) Vergleiche auch Urspr. der Mythol. Index unter „Stab“.

[3]) Z. B. in Amerika, wo man sie dann zur Fixirung des Sonnenjahrs benutzte cf. J. G. Müller. Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1855, besonders p. 176, 356.

astronomischem Gebiete in der jüdischen Tradition des Talmud belegen, wo sie in einer äusserst merkwürdigen Form uns entgegentritt.

Voraus schicke ich aber eine indische Sage, welche Friedreich in seiner „Symbolik der Natur“ (Würzburg 1859. p. 169) berichtet und die offenbar hierher gehört: „In der Mitte der Welt, heisst es, ist der Baum Udetaba, der Baum der Sonne, welcher mit Sonnenaufgang aus der Erde hervorsprosset, in dem Masse, wie die Sonne steigt, in die Höhe wächst und sie mit seinem Gipfel berühret, wenn sie im Mittag steht, worauf er wieder mit dem Tage abnimmt und sich beim Sonnenuntergang in die Erde zurückzieht.“ Wenn nach alle dem, was Kuhn und ich über den himmlischen Wolken- und Wetterbaum bei den Indogermanen beigebracht, und nach den vorausgegangenen Auseinandersetzungen es kaum einem Zweifel unterliegen dürfte, dass trotz der zum Theil irdischen Localisirung obiger Sage die aufsteigende Sonnensäule überhaupt wohl die Vorstellung eines aufsteigenden Baumes geweckt hat, der seine Zweige und Blätter in den Lichtstrahlen und Wolken über den Himmel ausgedehnt — ich erinnere nur an die ramosa nubila des Lucrez — so weist uns die jüdische Tradition die betreffende Urvorstellung einer Sonnensäule wie eines Sonnenbaumes noch direct auf. Bei dem Alleinstehen und der Bedeutsamkeit der Sache, (so natürlich sie schliesslich, einmal reconstruirt, an und für sich ist) gehe ich etwas ausführlicher auf dieselbe ein. Nachdem nämlich die entwickelte Anschauung sich mir schon ziemlich festgestellt hatte, glaubte ich in den von Movers II. p. 662 angeführten „Sonnen- und Mondsäulen“ eine Art von Bestätigung zu finden, als sich mir bei genauerer Nachfrage an competenten Stellen, besonders bei dem hiesigen Rabbiner Herrn Dr. Bloch, über das von Movers angeführten Citat folgende nicht geahnte Perspective eröffnete. „Einmal“, heisst es — wie mir Herr Bloch freundlichst schreibt — Mischna 3,1: „war das Mondlicht aufgestiegen, sie aber (die Priester) glaubten, der Morgen sei angebrochen und schritten zum Schlachten des täglichen Opfers.“ — „Wie ist es möglich“, wird dabei im Talmud weiter gefragt, „dass eine solche Verwechselung statt habe? (Zwischen der Zunahme der Sonnenlichtsäule und der Zunahme der Mondlichtsäule — Ra. Sch. J.) Ist es ja doch anderweitig bereits gelehrt worden, dass Rabbi (Jehuda bèn Hanasi) behauptet, die Lichtsäule des Mondes gleiche durchaus nicht der Lichtsäule der Sonne. [Unter „Lichtsäule der Sonne“ wird verstanden das Aufgehen der Morgenröthe, welche durchbricht und erscheint wie etwa eine aufrechte Palme, — von der Bezeichnung Rauchsäule (Joel 2) entlehnt, — weil sie aufrecht in die Höhe steigt. Ra. Sch. J.] „Die Lichtsäule des Mondes steigt säulenartig auf,[1]) wie ein Stab, die Lichtsäule der Sonne dagegen zerstreut nach hierhin und dorthin.“ — Die

[1]) Vom Monde hat sich noch eine analoge Vorstellung bei den Griechen erhalten, wenn nach Plutarch de plac. phil. den Mond Einige für κυλινδροειδής hielten.

Möglichkeit (einer solchen Verwechselung) wird von der Schule des Rabbi Ismael dahin aufgeklärt, dass damals (als die Priester den Irrthum begingen) ein umwölkter Tag war, so dass (das Licht) nach hierhin und dorthin zerstreut war. [„Ein umwölkter Tag.“ Der Himmel war von Wolken verhängt, und die Lichtsäule wurde wegen des Dunkels nicht wahrgenommen, sondern nur der Platz, wo die Wolken sich zerstreuten, also an vielen Stellen zwischen einer Wolke und der anderen. Ra. Sch. J.]

Hier haben wir noch in voller Natürlichkeit das, wonach wir suchen: eine längst untergegangene weitverbreitete Anschauung der Urzeit, aus der sich alle die verschieden modificirten Bilder dann entwickelt, die wir behandelt haben, tritt uns mit einem Schlage klar vor Augen. Die wie eine Rauchsäule aufsteigende Lichtsäule der Sonne ist der himmlische Säulengott, der wunderbare Himmelsbaum wie der indische Phallos des Çiwas who sleeps aloft, who abides in the sky, ebenso wie der rothe Ithyphallos der Griechen; das ist der himmlische Zeuger, Bildner, der *ὄλβου καὶ πλούτου ῥάβδος* des Hermes,[1]) so wie das Scepter des Zeus u. s. w.

Die gebildete Welt wird die Neigung haben, den Sonnenstrahl bei dem Phallos als den die Erde befruchtenden Samen in den Vordergrund zu drängen, um die andere ihr widerlichere Seite der Anschauung möglichst abzuschwächen, doch dürfte sie damit von der Wahrheit abirren, und jenes Moment erst das sich secundär anreihende sein. Wenn schon nämlich fast alle Einzelnheiten der obigen Untersuchung dagegen sprechen, so zeigen selbst die weiteren Entwicklungen des phallischen Elements in den Mythen zunächst überall nur Beziehungen auf die himmlischen, nicht auf die irdischen Verhältnisse, welches letztere Moment in den alten Mythen überhaupt immer erst später hinzukommt. Dort oben schien dem Naturmenschen die phallische Natur des himmlischen resp. dann der himmlischen Wesen sich in der buhlerischsten Weise zu entwickeln, denn daran reihten sich alle die Glaubensansichten, dass das phallische Wesen um des weiblichen Herr zu werden, in den Wandlungen des Gewitters sich selbst in das Donnerross, oder den brüllenden Gewitterstier, oder die Blitzesschlange u. s. w. gewandelt habe, wie auch andrerseits, wovon gleich noch einmal die Rede sein wird, zunächst die Vorstellung seiner zeitweisen Schwächung oder Entmannung das behauptete Factum bestätigt. Besonders characteristisch tritt aber dasselbe in einem indischen Mythenkreise uns entgegen, der in analoger Weise sich am Monde entwickelt hat und dort in reicher Fülle sich entfaltet, während in der griechischen Sagenwelt nur gleichsam ein abgestorbener Ast noch Zeugniss ablegt von der weiten Verzweigung auch dieses Glaubens, ich meine den Mythos vom Mondkönig Soma und Tithonos. Wenn nämlich die oben behandelten Sagen mehr auf den Sonnenphallos hinwiesen,

---

[1]) cf. Kuhn. Herabk. d. Feuers. p. 242.

so kann es nicht auffallen, wenn auch, wie die Sonne als das Auge des Tages, der Mond als das der Nacht galt, so der alte Glaube auch im aufsteigenden Monde, entsprechend der talmudischen Anschauung, die für Sonne und Mond ziemlich analog war, den Phallos eines nächtlichen Wesens wahrzunehmen meinte. Und wie die indische und griechische Mythe neben einander die verschiedenen ehelichen Beziehungen der Tag- und Nachtwesen entwickelte, so buhlt denn auch entsprechend dem Tageswesen der Mondkönig Soma nicht bloss mit den Wesen der Nacht, sondern vor allem mit der Rohini, d. h. mit der Morgenröthe. Und wie grobsinnlich phallisch es eben von dem rohen Naturmenschen aufgefasst wurde, zeigt, dass man des Mondes „Schwinden" mit dem steten Liebesgenuss in Verbindung brachte, die Abzehrung gerade zu König Soma's Krankheit nannte, ein Mythos, auf dessen Identität in der Wurzel mit dem von der Eos und dem „hingeschwundenen" Tithonos ich schon in den „Naturanschauungen u. s. w.[1]) hingewiesen habe.

Ueberwiegend knüpfte sich aber die phallische Vorstellung in den Mythen an die Sonne, und die neben der geglaubten Buhlschaft des betr. Wesens im Gewitter angeblich stattfindende Schwächung resp. Entmannung schliesst sich den gewonnenen Resultaten an, dieselben zum Theil noch weiter ausführend. Ich kann mich hier im Allgemeinen auf das beziehen, was ich schon im „Ursprung d. Myth." darüber beigebracht, wo ich dargelegt habe, dass, wie wir auch noch sagen das Gewitter wird schwächer, so in der mythischen Zeit der Gewitter-, Sturmes- oder Sonnengott, wer gerade in ihm auftretend gedacht wurde, zuletzt als geschwächt erschien. Wenn also, um nur ein Beispiel anzuführen, dem Uranos mit der Regenbogensichel die αἰδοῖα abgeschnitten werden, so entspricht das trotz der verschiedenen Grundanschauung in der Sache ganz dem, wenn die nordische Sonnengöttin Sif oder der „Sonnenmann" Simson der Haare d. h. der Sonnenstrahlen (im Gewitter) beraubt und so geschwächt gedacht wurde.[2]) Wenn es aber in der Prajâpati- wie Uranos-Mythe nur als kosmogonisches Element verwandt auftritt, so zeigt die Atys-Mythe, sowie die sich zu ihr stellenden, offenbar schon einen calendarischen Ansatz. Wie Chamisso in seinem Liede vom Herbst sagt: „Niedrig schleicht blass hin die entnervte Sonne,"
so schien offenbar in den letzten Herbstgewittern diese Umwandlung des Sonnenwesens eingetreten zu sein. Der entnervte phallische Sonnengott (der Sol languidus des Lucrez) stellt sich ganz zu dem Zeus, der im Kampf mit dem Gewitterdrachen Typhon geschwächt, in den fallenden Blitzen die ausgeschnittenen Sehnen verloren zu haben schien. Im Frühling, wo dem Zeus die Sehnen wieder eingesetzt galten, er wieder zu Kräften ge-

[1]) p. 175 f. 188. 213. 217. 264.

[2]) Als ich die mythischen Züge in den Erzählungen vom Simson behandelte, wusste ich noch nicht, dass sein Name auch der „Sonnenmann" bedeutet.

kommen war,[1]) da galt auch der phallische Gott wieder gekräftigt resp. zu neuem Leben erstanden. Dass auch in der Entmannungsscenerie des letzteren die fallenden Blitze als Sonnentropfen eine Rolle spielten (die aus den Wolken herabfallenden semina ignis des Lucrez) habe ich schon oben angedeutet.[2])

Die Verehrung aber des Phallos sowohl des Çiwas, als des Hermes, Dionysos, Atys, Osiris u. s. w. — resp. der aufrecht stehenden Säule, des Baumstamms u. s. w. — das ist die allmählich sich entfaltende Verehrung der aufsteigenden Sonne und des mit ihr verknüpft dann gedachten Wesens als des himmlischen Zeugers, Schöpfers, Lebensspenders, Bildners u. s. w. Alle die mannigfachen rohen Elemente der ersten Anschauungen blicken noch in den entwickeltsten mythischen Gestaltungen hindurch, ebenso wie der phallische Begriff dann, symbolisch gedeutet, im Cultus wie in den Mysterien das ganze Heidenthum in seiner Entwicklung begleitet hat.

Mit dem entwickelten Ursprung aber und den sich daran knüpfenden Anschauungen erklären sich nun eine Menge bisher unerklärter mythologischer Vorstellungen, von denen ich nur die hauptsächlichsten kurz andeuten will. Wie ich schon im Ursprung der Myth. den Himmel als einen wunderbaren Wolkengarten nachgewiesen, in dem u. A. die zackigen Blitze als ein sichtbar werdendes Rankengewächs erscheinen, und gelegentlich oben auf die Identität des mythischen Wolkenbaums mit dem Sonnenbaum hingewiesen habe, so werden wir es nun auf den letzteren beziehen, wenn im Persischen von einem himmlischen Baume Harviçp-tokhma „dem mit allem Samen" die Rede ist, der mit dem himmlischen Lichttrank in Beziehung tritt.[3]) Wenn dieser Baum auf den durch die Wolken sich verästenden Sonnenbaum mit seinen Strahlen geht, dürfte der Apfelbaum mit den goldenen Aepfeln in den Märchen der aufsteigende Mondbaum sein, an dem die goldigen Sternenäpfel prangen. Ueberhaupt wird in den nachgewiesenen Anschauungen der Ursprung des Baumcultus überhaupt zu suchen sein. Den himmlischen Bäumen wurden nämlich gewisse irdische dann substituirt, die besondere Analogien zu bieten schienen. Während die Eberesche z. B. mit ihren gefiederten Blättern an die gefiederten Wolken erinnert, durch welche Analogie auch das Farrenkraut seine mythische Bedeutung erhalten hat,[4]) so sind es besonders im Anschluss an die talmudische Darstellung

---

[1]) Ursprung der Myth. p 139 fgg 228. 231. 263.

[2]) Mit der Entwicklung dieses phallischen, an die Sonne sich anschliessenden Elements möchte ich auch den Gegensatz der jungen und alten Götter zum Theil in Beziehung bringen, der namentlich in der griechischen Mythologie dann besonders entwickelt wurde. Die Frühlingssonne, das ist der „junge Sonnensohn", wie es in der finnischen Mythologie prägnant heisst, dem gegenüber die winterlichen Sonnen als dem oder den „alten" Wesen angehörend erscheinen.

[3]) Kuhn, Herabk. d. Feuers. p. 125.

[4]) Ueber die mythische Bedeutung der Eberesche, des Farrnkrautes cf. Kuhn, Herabk. des Feuers.

gerade aufsteigende, sich weitverzweigende Bäume wie Palme, Pinie, Fichte, Eiche, die hierher gehören, zumal wenn sie noch obenein wie die letzteren zapfenartig aufsteigende und sich zuspitzende Früchte trugen. Wie der Fichtenzapfen nämlich beim Thyrsosstab oben hervortritt, die Spitzsäule der Aphrodite u. A. in einen hochgezogenen Nabel endete, der phallische Character der betreffenden Fruchtform schon längst erkannt ist,[1]) dürfte speciell dies noch in besonderer Weise auf den aufsteigenden Lichtkegel der Sonne, ebensowohl als Ende der Säule resp. des Phallos, wie auch als Frucht des dort oben sich entfaltenden Lichtbaums zurückzuführen sein. — Der himmlische Baum ist es nun auch, der den Sonnengott Osiris, wie in anderer Weise den Adonis birgt, ebenso die Säule, die den Dionysos schützend einschliesst. Jetzt wird auch Curtius Max Müller's Erklärung der Daphne als Dahanâ d. d. Morgenröthe gelten lassen, da, was er vermisste, nämlich die Erklärung, warum Daphne sich in einen Lorbeerbaum wandelt, jetzt gegeben ist.[2]) In dem nachgewiesenen mythischen Element ist ebenso der Ursprung der Säulen des Herakles wie des Atlas und der deutschen Irmensäule zu suchen, ebenso wie man auch jetzt speciell die Stelle des Homer verstehen dürfte, wenn er Od. I. 53 fg. von den Säulen des Atlas sagt:

ἔχει δέ τε κίονας αὐτὸς
μακρὰς, αἳ γαῖάν τε καὶ οὐρανὸν ἀμφὶς ἔχουσιν. [3])

Nach den obigen Auseinandersetzungen dürfte sich nun auch noch ein Zug in den Erzählungen von Simson als mythisches Element neben den schon in Ursprung der Myth. und den Poet. Naturansch. nachgewiesenen characterisiren. Wenn der Kampf mit dem Eselskinnbacken, aus dessen Zahn dann ein Quell hervorsprudelt, so wie die Schwächung des Helden nach dem Verlust seines Haares an mythische Züge vom Sonnen- und Gewitterhelden erinnert, so stimmt nun auch dazu das letzte Bild; „der

---

[1]) Friedreich, Symbolik der Natur, Würzburg 1856, sagt z. B. von der Pinie: „Dieselbe verbreitet vom Gipfel die Zweige mit feinen, wie Haare herabhängenden immer grünen Nadeln; daher vergleicht Plinius (epist. VI, 16) mit diesem Baume die Flamme des Vesuvs, die gleichsam in einem langen Stamm emporspriessend, sich wie in Aesten umher ergiesst. Da die Zapfen der Pinie an den Phallos (Zeugungsglied) erinnern, so ist sie auch erotisches, fruchtbringendes Symbol geworden u. s. w.

[2]) M. Müller, Essays. Leipzig 1869. I. 82. 322 Nr. 44.

[3]) Wenn man (cf. Preller, Gr. M. p. 438) in dem *ἄμφις ἔχειν* „auseinander halten" eine Unklarheit findet, so ist darauf zu bemerken, dass Homer eben nur die alte Tradition von den beiden Lichtsäulen, die zwischen Erde und Himmel in Sonne und Mond zu stehen schienen, einfach reproducirt, unbekümmert um das „Wie?" — Das gilt von vielen mythischen Anschauungen, z. B von den doppelt getheilten Aethiopen, die Poseidon dann angeblich gleichzeitig besucht, ebenso auch von dem „aufrechtstehenden" Regenbogen als Bogen des Himmelsgottes, was sich zumal nicht mit den im Blitz von oben herabkommenden Pfeilen eint u. dergl. Dass eben diese Anschauungen dauernd nicht vor der erwachenden Kritik bestehen konnten, liess sie durch andere ersetzt werden, aber losgelöst von der Natur hielt die Tradition die so entstandenen Vorstellungen und Bilder zunächst fest, und sie lebten in derselben ein selbstständiges Leben fort.

zwischen den zwei Säulen stehende geblendete Held, der die Säulen neigt, dass das Gewölbe einstürzt;" es mahnt an einen Einsturz des Himmelsgewölbes, indem die himmlischen (Licht-) Säulen zusammenbrechen. Reden wir auch doch noch ganz gewöhnlich von einem Wolkenbruch, wenn die Schleusen des Himmels, um im poetischen Ausdruck zu bleiben, sich übermässig öffnen.

Während in den letzterwähnten Anschauungen die Sonnen- und Mondsäule auftritt, weisen die 12 indischen Glanzlingams oder Säulen, deren Verehrung die Seligkeit gewährt, auf die Sonnen der 12 Jahresmonate hin, sie sind gleichsam der Anfang des Zwölfgöttersystems, welches bei den Griechen auf analoger Basis erwachsen, und zeigen, dass die nachgewiesene mythologische Vorstellung noch lebendig im Bewusstsein des indischen Volkes war, als die betr. calendarische Entwicklung eintrat, gerade wie die Buhlschaft des Soma mit den Nacht- und Sternenwesen die Grundlage eines ganzen calendarischen Systems wurde (s. Weber in den Schriften der Berliner Academie).

Wenn aber die oben beigebrachte talmudische Stelle auch den Ausdruck „Stab" für die aufsteigende Lichtsäule gebraucht, in der Mythologie überhaupt Grössenverhältnisse nicht mitspielen, sondern nur Analogien, so ist, wie ich mit Kuhn, wie schon oben angeführt, gelegentlich den Phallos mit dem Hermes- und Dionysosstab in Verbindung gebracht, die Lichtsäule in dieser Hinsicht nur eben als Stab gefasst, der sich in einer seinem Element analogen Weise als segenspendender, zaubernder u. s. w. entwickelte. Während er mit Schlangen oder Epheu umwunden, wie auch schon erwähnt, nur als in die Gewitterscenerie eingerückt sich ergiebt, so ist er auch nun als Ausgangspunkt für die Keule des Herakles wie des Thor anzusehen, wobei man nur erwägen muss, dass eine derartige Waffe auch z. B. in den serbischen Volksliedern ebenso wie in den ungarischen Märchen als Wurfwaffe auftritt, so dass sie dann im leuchtenden Blitz geworfen schien, und secundär sich daran weiter gereiht hätte die Vorstellung eines geschleuderten Hammers oder einer Lanze, je nachdem man im Laufe der Zeit den Gott „als Bildner, d. h. vorzüglich als Schmid im Gewitter," mit einem Hammer, oder als Jagd- oder Kriegsgott mit einer Lanze sich ausgerüstet dachte. Wie die letzteren Verzweigungen des alten mythischen Urelements besonders interessant sind, indem sie die Continuität und Mannigfaltigkeit der Entwicklung darthun, so will ich auch in anderer Weise noch auf gewisse höchst eigenthümliche Verzweigungen der behandelten Mythen selbst, namentlich in einem Punkte, hinweisen.

Wie die erwähnten syrischen Mythen dieselben allgemeinen Grundlagen zeigen wie die entsprechenden indogermanischen, so zeigen sie speciell trotz aller auseinander gehenden Entwicklung eine auffallende Uebereinstimmung in den einzelnen mythischen Elementen mit analogen deutschen. Neben dem Phallos tritt in den Atys-Adonis-Mythen der Tod resp. die Entmannung

durch einen Eber (in den sich dann Ares gewandelt haben sollte), so wie die Verfolgung des weiblichen Wesens (der Mutter des Adonis) mit einem Schwerte characteristisch hervor. Wenn das Letztere sich als ein Analogon z. B. zur Verfolgung der Thetis durch den Hephästos ergiebt, der den Hammer nach ihr schleudert, und Schwert wie Hammer auf das Blitzschwert und den Blitzhammer geht, so erinnert der Ebertod an die merkwürdige Sage vom Wodan-Hackelberg, der durch einen getödteten Eber gleichfalls noch sein Ende findet, d. h., wie ich nachgewiesen, der in den Wolken mit seinem weissen Hauern wühlende Wolkeneber (der Wirbelwind) wird zwar erlegt, aber eben so findet auch der Gewitterheld sein Ende. Nun erscheint Alles beim deutschen Fro vereint. Wie an ihm schon der Phallos und der widernatürliche Ehebund mit der Schwester hervorgehoben wird und ihn in die behandelten Anschauungskreise zog, so finden wir bei ihm auch das Blitzschwert und den Wolkeneber, letzteren als Sonneneber ihm geheiligt, wieder, wie er überhaupt in allem sich als der segenspendende Sonnengott zeigt.[1]) Doch dies nur nebenbei, um zu zeigen, dass je mehr das mythische Gewebe aufgelöst wird, desto mehr analoger Einschlag selbst oft in Kleinigkeiten, nur überall anders verwandt, hervortritt: der Mythos vom Atys ist es aber selbst, der noch schliesslich verlockt, eine mythische Schicht neuer Art, die das Phalloselement ergänzt, aufzudecken.

Pausanias erzählt VII. 17: *Δυμαίοις — — ἔστι δέ καὶ ἄλλο ἱερόν σφισι Δινδυμήνῃ μητρὶ καὶ Ἄττῃ πεποιημένον. Ἄττης δὲ ὅστις ἦν, οὐδὲν οἷός τε ἦν ἀπόρρητον ἐς αὐτὸν ἐξευρεῖν. ἀλλὰ Ἑρμησιάνακτι μὲν τῷ τὰ ἐλεγεῖα γράψαντι πεποιημένα ἐστὶν ὡς υἱός τε ἦν Καλαοῦ Φρυγὸς καὶ ὡς οὐ τεκνοποιὸς ὑπὸ τῆς μητρὸς τεχθείη. ἐπεὶ δὲ ηὔξετο μετῴκησεν ἐς Λυδίαν. καὶ Λυδοῖς ὄργια ἐτέλει Μητρὸς, ἐς τοσοῦτο παρ' αὐτοῖς τιμῆς ὡς Δία Ἄττῃ νεμεσήσαντα ὗν ἐπὶ τὰ ἔργα ἐπιπέμψαι τῶν Λυδῶν. ἐνταῦθα ἄλλοι τε τῶν Λυδῶν καὶ αὐτὸς Ἄττης ἀπέθανεν ὑπὸ τοῦ ὑός. καί τι ἑπόμενον τούτοις Γαλατῶν δρῶσιν οἱ Πεσινοῦντα ἔχοντες ὑῶν οὐχ ἁπτόμενοι. νομίζουσί γε μὴν οὐχ οὕτω τὸν Ἄττην, ἀλλὰ ἐπιχώριός ἐστιν ἄλλος σφίσιν ἐς αὐτὸν λόγος. Δία ὑπνωμένον ἀφεῖναι σπέρμα ἐς γῆν, τὴν δὲ ἀνὰ χρόνον ἀνεῖναι δαίμονα διπλᾶ ἔχοντα αἰδοῖα, τὰ μὲν ἀνδρὸς, τὰ δὲ αὐτῶν γυναικός· ὄνομα δὲ Ἄγδιστιν αὐτῷ τίθενται. θεοὶ δὲ Ἄγδιστιν δείσαντες τὰ αἰδοῖά οἱ τὰ ἀνδρὸς ἀποκόπτουσιν. ὡς δὲ ἀπ' αὐτῶν ἀναφῦσα ἀμυγδάλη εἶχεν ὡραῖον τὸν καρπὸν, θυγατέρα τοῦ Σαγγαρίου ποταμοῦ λαβεῖν φασι τοῦ καρποῦ· ἐσθεμένης δὲ ἐς τὸν κόλπον καρπὸς μὲν ἐκεῖνος ἦν αὐτίκα ἀφανὴς, αὐτὴ δὲ ἐκύει· τεκούσης δὲ τράγος περιεῖπε τὸν παῖδα ἐκκείμενον· ὡς δὲ αὐξανομένῳ κάλλους οἱ μετῆν πλέον ἢ κατὰ εἶδος ἀνθρώπου, ἐνταῦθα*

[1]) Obiges soll zunächst weiter nichts als eine Andeutung sein, aber nachdem die mythischen Elemente überhaupt in den Hauptsachen jetzt ziemlich klar schon liegen, käme es auf die Verfolgung der Entwicklung der einzelnen bei verschiedenen Völkern an, wo ethnologische Perspectiven nicht ausbleiben dürften.

τον παιδὸς ἔρως ἔσχεν Ἄγδιστιν. αὐξηθέντα δὲ Ἄττην ἀποστέλλουσιν ἐς Πεσινοῦντα οἱ προσήκοντες συνοικήσοντα τοῦ βασιλέως θυγατρί. ὑμέναιος δὲ ᾔδετο, καὶ Ἄγδιστις ἐφίσταται, καὶ τὰ αἰδοῖα ἀπέκοψε μανεὶς ὁ Ἄττης, ἀπέκοψε δὲ καὶ ὁ τὴν θυγατέρα αὐτῷ διδούς. Ἄγδιστιν δὲ μετάνοια ἔσχεν οἷα Ἄττην ἔδρασε, καὶ οἱ παρὰ Διὸς εὕρετο μήτε σήπεσθαί τι Ἄττῃ τοῦ σώματος μήτε τήκεσθαι. Es sind Alles bekannte Anschauungen, die hier hindurchbrechen, in der Agdistis speciell aber tritt eine Vereinigung des männlichen und weiblichen Wesens, welches dann in Morgenröthe und Sonne nebeneinander in gesonderter Persönlichkeit auftritt, zunächst vereint auf. Wenn nun nachgewiesener Massen der männliche Character sich an die aufsteigende Sonne als den am Himmel erscheinenden Phallos knüpfte, so dürfte der weibliche Character der Morgenröthe wohl von einem ebenso rohen Ausgangspunkt der Anschauung aus gefasst sein. Nun stellten die Aegypter nach Plutarch (de Iside c. 11) die aufgehende Sonne als ein Kind dar, welches aus dem Lotus sich erhebt,[1]) diese war gleichsam die sich öffnende Gebärmutter. Anderseits erscheint in lieblicher Auffassung die Morgenröthe als ein sich öffnendes Auge, wie es im Hiob III. 10 so schön heisst: „sie sehe nicht die Wimpern der Morgenröthe“, wozu Gerlach bemerkt: „die Sonne ist wie ein sich aufthuendes Auge, die ersten Strahlen der Morgenröthe ihre Wimpern. So Hiob C. 41, 9 und „Strahl der Sonne, der schönste, der dem siebenthorigen Theben erschien, sei gegrüsst Wimper des goldenen Tages in Sophocles Antigone.“[2]) Verbinden wir diese Vorstellungen, so liegt nach der ganzen Entwicklung der rohen Anschauungskreise, mit denen wir es zu thun gehabt, doch der Gedanke sehr nahe, dass eine der Morgenröthe als Auge ähnliche, vorangehende rohe Vorstellung, die sich in Parallele zur steigenden Sonne als Phallos stellt und jene zum weiblichen Wesen stempelte, die der κτεῖς gewesen sein dürfte, so dass sich dann erklärte, wenn der wahre Lingam, wie Böttiger Kunst. Myth. p. 55 sagt, der aus der κτεῖς sich erhebende Phallos (d. h. der aus der Morgenröthe aufsteigende Sonnenphallos) ist.[3]) Eingehende Untersuchungen im Indischen

---

[1]) Wie diese Vorstellung zu analogen indischen sich stellt, ist zu ihr auch in Parallele zu bringen der sogen. orphische Eros; der aus dem Urei entstand, welches die Nacht gebar. Ueber das Ei als Sonne s. Urspr. der Myth.

[2]) Wegen des sich verbreitenden Lichts erschien den Griechen dann die Morgenröthe βοῶπις „grossäugig.“ Ich habe so die βοῶπις πότνια Ἥρη auf die Morgenröthe bezogen und möchte meinen, die indische Prithivi (die Breite) sei neben dem Djaus (dem leuchtenden Sonnengott) auch ursprünglich die Morgenröthe gewesen und erst später in der mehr abstracten Deutung der Veden ihr „die Erde substituirt worden, da der Name auch für diese passte.

[3]) Vom behandelten grobsinnlichen Standpunkt aus würde sich dies u. A. in Parallele stellen zu dem oben erwähnten, in der röm schen Stammsage vom Servius Tullius hervortreten den mythischen Element, wenn dort das Fascinum sich aus der Heerdflamme, d. h ursprünglich aus der Glut der Morgenröthe erstreckt, wie es auch in einem modernen Liede mit analoger Anschauung, nur natürlich, mit anderem Substrat heisst:

wo das Material, wenn man es beachtet, noch reichhaltiger vorhanden sein möchte, dürften dies bestätigen.

Wie es aber auch mit dem zuletzt Besprochenen stehe, schon die Phallospartbie dürfte eine Perspective der lehrreichsten und folgenreichsten Art in die Vergangenheit der Menschheit eröffnen,[1] einen Hintergrund des Anschauens und Empfindens, wo die Betrachtung der erhabensten Naturerscheinungen in der noch herrschenden Beschränkung und Rohheit nur die grobsinnlichsten Vorgänge in ihnen wahrzunehmen glaubte, wo der Menschen Treiben selbst noch in ähnlich roher Weise sich abspann, als sie dort oben es analog zu sehen meinten, ein Zustand, wogegen fast Alles, was die Culturgeschichte bisher von sogen. wilden Naturvölkern dem Anthropologen vorgeführt, noch als relative Civilisation erscheint.

Posen. Osterferien 1874. W. Schwartz.

Crania Prussica.

Ein Beitrag zur Ethnologie der preussischen Ostseeprovinzen mit 4 Tafeln und 1 Tabelle.

Von Dr. Lissauer in Danzig.

Einleitung.

Wenn ich diese Mittheilungen gerade jetzt veröffentliche, so möchte ich mich zuerst dagegen verwahren, als wollte ich nachträglich gegen die famöse Lehre von der finnischen Abstammung der Preussen eine Lanze brechen, eine Lehre, welche Herr de Quatrefages offenbar nur erdacht hat, um uns der Verachtung der andern deutschen Stämme auszusetzen. Denn da ich persönlich

---

Die Sonne stieg mit Prangen
Und siegreich aus der Morgengluth hervor.

Die Beziehung des Fascinum dort zum Sonnenfeuer tritt schon in dem Umstand hervor, dass, wie gleichfalls oben angeführt, es auch im Cultus der Vesta eine Rolle spielte, deren ewiges reines Feuer entschieden ein irdisches Substrat des himmlischen ist. Ueber die gleichfalls herpassende Sage von der Vesta, dem Priap und dem Esel s. Urspr. d. Myth. p. 162 sq.

[1]) Abgesehen von der mythologischen und psychologischen Bedeutung dürften sich auch für die Ethnologie der Urzeit Resultate ergeben, wenn es möglich würde, die Grenzen des betr. Säulen- und Phalloscultus zu fixiren Die Sache ist so eigenthümlich, dass sie vielleicht mehr als andere Anschauungen auf Beziehungen zwischen den Völkern, wo sie nachzuweisen wäre, schliessen liesse. Freilich darf ich gleich nicht unerwähnt lassen, dass auch in Kamtschatka der Säulencult, wie in Amerika, vereinzelt auftritt und ebendaselbst in den Mythen vom Kutka das phallische Element mit Entmannung u. s. w. eine Rolle spielt, aber die verschiedenen Formen und Accidentien möchten doch, wie ich oben an einem Beispiel gezeigt, Anknüpfspunkte für derartige weitere Betrachtungen bieten.

es durchaus nicht für eine Schande halte, unter seinen vorhistorischen Ahnen einen Finnen zu zählen, so würde ich, wenn die Sache wahr wäre, gar nichts dagegen einzuwenden haben; nun aber von Virchow[1]) und Bastian[2]) sattsam erwiesen ist, dass die ganze Deduktion von der gröbsten Unkenntniss der geographischen, historischen und anthropologischen Verhältnisse strotzt, so verdient sie sicherlich keine wissenschaftliche Entgegnung mehr.

Was mich hingegen bewogen hat, diese Arbeit zu schreiben, ist ein Anderes. Ich hatte vor einiger Zeit[3]) den Nachweis geführt, dass in der Provinz Preussen in vorhistorischer Zeit ein dolichocephales Volk gelebt habe, dessen Schädel den Charakter der Reihengräberschädel in prägnanter Weise darboten, dass aber dieses Volk östlich von der Weichsel sich theilweise mit einem andern vermischt haben müsse; damals lagen mir nur 3 Schädel dieser Gruppe aus Westpreussen und 17 Schädel der Königsberger Sammlungen vor. Seitdem habe ich mich nicht nur durch eigene Anschauung überzeugt, dass meine altpommerellischen Schädel den Eckerschen Reihengräberschädeln ganz gleich sind, sondern ich habe sowohl aus Westpreussen als auch aus den angrenzenden Theilen Pommerns, aus Neustettin, eine grössere Zahl von Gräberschädeln untersuchen können, welche meine frühere Ansicht noch mehr zu präcisiren erlauben und in mehrfacher Beziehung eine allgemeine Besprechung verdienen. Einmal scheint es geboten, das nicht mehr unbeträchtliche, für die Beantwortung jener Frage von den vorhistorischen Bewohnern der preussischen Ostseeprovinzen jedenfalls allein massgebende Material ganz objektiv und im Zusammenhange der Wissenschaft zu weiterer Verwerthung zu unterbreiten; dann aber wird es nur durch solche Arbeiten möglich, die physischen Eigenthümlichkeiten verwandter Gruppen in verschiedenen Zeiten und Gegenden mit einander zu vergleichen und einen vollen Einblick in die reiche Verzweigung unseres Stammbaums oder vielmehr eines seiner Aeste zu gewinnen.

Es setzt dieses Interesse weiter voraus, dass der objective Thatbestand, welcher zur Begründung der schliesslichen Resultate verwerthet worden, unzweifelhaft und für jeden Leser durchsichtig vorliegt. Um aber einige feste Anhaltspunkte in der leicht verwirrenden Menge einzelner Schädelformen zu gewinnen, hielt ich es für zweckmässig, die von Ecker, His und Hölder aufgestellten Typen meinen Diagnosen zu Grunde zu legen, ohne den Leser damit präokkupiren zu wollen. Ich beabsichtige daher die einzelnen Schädelfunde welche dieser Arbeit zu Grunde liegen, in ihren archäologischen und anthropologischen Beziehungen genau zu beschreiben und abzubilden, so dass sowohl der Archäologe als der Anatom seine eigne Diagnose machen kann; ich werde zwar zunächst nur diejenigen Maasse angeben, welche Ecker in sei-

---

[1]) Dritte allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Stuttgart. 3. Sitzung.

[2]) Zeitschrift für Ethnologie IV. S. 45 etc.

[3]) Schriften der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. 1872. Neue Folge III, 1.

nen Crania Germaniae merid. occident.[1]) in Gebrauch gezogen, indess zuletzt in einer Tabelle eine Anzahl der sonst von Virchow, Weissbach, Welcker und v. Wittich empfohlenen folgen lassen, um eine weitere Vergleichung zu ermöglichen; endlich werden wir in einem ethnologischen Theil untersuchen, welche Resultate dem Verfasser aus diesem Thatbestand zu folgen scheinen.

I. Archäologisch-anatomischer Theil.

A. Die Neustettiner Schädelsammlung.

An der südöstlichen Grenze des pommerellischen Hochplateaus liegt von Seeen und Hügeln umringt die Stadt Neustettin, deren Umgebung sich durch reiche, archäologische Fundstätten ganz besonders auszeichnet. Herr Major Kasicki, welcher daselbst lebt, hat das grosse Verdienst, die Gegend in dieser Beziehung theilweise untersucht und die Resultate seiner Forschungen sowohl in einer schönen Sammlung, welche er in dem dortigen Zeughaus aufgestellt, als auch in mehreren Abhandlungen, die er in den „baltischen Studien" und den Schriften[2]) der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig publicirt, niedergelegt zu haben. Die folgende Skizze der Fundberichte entnehme ich diesen Quellen.

Eine Meile von Neustettin entfernt liegt bei dem Dorfe Persanzig der jetzt abgelassene Persanzig-See, auf dessen Grunde 1863 ein System von Pfahlbauten entdeckt und wissenschaftlich constatirt worden ist. In diesen Pfahlbauten selbst wurden keine Ueberreste eines menschlichen Skeletts gefunden; indessen liegt ¼ Meile davon entfernt ein Gräberfeld, welches die verschiedensten Bestattungsarten offenbar aus verschiedenen Zeiten aufweist.

Dort liegt zuerst ein hoher Berg, auf und an welchem viele Steinkistengräber entdeckt sind, deren Inhalt uns hier nicht weiter interessirt, da er nur aus Knochentrümmern und Broncebeigaben bestand. Dagegen sind für uns sehr wichtig die folgenden Gräber, in welchen unverbrannte Menschenreste aufgefunden worden.

1) Ein Grabhügel von 25 Fuss Durchmesser am Fusse des Berges zeigte zuerst ½ Fuss unter der Oberfläche ein mit schwarzer, fettiger Erde gemischtes Steinpflaster; an der östlichen Seite befand sich ein von Steinen umgebener, kesselartiger Raum, etwa 2 Fuss im Durchmesser und 1½ Fuss tief, in welchem der Schädel VI[3]) eines Menschen auf und mitten unter den Knochen des Beckens und der Extremitäten lag; auch ein eisernes Messer

[1]) Freiburg i. B. 1865. Ich hielt dies wegen der Verwandtschaft der Schädelform für geboten.

[2]) Bd. III. Hft. 1. 1872. Danzig.

[3]) Diese Zahlen beziehen sich auf die Nummer, welche die Schädel in der Sammlung des Herrn Kasicki besitzen.

mit 2 Zoll langem Stiel und 3 Zoll langer Klinge, welche in einem ledernen Futteral eingerostet ist, fand sich unter den Knochen.

Unter diesen Knochen deckte ein zweites Steinpflaster abermals die Skelette zweier menschlichen Leichen zu, deren eins IV mit dem Kopf mehr nach Westen, deren anderes V mit dem Kopfe mehr nach Osten gerichtet lag. Auch diese Knochen befanden sich nicht in gewöhnlicher Lage, sondern waren theilweise untereinander geworfen; an der linken Seite von V befand sich ein ganz ähnliches, nur etwas längeres dolchartiges eisernes Messer wie bei VI. Der ganze 6 Fuss lange Raum war von einer 2 Fuss hohen, 1 Fuss dicken Mauer sorgfältig eingeschlossen, welche die Vermuthung einer bereits früher erfolgten Oeffnung des Grabes ausschloss.

Die Lagerung des Schädels VI spricht deutlich dafür, dass die Leiche in vollkommen hockender[1]) Stellung beerdigt und dann von der Erde noch mehr zusammen gedrückt worden sei; es ist daher auch wahrscheinlich die ungewöhnliche Lagerung der beiden andern Skelette auf diese Ursache zurückzuführen.

Untersuchung der Schädel.

Nr. VI (Fig. 1) ist vollständig bis auf den Unterkiefer, das rechte Jochbein und den rechten Oberkiefer; der Knochen ist röthlichweiss und fest, arcus superciliares sind markirt, die Nähte feinzackig, fast noch alle vorhanhanden, trotzdem die Zähne bis an den Hals schräg abgenutzt. Mann von 25—30 Jahren.

Norma frontalis: Stirn ziemlich hoch und breit, Nasenwurzel tief eingesunken, Augenhöhlen niedrig, zwischen linken tuber front. und der Mittellinie eine kleine Exestose.

Norma verticalis: Eiförmig mit vorn abgebrochener Spitze.

Norma occipitalis: Schmales, stehendes Fünfeck, mit steil abfallenden Seiten, auf denen ein Spitzbogen steht.

Norma temporalis: Die Profillinie ist langgestreckt, auf dem Scheitel Kamm angedeutet, das Hinterhaupt pyramidenförmig angesetzt, das receptaculum cerebelli horizontal; geringe intermaxillare Prognathie.

Norma basilaris: Foramen magnum oval, Jocbbogen lang und flach, Gaumen klein.

Maasse in Millim.:		Verhältnisszahlen:	
A[2]) Grösste Länge . .	184	Längen-Breiten-Index	A:B= 73,4
B. Grösste Breite . .	135	Längen-Höhen-Index	A:C= 76,6
C. Aufrechte Höhe . .	141	Höhen-Breiten-Index	B:C=104,4
D. Länge d. Hinterhaupts	98	Grösste Länge zur Lg.	
Horizont. Cirumferenz	532	des Hinterhauptes	A:D= 53,2

[1]) Herr Kasicki ist der abweichenden Ansicht, dass die Knochen zuerst anderswo begraben und dann später hierher gebracht worden seien; allein da sich dieselbe Lagerung später bei VII wiederholt, so erscheint mir diese Erklärung nicht wahrscheinlich.

[2]) Ich werde später der Abkürzung wegen bei den Maassen nur diese Buchstaben gebrauchen, und verstehe darunter immer die hier beigeschriebenen Bedeutungen.

Der Schädel Nr. V (Figur 2) ist ganz vollständig bis auf ein postum entstandenes Loch im rechten Scheitelbein. Der Knochen ist hellgrau, sehr bröcklich, arcus superciliares und Muskelleisten gut entwickelt. Sutura coronalis und sagittalis fast ganz obliterirt, Lambdanaht geradzähnig mit einem Schaltknochen an der Spitze; Zähne stark abgenutzt. Mann von 50—60 Jahren.

Die verschiedenen Normen dieses Schädels sind denen des Schädels VI ganz ähnlich, nur ist die Stirn etwas mehr gewölbt, die Augenhöhlen sind schmäler, das Gesicht im Ganzen ist lang und schmal mit deutlicher fovea intermaxillaris[1]) über dem obern äussern Schneidezahn, das Kinn ziemlich spitz, der aufsteigende Ast des Unterkiefers ist breit und hoch. Das Hinterhaupt ist deutlich pyramidenförmig angesetzt, so dass die Spitze über der spina occipitalis externa zu liegen kommt. Die Norma verticalis ist annähernd elliptisch. Der Gaumen ist schmal und klein, die processus mastoidei sind klein.

Maasse.

A	= 176	A:B	= 72,7
B	= 128	A:C	= 79,0
C	= 139	B:C	= 108,6
D	= 101	A:D	= 57,3
Horizontale Circumferenz	= 520		
Länge des Gesichts	113		
Breite des Gesichts	105		

Der Schädel IV ist nur ein Fragment, bestehend aus dem os occipitis, den anstossenden Theilen der ossa parietalia, dem linken Schläfenbein und dem Keilbeinkörper: da alle Nähte obliterirt und die Maasse zwerghaft klein sind, so gehört der Schädel wohl zu dem krankhaft synostotischen und kann hier nicht weiter berücksichtigt werden.

2) Ganz in der Nähe dieses Grabhügels befand sich ein anderes Grab, welches von keinem Hügel bedeckt war. 1½ Fuss tief unter einer Lage von Steinen waren hier zwei Skelette beerdigt und zwar so, dass das eine VIII sich in natürlicher Lage befand, den Schädel nach Westen gerichtet, während zu seinen Füssen das andere VII der Art lag, dass der Schädel wie bei VI auf und mitten unter den Beckenknochen und den Extremitäten ruhte. Die Grösse des ganzen Skeletts Nr. VIII konnte auf 5 Fuss bestimmt werden; auch hier befand sich je ein dolchartiges, eisernes Instrument an der linken Hand-

[1]) Siehe Archiv für Anthropologie Bd. V. Heft IV. Ueber die Ursachen der Prognathie und deren exacten Ausdruck. S. 422. Ich habe dort nachgewiesen, dass die sogenannte alveolare Prognathie in vielen Fällen nur an den Schneidezähnen sich geltend macht und aus der vergleichenden Anatomie konstatirt, dass diese Form durch das Hervortreten des os intermaxillare schon sehr früh begründet wird. In diesen Fällen ist meistens über dem zweiten oberen Schneidezahn eine deutliche Grube zu finden, fovea intermaxillaris.

wurzel, von denen das grössere mit seinem Stiel in Holz steckt. Unter den Knochen befand sich eine 1 Fuss starke schwarze Erdschichte, vermischt mit irdenen Scherben und Knochensplittern.

Untersuchung der Schädel.

Nr. VII (Figur 3) ist ohne Basis, ohne Gesicht und ohne rechtes Schläfenbein, sehr bröcklich; die Nähte noch alle vorhanden mit mehreren Schaltknochen in der Lambdanaht, nicht verästelt; die arcus superciliares undeutlich, einzelne vorhandene Zähne stark abgenutzt. Mann (?) von etwa 25—30 Jahren.

Norma front.: Stirn ziemlich hoch und breit; Nasenwurzel schmal, tief eingesunken, fast einen rechten Winkel mit der Stirn bildend.

Die übrigen Normale ganz wie bei V.

Maasse.

A = 181 A:B = 71,8
B = 130 A:D = 50,8
D = 92
Horizontale Circumferenz = 525

An dem Schädel Nr. VIII fehlt ebenfalls die Basis und der Gesichtstheil, die arcus superciliares und die Muskelleisten sind deutlich entwickelt, die Nähte alle vorhanden, wenig verästelt. Mann (?) von etwa 25 Jahren. Die verschiedenen Normen sind ganz ähnlich wie bei Schädel VII.

Maasse.

A = 175 A:B = 74,6
B = 129 A:C = 74,6(?)
C = 129(?) B:C = 100,0
Horizontale Cirucmferenz = 510

3) Hieran schliesst sich ein Schädelfragment, welches in einem riesigen Hügel von 180 Fuss Länge, 60 Fuss Breite und 8—10 Fuss Höhe, dem sogenannten Hünengrab, unweit von dem oben erwähnten Berge unter folgenden Umständen aufgefunden wurde. Der Hügel war ursprünglich von vielen, grossen Steinen bedeckt gewesen und zeigte auch im Innern mehrere Reihen von Steinen, welche 2 lange Abtheilungen umgrenzten. In einer dieser Abtheilungen fand sich ausser Asche und Kohle nur ein steinerner Streithammer von 5 Zoll Länge, 3 Zoll Breite und 1½ Zoll Dicke mit einem einzölligen, platten und kreisrunden Schaftloch und angeschliffener Schneide und etwa 4 Fuss davon entfernt lagen Stücke eines menschlichen Schädels, welche mit A bezeichnet sind. In der zweiten Abtheilung lag nur Kohle nebst gebrannten und gespaltenen Röhrenknochen, die nicht mehr vorhanden sind.

Dieses Schädelfragment A, welches offenbar ein hohes Alter hat, ist auffallend weissgrau von der Farbe alten Mauerkalks und besteht aus dem mittleren Theil des linken os parietale (mit stark hervortretendem tuber) und der

linken Hälfte der squama occipitis; der betreffende Schenkel der Lambdanaht ist grobzähnig, nicht verästelt. Die Norma occipitalis muss entschieden dachförmig gewesen sein, auch passt das Fragment genau auf die entsprechende Stelle des Schädels VIII, nur ist die ganz senkrecht abfallende Seitenwand höher. Maasse konnten nicht genommen werden.

4) In der Nähe dieses Hünengrabes wurde in einem kleinen, runden Grabhügel, am Abhange des grossen Berges ein anderes Skelett IX gefunden. Es lag 2½ Fuss tief, mit dem Kopf nach Osten gerichtet und von einer Steinmauer eingefasst; an seiner linken Seite befand sich ein eisernes, sehr verrostetes Werkzeug, ähnlich einem Haarpfeil und daneben eine Bernsteinkoralle mit grossem Bohrloch von der Form der Spindelsteine.

Untersuchung des Schädels.

Der Schädel IX (Figur 4) der Sammlung ist von heller Lehmfarbe, sehr bröcklich, es fehlt ein Theil des rechten Scheitel- und Stirnbeins. Die arcus supercilialis und die Muskelansätze sind schwach entwickelt; die coronalis superior obliterirt, die sagittalis schon sehr feinrandig; die Zähne stark abgenutzt, der Knochen im Ganzen leicht und dünn. Weib von etwa 30 Jahren.

Norma front.: Stirn ziemlich hoch und schmal, Nasenwurzel breit und flach, Gesicht lang und schmal.

Norma vertical.: schmal und fast ganz elliptisch.

Norma temporal.: Gesicht ganz orthognath, die Mittellinie steigt auf der Stirn in schöner Wölbung an, setzt sich dann etwas winklig an den Scheitel, welcher eine flache Rundung zeigt; vom vertex an zeigt das Profil eine fast regelmässige Bogenlinie.

Norma occipital.: zeigt eine schmale Figur mit hohen, steil abfallenden Seiten, auf denen ein Rundbogen aufsitzt; Hinterhaupt flach und nicht abgesetzt.

Maasse:

A = 171	A:B = 65,5[1])
B = 112[1])	A:C = 83,0
C = 142	B:C = 126,7[1])
D = 98	A:D = 57,3

5) In der Nähe dieses Grabhügels lag ein ähnlicher, in welchem unter einer Schicht von Erde, Knochensplittern und irdenen Scherben 2¼ Fuss tief ein mit dem Kopf nach Osten gerichtetes Skelett X gefunden wurde, dessen ganze rechte Seite sehr beschädigt, während die linke gut erhalten und von einer unversehrten Steinmauer eingefasst war. Auch hier wurde ein eisernes verrostetes Messer von 4 Zoll Länge gefunden.

[1]) Die Breite ist auf der Zeichnung durch Uebertragung der gut erhaltenen linken Hälfte hergestellt, daher nicht ganz genau.

Untersuchung des Schädels.

Der Schädel Nr. X (Fig. 5) ist sehr bröcklich und von weisslich-gelblicher Farbe, ihm fehlt die Basis und fast die rechte Hälfte. Die Muskelleisten kräftig entwickelt, die Nähte alle vorhanden, grobzähnig, an der Spitze der Lambdanaht ein Schaltknochen. Mann von 20—25 Jahren.

Norma front.: Die Stirn breit, gut gewölbt.

Norma temporal.: Die ganze Profillinie gut gewölbt, Hinterhauptsansatz angedeutet.

Norma occipit.: Breite Figur mit steil abfallenden Seiten, auf denen ein flacher Bogen steht, Receptalcuum cerebelli fast horizontal.

Maasse.

A = 179	A:C = 77,7(?)
C = 139(?)	A:D = 56,9
D = 102	

6) Ganz am Fusse des mehrfach erwähnten Berges wurde unter einem runden, flachen Sandhügel ein sechstes Grab entdeckt. Unter einer Schicht von Urnenscherben und Knochensplittern lagen in einer Tiefe von etwa drei Fuss mehrere horizontale Steinplatten, welche die Skelette I und II bedeckten. Unter Schädel I lag in der Gegend des linken Ohrs ein sehr verrosteter, eiserner Gegenstand, ähnlich einem Haarpfeil, der an dem einem Ende gespalten ist, während zwischen beiden Skeletten in der Gegend der Hüften ein stark verrostetes eisernes Messerchen gefunden wurde.

Untersuchung der Schädel.

Der Schädel I (Fig. 6) ist bis auf einige Zähne vollständig erhalten, sehr bröcklich und von dunkler Lehmfarbe. Die arcus supercil., tubera und Muskelleisten sind mässig entwickelt; die Nähte noch vorhanden, nur die coronalis inferior obliterirt, während die superior sehr geradlinig ist; die Zähne mässig abgenutzt. Weib von 25—30 Jahren.

Norma frontalis: Stirn hoch und breit, Nasenwurzel schmal und flach, Augenhöhlen gross, Gesicht lang und schmal, über dem äussern Schneidezahn des Oberkiefers deutlich fovea intermaxillaris, Kinn rundlich und schmal, der aufsteigende Ast des Unterkiefers schmal.

Norma verticalis: Birnförmig, grösste Breite im mittleren Drittel.

Norma temporalis: Die Mittellinie steigt auf der Stirne hoch an, geht dann mehr winklig über, in die Scheitelbeine; das Hinterhaupt bildet eine deutliche Ausladung, das Receptaculum cerebelli fast horizontal; auf der Scheitellinie flache Kammbildung. Mässige intermaxillare Prognathie.

Norma occipital.: Die Seitenwände des Fünfecks sind etwas gewölbt, oben flach-dachförmig.

Norma basilaris: Gaumen schmal und zierlich, Foramen magnum elliptisch.

Maasse.

A = 178	A:B = 76,4
B = 136	A:C = 79,2
C = 141	B:C = 103,6
D = 97	A:D = 54,4
Horizontale Circumferenz = 520	

Der Schädel II (Fig. 7) ist ebenfalls lehmfarben und sehr bröcklich; es fehlen die rechte Schläfenschuppe und die rechte Gesichtshälfte; sutura sagittalis und coronalis vollständig obliterirt, die Lambdanaht noch kenntlich, alle Leisten und Vorsprünge bereits abgebröckelt. Mensch von höherem Alter.

Norma front.: Stirn schmal und hoch, sonst wie bei I.

Norma verticalis: Birnförmig, grösste Breite an der Grenze zwischen mittlerem und hinterem Drittel.

Norma temporalis: Die Profillinie steigt zuerst auf der Stirn gerade auf, streckt sich dann lang auf dem Scheitel; am Hinterhaupt deutlicher Absatz, receptaculum cerebelli horizontal.

Norma occipitalis: breit, mit abgerundeten Ecken, die Seiten bogenförmig.

Maasse.

A = 171	A:B = 76,6
B = 131	A:C = 76,0
C = 130	B:C = 99,2
Horizontale Circumferenz = 520	

7) Anders verhält sich das Grab, in welchem der Schädel III gefunden wurde. Unter einem runden, 3 Fuss hohen Erdhügel, welcher ausser Kohle und Scherben ein Stück von einem dünnen, verzierten Knochen barg, lag das Skelett eines Menschen auf natürlichem Erdboden, den Kopf nach Westen gerichtet, auf Steinen und von Steinen umgeben.

Untersuchung des Schädels.

Der Schädel III ist hellbraun, mürbe, es fehlt fast die ganze rechte Hälfte des Hirnschädels und das Gesicht. Die arcus und Muskelleisten schwach ausgeprägt, Nähte feinrandig, nicht verästelt, doch vollständig erhalten, auch der untere Theil der Frontalnaht. Von dem Fragment lässt sich nur sagen, dass die Stirn breit, die Profillinie langgestreckt, das Hinterhaupt zapfenförmig angesetzt ist und die linke Seite in der Norma occipitalis senkrecht abfällt.

Maasse.

A = 179	A:C = 73,7 (?)
C = 132 (?)	

8) Auf der nördlichen Seite von Neustettin, ½ Meile entfernt, bei Brandschäferei wurde das Skelett eines Menschen gefunden, welcher mitten in einem sehr grossen Grabhügel (von 24 Fuss Durchmesser an der Grundfläche) mit dem Kopf nach Osten beerdigt war; neben dem rechten Fuss lag ein eisernes Beil mit einer 4½ Zoll langen, dünn ausgearbeiteten Schneide und einem dreieckigen Oehr. Die Grösse des Skeletts im Grabe konnte auf ungefähr 6 Fuss bestimmt werden.

Untersuchung des Schädels.

Der Schädel XI (Fig. 8) ist von festgetrockneter, schwarzer Erde, moorfarben, sehr fest, schwer und ursprünglich[1]) ganz vollständig erhalten. Die arcus superciliares und Muskelleisten sind sehr kräftig entwickelt, die tubera parietalia stark ausgebildet, der ganze Schädel zeigt mehr eckige Formen. Die Nähte sind noch vorhanden und ziemlich verästelt, die sagittalis beginnt zu obliteriren, an der Spitze der Lambdanaht ein Schaltknochen. Die Zähne stark abgenutzt. Starker Mann von 30 Jahren.

Norma frontalis: Stirn breit, aber niedrig, die arcus fast zusammenfliessend, Nasenwurzel breit und tief, fovea intermaxillaris sehr tief ausgeprägt. Gesicht lang und schmal, Kinn rundlich, kräftig hervortretend, der aufsteigende Ast des Unterkiefers breit und niedrig.

Norma verticalis: Annähernd elliptisch.

Norma temporalis: Die Mittellinie steigt auf der Stirn schräg nach hinten, zieht sich dann lang bis zum vertex, senkt sich wieder schräg nach hinten zur kleinen Fontanelle, wo das Hinterhaupt einen deutlichen Absatz bildet. Starker Kamm von der Nasenwurzel bis zur protuberantia occipitalis externa; Jochgrube lang und flach; intermaxillare Prognathie.

Norma occipitalis: Schmales, stehendes Fünfeck, deutlich dachförmig, mit senkrecht abfallenden Seitenwänden.

Norma basiliaris: Gaumen kräftig, aber schmal; foramen magnum elliptisch.

Maasse.

A	= 186	A:B	= 72,0
B	= 134	A:C	= 74,7
C	= 139	B:C	= 103,7
D	= 100	A:D	= 53,7
Horizontale Circumferenz	= 530		

9) Zwei Schädel XII und XIII stammen aus einem andern Hügelgrabe bei Richenwalde, 4½ Meilen von Neustettin, im Schlochauer Kreise, in dessen Innern die Skelette zweier Menschen von Steinen umgeben lagen, bei XII lag ein kleiner zerbrochener Bronzering. Die Schädel gleichen in der Norma

[1]) Ist beim Aufsägen fast ganz zerfallen und befindet sich jetzt mit IX in der Sammlung der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig.

occipitalis besonders dem Schädel IX (S. 194), sind indessen zu defect, als dass ihre Maasse verwerthet werden könnten. Von Schädel XII (Fig. 9) habe ich nur B = 134 und C = 136 gemessen, also B : C = 101,4.

10) Dagegen habe ich selbst eine neuere Gräberstätte eröffnen lassen, auf welche mich Herr Professor Virchow aufmerksam gemacht hatte. Eine halbe Meile von Neustettin liegt nämlich der sogenannte Klosterberg, auf welchem vom 13. bis 16. Jahrhundert ein jetzt ganz zerstörtes Kloster gestanden hat. In der Nähe der noch vorhandenen Fundamente befindet sich nun der frühere Klosterkirchhof, welcher in später Zeit schon mehrmals umgegraben worden ist. Ich fand dort bei der Untersuchung sehr viele Extremitäten und Rumpfknochen, aber nur einen Schädel, der mir zur Vergleichung mit den ältern Schädeln derselben Gegend besonders geeignet schien, da er jedenfalls einem Menschen gehörte, der in der Zeit vom 13. bis 16. Jahrhundert in der Nähe von Neustettin gestorben ist.

Dieser Klosterschädel (Fig. 10) befindet sich jetzt in der Sammlung des Danziger anthropologischen Museums unter der Bezeichnung H, ist von gelbbrauner Farbe, sehr fest und vollständig erhalten. Die arcus superciliares sind stark ausgeprägt, die tubera und Muskelleisten weniger; die Nähte verästelt, die coronalis infer. sagittal. posterior und spheno-front. sind obliterirt, die Zähne stark abgenutzt. Mann (?) von 40 – 50 Jahren.

Norma frontalis: Stirn breit und gut gewölbt, niedrig; Nasenwurzel schmal und eingesunken; Augenhöhle breit und niedrig; Gesicht im Ganzen kurz.

Norma verticalis: Breit, eiförmig, mit vorn abgerundeter Spitze.

Norma temporalis: Stirn und Hinterhaupt vorwiegend langgestreckt, auf Stirn und Scheitelbein deutliche Kammbildung; Hinterhaupt bildet eine starke Ausladung, receptaculum cerebelli fast ganz horizontal, Jochbogen geschweift.

Norma occipitalis: Breites stehendes Fünfeck mit abgerundeten Ecken und fast bogenförmigen Seiten.

Maasse.

A = 185	A : B = 77,8
B = 144	A : C = 76,2
C = 141	B : C = 97,9
D = 113	A : D = 61,1

Horizontale Circumferenz = 530

Ueberblicken wir die beschriebenen Schädel noch einmal, so werden wir uns zunächst die Frage vorlegen müssen, ob dieselben überhaupt zu einer Gruppe zusammen gehören. Von der Beantwortung dieser Frage muss begreiflicher Weise das Endresultat unserer Untersuchung abhängen.

Die Frage der Zusammengehörigkeit verschiedener Schädel wird nun aber nur auf Grund der Bestattungsart, der Grabesbeigaben und der Schädelform

Bezeichnung des Grabes.	1	2		3	4			5		6	7	8	9	
Bezeichnung des Schädels.	A	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII	XIII
Bestattungsart.	Hügelgrab mit inner. Steinumwallung.	Hügelgrab mit einer Decke von Steinplatten.		Hügelgrab mit inner. Steinumwallung.	Hügelgrab mit innerer Steinumwallung und zum Theil hockender Beerdig.			Flaches Grab, mit theils hockender Beerdigung.		Hügelgrab mit inner. Steinumwallung.	Hügelgrab mit inner. Steinumwallung.	Hügelgrab.	Hügelgrab mit innerer Steinumwallung.	
Beigabe.	Steinhammer.	Eiserner Haarpfeil.	Eisernes Messer.	Verzierte Knochen.	—	Eiserne Messer.		Eiserne Messer.		Eiserner Haarpfeil und Bernst.-Pr.	Eisernes Messer.	Eisernes Beil.	Bronze-Ring.	—

zu entscheiden sein; je mehr diese drei Faktoren in allen Fällen übereinstimmen, desto mehr wird die Wahrscheinlichkeit wachsen, dass die betreffenden Menschen, deren Schädel uns vorliegen, einem und demselben Volksstamm angehört haben; wo jene drei Faktoren aber von einander abweichen, da ist eine Entscheidung überhaupt unmöglich oder doch nur in dem Falle möglich, wenn ein Faktor schon allein volle Beweiskraft besitzt.

Stellen wir nun das obige Material nach diesem Grundsatz zusammen, so erhalten wir nebenstehende Tabelle.

1) Was nun die Bestattungsart betrifft, so sehen wir, dass fast in allen diesen Fällen die gleiche Sitte geherrscht, über dem Todten einen Hügel aufzuschütten, bald grösser, bald kleiner (nur ein Grab war ein flaches); fast in allen Fällen wurde die eigentliche Leiche noch mit einer Steinmauer eingefriedigt (nur im zweiten Grabe waren dieselben mit Steinplatten bedeckt); drei Skelette VI, V und VII waren in solcher Lage gefunden, dass man nur annehmen kann, die Leichen seien in hockender Stellung beerdigt worden, während alle übrigen Fälle, soweit der Zustand der Knochen dies zu beurtheilen gestattete, eine Beerdigung in horizontaler Lage zeigten; da aber (z. B. im Falle VII und VIII) beide Arten der Bestattung in einem und demselben Grabe vorkommen, so darf daraus auf eine Stammesverschiedenheit durchaus nicht geschlossen werden, — im Ganzen ist die grosse Uebereinstimmung in der Form des Grabes nicht zu verkennen. Es sind eben alle obigen Gräber (ausser 5) Hügelgräber, in denen die Leichen noch besonders mit Steinen umgeben waren.

2) Eine ebenso grosse Uebereinstimmung zeigen die Grabesbeigaben. Sechs Mal war ein eisernes Messer von der Form des Sax

mit oder ohne Futteral, welches regelmässig in der Gegend der linken Hüfte lag, beigegeben worden, ein Mal ein eisernes Beil, zwei Mal ein eisernes, haarpfeilähnliches Instrument, welches am Kopfe lag, ein Mal ein Steinhammer und ein Mal ein Bronzering. Diese beiden letzten Gräber müssen wir wegen der zu fragmentarischen Schädel, (A und XII), welche sie geliefert haben, ausser Erwägung lassen; in allen andern aber hat die gleiche Sitte geherrscht, den Männern eine Waffe, den Weibern einen Schmuck mitzugeben und da diese Beigaben alle aus Eisen sind und die primitivsten Formen eiserner Waffen darstellen, so werden wir uns nicht weit von der Wahrheit entfernen, wenn wir diese Gräber (2—8) der ältesten Eisenzeit zuschreiben.

3) Wie verhält sich nun die Schädelform?

Lassen wir zunächst den pathologischen Schädel IV und die zu fragmentarischen Stücke A, III und XIII ausser Erwägung, so bleiben die 10 Schädel I, II, V, VI, VII, VIII, IX, X, XI und XII übrig, welche trotz einer gewissen Uebereinstimmung doch bald erkennen lassen, dass sie zwei verschiedenen Gruppen angehören. Während nämlich bei der Norma temporalis die Profillinie bei allen lang nach hinten gestreckt erscheint, das Hinterhaupt die Gestalt einer mehr oder weniger deutlich abgesetzten Pyramide oder eines Zapfens besitzt (nur bei IX, X und XII geht die Profillinie des Scheitels bogenförmig in die des Hinterhaupts fort), während die Norma frontalis das Gesicht, wo es erhalten, lang und schmal erscheinen lässt, zeigt die Norma verticalis bald eine birnförmige, hinten also entschieden verbreitete (I, II, VI), bald mehr eine der Ellipse sich nähernde, also vorn und hinten in der Breite sich wenig unterscheidende Figur (V, VII, VIII, IX, XI), zeigt endlich die Norma occipitalis nur bei V, VI und XI ein dachförmiges Fünfeck mit wirklichen Ecken und steil abfallenden Seiten, dagegen bei I, II, VII, VIII, IX, X, XII mehr abgerundete Ecken, so dass auf den mehr oder weniger steil abfallenden Seiten ein flacher oder spitzer Bogen aufsteht.

Sieht man sich nun in der Literatur um, welchem der bisher aufgestellten Typen von Gräberschädeln diese Neustettiner Schädel verwandt sind, so ergiebt sich sofort, dass die eine Gruppe mit der schmalen, mehr elliptischen Scheitelansicht, dem dachförmigen Hinterhaupt der Reihengräberform von Ecker[1]) vollständig gleicht — hierher gehören nur V und XI — die zweite Gruppe mit der birnförmigen Norma verticalis und der bogenförmigen Hinterhauptsansicht, also I und II der Hügelgräberform von Ecker gleicht, während VI, VII, VIII, IX, X offenbar Karaktere beider Gruppen zeigen. Es geht daraus hervor, dass zu der Zeit, aus welcher diese Gräber herrühren, die strenge Reihengräberform Ecker's unter den Schädeln der Einwohner von Neustettin mit der Hügelgräberform Ecker's gleichzeitig existirte. Es ist eine

[1]) Crania Germania meridional occident. Freiburg i. B. 1865. S. 77 und 79.

solche Thatsache für Norddeutschland zwar bisher nicht erwiesen, aber aus süddeutschen Gräbern und zwar gerade aus Hügelgräbern wohl bekannt. Ecker berichtet gerade[1]), dass in den Allensbacher und Sinsheimer Hügelgräbern sowohl die Reihengräberform, als auch die Hügelgräberform, als endlich auch Zwischenformen aufgetreten wären.

Hölder[2]) hat bekanntlich, auf die Untersuchung sehr vieler Schädel alter und neuer Zeit gestützt, für die süddeutsche Bevölkerung zwei Elemente aufgestellt, das brachycephale ligurische und das dolichocephale germanische Element, in welchem letzteren er sowohl die Ecker'sche Reihengräberform (Hohbergtypus von His), als auch dessen Hügelgräberform (Siontypus von His) zusammenfasst. Die Karaktere, welche Hölder seinem germanischen Schädeltypus vindicirt, besitzen nun die obigen Neustettiner Schädel ebenfalls, man wird sie jedenfalls einer alten delichocephalen Bevölkerung zuschreiben müssen.

Ich stelle hier nun eine kurze Uebersicht der Maasse von Ecker's Reihengräberform[3]) und von Hölder's[4]) germanischem Typus aus den Reihengräbern zusammen, um damit die entsprechenden Maasse der obigen Neustettiner Schädel besser vergleichen zu können.

	Ecker's Reihengräberform.			Hölder's germanischer Typus aus den Reihengräbern.		
	Maxim.	Minim.	Mittel.	Maxim.	Minim.	Mittel.
Grösste Länge A.	201	183	191,0	203	172	186
Grösste Breite B.	144	129	136,3	155	127	134
Aufrechte Höhe C.	145	129	140,08	150	125	132
Horizontale Circumferenz.	545	495	521,1	567	498	525
Länge des Hinterhaupts D.	114	92	98,7	—	—	—
A : B = 100:	74,8	66,6	71,3	77,2	67,3	72,9
A : C = 100:	78,3	69,7	74,01	—	—	—
B : C = 100:	109,2	95,5	103,45	—	—	—
A : D = 100:	58,4	46,7	51,79	—	—	—

[1]) Crania Germania meridional. occident. Freiburg i. B. 1865. S. 79 und 81.
[2]) Archiv für Anthropologie. II Bd. 1 Hft. S. 51 etc.
[3]) L. c. S. 77.
[4]) L. c. S. 79.

Die oben beschriebenen Neustettiner Schädel.

Bezeichnung des Schädels.	I	II	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII
A[1]	178	171	176	184	181	175	171	179	186	—
B	136	131	128	135	130	129	112(?)	—	134	134
C	141	130	139	141	—	129	142	139	139	136
Horizont. Circumfer.	520	520	520	532	525	510	—	—	530	—
D	97,0	—	101,0	98,0	92,0	—	98,0	102,0	100,0	—
A : B = 100:	76,4	76,6	72,7	73,4	71,8	74,6	65,5(?)	—	72,0	—
A : C = 100:	79,2	76,0	79,0	76,6	—	74,6	83,0	77,7	74,7	—
B : C = 100:	103,6	99,2	108,6	104,4	—	100,0	126,7 ?	—	103,7	101,4
A : D = 100:	54,4	—	57,3	53,2	50,8	—	57,3	56,9	53,7	—

Diese Tabellen lehren uns nun:

1) Dass die Neustettiner Schädel ihren Maassen und Verhältnisszahlen nach vollständig mit dem germanischen Typus Hölder's übereinstimmen, dass sie den Verhältnisszahlen nach fast alle — nur I, V und IX zeigen einen höheren Längen-Höhen-Index — auch mit der Ecker-schen Reihengräberform zusammen treffen;

2) Dass dieselben sich besonders durch eine niedrige grösste Länge A und relativ grosse Breite B und Höhe C gegenüber der Ecker'schen Reihengräberform auszeichnen;

3) Dass daher der Volksstamm, welchem diese Menschen angehört haben, nach der Beschaffenheit des Schädels den Menschen der süddeutschen Reihengräber nahe verwandt, wenn auch nicht mit denselben ganz gleichschädlig gewesen sei.

Auch die Capacität der Neustettiner Schädel stimmt gut zu der Reihengräberform. Nimmt man nämlich mit Ecker und Hölder an, dass der His'sche Hohbergtypus mit der Reihengräberform identisch ist, so lehrt die folgende Tabelle, dass unsere Schädel, soweit sie gemessen werden konnten, die diesem Typus zukommende Capacität wirklich besitzen.

	Maximum.	Mittel.	Minimum.
Hohbergtypus	1520 C. C.	1437 C. C.	1300 C. C.
Neust. I.	1480 C. C.		
Neust. XI.	1490 C. C.		

[1]) Die Buchstaben haben dieselbe Bedeutung wie in der vorhergehenden Tabelle.

Wenn ich nun oben noch den Klosterschädel (S. 198.) aus dem 13. bis 16. Jahrhundert beschrieben habe, so war meine Absicht nur die, denselben mit den alten Schädeln aus der Heidenzeit zu vergleichen. Gleichviel aus welchem Theile Europas er eigentlich herstammt, das steht fest, dass er im Mittelalter bei Neustettin, wahrscheinlich im Kloster, gestorben ist. Kraniologisch bietet er sehr prägmant die Karaktere des His'schen Siontypus dar und würde nach der Hölder'schen Nomenklatur also dem germanischen Typus angehören.

Es ergiebt nun jene Vergleichung das weitere Resultat, dass dieser christliche Schädel aus dem 13. bis 16. Jahrhundert viel breiter ist, sowohl an und für sich als auch im Verhältniss zur Länge und dass seine Capacität ebenfalls bedeutend grösser erscheint — sie beträgt 1563 C. C. — als die der alten Heidenschädel aus den Hügelgräbern derselben Gegend.

B. Die anthropologische Sammlung der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig.

Dort, wo der uralisch-baltische Hügelzug allmählich zu einer Höhe von 1021 Fuss ansteigt, rings um den Thurmberg beim Dorfe Schöneberg, liegt ein von N.O. nach S.W. sich hinziehendes wald- und seenreiches Plateau, welches südlich sich über Neustettin hinaus nach Pommern hinein, nördlich bis an's Meer hin erstreckt. Der Neustettiner Kreis grenzt hier nordöstlich an den Kreis Schlochau, dann folgt immer nordöstlich der Kreis Conitz, dann Berent, dann Carthaus, zuletzt Neustadt. Während wir nun aus allen diesen westpreussischen Kreisen vielfach Urnen- und andere prähistorische Funde zugeschickt erhalten, sind alte Gräber, in welchen die Leichen unverbrannt bestattet worden, bisher fast ausschliesslich in dem Kreise Carthaus entdeckt worden; ob diese Thatsache allein aus dem regen Interesse, welches der zeitige Landrath des Carthäuser Kreises für anthropologische Forschungen bethätigt, zu erklären ist, oder eine wirklich ethnologische Bedeutung hat, wird die fortgesetzte Erforschung der Gegend erst lehren müssen. Bisher steht soviel fest, dass wir an den verschiedensten Punkten des Kreises Carthaus, speciell in Krissau und Meisterwalde nach der Danziger Kreisgrenze zu, in Fitschkau nach der Berenter Kreisgrenze, in Jamen nach der Bütower Kreisgrenze zu alte heidnische Gräber gefunden haben, in denen die Leichen unverbrannt beerdigt worden waren.

1) Das Gräberfeld in Krissau[1]), von Herrn Walter Kauffmann entdeckt, liegt auf einer ziemlich flachen Anhöhe, nahe am Fusse eines westlich gelegenen grösseren Berges. Früher sind dort oft Urnen mit verschiedenen Bronzesachen gefunden worden; jetzt ist die Stätte stark mit Wachholdersträuchern bewachsen und zeigt an mehreren Stellen — es sind im Ganzen

[1]) Dieses Gräberfeld ist genau beschrieben in meinen „altpommerellischen Schädeln" in den Schriften der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. 1872. Neue Folge III. 1.

20 — sogenannte Steinkreise, mehr oder weniger vollkommen erhalten, in deren Mitte je ein Grab war. Unter einer mit Kohle vermischten Erdschicht und einem Pflaster von kleinen Steinen lagen hier nämlich die menschlichen Knochen in einer Tiefe von 3½ bis 4 Fuss. Nur ein Skelett A[1]) war vollständig, während von einem zweiten B[1]) und D[1]) nur grössere oder kleinere Schädelfragmente erhalten sind. Der Schädel A lag übrigens ganz auf der Brust zwischen den beiden Oberarmen und beide obere Extremitäten lagen höher als die unteren, so dass die Leiche offenbar in halb sitzender Stellung und zwar mit den Füssen nach Westen, mit dem Kopf nach Osten gerichtet beerdigt worden war. An dem linken Darmbein befand sich ein stark verrostetes, eisernes Messer und dicht am Schädel ausser vielen Kohlenstücken der Zahn eines Schweines, und zwar nach der Bestimmung des Herrn Professor v. Siebold in München „ein unterer Schneidezahn eines Schweins von sehr kleiner Race, vielleicht des Sumpfschweins."

Untersuchung der Schädel.

Der Schädel A (Fig. 11) ist von gelbbrauner Farbe, sehr leicht und an vielen Stellen der lamina externa beraubt; es fehlt ihm der grösste Theil der Basis und der linke Oberkiefer. Die arcus superciliares sehr hervorragend. die Muskelleisten stark ausgeprägt, die Zähne bis an den Hals abgenutzt. Die Nähte sind undeutlich, sagittalis posterior obliterirt. Mann von 50 Jahren.

Norma frontalis: Stirn schmal und niedrig, Nasenwurzel tief und breit, der obere Augenhöhlenrand ragt über den untern hervor, Gesicht schmal und lang, deutliche fovea intermaxillaris.

Norma verticalis: elliptisch.

Norma temporalis: Die Mittellinie steigt schräg und langgestreckt nach hinten zum vertex, dann gerade nach hinten und unten zur kleiner Fontanelle, wo das Hinterhaupt einen Absatz und eine kleine Ausladung bildet, um dann von der grössten Hervorragung, welche über der spina occipit. externa liegt, mehr horizontal nach vorn zu laufen. Auf dem Scheitel deutlicher Kamm; intermaxillare Prognathie.

Norma occipitalis: stehendes Fünfeck mit deutlichem Dach auf den senkrecht abfallenden Seiten.

Maasse:

A	= 190	A : B	= 70,0
B	= 133	A : C	= 75,8
C	= 144	B : C	=108,3
D	= 97	A : D	=5105,
Horizontale Circumferenz	= 528		

Das Schädelfragment B (Fig. 12) besteht aus dem Stirnbein, beiden Scheitelbeinen und fast der ganzen Hinterhauptsschuppe, dazu gehört ein

[1]) Dies sind die Bezeichnungen der Schädel in der Danziger Sammlung.

Stück vom Keilbein und ein Stück vom Unterkiefer mit Zähnen. Der Knochen ist sehr brüchig, ebenfalls gelbbraun, die Nähte beginnen zu obliteriren, die Leisten sind stark ausgeprägt, die Zähne stark abgenutzt. Mann von 30—50 Jahren. (?)

Die Norma frontalis zeigt starke arcus superciliares, welche über der tief eingesunkenen Nasenwurzel verschmelzen; der obere Rand der Augenhöhle wölbt sich dachförmig über, so dass das foramen supraorbitale 3 Millimeter hinter dem eigentlichen Rande liegt; Stirn schmal und niedrig.

Norma verticalis: elliptisch, auch die N. temporalis und occipitalis ganz wie bei A.

Maasse:

A = 185 A : B = 70,2
B = 130
Horizontale Circumferenz = 520 (?)

Das Schädelfragment D der Sammlung, welches nur aus einem Theil des Stirnbeins und den beiden Scheitelbeinen besteht, bietet zum Messen keinen festen Punkt. Die Stirn ist niedrig und die Profillinie lang nach hinten gestreckt.

2) Aehnlich verhält sich ein Schädelstück C, welches bei Meisterswalde von Herrn Sanitätsrath Dr. Berent schon im Jahre 1842 ausgegraben wurde. Hier lagen nämlich mitten im Walde auf einem Hügel etwa 30 bis 60 flache Steinkreise von verschiedenem Durchmesser; früher waren hier schon zerfallene Urnen mit Knochenasche gefunden worden. Zufällig entdeckte ein Förster, dass unter diesem, etwa 3 Fuss unter der Oberfläche befindlichen Aschenheerde noch aufgeschüttete Erde sei und fand beim Graben etwa 4 Fuss tief 2 Skelette, neben ihnen ein schmales, eisernes verrostetes Messer. Die allen Anwesenden ganz fremdartig erscheinenden Schädel wurden zerschmettert und wieder verscharrt, so dass Herr Dr. Berent nur mit Noth ein Schädelstück zusammen setzen konnte, welches er so beschreibt:

„Der Kopf ist lang und schmal, als wäre er von den Seiten zusammengedrückt, die Stirn überaus flach, die Augenhöhlen mehr viereckig als oval."

Das Fragment nun, welches ich aus dem Nachlass des Herrn Berent erhalten, besteht aus einem grössern Stück (Stirnbein und ein Theil beider Scheitelbeine) und mehreren kleinen, welche alle leider zum Messen wenig Anhaltspunkte liefern. Indess ist das Stirnbein flach, schmal und niedrig, der obere Augenhöhlenrand ebenfalls hervorragend mit der Bildung eines foramen supraorbitale, die Mittellinie lang gestreckt; der Oberkiefer zeigt ebenfalls eine fovea intermaxillaris; die arcus und Muskelleisten sind nicht so stark ausgeprägt wie bei A und B.

3) Im Herbst 1871 wurden beim Chausseebauen in der Nähe von Fitschkau 2 Skelette gefunden, welche die Arbeiter leider sehr beschädigten und dann zertrümmert wieder vergruben. Es stammen daher die Schädelfragmente E und F

der Sammlung; von den andern Umständen konnte nur festgestellt werden, dass das Grab sich durch nichts von der Umgebung markirt habe. E besteht aus der rechten Hälfte des Stirnbeins, dem rechten Scheitelbein, einem Theil des linken und dem grössten Theil der Hinterhauptsschuppe, während F nur ein kleines Stück des Stirnbeins, beide Scheitelbeine und nur den oberen Theil der Hinterhauptsschuppe zeigt.

Beide Schädel sind, soweit sich dies beurtheilen lässt, sehr schmal, sehr lang und haben ganz senkrecht abfallende Seitenwände; an F ist die Ausladung des Hinterhaupts deutlich. An E allein konnten einige Maasse genommen werden, und zwar:

A = 184, Stirnbogen = 111, Scheitelbogen = 121.

4) Das Gräberfeld in Jamen. Nachdem der Chausseebauaufseher Gotzmann bereits im Jahre 1871 beim Dorfe Borrotschin unmittelbar in dem jetzt bebauten Acker liegend, ohne jede weitere Beigabe, ein menschliches Skelett gefunden, von dem uns die Schädelhaube Q erhalten ist, stiess derselbe etwa 1 Meile weiter beim Durchschnitt der fortgeführten Chaussee hinter dem Dorfe Jamen auf 4 Skelette, von denen M, N, O dicht nebeneinander, P etwa 4—5 Fuss davon entfernt lagen. Auch diese Gräber besassen nichts, was sie äusserlich von dem umgebenden Acker unterschied, weder Steinkreise noch ein Hügel markirte sie, auch im Innern fand sich keine Beigabe. Dagegen beweist eine starke Imprägnirung des Schädels M mit Kupfersalzen, dass um denselben bei der Beerdigung irgend ein Bronzeschmuck befestigt war und da dieser sich bei der jetzigen Entdeckung nicht vorfand, so ist es wahrscheinlich, dass das Grab schon früher einmal geplündert worden ist. In weitem Umkreise um diese Grabstätte liegen nun etwa 30 grössere oder kleinere Hügel, aus Erde und Steinen aufgethürmt, von denen etwa 10 untersucht worden, indess nur unvollständige Steinkisten mit Urnen- und Knochenasche, ohne jede Beigabe enthielten, daher uns hier nicht weiter interessiren.

Untersuchung der Schädel.

Der Schädel M (Fig. 13) ist schmutzig weiss und vielfach abgeschürft die Schläfenschuppe, der processus zygomaticus und mastoideus linkerseits sind von Kupfersalzen stark imprägnirt und grün gefärbt; es fehlen die Zähne, der Unterkiefer und ein Theil des Oberkiefers, über der rechten Augenhöhle und auf der Hinterhauptsschuppe sind 2 runde Löcher; die Muskelleisten sind wenig entwickelt, die Nähte fast alle obliterirt, nur die Lambdanaht und sagittalis posterior noch zu kennen. Frau von 50 Jahren.

Norma frontalis: Stirn ziemlich breit und hoch, Nasenwurzel flach und breit.

Norma verticalis: Annähernd elliptisch.

Norma temporalis: Die Mittellinie steigt auf der Stirn etwas gerade an, setzt sich dann mehr winklig an den Scheitel, wo sie fast horizontal bis zum vertex vorläuft, dann sich schräg nach hinten senkt,

an der kleinen Fontanelle einen Absatz, dann auf der Hinterhauptsschuppe eine kleine Ausladung bildet, um zuletzt ganz horizontal zu verlaufen.

Norma occipitalis: Ecken abgerundet, Seiten mehr bogenförmig. Interparietalbein.

Maasse:

A = 177	A : B = 76,3
B = 135	A : C = 76,8
C = 136	B : C = 100,7
D = 87	A : D = 49,1
Horizontale Circumferenz = 502	

Der Schädel N (Fig. 14) ist schmutzig grau, die lamina externa blättert ab, es fehlt das ganze Gesicht und die vordere Wand der Stirnhöhlen, Muskelleisten kräftig, die sagittalis posterior obliterirt, in der Lambdanaht zwei Schaltknochen. Mann von 30—50 Jahren.

Norma verticalis: Elliptisch, der Scheitel zeigt schwache Kammbildung.

Norma temporalis: Die Mittellinie ist erst langgestreckt bis zum vertex, geht dann schräg abwärts, macht am Hinterhaupt eine starke Ausladung, um schliesslich horizontal zu verlaufen.

Norma occipitalis: Stehendes Fünfeck mit geradlinig abfallenden Seiten und deutlichem Dach darauf.

Maasse:

A = 188[1])	A[1] : B = 71,8
B = 135	A : D = 57,9
D = 109	
Horizontale Circumferenz = 539 (?)	

Der Schädel O (Fig. 15) hat einen grossen Defekt an der rechten Seite und einen kleinen hinten; es fehlt der Unterkiefer und der rechte Oberkiefer. Der Knochen ist von ähnlicher Beschaffenheit wie bei N; arcus und Muskelleisten wenig entwickelt, der erhaltene linke erste Mahlzahn nicht besonders abgenutzt. Die Nähte meistens geradlinig und bis auf die mittlere sagittalis noch vorhanden. Junges weibliches (?) Individuum.

Norma frontalis: Stirn ziemlich breit und hoch, Nasenwurzel schmal und flach.

Norma verticalis: Eiförmig mit vorn abgebrochener Spitze.

Norma temporalis: Wie bei M.

Norma occipitalis: Schmales Fünfeck und dachförmig.

---

[1]) Von der abgebrochenen Scheidewand der Stirnhöhlen an gemessen, also in Wahrheit grösser.

Maasse:

A	= 166	A:B[1])	= 74,7
B[1])	= 124	A:C	= 80,7
C	= 134	B:C	=108,0
D	= 77	A:D	= 46,3

An dem Schädel P (Fig. 16) fehlt nur der rechte Oberkiefer und der Unterkiefer, der Knochen ist gelbbraun, blättert ab, die arcus und Muskelleisten sind sehr stark entwickelt, die Nähte fein verästelt, noch nicht obliterirt, Zähne wenig abgenutzt. Kräftiger Mann von etwa 25 Jahren.

Norma frontalis: Stirn schmal und niedrig, die arcus superciliares mit einander verschmolzen. Foramen infraorbitale sehr gross.

Norma verticalis: Fast elliptisch, Scheitel dachförmig.

Norma temporalis: Langgestreckt, auf der Stirn geht die Profillinie gleich schräg nach hinten, starke Ausladung des Hinterhaupts.

Norma occipitalis: Stehendes Fünfeck, oben dachförmig, die Seiten gerade abfallend.

Maasse:

A	= 194	A : B	= 69,1
B	= 134	A : C	= 76,3
C	= 148	B : C	=110,4
D	= 109	A : D	= 56,7
Horizontale Circumferenz	= 532		

Von dem Schädel Q (Fig. 17), welcher zuerst gefunden worden, ist nur die Calvaria und auch defekt vorhanden. Der Knochen ist graubraun, sehr fest, die Muskelleisten sehr stark ausgeprägt, die spina occipitalis externa 1 Centimeter hoch, alle Nähte vorhanden, tubera sehr undeutlich. Mann von 25 — 30 Jahren.

Norma verticalis: Annähernd elliptisch.

Norma temporalis: Langgestreckt mit mässiger Ausladung des Hinterhauptes.

Norma occipitalis: Schmale Figur mit fast senkrecht abfallenden Seitenwänden, auf denen ein hoher Rundbogen steht.

Maasse:

A	= 185	A:B	= 73,5
B	= 136(?)		

5) Ausser diesen Schädeln, welche alle in dem Carthäuser Kreise ausgegraben wurden, besitzt die Danziger Sammlung noch einen Schädel S, welcher aus Jacobsmühle bei Mewe herstammt. An diesem Orte nämlich, an welchem schon früher ein sehr schöner polirter Steinhammer und ein bronzener Paalstab, zuletzt ein Mammuthzahn gefunden worden, entdeckte man beim Abtragen

---

[1]) Die Breite ist auf der Zeichnung durch Uebertragung der gut erhaltenen linken Hälfte auf die rechte hergestellt.

eines Hügels 9 Fuss tief unter der Oberfläche, auf welcher noch jetzt viele Muscheln des Diluvialmeeres vorkommen, eine menschliche Schädelhaube und nicht weit davon 2 menschliche Oberschenkelknochen. Obwohl nun nach einer Mittheilung des Professor Berendt in Königsberg die Schichten dieses Hügels sammt den marinen Muscheln nicht mehr in der ursprünglichen Lagerung sich befanden, also auf eine Zusammengehörigkeit der oben erwähnten Funde durchaus nicht geschlossen werden darf, so interessirt uns doch der Schädel S (Fig. 18) ausserordentlich, weil er zu den dolichocephalsten gehört, welche in der Provinz gefunden sind.

Von den Kopfknochen sind nur vorhanden und zusammenhängend: das Stirnbein (rechts unten defekt), beide Scheitelbeine (das rechte defekt) und die squama occipitis bis zur spina enterna; sie sind sehr dünn, bräunlich, sehr mürbe; die lamina externa vielfach abgeblättert; die Nähte feinrandig, noch alle vorhanden, doch beginnt die Sagittalis und obere Lambdanaht zu obliteriren; die arcus superciliares stark entwickelt, auf dem Scheitel Kammbildung. Mann von 25—30 Jahren.

Norma temporalis: Die Profillinie steigt auf der niedrigen Stirne schräg an, streckt sich dann lang über den Scheitel nach hinten und geht schräg nach abwärts bis zur grössten Hervorragung des Hinterhauptes.

Norma verticalis: Elliptisch.

Norma occipitalis: Oben dachförmig mit steil abfallenden Seiten.

Maasse:

A = 190 A : B = 70,5
B = 134

Der linke Oberschenkel ist fast ganz, von dem rechten ist nur die Diaphyse erhalten; beide Knochen sind ebenfalls dünn, mürbe, bräunlich, ganz wie die Schädelknochen. Die Entfernung vom Ansatz des caput femoris an den Hals bis zu dem untersten Punkte des condylus internus beträgt 420 Mm., die Dicke des femur in der Mitte 90 Mm., an beiden Knochen ist die linea aspera sehr stark entwickelt, wie bei den Oberschenkeln der Krissauer Skelette.[1])

Wenn wir uns nun über die innere Zusammengehörigkeit dieser Gruppe von Gräberschädeln aussprechen sollen, so müssen wir in archäologischer Beziehung zunächst die Gräber von Fitschkau und Jamen ausser Acht lassen, weil dieselben auf beackertem Boden gefunden, wo höchst wahrscheinlich, alles was das Grab auszeichnete, schon seit lange durch den Pflug zerstört worden. Auch der Schädel S ist wahrscheinlich an seine Fundstätte nur hingeschwemmt worden. Es bleiben daher nur übrig die beiden Gräberstätten von Krissau und Meisterswalde, welche in archäologischer Beziehung die grösste Uebereinstimmung zeigen. Dieselben flachen Gräber mit Steinsetzun-

[1]) S. Schrift. der Naturforschenden Gesellsch. zu Danzig. Neue Folge III. 1.

gen, bei beiden waren über dem eigentlichen Grabe des unverbrannt beerdigten Menschen Urnen mit Knochenasche gefunden, in beiden lag zuerst eine Schicht Kohle und darunter erst das Skelett mit einem eiserenen Messer an der Seite.

Für die Bestimmung der Zeit, aus welcher diese Gräber herstammen, ist es wichtig, hervorzuheben, dass über diesen Skeletten offenbar in späterer Zeit auch eine Beerdigung von Urnen mit der Asche verbrannter Leichen stattgefunden hat. Diese letzte Sitte des Leichenbrandes herrschte aber bei den Bewohnern dieser Gegend allgemein, als das Christenthum eingeführt wurde; es rühren also die obigen Skelettreste wahrscheinlich von einer Bevölkerung her, welche früher hier gewohnt hatte und ihre Leichen nicht verbrannte, wenigstens nicht immer. Auch die eisernen Messerchen, welche in Krissau und Meisterswalde an der Seite der Skelette gefunden worden, zeigen auf dieselbe Sitte hin und wahrscheinlich auf dieselbe Zeit, in welcher noch ein so kleines eisernes Instrument als kostbare Waffe dem Manne in das Grab mitgegeben wurde, doch wohl die älteste Eisenzeit, wie sie in den Hügelgräbern von Neustettin vertreten ist.

Wenn nun auch die archäologischen Beziehungen uns über die übrigen Schädel leider keinen weitern Aufschluss geben, so sind glücklicher Weise die Resultate der kraniologischen Untersuchung so evident, dass die Zusammengehörigkeit derselben mit den Krissauer Schädeln nicht zweifelhaft sein kann. Denn sehen wir von den zu fragmentarischen Schädeln C, D, E, F und O ab, so bleiben die weiteren Schädel A, B, M, N, P, Q und S, welche ihren Maassen und ihrer ganzen Beschaffenheit nach eine so grosse Verwandtschaft mit einander und mit der Reihengräberform Hölder's, ja ausser dem weiblichem Schädel M auch mit der Reihengräberform Ecker's zeigen, dass man sie wohl nicht anders als einem gleichschädligen Volke wird zuschreiben dürfen. Ueberall dieselbe mehr oder weniger elliptische Scheitelansicht, dasselbe langgestreckte Profil, mit der niedrigen Stirn — ausser bei den weiblichen Schädeln M und O — und dem abgesetzten Hinterhaupt, dieselben steil abfallenden Seitenwände mit meist dachförmiger, selten bogenförmiger Hinterhauptsansicht, kurz überall die Karaktere der Ecker'schen Reihengräberform. Auch die Capacität stimmt mit der des Hohbergtypus vollständig, wo sie gemessen werden konnte und nicht minder das schmale, lange Gesicht, wo es vorhanden war.

Da nun M und O, die höchst wahrscheinlich weiblich sind, und von denen O einem jugendlichen Individuum angehörte, mitten unter den männlichen Schädeln N und P, welche exquisit die Reihengräberform zeigen, gefunden wurden, so würde sich daraus ergeben, dass der weibliche Theil dieser westpreussischen Urbevölkerung etwas kürzere Schädel gehabt hat, als der männliche.

Ich stelle hier abermals die Maasse der oben besprochenen Schädel der Danziger Sammlung[1]) übersichtlich zusammen, um sie besser mit denen der Ecker'schen und Hölder'schen Reihengräberform vergleichen zu können.

	Ecker's Reihengräberform.			Hölder's germanischer Typus aus den Reihengräbern.		
	Maxim.	Minim.	Mittel.	Maxim.	Minim.	Mittel.
Grösste Länge A	201	183	191,0	203	172	186
Grösste Breite B	144	129	136,3	155	127	134
Aufrechte Höhe C	145	129	140,08	150	125	132
Horizontale Circumferenz .	545	495	521,1	567	498	525
Capacit. nach His Hohbergt.	1520 C C.	1300 C C.	1437 C C.	—	—	—
Länge des Hinterhaupts D	114	92	987	—	—	—
A : B = 100:	74,8	66,6	71,3	77,2	67,3	72,9
A : C = 100:	78,3	69,7	74,01	—	—	—
B : C = 100:	109,2	95,5	103,45	—	—	—
A : D = 100:	58,4	46,7	51,79	—	—	—

Die eben beschriebenen Schädel der Danziger Sammlung.

Bezeichnung des Schädels.	A	B	M	N	O	P	Q	S
A	190	185	177	188	166	194	185	190
B	133	130	135	135	124	134	136	134
C	144	—	136	—	134	148	—	—
Horizontale Circumferenz	528	520	502	539	—	532	—	—
Capacität	1310	—	—	1400	—	1458	—	—
D	97	—	87	109	77	109	—	—
A : B = 100:	70,0	70,2	76,3	71,8	74,7	69,1	73,5	70,5
A : C = 100:	75,8	—	76,8	—	80,7	76,3	—	—
B : C = 100:	108,3	—	100,7	—	108,0	110,4	—	—
A : D = 100:	51,05	—	49,1	57,9	46,3	56,7	—	—

[1]) Zwei Schädel K und L dieser Sammlung besprechen wir besser später nach den Schädeln der Königsberger Sammlung. S. 215.

Diese Tabelle lehrt uns:

1) Dass abgesehen von dem noch jugendlichen Schädel O alle übrigen Schädel A, B, M, N, P, Q, S nach allen Maassen und Verhältnisszahlen mit dem germanischen Typus Hölder's übereinstimmen, dass sie ausser dem weiblichen Schädel M aber auch mit der Ecker'schen Reihengräberform vollständig zusammentreffen.
2) Dass der exquisit dolichocephale P durch seine Höhe C allein das Maximum der Ecker'schen Reihengräberform noch um ein Geringes übertrifft.
3) Dass daher die Menschen, welchen diese Schädel einst gehört haben, mit dem Volke der süddeutschen Reihengräber ganz gleichschädlig gewesen seien.

C. Die Sammlungen der Gräberschädel in Königsberg.

Sowohl die Anatomie als die „Physikalisch - ökonomische Gesellschaft“ zu Königsberg besitzen eine Reihe von Gräberschädeln, welche grösstentheils aus Ostpreussen herstammen und von Herrn v. Wittich in den Schriften der physik.-ökonomischen Gesellschaft[1]) näher beschrieben sind. Auf diese letzteren muss ich jeden verweisen, der meine Angaben über den Thatbestand, welche ich denselben entlehnt, weiter verfolgen will; ich muss mich hier begnügen, zur Begründung meiner von jenem Forscher etwas abweichenden Ansicht aus dessen Arbeiten einen Auszug zu geben, so weit dies eben erforderlich ist.

1) Auf dem linken Memelufer, nahe bei Tilsit, auf dem Gute Balgarden, wurden beim Abtragen eines schon lange beackerten Hügels 8 menschliche Skelette und 2 Pferdegerippe entdeckt. „Diese lagen paarweise geordnet in der Richtung von Norden nach Süden, die Pferdeknochen zwischen den menschlichen.“ Ausserdem wurden noch daneben gefunden: 5 Bernsteinkorallen, 1 Fingerring, 5 kleine Brustschnallen nach Art der römischen Fibeln, 2 dünne Broncestücke von grösseren Fibeln, und 3 Handgelenkspangen, alles von Bronce; ferner aus Eisen: 1 Wurfspiess, eine Pfeilsptize, 3 Trümmer von Schwertern und ein wohlerhaltenes Zaumgebiss. Nur 2 Schädelstücke wurden gerettet, darunter ein vollständiges Schädeldach (Figur 19). Beide Schädel[2]) „sind lang, schmal, niedrig, mit flach ansteigender Stirn und Scheitel und ebenso allmählich sich abdachendem Hinterhaupt. Tubera frontalia und parietalia markiren sich nur wenig, die bedeutendste Erhebung des Scheitels liegt etwa in der Mitte der Pfeilnaht. Von oben angesehen sind beide Schädel annähernd elliptisch, indem die Parietalbreite die der Stirn nur äusserst wenig übertrifft.“

Die Maasse (siehe die Tabelle zuletzt) sind leider nicht ohne Weiteres vergleichbar, weil v. Wittich ganz andere Punkte zum Messen benutzte, als Ecker und Hölder; ich führe daher nur an:

---

[1]) Band I, III, VII, X und XII.

[2]) L. c. I. S. 54.

A die grösste Länge = 196 A : pp = 63,3
pp die Interparietalbreite = 124

Um nun einen Anhalt für die Vergleichung zu gewinnen, gebe ich hierzu die entsprechenden Zahlen für die Ecker'sche Reihengräberform:

	Maximum:	Mittel:	Minimum:
A	= 201	191,0	183
pp	= 139	130	121
A:pp	= 72,3	68,1	62,7
	(Ebringen 1)		(Ulm 83)

v. Wittich erklärte im Jahre 1861 diese beiden Schädel, welche ihn ihrer auffallenden Länge und Schmalheit wegen besonders interessirten, für Celtenschädel. Sehen wir hier noch einstweilen von der ethnologischen Frage ab, so ist es nach dem Obigen keinem Zweifel unterworfen, dass dieser Balgarder Schädel kraniologisch zu der Reihengräberform gerechnet werden muss.

2) In der Nähe von Deutsch-Eilau wurden im Jahre 1861 beim Abtragen eines am Seeufer sich hinziehenden Sandhügels 6 Skelette aufgedeckt, welche von Westen (Kopf) nach Osten horizontal und in regelmässigen Abständen von einander gelagert waren. In der Nähe des einen wurden 8 etwa 3 Zoll lange, an einem Ende durchbohrte Pferdezähne gefunden und an derselben Stelle auch schon früher eine alte Münze. Nicht weit von dieser Grabstätte wurde ein rohes Mauerwerk aus Feldsteinen von 6 Zoll Höhe und 4 Fuss Durchmesser mit Kohlenspuren aufgedeckt. Die Knochen gehörten zum Theil Kindern, zum Theil Erwachsenen an, von den letzteren hat v. Wittich 2 ziemlich vollständige Schädelhauben erhalten, die sich nun in der Sammlung der Anatomie befinden und von dem höchsten Interesse sind. Während nämlich der eine Schädel[1]) „von oben angesehen fast kuglig erscheint, überhaupt ein ganz exquisiter Brachycephale, also muthmasslich slavischer Abkunft ist", ist der andere „wie der Balgarder lang, schmal, niedrig mit flach ansteigender Stirn und ebenso allmählich sich abdachenden Hinterhaupt und erscheint von oben betrachtet annähernd elliptisch;" also vollkommen wie jener eben beschriebene Balgarder Schädel.

Die folgenden Maasse bestätigen dies:

	I.	II.
A	= 183	197
pp	= 153	130
A:pp	= 83,6	66,0

Es kann daher nicht zweifelhaft sein, dass es sich hier um ein Grab der heidnischen Bewohner Preussens handelt, in welchem ein Mensch vom Reihengräbertypus mit einem solchen vom brachycephalen Typus in demselben Familiengrabe — denn darauf weisen doch die vielen Kinderskelette hin — beerdigt worden ist.

---

[1]) L. c. III. S. 90 und 91.

3) Das Grab bei Fürstenwalde, in der Nähe von Königsberg. Hier stiess man beim Abtragen des schwach hügeligen Bodens in einer Tiefe von etwa 2½ Fuss auf Menschen- und Pferdeskelette, welche in Abständen von 10 Fuss regelmässig abwechselten, jedes von kleinen Steinen umlagert. Dabei fanden sich eiserne Steigbügel, Zaumgebisse, Messer, Lanzenspitzen, Sporen, ferner broncene Schnallen, Armbänder, Halsringe und Fibeln, die sich durch eine grosse Einfachheit auszeichnen. Von den Skeletten dieses Grabes nun hat v. Wittich 2 vollständige und 1 mehr defekten Schädel untersucht und beschrieben. Der eine[1]), „ein scharf ausgesprochener Langkopf, karakterisirt sich weiter durch die sehr wenig markirten tubera frontalia und parietalia, seine allmählich über die stark entwickelten Supraciliarbogen ansteigende und ebenso allmählich nach hinten zu abfallende Schädelwölbung, während bei den beiden andern die Stirn steil ansteigt, die Scheitelbeine auf der Hälfte ihrer Länge ebenso steil und flach abfallen. Bietet der erstere III von oben gesehen bei relativ geringer Scheitelbreite ein längliches Oval, so erscheinen uns die beiden letzteren I und II als viel kürzere, nach hinten zu breite Ovale. Von dem Occiput aus betrachtet convergiren bei I und II die Schädelwandungen von den Seitenhöckern an nach unten, während sie bei III ziemlich parallel bis zu den proc. mastoidei herabsteigen."

Obwohl nun diese Schädel aus einem Grabe herstammen, so entfernen sich ihre Breitenindices doch ausserordentlich von einander, freilich nicht so ausserordentlich wie die beiden Schädel aus dem Deutsch-Eilauer Grabe. Es beträgt nämlich:

	III.	I.	II.
A =	185	179	176
pp =	136	142	141
A:pp =	73,5	78,7	80,1

Allerdings ist der Schädel III noch ein Langschädel, aber sein Breitenindex überschreitet schon das Maximum der ächten Reihengräberform S. S. 213, während I und II ganz entschieden Brachycephalen sind, wenn auch nicht so ausgesprochen, wie der eine Schädel des Deutsch-Eilauer Grabes.

Da nun die in diesem Grabe gefundenen Beigaben den von Bähr in den Gräbern der Liven bei Aschenrade gefundenen ganz ähnlich sind, so hat Herr Hensche[2]) in Königsberg diese Gräber von Fürstenwalde in den Anfang unseres Jahrtausends gesetzt, aus welcher Zeit jene Livengräber erwiesener Maassen herstammen; aus rein kraniologischen Gründen müssen wir sagen, dass dieselben einer Zeit angehören, in welcher bereits jene extreme dolicho- und brachycephale Form, die wir kennen gelernt, durch eine Mittelform ersetzt ist.

Für unsere folgende Untersuchung ist es nun nicht weiter erforderlich, die übrigen Gräberschädel der Königsberger Sammlungen hier näher zu be-

[1]) L. c. X. S. 137.
[2]) L. c. X. S. 147.

schreiben, da dies von v. Wittich ja in den obigen Schriften geschehen ist. Es genüge für unsern Zweck dieselbe hier nach dem von Wittich'schen Horizontalindex zusammen zu stellen und auf die übrigen Maasse in der Tabelle zu verweisen.

	I Alt-preus-sischer.	II Supp-lieter.	I Rossi-ter.	I Supp-lieter.	II Alt-preus-sischer.	III Alt-preus-sischer.	Preus-sisch-Eilau.	Elbin-ger.	Heili-genbei-ler.	II Rossi-ter.	Gilgen-burger.
A =	194	170	190	171	190	182	175	190	176	180	172
pp =	130	115	130	119	135	130	128	140	130	135	132
A:pp=	67,0	67,6	68,4	69,5	71,0	71,4	73,2	73,7	73,8	75,0	76,7

Dagegen müssen wir hier die beiden Schädel K und L aus der Danziger Sammlung noch näher beschreiben, weil über dieselben noch nichts veröffentlicht ist.

4) Das Gräberfeld in Liebenthal. In der Nähe von Marienburg liegt das Gut Liebenthal mit sehr coupirtem Terrain, welches nach Norden zu steil in die Niederung abfällt und von kleinen Wasserläufen, die in die alte Nogat münden, durchschnitten ist. An dem Ausgange dieser Thäler befinden sich nun einzelne Bergkuppen, auf denen schon früher Steinkistengräber mit Urnen, darunter die berühmte Gesichtsurne, welche Herr Marschall unter dem Namen Liebenthaler Gesichtsurne beschrieben hat, entdeckt wurden; im Jahre 1872 nun wurden beim Bestellen des Ackers auf einem solchen Hügel 2 vollständige Skelette 6 Fuss tief im Lehm gefunden, deren Schädel K und L in der Danziger Sammlung aufbewahrt werden. Die Arbeiter geben an, dass die Oberschenkelknochen länger als die ihrigen gewesen seien, doch ist davon nichts erhalten. Nach der Beschreibung waren die Gräber flach ohne Steinsetzungen und enthielten als Beigaben: 1) eine grössere und eine kleinere Lanzenspitze aus Knochen; 2) einen spitzen Gegenstand aus Knochen; 3) ein schraubenförmiges Gewinde aus Bronce, vielleicht von einem Halsschmuck; 4) zwei Fibeln von Bronce, von denen nur eine erhalten ist (Figur 23) und dieselbe Form zeigt, wie die aus den Gräbern bei Fürstenwalde und denen der Liven; 5) ein aus Holz und Eisen bestehender langer Gegenstand, welcher beim Aufnehmen zerfiel, wahrscheinlich eine Lanze. Die ad 1 — 3 genannten Gegenstände befinden sich im Besitz des Herrn Dr. Marschall in Marienburg, die Fibel wird in der Danziger Sammlung aufbewahrt.

Untersuchung der Schädel.

An dem Schädel K (Figur 20) fehlt das Siebbein und der Boden der linken Augenhöhle, der Knochen ist schwer, theilweise glatt und weiss wie Kalk, die amina externa blättert leicht ab. Die Nähte sind grobzähnig, die sagittalis posterior und die coronaria infer. beginnen zu obliteriren, in der

Lambdanaht viele Schaltknochen. Arcus und Muskelleisten sehr stark ausgeprägt, die Zähne wenig abgenutzt. Mann von 25—30 Jahren.

Norma frontalis: Stirn niedrig, breit; arcus fast zusammenfliessend; Nasenwurzel tief eingesunken, Backenknochen vorstehend; der obere Augenhöhlenrand überragt sehr den untern, das foramen infraorbitale sehr gross.

Norma verticalis: Breit eiförmig aber vorn ganz abgestutzt, der Scheitel hoch dachförmig ansteigend, auf der sagittalis anterior Andeutung vom Kamm.

Norma temporalis: Die Profillinie steigt auf der Stirn flach an, läuft auf dem Scheitel fast horizontal weiter, senkt sich dann steil zur kleinen Fontanelle, wo das Hinterhaupt sich mit einer deutlichen Ausladung ansetzt, um zuletzt horizontal nach vorn zu laufen. Geringe Prognathie.

Norma occipitalis: Breites Fünfeck mit abgerundeten Ecken, oben dachförmig.

Maasse:

A =	187	A : B =	74,9
B =	140	A : C =	79,1
C =	148	B : C =	105,7
D =	93	A : D =	49,7
Horizontale Circumferenz =	530		

Der Schädel L (Figur 21) is sowohl im Allgemeinen als auch in den einzelnen Normen dem Schädel K ausserordentlich ähnlich, ich gebe daher nur die Unterschiede an. Die Obliteration der Nähte ist weiter vorgeschritten, es ist nur noch die Lambdanaht und die parieto - mastoidea offen, die Zähne mehr abgeschliffen. Mann von 30—55 Jahren.

Norma frontalis: Die Stirn ist etwas höher und schmäler und die arcus nicht so stark entwickelt.

Norma verticalis: Breiter und kürzer, die tubera deutlicher ausgeprägt und weiter voneinander entfernt.

Norma temporalis: Mehr orthognath.

Norma occipitalis: Der obere Bogen ist flacher wie bei K.

Maasse:

A =	186	A : B =	75,8
B =	141	A : C =	79,0
C =	147	B : C =	104,2
D =	96	A : D =	51,6
Horizontale Circumferenz =	526		

Was nun die Zeit betrifft, aus welcher dieses Liebenthaler Grab herstammt, so haben wir schon oben darauf hingewiesen, dass die Fibel (Fig. 23)

eine ausserordentliche Aehnlichkeit mit jenen hat, welche Hensche aus den Gräbern bei Fürstenwalde und Bähr aus denen der Liven bei Aschenrade beschrieben hat; diese letzten Gräberfelder rühren aber aus einer relativ neuen Zeit her, nämlich aus dem 11. und 12. Jahrhundert nach Chr. Geb. und wir hätten demnach auch das Liebenthaler Grab nicht viel weiter zurückzusetzen. Was aber den kraniologischen Karakter der beiden Schädel K und L angeht, so haben dieselben sowohl in ihrer Form als auch in ihren Maassen eine ausserordentliche Verwandtschaft mit jenem Typus, den His Siontypus, Ecker die Hügelgräberform und Hölder die breitere germanische Form nannte, ohne dass damit eine ethnologische Bezeichnung ausgedrückt werden soll. Auch die Capacität derselben stimmt mit diesen Typus gut zusammen.

	Sion.	K.	L.
Maximum.	1800		
Mittel.	1588	1540	1555
Minimum.	1450		

Vergleichen wir dieselben aber speciell mit den andern östlich von der Weichsel gefundenen Schädeln, so zeigen sie die meiste Verwandtschaft mit dem III. Fürstenwalder und stellen, wie dieser, eine Mittelform zwischen den beiden Extremen des Deutsch-Eilauer Grabes dar, welche sich indess mehr der dolichocephalen als der entgegengesetzten Grenze nähert.

Zum Schluss geben wir nach v. Wittich's[1]) Beschreibung einen kurzen Bericht über den Briesener Schädel der Königsberger Sammlung, einmal weil ich im Stande bin, hier eine Abbildung desselben hinzuzufügen, die jener Beschreibung fehlt und dann um das Material für den 2. Theil dem Leser im Zusammenhange vorzuführen.

Bei dem Chausséebau nach Bahnhof Briesen stiess man 1½ Meter tief auf 2 menschliche Skelette, welche von kleinen Feldsteinen eingefasst waren; zur Rechten des einen Gerippes lag ein 11 Centimeter langes und 2 Centm. breites spitzes Messer aus schwarzem Feuerstein von roher Arbeit. Ein Schädel konnte nur gerettet werden und gelangte nach Königsberg in die Sammlung der physik.-ökonomischen Gesellschaft; v. Wittich hat denselben genau beschrieben aber nicht abgebildet, unsere Abbildung ist nach einer Photographie gemacht, welche Herr Scharlock in Graudenz von dem Schädel besorgt hat, bevor er nach Königsberg geschickt wurde.

Der Schädel (Figur 22) ist gut erhalten, die Nähte sind fast ganz ossifirt, die Zähne sehr abgenutzt, die Scheitelansicht ist oval, der ganze Schädel klein. v. Wittich giebt unter anderen folgende Maasse an:

---

[1]) Schrift der physik.-ökonomischen Gesellschaft. XIII. S. 155.

$$A = 162$$
$$pp = 130{,}5$$
$$A:pp = 80{,}5$$

und fährt dann fort: „Vergleicht man seine relativen Maasse mit jenen der in der Copenhager Sammlung von Virchow bestimmten, so entspricht sein Breitenindex (805) dem der Finnen (803), sein Höhenindex (790) am meisten noch dem der Steinzeitschädel (779), wie er sich auch hinsichts seines Verhältnisses zwischen Höhe und Breite (101,9) entschieden der letzten Schädelgruppe (100,7) nähert.“ Nach einer Verwahrung gegen eine Bestimmung des Schädeltypus der preussischen Steinzeitmenschen aus diesem einem Schädel, fährt er fort: „wohl finden sich unter den Steinzeitschädeln einzelne, deren relative Maasse fast vollkommen denen des vorliegenden entsprechen, so zeigt beispielsweise in Virchow's Tab. I der unter Nr. 16 ausgeführte Schädel:

Breitenindex = 81[1])
Höhenindex = 79,6
Höhe zur Breite = 102,1

II. Ethnologischer Theil.

So viel auch seit Retzius über kraniologische Messungen geschrieben worden, so viel verschiedene Messungssysteme auch noch aufgestellt werden mögen, ein Verhältniss wird stets allen weiteren Betrachtungen zu Grunde gelegt werden müssen, weil es den ersten Eindruck am genausten ausspricht, das Verhältniss der grössten Länge zur grössten Breite. Wo man die einzelnen Abtheilungen machen will, scheint mir ganz konventionell zu sein, der Index genügt ja zur Verständigung. Ordnen wir nun die oben beschriebenen Schädel nach dem Horizontalindex, so erhalten wir folgende Reihe:

Gruppe	Nr.	Schädel		Index
Dolichocephalen.	1.	IX[2])	mit einem Index von	65,5
	2.	P.	„ „ „ „	69,1
	3.	A.	„ „ „ „	70,0
	4.	B.	„ „ „ „	70,2
	5.	S.	„ „ „ „	70,5
	6.	N.	„ „ „ „	71,8
	7.	VII.	„ „ „ „	71,8
Subdolichocep.	8.	XI.	„ „ „ „	72,0
	9.	V.	„ „ „ „	72,7
	10.	VI.	„ „ „ „	73,4
	11.	Q.	„ „ „ „	73,5
Orthocephalen.	12.	VIII.	mit einem Index von	74,6
	13.	O.	„ „ „ „	74,7
	14.	K.	„ „ „ „	74,9
	15.	L.	„ „ „ „	75,8
	16.	M.	„ „ „ „	76,3
	17.	I.	„ „ „ „	76,4
	18.	II.	„ „ „ „	76,6
	19.	H.	„ „ „ „	77,8

[1]) Wir machen darauf aufmerksam, dass die von Virchow angegebenen Zahlen einen etwas abweichenden Index ergeben, nämlich A : B = 797, A : C = 797 und B : C = 100.

[2]) Die mit Zahlen bezeichneten sind Neustettiner, die mit Buchstaben Danziger und die mit Namen Königsberger Schädel.

In diese Reihe können aber die von v. Wittich beschriebenen Königsberger Schädel nicht gebracht werden, weil derselbe den Index nach der Entfernung der beiden Scheitelhöcker von einander berechnet. Es erscheint deshalb zweckmässig, alle Schädel nochmals nach dem Wittich'schen Horizontalindex zu ordnen und dann erhalten wir folgende vollständige Reihe:

1. Balgarden	63,2	23. II mit einen Index von	71,3
2. P.	64,4	24. I. Altpreussischer	71,4
3. M.	65,0	25. H.	71,9
4. N.	65,4	26. I.	72,5
5. IX.	65,5	27. Preussisch-Eilau	73,2
6. VII.	65,7	28. III. Fürstenwalder	73,5
7. Deutsch-Eilau II.	66,0	29. Elbinger	73,7
8. A.	66,3	30. Heiligenbeiler	73,8
9. VI.	66,8	31. L.	74,2
10. II. Altpreussischer	67,0	32. O.	74,7
11. Q.	67,6	33. Rossitter II.	75,0
12. Suppliether II.	67,6	34. Gilgenburg.	76,7
13. B.	68,1	35. I. Fürstenwalder	78,7
14. X.	68,2	36. II. Fürstenwalder	80,1
15. Rossitter I	68,4	37. Briesen.	80,5
16. VIII.	69,1	38. Deutsch-Eilau I.	83,6
17. K.	69,5		
18. Suppliether I.	69,5		
19. XI.	70,4		
20. S.	70,5		
21. III. Altpreussischer	71,0		
22. V.	71,0		

Wenngleich die Ordnung der Schädel in der 2. Reihe etwas anders geworden ist, als in der ersten, weil eben die Scheitelbreite nicht mit der grössten Breite ab- und zunimmt, so bietet eine Vergleichung beider Reihen immerhin einen Anhalt für die Beurtheilung der Königsberger Schädel nach ihrem wahren Breitenindex.

Nach Welcker's[1]) Tabelle würden in der ersten Reihe die 7 ersten Schädel reine Dolichocephalen, 8—11 Subdolichocephalen und 12—19 Orthocephalen sein. Will man hiernach die 2. Reihe ordnen, so empfiehlt es sich die Dolichocephalen und Subdolichocephalen zusammen zu fassen, wie ja es von andern Autoren (v. Jhering, Weissbach) auch geschehen, weil eben der v. Wittich'sche Index ohnedies subtilere Vergleiche mit der Welcker'schen Tabelle ausschliesst und wir hätten dann die ersten 22 Schädel (mit Ausnahme von 3, 16 und 17, welche ja nach der ersten richtigeren Reihenfolge

[1]) Archiv für Anthropologie. I. S. 135.

orthocephal sind) zu den Dolichocephalen, dann die eben genannten 3 und Nr. 23 — 32 zu den Orthocephalen und Nr. 33 — 38 zu den Brachycephalen zu rechnen.

Schon dieses einfache Ergebniss, dass von 38 Gräberschädeln der nordöstlichen preussischen Provinzen 19 Dolichocephale sind, wie sie heute in ganz Deutschland so schmal kaum vorkommen dürften, ist von grossem ethnologischen Interesse. Aber noch mehr. Virchow hat bekanntlich in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 10. Februar 1872 eine Reihe von Gräberschädeln des nordöstlichen Deutschlands beschrieben und dort unter 12 nur 3 Dolichocephale, 5 Orthocephale und 4 Brachycephale gefunden; von jenen 3 Dolichocephalen stammen 2 ebenfalls aus dem östlichen Deutschland[1]), aus der Gegend von Schwerin in der Provinz Posen, her. Es ist also wohl zu konstatiren, dass in dem nordöstlichen Preussen auffallend viele dolichocephale Gräberschädel gefunden worden sind. Aus jener Virchow'schen Untersuchung in demselben Sitzungsbericht will ich nur noch einen Punkt hervorheben. Von dem einen der vorgelegten Schädel, dem von Pakosz bei Jankowo, welcher einen Breitenindex von 75, Höhenindex von 77,6 hat, sagt dieser Forscher: „ein solcher Schädel gehört jetzt bei uns zu den allergrössten Seltenheiten; ich wüsste nicht, dass noch irgend ein Bruchtheil unserer Bevölkerung Langschädel von solcher Regelmässigkeit besässe."

Wenn dem aber so ist — und wer wäre durch seine Forschungen zu einem solchen Ausspruch berechtigter als Virchow? — so müssen wir uns fragen, welchen andern Völkern, die heute noch leben, können jene Menschen angehört haben, die in den Gräbern der preussischen Ostseeprovinzen so zahlreich vertreten sind? Ich weiss zwar sehr gut, dass wir nach dem Breitenindex allein nimmermehr eine positive ethnologische Diagnose machen können; allein zur Exklusion reicht derselbe offenbar vollständig aus.

Sehen wir nun noch einmal die Welcker'sche Tabelle an, so finden wir unter den Dolichocephalen nur Neger, Eskimos, Hindus's, Papua's und andere Völker angeführt, von denen ausser den Irländern schwerlich eines für die Abstammung der alten preussischen Ureinwohner in Erwägung gezogen werden dürfte. Die Irländer aber, oder vielmehr die Celten sind in der That von v. Wittich als die Stammesverwandten unserer Gräberschädel angesehen worden und es liesse sich ja dagegen von kraniologischer Seite her nicht einwenden, wenn die verschiedenen Forscher nur darüber einig wären, was sie unter Celten kraniologisch und ethnologisch verstehen. Sehr zweifelhaft wird aber diese celtische Verwandtschaft, sobald wir die Zeit erwägen, aus welcher diese Gräber herstammen. In den meisten Fällen, sehen wir, sind Beigaben aus Eisen gefunden, gerade die meisten Dolichocephalen, wie der Bulgarder Schädel, wie A und B beweisen durch ihren eiserne Messer und

---

[1]) Zeitschrift für Ethnologie II. 5/6 S. 472.

Schwerter, dass sie in einer relativ neuen Zeit hier gelebt haben. Denn mag man den Beginn der Eisenzeit für die Ostseeküste noch so früh ansetzen, früher als um die Zeit von Christi Geburt dürfte es wohl Keinem in den Sinn kommen. Was lehren nun aber unsere ältesten historischen Quellen über diese Gegenden und ihre Bewohner?

Dunkel, aber doch bestimmt genug erwähnen unsere ältesten Nachrichten, welche Caspar Zeuss in seinem Werke „die Deutschen und die Nachbarstämme" zusammengestellt, dass germanische Stämme[1]) „einst die ganze Südküste der Ostsee von der Trave bis zur Memel inne hatten" und wahrscheinlich nahe zu gleicher Zeit an die römischen Grenzen vorgedrungen waren und zwar wohnten in dem heutigen Pommern die Ruger, dann in dem heutigen Westpreussen westlich von der Mündung der Weichsel die Turcilinger, weiter auf dem rechten Weichselufer die Sciren und dann weiter in dem heutigen Ostpreussen bis an die Memel die Gothen.[2]). Um die 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts etwa brachen zuerst die Gothen gegen Süden auf und ihnen folgten nach und nach die Sciren, Turcilinger und Ruger, während andere Völker die von ihnen verlassenen Wohnsitze einnahmen, so die Pruzzen oder Aistier oder Preussen, ein lettisches Volk das Gebiet der Gothen und Sciren, die Pomoranen, ein wendisches Volk, das Gebiet der Ruger und Turcilinger; die Pruzzen nun haben ihre Nationalität zwischen Weichsel, Memel und Drewenz bis zu ihrer Bekehrung und Unterwerfung durch den deutschen Orden im Anfang unseres Jahrtausends tapfer vertheidigt, die Pomoranen[3]) dagegen haben sich allmählich germanisirt und nur ein kleiner Theil von ihnen, die Kassuben, haben in dem heutigen Pommerellen trotz der Annahme des Christenthums ihre ursprünglich slavische Nationalität festgehalten.

Während nun über das Auftreten jener germanischen Stämme vor Rom viele sichere Zeugnisse vorliegen,[4]) sind uns über ihre ursprünglichen Sitze an der baltischen Küste nur mangelhafte Andeutungen aus dem Ptolemäus bekannt und es fragt sich nun, ob unsere kraniologischen Untersuchungen eine Beziehung zu den ältesten Berichten ergeben. Man kann nun wohl ganz bestimmt sagen, dass wenn man die Platydolichocephalen der heutigen Welt ausschliesst, kein Volk in dem Breitenindex und der ganzen Beschaffenheit seiner Schädel eine so grosse Aehnlichkeit mit unseren reinen Langschädeln zeigt, als dasjenige, dessen Reste in den Reihengräbern Süddeutschlands vertreten sind.

---

[1]) S. 489.

[2]) L. c. S. 271.

[3]) L. c. S. 664 und 666.

[4]) Odoacer genere Rugus, Turcilingorum, Scirorum, Herulorumque turbis munitus, Italiam invasit. Jornandes de regnor. success. p. 59.

Ferner Odoacer, Turcilingorum Rex habens secum Sciros, Herulos, diversarum gentium auxiliarios Italiam occupavit. Idem de rebus Get. c. 46.

Nach Zeuss S. 489.

Von den Schädeln V, XI, A, B, P, Balgarden lehrt sowohl die Beschreibung als die Abbildung, dass sie vollständig dem Reihengräbertypus Ecker's entsprechen; die mehr fragmentarischen Schädel VII, N, Q, S gehören soweit ein Fragment sich bestimmen lässt, ebenfalls dahin; VI hat mit V vollständig denselben Typus, wenn er auch etwas breiter ist; der zweite Deutsch-Eilauer ist dem Balgarder ganz gleich, wie wir gesehen haben; die beiden Suppliether beschreibt v. Wittich fast mit denselben Worten, wie Ecker die Reihengräberform und von den altpreussischen Schädeln sagt derselbe Forscher, dass sie am nächsten in jeder Beziehung den Germanen sich stellen. v. Wittich unterschied eben damals die schmalen Langschädel mit elliptischer Scheitelansicht als celtische von den etwas breiteren mit mehr ovaler Scheitelansicht als germanischen. Seitdem aber Ecker in seinem bekannten Werke: Crania German. meridional. occident. gezeigt, dass die Schädel aus den merovingischen Reihengräbern, welche doch unzweifelhaft germanisch gewesen sind, sich gerade durch jene schmale, elliptische Scheitelansicht auszeichnen, fällt wohl jeder Grund, jene Gräberschädel von der Form des Balgarder, (also alle unsere rein dolichocephale) als celtische zu bezeichnen um so mehr fort, als wir ja ziemlich bestimmte, wenn auch dürftige Nachrichten darüber besitzen, dass in der Zeit, aus welcher diese Gräber herstammen, germanische Völker hier gelebt haben, also auch ihre Todten hier verbrannt und beerdigt haben müssen, — denn beide Sitten waren ja üblich — während wir über die Anwesenheit von Celten in dieser Gegend und zu jener Zeit ebenso wenig etwas wissen, wie von der der Neger oder Eskimos.

Es folgt daher aus der rein kraniologischen Betrachtung unserer dolichocephalen Schädel mit der grössten Wahrscheinlichkeit, dass hier im Beginn der Eisenzeit Völker gelebt haben müssen, welche den Franken und Alemannen, wie sie sich in den Reihengräbern des 4. bis 8. Jahrhunderts präsentiren, verwandt gewesen sind und da dieses Resultat mit den ältesten historischen Quellen übereinstimmt, so wird jene Wahrscheinlichkeit nahezu zur Gewissheit erhoben. Wie verhalten sich nun aber die übrigen Schädel, deren Breitenindex nicht eine solche zwar per exclusionem begründete aber doch sichere Diagnose gestattet? Sehen wir zunächst von den Orthocephalen ab, von denen ja einige Hölder's germanischer Form aus den Reihengräbern vollständig entsprechen, so begegnen wir einem stark brachycephalen Schädel schon in dem Briesener Grabe, welches seinen Beigaben nach unzweifelhaft zu den ältesten der Gegend gehört; dann wieder einem in dem Deutsch-Eilauer Grabe, welches wie der Fund einer Münze vermuthen lässt, einer späteren Zeit angehört; ferner in den entschieden späteren Gräbern aus dem Ende der heidnischen Zeit, in den Fürstenwalder Gräbern, endlich wie wir weiter unten sehen werden, in Gräbern aus der historischen Zeit, welche der litthauischen Bevölkerung angehörten. Wir begegnen also hier derselben Erscheinung, wie sie in Süddeutschland ja längst bekannt und neuerdings von Kollmann hervorgehoben ist, dass eine brachycephale Schädelform hier schon in der ältesten

Zeit auftritt, dann eine gewisse Zeit gegenüber einer äusserst dolichocephalen zurücktritt, aber nicht ganz verschwindet und zuletzt wieder neben einer orthocephalen sich geltend macht.

Es ist nun keine Frage, dass im Vergleich zu den vielen äusserst dolichocephalen Schädeln aus den heidnischen Gräbern der preussischen Ostseeprovinzen die streng brachycephale Form sehr selten vorkommt. Es kann dies ja verschiedene Ursachen haben. Es kann blosser Zufall sein, weil überhaupt noch nicht genug Material gesammelt ist; es kann sein, dass die Menschen der rein brachycephalen Schädelform ihre Todten nicht beerdigt haben; es kann aber auch freilich sein, dass sie hier nur spärlich gelebt haben. Bis diese Fragen entschieden sein werden, lässt sich meiner Ansicht nach über die ethnologische Bedeutung der brachycephalen Schädelform in dieser Gegend nichts Gewisses aussagen; denn es ist ja eben diese Form keine so typische, wie etwa die Reihengräberform.

Allein einige Gesichtspunkte lassen sich doch schon jetzt hervorheben, welche für die weitere Forschung fruchtbar sein dürften. Der Briesener Schädel unterscheidet sich von dem Deutsch-Eilauer vollständig, sowohl in seinen Maassen, als auch in seiner Beschreibung; v. Wittich sagt, der letztere sei kuglig, während der erstere dies entschieden nicht ist und ein Blick auf die folgenden Zahlen wird jedenfalls die Vermuthung bestätigen, dass wir es hier mit zwei verschiedenen brachycephalen Schädelformen zu thun haben; v. Wittich selbst sagt, dass der Briesener Schädel mehr den dänischen Steinschädeln gleiche.

	D.-Eilau.	Briesen.
Grösste Länge A =	183	162
Parietalbreite . . =	153	130,5
Grösster Umfang =	560	490
Frontalbogen . . =	130	115
Sagittalbogen . . =	120	110

Wenn wir aber den Briesener Schädel als sui generis abtrennen, so vereinfacht sich die Fragestellung ausserordentlich. Wir haben dann einen stark brachycephalen Schädel in einem Grabe zusammen mit einem äusserst dolichocephalen von der Reihengräberform in Deutsch-Eilau; dann finden wir den nächst brachycephalen in einem Grabe mit Mittelformen in Fürstenwalde, dann finden wir Mittelformen allein vielfach vertreten in Preussisch-Eilau, Elbing, Heiligenbeil und Liebenthal; wir wissen ferner, dass die Fürstenwalder und Liebenthaler Gräber aus einer entschieden späteren Zeit herstammen — kurz, wenn wir dies zusammen halten, so drängt sich von selbst die Vermuthung auf, dass die Mittelform hier aus der Vermischung von extrem brachycephalen und dolichocephalen Elementen entstanden ist. Die alten Preussen, ein der Sprache nach zwischen Germanen und Slaven stehendes

Volk, dürften daher auch ihrer Schädelbeschaffenheit nach eine solche Zwischenstellung zwischen der alten rein germanischen Reihengräberform und der rein brachycephalen Form einnehmen, als ob sie aus der Vermischung beider hervorgegangen sind.

Welches Volk dieses ursprünglich brachycephale Element hineingebracht hat, lässt sich eben heute noch nicht entscheiden; die Geschichte weist aber auf ein den Slaven nahestehendes Volk, die alten Pruzzen hin. Interessant ist nun, dass der Litthauer Schädel noch im 16. Jahrhundert dieselbe Zwischenstellung wie früher behauptet. v. Wittich[1]) hat neuerdings 5 Litthauer Schädel aus dem 16. Jahrhundert von dem Nemmersdorfer Kirchhof her untersucht und beschrieben. Noch im vorigen Jahrhundert war diese Gemeinde in der Nähe von Gumbinnen fast ganz rein litthauisch, und es ist interessant, zu sehen, wie von diesen 5 Schädeln zwei orthocephal sind (74,07 uud 74,6), zwei äusserst brachycephal (93,1 und 89,9) und der fünfte zwar orthocephal (80,0), aber mit entschiedener Hinneigung zur Brachycephalie. v. Wittich ist zwar geneigt, nur die orthocephalen Schädel für typisch zu halten, die beiden entschieden brachycephalen nicht; allein abgesehen davon, dass Retzius den Lettenschädel ausdrücklich brachycephal gefunden, dass ferner von den beiden Orthocephalen der eine stark prognath, der andere stark orthognath ist, ist ja in den Gräbern von Deutsch-Eilau und Fürstenwalde, welche doch den Vorfahren der Litthauer angehörten, ganz dieselbe Thatsache konstatirt, welche die Altpreussen der Geschichte als ein Mischvolk aus dolichocephalen, germanischen und brachycephalen, wahrscheinlich pruzzischen Elementen erscheinen lässt.

Es würde dann auch die Breitenzunahme des Neustettiner Klosterschädels aus dem 16. Jahrhundert im Vergleich mit den Schädeln aus den Neustettiner Hügelgräbern auf eine Vermischung mit einem brachycephalen Element zurückzuführen sein, wie es ja Hölder für Süddeutschland längst gethan hat.

Selbst die Schädel der Neustettiner Hügelgräber zeigen durch ihre niedrige grösste Länge gegenüber der Ecker'schen und zum Theil selbst der Hölder'schen Reihengräberform (S. 202.) darauf hin, dass hier sich der Einfluss eines brachycephalen Elements geltend macht, welcher, so nahe diese Schädel auch der germanischen Reihengräberform stehen, in den Verhältnisszahlen sich deutlich ausspricht. Für diese Gegend und diese Zeit würden dann, wie östlich von der Weichsel die Pruzzen, die einwandernden Wenden zuerst in Frage kommen und demnach in den Neustettiner Hügelgräbern uns die Reste einer dolichocephalen germanischen Urbevölkerung vorliegen, welche brachycephale Einwanderer in sich aufgenommen hat.

---

[1]) Schrift. der physik.-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg 1872. S. 127.

des Gesichts.									Verhältnissmaasse.					
Maxillarbreite.	Breite der Nasenwurzel.	Breite des Kinns.	Abstand der Unterkiefer-winkel.	Unterer Umfang des Unterkiefers von Winkel zu Wink.	Mediam-Höhe des Unterkiefers.	Länge des Astes des Unterkiefers.	Breite der Augenhöhlen.	Höhe der Augenhöhlen.	Grösste Länge (A) = 100 gesetzt, beträgt die Breite (B)	Grösste Länge (A) = 100 gesetzt, betr. die Scheitelbr. (pp)	Grösste Länge (A) = 100 gesetzt, betr. die Höhe (C)	Grösste Länge (A) = 100 gesetzt, betr. die Höhe (E)	Grösste Breite (B) = 100 gesetzt, betr. die Höhe (C)	Grösste Länge (A) = 100 gesetzt, betr. die Hinterhauptsl. (D)
27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41
55	17	43	100	166	33	62	42	34	76,4	72,5	79,2	77,1	103,6	54,4
—	17	—	80?	—	29?	62	42	—	76,6	71,3?	76,0	70,1	99,2	—
—	20	—	—	—	—	—	—	—	—	—	73,7?	71,5?	—	—
60	20	—	89	180	34?	65	39	34	72,7	71,0	79,0	69,4	108,6	57,3
65	20	—	—	—	—	—	42	30	73,4	66,8	76,6	74,3	104,4	53,2
63	13	—	—	—	—	—	—	—	71,8	65,7	—	—	—	50,8
—	14	—	—	—	—	—	—	—	74,6	69,1	74,6	—	100,0	—
—	21	—	—	—	—	—	37	32	65,5?	65,5?	83,0	78,9	126,7?	57,3
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	68,2	77,7	—	—	56,9
66	23	48	101	180	35	75	42	32	72,0	70,4	74,7	73,8	103,7	53,7
62	17	47	103	175	27	61	39	33	77,8	71,9	76,2	74,1	97,9	61,1
63	23	41	92	183	30	67	39	33	70,0	66,3	75,8?	67,9	108,3	51,05
—	—	40	—	—	29	—	—	—	70,2	68,1	—	—	—	—
61	23	47	93	165	31	69	42	36	74,9	69,5	79,1	75,8	105,7	49,7
61	21	44,5	91	162	27	61	41	36	75,8	74,2	79,0	77,0	104,2	51,6
—	23	—	—	—	—	—	40	34?	76,3	65,0	76,8	71,2	100,7	49,1
—	—	—	—	—	—	—	—	—	71,8	65,4	—	71,8	—	57,9
—	18	—	—	—	—	—	40	33	74,7	—	80,7	75,3	108,0	46,3
—	21	—	—	—	—	—	40	34?	69,1	64,4	76,3	71,7	110,4	56,7
—	—	—	—	—	—	—	—	—	73,5	67,6	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	70,5	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	37	—	—	63,2	—	58,6	—	—
—	—	—	—	—	—	—	42	—	—	71,4	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	38	—	—	67,0	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	71,0	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	83,6	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	66,0	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	78,7	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	80,1	—	73,3	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	73,5	—	71,4	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	69,5	—	65,8	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	67,6	—	67,6	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	68,4	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	75,0	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	73,2	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	73,7	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	73,8	—	71,0	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	76,7	—	—	—	—
58	18	—	90	195	30	59	—	—	—	80,5	—	79,01	—	—

Tabelle der Maasse.

Absolute Maasse in Millimetern

	…s Schädels.														
	…e.		Breite.												
	Höhe von for. mag. zur grossen Fontan.	Höhe von for. mag. zur kleinen Fontan.	Grösste Breite B.	Stirnbreite kleinste.	Stirnbreite grösste.	Abstand der tubera frontalia.	Abstand der untern Enden der proc. zygomatici des Stirnb.	Scheitelbreite pp.	Hinterhauptsbreite.	Breite zwischen proc. mastoidei.	Breite zwischen der sutur. squamosa in der Mitte.	Horizontale Circumferenz	Capacität in C.C.	Länge.	…
	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	2…
	132	120	136	92	102	53	—	129	128	128	132	520	1480	118	1…
	—	107	131	89	—	55?	—	122?	110	110	115	520	—	98	
?	128?	119?	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
	123	108	128	88	98	57	—	125	111	111	123	520	—	113	1…
	134	112	135	91	107?	55?	—	123	117	117	—	532	—	—	
	—	—	130	92	—	—	—	119?	104	104	—	525	—	—	
	—	—	129	95	101	—	—	123	110	110	135	510	—	—	
	135	115	112?	95	—	—	—	—	102	102	—	—	—	—	
	—	—	—	—	—	—	—	122	118?	118?	—	—	—	—	
	133	114	134	93	105	53	—	131	114	114	129	530	1490	120	1
	132	122	144	91	112	56	—	133	109	109	140	530	1563	106	1…
	127	100	133	95	103	53	103	126	127?	126	111	528	1310	115	1
	—	—	130	—	—	46	—	126	—	—	—	520?	—	—	
5	140	113	140	102,5	122	52?	108	130	126	126	120	530	1540	111	1
	140	117	141	99	118	55	103	138	121	121	120	526	1555	110	1…
	124	105	135	91	—	—	—	115?	125	125	117	502	1275	—	
	132	111	135	—	106	—	—	123	137	137	118	539?	1400	—	
	120	83	124	86	—	56?	92	—	—	—	—	480?	—	—	
	132	118	134	95	108	53	92	125	124	124	114	532	1458	—	
	—	—	136?	89?	102?	52	—	125?	—	—	—	—	—	—	
	—	—	134	—	—	42	—	—	—	—	—	—	—	—	
	—	—	—	—	—	54	115	124	—	115	—	540	—	—	
	—	—	—	—	—	55	104	130	—	125	—	510	—	—	
	—	—	—	—	—	58	103	130	—	125	—	535	—	—	
	—	—	—	—	—	—	107	135	—	—	—	—	—	—	
	—	—	—	—	135	—	—	153	—	—	—	550	—	—	
	—	—	—	—	102	—	102	130	—	—	—	550	—	—	
	—	—	—	—	—	62	104	142	—	122	—	530	—	—	
	—	—	—	—	—	59	—	141	—	126	—	520	—	—	
	—	—	—	—	—	67	—	136	—	135	—	540	—	—	
	—	—	—	—	—	58	—	119	—	119	—	485	—	—	
	—	—	—	—	—	55	—	115	—	112	—	485	—	—	
	—	—	—	—	—	—	—	130	—	—	—	—	—	—	
	—	—	—	—	—	—	—	135	—	—	—	—	—	—	
	—	—	—	—	—	—	—	128	—	—	—	—	—	—	
	—	—	—	—	—	60	—	140	—	—	—	530	—	—	
	—	—	—	—	—	63	—	130	—	126	—	520	—	—	
	—	—	—	—	—	57	95	132	—	108	—	500	—	—	
	—	—	—	—	—	—	109	130	—	116	130	490	1440	—	

Laufende Nummer.	Bezeichnung des Schädels, der pagina, auf welcher er beschrieben und der Figur, in welcher er abgebildet.	Länge.								
		Grösste Länge A.	Länge des Schädelgewölbes.	Stirnbogen.	Scheitelbogen.	Hinterhauptsbogen.	Sehne.	Länge des Hinterhaupts D.	Länge des Vorderhaupts. Ohröffn. — sut. nasalis.	Ganze Höhe
		1	2	3	4	5	6	7	8	9
1	Neustettin I. . . . . S. 195. Fig. 6.	178	360	120	128	112	102	97	111	136
2	„ II. . . . . . „ 196. „ 7.	171	360	247		110	94	—	106	125
3	„ III. . . . . „ 196.	179	370	115	130	125	—	—	104	—
4	„ V. . . . . . „ 192. „ 2.	176	370	130	133?	107?	97	101	102	121
5	„ VI. . . . . „ 191. „ 1.	184	380	130	135	115	103	98	116	132
6	„ VII. . . . . „ 193. „ 3.	181	365	130	125	110	—	92	115	—
7	„ VIII. . . . „ 193.	175	373	137	123	113	—	—	102	—
8	„ IX. . . . . „ 194. „ 4.	171	360	130?	128?	112?	101	98	109	131
9	„ X. . . . . . „ 195. „ 5.	179	375	120	130	125	104?	102	110	129?
10	„ XI. . . . . „ 197. „ 8.	186	375	130	130	115	111	100	114	135
11	„ Klostersch. „ 198. „ 10.	185	382	136	115	139	100	113	108	136
12	Danzig A. . . . . „ 204. „ 11.	190	377	130	130	117	—	97	113	129?
13	„ B. . . . . . . „ 204. „ 12.	185	—	120	130	—	—	—	—	—
14	„ K. . . . . . . „ 215. „ 20.	187	383	135	132	116	103	93	113	145
15	„ L. . . . . . . „ 216. „ 21.	186	385	140	120	125	105	96	112	142
16	„ M. . . . . . . „ 206. „ 13.	177	370	140	115	115	95	87	110	127
17	„ N. . . . . . . „ 207. „ 14.	188	375?	125?	130	120	92?	109	—	136
18	„ O. . . . . . . „ 207. „ 15.	166	340	115	120	105	94	77	103	125
19	„ P. . . . . . . „ 208. „ 16.	194	383	137	131	115	103	109	111	139
20	„ Q. . . . . . . „ 208. „ 17.	185	380?	120?	135	125	—	—	—	—
21	„ S. . . . . . . „ 208. „ 18.	190	—	123	123	—	—	—	—	—
22	Königsb. - Balgarder „ 212. „ 19.	196	365	135	120	110	—	—	—	—
23	„ 1. Altpreuss. „ 215.	182	362	125	125	112	—	—	—	—
24	„ 2. „ „ 215.	194	—	130	130	—	—	—	—	—
25	„ 3. „ „ 215.	190	—	125	122	—	—	—	—	—
26	„ 1. D.-Eilau „ 213.	183	385	130	120	135	—	—	—	—
27	„ 2. „ „ 213.	197	—	130	130	—	—	—	—	—
28	„ 1. Fürstenw. „ 214.	179	352	122	115	115	—	—	—	—
29	„ 2. „ „ 214.	176	368	125	128	115	—	—	—	—
30	„ 3. „ „ 214.	185	375	125	125	125	—	—	—	—
31	„ 1. Suppliett. „ 215.	171	345	115	120	110	—	—	—	—
32	„ 2. „ „ 215.	170	340	115	110	115	—	—	—	—
33	„ 1. Rossitter „ 215.	190	355	120	120	115	—	—	—	—
34	„ 2. „ „ 215.	180	—	100	130	—	—	—	—	—
35	„ Pr. - Eilauer „ 215.	175	—	115	115	—	—	—	—	—
36	„ Elbinger „ 215.	190	388	130	125	133	—	—	—	—
37	„ Heiligenbeil. „ 215.	176	358	125	125	108	—	—	—	—
38	„ Gilgenburger „ 215.	172	365	120	140	105	—	—	—	—
39	„ Briesen „ 217. „ 22.	162	330	115	110	105	—	—	92	—

Schlussresultate.

1) Durch die ganze Provinz Preussen von Tilsit bis an die pommersche Grenze finden sich eine grosse Menge rein dolichocephaler Gräberschädel, welche mit der Reihengräberform vollständig übereinstimmen, daher aus rein kraniologischen Gründen die Abstammung von einer germanischen Urbevölkerung höchst wahrscheinlich machen.
2) Diese Abstammung wird um so wahrscheinlicher, als die ältesten historischen Nachrichten damit übereinstimmen.
3) Oestlich von der Weichsel treten ausserdem noch eine Reihe von breiteren Gräberschädeln auf, welche auf eine Verschmelzung von rein brachycephalen und rein dolichocephalen Elementen hinweisen, eine Verschmelzung, deren allmähliches Fortschreiten sich in den verschiedenen Gräberfunden verfolgen lässt.
4) Für das stark brachycephale Element, welches zu dem früheren rein dolichocephalen hinzugekommen ist, kommen in erster Linie die Pruzzen in Betracht; aus der Vermischung beider sind dann die alten Preussen der historischen Zeit hervorgegangen.
5) Westlich von der Weichsel, im heutigen Pommerellen, zeigen fast alle Gräberschädel den rein dolichocephalen Typus der Reihengräber; breitere Mischformen treten hier nicht auf. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dass die germanische Urbevölkerung hier vollständig ausgewandert ist oder wenigstens mit der nachfolgenden slavischen sich nicht vermischt hat.
6) In den Hügelgräbern bei Neustettin zeigen die Schädel ganz vollständig den Charakter der Schädel aus den süddeutschen Hügelgräbern, neben dem rein dolichocephalen Reihengräbertypus auch breitere Formen: es ist daher wahrscheinlich, dass hier die Reste einer germanischen Urbevölkerung, welche in der Vermischung mit einem brachycephalen Volke begriffen ist, vorliegen.

Erklärung zu der Tabelle der Maasse.

Die Maaase 1—7, 9—10, 14—16, 19—20, 23, 25—26, 36, 38, 40 und 41 sind nach Ecker, 37 nach v. Wittich, die übrigen nach Virchow und Weissbach berechnet.

Erklärung zu den Abbildungen.

Tafel I stellt die beschriebenen Schädel in der Norma temporalis, Tafel II in der Norma verticalis, Tafel III in der Norma occipitalis, Tafel IV in der Norma frontalis dar. Die Nummer der Figur bezieht sich nun auf allen

Tafeln stets auf denselben Schädel, welcher hier bei der Erklärung der Figur angegeben ist. Die Abbildungen sind, wenn nichts anders bemerkt ist, mittelst des Lucae'schen Coordinationsapparats geometrisch gezeichnet und dann durch den Storchschnabel auf $\frac{1}{3}$ reducirt.

Miscellen und Bücherschau.

Major: The Voyage of the Venetian brothers Nicolo Antonio Zeno (Hakluyt Society). London 1873.

The Zeno document is shown to be the latestin existence (as far as known) giving details respecting the lost East colony of Greenland.

Riolacci: Anthropologie, l'ancienneté de l'homme. Paris 1873.

Ce que nous savons, c'est que l'homme vivait au moins vers la fin des temps tertiairs, mais il est, et il sera toujours impossible d'evaluer par des chiffres son ancienneté et cela par raison que la chronologie géologique n'admet pas de nombre absolu.

Gilpin: Mission of the North-American people, geographical, social and political, illustrated by six charts delineating the physical architecture and thermal laws of all the continents. Philadelphia 1873.

The Parcs of the North-American Andes find their culmination of superlative grandeur in the System of the four parcs of Colorado. This System towes over and crowns the whole Continental structure.

Calvert: Vazeeri Rupi, the silver country of the Vazeers in Kulu. London 1873.

The construction of the Davi or Devil-God (Munder) is in this way: A kind of ornamental chair is supported on four men's shoulders by long bamboos, the chair is covered with rich silk or shawls, usually of red colour, with deep fringes of silver or gold, and where the back cushion is usually placed in our chairs are fixed from 7 — 10 or more silver masks or faces of various sizes.

Vincent: The land of the white elephant, sights and scenes in south-eastern Asia. London 1873.

Annehmbar durch die entsprechenden Abbildungen aus Birma, Siam, Cambodia und besonders von den alten Tempeln des letzten Landes.

Wurm: Geschichte der indischen Religion. Basel 1874.

Für den Gebrauch der Missionäre (zunächst in Südindien) in brauchbarer Weise zusammengestellt und in 4 Abschnitten die Religion der Veda-Lieder, den älteren Brahmanismus, den Buddhismus und den neueren Brahmanismus behandelnd. Bei Besprechung der über das Nirwana umlaufenden Ansichten (S. 168) wird die eigentliche Bedeutung, die in dieser letzten Consequenz des Buddhismus liegt, ausser Augen gelassen (s. Z. f. E. Jahrg. 1871 u. die Weltauffassung der Buddhisten). Für einige Capitel des neuen Brahmanismus sind bisher unveröffentlichte Manuscripte von Missionären benutzt.

Griffin: The Rajahs of the Punjab, 2. ed. London 1873.

The spirits of the Kulu range are said to wage war with those inhabiting the Goghar, and after a violent storm the peasants will show travellers the stones, which have been hurled from range to range (wie zwischen den Riesen der dänischen Inseln).

Archives historiques du Poitou. Vol. I. Poitiers 1872.

Mit einem Artikel Bonsergent's: über die „Epigraphie romaine et Gallo-romaine, sigles figulins trouvés à Poitiers".

Taylor: Etruscan Researches. London 1874.

The argument of this book is to prove, that the Tyrrhenians of Italy were of kindred race with the Turcmans of Turkestan.

Simpson: Meeting the sun, a journey all around the world. London 1874.

Elegante Ausgabe in japanesischem Einband, ihrer Heliotypen und der Illustrationen wegen beachtenswerth.

Jessen: Physiologie des menschlichen Denkens. Hannover 1872.

Veranlasst durch die aus dem Studium der Aphasie gezogene Folgerung, „dass die Erzeugung der Gedanken und ihre Darstellung in innerlichen Worten zwei gesonderte, relativ selbstständige und wahrscheinlich an verschiedene Theile des Gehirns gebundene Acte der Geistesthätigkeit sind".

Graul: Die Unterscheidungslehren der christlichen Bekenntnisse. Leipzig 1872.

Wir leben also „in dem Jahrhundert der Maria" und „Frankreich ist das Land der Maria". Das giebt viel zu denken, besonders, wenn man nicht vergisst, dass der jetzige Papst es ist, der die Maria-Verehrung in höchsten Schwung zu bringen alle seine Kräfte einsetzt (s. S. 52).

Meyer, I. B.: Der alte und neue Glaube. Bonn 1873.

Es ist traurig, dass ein Mann wie Strauss nicht Anstand nimmt, sich dieser Gesellschaft mit flüchtig hingeworfenen unbewiesenen und zur Zeit auch ganz unbeweisbaren Muthmassungen anzuschliessen (nämlich der „dilettirender Naturforscher, Urgeschichtler und Philosophaster aller Art") im Anschluss an die mit allermodernstem Darwinismus aufgeputzten Meinungen des uralten Materialismus (S. 11 u. ff.).

Van der Straeten: Le Théatre villageois en Flandre. Bruxelles 1874.

On lit, entre autres, sur le programme d'une Fête du Parnasse „célébrée à l'honneur de Mgr. François de Voulabelle, évêque de Saint-Omer, par les écoliers de la Compagnie de Jésus, en 1700 onze" cette annonce incroyable: „L'ange de l'église de Saint-Omer dansera des ballets" (S. 64).

Henly: The march to Coomassie. London 1874.

The Cape Coast negroes are far less advanced in civilization and deterioration than are the Sierra-Leone men, but they have already sunk below all the other tribes near the coast. They are faithless and cowardly and are become a byword on the coast. It is probable, that with another half-century of civilizing, they will sink physically and intellectually to the level of the Sierra-Leone negro (von einer Stadt „abounding marvellously in chapels").

Wolff: Alttestamentliche Studien und Kritiken. Breslau 1874.

Nimmt man an, dass der Garten Eden mit dem von Puschtikur gekrönten Hochlande Upameru, Pameru, Pamer identisch ist, so würden es die Thäler oder Flüsse von Yarkand und Kashgar sein, welche den Menschen zum ferneren Wohnort angewiesen wurden (S. 12). Dass die Pechbereitung im Grossen (zum Kalfatern und Ueberziehen der Arche) „einen grossen technischen Fortschritt in antediluvianischer Zeit" beweist, wird im Einzelnen dargelegt (S. 18), für die Berechnung der Fluthdauer (S. 19).

Ansart: Essai sur la mécanique des vents. Paris 1874.

La chaleur tend uniquement à détruire à tous moments la forme d'équilibre, et les forces qui ont établi cette forme tendent à tous moments à la reconstituer.

Langen: Grundriss der Einleitung in das Neue Testament. Bonn 1873.

Die strenggläubigen lutherischen Theologen lehrten, um sich ein festes Fundament für ihre Dogmatik zu schaffen, die sogenannte inspiratio verbalis. Nach dieser Theorie wäre jedes Wort, ja jeder Buchstabe der heiligen Schrift inspirirt worden (S. 214).

Keller: Beilage zur archaeologischen Karte der Schweiz. Frauenfeld 1873.

Eine höchst schätzbare Karte, der wir nur bald ihre Nachfolger in Behandlung anderer Localgebiete wünschen können. „Das Vorkommen von Grabsteinen mit alt-etruskischen Inschriften, welche im Veltlin und südlichen Tessin gefunden wurden, ist ein untrüglicher Beweis, dass in den Theilen am Südabhange der Alpen Etrusker wohnten" (S. 411).

Bordenhewer: Hermetis Tresmegisti, qui apud Arabes fertur, de castigatione animae libellum. Bonnae 1873.

A Graecis (intercedentibus Syris) Hermetis fama ad Arabes (atque ab eis ad Judaeos) migravit. Apud quos summa floruit claritate.

Espiard de Colonge: La chute du Ciel. Paris 1872.

Si donc les fossiles, comme toute porte à le croire, sans qu'une objection acceptable puisse être présentée, bien qu'on en ait déjà beaucoup parlé, vinrent la plupart des mondes extérieures avec milles autres matières et tombèrent du ciel, cependant quelques-uns des êtres, qu'ils représentent, survecurent-ils à leur chute etc. (S. 51). Nous devons nous tenir en garde, autant qu'il est possible, contre ces éventualités. Dafür wären die von den alten Araucaniern gegen den Himmelseinsturz getragenen Hüte zu empfehlen, damit wenigstens Nichts auf den Kopf fällt. Ein Modellstück findet sich im Ethnologischen Museum (Schrank XII).

Ascoli: Archivio Glottologico Italiano. Vol. I. Roma, Torino, Firenze 1873.

Con una carta dialettologica, la zona ladina begreifend, dreigetheilt 1) la regione occidentale, che si compone di tutti i dialetti romanzi de Grigioni, d'agl'italiani in fuori, 2) la centrale, che abbraccia la varietà ladine tridentino-orientale ed alto-bellunese, 3) la orientale o friulana.

Kötteritzsch: Lehrbuch der Electrostatik. Leipzig 1872.

Es ist wichtig und für die Entwicklung der Naturwissenschaften von grossem Vortheil, dass jede Theorie genau und übersichtlich ihre Hypothesen und deren experimentelle Stützen angiebt, damit man hieraus, wenn die Theorie in allen ihren einzelnen Folgerungen in der Erfahrung bestätigt wird, umgekehrt wieder rückwärts Schlüsse machen könne, welche aus noch allgemeineren Hypothesen die Hypothese der bereits durch die Erfahrung betätigten Theorien erklären.

Barre: Ueber die Brüderschaft der Pfeifer im Elsass. Colmar 1873.

Im Elsass schlossen sich vier Handwerker zu Brüderschaften zusammen, diejenige der Kessler, Schäfer, Ziegler und Pfeifer (als ländliche Genossenschaften neben städtischer Zunft).

Schmedes, v.: Geographisch-statistische Uebersicht Galiziens und der Bukowina. Lemberg 1869.

Polen, Ruthenen, Deutsche, Armenier, Juden, Karaiten, Moldauer, Ungarn, Zigeuner und Lipowaner sind in bunter Mischung vertreten (S. 128).

Dom Liber: Le faux Miracle du Saint Sacrement à Bruxelles. Bruxelles 1874.

Un nouveau jubilé est annoncé pour 1885 et s'il faut en croire les journaux et les livres catholiques, celui de 1870 n'aurait été qu'ajournée.

Jacolliot: Histoire des Vierges. Les Peuples et les continents disparus. Paris 1874.

Im zweiten Theil werden unter den Vierges créatrices behandelt, Vari, la vierge indoué Mouth-Isis, la vierge égyptienne, Astaroh, la vierge hébraique, Astarté ou Hashtoreth, la vierge mère syrienne, Aphrodite-Anadyomène, la mère universelle des Grecs, Vesta, la vierge créatrice des Romains et de la plupart des peuples de l'Italie ancienne, Luonnatar, la vierge des peuples finnois, Herta, la déesse des Germains, Déa, la déesse des Gaulois, Ina, la vierge mère Oceanienne, Iza, la vierge japanaise, la mère Nature.

Lang: Der Regierungsbezirk Lothringen. Metz 1874.

Während der jetzige Bezirk Lothringen (nach Böckh) vor der deutschen Besitznahme in runder Zahl auf 300000 deutsch Sprechende etwa 200000 französisch Sprechende zählte, hat sich das Verhältniss durch Auswanderung von Franzosen und Einwanderung der Deutschen zu Gunsten der deutschen Sprache derart verschoben, dass der letzteren jetzt mindestens zwei Drittel der Bevölkerung angehören.

Martin: Etudes d'Archéologie Celtique. Paris 1872.

enthalten: Les Races Brunes et les Races blondes, Le Pays de Galles, Les Antiquités Irlandaises, Les Antiquités Bretonnes, Numismatique Gauloise, L'origine des monuments mégalithiques, Notes sur la mythologie celtique, Etude sur le Mystère des Bardes de l'ile de Bretagne, Le Nord Scandinave.

Franklin: Les rues et les cris de Paris au XIII. siècle. Paris 1874.

Sous le règne de Philippe-Auguste la hanse parisienne la corporation des nautes ou marchands de l'eau possédait déjà le droit d'apposer sur ses actes un sceau particulier.

Geigel: Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege und der Gewerbe-Krankheiten. Leipzig 1874.

Völker können (gleich Individuen), selbst wenn sie noch so gut situirt scheinen, durch eine grosse Calamität, durch einen von ihnen und ihrem Gebahren scheinbar oder willig unabhängigen, unglücklichen Zufall in gleichsam acuter fieberhafter Weise befallen worden. In den Gewerbe-Krankheiten sind die Gasinhalations-Krankheiten durch Hirt, die Staubinhalations-Krankheiten durch Merkel behandelt worden.

Hamelin: Essai sur la vie et les oeuvres d'Alcuin. Paris 1873.

Dem, Cassiodor zugeschriebenen, Buche über die sieben freien Künste (mit der Grammatik als Grundlage) folgt eine Grammatik in Frage und Antwort. La grammaire s'élève des lettres aux syllabes, aux dix espèces des mots. Il prétend, que le participe a quatre genres, le masculin, le féminin, le neutre et tous les genres.

Guéranger: Sainte Cécile. Paris 1874.

Auf S. 170 findet sich: Apparition de Sainte Cécile au pape Saint Paschal I. (Fresken des XIII. Jahrhunderts). Elle lance sur le pontife un regard pénétrant et lui dit d'un ton ferme: Nous avons des actions de grâce à te rendre. Par les simples récits du vulgaire, sur de faux bruits, as-tu donc abandonné les tentatives que tu faisais pour me retrouver? Dans le cours de tes recherches, il y a cependant eu un instant où tu t'es recontré si près de moi, que nous eussions pû discourir ensemble.

Schaezler: Divus Thomas, doctor Angelicus, contra liberalismum, invictus veritatis catholicae assertor. Romae 1874.

Emendatur Kantius ab ipso Divo Thoma (S. 128). Modernae philosophiae praecipuus error a divo Thoma jamdudum explosus (Caput VII).

Roisel: Les Atlantes. Paris 1874.

Les débris des races perdues existaient encore lors des premières excursions atlantes, et ces ébauches transitoires du type furent longtemps vénérées. Les hommes singes étaient instinctivement honorés d'un culte presque filiale. Non seulement dans l'Inde et l'Europe, mais au Mexique leurs images sculptées ou peintes étaient fréquentes sur les plus anciens monuments. Ils devinrent, comme les habitants des lieux sombres, une source inépuisable de légendes et paraissent pour des génies souterrains fuyant la présence de l'homme. Quelques traditions nous les montrent avides des boissons spiritueuses, s'énivrant à tout propos, et parfois metamorphosés en pierres. Daher wahrscheinlich aus urweltlicher Tradition der alte Spruch: Er hat seinen Affen.

Busk: The Folk-lore of Rome. London 1874.

Das Inhaltsverzeichniss ist getheilt in favole (fairy tales or fables), legendary tales and Esempj, Ghost and treasure stories and family and local traditions, Ciarpe (expounded by Bazzarelli as parole vana, ciance).

Perrot: Exploration archéologique de la Galatie et de la Bithynie Tom. I. (et Atlas). Paris 1872.

Die Türken Angora's sollen noch von den zum Islam bekehrten Gallo-Griechen stammen, während die das Christenthum bewahrenden Galater (Eski-Ferenciz) sich jetzt unter den (von den orientalischen verschiedenen) Armeniern finden.

Aarboger for Nordisk oldkyndighed og Historie, 1873 Kopenhagen.

enthält: Bugge, Bemaerkninger om den i Skotland fundne latinske Norges kronike; Stephens, Tre „barbarisk-classiske" Gemmer, fundne i Danmark, Erseev, Harald Hårdråde i Limfjorden, Jorgensen: Om Forholdet mellem den saellandske og den skanske kirkelov, Fanoe, Den oldnordiske Bebyggelse af Arsnkfjorden, Finsen, Om de islandske Love i Fristatstiden, Kornerup, Om Middelalderens Begravelsesmaade; Danmarki Loffler, Rybjerg Kirke; Engelhardt, Vallеby Fundet; Loffler, Bergen Klosterkirke paa Rygen; Storm, Yderligene Bemaerkninger om den skotske „historia Norvegiae".

Suter: Geschichte der Mathematischen Wissenschaft. Zürich 1873. 2. Aufl. 1. Theil.

Ein Buch, von dem die zweite Auflage des ersten Theils bereits nöthig wurde, ehe der zweite Theil beendet war, und bei dem wir nur hoffen, dass dieser deutlichste Beweis von der Nothwendigkeit des Buchs den Verfasser zu beschleunigter Vollendung veranlasst. Ein grösseres desideratum giebt es kaum in der Literatur, als eine Geschichte der Mathematik, da man nur auf veraltete Werke oder auf Monographien angewiesen ist.

The Norman People, and their existing descendants in the Britisch dominions and the United States of Amerika. London 1874.

It is the aim of the following pages to apply genealogy to the illustration of English ethnology, eine sehr löbliche Absicht auf viel versprechendem Feld, wenn auch die bei diesem ersten Versuch gezogenen Resultate sich als unrichtige beweisen mögen.

Haushofer: die Constitution der natürlichen Silicate. Braunschweig 1874.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, Constitutionsformeln für die bekannten Silicate auf Grund ihrer genetischen Beziehungen zu entwerfen.

Reber: Kunstgeschichte des Alterthums. Leipzig 1871.

„Steinbilder waren selten; als das bevorzugte Material für die phönizische Plastik sind vielmehr die Metalle zu betrachten, obgleich der Guss, wie an den beiden Säulen am Tempel von Jerusalem, nur vereinzelt versucht ward, und die gewöhnliche Technik die war, das Bildwerk, sei es nun im Runden oder im Relief, aus Holz herzustellen und dieses dann mit Metallblech so zu überziehen, dass auf dem Wege des Treibens mit dem Hammer die Metallhülle der geschnitzten Holzunterlage sich genau anfügte (Sphyrelata)". Das (auf Phönizien hinweisende) Ornament der Säulen am Schatzhaus des Atreus besteht in „Zickzackformen, ausgefüllt mit Spiralen". Es bleibt möglich, „dass einige der phönikisirenden und ägyptisirenden Gegenstände als etruskische Arbeit zu betrachten sind, jedoch als nur solche, die sich möglichst genau an die importirten Vorlagen hielt". Für die bei den ninivitischen Ausgrabungen gefundenen Bronzearbeiten wird Phönizien als „Productionsort" bezeichnet.

Hardy: La Vie de Saint-Vaneng. Fécamp 1873.

Als Vaneng, weil er den Ort, où il doit bâtir l'abbaie de Fécamp nicht finden kann, durch Gottes Zorn mit Krankheit geschlagen wird, nimmt die heilige Eulalia seine Parthei. Cette Saint-Martyre adoucit si bien la colère du Juge, qu'elle obtint pour Saint-Vaneng non seulement le pardon de sa faute, mais encore vingt années de vie.

Marc de Montifaud: Le triomphe de l'Abbaye des Conards avec une notice sur la fête des fous. Paris 1874.

Dans les couvents d'hommes, l'abbé des Sots (abbas stultorum) entamait des relations toutes nocturnes avec les petites abbesses. Quoi de plus rationnel, puisque la liturgie allait quelquefois jusqu'à admettre un simulacre d'épousailles entre un évèque et une supérieure des nonnes, en quelques-unes des cérémonies catholiques, comme lorsqu'il s'agissait de l'installation d'un prélat en son diocèse.

Davies: Heterodox London Vol. I, II. London 1874.

It is not for me to say, whether those, whom I chronicle are right or wrong, but I may, without undue advocacy, state my conviction, that they are thoroughly honest and intensely in earnest

---

Publications de la Société Historique et Archéologique dans le duché de Limbourg, Tome X. Ruremonde 1873.

Enthält u. A. die Beschreibung der Normannenzüge von ihrem Lager (881 n. Chr.) aus. De ware naam van Elsloo shyntalstoen Aschlo te zijn geweest (S. 363).

Strümpell: Die Natur und Entstehung der Träume. Leipzig 1874.

Es reicht nicht aus, nur die eigenen zur Erinnerung kommenden Träume oder auch die Träume seiner Freunde aufzubewahren, sondern richtiger wäre es, wenn man eine Sammlung und Zusammenstellung von Träumen aus den Kreisen beiderlei Geschlechts, aus verschiedenen Altern, Berufsklassen, Religionsgesellschaften und Nationalitäten ermöglichen könnte".

Braga: Historia das Novellas Portuguezas de Cavalleria. Porto 1873.

E facto assente, que a fórma em que o Amadis de Gaula se vulgarisou na Europa foi em hespanhol, sob o nome de um certo Garci-Ordoñez de Montalbo, que a si mesmo se chama Regidor de la noble villa de Medina de Campo. A epoca em que começou o trabalho da Novella póde fixar-se em 1492.

Grashius: de Soendanesche Tolk. London 1874.

De Soedanezen van echten stam zyn te vinden en de Preanger-Regentschappen en de taal van het Bandongsche en Tjandjorsche bergland is het ware en zuivere Soendaneesch, daar heet de bevolking dan ook in haar eign spraakgebruck Oerang goenoeng, en de taal Basa goenoeng.

Beschreibende Ethnologie Bengalens.

Aus offiziellen Documenten zusammengestellt von Colonel Dalton, Regierungs-Commissair von Chutia-Nagpur, deutsch bearbeitet von Oscar Flex, Gossnerscher Missionar in Ranchi. 1873.

4. Abtheilung. Die Murmis.

Dies nomadenartige Hirtenvolk scheint ein Zweig der Butias zu sein. Ihr Aussehen ist mongolisch — Religion Budhismus — Sprache: Dialekt des Butia. Sie leben in steinernen Gebäuden, welche auf den Bergen in einer Höhe von 4—6000 Fuss errichtet sind. Man findet die M. in ganz Nepal vom Gandak bis zum Metschi, in kleinerer Anzahl auch in Sikkim. Sie verbrennen ihre Todten wie die Butias.

5. Abtheilung. Die Haius oder Hayas oder Vayas.

Die Hayas treten in Nepal als die Ueberbleibsel eines sehr alten Stammes auf, welcher in Folge seiner besonderen Traditionen, Sprache und äusseren Erscheinung sich von den Landeskindern unterscheidet. Sie haben das Bassin des Kosiflusses im eigentlichen Nepal inne und bilden eine Bevölkerung von nur wenigen tausend Seelen.

Traditionen. Hodgson und Dr. Campbell erzählen, dass sie ursprünglich von Ceylon einwanderten und zwar zur Zeit, als ihr König Rawan von Ramtschandr geschlagen wurde. Rawan ist jetzt noch ihr Heros und Gott. „Sie lebten längere Zeit im Dakhin (Süden), wanderten von dort nach Samroanghar und kamen endlich, aber das ist schon sehr lange her, in die Berge, in denen sie jetzt wohnen."

Col. Dalton ist der Ansicht, dass die Vorfahren der Vayas die Armee des Affengottes Hanuman bildeten, welcher Ramtschandr's Bundesgenosse in dessen Expedition gegen Rawan war, und weist auf die interessante Thatsache hin, dass man in den Vayas aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachkommen des Volkes vor sich habe, welches ihm gegenüberstand.

Sprache: Hodgson analysirte ihre Sprache. Er fand viele Eigenthümlichkeiten in derselben, welche den Santal- und Kolhsprachen angehören und wies ihre Verbindung, wenn auch nicht gerade mit Ceylon, so doch mit Landstrichen nach, welche so weit südlich liegen wie diese Insel.

Gestalt etc.: Sie sind weniger mongolisch in ihren Zügen als die Lep-

tschas, ziemlich fleischig, schwarzbraun, Stirn zurückgezogen, Augen schmal, Nase pyramidal, Mund gross aber wohl gebildet mit schön geschnittenen Lippen und senkrecht stehenden guten Zähnen.

Tanz. Ueber ihre Sitten ist wenig bekannt. Dr. Campbell beschreibt einen originellen Tanz, den er sah. Etwa 30 Männer und eben so viele Frauen standen dicht hinter einander in einer Linie, Mann und Frau immer abwechselnd, die hintenstehenden hielten sich an den Armen ihrer Vorderen fest. Diese Colonne von dicht zusammengedrängten Tänzern bewegte sich eine Stunde lang im langsamen Tempo mit den Köpfen nickend und singend im Kreise herum, während ein halbes Dutzend Trommler und Cymbalschläger mit ihren Instrumenten den Tact angaben. Ihre Bewegungen waren so exakt, dass der Kreis von 60 Tänzern einer Maschine glich, deren Extreme sich mit mathematischer Genauigkeit bewegten. — Das war ein Trauertanz zu Ehren ihres Helden Rawan.

Col. Dalton weist darauf hin, dass die Hos in Singbhum ganz ebenso tanzen und glaubt im Namen eine Verwandtschaft zu finden: Ho — Haya.

IV. Gruppe.

Die Tipperah- und Tschittagong-Stämme.*)

Major Fischer giebt an, dass die Bewohner von Tipperah oder Tripura mit den Katscharis ein und denselben Ursprung haben (Memoir of Sylhet) und die Aehnlichkeiten der Religion, Sitten und Erscheinung bestätigen dies, auch haben die Radschas (Könige) beider Stämme ihre Verbindung anerkannt. Die Tipperah-Familie wird als der jüngere Zweig angesehen, welcher sich nach der Vertreibung des königl. Geschlechts aus Kamrup in dem Lande unabhängig niederliess, das sie früher als Provinz beherrscht hatten. Die Brahmanen erzählen die Geschichte etwas anders. Nach ihnen war der ursprüngliche Name Tripuras Kirat, so genannt nach einem Abkömmling der Mondrace, einem Bruder des Puru. Sein Sohn Tripura quälte seine Unterthanen dermassen, dass sie allzusammen nach Hiramba (Katschar) flohen.

Schiwiische Priester verhiessen ihnen hier einen Herrscher von der Wittwe des Trilotschan. Der versprochene Prinz wurde auch zu rechter Zeit geboren und heirathete die Tochter des Hiramba Radschas, Königs von Kamrup. Die jetzt unter ihnen herrschende Religion ist eine Art Hindugötzendienst, man sagt aber, dass sie vor der Regierung des Trilotscham nicht Götzen, sondern Gegenstände aus der Natur: Bäume, Steine etc. anbeteten. Eine Spur dieses alten Naturcultus findet man noch jetzt in ihrer Sitte, Bambusstangen in den Boden zu stecken und sie anzubeten.

*) Es ist in dem Aufsatz der Sanskritbuchstabe *ch* fast immer nach der Aussprache *tsch* und *j* = *dsch* geschrieben. Dies zur Orientirung auf den Landkarten etc. Es ist also Chutia-Nagpur, Chota-Nagpur und Tschutia-Nagpur dasselbe Land.

Die Tipperahs bestehen aus 4 Stämmen, den Kadschbaesis, Nowatzass, Dschomalias und Reyangas. Der erstere gilt als sehr respectable, während der letztere für ziemlich gemein gehalten wird. Die drei ersten Stämme haben gemeinsame Priester, Todschäis, die Reyangas aber haben eigene Priester. Das Cölibat ist ihnen unbekannt.

Religiöse Ceremonien, bei Abschliessung von Ehebündnissen sind nicht erforderlich. Wenn der Bräutigam eine Hochzeitsgabe geben kann, so bedarf es nur der Einwilligung der Eltern, um die Ehe sofort eingehen zu können; ist er zu arm, so muss er ein Jahr lang im Hause seines Schwiegervaters dienen.

Die Tipperahs essen ausser dem Rind alles Fleisch, wenn aber einer ihrer Verwandten gestorben, so enthalten sie sich eine Woche lang jeglicher Fleischspeisen. Männer und Frauen tanzen gern. Im Ganzen sind sie einfältig und wahr.

Ein weiteres Beschreiben der Tipperahs würde nur ein Wiederholen dessen sein, was über die Kukis, welche aus Tipperah in Katschar einwanderten, gesagt worden ist. Sie verehren Schiwa und opferten bis zum Regierungsantritt Sridharmas jährlich gegen 1000 Menschen(?). Dieser König ordnete an, dergleichen Opfer nur alle drei Jahre zu bringen. Es scheint übrigens, dass diejenigen Stämme Bengalens, bei denen die Sitte, Menschen zu opfern, vorwiegend war, zu den Ureinwohnern gehörten, welche anstatt des reineren Heidenthums ihrer Vorfahren ein verkommenes Hindugötzenthum angenommen hatten.

Bemerkenswerth ist, dass man im Tripura-District wenige Familien rein arischen Ursprungs findet. Der Sage nach schickten die Söhne Pandus, als sie gegen Osten wanderten, einen ihrer Brüder, den Bhima, jenseits des Magna, um sich dort das Land zu besehen, er fand aber die Einwohner daselbst so barbarisch, dass sie die Idee, sich unter ihnen nieder zu lassen, sofort aufgaben.

Die Mags. Im Osten und Südosten des Tschittagong-Districts zieht sich ein Waldgebirge etwa 140 englische Meilen lang und 50 Meilen breit von Nord nach Süd. Es ist bekannt unter dem Namen „Kapas" oder Cotton Mehal. Als die Engländer den Tschittagong in Besitz nahmen, fanden sie 2 Mag-Häuptlinge dort, welche ihre Abgaben in Baumwolle (cotton) bezahlten. Die unter ihrer Herrschaft stehenden Stämme heissen Dschamias oder Dschamia Mags. Es sind Mags, welche von der besondern Art und Weise ihrer Bodenkultur, Dschum genannt, den Beinamen Dschamia erhalten haben. Sie hauen nämlich den Dschongel nieder, verbrennen — Dschum — ihn, wenn er trocken und graben die über den Boden zerstreute Asche als Dünger unter.

Diese Mags sind die Ureinwohner und bilden die Hauptbevölkerung Arakans. Die Kakir erzählen, dass sie mit den Mags ein und denselben Stammvater gehabt, aber von verschiedenen Müttern geboren seien, und in

der That haben die Sprachen beider Völker so viel Gemeinsames, dass sich Kuki und Mag gegenseitig verstehen. —

Aeussere Erscheinung: Die Mags sehen aus wie die Chinesen, haben hohe Backenknochen, flache Nase und schiefe Augen, Mulatten-Farbe, kurze Statur, sind kräftig und musculös gebaut, ihr Haar ist voll und glänzend schwarz; Beide Geschlechter sind stolz auf ihr Haar. Die Frauen tragen es gescheitelt und hinten in einen Knoten gebunden. Die Männer durchflechten das Haar mit einem Turban von feinem weissem Zeuge. Sie tragen nur in den Ohren Schmuck, die durchlöcherten Ohrlappen dienen aber eben so oft zur Aufnahme halbangerauchter Cigarren.

Der Anzug der Frauen besteht aus einem Gewande, welches von der Brust bis zu den Füssen reicht und einem Ueberwurf, welcher den ganzen Körper bis auf die Kniee bedeckt. — Wenn die Mädchen mannbar werden, so ziehen sie eine Jacke an, diese legen sie bei ihrer Verheirathung ab, tragen sie aber wieder, wenn sie Wittwe werden. — Die Männer tragen ein Stück Zeug um die Lenden und ein zweites über die Schultern geworfen. — Die Junggesellen leben in einem Theil des Dorfes für sich.

Wohnungen: Ihre Hütten sind aus Bambus auf Pfählen errichtet. Der Raum zwischen dem Hause und dem Erdboden dient den Schweinen etc. zum Aufenthalt.

Nahrung: Der Mag isst Alles von der Ratte bis zum Elephant. Reis und Fisch bilden jedoch seine Hauptnahrung. Männer und Frauen rauchen und kauen Tabak und Betal.

Fast jedes Dorf hat ein Fremdenhaus, in dem Reisende ihr Logis aufschlagen können.

Beschäftigung: Jagen, Ringen, Boxen, Rudern sind ihre Lieblingsbeschäftigungen und „Kilome“ (Ballstossen mit den Füssen) ihr Lieblingsspiel.

Erziehung ist unter ihnen nicht vernachlässigt. Es giebt wenige Mags, die nicht lesen können. Die Schularbeit liegt in den Händen der Priester, welche täglich mehrere Stunden dem Unterricht der Kinder widmen.

Buschais: Ein hoher Gebirgszug, Moduting-Mranidong oder Yomdoug genannt, bildet die natürliche Grenze zwischen Tschittagong und Arakan. Oestlich davon fliesst der Koladein und westlich leben die Buschais. Das Land im Osten des Koladein ist von der Mündung des Salla Kheong nördlich von den unabhängigen Schendus bewohnt. Ausser diesen leben innerhalb des Bogens, welchen der Koladein beschreibt, auf einer Area von 2652 Quadratmeilen die Kheongtas, Mrons und Kumi. Die Mrons heissen auch Rukheng, i. e. Rukhaing, woraus der Name Arakan entstanden. „Mru und Kheong“ sind allgemeine Bezeichnungen für „Bergstämme.“ Die Annalen Arakans geben an, dass die Mrus schon im Lande waren, als die Myan-ma-Race in dasselbe kam. Im 14. Jahrhundert wurde ein Mru zum König von Arakan gewählt. Die modernen Arakanesen leugnen aber jede Verbindung mit den Mrons und bezeichnen sie als „toung Mru“ wilde Menschen.

Die Kheongtas besitzen noch 9 Dörfer. Mr. O'Donnel beschreibt eines derselben, Tulukmi, welches gegen 30 Häuser zählte. Die Dorfbewohner lebten den Tag über auf dem Lande, zogen sich aber mit Einbruch der Nacht in geräumige schwimmende Hütten, welche in der Mitte des Stromes festgeankert wurden, zurück, um sich so gegen plötzliche Ueberfälle ihrer wilden Nachbarn zu schützen.

Hinter ihnen leben die Kumis zu beiden Seiten des Koladein, mit 27 Clans gegen 12000 Seelen stark. Sie stehen unter der Herrschaft einer Confederation von chiefs. Es ist erwiesen, dass sie nicht die Aborigines des Landes sind, sondern vom Nordosten hereinfielen, und selbst von den Khyengs und andern mächtigen Stämmen gedrängt die Mrus vor sich her trieben. —

Die eben erwähnten Stämme ziehen oft auf Raubexpeditionen aus, um Sklaven zu fangen. Sie umzingeln ein Dorf des Nachts, stecken die Häuser in Brand, feuern Flintensalven unter die fliehenden Bewohner, erschlagen die Männer und führen die Frauen und Kinder fort. Der Anführer erhält den doppelten Antheil der Beute. Ein Lösegeld von Rupies 200 ist gewöhnlich nöthig, um einen dieser Sclaven zu befreien. —

Die Khyens wohnen an den Ufern des Semru zwischen dem Wah Kheong und Khi-Kheong, auf den Hügeln im Westen des Dschagarudoni - Gebirges im Taroi-Kheong Thale und den Tandan Guathrain, Prwanohony und Donubung Kreisen. Sie zählen 3,304 Köpfe und sind ein ruhiges harmloses Volk. Die Männer gehen fast nackt, die Frauen stecken ihre Körper in ein loses vom Nacken herabhängendes blaues Baumwollengewand. Ihr Gesicht ist durch übermässiges Tättowiren ganz entstellt. Sie behaupten, dieser Entschönerungsprocess sei darum nöthig geworden, weil ihre Jungfrauen von so wunderbarer Schönheit seien, dass sie früher von der herrschenden Race an Stelle des Tributs entführt worden seien. Die entfernter wohnenden Khyens leben nomadenartig. Sie wandern umher und wo's ihnen gefällt, lassen sie sich auf einige Zeit nieder. —

Die Khyens in den höher gelegenen Bergstrichen sind unabhängig. Sie lebten nach ihrer Angabe früher unter einer monarchischen Regierung in den Ebenen Pegus und Avas. Ihr König wurde aber von Eindringlingen abgesetzt und sie selbst in die Berge zurückgedrängt, wo sie eine Confederation von verschiedenen Colonien haben. Sie haben erbliche Priester „Passin“, welche bei Hochzeiten, Begräbnissen etc. amtiren, die Traditionen des Volkes fortpflanzen und sich mit Krankenheilung resp. Beschwörungen beschäftigen.

Sie beten unter andern einen strauchartigen dickbelaubten Baum „Subri“ an, zu gewissen Zeiten feiern sie diesem Baume zu Ehren Feste, an denen sie sich unter seinen Zweigen versammeln, ihm Opfer bringen und in seinem Namen Schweine und Hühner verzehren.

Wenn der Blitz in einen Baum schlägt, so suchen sie nach dem Geschoss (Donnerkeil) und irgend ein passend scheinender Stein wird als

solches dem Priester übergeben, und als etwas vom Himmel Gekommenes angebetet.

Die Armen begraben ihre Todte an einer beliebigen Stelle, die Reichen aber bestatten die Gebeine ihrer Verstorbenen in einem der zwei heiligen Berge: Keyungnatin und Zehantoung. Neben dem Grabe wird eine Hütte errichtet, in welcher Wächter sitzen um die bösen Geister weg zu scheuchen Das Grab selbst wird durch einen Pfosten, in welchem das Gesicht des Verstorbenen geschnitzt ist (wie bei den Garos) markirt.

Verbrechen gegen die Gemeinde werden mit Geldstrafen geahndet. Wer nicht bezahlt, wird Sklave.

Die Mru Khyens leben diesseits des Semru. Sie beschäftigen sich besonders mit dem Herabflössen von Bambus, den sie verkaufen. Eins ihrer Dörfer: Anungrua, ist ein Asyl für Krüppel, Aussätzige und allerlei unheilbare Kranke, welche dort verpflegt werden. Sie dürfen nicht betteln und in keinem Dorfe aufgenommen werden.

An den Quellen des Semru lebt ein anderer wilder Stamm, die Kus, 14,485 Seelen stark. Sie verkehren mit den benachbarten Kumis im Koladein-Kreise, sind aber sonst sehr gefürchtet wegen ihrer Grausamkeit. Bei festlichen Gelegenheiten tanzen sie um einen Stier — Gayal — herum, welcher an einen Pfahl angebunden, den Wurfspeeren der Tänzer als Scheibe dient. Sein Blut aus zahllosen Wunden hervorquellend, wird in Bambusbechern aufgefangen und von Männern, Frauen und Kindern gierig getrunken. Sie sollen auch Menschen in derselben Weise zu Tode quälen. — Ihre Hauptnahrung ist indisches Korn. Salz kennen sie nicht.

In derselben Bergkette südlich von den Khyens wohnen die bekannten Karenen. Nach Mr. Mason's Ansicht ist das Wort Karen barmesischen Ursprungs und bedeutet: Ureinwohner. Die Karenen werden auch manchmal Ka-Khyens genannt, ein Stamm, der auch den Singphos gehört, und die Karen-Sprache besitzt entschieden Singphoaffinitäten. Aus diesem Grunde mögen sie hier eine Stelle finden, obgleich sie selbst nicht zu Bengalen gehören.

Wie die Singphos besitzen auch die Karenen Traditionen, welche beurkunden, dass sie früher eine Religion hatten, welche reiner war als der von ihnen adoptirte Paganismus. Bei den ungebildeten Karenen findet man eine solide Grundlage religiösen Glaubens überwuchert von zusammen gelesenen heidnischen Ideen, welche die Missionare ohne grosse Schwierigkeit weg zu räumen im Stande waren. Ihre alte Religion ist, wenn man sie aller modernen heidnischen Zusätze entkleidet, durchaus identisch mit den Lehren der mosaischen Bücher. Sie selbst geben an, dass sie früher Religionsbücher gehabt. Sie kannten die Geschichte der Sündfluth und der Sprachverwirrung und wenn ihre weiteren Ueberlieferungen mit der Geschichte der Bibel übereinstimmten, könnte man sie für einen der verlorenen Stämme halten.

Man hat darauf hingewiesen, dass die Karens wahrscheinlich ihre Schrift-

ähnlichen Traditionen von chinesischen Juden erhalten haben, denn sie beschreiben ihre verloren gegangenen Religionsbücher als aus Häuten oder Pergament gefertigt, und vor einigen Jahren fanden chinesische Missionare bei einer jüdischen Familie in Khai-Jung-Ju mehrere Exemplare des Pentateuch, welche mit kalligraphischer Genauigkeit auf weisses Schafsleder geschrieben waren.

Es lässt sich nach dem Gesagten verstehen, warum sie das höchste Wesen Ywah (Insovah) nennen und die ersten Menschen E-u und Tha-nai. (Thanai ist unter den Berg Miris und Dophlas für Menschheit gebr.) Beide übertraten die Gebote Gottes auf Anstiften eines Drachen, und assen von der weissen Frucht, welche, wie der Drache sagte, die süsseste sei, aber neidischer Weise ihnen vorenthalten werde, weil sie durch den Genuss derselben Gott gleich werden würden.

Die Regierungsform der Karens ist patriarchalisch, aber neben den Aeltesten üben die Bukso und Wi einen bedeutenden Einfluss aus. Bukso sind die Priester, welche zugleich Magie- und Arzeneikunde treiben; Wi sind Propheten, welche, wenn sie in Verzückung gerathen, weissagen.

Die lokalen, persönlichen und individuellen Genien der Karens heissen Kelah, La, Lai oder Yo. Jedes Ding hat seinen Kelah. Wenn die Reisernte nicht gerathen, so muss der Reiskelah angerufen werden. Jeder Mensch hat seinen Kelah, welcher vor ihm existirte, mit ihm in die Welt kam, mit ihm lebt, aber nicht mit ihm stirbt. Die von ihren Leibern durch den Tod getrennten Kelahs bleiben unten auf der Erde, und werden böse Genii, oder sie gehen in den Hades, die Hölle oder den Himmel. Ausser diesem Alter jedes Individuums haben die Leidenschaften je einen Kelah. Das moralische Princip oder die Seele heisst „Tsah". Gute und böse Thaten gehen von Tsah aus.

Im Kopfe wohnt eine Gottheit „Tso" (Gewissen?) und so lange Tso regiert, hat kein Kelah (böse Neigung?) Einfluss auf den Menschen.

Der Gott Phipho regiert im Fegefeuer (Hades?): butay, die eines natürlichen Todes Gestorbenen gehen zu ihm, und wenn sie ihm gefallen, schickt er sie in den Himmel, wenn nicht, so müssen sie in die Hölle: Serah.

Einige Sterbliche sind aber so gottlos, dass sie gar nicht zu Phipho gelangen, sie wandern als Gespenster auf Erden umher und nähren sich von den Kelahs der Menschen.

In den **Muksas** verehren die Karens ihre Vorfahren, welche als die Schöpfer der jetzigen Generation Opfer erhalten. Sie präsidiren bei Hochzeit und Geburt.

Der **Wi** besitzt die Macht, Todte oder Sterbende zu beleben, er muss aber dazu erst den Geist eines Lebenden fangen und zum Todten bringen. Die Geistberaubte Person sinkt todt nieder, kann aber durch einen anderen eingefangenen Geist wieder belebt werden und so fort ad infinitum.

Eine gute Gottheit Phibi-Ya sitzt einsam auf einem Baumstumpf und

bewacht die Kornfelder. Ihrer Sorge verdankt man das Reifen des Getreides und die gefüllten Scheuern.

Unter dem Namen Karen fasst man noch andere Stämme zusammen, welche verschiedene Dialekte ein und derselben Sprache sprechen. Die zahlreichsten unter diesen sind die Sgans, welche sich von Mergui 12° N. Breite bis Prome und Tungu 19° N. Breite erstrecken. An der südlichen Grenze Tungus nennen sie sich Maa-ne-pgha, und jenseits des Mitnain Creek Paki.

Die Pwos findet man neben den Sgans bis Sitang hinauf. Sie sind Budhisten und sind vor andern dadurch kenntlich, dass sie gestickte Ueberwürfe tragen.

Kleider bilden unter den Karens häufig das Unterschiedszeichen. So sind z. B. die rothen Karenen nicht wegen ihrer Hautfarbe, sondern wegen ihrer rothen Hosen so genannt. Die wilden Karenen haben rothe strahlenförmige Linien auf dem Sitz desselben Kleidungsstückes. Die orthodoxe Sitte schreibt eigentlich vor, dass sie dieselben auf ihrem Sitzfleisch tättovirt haben sollen.

Die Bahai Karens wohnen in Pegu, südlich von Tungu. Ausser den genannten finden sich noch drei kleinere Stämme; die Mopgha, Tungthus und Tari.

Die National-Physiognomie der Karens ist wesentlich indochinesisch. In ihren Traditionen erzählen sie: Diese Städte in den Wäldern lagen in Ruinen, als wir vom Norden, wo wir eine Stadt und ein Land Tungu genannt besassen, hierher kamen.

Unsere Vorfahren kamen durch den Strom des fliessenden Sandes, das war eine schauerliche Gegend, wo der Sand vor dem Wind dahin rollte, wie die Wogen der See, durch übernatürliche Hilfe kamen sie hindurch.

Der Missionar H. Mason sagt hierzu: Ich wusste lange nicht was der „Strom des rinnenden Sandes“ sei, bis ich das Journal eines chinesischen Pilgers Fattian sah, der im Anfang des 5. Jahrhunderts nach Indien kam. Er nennt die grosse Wüste zwischen China und Tibet so. „Der Gouverneur der Stadt des Sandes“ sagt er, „versah mich mit Allem, was zum Ueberschreiten des Sandstromes nöthig war. In diesem Sandstrom sind böse Geister und so heisse Winde, dass, wer sie trifft, stirbt. Weder Vögel noch andere Thiere findet man da. Die Gerippe der Umgekommenen sind die einzigen Wegzeichen.“ Col. Phayre meint: Stämme, wie die Barmesen, Karens und Mons (Talaings) konnten leicht ihren Weg gen Süden aus Central-Asien finden, sie brauchten nur den Flüssen Salwin und Minam zu folgen. Einige von ihnen wandten sich westlicher, und kamen in das Thal des Irawaddy, wie die Talaings und Barmesen.

Die Karens blieben längere Zeit auf den Gebirgen, welche im Ost und West den Salwin und Minam begleiten und kamen erst später in das Irawaddy Thal und die Gebirge an der Küste.

Obgleich die Talaings in Pegu eben so wenig zu Bengal gehören, wie die Karenen, so dürfen sie doch hier eben so wenig übergangen werden, und zwar deshalb, weil auch sie eine Sprache reden, die von den indochinesischen Dialekten ihrer Nachbarn ganz verschieden ist, aber viel Aehnlichkeit hat mit der Munda- oder Ho-Sprache Chutia Nagpurs. Logan constatirt in seiner Geschichte der Barmesischen Race, dass die radikale Identität der Relativ-Pronomina, der Definitiva und der Numeralia der Kolhsprache mit denen der Mon-Anam-Gruppe erwiesen sei. — Beide Gruppen sind Zweige einer Urbildung, die viel mehr tibetbarmesisch als dravidisch zu sein scheint.

Die Talaings oder Mons waren offenbar die ersten Bewohner Pegus, die Asamesen z. B. nennen noch heute die Barmesen: Mon oder Màu.

Logan erwähnt ferner, dass in den Dialekt der Binnua und Simang-Völker in der Provinz Wellesley und Prince of Wales Insel die Pronomina dieselben Formen haben, welche unter dem Himalaya-Volke, das im Ganges-Thal vor der arischen Einwanderung herrschte, im Gebrauch waren. Viele von diesen Pronomina und manche andere Worte werden jetzt noch von den Kolh und Santalstämmen am Ganges, den Kgi oder Kasias am Brahmaputra den Palaongs, Mons am Irawaddy, den Kambroschans am Mekong und den Anamesen am Tonquin gebraucht. Dass eine Mon-Colonie am Munda noch lange nach dem Einfall der Arier florirte, ist durch die Felsinschriften im Styl des alten Mon erwiesen, welche man in Provinz Wellesley und am Bukit Mariam findet.

V. Gruppe.

Hinduisirte Ureinwohner und gebrochene Stämme.

1. Abtheilung. Einleitende Bemerkungen.

Die Purans erzählen, dass die Bewohner des Vindhya-Gebirges Abkömmlinge des Nishada seien, „welcher aus dem Schenkel des Königs Veda entsprang. Ihre Farbe ist so schwarz wie die der Kohle oder der Krähe, ihr Gesicht ist flach und sie sind rettungslos lasterhaft."

Diese und andere Legenden weisen darauf hin, dass es in den frühesten Zeiten eine intensiv schwarzfarbige (?) Race in Central-Indien gab, deren Nachkommen sich von den Stämmen mongolischen Ursprungs mit schwarzbrauner Farbe unterscheiden. Das Vindhya-Gebirge, welches damals wahrscheinlich die Berge Chutia Nagpurs mit umfasste, wird besonders als der Aufenthalt der schwarzen unschönen Stämme angesehen, und wir finden dort jetzt noch Specimen eines niedrigeren Menschheitstypus, Leute die man getrost als die Nachkommen der Urvölker ansehen darf, welche die in den Damudar-Kohlen-

minen letzthin aufgefundenen Steinwerkzeuge gemacht (entdeckt von Ball im geol. survey.). Das sind vielleicht die ersten Ureinwohner, die Asurs, von denen ein so grosser Theil der Bevölkerung die tiefere Schwärze der Hautfarbe geerbt hat.

Die vorarischen Bewohner der Ganges-Provinzen umfassten die gebrochenen Stämme Nepals, welche schwarz sind, die Koctsch, die Tscheros, die Kharwars, die Kolarischen und einige andere Stämme, zu denen wir später kommen. Mit Ausnahme des Dravidischen Dialekts, welcher von dem Noaus und den Radschnasal-Bergvölkern gesprochen wird und neuern Datums zu sein scheint, ist die Kolarische oder Mundasprache die einzige vorarische Sprache, welche jetzt in Behar und im eigentlichen Bengal gesprochen wird. Die im Folgenden beschriebenen Stämme reden einen Hindi-Dialekt, aber ihre äusserliche Erscheinung, ihre Sitten, die Ueberbleibsel ihres früheren Heidenthums und viele ihrer Traditionen führen zu der Annahme, dass sie die Nachkommen eines Volkes sind, welches mit den Kolarischen Racen zusammen Behar und einen grossen Theil des eigentlichen Bengalen vor dem Einfall der Arier bewohnte, und da die Munda- Kolh-Sprache so vielen Stämmen eigen ist, welche auf diese Weise verbunden werden können, und diejenigen, welche nicht Munda sprechen, nur in der Sprache ihrer Eroberer reden, so ist es höchst wahrscheinlich, dass Munda vor Zeiten die Sprache ganz Behars und Bengals war.

Die Priester Ceylons (Capt. Mahoney) geben an, dass in Madhydish (Gaya) die Schreibekunst nicht bekannt war, als Gautam geboren wurde, und Buchanan Hamilton meint, die Sprache sei die der Tscheros und Kolhs gewesen, von denen die ersteren als die dominirende, die letzteren als die unterworfene Race erwähnt werden. Die Tscheros nahmen die Lehren des Gautam an, die Kolhs verwarfen sie, in Folge dessen wurden jene nach und nach als geborene Hindus angesehn, während diese ihre alten Sitten beibehielten und sich entweder abschlossen oder von den andern verdrängt wurden, und so an ihrer ungeschriebenen Sprache und ihren primitiven Sitten bis auf die Jetztzeit fest hielten.

Dass die Proselyten nach und nach ihre Muttersprache ganz und gar verlernten, ist natürlich, denn der Absorbirungsprocess der roheren Sprachformen geht erstaunlich schnell vorwärts. Z. B. giebt es viele Uraudörfer in Chutia Nagpur, deren Einwohner Urau vergessen und Munda und Hindi reden. Es ist Thatsache, dass die Sprache sich stets nach der Religion umbildet, die hinduisirten Stämme haben Hindi angenommen, die Uraus in Tschero folgen dem Munda-Paganismus und adoptiren die Mundasprache, die Munda, Ho, Santal und andere kolarische Stämme, die ihren alten Glauben beibehalten, haben ihre Sprache conservirt.

2. Abtheilung. Die Tscheros und Kharwárs.

Wie schon oben erwähnt, wurden die Ganges-Provinzen einst von Stämmen bevölkert, welche die Munda oder Kolarische Sprache redeten, unter denen die Tscheros die ersten waren.

Im Behardistrikt sind zahlreiche Monumente, deren Errichtung man den Tscheros und Kolhs zuschreibt, da aber darunter Götzentempel sind, so ist es unwahrscheinlich, dass die Kolhs dabei betheiligt gewesen, denn gerade ihnen ist die Aufrichtung von Götzen in Tempeln ganz fremd. Diese Kolhs waren sicherlich die Kharwárs, welche seit uralten Zeiten mit den Tscheros vermischt waren. Beide Stämme bildeten wohl zuerst eine Nation, aber die ersteren hinduisirten sich und bauten die erwähnten Monumente. Die physischen Kennzeichen der Tscheros haben sich durch Verbindungen mit Hindu-Familien sehr abgeschliffen, zeigen aber noch mongolische Züge: hellbraun, hohe Backenknochen, kleine schiefe Augen, niedrig breite Nase, grossen Mund mit hervorstehenden Lippen. Buchanan erzählt, dass die alten Tscheros eben so wie die Kolarische Familie in Chota Nagpur behaupten, Nagbansis zu sein; die letzteren wurden sogar in Gorkhapur und Behar als das Haupt der Nagbansi-Familie angesehn, obgleich sie der Kolhrace angehören.

Die Tscheros behaupteten auch längere Zeit ihre Herrschaft im westl. Theile von Kosala, d. i. Gorackpur, als schon die anderen Theile dieses Landstriches in die Hände der Gorkhas gefallen war. (Von diesen der Name Gorkhapur=Gorakhpur.) Die Gorkhas wurden wiederum von den Tharus vertrieben, welche vom Norden kamen und der Sonnenfamilie anzugehören behaupteten, also Arier waren.

Ebenso gehörte der ganze Shahabaddistrikt den Tscheros, welche als die Erbauer der jetzt noch dort vorhandenen Monumente angesehen werden. Jetzt sind die Tscheros in Shahabad und den Behardistrikten bis auf die niedrigste Stufe der socialen Scala gefallen, in Palamow aber war es ihnen gelungen, bis zum Eindringen der Engländer eine fast unabhängige Stellung zu gewinnen. Sie versuchten sogar ihre Forts gegen die Truppen der letzteren zu vertheidigen, wurden aber bald unterworfen und tributpflichtig gemacht. Sie geriren sich jetzt als Radschputs und tragen die heilige Schnur (poita), verheirathen aber ihre Kinder mit den Kharwárs, welche bei ihrem Eindringen in Palamow zu den bedeutendsten Stämmen dieser Provinz gehörten.

Die Nachrichten über den Ursprung beider Stämme divergiren. Die Tscheros geben als ihren gemeinsamen Stammvater den Tschain Muni, einen Mönch von Kamaon an, welcher eine Tochter des dort herrschenden Königs heirathete. Andere behaupten, sie seien auf wunderbare Weise dem Ashan (Sitz) des Tschain Muni entsprungen.

Die Kharwárs nennen den Rohtas als ihren ursprünglichen Sitz, welcher der Lieblingsaufenthalt des Prinzen Rohitaswa war, welcher der Sonnen-Familie angehörte, sie halten sich daher für Surdschbansis (Sonnenkinder) und tragen die Poita (Schnur) der Kshatris (Kriegerkaste). Eine andere Sage giebt an, die

Kharwárs seien eine Mischrace, welche während der Regierung des Königs Ben entstand. Dieser Fürst erlaubte nämlich allen Männern sich mit irgend welchen Frauen, ohne Rücksicht auf Kaste und Familie, ehelich zu verbinden, und die Stammeltern der Kharwárs seien ein Kehahi und eine Pharmi (Frau aus den Ureinwohnern). Col. Dalton schliesst aus der Gesichtsbildung der Kharwárs, dass sie turanischen Ursprungs und wahrscheinlich verwandt sind mit den Kiratio oder Kirawas, welche zu den Nachkommen des Nishada gehören und in dem Bhagawat als „krähenschwarz, mit hervorstehendem Kinn, breiten flachen Nasen, rothen Augen und schwarzbraunem Haar“ beschrieben werden.

Ihre ursprüngliche Sprache scheint ganz verloren zu sein. Der Bau ihres Verbums zeigt nach den von Hodgson angestellten Untersuchungen Analogien mit dem Munda-Verbum und die Fragmente ihrer alten Religion, welche sich trotz ihres Hinduismus noch hier und da finden, deuten darauf hin, dass die Tscheros und Kharwárs früher mit den Kolarischen Stämmen in nähere Berührung gekommen sind. Sie haben wie die Kolhs drei jährliche Opferfeste, welche in dem „Sarna“ (heiliger Hain der Kolhs) abgehalten werden. Ebenso hat ihr Priester den unter den Kolhs bekannten Namen pahan. Auch ihre Gottheiten sind denen der Kolhs ähnlich. Diese sind Duar Pahar, Dharti, Daknai (Darha der Kolhs).

Die Kharwárs theilen sich jetzt in 4 grosse Familien: Die Bhogtas, Mandschhis, Ráúts und Mahatos. In ihrer äusseren Erscheinung erinnern sie sofort an die Santals, (siehe diese) es fehlt ihnen aber das natürliche ehrliche Wesen der letzteren. Sie sind faul, verschlossen und zeigen eine ganz prononcirte Vorliebe für Blutopfer. Auch ihren Tänzen mangelt das freie Sichgehenlassen, welches die Kolhs so durchaus kennzeichnet. Männer und Frauen tanzen getrennt von einander, und die letzteren verhüllen dabei nicht nur die Köpfe, sondern werfen noch ein leichtes Tuch über die ganze Gruppe der Tänzerinnen, um ihre Züge vor den Augen der Zuschauer zu verbergen.

Bei Zustandebringung ihrer Ehen und Bestattung der Todten folgen sie dem Hinduritual. Eltern arrangiren die Verheirathung ihrer Kinder in der frühesten Jugend derselben und ein Brahmane verrichtet die Ceremonie der Eheschliessung unter Ablesung heiliger Texte aus den Hinduschastrs.

Die Todten werden verbrannt und die Asche und Knochen in's Wasser geworfen.

3. Abtheilung. Die Parheyas.

Dieser kleine Ueberrest eines einst starken und volkreichen Stammes lebt in Palamow. Er gehört zu den vielen kleinern zerstreuten Familien, welche alle von turanischer Abkunft sind und mit der Annahme der Hindi-Sprache und Hindusitten ihre eigenen Sprachformen und Gebräuche vollständig verloren haben und nur in ihrem Cultus zeigt sich hier und da noch

ein Zug, welcher aus der Urzeit ihrer Geschichte stammt. Bei den Parheyas gehört dazu z. B. die Anbetung der Waldgötter Dharti und Gohet, welche in den Bergen wohnen und Ziegenblut gern haben.

4. Abtheilung. Der Stamm der Kisans oder Nagesar.

Kisan bedeutet: Landbauer. Der Stamm erhielt daher diesen Namen, wahrscheinlich weil er sich ausschliesslich dem Landbau widmet. In manchen Orten heissen sie auch Nagesar (Nag=Schlange — esar=ishwar=Gott) obgleich sie nicht mit den Nagbansis (Schlangengeschlecht), zu welchem das königliche Geschlecht Tschutia Nagpurs zu gehören vorgiebt, verwandt sind. Mr. Phalboys Wheeler hält diese Nagbansis für die Urbewohner der Wälder, gegen welche die Pandavas fochten, und die Nagesars, welche jetzt noch in den Wäldern leben, deren Randungen sie bebauen, mögen wohl Nachkommen dieser alten Race sein. Man findet sie in Sirgudscha, Dschaspur, Palamow und im Lohardaggadistrikt. Sie gleichen den kolarischen Racen, zeigen aber mehr den Santal- als den Hotypus. Der Hauptgegenstand ihrer Verehrung ist der Tiger, ban radsch = Waldkönig. Sie tödten ihn nie und glauben, dass er seine besondern Verehrer schone. Ausserdem beten sie zu ihren Vorfahren und opfern dem Shikaria Deota (Jagdgott) und der Sonne Ziegen und weisse Hähne. Wir finden also auch hierin den Schamanismus der Kolhs.

Die Kisans in Dschaspur scheinen weniger civilisirt, als die oben erwähnten in Sirgudscha. Sie leben isolirter und verehren den Tiger nicht, sie schwören aber bei ihm. Ihre Hauptgottheit ist Moihidhunia, welchem Hühner geopfert werden und je drei Jahre ein Büffel. Der nächste Gott ist Mahadeo, d. h. es ist einer ihrer alten Götter, dem sie den Namen des Hindu-Gottes gegeben haben, und dem sie besonders während der Erntezeit ihre Devotion bezeugen. Der Schutzgott der Dörfer ist Darha, wie bei den Kolhs; ausserdem haben sie verschiedene Pats — heilige Höhen, die den Göttern geweiht sind, als Bamonipat, Andaripat u. dgl. Die Kolhfeste und Tänze sind alle bei ihnen einheimisch geworden. Sie sprechen aber nur Hindi und bestatten auch ihre Todten nach dem Hinduritus.

Die Kisans begnügen sich mit einer Frau und haben keine Concubinen. Die Mädchen werden erst verheirathet wenn sie mannbar geworden und die Eltern besorgen die Angelegenheit ohne Zuratheziehung der Kinder. Zwei Körbe Reis und eine Rupie sind der Preis, welcher für die Braut zu zahlen ist. Anstatt der gewöhnlichen Bestreichung mit Sindur bindet bei ihnen das gegenseitige Benetzen mit Oel den Verbindungsact zwischen Braut und Bräutigam. Obgleich die Kisans so viele Sitten mit den Kolhs gemeinsam haben, so verneinen sie doch jegliche Verbindung mit denselben und weisen bei Andeutungen, welche man in dieser Hinsicht macht, einfach auf ihre Frauen hin, welche nicht tättowirt sind, während die Kolhfrauen alle mit „Godna“ gezeichnet sind. Wenn eine Kisanfrau so eitel sein würde, sich tättowiren zu lassen, so würde sie sogleich als unrein verstossen werden.

Das Aussehen der Kisans ist keineswegs einnehmend. Col. Dalton beschreibt sie als von kurzer Statur, tiefschwarzer Farbe und unsauberem Aeusseren — Stirn zurückweichend — schmal und niedrig in eine scharfe Kante über der Nase auslaufend, die letztere kurz, breit an der Basis mit bedeutender Lateral-Entwicklung — Zähne hervorstehend und Lippen aufgeworfen.

Obgleich sie die Kolh-Tänze angenommen, so haben sie doch die dazu gehörigen Gesänge verschmäht, sie begleiten sich mit Fragmenten alter Hinduballaden, die aber so verstümmelt sind, dass sie ganz unverständlich geworden. Col. Dalton giebt eine Strophe verbatim, die ihm die Primadonna eines Kisan-Dorfes vorsang:

Sri Bindaban men Kusa Kanderio
jahan lotol raor Kaia
Sundar lo surbel nirdaia.

Die Sängerin hatte keine Idee von der Bedeutung der Worte, welche offenbar eine Klage der Brindaban-Jungfrauen über die Unbeständigkeit ihres Lieblingsgottes Krishna enthalten.

5. Abtheilung. Die Bhuihers.

Das ist ein anderer von den Urstämmen, welche in Palamow und Dschaspur leben (nicht zu verwechseln mit den Bhuiyas und Boyars). Sie gehören nach Col. Dalton's Ansicht zu den niedrigsten Typen menschlicher Wesen, die er auf seinen Wanderungen getroffen: tief schwarz, kugelrunden Kopf, hervorstehende Kiefer und Lippen, Nase wenig erhaben, Schweinsaugen, ungefüge kurze Körper mit kleinen Extremitäten, ohne Muskel-Entwickelung, äusserst schmutzig von Ansehen, mit Hautkrankheiten und Augenübeln behaftet. — Sie sprechen Hindi, sind aber eben so arm an Ideen wie an Schönheit. Die Sonne und die Vorfahren sind Gegenstand der Verehrung, ob aber die letzteren als Geister leben und ob es überhaupt einen Zukunftszustand giebt, darüber haben sie sich vielleicht noch nie den Kopf zerbrochen.

Beide Geschlechter sind dürftig bekleidet und kümmern sich nicht im Geringsten um ihr äusseres Aussehen. Ohne irgend welche Selbstständigkeit leben sie in steter Knechtschaft anderer Stämme und in wenigen Jahren werden sie ausgestorben sein.

6. Abtheilung. Die Boyars

leben zahlreich zerstreut in Palamow, Sirgudscha, Singrauli, Korea, Bakhar und Rusa. Sie bauen ihre Hütten in den Waldbergen und cultiviren die nächstliegenden bebaubaren Striche. In ihren Sitten gleichen sie den Korwars, sind aber friedliebender als diese und gebrauchen Bogen und Pfeile nur zum Schutz gegen die wilden Thiere. Col. Dalton liess einige Specimen fangen, da sie zu scheu waren, ins Lager zu kommen. Sie sprechen einen Dialekt des Hindi und gaben Dscharband und Bakeswar als ihre Hauptgötter an, welche sie unter Kusumbäumen verehrten. Ihr Hauptgott ist Dulhadeo

(der auch den Gonds bekannt ist), er erhält Hühner am letzten Tage des Phalgua und bei Hochzeiten eine Ziege. Sie verheirathen ihre Kinder früh; Cal. Dalton sah ein elfjähriges Ehepaar. Die Braut kostet Rupies 5 und eine Quantität Reisbier. Die Todten werden begraben und männliche Leichen mit Axt, Messer, Bogen und Pfeilen bestattet.

Sie haben drei Tänze, den Dawa, Terriah und den allgemein bekannten Karm. Trommelmusik und Gesang bilden das Accompagnement.

Ihre Farbe ist schwarzbraun — sie sind gut proportionirt im Wuchs, zeigen aber grosse Breite der Backenknochen, schmale Stirn, breite Nase mit sehr weiten Nasenlöchern, doch etwas erhabenen Knochen, Mund so breit, dass seine Winkel beinahe so viel Raum einnehmen, wie die Breite der Augen beträgt, Lippen schwulstig, Kinn zurückgezogen. Bei mehreren finden sich auch Spuren von Bart.

Ein kleiner Stamm, welcher den Boyars sehr ähnlich ist, von ihnen aber getrennt lebt, die Santhas, wohnt in etwa 12 Dörfern auf dem Mainpat, einem plateau in Sirgudscha. Sie zählen gegen 100 Familien, haben aber nicht die geringsten Traditionen über ihren Ursprung. Die Santals sind ihnen unbekannt, sonst könnte man aus der Aehnlichkeit des Namens auf eine Verwandtschaft beider schliessen.

7. Abtheilung. Die Nagbansis.

Zwischen den Flüssen Maini und Jle im Lande Dschaspur liegt ein Thal, welches an allen Seiten von hohen und abschüssigen Felswänden derartig eingeschlossen ist, dass es wie geschaffen zum Versteck erscheint. Hier verbargen die Einwohner ihre Schätze zur Zeit der Mahratta-Kriege und hier wurden bei feindlichen Ueberfällen im Lande die Frauen der königl. Familie und die Kostbarkeiten derselben in Sicherheit gebracht. Das Thal bietet genügend Raum für mehrere Dörfer und hier fand Col. Dalton eine Colonie des Urstammes, welcher jetzt unter den Namen Nagbansis bekannt ist. — Sie hatten seit etwa 10 Generationen dies verborgene Nest inne und gaben an, dass sie von Nagpur, d. i. Chota oder Tschutia Nagpur gekommen und Verwandte des hiesigen Königs seien. Ihre Zweigfamilien erstrecken sich im Ganzen gegen 300 an der Zahl bis nach Udaipur und Sirgudscha. Die Nagbansis in Dschaspur sind neuerdings Schüler der Gosains und Bairagis geworden, ihre übrigen Brüder aber zeigen keine hinduistischen Neigungen, sondern halten fest an ihren Local-Gottheiten, welche sich nach Art der Kolarischen Stämme durch Opfer, einjährige und dreijährige versöhnen. Besondere Verehrung geniesst der Bara Deo, welcher auf einem hohen Felsblock im Thal wohnt. Der Dorfpriester heisst bei ihnen Baiga. Dieser hat jedoch mit ihren häuslichen Ceremonien nichts zu thun. Die Todten bestatten sie nach der Sitte der Kaurs; diejenigen, welche unverheirathet gestorben, werden ohne weiteres in die Grube geworfen, die aber im Leben ihre Pflicht als Ehemänner und Väter erfüllt haben, werden im Tode durch einen Scheiterhaufen geehrt.

Die Züge der Nagbansis zeigen eine starke Abplattung des Gesichts, Farbe gelb, auch braun, Lippen sehr voll und vorstehend, Augen grade in derselben Höhe mit den Backen. Kinn zurückweichend. Das Auffallendste ist aber ihre Nase. Sie erhebt sich kaum zwischen den Augen und ist unförmlich breit an den Flügeln, mit nach den Seiten hin ausgedehnten Nasenlöchern.

8. Abtheilung. Die Kaurs oder Kauravas.

Dieser Stamm bildet einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung in Dschaspur, Udaipur, Sirgudscha, Korea, Tschand Bakhar und Korba in Tschaltisgarh, aber obgleich sie weithin zerstreut leben und wenig Verkehr mit einander haben, so stimmen sie doch darin überein, dass sie alle Nachkommen der Söhne des Kura seien, welche unter dem Namen Kauravas in den Schastrs bekannt sind. (Sie wurden von den Pandavas in der grossen Schlacht bei Kura Kshetrya geschlagen und flohen, von ihrem Hauptsitz Hastinapur vertrieben, in die Berge Central-Indiens.) Auch ihre Hindu-Nachbarn bestätigen diese Abkunft und obgleich die Kaurs viel schwärzer und den verachteten Abkömmlingen des Nishada sehr ähnlich und in vieler Hinsicht ganz antihinduistisch sind, so verschmähen es die ersteren doch nicht, sie als ihre Brüder zu betrachten.

Die Kaurs theilen sich in 4 Hauptfamilien: 1) die Dudh-Kaurs (Milch-Kaurs), welche in Tschattisgarh wohnen und genau nach den Vorschriften der Hinduschastrs unter der geistlichen Pflege (?) von Brahmanen leben. 2) Die Packera, welche zwar auch orthodox sind, aber doch eine Stufe niedriger stehen, als die Dudh. 3) Die Rettiah-Kaurs in Udaipur, welche sowohl in ihrem Aeusseren als auch in ihren religiösen Ceremonien wenig hinduistisches an sich haben. Grobe Züge, breite Nase und weiter Mund mit dicken Lippen sind ihre Hauptkennzeichen und Brahmanen sind bei ihnen durchaus nicht angesehen. Der Dorfbarbier ist ihr Priester, er amtirt bei Hochzeiten und andern Gelegenheiten, umsomehr als bei Geburten, Heirathen und Todesfällen die Mitglieder der betreffenden Familie alle glatt geschoren werden müssen. Manche Dörfer besitzen noch einen Baiga oder Exorcisten, welcher sie gegen die Einflüsse der Dryaden, Nayaden und Hexen schützt. Das Einzige, was an ihre Hindu-Abstammung erinnert, ist ihre Verehrung des Shiva und der Parbatti, denen zu Ehren sie Feste feiern, wobei Männer und Frauen tanzen. 4) Die Tscherwa Kaurs, welche hier und da zerstreut leben und als unrein gelten.

Die Dudh-Kaurs allein haben das reine Blut der Kurarace conservirt. Die andern geben zu, dass sie durch Vermischung mit den Fremdlingen in den Wäldern degenerirt sind. Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass sie Ideen von Civilisation in diese Wildnisse brachten, welche den Urbewohnern derselben unbekannt waren. Sie erscheinen stets als ein wohlhabendes Volk, sauber im Aeusseren und fleissig in ihrer Arbeit. Auch ihre Häuser sind

bequem eingerichtet, gut gebaut und sehr rein gehalten. Nach all dem oben Gesagten lässt sich wohl gegen ihre Angabe, hinduistischen Ursprungs zu sein, Nichts sagen; bemerkenswerth bleiben aber dabei ihre turanischen Züge, welche durchweg den Kaurs eigen sind. Und man möchte im Hinblick darauf versucht sein, mit Col. Dalton die Frage aufzustellen, ob nicht der grosse Streit zwischen den Pandavas und Kauravas, anstatt ein Familienzwist zu sein, vielmehr ein Kampf um die Oberherrschaft zwischen einer arischen und einer turanischen Nation war? Dafür würde z. B. auch die Thatsache sprechen, dass die Kaurawas in den topographischen Capiteln der Mahabharat mit andern Stämmen zu den „Dschangalas" (Bewohnern der Wildnisse) gezählt werden und in den Purans heisst es, dass sie mit den Panchalas die Hauptnationen der Mitteldistrikte Bharats bildeten. Andrerseits ist es ja auch möglich, dass die jetzigen Kauravas die Nachkommen unterjochter Aborigines sind, welche den Hauptbestandtheil der Armeen Haetinaqurs bildeten.

9. Abtheilung. Die Márs.

Unter den gebrochenen Stämmen Palamowo und Sirgudschas finden sich vereinzelte Familien, welche unter dem Gemeinnamen Mar bekannt sind. Nach ihrer Angabe kommen sie von Malwa. Der Name Mar oder Mala ist aber durch ganz Indien verbreitet und wird sowohl von Ariern als auch von gemischten Stämmen gebraucht. Die Mars, mit denen wir es hier zu thun haben, behaupten, Kshatris zu sein, also der Kriegerkaste anzugehören. Die exclusiven Gesetze der Kaste behagten ihnen aber nicht, sie warfen daher die heilige Schnur weg und griffen zum Pfluge. Sie haben brahmanische Priester und verehren die Götter der Hindus und, ein Zug der auch den Kaurs eigen ist, diejenigen unter ihren weiblichen Vorfahren, welche Sati geworden, d. h. sich als Wittwen auf den Scheiterhaufen verbrannt haben.

Ihre Wohnungen sind bequem eingerichtet. Den Ackerbau verstehen sie in hohem Grade, und man rühmt noch ihren grossen Reichthum, den sie früher besassen.

Ihre Gesichtszüge und Farbe sind sehr verschieden. Schön geformte Züge mit ziemlich heller Hautfarbe sind eben so oft vertreten wie platte Gesichter mit gelblich schwarzem oder braunem Teint Im Ganzen lässt sich aber ihre arische Abkunft nicht verkennen, wenn auch eine bedeutende Portion Ureinwohnerblut in ihren Adern fliesst.

VI. Gruppe.

Die Bhuiyas und Bendkars oder Savaras.

Buchanan Hamilton fand die Bhuiyas in Bhagaepur, Bihar und Dinadschpur. Er nennt sie Bhungiyas und hält sie für die Ueberbleibsel der Armeen des Dschorasandhu. Seiner Angabe nach sind einige Familien dieses Stammes

vollständig hinduisirt, während andere geradezu zur Hefe der Bevölkerung gezählt werden, weil sie, anstatt sich um die Hinduvorschriften in Beziehung auf Nahrung und dergl. zu kümmern, alles essen, was ihnen in den Weg kommt, und statt der Hindugötter die Viras, d. h. die Geister ihrer verstorbenen Helden anbeten.

Campbell glaubt, sie sind mit den Buis in Madras und den Centralprovinzen verwandt, was immerhin sein kann, denn die Bhuiyazüge sind im Allgemeinen mehr tamulisch und an den südlichen Grenzen Bengalens findet man sie in besonderer Anzahl und Reinheit vertreten. Sie gehören jedenfalls mehr zu den südlichen, den drawidischen, als den nördlichen, den kolarischen Racen. —

Tradition: Es ist in einem früheren Abschnitt bei der Bevölkerung Asams erwähnt worden, dass eine Dynastie — Bara Bhuiya genannt, einst in dieser Provinz herrschte, und dass jetzt noch die Ruinen ihrer grossartigen Bauten im Norden des Brahmaputr zu finden sind. Wie diese Leute dorthin gekommen, das zeigt uns eine von Hamilton erzählte Tradition (in seiner Geschichte von Dinadschpur), welche angiebt, dass 12 edle Bhungiyas sich am Koladain, dem Grenzfluss zwischen Kamrup und dem alten Matsyadesh, niederliessen und dort eine Herrschaft gründeten. Die Bhuiya-Einwohner des nördlichen und östlichen Bengalens leben in sehr bescheidenen Zuständen und gehören fast ohne Ausnahme zur dienenden Klasse, aber man vermuthet, nicht ohne Grund, dass einige der angesehensten Familien Bengalens dieser Race entstammt sind und viele von ihnen haben jetzt hohe Stellungen in den „Wald- und Tributpflichtigen Mahals". Auch in Singbhum waren sie einst mächtig, wurden aber von den Hos (Kolhs) unterdrückt. In den abhängigen Provinzen Gangpur, Bonai, Keondschhar bilden sie allein fast die Klasse der erbgesessenen Besitzer. Sie waren die Barone, von denen die jetzigen chiefs ihre Autorität erhielten.

Es ist schon früher erwähnt worden, dass sie wahrscheinlich die „Affen" der Sage sind, welche dem Ram bei seinem Zug nach Lauka (Ceylon) beistanden. Ram ist der Lieblingsgott der hinduisirten Bhuiyas, die steilsten Felshöhen ihres Landes sind seine Wohnungen und die schönsten ihrer Seeen sind ihm geheiligt, weil er darin gebadet. Hanuman, der General der Affenarmee, war Pawan-ka-pat (Sohn des Windes) und nach ihm nennen sich die Bhuiyas im Süden von Singbhum bis auf den heutigen Tag Pawanbans (die Kinder des Windes).

Aeusseres Aussehen: Sie sind ein schwarzbrauner, wohlproportionirter Menschenschlag, mit schwarzem geraden Haar, wenig Bart, von mittlerer Höhe, leicht und behende von Gestalt, aber ausdauernd. Wangen und Kinnbacken stehen hervor und geben dem Gesicht eine ziemlich viereckige Form. Nase etwas gehoben und oft retroussé, Mund und Zähne sind gut gebildet, ebenso die Augen.

In ihrer Kleidung unterscheiden sie sich durchaus nicht von den Hindus. Viele von ihnen nennen sich Kandaits und behaupten, zu der Familie der Or-Kandaits oder Paiks in Orissa zu gehören, und beanspruchen daher das Recht, die Brahmanenschnur zu tragen, in den Gangesprovinzen jedoch werden sie nur zu den „Musahars“ (Rattenessern) gezählt.

Alte Rechte: Es ist bemerkenswerth, dass einige der hinduisirten Bhuiyas gewisse Vorrechte vor den Brahmanen in Beziehung auf die Verrichtung von heiligen Handlungen in mehreren alten Tempeln geniessen, eine Einrichtung, welche sich wohl von vorbrahmanischer Zeit herschreibt und beweist, dass die Bhuiyas Tempel hatten, ehe sie Hindus wurden, auch finden sich Andeutungen, dass früher Bhuiyagötzen die Stelle der jetzigen Hindugottheiten in den Tempeln einnahmen.

Gottheiten: Die Bonai Bhuiyas haben ihre eigenen Priester, Deoris[1]) und heilige Haine, Deota Sara, welche vier Gottheiten geweiht sind, Dasum Pat, Bamoni Pat, Koisar Pat und Boram. Die drei ersten sind Brüder, Bamoni jedoch wird auch manchmal als Schwester der andern angegeben. Boram ist die Sonne, welche auch unter dem Namen Dharma Deota (heilige Gottheit) verehrt wird. Die drei Brüder werden durch Steine im Hain dargestellt. Boram aber, der grösste der Götter, wird durch Nichts nachgebildet. Als Schöpfer wird er in der Saatzeit angerufen, während ihm ein weisser Hahn geopfert wird. In Krankheitsfällen erhält Dasum Pat nebst seinen Brüdern von dem Eigenthümer des Hauses, in dem der Kranke sich befindet, junge Ziegen. In andern Fällen liefert die Commune die Opferthiere. Das sacrificium geschieht am Fuss eines Baumes im Hain und nur Männer dürfen vom Opferfleisch geniessen. Der Deori erhält den Kopf des Thieres.

Sprache: Traditionen über ihre eigenen Wanderungen sind ihnen unbekannt, sie wissen nur, dass sie einst eine grosse Nation im Osten Bengalens waren und eigene Könige hatten, dass sie aber später nach allen Richtungen hin zerstreut wurden. Die Sprache jener Tage haben sie verloren, sie reden jetzt Hindi, Bengali, Uriya, je nach der Localität, in welcher sie leben.

Gebräuche: Sie verbrennen ihre Todten in der Nähe eines Flusses und übergeben die Asche den Wellen. Elf Tage nach der Verbrennung rasiren sich die männlichen Verwandten, da die Trauerzeit zu Ende, so legen sie frische Kleider an und richten einen Schmaus her.

Die Mutter bleibt nach der Geburt des Kindes 7 Tage unrein. An dem Tage wird das Kindeshaupt geschoren und sein Name gewählt. Bis zur Verheirathung, welche erst stattfinden darf, wenn die Kinder erwachsen sind, finden weitere Ceremonien nicht statt. Die Art und Weise, wie unter ihnen Ehen zu Stande gekommen ist, höchst originell. Jedes Dorf hat, wie bei den Uraus in Tschota Nagpur, seinen Tanzplatz — Darbar — und daneben das

[1]) So heissen auch die Priester der Urstämme Asams (siehe diese).

Junggesellenhaus — Dhangarbasa — oder Mandarghar, so genannt, weil hier die Burschen — Dhangar — schlafen müssen und weil sie hier ihre Trommeln — Mandar — aufbewahren. Manche Dörfer haben auch ein Dhangarinbasa, in dem die Mädchen sich des Nachts aufhalten. Nun ist es Sitte, dass die Bursche des einen Dorfes die Mädchen des andern Dorfes besuchen, und dass die Mädchen den Besuch erwiedern. Mit lautem Trommelgerassel kommt das Burschencorps ins Dorf marschirt und zieht geraden wegs nach dem Darbar, wo sich die Mädchen sofort versammeln und die Geschenke, welche ihnen die Besucher mitgebracht haben: kleine Kämme, Spiegel, Süssigkeiten u. s. w. in Empfang nehmen. Die Bursche des eigenen Dorfes dürfen sich dabei nicht sehen lassen. Sobald die Geschenke übermacht worden, richten die Mädchen den Gebern ein Mahl an und nachdem das verzehrt ist, geht man zum Tanz, dieser währt die ganze Nacht und der anbrechende Morgen findet mehr als ein Paar, welche sich die Ehe versprechen. — Die Mädchen bereiten nun ihren Gästen das Frühmahl, nach Beendigung desselben brechen die Letzteren auf und verlassen unter Gesang und Trommelgetön das Dorf, begleitet von ihren freundlichen Wirthinnen, welche ihnen bis zur Dorfgrenze folgen. Diese wird gewöhnlich von einem Fluss gebildet. Hier hält die Cavalcade, diesseits die Mädchen, jenseits die Burschen, und über die Wellen hinüber singen sie sich jetzt ihre Abschiedslieder zu. Jede Seite hat ihren Vorsänger, welcher gewöhnlich Text und Melodie improvisirt.

Col. Dalton, welcher Zeuge einer solchen Scene war, giebt einige Stanzen eines dieser Gesänge:

Bursch.: Eine Kantschan-Blume sollt Ihr uns bringen,
Wir wollen hören, doch Ihr müsst singen.
Mädch.: Wir denken nicht daran Euch was vorzusingen,
Wir wollen nur Grünzeug (zum Essen) zusammen bringen.
B.: Ihr singt so schön, Euch muss man hören,
Wie Radhas Vogel könnt Ihr einen bethören.
M.: Ihr wollt uns mit seid'nen Netzen umschlingen
Aber wirklich, Ihr Lieben, wir können nicht singen.
B.: Wie Spreu und Stroh hört sich dies Reden an,
Im Schwatzen steht Ihr freilich Euren Mann.
M. beleid.: Ihr Vögel zirpt und fliegt dahin
Bei uns zu bleiben ist nicht Euer Sinn.
B. verliebt: Oh doch, wir haben die schönsten Fische gefangen
Und von Euch zu gehn, hätten wir kein Verlangen.
M. heiter: Der Tag wird schön, die Wolken weiter eilen,
O Bursche, kommt zurück, das Haus mit uns zu theilen.
B.: Nein, bei der Blume des Barbaums, aber bitte,
Kommt doch mit uns und theilt uns're Hütte.
M.: Die Vögel singen so fröhlich und wir? —
— Wir verlassen die Eltern und folgen Dir! —

Nach Beendigung des Gesanges knien die Mädchen nieder und neigen ihr Haupt gegen die Bursche, welche den Gruss erwiedern und ihres Weges ziehn. — Bald darauf machen die Mädchen ihren Gegenbesuch im Dorf der Burschen, welche sie nun ihrerseits bewirthen und dafür sorgen, dass die

Mädchen ihres Dorfes nicht im Wege sind. Bei der Eheschliessung scheinen besondere Ceremonien nicht nöthig zu sein; Tanzen und Singen bilden auch hier die Hauptzüge der Feier. —

Die Kheondschhar Bhuiyas: In Keondschhar, einer tributpflichtigen Mahal von Katak, treten die Bhuiyas noch als die Ureinwohner des Landes auf und machen hier den einflussreichsten Theil der Bevölkerung aus. Sie bilden hier mit den Saonts die organisirte Militia des Staates und sind jeden Augenblick bereit, die Waffen für oder gegen ihren König zu ergreifen. Die Pahari Bhuiyas (die auf den Bergen wohnenden) sind verpflichtet, den König auf seinen Reisen zu begleiten und seine Baggage zu tragen. Diese Bhuiyas sind ausserordentlich diensteifrig und traktable, so lange sie zufrieden sind mit ihrem Herrn. Ist dies aber nicht der Fall, so sind sie vermöge ihres Einflusses im Stande, das ganze Land in Unruhe zu versetzen; zu solchen Zeiten steht der letztere in Wirklichkeit unter der Herrschaft der sechzig chiefs des Pahari Desh (Hochlande der Bhuiyas). Ein in Knoten geknüpfter Strick[1]) fliegt mit Windeseile durch die Dörfer und die Befehle, welche der Träger desselben bringt, werden so vollständig ausgeführt, als wenn sie vom mächtigsten Despoten ausgingen. Sie beanspruchen auch das Recht, ihre Könige einzusetzen, und die übrige Bevölkerung des Landes, die Dschuangs, Gonds u. s. w. fügen sich ihrem Willen, sogar die Brahmanen und Radschputs müssen sich beugen und sich damit begnügen, den Act der Installirung welcher unter dem primitiven Ceremonial der Bhuiyas stattfindet, durch ihre hinduistischen Riten zu sanctioniren.

Installation des Königs: Col. Dalton, welcher dieser Ceremonie ex officio beizuwohnen hatte, beschreibt sie folgendermassen:

Eine grosse Hütte in der Nähe des königl. Palastes, welche sonst als Rumpelkammer gebraucht wurde, war für diese Gelegenheit ausgeräumt, gefegt und mit Teppichen und Blumen geschmückt worden. Brahmanen im Priestergewande standen oder sassen umher, umgeben von den heiligen Gefässen und Opfergeräthschaften, welche nach den Vorschriften der Vedas zur Königsweihe nöthig waren. — Ausserhalb des heiligen Kreises hatte eine Anzahl der vornehmsten Bhuiyas, mit neuen Gewanden und Guirlanden umhangen, Platz genommen. Als die die Vorbereitungen beendet, erschien der junge König Dhananjai Bhanj und theilte an die Versammelten Pan, Süssigkeiten, Gewürze und Guirlanden aus, worauf er sich wieder zurückzog. Nach kurzer Zeit erscholl draussen das laute Gedröhn der Trommeln und die langgezogenen schrillen Hornstösse der Bhuiyas und der andern Stämme, und der Radscha erschien zum zweiten Mal und zwar auf dem Rücken eines starkgebauten Bhuiya-Häuptling reitend, welcher einem feurigen Rosse gleich unter ihm schnaubte und den Boden scharrte. Gegenüber dem Brahmanen-Kreise verlässt der König den Rücken des Häuptlings und setzt sich auf den Thron,

[1]) Ganthi.

dessen Rücken und Arme ein anderer Bhuiya durch seinen Körper und seine Glieder bildet. Die Diener des Königs beschenken nun jeden Bhuiya mit den Zeichen königlicher Würde: Banner, Standarten, Pankas, Tschaurs, Schirme und Baldachine, und 36 Häuptlinge als Erbmarschälle rangiren sich mit ihren Abzeichen versehen um ihren neuen König.

Der Verlauf der Ceremonie wurde hier unterbrochen, weil der Schwertträger nicht zu finden war, ein Stellvertreter wurde daher bestimmt, wobei die Bhuiyas aber ganz energisch protestirten und sich erst dann zufrieden gaben, als sie die Versicherung erhalten, dass diese Irregularität für die Zukunft nicht als Präcedenzfall angesehen werden solle. Einer der chiefs bindet nun eine im Wald geschnittene Schlingpflanze um den Turban des Königs als Siropa oder Ehrenkopfbedeckung, von ihnen dargebracht. Die Musikanten fallen hier mit ihren Instrumenten ein, Barden singen Lobgesänge, Brahmanen lesen Stellen aus der Sama Veda vor und Bamdeo Rascha, einer der bedeutendsten chiefs malt dem König den Tika (Königszeichen) mit Sandalholzessenz auf die Stirn, der Premier-Minister und Andere aus der Versammlung folgen seinem Beispiele, ebenso die Brahmanen und Hauspriester.

Nun wird das Schwert, ein alter verrosteter Säbel, in die Hand des Königs gelegt und ein Bhuiya mit Namen Anand Kopat kniet mit gebeugtem Haupt rechts vor dem Thron, der König berührt den Nacken des Knieenden mit der Waffe, als wollte er ihm den Kopf abschlagen. In früheren Zeiten fiel auch der Kopf wirklich, die Familie des Kopat hält ihre Ländereien nur unter der Bedingung, dass sie bei diesen Gelegenheiten ein Opfer liefert. Der Anand steht, sowie er des Schwertes Berührung gefühlt, eilig auf und verlässt die Versammlung. Drei Tage darf er sich nicht sehen lassen, dann präsentirt er sich dem König, als einer, der auf wunderbare Weise wieder lebendig geworden sei.

Jetzt werden die Geschenke der Bhuiya chiefs hereingebracht: Reis, Hülsenfrüchte, Butter, Milch, Honig und dergl., jede Gabe wird von dem chief berührt, ehe sie vor den König gestellt wird. Hierauf halten die chiefs dem König eine Rede, in der sie ihn daran erinnern, dass sie nach alten Rechten ihm die Herrschaft über Land und Leute übergeben haben, seine Pflicht sei es nun, mit Gnade und Gerechtigkeit zu regieren. Ein Salut von Flinten- oder Kanonenschüssen beendet die Feierlichkeit, der König besteigt wieder sein zweibeiniges Ross und reitet, umgeben von den Bhuiya-Marschällen mit ihren Insignien, nach seiner Wohnung. Einige Tage später huldigen die Bhuiyas dem Könige. Sie erscheinen en masse und bringen neue Geschenke, und während sie dieselben zu des Königs Füssen legen, erkundigen sie sich nach seiner Gesundheit, seinem Haushalt, seinen Pferden und Elephanten, worauf der Fürst sie nach dem Stand ihrer Ernte und dem Befinden ihrer Heerden, Hühner und Kinder fragt. Sobald das geschehen, wirft sich jeder Häuptling vor den König nieder, ergreift seinen Fuss, und berührt mit der königl. grossen Zehe erst sein rechtes, dann sein linkes Ohr und endlich die Stirn

Unter den Bhuiya-Familien ist eine, welche mit dem Königshause verwandt zu sein beansprucht. Sie sagen, vor 27 Menschenaltern stahlen sie einen Sohn des Moharbhandsch Königs. Als der Prinz mannbar wurde, gestatteten sie ihm freien Zugang zu all ihren Mädchen, und die aus diesen Verbindungen hervorgegangenen Sprösslinge waren die Vorfahren der Radsch-Kuli-Familie. Andere Clans sind die Mal oder Desh Bhuiyas, die Dandsena und die Khatti.

Religion: Boram wird bei ihnen verehrt, oft auch Vir oder Bir, d. i. der Geist des grossen Hanuman, am meisten aber verehren sie eine blutdürstige Schutzgöttin Thakurani Mai, die mit der Kali der Hindus[1]) viel Aehnlichkeit hat. Die Bhuiyas in Raipur verehren Bhawani und Bhim, beides Hindugottheiten, die südlicher gelegenen nennen ihren Gott Karo Bairo.

Gebräuche der Raipur Bhuiyas: Die Hochzeiten finden bei ihnen im Hause der Braut statt. Die einen beginnen die Ceremonie damit, dass Braut und Bräutigam sieben Hände voll Reis gegen einander werfen, worauf der Bhanwar oder siebenmalige Umgang um einen Pfahl, welcher in der Mitte des Hochzeitsplatzes eingeschlagen ist, stattfindet, diesen führt der Bräutigam mit den Brautjungfern aus. Nun beansprucht der Bräutigam die Braut als sein Eigenthum und droht jedem, der es wagen sollte, sie zu rauben. Der Baiga knüpft hierauf die Kleider des jungen Paares zusammen (dies geschieht gewöhnlich bei Sternenaufgang) und überlässt sie sich selbst bis zum Morgen; mit Tagesanbruch werden sie nach dem nächsten Wasser eskortirt um sich zu baden, wobei der Baiga den Knoten in ihren Kleidern wieder aufknüpft. Nach ihrer Rückkehr müssen sie gefüllte Wassertöpfe auf dem Kopfe tragend, längere Zeit im Hofe stehen, bis der Inhalt der Töpfe über sie ausgeschüttet wird. Nun gehts zum Schmaus.

Andere mahlen zu Anfang der Hochzeit Urid Dal (eine Hülsenfrucht) und nachdem sie das Mehl mit warmem Wasser vermischt haben, waschen sie die Brautleute mit der Masse, darauf salben sie sie mit Oel und die Verwandten des Bräutigams berühren seine Füsse, Kniee, Brust und Kopf mit Mangoblättern. Nun nehmen beide Zweige des Mahuabaums (Bassia latifolia) in die Hände und gehen zum nächsten Teich oder Fluss, dessen Wellen sie mit den Zweigen berühren. Hierauf baden beide und executiren nach ihrer Rückkehr den oben erwähnten Bhanwar einen vom Baiga aufgerichteten Ast des Mahuabaums. Ein Festmahl beschliesst die Hochzeitsfeier.

Bemerkenswerth ist noch, dass wenn sie die Todten begraben haben, ein Gefäss mit Reis und Mehl gefüllt auf das Grab gestellt wird, um sich zu versichern, ob der Geist des Todten wieder kommen wird oder nicht. Zeigt sich nach einer bestimmten Zeit das Zeichen eines Hühnerfusses am Boden

---

[1]) Die Sitte Menschenopfer zu bringen, ist ein vorwiegendes Kennzeichen der Urstämme Indiens und führt beinahe zu der Vermuthung, dass die Hindus in den blutdürstigen Gottheiten der Aborigines die Prototypen für ihre Göttin Kali fanden.

des Gefässes, so ist es der Beweis, dass der Geist in sein Haus zurückgekehrt ist und fortan wird er als Hausgottheit verehrt.

Die Bendkars oder Savaras: In dem südlichen tributpflichtigen Mahals finden sich hin und her zerstreut Colonien eines Urvolkes, dessen Name in den Hindi-Classikern oft erwähnt wird, nämlich die Savaras, die Suari des Plinius, die Sabarae des Ptolemäus, jetzt Sauras oder Sauro genannt. Die Bendkars sind ein isolirtes Fragment dieses Stammes. Die Saurs finden sich entweder in einzelnen Gruppen auf eigenem Boden ansässig oder als Tagarbeiter und Dienstleute in den Besitzungen der Hindus. Die grösste Niederlassung der unabhängigen Bendkars ist Dulukri im nördlichen Theil Keondtchhars, sie besteht aus 8 Häusern.

Sprache, Landbau: Nach den von Col. Dalton angestellten Untersuchungen gehören beide Stammüberreste zu den Bhuiyas. Die Saurs, welche zwischen den Kand Mahlias (Höhenzüge) und dem Godavery leben, haben einige Urformen ihrer Sprache gehalten, die Beuskars jedoch erinnern sich nicht, je eine eigene Sprache geredet zu haben. Ihre jetzige Sprache ist Uriya. In ihren Sitten schliessen sie sich den Bhuiyas an. Sie sind im Wesentlichen Landbauer und besitzen ein Ackergeräth, welches heut wohl noch selten zu finden ist, nämlich einen Handpflug, welcher aus einem Ast, an dem ein Stück des Baumstammes gelassen ist, besteht und zum Aufkratzen des leichten Humus im Walde, wo sie ihre Ländereien anlegen, vollständig genügt.

Religion: Sie verehren eine weibliche Gottheit, Bansuri oder Thakuraini, ohne Zweifel die Thakuraini Mai der Bhuiyas. Sie erhält jedes Jahr Opfer von Ziegen und Hühnern, alle 12 Jahre aber opfert jede Colonie einen Büffel, einen Eber, ein Schaf und 12 Hühner. Die Bendkars ziehen keine Viehheerden auf, sie müssen daher diese Opfer kaufen. Bei der Bestattung der Todten sehen sie stets darauf, dass der Kopf des Leichnams nach Norden auf dem Scheiterhaufen liege, und hierin unterscheiden sie sich von den Bhuiyas, welche den Westen vorziehen.

Bemerkenswerth ist noch, dass sie fast keinen Reis bauen, sie leben von den essbaren Wurzeln und Kräutern des Waldes und bauen verschiedene Hülsenfrüchte und eine Art Bohnen, welche roh gegessen, als Brechmittel wirkt, gekocht aber ein angenehmes Gemüse giebt.

VII. Gruppe.

Die Kolarier.

Vorbemerkungen.

Es ist schon früher angedeutet worden, dass verschiedene Traditionen auf eine Verwandtschaft der Kolhs mit den Tscheros hinweisen, welche vor der Besetzung der Gangesprovinzen durch die Arier, die herrschende Race

in Gorakhpur, Bihar und Shahabad waren, so dass aller Wahrscheinlichkeit nach die jetzt verachtete Kolhsprache einst die Sprache jener Distrikte war.

Mr. Logau weist in einer Abhandlung über die Simangdialekte des östlichen Archipelago nach, dass die Pronomina dieselben eigenthümlichen Formen haben, welche den Dialekten eignen, die vor der Ankunft der Arier in der Gangesniederung gesprochen wurden. „Diese Pronomina und viele andere Worte sind noch bei den am Ganges entlang wohnenden Kolhgruppen im Gebrauch, ebenso bei den Kgi oder Kasias in der Brahmaputrebene, den Palaung und den Mon oder Peguanern am Irawaddy, den Kambodschen am Mekong und den Anamesen am Tonquin."

Die Sprache der Hos (in Singbhum) Santals, Mundas, Kharrias (in Nagpur) der Bhumidsch (in Manbhum und Singbhum) ist kolarisch. Der wilde Korwa in Sirgadscha spricht eine Sprache, die sich, wenn kritisch untersucht, als zur selben Familie gehörig zeigt. Die Kurs oder Muasi der Centralprovinzen vermitteln den Uebergang dieses Dialekts über das Mahadew-Gebirge, westlich durch die Wälder des Tapti und Narbuda, bis zu den Bhils und dem Gavilgarh - Gebirge bei Elitschpur. Der Strom der Kolarischen Sprachen durchwandert also eine ungeheure Area, bald mächtig dahin rollend, bald auf kurze Zeit unter der Erdoberfläche verschwindend, aber immer erkennbar verfolgbar, und die stets wechselnden Phasen der zahlreichen Varietäten jetzt existirender Kolarier sind lebendige Illustrationen menschlichen Fortschritts von der Steinperiode bis zu den Grenzen moderner Civilisation.

Wir haben es hier zunächst mit den Kolariern Bengalens zu thun, und erwähnen zuerst diejenigen unter ihnen, welche auf der untersten Stufe der Civilisation stehen, nämlich die blattbedeckten Gebirgsbewohner von Frissa, die Dschuangs.

1. Abtheilung. Die Dschuangs.

Linguistische Affinitäten: Die Dschuangs gehören ihrer jetzigen Sprache nach ohne Zweifel zu den Kolariern, denn die Namen der gewöhnlichsten Gegenstände, die Fürwörter und mehrere Zahlwörter sind identisch mit denen der Hos, Mundas und Santals. Da sie seit langer Zeit unter den Uriyas gelebt haben, so ist es erklärlich, dass sich auch Worte dieser Sprache bei ihnen eingebürgert haben, andrerseits haben sie Worte conservirt, welche den andern Kolhsprachen abhanden gekommen. Sie selbst haben keine Idee einer Verwandtschaft mit den Kolhs oder andern Stämmen.

Geographische Lage: Die Dschuangs finden sich in Keondtchhar und Dhekanal. In der ersteren Provinz haben sie 32 Niederlassungen mit ungefähr 3000 Einwohnern. Sie bewohnen meistens die Berge, auf welche sie wahrscheinlich von den Bhuiyas und Gevalas, welche sich in den Thälern niederliessen, verdrängt wurden. Ihr Hauptsitz ist zwischen 21° 20' und 21° 40' nördl. Breite und 85° 30' und 85° 45' östl. Länge.

Traditionen: Die Dschuangs behaupten Autochthonen ihres Landes zu

sein, ihre Wiege war der Gonasika, 21° 30′ nördl. Breite und 85° 37′ östl. Länge, wo aus zwei Höhlen eines Felsens, welcher wie eine Rindsnase gestaltet, die Quellen des Baitarni[1]) entspringen. Sie glauben, dass der Baitarni, an dessen Ufern sie entstanden, älter sei als der Ganges. Sie erzählen ferner, dass vor langer Zeit 900 Dschuangs ihre Heimath verliessen und nach Dhekanal auswanderten, worauf die Bhuiyas kamen und das Land ihrer Brüder besetzten. Mauerüberreste, welche mitten im Lande der Dschuangs sich finden, bezeichnen sie als die Ruinen eines Fort, welches einer ihrer Könige, Bora, einst errichtet habe. In ihren Hügeln findet man häufig Steinwerkzeuge, deren Fabrikanten ihre Vorfahren waren, sie selbst hatten keine Kenntniss von Metallen, bis sie durch fremde Einwanderer mit denselben bekannt gemacht wurden; sie verstehen eben so wenig die Spinn- und Webekunst und wissen nichts von Herstellung irdener Gefässe.

Wohnungen: Sie leben in einem halbnomadischen Zustande, bald zusammen, bald getrennt in einzelnen Hütten, welche sie auf dem urbar gemachten Lande aus Zweigen bald aufrichten. Der innere Raum ist, obgleich sehr klein, doch in 2 Theile getheilt, von denen der eine zur Vorrathskammer, der andere zum Schlafraum für die Eltern und die Töchter dient, die Söhne schlafen ausserhalb in einem besondern Hause, welches am Eingang des Dorfes errichtet ist und zum Aufbewahren der musikalischen Instrumente benutzt wird.

Ackerbau: wird auf die primitivste Weise betrieben, sie behauen die Bäume, verbrennen die dürr gewordenen Stämme und säen in die Asche. Frühreis, indisches Korn, Hülsenfrüchte, Kürbisse, Ingver und rother Pfeffer werden zusammen gesät und der Same sich selbst überlassen.

Nahrung: Sie kennen mit thierischem Instinkt alle essbaren Kräuter des Waldes und sind mehr oder weniger dem Trunk ergeben. Sie verstehen jedoch die Zubereitung der Spirituosen nicht, was sie davon bedürfen, kaufen sie von den umherwohnenden Kolhs. Jede Art von Fleisch ist ihnen eine willkommene Speise. Das Land ist rentfrei, sie sind aber verpflichtet dem Könige auf seinen Reisen das Gepäck zu tragen und ihm sein Haus auszubessern.

Waffen: Sie sind kein kriegerisches Volk, wenn sie aber von den Bhuiyas angestachelt werden, so können sie ganz respektable Feinde sein. Sie verstehen Bogen und Pfeil zu gebrauchen, ihre Lieblingswaffe ist aber die Schleuder, in deren Handhabung sie grosse Geschicklichkeit besitzen.

Kleidung: Die Dschuangs tragen einen dünnen Zeugstreifen zwischen den Schenkeln, und die Mädchen und Frauen, welche Col. Dalton sah, hatten keine Kleider, ihr Anzug bestand nur in einem Schurz, welcher aus den Blättern des Asam (Terminalia tomentosa) zusammen gesteckt und an einem

---

[1]) Vaitarani = Hindu Styx.

um die Hüften gelegten Gürtel vorn und hinten befestigt war.[1]) Der Gürtel selbst besteht aus aneinander gereihten gebrannten Lehmkügelchen. Zum Schmuck dienen Schnüre von Glasperlen und Messingringe.

Tänze: Sie haben verschiedene Pantomimenartige Tänze, den Bärentanz, bei welchem die Tänzerinnen sich mit nach vorn gebeugtem Oberkörper bewegen, und den Gang des Bären nachahmen. Den Taubentanz, bei dem sie die Stellungen des verliebten Täubrichs wiedergeben. Den Schwein- und Schildkrötentanz — den Wachteltanz, bei dem sie wie die Wachteln auf der Erde hocken und den Boden picken — den Geiertanz: einer der Tänzer legt sich auf den Boden, und die Tänzerinnen nähern sich ihm in der hüpfenden Gangweise der Geier und zerhacken ihn mit ihren Fingernägeln aufs Unbarmherzigste; endlich den Hahn- und Hühnertanz, den sie aber vor Col. Dalton nicht tanzen wollten, „weil die Blattschürzen dabei zu sehr verschoben würden."

Aeusseres Aussehn: Die allgemeinen physischen Charakteristiken der Dschuangs sind: laterale Projection der Backenknochen — Plattheit des Gesichts — Stirn senkrecht aber niedrig — Nase gedrückt — Mund gross — Lippen dick — Kinn und Unterkiefer zurückweichend — Haar grob und gekräuselt, röthlich braun. Die Frauen tättoviren sich mit dem Zeichen der Mundas und Kharrias: drei Striche an der Stirn und drei an den Schläfen. Die Durchschnittshöhe der Männer ist unter 5' und die der Frauen 4' 8".

Religion: Sie haben wunderbarer Weise keinen Glauben an Hexen oder Hexerei. Namen für Gott, Himmel, Hölle, sowie die Idee eines zukünftigen Lebens sollen ihnen unbekannt sein.[2]) Wenn sie in Noth sind, so opfern sie der Sonne Hühner und ebenso der Erde, damit sie ihnen Frucht gebe. Ein Alter, Nagam genannt, amtirt bei diesen Opfern; sonst sind ihnen religiöse Ceremonien fremd.

Heirath: Die Ehe ist anerkannt und wird in der simpelsten Weise abgeschlossen. Wenn ein Bursche ein Mädchen gern hat, so sendet er seine Freunde als Werber. Wird die Werbung angenommen, so wird der Hochzeitstag bestimmt und eine Ladung unausgehülster Reis in das Brauthaus gesendet. Dann holen die Freunde des Bräutigams die Braut mit ihren Verwandten und Freunden, eine allgemeine Mahlzeit vereinigt die Versammelten und den nächsten Morgen entlässt der junge Ehemann die Familie seiner Frau mit einem Geschenk von drei Maass enthülsten und 3 Maass unenthülsten Reis. Polygamie ist erlaubt, aber nur Fälle von Bigamie sind bekannt.

Todtenbesattung: Die Leiche wird wie bei den Munda-Kolhs mit dem Kopf nach Süden auf dem Holzstoss verbrannt und die Asche in den

[1]) Die Sage erzählt: Als die Göttin des Baitarniflusses zum ersten Mal aus dem Felsen sprang, sah sie eine Anzahl Dschuangs in der Nähe tanzen, und da sie alle nackt waren, so befahl sie ihnen, sich sogleich mit Blättern zu bedecken, daher die Sitte der Blattschürzen. Neuerdings haben sie auch Zeugstreifen hier und da angenommen.

[2]) Hindus sagen aber von ihnen, diese wilden Menschen seien so dumm zu behaupten, Gott habe sie zuerst geschaffen.

Fluss geworfen. Sie trauern drei Tage, indem sie sich jeglicher Fleischspeise und des Salzes enthalten. Ahnenverehrung kennen sie nicht.

Eid: Die Dschuangs schwören auf Erde, welche von einen Thermitenhaufen genommen, und auf ein Tigerfell.

2. Abtheilung. Die Kharrias

stehen den Dschuangs linguistisch am Nächsten. Sie leben in den Hinterwäldern Singbhums und Manbhums und in Tsch. Nagpur. Eine ihrer grössten Niederlassungen ist in der Nähe des südlichen Laufs des Koelflusses, welcher auf dem Nagpur plateau entspringt und von den Kharrias als heilig verehrt wird, weshalb sie ihm auch die Asche ihrer Todten übergeben.

Traditionen: Ihre Vorfahren wanderten von der Gegend am Patna herum in Tsch. Nagpur ein und liessen sich hier am Koel nieder. Ihre Colonie gewann aber wenig Ausdehnung wegen der Unterdrückungen von Seiten des Nagpur-Königs, welcher ihnen das Land wieder entzog und seinen Günstlingen gab, in Folge dessen viele Kharrias wieder auswanderten. Eine andere Tradition giebt an, dass sie vom Süden den Koel heraufgekommen seien. Das Wahrscheinlichste ist, dass sie sich aus den Gangesprovinzen zurückgezogen, die Kette des Vindhyagebirges überschritten und nach und nach auf die südöstliche Wasserscheide Tsch. Nagpurs kamen.

Religion: Sie verehren die Sonne unter dem Namen Bero und jedes Familienoberhaupt ist verpflichtet, während seiner Lebenszeit 5 Opfer zu bringen, zuerst Hühner, dann ein Schwein, drittens eine weisse Ziege, viertens einen Widder und zuletzt einen Büffel. Die Opfer werden auf einen Thermitenhügel dargebracht, als Priester fungirt der Pater familias. Bei Opfern welche die Commune bringt, übernimmt das Amt der Pahan (siehe Uraus). Sie haben dieselben Feste wie die Mundas und unter ihren Ceremonien ist besonders die des „Ohrläppchen bohrens“ zu erwähnen, welche an dem Tage stattfindet, an dem das Haar des Kindes das erste Mal aufgebunden wird.

Ehe: Sie haben kein Wort für Heirath in ihrer Sprache. Der Act des Ehebündnisses bestand früher einfach in einem Tanz und einem Festessen bei Gelegenheit der Ueberführung der Braut in das Haus des Bräutigams; jetzt haben sie verschiedene Ceremonien bei ihren Hochzeiten, welche aber alle dem Hinduritual entlehnt sind.

In ihren Gebräuchen, Tänzen, in Beziehung auf Kleidung, Tättoviren u. s. w. schliessen sie sich den Mundas an, denen sie auch in ihrer äusseren Erscheinung gleich sind.

Um eine wiederholte Aufzählung derselben Kennzeichen und Gebräuche zu vermeiden, fassen wir im Folgenden die Kolarischen Stämme übersichtlich zusammen, berücksichtigen dabei aber die hier und da auftauchenden Verschiedenheiten der einzelnen Abzweigungen.

3. Abtheilung. Die Mundas, Hos, Bhumidsch, Santals, Birhors, Korwas, Kurs oder Muasis.

Aus den Traditionen der Hindu-Schriften, welche die Kolhs erwähnen, aus den Sagen der letzteren und aus den an Ort und Stelle angestellten Untersuchungen geht hervor, dass die Kolhs die ersten bekannten Bewohner des Gangesthals waren. Von hier vertrieben, wandten sie sich gen Süden und Südwesten und fassten endlich in den Bergen Tschutia Nagpurs festen Fuss. Die verschiedenen Clans haben ihre eigenen Sagen über ihre Urgeschichte, die aber von geringem historischen Werth sind.

Die Mundas erzählen, dass sie über Pipra und Paligarh nach Nagpur kamen und eine Confederation von einzelnen Staaten bildeten, in denen jedes Dorf einen chief-Munda (Haupt) hatte und da manche Dörfer nur aus einer Familie bestanden, so fiel ihr die Mundawürde zu, das heisst, alle Familienglieder waren Mundas und auf diese Weise erhielt endlich der ganze Stamm den Namen Munda oder Mundaris. Ihr ursprünglicher Name scheint Konk oder Konkpat gewesen zu sein; (die Mundas auf dem Plateau nennen sich jetzt noch so). Ihre communale Einrichtung war folgende: 12 Dörfer bildeten eine Parha, welche unter einem Munda stand, und alle Streitigkeiten der Parha wurden in einem conclave geschlichtet. Nach dem schon oben erwähnten Dorfvorsteher kann der Pahan — Priester — und nach ihm der Mahato der Stellvertreter des Dorfmunda. Als die Mundaris einen König wählten[1]) erlitt das Bundesverhältniss natürlich eine totale Umänderung. Die Dorfeinwohner wurden in zwei Klassen getheilt, von denen die privilegirtere — die Bhuiaris — das Land rentfrei behielt, dafür aber dem König Ehren- und Militairdienste zu leisten hatte, die andere Klasse hatte Kleidungsstoffe und Nahrungsmittel an den Hof zu liefern und erhielt dafür die Erlaubniss, gewisse Landstrecken — Radschhas genannt — zu cultiviren. Die sich fortwährend ausbreitende Königsfamilie aber hat sich wenig um die Rechte der Kolhs gekümmert, sondern sich Land angeeignet wo und wann es ihr gefiel und mit gänzlicher Nichtbeachtung der Ansprüche der Mundas die Besitzungen derselben ihren Creaturen, Hindus, Brahmanen, Kshatris und Muhamedanern übergeben, welche jetzt unter dem berüchtigten Namen „ticcadar“ die Kolhs unterdrücken und aus dem Lande treiben. Verschiedene Aufstände, welche die Kolhs zur Vertreibung der verhassten ticcadare organisirten, wurden mit Hülfe britischer Truppen unterdrückt und die engl. Regierung thut jetzt ihr Möglichstes, um die Leute vor weiteren Verfolgungen zu schützen.

Die Hos wanderten von Tsch. Nagpur weiter gen Süden und liessen sich in Singbhum nieder, wo sie die Bhuiyas und die Dschains fanden. Die

[1]) Es scheint eher, als wenn die Brahmanen, welche gern auch Tsch. Nagpur ihrem Einfluss unterwerfen wollten, ihnen einen König aufgedrungen hätten, sie steckten sich hinter einen der mächtigsten Mundas und proclamirten dessen ältesten Sohn als König. Ihrer Angabe nach war der Prinz von einem Schlangenfürsten und einem Brahmanenmädchen gezeugt und in der Nähe von Pithuria, wo die Königswahl stattfand, von einem Brahmanen gefunden worden. Daher der Name der Königsfamilie: Nagbansi = Schlangenkinder.

letzteren scheinen die ersten arischen Ansiedler in diesem Theil Indiens gewesen zu sein und die Ruinen der Tempel und Forts, welche sie erbauten, legen jetzt noch Zeugniss ab von ihrer Kunstfertigkeit und Religiösität. Sie wurden von den Hos verdrängt und theils den Eroberern einverleibt, theils auf kleinere Ansiedlungen beschränkt, deren Nachkommen wir jetzt wahrscheinlich in den Gualas, Sudras und Kurmis finden, welche in Porahat, Kharsawan, Seraikela und Dhalbhum zerstreut wohnen. — Diesen Dschains schreibt man auch die Anlegung der Kupferbergwerke zu, welche bis vor kurzer Zeit noch von englischen Spekulanten in Dhalbhum und Seraikela bearbeitet wurden. Die Hos hatten dieselbe staatliche Einrichtung wie die Mundas, und es ist ihnen gelungen, dieselbe bis auf die Neuzeit zu erhalten.

Die Bhumidsch wohnen zwischen dem Kasái und dem Savarnrekha und bilden die ursprüngliche Bevölkerung von Dhalbhum, Barabhum, Patkum und Bagmundi. Sie besassen früher Niederlassungen jenseits des Savarnrekha, wurden aber von den Ariern verdrängt. Die in den Dschangel Mahals wohnenden Bhumidsch waren längere Zeit unter dem Beinamen Tschuars sehr gefürchtet. Sie ergriffen Parthei für einen ihrer Fürsten gegen die engl. Regierung und durchzogen plündernd und mordend das Land, bis sie von den britischen Truppen auseinander getrieben wurden. Die Bhumidsch haben keine zuverlässigen Nachrichten über ihre Wanderungen. Die an der Grenze Nagpurs lebenden halten sich und die Mundas für Stammesgenossen, die weiter östlich wohnenden sind schon zu sehr hinduisirt, als dass sie eine Verwandtschaft mit den Kolhs anerkennen sollten. Sie sind im Ganzen ein wohlhabendes Volk und leben in bequemen gut gebauten Häusern.

Die Santals finden sich jetzt zwischen dem Ganges und dem Bactarni auf einer Area von gegen 350 engl. Meilen Länge, welche die Distrikte Bhagalpur, Santal-Parganas, Birbhum, Bancora, Hazaribagh, Manbhum, Midnapur, Singbhum und Balasore umfasst. Am zahlreichsten leben sie an den Ufern des Damuda, welchen sie göttlich verehren. Ihren Angaben nach kommen sie vom Meer (dem Bengalischen Meerbusen) und blieben auf ihren Wanderungen lange Zeit in Saont, dem jetzigen Silda in Midnapur, und von diesem Ort erhielten sie ihren Namen = Saont = Santals.

Die Birhors[1]) leben in Ramgarh-Distrikt; sie sind mit den Kharwars verwandt und wie sie sagen, mit den letzteren von der Sonne geboren worden. Sieben Brüder kamen in dies Land — Ramgarh — vier zogen gen Osten und drei blieben im Ramgarh-Lande. Als diese einst auszogen, um gegen die Könige der umwohnenden Stämme zu kämpfen, blieb die Kopfbedeckung des Einen an einem Baume hängen; er hielt dieses für ein böses Omen und blieb im Walde zurück. Seine Brüder zogen aber weiter und besiegten die Feinde. Als sie zurück kamen, fanden sie ihren Bruder mit dem Abschälen der Rinde des Tschob beschäftigt. Da verspotteten sie ihn und nannten ihn Birhor, d. i. Tschobschneider. Daher der Name des Stammes und der Grund

[1]) Bir bedeutet übrigens im Mundari und Satale Wald und horo Mensch, also wäre Waldmensch die näherliegende Erklärung.

ihrer Hauptbeschäftigung, welche darin besteht, die Rinde des Tschobbaums zu schneiden und entweder im rohen Zustande oder zu Stricken verarbeitet zu verkaufen. Sie wohnen in Laubhütten an den Bergabhängen Ramgurhs und führen ein unstetes Wanderleben. Sie sind sogar des Cannibalismus verdächtig; sie selbst geben zu, dass ihre Vorväter ihre sterbenden Stammgenossen verzehrten, verneinen aber das Fortbestehen der Sitte.

Die Korwars. An die nordwestliche Ecke Tsch. Nagpurs grenzt der abhängige Distrikt Barwah. Das Land ist reich an Eisen, und wird von den Asuras, einem Stamme, welcher der Sage nach aus dem Himmel auf die Erde verstossen wurde, mit Energie ausgebeutet. Vermischt mit ihnen leben die Korwas, die Vorläufer des Stammes, welcher wie oben gesagt, die Racenkette der Kolarier über die Hochlande Sirgudschas, Dschaspurs und Palamous hinüber führt und mit den Nuasis von Rewa und den Centralprovinzen verbindet. Sie beschäftigen sich weniger mit Eisenschmelzen als mit Ackerbau und sind allem Anschein nach die ersten Ansiedler dieser Gegenden, denn die priesterlichen Pflichten bei der Versöhnung der Lokalgottheiten werden stets einem Korwa übergeben. Die Korwas, welche sich in den Bergen niedergelassen haben, sind besonders wild und von abstossendem Aeusseren, dessen Ursache sie in nachstehender Sage angeben. Die ersten Menschen, welche sich hier (in Sirgudscha) niederliessen, wurden fortwährend durch die wilden Thiere beunruhigt, welche in grosser Menge hier hausten und den Getreidefeldern viel Schaden thaten. Da errichteten die Leute Vogelscheuchen, schreckliche Gestalten von Bambus zusammen gebunden, um die Raubthiere zu vertreiben. Als der grosse Geist sah, dass die Vogelscheuchen oft zerbrachen, so belebte er sie, um den Ansiedlern das Ausbessern zu ersparen, und auf diese Weise entstanden die hässlichen Wesen, welche die Vorfahren der Korwas waren. Sie leben in elenden Hütten, meistens getrennt von einander, die Wohnungen hängen oft an den steilen Bergabhängen wie Vogelnester, und man sagt, dass sie dergleichen unzugängliche Stellen deswegen wählen, um die blutigen Schlägereien zu vermeiden, welche jedes Mal entstehen, wenn sie zusammen kommen.

Die Kurs, Kurkurs oder Muasis. Das Land dieses Stammes ist Korea an den westlichen Grenzen Sirgudschas. Der Name selbst weist auf den Kolarischen Charakter der Einwohner hin (Korea — Koria — Kolia), welche bis vor ungefähr 600 Jahren hier die Alleinherrschaft hatten. Es war ein Mischvolk von Gonds und Kolhs, und wurde von dem Vorfahren des jetzigen Koreakönigs zur angegebenen Zeit unterworfen. Die Kurs der Centralprovinzen nennen sich Kukurs und die auf dem Mahadeogebirge lebenden Muasis; die letzteren werden von ihren Nachbarn auch Mawasi Kolhs genannt, ein Name, der ihren Sagen nach von dem Mahwabaum abzuleiten ist, unter dessen Schatten der Vater des Stammes als Kind gefunden wurde. Naga Bhuiya und Naga Bhuiyain — die Erdschlange und sein Weib — hatten das Kind gezeugt und unter dem Baum ausgesetzt. Der Knabe wurde gefunden und dem König von Kanaudsch zur Erziehung übergeben, welcher

ihn adoptirte und ihm den Namen Mahwasi gab. Bei seiner Verheirathung erhielt Mahwani die Provinz Gandschar. Als seine Nachkommen aber mächtig wurden, verweigerten sie dem Radscha von Kanandsch den Tribut, deswegen übergab er ihr Land zweien Kriegern von Kalindschar, Apla und Adal geheissen, welche die Muasis besiegten und die Anführer derselben gebunden vor den König brachten. Dieser liess jedem von ihnen eine Last auf den Rücken legen und verurtheilte sie, von nun an nur Lastträger zu sein.

Aeusseres Aussehn: Die Mundas und Hos zeichnen sich, was Körperbau betrifft, vor den andern Kolhstämmen vortheilhaft aus. Sie messen im Durchschnitt 5' 6" und die Frauen 5' 2". Ihre Züge zeigen grosse Verschiedenheit der Gesichtsbildung, jenachdem sie sich mehr oder minder mit arischem Blut vermischt haben. Augen schwarzbraun — Haar schwarz, gerade oder leicht gekräuselt, von beiden Geschlechtern lang getragen, nur die Männer scheeren den Vorderkopf. Hände und Füsse gross aber gut gebildet. Farbe sehr ungleich: hellgelb besonders in Familien, welche arisches Blut in sich aufgenommen — sonst kupferbraun und fast schwarz

Die Santals zeigen ein fast rundes Gesicht, mässig hervorstehende Backenknochen, gerade volle Augen, Nase wenig erhaben, aufgestülpt, Mund gross, Lippen dick und abstehend, Haar gerade, grob. Neigung zur Corpulenz überall bemerkbar. Die Korwars sind kurz von Natur, schwarzbraun von Farbe, stark gebaut und behende in ihren Bewegungen aber ziemlich kurzbeinig. Sie erfreuen sich eines vorzüglichen Bartwuchses, der sonst bei den Kolariern mit Ausnahme des Schnauzbarts zu den Seltenheiten gehört.

Nächst den Bergkorwas, deren abschreckendes Aeussere schon erwähnt worden, tragen wohl die Birhors in Beziehung auf Hässlichkeit die Palme davon, sie sind miserable aussehende Subjecte und gleichen mehr den niedrigsten Kasten der Hindus, den Doms und Parias, als den Bergvölkern, mit denen sie verwandt sind.

Kleidung: Die kolarischen Stämme sind durchweg wenig bedacht auf eine vortheilhafte äussere Erscheinung und geben nicht viel auf Kleidung. Die in den Wäldern lebenden begnügen sich mit einem Zeugstreifen um die Lenden, welchem eine wollene Decke in der kalten Zeit zugefügt wird. Civilisirtere Individuen haben die Tracht der Hindus adoptirt. Bei allen aber findet man eine grosse Vorliebe für Schmuck und Blumen. Perlenschnüre bedecken Nacken und Brust, schwere Messing- und Eisenspangen umgeben das Armgelenk, zahllose Kupferringe schmücken Hände und Zehen und die Ohrränder und Ohrläppchen sind vollständig eingerahmt mit kleinen Ringen und Kettchen, während Kämme, Spiegel, Nadeln und Rosen oder andere (besonders rothe) Blumen das schwarze Haar zieren.

Beschäftigung: Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen der Kolarier. Alle sind leidenschaftliche Jäger. Mit Bogen und Pfeil bewaffnet durchstreifen sie die Wälder, andere haben den Wurfspeer und die Tigeraxt, noch andere ereilen das Wild im schnellen Lauf und schlagen es mit Knitteln todt, oder sie treiben es in Netze oder Gehege. Die Netze zum

Fisch- und Vogelfang verfertigen sie meistens selbst. Damit ist aber auch ihre Kunst zu Ende, denn von Handwerken verstehen sie wenig oder gar nichts. Sie spinnen, können aber nicht weben, und sind zur Beschaffung ihrer Haus- und Ackergeräthe auf die unter ihnen wohnenden Hinduhandwerker angewiesen.

Nahrung: Jegliches Fleisch ist ihnen willkommen. Ihre Hauptnahrung ist der Reis. Hülsenfrüchte geben die Zuspeise, die Kräuter des Waldes und Feldes und verschiedene Laubarten das Gemüse, zu dessen Zubereitung verschiedene Oele verwandt werden. Ihr Hauptgetränk ist Illi, eine Art Reisbranntwein, welchen jedes Kolhmädchen zu brauen versteht; wohlhabendere Kolhs lieben es, sich im Srap, einem aus den Blüthen des Mahuwabaumes destillirten Getränk, zu berauschen. Sie sind alle ohne Ausnahme dem Trunk ergeben.

Sitten und Gebräuche: Nach der Geburt eines Kindes gilt die Mutter für unrein, bei den Nagpur Kolhs muss der Vater das Essen während dieser Zeit kochen, bei andern, z. B. den Santals, sind beide Eltern unrein und müssen sich nach gewissen Tagen (8 oder 5) einem Reinigungsact unterziehn, welcher darin besteht, dass sie einen für diese Gelegenheit gekochten Reisbrei essen. Nach 8 Tagen wird dem Kinde der Name gegeben, welcher entweder von älteren Verwandten oder hochstehenden Freunden genommen wird. Die Hos geben ihren Kindern sogar Mamen von Europäern, welche ihnen lieb geworden sind. Vom Tage der Namengebung bis zur Verheirathung werden die Kinder keinerlei Ceremonie unterworfen. Die Hauptzüge der Eheabschliessung unter den kolarischen Stämmen sind folgende:

Die Braut muss gekauft werden. Der Preis variirt je nach der Stellung der Partheien, zwischen 10 Stück Vieh und einigen Rupies. Es gilt für anständig, die Wahl der Braut den Eltern zu überlassen. Freunde derselben theilen dem Mädchen die frohe Botschaft mit. Auf dem Gange zum Elternhause der Braut sind die Omen zu beachten. Der Schrei eines fliegenden Eichhörnchens genügt, die Arrangements im Keim zu ersticken, ein fallender Zweig zeigt den nahen Tod der Eltern der Brautleute an. Leeren Wassertöpfen zu begegnen bringt auch Unglück. Eine Schlange auf dem Wege garantirt Reichthum, ein Mistkäfer aber Armuth. Nimmt die Braut die Wahl an, so wird der Tag zur Besprechung des Preises (Pan) festgesetzt; ist die Schwierigkeit auch überwunden, so wird der Hochzeitstag bestimmt. Der Santalbräutigam merkt sich die Zahl der bis dahin noch zu verlaufenden Tage durch so viel Knoten, welche er in einem Strick einknüpft und von denen er jeden Tag einen löst. Ist er beim letzten angelangt, so ist er bereit, sich seine Braut heim zu holen. — Die Braut wird von ihren Freundinnen zum Hause ihres zukünftigen Herrn geleitet und von dem letzteren in Begleitung der Hochzeitsgäste eingeholt. Der officielle Act der Eheschliessung ist verschieden. Bei den Einen (Hos) binden sich die Brautleute durch das Zutrinken aus zwei Bechern, deren Inhalt (Reisbranntwein) Braut

und Bräutigam gegenseitig mischen. Bei andern (Mundas, Santals) zieht der Bräutigam mit seinen Freunden am Hochzeitstage zum Hause der Braut. Nachdem beide mit Gelbwurz bestrichen worden, werden sie nicht mit einander, sondern mit zwei Bäumen verheirathet, indem sie dieselben mit Sindur (Rothblei) bestreichen oder auch an sie angebunden werden. Braut und Bräutigam bestreichen sich hierauf gegenseitig die Stirn mit Sindur und nachdem sie von den Umstehenden mit Wasser begossen worden, ziehen sie sich in das Haus zurück. Am nächsten Morgen badet man en masse im nächsten Wasser. Unter den Hos ist es Sitte, dass die Frau nach etlichen Tagen davon laufe. Der Mann muss sie dann suchen und mit Gewalt in sein Haus zurück führen.

Die Birhors nehmen zum Bezeichnen der Stirn statt des Sindur etliche Tropfen Blut, welche aus den kleinen Fingern der Brautleute gezapft worden. Dies ist jedenfalls der ursprüngliche Usus aller Kolarier, welche erst Sindur substituirten. Die Muasis haben die Sitte ganz abgeschafft. Der bindende Act besteht bei ihnen in den Umgang des Brautpaars um den Bhanwar, einen Bambuspfahl, welcher in der Mitte der Hochzeitshütte errichtet ist. Neben demselben steht eine brennende Lampe und ein Gewürzreibstein, auf welchem 7 Häufchen Reis und Gelbwurz gelegt sind. Der erste Umgang geschieht von der Gesellschaft unter Anführung der Brautjungfer und ihres Cavaliers, sieben Mal umkreist das Brautpaar den Pfahl und jedesmal muss die Braut eins von den Reis- und Gelbwurzhäufchen umstossen; ist das siebente gefallen, so ergreift der Brautführer den Pfahl, schüttelt ihn heftig und ruft mit der ganzen Gesellschaft: es ist geschehn! Nachdem sich die Brautleute kurze Zeit zurückgezogen haben, empfangen sie die Gratulationen der Gäste.

Tanzen, Singen und Musiciren sind die Hauptamüsements bei diesen Hochzeiten, bei denen stets eine unglaubliche Quantität Reisbranntwein vertilgt wird.

Religion: Ote Boram oder Singbonga ist Schöpfer und Erhalter und wird in der Sonne verehrt. Er verheirathete sich mit Tschando Omol (dem Monde). Als sie ihn aber einmal hinterging, zerhieb er sie in zwei Stücke; das that ihm jedoch nachher wieder leid, und er erlaubte ihr, jeden Monat einmal wieder in ihrer Ganzheit zu erscheinen. Die Sterne sind beider Töchter.

Ein wichtiger Gott ist Marang buru oder Buru Bonga, der Berggott, welcher in hohen Berggipfeln verehrt wird und für genügenden Regen zu sorgen hat.[1])

Desauli ist der Schutzgott des Dorfes und wohnt mit seiner Frau Dschhar-Era oder Maburu in dem heiligen Hain, welcher oft noch ein Ueberbleibsel des alten Waldes ist, welcher früher das Land bedeckte, und aus besonderer Rücksicht für diese Gottheiten ihnen zur Wohnung stehen gelassen wurde.

[1]) Vergleiche aber hierüber die abweichenden, ausführlichen Berichte von Jellinghaus im Jahrgange 1871, 334—336 und Jahrgang 1872, S. 266, nach denen diese Bongas nicht Götter sondern böse Dämonen sind.

Dann kommen die Naiaden, Naga-Era, die Göttin aller stehenden Gewässer, und Garha-Era, die Göttin der Flüsse.

Auch die Schatten der Vorfahren werden verehrt und nehmen unter dem Namen Ham-ho und Horatan-ho die Stelle der Penaten ein.

Ausser den eben genannten fürchten sie böse Geister, Bongas, (Hindiübersetzung) Bhuts genannt, welche auf Bäumen, an Wegen, in Schluchten und andern Orten hausen.

Eine wichtige Rolle spielt neben dem Pahan der Odschha — Beschwörer welcher durch Divination den Geist zu finden weiss, welcher ein Unglück, eine Krankheit und dergleichen verursacht hat. Die Kolhs leben in steter Furcht vor Hexen und hielten es früher für geradezu geboten, eine Hexe nebst ihrer ganzen Familie umzubringen. Auch glauben sie, dass sich Menschen in beliebige Thiere, besonders Tiger, verwandeln können, und dergleichen Subjecte unschädlich zu machen, ist natürlich eine Ehrensache. — In Singbhum fürchtet man besonders die Kharrias als grosse Zauberer.

Die Opfer werden entweder vom Pahan oder dem Familienoberhaupt gebracht. — Die Santals verehren ausser den Gottheiten der Mundas und Hos noch den Baghbhut (den Tigerteufel).

Die Birhors nennen die erste ihrer Gottheiten Devi (Hindiwort für Göttin) und halten sie für die Mutter aller andern Götter. Die bösen Geister sind Biru bhut, welcher unter der Gestalt einer Halbkugel angebetet wird, und Darha, welchen sie durch einen drei Fuss hohen gespaltenen Bambus, schief in die Erde gesteckt, darstellen. Ein kleines, rundes Stück Holz, etwa einen Fuss lang, an einem Ende roth bemalt, ist Banhi die Göttin der Wälder. Die Beschützerin der Erde ist Lugu, welche im höchsten Berge Ramgarhs, der nach ihr Lugu pahar genannt ist, wohnt. — Ein längliches roth bestrichenes Holz ist Maya-Maya, die Tochter der Devi. Ein kleines weisses Steinstück roth angestrichen stellt deren Enkelin Buria Mai dar, und eine Pfeilspitze ist Dudha Mai, Burias Tochter. Ein Dreizack roth angestrichen, steht für Hanuman, den Affenkönig, welcher des Teufels Befehle zu vollführen hat. Die Korwars beten die Sonne unter dem Namen Bhagwan an (Hindiwort für Gott). Bongas kennen sie nicht. Sie verehren die Vorfahren und die Bhuria Korwars haben auch einen Tempel, in welchem sie Khuria Rani (Khuria-Königin) verehren. Dieser Tempel ist eine tiefe Höhle im Khuria-Plateau am Ufer eines Flusses. In das Innere der Höhle ist noch Niemand gedrungen, die Rani ist aber ausserordentlich blutdürstig. Nicht weniger als 40 Büffel und eine Menge Ziegen wurden ihr am letzten Opfertage geschlachtet.

Die Muasis verehren Sonne und Mond, auch beten sie bei einem dem Sultan Sakada[1]) geweihten Tempel an. Andere beten Bhavani (die Hindu-Göttin Durga) und Ghanasyama an. Der letztere (eigentlich der Hindugott Krishna) war ein Gondhäuptling, welcher bald nach seiner Verheirathung von

[1]) Der Sage nach einer ihrer früheren Könige.

einem Tiger zerrissen wurde. Ein Jahr nach seinem Tode besuchte er seine Frau. Sie wurde von ihm schwanger und die Kinder dieser Geister-Ehe leben noch heut in Amoda oder Almod in den Centralprovinzen. Ghanasyama erschien zur selben Zeit auch vielen seiner alten Freunde und offenbarte ihnen, dass wenn man ihm göttliche Ehre erwiese, er seine Anbeter aus den Klauen der Tiger befreien und ihnen in aller Noth beistehen würde. Das geschah denn auch. Zwei Feste wurden ihm zu Ehren eingerichtet. In Krankheits- und andern Unglücksfällen wird er angerufen. Der Baiga (Priester) ist stets das Medium bei Incantationen. Unter Musik und wildem Tanz wird der zu versöhnende Geist angerufen, bis einer oder mehrere Anwesende in Verzückung fallen. Dieser Paroxismus ist auch den Santalpriestern (Naia) bekannt, welche im Zustand der Extase weissagen.

Feste: Die Mundas und Hos feiern 7 Feste:

1) Das Maghparb oder Desauli Bonga im Januar. Jedermann erfreut sich bei demselben allgemeiner Licenz, das Fest erinnert durchaus an die Saturnalien. Trinkgelage, wildes Tanzen und Singen wechseln mehrere Tage hindurch ohne Unterbrechung mit einander ab. Die Festopfer, welche aus einem Hahn und 2 Hühnern, Blüthen des Pallasbaumes, Reisbrod und Sesamsamen bestehen, gelten dem Desauli. Er wird angerufen, die Bewohner des Dorfes im neuen Jahre vor allem Unglück zu bewahren. An einigen Orten wird auch für die Seelen der Abgeschiedenen gebetet. Bei den Mundas nimmt es mehr den Charakter eines Erntefestes an, an welchem die Landbesitzer ihre Knechte speisen und ablohnen.

2) Das Bah Bonga (bei den Mundas Sarhal) — Blumenfest — im März oder April, wenn der Salbaum blüht, zu Ehren der Gründer des Dorfes gefeiert. Die Schutzgottheit des Ortes erhält Opfer von Blumen und Hähnen, die Häuser sind festlich geschmückt mit Guirlanden und unaufhörliches Branntweintrinken und Tanzen machen den Haupttheil des Festprogramms aus.

3) Das Damurai fällt im Mai und wird zu Ehren der Vorfahren gefeiert, welche im Verein mit andern Geistern das Keimen der Saat, welche in diesem Monat ausgestreut wird, verhindern würden, wenn man sie sich nicht durch Opfer (ein Ziegenbock und ein Hahn) geneigt machte.

4) Hero Bonga (Harchar der Mundas) wird im Juni gefeiert um Desauli und Dschahir Buri zu bewegen, die Saatfelder zu segnen. Jeder Munda pflanzt einen Zweig des Bhelwa in sein Feld und liefert zu dem allgemeinen Opfer, welches im heiligen Hain dargebracht wird, einen Hahn (oder Ziegenbock) einen Topf Reisbranntwein und eine Hand voll Reis.

5) Karm (das Bah-Towli-Bonga der Hos) wird im Juli gefeiert. Die Mundari-Mädchen streicheln bei ihren Festtänzen die Erde, um sie durch diese schmeichelnde Geste zu bewegen, die Ernte reifen zu lassen, die Hos stecken einen Hühnerflügel auf einer Bambusstange ins Feld oder auf den Düngerhaufen und sichern sich damit das Reifen des Getreides.

6) Dschumnama. Das Fest der Erstlinge im August, wenn der erste Reis reift, und die erste Frucht Sing-Bonga dargebracht wird. Ein weisser Hahn vervollständigt gewöhnlich das Opfer.

7) Kalam Bonga bezeichnet die Zeit, in welchem das letzte Reisstroh von der Tenne geschafft wird. Desauli erhält dabei ein Huhn. —

Um Marangburu*) zu veranlassen, zur rechten Zeit Regen zu senden, feiern die Pahans in Nagpur ihm zu Ehren noch ein achtes Fest, Dali Katari, bei welchem jedes zweite Jahr ein Huhn, jedes dritte ein Widder und jedes vierte Jahr ein Büffel geopfert wird.

Die meisten dieser Feste werden auch bei den Santals, wenn auch unter andern Namen gefeiert, den übrigen Stämmen sind sie wenig oder gar nicht bekannt.

Bestattung der Todten: Die Kolhs erweisen ihren Verstorbenen alle nur mögliche Reverenz. Die Mundas und Hos legen die Leiche in einem sargähnlichen Kasten, bedeckeu sie mit den Kleidern, Schmucksachen und Geräthschaften, welche dem Verstorbenen gehörten, auch das Geld, was er bei sich trug, wird ihm gelassen, und verbrennen sie vor dem Hause des Geschiedenen. Die Asche und Gebeine werden in ein irdenes Gefäss gelegt, welches nach einiger Zeit, wenn der grosse Grabstein herbei geschafft ist, in feierlicher Prozession unter dumpfem Trommelschlag zu den Freunden des Todten und allen Plätzen, welche er lieb hatte, getragen und nach diesem letzten Abschied in eine Grube gestellt wird, welche ein riesiger Fels bedeckt. Als besondere Todtendenkmale werden auch ausserhalb des Dorfes grosse Steinmonumente errichtet, um deren Fuss eine Erdbank läuft, auf welcher sich der Geist des Verstorbenen niederlassen kann.

Die Santals verbrennen ihre Todten in der Nähe des Wassers ausser halb des Dorfes. Die Verwandten sind darauf 5 Tage unrein. Am 6. Tage scheeren sie sich den Kopf und nehmen ein Bad, und nachdem sie einen Hahn geopfert haben, trösten sie sich im nächsten Branntweinschuppen. Nach geraumer Zeit werden die Ueberreste in einem Korbe nach dem Damuda getragen und wo der Strom am schnellsten dahin schiesst, den Wellen übergeben, welche sie dem Meere, der letzten Ruhestätte der Race zutragen. Auch die Birhors verbrennen ihre Todten und werfen die Asche in den nächsten Strom. Nach 10 Tagen rasiren sie sich und ein Festmahl beschliesst die Trauerzeit. Aehnliche Sitte herrscht unter den übrigen Stämmen.

Allgemeines: Die Kolhs haben keine bestimmte Idee von einem zukünftigen Leben, was sie davon erzählen, haben sie dem Hinduismus entlehnt, sie glauben nur, dass die Geister der Verstorbenen auf Erden zu wandeln vermögen, wenn sie wollen.

Ebenso steht ihr Schwur in durchaus keinem Zusammenhange mit dem

*) Marang buru bedeutet „grosser Berg", marang=gross, burú=berg nach Jellinghaus, Mittheilungen Jahrgang 1871. Die Red.

Begriff eines zukünftigen Seelenlebens. Sie schwören, d. h. sie betheuern die Wahrheit zu sagen und wünschen, dass sie andernfalls ihr Besitzthum, Weib und Kind und Vieh verlieren mögen, dass sie säen ohne Ernte, und dass sie schliesslich der Tiger zerreisse.[1])

Die Hos haben den originalen Charakter der Kolhs am reinsten bewahrt. Sie sind wahrheitsliebend, tapfer, exclusiv, empfindlich bei Angriffen ihrer Ehre, Kinder des Impulses und allen Neuerungen zuwider. Die Mundas sind dem üblen Einflusse des Hinduismus zu nahe gekommen. In langer Knechtschaft der Selbstständigkeit entwöhnt, verlieren sie bald den Muth, ihre Wahrheitsliebe hat durch den Umgang mit den raffinirteren Hindus auch Schiffbruch gelitten, sie können sich weder in physischer noch moralischer Hinsicht mit den Hos messen. Die Santals sind treu im Dienst und gleich ihren Kolhbrüdern sehr bildungsfähig. Die Korwars sind zuweilen ziemlich unangenehme Nachbarn, wenn es ihnen in den Sinn kommt, so überfallen sie die umliegenden Dörfer und sie scheuen sich nicht auf diesen Raubzügen, wenns Noth thut, auch zu morden. Sie sind aber zu ehrlich um die That nachher zu leugnen, im Gegentheil, der Anführer giebt sich beim Verhör besondere Mühe, den Antheil, welchen jeder am Zuge gehabt, ins vortheilhafteste Licht zu stellen und verfehlt nicht, sich die Hauptarbeit zuzuschreiben. Die Mussirs haben, ähnlich den Blumidsch viele Hindusitten angenommen, bei ihnen darf z. B. die Frau nie mit dem Manne essen, sondern muss sich mit dem begnügen, was er im Gefäss übrig lässt, etwas bei den andern Kolhs ganz Unbekanntes. Gerade die Kolhs zeichnen sich dadurch vor den arischen Bewohnern Indiens aus, dass sie ihren Frauen vollständige Freiheit lassen, sie gut behandeln und sie in der That zu Lebensgefährtinnen machen.

In Betreff mancher Stellen in dieser Abhandlung verweisen wir zur Vergleichung auf die Darstellungsweise derselben durch Herrn Missionär (jetzt Prediger) Th. Jellinghaus in H. 2 der Zeitschrift, da die eigne Anschauung dieses treuen und verständigen Beobachters die besten Anhaltspuncte der Beurtheilung giebt. Die Red.

---

[1]) Auch das Gebet für die Seelen am Maghparb und das Mitgeben der dem Todten gehörigen Sachen berechtigen nicht zur Annahme, dass sie etwa glaubten, die Seele des Gestorbenen führe eine bewusste Existenz und könne die Gegenstände brauchen. Das Gebet hängt mit dem Ahnendienst zusammen und es ist ein Ehrenpunkt bei ihnen, dem Todten sein Eigenthum (persönliches) zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Australien und Nachbarschaft.

Ueber den australischen Stamm der Dieyerie[1]) ist eine jener Monagraphien erschienen, die vor dem völligen Verschwinden der Naturstämme dringend erforderlich sind und die allein in ein Verständniss derselben einführen können. An einigen Auszügen daraus sind allgemeine Mittheilungen aus dem bisher Bekannten geknüpft.

Mit dem Dieyerie-Stamm (nördlich von Adelaide) sind die Yandrawontha, Yarrawaurka, Auminie und Wongkaroo verwandt, die ähnliche Dialekte sprechend, sich gegenseitig zu ihren Festen einladen und mit einander handeln (sowie heirathen), weil gemeinsamer Abstammung.

Im Anfang schuf Moora moora (der gute Geist) schwarze Eidechsen (wie sie sich unter trockener Rinde finden) und machte sie dann (weil ihm gefallend) zum Herrn der andern Thiere, indem er ihre Füsse in Finger oder Zehen theilte, dem Gesicht eine Nase aufdrückte und (weil sie beim Aufrechtstellen nicht das Gleichgewicht bewahren konnten) den Schwanz abschnitt (zugleich die beiden Geschlechter theilend) [Caribem].

Als unter den vom Monde (auf Mooramoora's Gebot) geschaffenen Wesen der Emu den Menschen (weil zum Essen gut erscheinend) gefiel, wegen seiner Schnelle aber nicht gejagt werden konnte, (wie es nur im warmen Wetter geschieht), so richteten die Menschen die Bitte an Mooramoora, Hitze auf die Erde zu werfen, und als sie nach seiner Vorschrift obscöne Ceremonien vollführt, trat die Sonne ins Dasein.

After the creation (heisst es) fathers, mothers, sister's, brothers, and others of the closest kin intermarried promiscuously, until the evil effects of these alliances becoming manifest a council of the chiefs was assembled to consider in what way they might be averted, the result of their deliberations being a petition to the Mooramoora, in answer to which he ordered that the tribe should he divided into branches and distinguished one from the other by different names, after objects, animate and inanimate, such as dogs, mice, emu, rain, iguana and so forth, the members of any such branch not to intermarry, but with permission for one branch to mingle with another. Thus the son of a dog might not marry the daughter of a dog, but either might form an alliance with a mouse, an emu, a rat or other family. So wird ein Fremder bei den Dieyerie stets nach seinem Murdoo (Stamm) gefragt [Totem].

Die Operation Mudlawillpa oder Nasendurchlöcherung wird (unter dem australischen Stamm der Dieyerie) bei den Kindern (im Alter von 9 — 10 Jahren) durch einen Alten vorgenommen, der mit dem zugespitzten Holz der

[1]) The Dieyerie tribe of Australian Aborigines, By S. Gaston (edited by. G. Isaacs), Adelaide 1871, Part IV behandelt den Dialekt und giebt (verbunden mit Part III) ein Wortverzeichniss.

Acacia Cuyamurra das Septum durchbohrt und dann (Heilung zu hindern) eine Federpose einfügt.

Um in der Operation Chirrincherrie oder Zahnausziehung die beiden oberen Vorderzähne (im Alter von 8 – 12 Jahren) zu entfernen, wird, um den an beiden Seiten mit spitzen Cuyamurra-Hölzern umkeilten Zahn ein Fell gebunden und an dieses ein Stück Holz, dessen Schlagen den Zahn lösst, so dass er mit der Hand herausgenommen werden kann.

Die Beschneidung (Kurrawellie Wonkanna) wird vorgenommen, wenn sich die ersten Haare im Gesicht des Knaben zeigen. Nach einer zwischen Nichtverwandten heimlich gepflogenen Berathung wird ihm von einer alten Frau, die ebenfalls nicht verwandt ist, eine Muschel umgehängt und dann einige Tage später ein Netz über den Kopf geworfen, worauf er aus dem Lager entflieht, unter Schreien der Frauen und anfänglicher Protestation der Verwandten. Nachdem er von andern Knaben zu fremden Lagern (um für die Ceremonie einzuladen) herumgeführt ist (sich selbst aber stets abseits haltend) kehrt er in die Nähe des eigenen zurück und zeigt seinen Aufenthalt durch Rauch an, worauf man ihn herbeikommen lässt und auf den Rücken eines Mannes wirft, der ihn (von den Frauen forttragend), mit Fellen bedeckt. Nach einigem Widerstand der Verwandten, und verschiedener Proceduren obscoener Art, werden die Frauen aus dem Lager entfernt (eine Holztrommel schlagend) und ein Knabe streut Sand um dasselbe, den Bösen abzuhalten (dass nur Muramura drinnen bleibe). Nach der Beschneidung beugt sich der Vater (von Muramura begeistert) über den Beschnittenen (ihm seinen Namen zu ertheilen) und derselbe wird, an der Hüfte mit dem aus Menschenhaaren verfertigten Gürtel Yinka umwunden, einige Tage entfernt gehalten, um dann als Mann zurück zu kehren.

Auf die Beschneidung folgt die Ceremonie Willyaroo, indem der Jüngling mit einem älteren Manne zusammen gebunden und aus der geöffneten Ader dessen Armes mit Blut überströmt, und dann auf dem Gesicht liegend, mit scharfen Steinen auf den Rücken und Schultern geritzt wird, um für sein Leben hindurch die Narben zu bewahren. Mit dem Schwirrholz Yuntha (durch dessen Ton Schlangen und sonstige Reptilien zur Jagd herbeigezogen werden) versehen, hält er sich in der Nähe des Lagers auf, bis zur Heilung der Wunde und besucht dann (in dem Yinninda genannten Ausflug) benachbarte Stämme, um Geschenke zu empfangen, die den bei der Operation mitwirkenden Männern übergeben werden.

Nach dem Tättowiren (etwa einmal in zwei Jahren) müssen alle in dem Stamm aufgewachsenen Jünglinge (unter Einladung der benachbarten Stämme, zur Erneuerung des Friedens) die Ceremonie Mindorie durchgehen, indem sie (ihre Haaren auf dem Kopfknoten zusammen gebunden und unter Befestigung von Rattenschwänzen daran), nachdem (unter vorausgegangenen Gesängen) ein mit Federn bedeckter Knabe (in einer Mondnacht)

den Tanz eröffnet, unter Schreien und Singen allerlei Springstellungen, (auf den Zehen, auf einem Bein, auf den Knieen u. s. w.) machen.

Ist der Bart lang genug, um seine Enden zusammen zu binden, so wird die Ceremenie Koolpie abgehalten, indem der plötzlich (unter Zuhalten des Mundes) ergriffene Jüngling auf die Erde geworfen wird (mit Entfernung des Haargürtels oder Yinka), worauf mit einem scharfen Stein der auf Rinde gelegte Penis unten aufgeschlitzt wird. Nachdem seine Wunden in einiger Entfernung vom Lager geheilt sind, kann er dann fernerhin ohne Bedeckung vor den Frauen erscheinen.

Bei einem Todesfall (als angezaubert, wie stets) wird die Pinya genannte Rächerbande abgeschickt und während der ersten Nachtlagerung frägt der Häuptling nach demjenigen, der die Ursache des Sterbens gewesen, worauf jeder den Namen seines eigenen Feindes ausruft und derjenige, der die meiste Beistimmung zu erhalten scheint, proclamirt wird, indem man einen der von den Frauen gebrachten Feuerstöcke begräbt und mit Lanzen durchbohrt (wie später den Verfolgten).

Hat der Stamm beschlossen seine Feinde (in einem andern) aus der Ferne zu tödten, so werden die alten Männer angewiesen, sich aus den Gräbern einen kleinen Beinknochen zu verschaffen, für die Mookooellie Duckana (Tod durch Knochenzauber) genannte Ceremonie. Mit solchem Zauberknochen bedrohen auch die Männer ihre Frauen, wenn widersetzlich, und im Falle Jemand krank wird, liegt die Ursache (weil sie keine natürliche sein kann) in dem Zauberknochen eines Fremden. Eine der Frauen wird dann an diesen abgeschickt, ihn von der Krankheit zu unterrichten und er pflegt zu versprechen, den Knochen in Wasser zu tauchen, um den bösen Einfluss zu entfernen und wieder an sich zu ziehen. Folgt aber dennoch der Tod, so sucht man den durch solches Geständniss Verrathenen zu morden.

Dem Todten werden die grossen Zehen zusammen gebunden und dann bringt man den in ein Netz gewickelten Körper nach dem Grabe, wo er auf den Kopf 4 knieender Männer gelegt wird, damit ein Alter unter Zusammenschlagen der Cunya-Hölzer nach der Todesursache frage, unter Antworten der Träger, die das Mitglied eines fremden Stamms nennen. Der in das Grab*) gelegten Leiche wird das Fett abgeschnitten und (zum Vergessen und Aufhören des Weinens) um von den dann mit dem Zeichen Munamuroomuroo (im Bestreichen der Männer mit schwarzer Kohlfarbe und Ziehen weisser Streifen auf den Armen der Frauen) unterschiedenen Verwandten gegessen zu werden (indem die Mutter von den Kindern, die Kinder von der Mutter, Schwiegergeschwister von einander, Onkel, Tante, Neffen, Nichten, Enkel und Grosseltern von einander essen). Nach einem nächtlichen Tanz um das Grab und

*) On attribue à la terre (du cimetière de Saint-Innocent à Paris) une certaine qualité, qui est, qu'elle peut consumer en 24 heures de temps un corps mort (1658) [Sarcophagos]. Die Irokesen legen die Knochen der auf Gerüsten ausgesetzten Leichen in einen gemeinsamen Hügel bei: (Koren)

Erwärmung desselben mit Feuer)' sowie Hinlegung von Speisen wird das Lager entfernt und der Todte nicht weiter erwähnt.

The koonkie (doctor) is a native, who has seen the devil (Kootchie), when a child (after having had a nightmare or unpleasant dream, and recited it) and is supposed to have received power from him to heal all sick (never practising until after circumcision. After rubbing (the sick person), the koonkie sucks the parts (affected) and then goes out of the camp (picking up a piece of wood). Procuring a red hot coal (on his return), he rubs it in his hand, to make them hot and then feels the disordered parts again, and after a little manoeuvering, produces the stick, which he had concealed in his hand, as if extracted from the patient body, to the great surprise of all the natives, who conclude that this was the cause of the complaint.

Jeden Winter (im July oder August) wird von dem Dieyerie-Stamm eine Botschaft (zum Holen der rothen Eisenerde abgesandt nach Burratschunna Creek (westlich von Blinman Township). Nach Fortgang der heimlich (unter einem Führer) Erwählten (von den Frauen beklagt), bauen die Zurückgebliebenen (unter Gesang) die Bookatoo Oorannie genannten Hütten, während die Frauen zum Einsammeln von Samen fortgesandt sind (und bei Todesstrafe den Gesang nicht hören dürfen). Dort werden dann die mit ihren Ladungen Zurückgekehrten (die mit den durchzogenen Stämmen handeln und Nachts reisen) festlich empfangen.

Bei Dürre wird über einer gegrabenen Höhlung eine Hütte errichtet aus starken Pfählen mit zwischen gelegtem Flechtwerk und die drinnen versammelten Alten öffnen die Adern zweier Männer, indem sie zwischen dem Fliessen des Bluts (als Symbol des Regen) Flaumen umherstreuen (wie trübenden Nebel) und dann zwei Steine (als geballte) Wolken aus der Hütte auf einen hohen Baum bringen, gleichzeitig gepulverten Gyps in Wasser werfend, um Mooramoora's Aufmerksamkeit darauf zu ziehen. Dann rennen Junge und Alte mit dem Kopf gegen die Hütte, dass Flechtwerk zu zerreissen (wie die Wolken durchbohrt werden sollen) und schliesslich zieht man die Pfähle aus, dass die Hütte stürzt (wie der Regen herabfallen möge) und solches Streiten um den Regen kommt (auch in Birma) vielfach vor.

Haben sich nach dem Regen die Seen und Sümpfe mit Wasservögeln gefüllt, so bedarf es einer Ceremonie, damit sie Eier legen, indem sich die Männer mit einem Kängeruh-Knochen das Scrotum blutig ritzen.

Durch entsprechende Ceremonien werden wilde Hunde oder Schlangen herbeigezogen, während andere den jungen Leuten Stärke geben. Fehlen Iguana (zur Nahrung), so durchbohren sich bei den Nachbarstämmen der Dieyerie die Männer die Ohren mit Knochen des Emu. Die heiligen Bäume, in denen sich die Vorfahren verkörpert haben, dürfen nicht umgehauen werden. Da die Iguana als Blitzleiter gelten, werden sie bei Gewitter in Sand eingegraben.

Sprachlich[1]) unterscheidet man das Nord-Australische, Süd-Australische, Tasmamische oder (nach Grey) fünf Dialecte in Neuholland und als besondere haben sich erwiesen die Sprachen am Swan-river und King-George-Sound, von Adelaide, am Murray, von Encounter-Bay, am Lake Macquarie, an Moreton-Bay, bei Port-Lincoln (die Parnkalla-Sprache). Im südöstlichen Australien herrscht das Kamilaroi vor (neben Walaroi, Wailwun, Kokai oder Kokure, Pikumpul, Parampa, Kingki, Torrupol, Ninganingo, Tippal), Wiratari-Sprache u. s. w. Von Moretonbay bis zum Hawkesburyfluss wird eine gleichartige Sprache geredet (nach Dawson), ebenso vom King-George-Sound bis zur Haifischbay an dem Gaskognefluss. Auf der Halbinsel Koburg werden vier Sprachen unterschieden (nach Macgillivray).

Abgesehen von den, den Papua ähnlichen, Stämmen der Kowraregas auf der Halbinsel York, dem Yungari-Stamm am Carpentariagolf u. s. w. theilt Eyre die Stämme Ausstraliens in die centralen, (bei denen die Spaltung des Penis geübt wird), in die nordwestlichen (welche beschneiden und die Zähne ausschlagen) und in die östlichen. Von den bei Port-Jackson wohnenden Stämmen (Gwea, Kadi, Wahu u. s. w.) hatte der an der Nordseite des Hafens wohnende Stamm Kamera (Kameroyyal) bei dem Fest (Ynlang) das Ausschlagen der Vorderzähne zu besorgen und dafür Tribut zu empfangen. Bei den Eingeborenen Port-Lincoln's (Kallinyala) unterscheidet sich: Jata, (das Land des Nordosten), Wortatti (des Südosten), Wailbi (des Südwesten), Kayalla (des Nordwesten). In Ost-Australien haben die Stämme besondere Namen, nach dem, einem jedem zugehörigen, Landstrich (s. Meinicke), wobei die Endsilbe gal[2]) Mann bezeichnet in Cumberland (Gwea-gal oder Einen zum Stamm Gwea gehörig).

Je nach der gewöhnlichsten Erscheinung der Heimath (im Pflanzen- oder Thierreich) wurde der Kobong[3]) des australischen Stamms bestimmt (wie sich daraus die von den bactrischen Königen besessenen Provinzen auf ihren Münzen erkennen lassen). Die andern Formen der Waffen, Geräthe, sowie die Bemalung verschiedener Stämme am King George-Sound, die sich bei Festen und Jagden versammeln, führen gemeinsam den Namen des Distrikts, in dem sie zerstreut leben (nach Nind). In den Distrikten Meananger, Murram, Yobberore, Will, Warrangle, Korine, besass jeder Stamm sein eigenes Gebiet. Der Eigenthümer des Grundes, und so des Jagdrechtes, hat (wenn fremde Stämme zu Jagden eingeladen sind) ein Anrecht auf den Wurm

[1]) Districts widely removed from one another, sometimes assimilate very closely (in Australia) whilst the dialects spoken in intermediate ones differ considerably from either of them (Grey).

[2]) Alli et galli (wali) antiquitus dicuntur omnes populi, qui in solo, quod occuparunt, non sunt indigenae, sed et aliunde adducti, vel armis nova sede potiri (Wachter). Die Orma protestiren gegen die Bezeichnung als Gallas (wir Andern gegen die wälsche).

[3]) Every native (of Australia) adopts some object in creation as his crest or tiende (Kobong in Western Australia) in Southern Australia. A certain mysterious connection exists between a family and its Kobong (Grey). The same tiende seems to descend from a father to his children (Eyre).

von der Xanthorrhoea, als Leckerbissen (s. Palacky). Wer die als Leckerbissen betrachtete Raupe von dem Baum eines Andern isst, fällt in Krankheit. The punishment for trespass of hunting is invariably death (Grey).

Im Allgemeinen bezeichnen sich die Australier als Yung-ar (Leute).[1]) Nauo ist der eingeborene Name für den Stamm an Coffin-Bay, Nukunnu für den Stamm an der Spitze des Spencer-Golf's, Parnkalla für die westlichen Stämme des Spencer-Golfs. Matta bezeichnet den Stamm oder das Volk (Parnkalla-matta). Der Stamm Battara-yurari wurde von dem Ueberfluss seines Wohnortes an dem Battara (dem buschigen Gummi-Baum) benannt. Die Murray-Stämme nannten sich Pitta, die Stämme von Adelaid (Kalkamai) bezeichneten sich selbst als Murrumidlanta und die Europäer (wiedergeborene Schwarze) als Gringkari (Todte). Die Alten heissen Yerküllüdni yura oder Leute von früherher (yerkülludni oder früher) als Vorfahren. Von dem Nagkan-Fisch war die Nagnok-Familie benannt, matagyn (gleichen Beins oder Stamms) mit den Gnotak.

In den Hauptfamilien (Ballaroke, Tdondarup, Ngotack, Nagarnok, Nogonyuk, Mongalung, Narrangur) finden sich (in West-Australien) locale Unterscheidungen (Didaroke, Gwerrinjoke, Maleoke, Waddaroke, Djekoke, Kotgumeno, Namyungo, Yungaree), und diese fortgepflanzten Familiennamen verbreiten sich auf dem Continent, indem die Kinder stets den Namen der Mutter nehmen und ein Mann nie eine gleichnamige Frau heirathen darf (Eyre). Flinders mentions Yungaree as the name of a native in the golf of Carpentaria (und so in Süd-Australien finden sich dieselben Namen). Der Australier tödtet nie das Thier seines Kobong im Schlaf, um ihm die Möglichkeit des Entkommens zu lassen.

Jeder Stamm macht sein Eigenthum geltend (in Australien) auf einen Bezirk, den er mit Jagdrecht durchschweift, wie Hirtenstämme mit dem Recht der Beweidung, und solche pflegen nur durch Verlust der Heerden (wie in Südafrika) unter Bedrängung zum ackerbauenden Leben übergeführt zu werden, wie im Gegensatz zu den mit Rennthieren wandernden Tschucktschen die Namolla als Fischer und Jäger ansässig wurden. Dann mag ein Auszug erfolgen, geleitet unter Zeichen, wie bei den Azteken und vielfach in Europa und Asien. Die Choctaw wanderten von Westen nach Osten bis der vom grossen Geist gegebene Pfahl beim abfallendem Hügel (Nah-ne-wa-ye) aufrecht stand, und bei Cuzco senkte sich der goldne Stab in den Nabel der Erde. Wanderstämme können dann vom Himmel herabgestiegen sein oder vom unsteten Thier[2]) sich herleiten, während der Eingeborene im Boden wurzelt. Einige der Californier leiteten sich von einem Vogel her, andere

---

[1]) Die Mandan nennen sich Menschen (Numangkake), so die Athapasken (Dinne oder Tenne), die Algonquin (Lenni), die Arowak (Lono), die Bantu u. s. w.

[2]) Die Indianer in Ober-Kalifornien leiten sich von einem Wolfe ab, der zwei Stäbe in die Erde steckte, die sich in einen Mann und in eine Frau verwandelten (Kostromonitonow). Die aus Kadjak vertriebenen Tschugatschen (am Prinz William Sound) stammen vom Hunde.

von einem Stein in der Nähe der Mission (s. Baegert), wie die Onondoga trotz früherer Einwanderung.

Die Eingeborenen im nordwestlichen Australien leben Stammweis[1]) nach Grey), each tribe has a sort of capital or head quarter, where the women and children remain, whilst the men, divided into small parties, hunt and shoot in different directions.

The natives (of Australia) are divided into certain great families all the members of which bear the same names, as a family, or second name. The principal branches of these families are the: Balloroke, Tdondarup, Ngotak, Nagarnook, Nogonyuk, Mongalung, Narrangur. But in different districts the members of these families give a local name to the one to which they belong, which is understood in that district, to indicate some particular branch of the principal family. The most common local names are: Didaroke, Gwerrinjoke, Maleoke, Waddaroke, Djekoke, Kotejumeno, Namyungo, Yungaree. These names are common over a great portion of the continent, members of all these families being found on the Western coast, einzeln auch in Südaustralien, und Flinders traf Mitglieder der Yungaree am Carpentaria-Golf. These family names are perpetuated and spread, by: the children of either sex always taking the family name of their mother and because a man cannot marry a woman of his own family name (s. Grey). The names being derived from some vegetable or animal being very common in the district, which the family inhabited, a member of its family will never kill an animal of the species to which his Kobong belongs, should he find it asleep, indeed he always kills it reluctantly, and never without affording it a chance to escape (in Australia). A native, who has a vegetable for his Kobong, may not gather it under certain circumstances and at a particular period of the year (Grey).

There are four principal families (in Australia):
Ballarek (of long thighs),
Dtondarap
Ngotak (short and stout),
Naganok
(with many local subdivisions).

The Ballarok (ballak, secretly)
Dtondarap
Waddarak (a species of chicory or sow-thistle)
} are matta-Gyn (of one leg)

The Gnotak and
Naganok
} are mattta-Gyn (of one leg)

[1]) Rivers, lakes and mountains formed the boundaries of tribes (in Australia), retaining their recognised ground (s. Bonwick). Als Strzelecki nach Gippsland kam, durfte er nicht aus dem See trinken, ehe nicht die Eingeborenen Feuer zum Kochen gegeben und dann Wasser brachten. The wanderings of the Australians are circumscribed by certain well defined limits, beyond which they seldom pass, exept for purposes of war or festivity (Lang).

The Nogonyak }
Didarok } are matta-Gyn (of one leg)
Djikok }

The wife is generally taken from the Matta-Gyn (kindred stock).

Die australischen Stämme wurden nach altem Gebrauche von Aeltesten[1]) regiert und zuweilen bildete sich erbliche Auszeichnung heraus, (s. Bonwick) wie an Moreton-Bay (nach Finregan) und sonst im Norden. Die Aeltesten heissen Besanna. Philipps fand bei den Stämmen Ost-Australiens Häuptlinge, die nicht arbeiteten, sondern von ihren Untergebenen ernährt wurden. Der Häuptling des Myall-Stamm's am Bogan wurde so hochgeachtet, dass Keiner seinen Namen auszusprechen wagte (1831).

The sorcerers of the land of Tolcoon (neighbours of the Murray-tribe in the N. N. E., where there was an abundance af gum trees, opossums and fresh water) set the bush in fire (the flames driving the natives before it) and Corna (progenitor of the Murray-tribe) was saved by the Murray (bursting from a cleft in the ground), forbidden (on the arrival at the sea) to ascend the trees of the interior (s. Bonwick), wie der chinesische Dynastienstifter seine Rettung dem Flussgotte verdankte.

Der Vater theilt bei Lebzeiten das Land[2]) unter seine Söhne oder, wenn männliche Erben fehlen, so erben die Söhne der Töchter das Land des Grossvaters (s. Grey).

Bei den Diyerie (wie auch sonst) werden Vorschläge Abends von den Aeltesten gemacht und am nächsten Morgen erörtert (s. Gason). Auf der Halbinsel Coburg wollte der Adel[3]) vom Feuer stammen (wie indische Agnicola). Wer die Raupe vom Baum eines Andern isst, wird krank, wenn er nicht neben den Baum einen Sack mit Erde aufstellt. Die zum Kochen dienenden

---

[1]) Die Aeltesten oder Familienväter (Nosas) setzen (bei den Algonquin) den Rath der Aeltesten (Ogimas) zusammen, und die in diesem hervorragenden mögen die Häuptlingswürde erlangen, die dann (obwohl beim Tode neue Wahl eintritt) doch leicht in der Familie bleibt. Im Kriegszuge führt der Kühne, dem sich Nachfolger anschliessen (wie bei den Germanen zu Tacitus' Zeit) und die von Aeltesten regierten Papua (Neu-Guinea's) stellen dann den Tapfersten an die Spitze. When a native (in Australia) for any transgression, incurs the displeasure of his tribe their custom obliges him, to „stand punishment", indem er sich hinstellen muss, dass Speere gegen ihn (wie gegen Baldr) geworfen werden, die er aber mit dem Schilde auffangen mag, wenn er kann. Bei gegenseitiger Beleidigung entscheiden die Australier für ein Duell, wobei Einer nach dem Andern den Kopf vorwärts streckt, damit ihm der Gegner mit einer Keule einen Hieb versetzt (gleich Erwarten des Pistolenschusses im Duell).

[2]) No man can marry a woman of his own family name and the children all take the name of the mother. As the hunting ground or landed property descends in the male line, it follow that the land is never for two generations in the hands of men of the same family name, and in the event of a man having several wives of different family names, his lands are at his death divided between so many new families. His male children owe certain duties to men of their own family, at the same time as to their half-brothers (in Australia). Unter den Dieyerie ist Athanie die Bezeichnung der Mutter für Sohn oder Tochter, Athamoora des Vaters (s. Gason).

[3]) Da die Sklaven in Neuseeland ohne Atua sind (indem die heimischen nicht folgen, die neuen fremd bleiben), stehen sie ausserhalb des Tabu.

Erdgruben gehörten (nach Kennedy) dem Stamm gemeinsam (an der Rockinghambay).

Märkte zum Auswechseln von Lehm und Häuten wurden in Noorbunga, Augusta, Aroona abgehalten. Die rothe Erde[1]) (zur Trauer nothwendig) konnte von allen Stämmen, deren Deputationen für die Reisezeit durchgelassen wurden, geholt werden (von der Hayward range) mit Erlaubniss der „tribe, which owned the hallowed earth“ (Jessop). Die Zahl der Theilnehmer durfte indess nicht 2—3 übersteigen und die Rückreise musste innerhalb einer bestimmten Zahl von Tagen geschehen. An der Westküste Australiens gilt (nach Browne) die Unverletzlichkei der Boten, so lange eine zur Bezeichnung klaffende Wunde noch nicht vernarbt ist. Nach Browne wird einem Knaben der Nasenknorpel mit glühendem Knochen durchbohrt, damit er, nachdem die Heilung eingetreten ist, eine Verhandlung führe. Bei Verhandlungen der Dieyerie mit ihren Nachbarstämmen werden Frauen als Gesandte geschickt (in Australien). Zum Friedenszeichen wird ein grüner Zweig getragen (wie bei den Hellenen). Handeln hiess im Süden titta (verknüpfen).

The Nungngun or songs (first sung and danced by the tribe of the poet, who composed them) are then acquired by more distant tribes throughout the country, until by a change of dialect, the very words are scarcely understood, by those, who originally composed them (s. Threlkeld). Backhouse met on kangaroo ground (in the Cambewarra mountains) three tribes, some men going to the Cow-pastures to learn a new song, that had been invented by some of their country people there.

Zur Kriegslist legen sich die Australier auf die Erde, so dass sie ihre Farbe in einer Art Mimicry verschwinden lässt, oder sie standen im Gebüsch unbeweglich, als trockner Stamm erscheinend, wie die Bheel.

Die Australier nähren sich von Fischen, Seehunden, Känguruh, Emu, wildem Hund, wildem Geflügel, Schildkröten, Opossum, Fröschen, Süss- und Meerwassermuscheln, Larven und Holzkäfer, Eier von Vögeln und Lurchen, Mäuse, Ratten, Schlangen, Eidechsen, Wurzeln, (Dioscoreen, Orchideen, Farrnkräuter, Boerhavien, Typha u. s. w.), Pilze, Harz, Banksien-Blüthen (honigreich), Früchte (mit Nüssen der Zamiapalme, die durch Wässern entgiftet werden), Erdart (mit Wurzeln zerrieben), Bigri, Mangrovesprossen, Nymphäa-Wurzeln, Wallfisch (gestrandet), wilde Yams, Honig u. s. w.

Der Australier klebt (am Wasser) einer Biene eine Flaumfeder an, so dass sie nur langsam fliegen kann und ihn zum Stocke leitet (für den Honig) nach Backhouse, und ähnlich der Indianer.

---

[1]) In ähnlicher Weise gestatteten die Indianer den Durchzug nach dem rothen Pfeifensteinfels an der Quelle des Missouri. Before the arrival of Serif Alli, the first Mahometan prince, who came from Mecca to Magindano, the latter town had kings of its own. For the towns of Magindano, Lelangan, Catibtuan and Semayanan had the right of taking from the banks of the Dano that portion of earth, on which the sovereigns were to be consecrated (Forrest)

Zum Aufbewahren der geniessbaren Pflanzensaamen und Knollen dienen (in Australien) Taschen aus Binsen oder Rinden geflochten, Netze werden aus der weich geklopften Rinde des Nesselbaum's gesponnen, Keulen aus Myrtenholz gefertigt, die Spindel (Holzstäbe mit Kreuzstab) wurde (am Spencergolf) auf dem Schenkel gerollt (s. Wilhelmi), wie in Italien.

Die Australier verzehren alles Geniessbare und sind ebensowenig wählerisch wie andre Naturvölker. Zur Zeit der Pitahajas sammelten die Californier alle Excremente, den Saamen herauszuklauben, rösten, zermahlen und fressen sie und machen sich dabei lustig (Baegert), wie andre beim Schnepfendreck. In des heiligen Ignatii (und weiter nördlichen) Missionen (Californiens') giebt es Leute, welche einen Bissen Fleisch, an einem Schnürlein gebunden, zwölfmal und mehr in den Magen hinunter schlingen (und herausziehen), um den Geschmack und Genuss desto länger zu haben (nach Baegert), wie beim römischen Gastmahle Brechmittel helfen mussten.

Austern bildeten auch in Australien einen beliebten Nahrungsstoff. Labillardière sah am Cap Diemen des coquillages entassés par petits morceaux à peu de distance du rivage (als Speisereste der Eingebornen). The Australians sometimes catch the turtle by means of the remora or sucking fish, which (with a line being fastened to its tail) is dropped in the water and fastens itself on the back of the turtle (M'Gillivray).

Aus dem Pflanzenreich*) dienen zur Nahrung der Australier, als essbare Früchte:

Dtulya (Exocarpus cupressiformis) Jitta (a species of rush)

---

*) Gason giebt folgende Liste der im Dieyerie-Stamm zur Nahrung verwandten Vegetabilien:
Yowa (rather larger than a pea, found three inches deep in the ground),
Winkara (a very starchy root),
Munyaroo and its seed Kunaurra (ground into meal between stones),
Ardoo (crushed or pounded, and the husk winnowed),
Cobbobôo (a nut found on the box tree, on breaking which it discloses a grub),
Wadaroo (a thin long root, obtainable only, where the ground is rich and covered with turf),
Coonchirrie (the seed from a species of acacia, ground and made into small loaves),
Patharapowa (the seed of the box tree),
Caulyoo (the seed of the prickly acacia),
Wodlaoroo (seed from the silver-grass, growing in the creeks),
Wirrathandra (seed of an acacia),
Mulkathandra (seed of the mulga tree),
Yoongundie (black fine seed, taken from a plant similar to clover),
Kuloomba (indigenous clover, when young cooked)
Willapie (a small watery plant),
Yoolantie (the native fig),
Bookabooda (the native gooseberry),
Mundawora (the native blackberry),
Thoopara (the native pear),
Yegga (the native orange),
Mootcha (the native cotton bush; when the leaves sprout and become quite green, the natives gather and cook them and at seed time they pluck and eat the pods).

Kolbogo (Mesembryanthemum equilateral.),
Kuruba (Frucht einer Schlingpflanze),
Kamak (kleine Art von Kuruba bei York),
Kwonnart (Saamen von Acacia, zerstossen),
Naman (eine Buschfrucht),
By-yu (Frucht des Zamia-Baums, durch Einlegen in Quellen entgiftet), dann
Bohn Haemadorum spicatum),
Djakat (Haemadorum)
Ganno (kartoffelartig bei York in Kiesboden),
Gwardyn (zäher, als Bohn),
Jiletgorun
Kogyn (Knollengewächs),
Kuredjigo,
Mini (grosse Art von Bohn),
Madja (Haemadorum Paniculatum),
Marang,
Nangergun,
Ngulya,
Nguto (resembling Bohn)
Waran (a species of Yam) of the dioscoreae,
Yanjidi (typha angustifolia),
Djubak (an orchis, like a small potatoe),

als essbare Wurzeln in Australien. Von den Eingebornen am Sumpfe Torowoto wurde eine Marsiliacee gegessen (nach Burke).

Am Carpentariagolf wurde der Yam (Dioscorea Carpentaria) getroffen. Neben wildem Reis, Panicum, traubenartigen Reben, wird wickenartiger Hülsenfrucht (b. Mac Kinlay) erwähnt und der Hottentottenfeige (eine Mesembryanthemum-Art).

Aus dem Thierreich sind zu nennen die Marsupialia (Känguru und Opossum), Dingo, wilde Katze, Wombat (pflanzenfressender Dachs in Erdhöhlen), Ornithorynchus paradoxus, Australischer Hund (vom Norden eingeführt), der Emu-Vogel (wegen des Fettes gejagt), Fische (29 Arten nach Grey), Frösche, Schildkröten. In Neusüdwales wurde aus den Leibern von Nachtschmetterlingen Kuchen bereitet (s. Beunert). Im Spencergolf grub man (nach Wilhelmi) mit einer Wurfschaufel Ameisenpuppen aus, um sie in trockenes Gras zu binden und dieses auszukauen. Wie Käferlarven werden Baumraupen gegessen und auch das Fleisch gestrandeter Wallfische. Das Pflanzenreich wechselt in Gummibäumen (Eucalyptos), Melaleuca, Casuarinen, Banksien, Acacien, Callotris, Gebüschen von Protaceen, Grassteppen. Malaio-melanesische Nutzpflanzen finden sich auf den Prince-of-Wales-Inseln. Die Früchte des Nardu (Sporocarpien und cryptogamische Pflanzen) werden in Holzmörsern zerstossen (im Wasser schwellend). Die jungen Schossen des Mangrove (Biyu) werden auf heissen Steinen gebacken. Einige Stämme cultiviren Yam-Arten (nach Mc. Gillivray), indem sie trockne Blätter auf dem Boden anzünden und gerade vor dem Regen pflanzen (nach Verbrennen des trockenen Krautes) durch Grabstöcke.

Um Wasser zu erhalten, gräbt der Australier in einiger Entfernung von einer Eucalyptus-Art in den Boden auf die Wurzeln und stellt sie zerschnitten über ein Rindengefäss, so dass Saft herauszutröpfeln beginnt.

Zur Bereitung von Kuchen aus zermahlenen und gekneteten Körnern einer

Graminee werden in Nordaustralien Holztröge verwandt (nach Howitt). Mangrovesprossen dienen zur Herstellung der Bigu genannten Speise.

Die Pelzkleider (der Australier) werden aus den Opossumfellen (mit Händen durchgegerbt) gearbeitet, die mit den Sehnen aus dem Känguruh-Schwanz zusammengenäht werden. Känguruh-Felle werden auf der Schulter getragen. Nachdem das Känguruh-Fell mit dem Dtabba (Messer) geschabt ist, und mit Fett und Wiggi (rothgebrannter Lehm) gerieben, wird es mit Zwirn oder durch Gwirak (Sehnen des Känguruh) oder durch Batta (Schilfgras) zum Buka (Rock) oder Mattabuka (Hosen) zusammengenäht. Kandappi preparation of a Kangaroo or other skin for a bag or cloak, which is done by scraping or smoothing the inside by means of a katta or stone.

Zur Verarbeitung dient aus dem Pflanzenreich Mootcha (im Dieyerie-Stamm). The stems of this bush (the pods and leaves of which afford food), when dry are pounded into a fine fibre, then teased and spun, after which it is made into bags, which are nicely done and occcupy many days in their production (Gason).

Die halbkreisförmigen Matten (Paingkoont) werden (bei den Australiern) aus zusammengedrehten Rohrschilfen verfertigt, die dann durch Fäden aus einer gekauten Faserwurzel zusammengebunden werden und dienen zur Rückenbekleidung (das Tragen des Kindes bei den Frauen). Um den Leib tragen die Frauen dann noch ein kurzes Fell-Leibchen.
Die Körbe werden aus Schilfen zusammengedreht, und sind flach, oder (wenn zum Aufhängen an Fäden bestimmt) unten spitz. Gason nennt (beim Dieyerie Stamm) Pirra (a through like water vessel) im Gebrauch.

Die Männer gehen meist nackt, tragen nur (am Cap York) bei Tänzen einen Leibrock aus Paudanus-Blättern, dessen Enden in einen Gürtel gedreht sind (sowie Büschel von Gras). Röcke werden aus Seegras gearbeitet.

Die Frauen tragen gekreuzte Faserbänder über der Brust. Röcke aus Seegras (Zostera) werden gefertigt, indem man die Fasern neben einander legt, und in Zwischenräumen zusammenbindet, soweit nöthig, während die Enden frei abfallen. Malberinge (coverlet of male pubes) of a bunch of feathers or tassel (made of opossum hair). Die Männer im Lande Coro (Venezuela) tragen ihr Glied in einem hohlen Kürbiss, wie ein Horn (Ph. v. Hutten).

Zum Schmuck versetzen sich die Australier (der Stamm Katchialaigos als Abzeichen in besonderer Form) Narben (an Brust und Armen) und durchbohren die Nasenscheidewand (zum Knocheneinstecken) im cartilago septinarium, Kundomarka heissen „ornamental stripes on the chest".

An einem Faden um den Hals wird der Dibbi-dibbi--Schmuck (halbmondförmig aus Perlmutter) Gürtel aus Menschenhaar (Busch des Eichhörnchens) Arm-, Knöchel-, Halsbänder aus Schilf (verschiedener Farbe) mit Hummer-Fühlfäden (und bunten Saamen) getragen. Kakkalle, belt or girdle made of the hair of the head consisting of many separate strings (among the Parnkalla). Die Bartspitze wurde durch Anbinden des Schwanzes eines wilden Hundes

verlängert (nach Wilhelmi), die im Büschel zusammengeklebten und mit Ocker gefärbten Haare der Kinder in Zöpfchen geflochten und mit Zähnen verziert (nach Köler), Kundindi, belt or girdle of oppossum hair.

Kalduke heisst ein „ornament worn on the head“ (of a tuft of feather or the tail of some quadruped) und Worka ist der „tuft of feathers hanging from the head“.

Palye dient als „wooden hook for extracting grubs from trees“ und Pore als „stick to knock down birds,“ Knake als „stick used for digging“.

Die Frauen führen den Tando (bag of kangaroo-skin), karute broke (basket made of two circular mats sewn together). Katteri ist ein „stick with a noose to catch fish“, Kalye ein „stick used in climbing trees“

Der mit Emufedern verzierte Haargürtel wird bei Hunger fester um den Bauch geschnürt, den man zugleich mit Erde einreibt (n. Wilhelmi). Fetteinreiben dient gegen Moskitostiche.

Als Säcke werden beim Dieyerie-Stamm (s. Gason) gebraucht: Gillie (netted bag, made from the stems of the cotton bush and rushes, with meshes, similar to a fishing net). Wondaroo, (closely netted bag, made from the fibre of the cotton bush).

Zu Trinkgeschirren diente im Norden der Blattstiel einer Palme, im Westen die aufgeblasenen Blätter des Tang (s. Gerland), auch Schädel.

Die Schmuckgegenstände des Dieyerie-Stamm's begreifen (nach Gason):

Kultrakultra (neeklace made from reeds strung on woven hair and suspended round the neck).

Yinka (a string of human*) hair, wound round the waist).

Mundamunda (a string made from the native cotton tree, worn round the waist and adorned by different coloured strings wound round at right angles).

Kootcha, bunch of hawk's, crow's or eagle's feathers, tied with the sinews of the emu or wallaby and cured in hot ashes, (worn either when fighting or dancing, and also used as a fan).

Wartawarta, bunch of she black feathers of the emu, tied together with the sinews of the same bird, worn in the yinka (girdle) near the waist.

Chanpoo (a band, made from the stems of the cotton bush, painted white, and worn round the forehead).

Koorie, large mussel shell piered with a hole and attached to the end of the beard or suspended from the neck, (also used in circumcision).

Oconamunda (from the native cotton bush, worn round the arm).

Ocrapathera (bunch of leaves tied at the feet and worn when dancing, causing a peculiar noise).

---

*) Auch auf polynesischen Inseln vielfach zum Schmuck verwandt und ebenso in den Haarkleidern der Zauberpriester Californiens, wo das Pflanzenreich keine Substituten gewährte.

Unpa, bunch of tassels, made from the fuofats and wallaby, worn by the natives to cover their private parts (wie in Südafrika).

Thippa, made from the tails of the native rabbit (washed in damp sand).

Aroo, the large feathers from the tail of the emoo, used as a fan (wie die Federn des Aru in Mexico).

Warda Warda, circlet or coronet of emu feather's (worn only by old men).

In dem Sack, den jedes Weib auf dem Rücken trägt, befindet sich zunächst ein flacher Stein, um die essbaren Wurzeln zu zerklopfen, ein Vorrath der Erde, welche immer mit diesen Wurzeln gemischt ist, ferner Quarzstücke zu Messern und zu Lanzenspitzen, Steine zu Aexten, Harzkuchen, um damit Waffen auszubessern und neue anzufertigen, ferner die dafür nöthigen Kängurusehnen (auch als Bindfaden dienend) mit Nadeln und Känguruknochen, sodann Opossumhaar zu Gürteln, Stücke von Känguruhaut, um Speere zu poliren, scharfe Muschelschaalen, die zum Haarschneiden, aber auch sonst als Messer und Axtschneiden dienen, gelber und rother Thon zum Anmalen, ein Stück Baumrinde zur Bastbereitung (um Seile zu flechten), ausserdem Gürtel, eine Art Schwamm (zum Feuermachen), etwas Fett und Quarzstücke (Reliquien oder Krankheitsreste), neben den gesammelten Wurzeln und dem Fruchtvorrath, während zwischen Rücken und Sack der Vorrath noch unpräparirter Häute und in der Hand ein Feuerbrandstab getragen wird (s. Gerland). Neugeborene werden in Australien auf ein weiches Rindenstück gebunden, von den Müttern getragen. Von Zwillingen wird häufig Eins getödtet.

Die Namen der australischen Knaben wechseln bei mehrfacher Gelegenheit. A native named Marloo, from a habit he had of looking about him and saying I see, I see, is called Nairkinimbe or the father of seeing, another Ngallengalle is called Eukonimbe, father of the (crayfish) Eukodko etc. (in Australien). Vom 6. Jahr schläft der Knabe nicht mehr bei den Eltern, sondern mit den Unverheiratheten, die Mädchen bei den Verheiratheten.

Greise, Kranke oder Schwache, werden auf den Wanderungen zuweilen in hohlen Bäumen oder Höhlen zurückgelassen. Wittwen fallen dem Bruder des Verstorbenen zu.

Nach Geburt des Kindes wurden bei einigen Stämmen Südaustraliens die Eltern nach dem Kinde genannt (bei den Semiten das Kind nach dem Vater). Die Sitte, den Knaben nach dem Vater, den Voreltern oder nach den Verwandten überhaupt zu benennen, reicht (bei den Juden) nicht über das Zeitalter der Seleuciden hinauf (nach Zunz). Die Yukatanesen waren vom Vater genannt, die Ytzaek von der Mutter unter Zufügung des väterlichen Namens (Villagutièrre).

Die Australischen Frauen tragen immer den Feuerstock mit sich, der im trocknen Grase schwehlt, und durch Umherschwingen anzufachen ist. Nglaye (apparatus for obtaining fire) consists of two pieces of the flower-stalk of the grass tree (in Australia), one of which is rolled between the palms of the hands (part-in) upon the other (s. Meyer). The Waljap (stem of the Xanthorea

or Grass-tree-flower) serves to produce fire by friction (in Australia), „the operation being assisted by the dry furry material of the withered seed-head laid into the hole.“.

The great trouble the natives of Australia have in obtaining fire, makes them seldom be without it, when it so happens a number seat themselves in a circle and as it is a work of great labour, each takes a turn, when the other is tired: It is performed by fixing the cylindrical piece of wood in a hollow made in a plane, the round part is then twirled round swiftly between both the hands sliding them up and down, and thus it goes round till the wished fire is produced (Barrington). The natives had no conception of boiling water originally, for when the crew of a boat were boiling some fish, a native put his hand in.'

Mit Piring-Harz*) werden die Steinspitzen der Speere, die in der Wunde abbrechen sollen, befestigt, (aus dem Grasbaum in Sümpfen, Xanthorea oder Balga), während das festere Kadjo-Harz (des Barro oder auf Hügel wachsender Xanthorea) zum Befestigen der Hammer dient.

Mit der Djunong (Schraube aus Känguruh-Knochen) werden die Löcher in die Speere gemacht für den Miro. Das Tabba (Messer) wird aus neben einander gesetzten Quarzstücken verfertigt, die mit Kadjo (Xanthorea-Gummi) an einem Holzgriff befestigt werden. Bakke bakkiti, knife (sharpe edge piece of quartz joined to the end of a stick). Der Stock zum Ausgraben der wilden Yam ist spatelartig gespalten (nach Teichelmann). The spears (of the Australians) are composed of the kaike (upper part toward the point) and yirtuge (made of grass tree), and when put together, the whole is called yarnde (Meyer). Kaity-engk, two sticks bound together with a stone between them at one end, used for enchanting (in Australien). The Wityo, (thin bone of the hindleg of a kangaroo) used as awl or dagger (pin, needle). Die Spitze der Wurfspiesse im Thal Tukiyo waren im Feuer gehärtet (Herrera). Pore-yarnt-alde, hole at the end of a spear into which the bone-hook of the Taralye or throwing stick is put before discharging.

The boomerang was first met with in Australasia, but the wild tribes of Southern India possess exactly the same weapon (Meadow Taylor). Nach Palou führten die Californier scharfe Holzschwerter.

Yootchoowonda heisst (bei den Dieyeries in Australien) a piece of flint (about 3 inch long) with an edge like a razor and at the blunt end covered with resins; this is concealed in the palm of the hand, when fighting, and is

*) Gason führt (bei dem Dieyerie Stamm) Mindrie auf, a large root, from the outside, of which is obtained a kind of resin, which, when prepared at the fire and afterwards allowed to dry, becomes very hard and though called kundrie, and is used in fastening a flint to a short stick called kundriemooks (kundriemookoo of semi-circular shape, to one end of which is attached by resin a flint, forming a kind of axe or tool used in making weapons). Als Waffen werden weiter genannt: Kulthie (spear), Kirra (boomerang), Murrawirrie (two-handed boomerang), wona (a short stick, used by women) Pirrauma (a shield, oval shaped), Yoot-choowonda.

capable of inflicting a wound like one made with a butcher's knife (s. Gason). Ihre Messer und Scheeren seyend scharfer Stein (in Californien), womit sie auch die Haare bis auf die Haut können abschneiden (s. Baegert).

Die Vandiemensländer ersteigen die glatten Gummi-Bäume mit einem Grasstrick, indem sie Unebenheiten der Rinde mit der Axt weghauen (s. Backhouse). Die Australier schlagen Löcher für die grosse Zehe. Zum Holzfällen mit der Serpentin-Axt der Neu-Caledonier „abattit une branche de melaleuca latifolia, d'environ un décimètre d'épaisseur. Ce ne fut qu'après avoir donné un grand nombre de coups, qu'il parvint à y faire une légère entaille, puis il la brisa en l'abaissant fortement par l'extrémité" (Labillardière). Am Colorado (bei Chimehwhueles, Cutchanas und Pah-Utahs) werden harte Steine mit einer Holzkeule in zierliche Pfeilspitzen geschlagen (nach Möllnhausen).

Australische Canoes bestehen aus zusammengebogener Baumrinde mit zwischengesteckten Stöcken. The Australian make little canoes of the stringy bark tree (Dibil-palm), vessels of the sheath of the leaf of Seaforthia (s. Lynd). Im Westen wurden Flösse gebraucht. Die Fische wurden gespeert oder mit Netzen gefangen, wogegen man im Dieyerie-Stamm das Mintié genannte fishing net, (made from rushes) gebrauchte. Auch Angeln (s. Hunter) verwandten sie (aus Knochen oder Krallen eines Raubvogels) oder Reusen.

Die Form der Gunjah (Hütten) in Ost- und Mittelaustralien ist ein spitzes, auf der Erde ruhendes Dach, aus Zweigen geflochten, durch die Rinde der Eucalyptusbäume bedeckt, mit seitlicher Oeffnung (vor der das Feuer brennt). Die Hütte wird aus einem aufgeschnittenen Stück Rinde zurechtgebogen. In West-Australien zeigten sie bogenförmige Oeffnung. Im Carpentariagolf soll sich ein Ansatz zu zweistöckigen Häusern finden. Die Hütten (Miammiam) werden (bei Port Fairy) aus Gummibäumen errichtet. Im King-Georg-Land werden über gebogene Stöcke Lauben aufgesetzt.

Australische Stämme bewohnen Höhlen und errichten aussen Windschirme. Gegen den Wind stellen die Californier einen halbmondförmigen Reiserschutz auf (s. Baegert). Tadlta wodli, a substantial hut, for protection against hailstones (tarlta or tadlta) in Australien. Wadlaworngatti (at Adelaide) is the beginning of autumn (im April), when the natives commence building their huts before fallen trees (wad lawornga).

Die Australier unterscheiden

Maggoro (Winter), wo die Schollenfische blind werden (Juni und Juli),
Jilba (Frühling), wenn die Djubak-Wurzel (orchis) reift,
Gambarang, wenn Hütten gebaut werden und Vögel kommen,
Birok (Sommer), bei Ueberfluss von Guanas und Eidechsen,
Burnuro (Herbst), wenn die Zamia-Frucht (Biyu) reift (Februar und März),
Wun-yarang (April und May). In Oregon theilt sich das Jahr, als

Süstikvo	December—Januar,
Sqwusus (kalt)	bis Februar,

Skiniramon (Kraut)	Februar,
Skapotro (Schnee fort)	März,
Spatlom (Balderwurzel)	April,
Stagamawos (Wurzelgraben)	Mai,
Itchwa (Camass-Wurzel)	Juni,
Soantchlkwo (heiss)	Juli,
Silamp (Beerensammelnd)	August,
Skileues (erschöpfter Lachs)	September,
Skaai (trocken)	October,
Kinui-etchluten (Hausbau)	November,
Kesmakwalu (Schnee)	bis December.

Flinders fand Thierzeichnungen (aus Kohlen und rother Farbe) in den Felshöhlungen[1]) von Groote Eiland, King auf der Clarks-Insel, Grey am Glenelg-Fluss (Aborigines being led by white men), und Angas rühmt die Naturtreue der Thierformen (Eingrabungen von Opossum, Känguruh, auch tanzende Eingeborne) in Broken Bay (wodurch sich auch die der Höhlen bei den Bushman auszeichnen), Roth oder Kriegsfarbe, im Westen dagegen Weiss, das im Norden zur Trauer diente.

In der mit bemalten Figuren ausgearbeiteten Höhle in York (im Swanriver District) hatte (nach den Australiern) früher der Mond gewohnt (s. Grey). Umrisse von Thieren, auf Felsen eingehauen (wie Fische, Eidechsen, Waffen, Menschen) fanden sich hei Botany-Bay.

Der Mond besuchte (nach den Australiern) die Höhlen, wo sich Zeichnungen ausgeführt finden. Aus den geschlängelten Strichen (auf Bäumen) deuten die Australier eine Schlange heraus, in deren Gestalt das Haupt ihrer Geister sichtbar wird (Friedrich Müller) und Einritzungen helfen dem Gedächtniss.

In the emu-dance[2]) the Tasmanians placed one hand behind and alternately put the other to the ground, raising it above their heads (or they passed round the fire) to imitate the motion of the Emu, when feeding (s. Backhouse). In the thunder and lightning dame they moved their feet rapidly, bringing them to the ground with great force.

The people (in Vandiemensland) having fallen to the low pitch of their voices, recommenced their song at the octave, which was accompanied by slow and not ungraceful motions of the body and limbs, their hands being held up in a supplicating posture, and the tone and manner of their song and

1) Plusieurs cavernes sont revêtues de peintures anciennes (in Sonora). On trouve près de la Trinidad des momies indiennes (s. Guillemin).

2) An Indian (of Monterey in California) having a deer's head fastened to his own, walking on all fours (seeming to browse) so well imitated the movements of the animal, that the hunters would have fired upon him. He thus approached a herd within the nearest gunshot and killed the deers with his arrows (Milet-Mureau).

gesture seemed to bespeak the good will and forbearance of their auditors (nach Flinders).

During the dance Dtowalgnorryn the muscles of the thigh are made to quiver (in Eastern Australia). A dance of this sort is common among the Malay girls (Grey). Kuri (circle), dance of the northern tribes in Australia [im Kolo].

In the play Yambalin (in Australia) one person stretches a piece of string between the fingers of both hands, so as to form some fanciful figure, which another then takes off, altering the figure, the first then takes it again, and so on alternately (Meyer). Bei Ngungawaietti oder andern Spielen der Männer trommeln die Frauen auf ihren Fellkleidern (in Australien). Tapurro, the skin of an opossum stuffed and used at a play as a drum (in Australien). The Blacks (in Moreton bay) scratch various figures on the seeds of the fruit of Actras australis (plumtree) and amuse themselves by guessing what the figure is, on the one held in the hand of another person (Backhouse). Nach Macgillivray wurden gezähmte Opossum in Käfigen am Cap York gehalten.

Auf der Reise häufen die Australier kleine Steinhaufen*) auf, um die Höhe der Sonne anzuzeigen zu der Zeit (s. Grey). Nach dem Sieg über die Changas (mit Hülfe bärtiger Viracochas) stellte Jupangui die Steinhaufen Pururankas zur Verehrung auf, (und solche Obo finden sich in allen Continenten). Backhouse noticed a woman arranging several stones that were flat, oval and marked in various directions with black and red lines. These represented absent friends, and one larger than the rest, a corpulent woman on Flinders island, known by the name of Mother Brown.

Neben einer durch die Nase geblasenen Flöte wurde im Port Essington Bambus geschlagen bei dem (sonst von Händeklatschen begleiteten) Gesang und auch eine Trommel mit Opossumfell war (nach Teichelmann) in Gebrauch,

Die Australier rösten keine Fische bei Nacht, da dies ungünstigen Wind erzeugt. Weil der Fels bei Hawkesbury die darunter Pfeifenden erschlug, hüten sich die Australier unter einem Fels zu pfeifen (s. Collins), By chanting some particular words and breathing hard, the Australians dispel thunder and lightning.

Von den Eingebornen am Botany-bay wurden (nach Cook) Blätter gekaut, wie es auch Gregory vom wildem Tabak bemerkte, und (nach Salvado) wurden im Westen Blätter zum Rauchen, sowie die von andern Pflanzen zum Schnupfen verwandt (s. Gerland). Ein berauschendes Getränk wurde (nach Braim) aus Honig bereitet.

---

*) Die Otomaken stammen von dem Fels, wo sie die Knochen niederlegen. Unos se fingen hijos de los troncos y se llaman Aycubaverrenais, otros idèan su stirpe de los rios, y se llaman Univerrenais (Gumilla) bei den Achaguas am Orinoco). Nach den von den Früchten eines Baumes stammenden Salibas stammen die Caraiben aus den Würmern der vom Sohne Puru's am Orinoco getödteten Schlange.

Vor Einführung des Tabak's wurden von den nordamerikanischen Indianern verschiedene Blätter und Rindersorten narkotischer Wirkung (die noch später mit dem Tabak gemischt wurden) geraucht.

Durch die Operation Malgum wird den Mädchen das erste Glied des kleinen Fingers abgebunden, um die Fischleine besser zu führen (nach Collins). The loss of two joints of the little finger of the left haud (of the women in Australia) is effected by a hair being tied round the joint (Barrington). In Californien liess der Kranke zur Heilung den kleinen Finger an der rechten Hand seiner Tochter oder Schwester abschneiden (Venagas). Auch bei den Hottentotten und polynesischen Inseln wird dergleichen geübt. In Mysore there is a caste in which the mother amputates the two middle fingers up to the second joint at the marriage of her eldest daughter (s. Irving). Die Blackfeet und Mandan schneiden bei Trauer-Ceremonien den kleinen Finger ab.

Die Beschneidung wird an der Carpentaria-Bucht geübt (nach Flinders) und auch an den östlichen Küsten des St. Vincent-Golf's. The Tuïti (on the Chatham-islands), often emasculate their male children by compressing their testicles between stones (Dieffenbach). Von den Hottentotten wurde Ausschneidung des einen Testikels behauptet. Jakob war (nach dem Medrasch Tillim) Einer der dreizehn, die beschnitten zur Welt gekommen (im Talmud). In Australien heisst:

Kurawulie, a Boy under 9 years,
Mockaworo, „ 9—12 years old,
Thotchawora, „ after circumcision,
Thurrie, young man, when the hair begins to grow in the face,
Matharie, man,
Pinaroo, old man
(bei den Dieyerie).

Ausser der Bemalung dienen aufgeritzte Narben, (im Manka-Verfahren), sowohl zum Schmuck, wie zur Unterscheidung der Stämme. From Tarnda, transformed afterwards into a kangoroo (a reddish species or Tranda), the natives of Adelaide derive the usage of tattooing (s. Teichelmann). Mattanga (matta, tribe or nation) dient zur „designation of one of the actors in the ceremony of tattooing“ (s. Schürmann) unter den Parnkalla. Da die Tättowirungen in Stichen auf der dunklen Haut nicht erkennbar sind, verwenden sie die Vitier im Relief. Die Einschnitte auf dem Bauch der australischen Frauen lassen „disparaitre une bonne partie des rides produites par la grossesse“ (Labillardière).

Mit der Mannbarbeit wird den Knaben (Gulambiddi) der Mulyat genannte Känguruh-Knochen in die Nase gesteckt. Die Durchbohrung des Nasenknorpels bildet die Ceremonie Guah-nong. Nach Campbell wurde auf den Melville-Inseln das Septum durchbohrt. Auf Mallicollo und Tanna tragen die Eingebornen einen cylindrischen Stein im Septum narium (nach Forster). Auf

Tanna dienten Narben zum Schmuck. The Californians (1758) make holes in their ears, where they hang a large case which holds every thing they carry (not to incommode them in their march). Labillardière bemerkte hinter den Ohren der Neu-Caledonier „des tubercules de la forme d'un ris de veau et gros comme la moitié du poing" (als Schmuck).

Es finden sich Stämme auf der Ostküste, die die von Yura (aus dem Norden) eingeführte Beschneidung noch nicht kennen, und nur durch Schmieren und Tättowiren (mit Durchbohrung des Septum naris) für die Ceremonie vorbereiten (den Mädchen wird das vordere Glied des kleinen Fingers abgelöst).

Die Einweihung umfasst fünf Grade, eine Prüfung der Standhaftigkeit, und Lehren der Tänze (für Emu, Känguruh u. s. w.), gewöhnlich auch Zahnausschlagen (Peitschen, Fasten u. s. w.). Wer alle Stufen zurückgelegt hat, heisst Wilyoru (Voll-Mann).

In Adelaide durchlaufen die Eingebornen fünf Stufen bis Bourka oder Erwachsene (nach Moorhouse), indem sie als Wilya kundarti (10jährig) mit Blut aus dem Arm eines Mannes bedeckt, die Erlaubniss erhalten, den Wirri (zum Vögeltödten), sowie den karko oder Schuppe (um Raupen aus der Erde zu graben) zu führen. Von 12—14 Jahre wird (mit Verbinden der Augen) an dem mit Staub bedeckten (als bezauberten) Knaben (nach Tanzen und Ceremonien) von dem Priester die Beschneidung vorgenommen, nach welcher eine Zeitlang die Yudna oder Schamschürze getragen wird. Im 20. Jahr beginnen (mit der Ceremonie Wilyam) die Tättowirungen auf Rücken, Schulter, Armen und Brust, indem der Candidat bei den Einschnitten Ngulte heisst, Yellambambettu, wenn die Einschnitte zu eitern beginnen, Mangkauitya, wenn die Wunden wulstig wurden und Bartanu, wenn die Narben sich bei völliger Erhebung schliessen. Beim ersten Erscheinen grauer Haare wird die fünfte Stufe, als Bourka, gewonnen.

Am Murray empfangen die Knaben, die bei der Pubertät jeder einem Erwachsenen (mit dem sie beständig Hand in Hand gehen und nur auf Büschen niedersetzen) übergeben sind, die Weihe bei dem jährlichen Zusammentreffen der Moorunde und Nar-wij-jerook-Stämme, indem die beim plötzlichen Ergreifen bezauberten Knaben (unter Schluss der Augen) auf den Rücken gelegt werden, worauf man ihnen die Haare der Genitalien ausrauft und dann bei plötzlichem Aufrichten wieder zu sich selbst gebracht, aber noch für einige Zeit von Frauen und Kindern fern gehalten werden. Später dürfen die Eingeweihten nie den Namen desjenigen nennen, der an ihnen operirte oder direct aus ihren Händen Gegenstände empfangen (s. Grey). In Encounter-Bay wird den einzuweihenden Knaben der sprossende Bart ausgerupft. Als Anerkennungszeichen seines Rechtes*) zur Vornahme der Ceremonie ver-

*) The turtle was the head of the tribes of the Delawares, the turtle being a Manitto, who can live both upon land and in water. The Wolf-tribe was the second in rank, because the

langte der Stamm Cameragal (dessen Mitgliedern ein Vorderzahn von selbst ausfällt) von den jungen Leuten anderer Stämme einen Vorderzahn, der mit dem von dem Zauberer hervorgewürgten Knochen oder Stein ausgeschlagen ward, wobei das Blut auf die Brust des Knaben und den Kopf des Operirenden (dessen Namen der Knabe annimmt) fallen musste. Nachdem die Knaben durch Tänze Macht über Hunde und dann über Känguruh erhalten haben, folgt ein Fest, worauf sie die Känguruh-Jagd mitmachen dürfen. Mit dem Zahnausschlagen erwarb sich die Jagdberechtigung.

In Ost-Australien wurden ein oder zwei Vorderzähne des oberen Kinnbacken durch Muscheln losgelöst und dann durch Steine ausgeschlagen.

Der Vorderzahn wird (bei den Yoolangh) den dadurch zur Jagd berechtigten Knaben (denen auf allen Vieren der Hund zugestanden wird) vor dem Ausschlagen mit dem Knochen gelöst, den die Carrahdis hervorgewürgt haben. In Colonchi (bei Puerto Viejo) rissen sich Indianer einige Oberzähne aus.

Die unter dem Geräusch der Witarna geblendeten Knaben (im Gesicht geschwärzt) erwarben den ersten Grad als Warrara (für 1—2 Jahre.) Nachdem unter Aufbindung des Haares in ein Netz die Beschneidung vorgenommen ist (unter Tragung der glockenähnlichen Fellschürze Mabbiringe) treten die Jünglinge in den Grad der Partnapa. Sie können dann heirathen, bedürfen aber noch zur vollen Weihe der dritten Ceremonie, der des Wilyalkanya, wo sie das Blut ihrer Pathen trinken. Wer alle Stufen zurückgelegt hat, heisst Wilyoru (voller Mann). Der Mundo oder (schimpflich) Unbeschnittene wird als Marndo (Candidat) ein Pappa oder Beschnittener (durch den Turlo der Pathen) nach der von der Schlange Yura (in dunkeln Flecken der Milchstrasse wohnend) gelehrten Beschneidung (vor welcher die Knaben mit Fett gesalbt werden) im Süden. Nach Eyre tragen die Knaben das Haar eine Zeitlang im Netz geflochten (vor der Aufspaltung des Penis bis zur Urethra). Nach Peitschen werden die Knaben in der von Parna (dem den Herbst anzeigenden Stern) und der Fliegenden geführten Procession beschnitten.

Zur Wehrhaftmachung werden die Knaben (unter Geschrei der Weiber) in den Wald geführt, mit Blut bespritzt, durch Einritzen tättowirt (unter Beilegung neuer Namen) und sehen (nach Loslösung der Augenbinde) zwei wüthende Männer mit Keulen auf sich zueilen, vor denen sie nicht erschrecken dürfen. Nachdem sie dann für einige Monate eine Opossumschnur um den Hals getragen (sich von Streit und Frauen fern haltend) werden sie unter die Männer aufgenommen.

Beim Goulbournstamm (nördlich von Melbourne) wird der Jüngling in

---

wolf is a great hunter and can provide well. The Turkey was the third in rank, because this bird feets upon a variety of good fruits and raots. The crow-tribe was the last (the crow feeding on offals). While the chief of the turtle-tribe had a right to call all the other chiefs of his nation together to his council, and while he acted as the president of this council, the chief of the crow-tribe could never rise to any higher dignity in the nation, than to lighting the council pipe and handing it to the other chiefs and councillers assembled together (Barton).

den Wald geführt (für einige Tage), wo er die zwei oberen Schneidezähne ausschlägt und seiner Mutter übergiebt, die sie in einen Gummibaum einfügt, um (beim Tode) durch Feuer getödtet und (nach Abschälung der untern Rinde), als Denkmal stehen zu bleiben.

Im Osten ruft der Bubu (durch einen Schrei im Walde) die mannbaren Knaben, die von den Männern auf Standhaftigkeit geprüft werden. Bei den Küstenstämmen wird ein Vorderzahn ausgeschlagen.

Am Cap York geschieht die Zahnausschlagung durch einen Mann im Federkleid. Die Novizen dürfen von keiner Frau gesehen werden, und tragen (wenn zu den Eltern zurückkehrend) noch den Schmuck der Festzeit, bis derselbe von selbst abfällt (sowie ein Stück weisser Muschelschaale vor der Stirn).

Im Port Essington wird häufiger der rechte, als der linke Schneidezahn ausgeschlagen (unter Einritzen von Hautnarben).

Zuweilen tragen die Frauen (denen am Cap Upstart gleichfalls ein Schneidezahn fehlt) Narben auf den Hüften (wie die Männer).

Bei den Macquariestämmen verschlingt ein böser Geist diejenigen, denen kein Zahn ausgeschlagen ist (nach Braim).

Das Fest Corroborry oder Yulo eraba diang (eine Nachahmung des Känguruh) wird beim Zahnausschlagen gefeiert. Mit dem Schmieren und Tättowiren ist die Durchbohrung des Septum naris verbunden. Die australischen Aerzte ziehen die Krankheit durch eine Schnur aus, unter Gesängen, indem sie sich das Zahnfleisch blutig ritzen. Bleeding is performed in company (in Australia), the last person lets his blood drop on the puingurru (peg used in bleeding), places it near the fire, and repeats while it is drying, magic sentences, to prevent headache and death, which would else befall them (s. Teichelmann).

Zur Heilung des durch die Wassergeister erkrankten Knaben wurde der Pachwonga oder Pachwin gerufen (s. Grey). Auf den mit Steinen umstellten Plätzen (Mooyumbuk genannt) wurden mit Beulen Behaftete entzaubert (in Australien).

Bruce describes one of the methods of dealing with the sick, which reminds one of Mesmer (Jessop). The physician begins his operations by making the passes on stroking the patient from head to foot, carefully drawing his hands down the whole length of the body and when arrived at the extremities pretending to throw away something. When this has gone on for the proper time, he picks up stones and casts them with angry gesture at some imaginary spirit (in Australia). Hieran schliessen sich die in allen fünf Erdtheilen gleichmässig bekannten Saugmethoden.

(Fortsetzung folgt.) A. B.

Miscellen und Bücherschau.

Aubel (Herrmann und Carl): Ein Polarsommer (Reise durch Lappland und Haner). Leipzig 1874.

Fahrten durch den unwirthlichsten Theil unsres Globus sind es, die uns hier geboten werden, durch jene öden und wüsten Gegenden des Nordens, wo in der Höhe des Sommers freilich eine hie sich neigende Sonne die Nächte in ewigen Tag verwandelt, wo allzu häufig aber im wilden Aufruhr der Natur, Land, Luft und Meer zum grausigen Chaos zu verschwimmen scheint. Die Bilder werden uns geliefert von einer Künstlernatur, die freilich die entsprechende Thatkraft besitzt, den drohenden Gefahren zu trotzen und practischen Sinn genug, um bergmännischen Arbeiten nachzugehen, die indess vor allen die durch die Umgebung hervorgerufenen Stimmungen giebt, und das Gemüth des Lesers demgemäss umstimmt, bald nach den Schauern eines vom wüthenden Sturm gepeitschten Meeres, bald nach der todten Weite schlammerstarrter Tundra, dann wieder im behaglichen Genusse der gebotenen Erholung oder in Scherzen mit lilliputischen Lappen (wie bei Beschreibung „einer lappländischen Hauptstadt" Loparskoje Selenije). Geognostisches, Mineralogisches, Conchylogisches, Ornithologisches, Botanisches ist den verschiedenen Kapiteln beigefügt, und dann wird noch in einem Anhang das Mineralogisch-Geognostische (mit bergmännischen Arbeiten) auf S. 347—358, das Botanische auf S. 359—378, das Ichthyologische auf S. 379—412 behandelt. Das Zusammentreffen mit den Samojeden (auf der Halbinsel Kanin) gab Anlass zu mancherlei Aufzeichnungen:

„Num, als Quelle des Lebens, auch Ilewbarte oder Tawni, d. h. hohe Gottheit, genannt, ist zugleich der Schöpfer der Quelle des Bösen, des Teufels etc. Er selbst wird als unnachbildbar gedacht, nicht so die von ihm geschaffenen Geister Tadebzii, welche ihm zwar untergeordnet sind, jedoch gegen seinen Willen handeln und den Menschen Böses zufügen. Es giebt deren drei Arten, erstens Weisse, welche im Himmel leben, zweitens Grüne, drittens Schwarze (Geister), welche auf der Erde leben und in grosser Anzahl überall auftreten. Zu ihnen sind auch die Parmi, Bergkobolde, zu rechnen, aus deren irdischen Zelten man zuweilen den Rauch aufsteigen sehen soll. Die nach den Göttern aus Holz oder Stein, kegelförmig mit roh ausgebildeter Nase und Mund gefertigten Bilder (Ilegi) werden im sog. Sinikin, einem durch Rennthierfelle im Zelt (Tschum) abgetheilten Raume bewohnt. Ausser den Tadebzii giebt es noch Sadei (Sa, Berg). Diese Götzenbilder werden auf die Jagd mitgenommen und an die Bauen der Füchse (Polar- oder Eisfüchse) gelegt. Misslingt der Fang, so werden die Götter geschimpft oder auch weggeworfen. Die vornehmlichsten Gebote der Religion und Moral sind folgende: Glaube an Num — Glaube an den Teufel und dass er besänftigt werden könne durch Opfer, damit Dir und den Deinen und den Rennthieren kein Unglück widerfahre, damit er die Krankheit von Dir nehme und Dir helfe in Deinem Thun. — Erfülle seine Befehle im Glauben an die Geister, damit sie Dir nichts Böses thun. — Springe nicht über die Schlitten, in welchen die Götter aufgestellt sind, nach des Teufels Geheiss. Ehre die Aeltern — Achte die, welche älter sind, als Du — Tödte nicht — Stehle nicht — Zanke nicht — Verleumde nicht — Hüte mit Sorgfalt die Rennthiere — Sei still die Nacht, damit Du nicht erkrankst — Lass den Armen nicht unbeschenkt von Dir, dafür wird Num Dich belohnen — Schweige über das, was Du gesehen hast, damit man nicht durch Dich erfahre, was geschehen ist."

Der Priester zaubert mit der durch einen (mit Götzenbild verzierten) Schlägel (Ladurapz) geschlagenen Trommel (Venser) urd trägt bei Opfer die (das Gesicht bedeckende) Mütze Sewboze (s. S. 290).

Ausser einer Karte sind vier Abbildungen in Holzschnitt beigegeben.

Coutance: Histoire du Chêne. Paris 1873.

Im ersten Theil des zweiten Buches findet sich u. A: Géographie botanique du chêne S 108—136).

Recueil de Mémoires et documents par le Forez, publié par la Société de la Diana (à Montbrison) Saint-Etienne 1873,

enthält u. A.: description d'une tessère d'hospitalité trouvée à Jullieu par V. Durand (S. 105).

Missionsberichte der Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden. Berlin 1871.

„So stolzirt, während die Frau des Missionärs oder des Colonisten in der Küche mühsam schauert, ihre Kaffrische Magd mit Schleier und Sonnenschirm, damit sie ihren schwarzen Teint sich nicht verbrenne, ausgeputzt mit Chignon und Schleppe. Den Chignon nennen sie in ihrer Sprache Theetopf, die Schleppe ein Pferd", schreibt Beste aus der Mission im Kafferland (Bethel).

Mémoire de la Société nationale des Antiquaires de France. IV. Serie, Tome 4, Paris 1873.

Unter den Aufsätzen findet sich: Les Tumulus Gaulois de la Commune de Magny-Lambert, Côte d'or, (Fouilles faites sous le patronage de la Commission de la Topographie des Gaules) par Bertrand. Im „Tumulus, dite Monceau-Laurent", fand sich neben dem Skelett (mit Eisenschwerdt) „un grand seau en bronze" zu classificiren „parmi les productions de l'Étrurie supérieure". Vorher kannte man nur vier ähnliche Funde, „en Gaule" (Seau trouvée à Gommeville, dans le tumulus de Grauhols, à Eggenbilsen, près de Mayence). Mit Zuziehung der übrigen Funde aus Hallstadt, sowie sonst in Deutschland und in Italien, stellt sich die Gesammtzahl auf 80.

Schlumberger: Des Bractéates d'Allemagne. Paris 1873.

Les premières bractéates impériales de l'authenticité desquelles on ne puisse douter, sont celles frappées par Frédéric I Barbarosse, antérieurement à son couronnement comme empereur. Der zweite Abschnitt behandelt die Classification générale des Bractéates de l'Allemagne, distribuées géographiquement, avec l'indication des principaux types de chaque atelier monétaire.

Janet: La morale. Paris 1874.

Le contrat sociale n'a pas été la loi des sociétés primitives, mais il est la loi idéale des sociétés futures. L'unité morale de la nature humaine ne s'est pas manifestée au berceau de notre espèce mais elle est le terme, où elle tend et la raison secrète de son ascension infatigable vers le mieux.

Baumann: Die Staatslehre des h. Thomas von Aquino, Leipzig 1873.

Das göttliche Recht und der Staat S. 176—189. Der König hat in seinem Reiche zu sein, wie die Seele im Leib, Gott in der Welt (S. 72).

Zürn: Die Schmarotzer auf und in dem Körper unsrer Haussäugethiere. Weimar 1872.

Der erste Band behandelt die thierischen Parasiten, die Epizoen (externen Parasiten) S. 3—52, die Entozoen (internen Parasiten) S. 52—223 (4 Tafeln Abbildungen), der zweite (24 Tafeln Abbildungen) die pflanzlichen Parasiten und im ersten Anhang „die in dem gesunden Körper vorkommenden Organismen".

Dozy: Geschichte der Mauren in Spanien bis zur Eroberung Andalusien's durch die Almoraviden Bd. 1—2. Leipzig 1874.

Durch Graf von Baudissin aus dem Französischen übersetzt (mit Originalbeiträgen des Verfassers). Das erste Buch behandelt „die Bürgerkriege" (besonders den Rassenkampf zwischen den Maadditen und Jemeniten), die sich nach Spanien, bei der Besetzung dieses Landes, fortpflanzten, das zweite Buch die „Christen und Renegaten", vom zweiten Bande das dritte Buch „das Khalifat" (mit Ordnung der arabischen Herrschaft in Spanien unter Abderrachman III), das vierte Buch „die kleinen Staaten" (bis Jusof's Eingreifen). Auf die Beilagen folgt: Chronologische Tabelle der moslimischen Fürsten des XI. Jahrhunderts.

Moncaut: Histoire des peuples et des Etats Pyrénèens, Vol. I—IV. Paris 1873.

Im ersten Band behandelt der erste Theil die Zeit bis zum Christenthum, der zweite die Einfälle der Barbaren (S. 269—346), der dritte die Beziehungen der Franken und Westgothen (S. 367—427), der vierte die Folgen der maurischen Eroberung Spanien's. Im vierten Bande wirft das letzte (fünfte) Capitel noch einen kurzen Blick auf die Kriege zwischen Isabella und Don Carlos.

Léotard: Essai sur la condition des Barbares établis dans l'empire Romain au quatrième siècle. Paris 1873.

Behandelt die Einfälle in die Grenzprovinzen und die vielfach erörterten, aber noch der Aufklärung bedürftigen Niederlassungsformen der Deditii (Cap. 2), Foederati (Cap. III), Laeti (Cap. IV), Gentilen (Cap. VI).

Ludwig: Agglutination oder Adaptation. Prag 1873.

Eine Streitfrage, im Anschluss an Früheres, um „eine Reihe von Fragen, den Charakter der vedischen Ueberlieferung, die Laut- Wortbildungs- Flexionslehre betreffend" zu erörtern. „Der allgemeine Einwurf, der sich gegen die bisherige Behandlung der Lautlehre erheben lässt, ist der, dass sie eigentliah Dinge behandelt, die in der Wirklichkeit nicht vorkommen, nämlich die Laute, als Einzelerscheinung, als welche dieselben in keiner Periode der Sprache vorgekommen sind".

Revista de Antropologia (organo oficial de la Sociedad Antropologica Española) Febrero 1, 2. Madrid 1874,

enthält: De la unitad nativa del género humano (Hysern), Diferencias espicificas de las Razas Humanas (Ariza), Antropologia (Tubino), Origen, Antiguedad y Naturaleza del hombre (Vilanova), Sobre la poblacion indigena de las islas Filipenas (Matheu), auf die Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft Berlin's vom 15. Januar 1870 Bezug nehmend. Um für die Zwecke der Gesellschaft Interesse anzuregen, findet sich beigefügt ein Circular, dirigido à los Señores Socios residentes en las provincias de la Peninsula y de Ultramar.

Schomburgk: Papers read before the Philosophical Society and the Chamber of Manufactures. Adelaide 1873.

Einer der Aufsätze behandelt das Urari-Gift, andre Giftpflanzen, Waldcultur u. s. w., der letzte: Capabilities of the various districts in the Colony.

Actes de la Société Philologique III Vol. 1873—74. Paris 1874.

Charency: Recherches sur la flore Aino. Fragments de Chrestomathie de la langue Algonquin (par M. N. O.). Ancessi: Etudes de grammaire comparée. Halévy: Essai sur la langue Agaru. Charency: De quelques idées symboliques se rattachant aux douze fils de Jacob. Barringer: Etude de l'anglais parlé aux Etats-Unis. Procès-verbaux.

Jacob: Mémoires secrètes de Bachaumont. Paris 1874.

C'est à minuit que se rendent en cette église (la Sainte Chapelle) tous les possédés (la nuit du vendredi au samedi saint). M. l'abbé de Sailly, grand-chantre de cette collégiale, les touche avec du bois de la vraie croix. Aussitôt leurs hurlements cessent, leur rage se calme, les contorsions s'arrêtent (des mendicants qui sont payés). On ne peut croire que des ministres de la réligion se prêtassent à une comédie si indécente. Tant au plus peutêtre, à défaut de vrais possédés, aurait on recours à ce pieux stratagème (1710).

Cerquand: Etudes de Mythologie Grecque. Paris 1873.

Une seule hypothèse, c'est que les roches errantes soient des nuées ou des orages (les nuées sont par excellence des Planctae, des Symphlégades) bleibt nur für den Verfasser, während im psychologischen Studium der Negersagen die Felsen am Ngunie und Quillu solch nebliger Anschauung erst einige Consistenz geben würden.

Kolb: Handbuch der vergleichenden Statistik. 6. Aufl., Leipzig 1874.

Die Gefahren der Heirath von Verwandten zeigen sich an den Taubstummen und Blödsinnigen (S. 475). Lebenskräftigkeit der verschiedenen Klassen und Stämme, sowie das Verpflanzen nach andern Zonen auf S. 421 u. flg. Die statistischen Verhältnisse der andern Erdtheile (ausser Europa) S. 342.

Boucherie: Le dialecte Poitevin au XIII. siècle. Paris 1873.

Jusqu'au jour où le Poitou devint possession française, le dialecte poitevin avait eu à lutter contre l'influence de la langue méridionale bien plus que contre celle de la langue du Nord. Sa grande ressemblance avec cette dernière est donc une ressemblance native.

Reade: The Achantee Campaign. London 1874.

Durch den Verfasser kamen die ersten Steinwerkzeuge von der Westküste Afrika's nach Europa und er bemerkt über ihre Bezeichnung als Donnerkeile: Many axes are merely covered by the upper soil. After heavy storms of rain, which are usually accompanied by thunder and lightning, this upper soil being washed away, the stone implements are found lying on the ground and so seem to have fallen from the sky.

Rougé: Mémoires sur l'origine égyptienne de l'alphabet phènicien. Paris 1874.

Les nomades asiatiques, établis dans la Basse-Egypte, subissent au bout de peu d'années l'influence de la coalisation répandue dans la vallée du Nil, ils apprennent à connaître les arts égyptiens, ils emploient l'architecture du pays, et la décoration officielle, qui se fait au nom de leurs souverains, montre que l'écriture égyptienne ne leur reste pas complètement inconnue. Rien n'était plus facile aux hiérogrammates, que d'écrire avec leur alphabet les mots de la langue nationale des Pasteurs, comme ils ont écrit plus tard les mots sémitiques dans leur papyrus. Les personnages les plus intelligents de la nation conquérante ont pu ainsi directement emprunter aux hiérogrammates tout un corps d'écriture approprié à leurs besoins (XIX. siècle). La précieuse découverte se répandit très promptement dans toute l'Asie occidentale.

Hitzig: Das Buch Hiob. Leipzig & Heidelberg 1874.

Von den drei Gerechten (im Koran) wird, wie Noah mit Nuh und auch Daniel mit Hud (Heber), Hiob mit Salih identificirt.

Ponthieux: Le Camp de Catenoy. Beauvais 1872.

Beim Verschwinden des Menschen aus der Rennthierzeit, folgt das Eindringen des (Hausthiere hütenden) l'homme de la pierre polie, se répandant d'abord sur les plateaux (et habitant les grottes naturelles) mit den vorragenden Höhen und dann oft später, wie in Catenoy, „d'importants points stratégiques" (S. 159).

Van der Linge: Das Schachspiel des XVI. Jahrhunderts. Berlin 1874.

Das Bestreben, die Zugkraft der Figuren zu erweitern, um dadurch die Partienentwicklung zu beschleunigen, zeigte sich zuerst (seit dem XIII. Jahrhundert) im Doppelschritt der Bauern und mit dieser „Reform waren die arabischen Tabiyat in Europa (denn in Asien leben sie im Birmanischen und Siamesischen Schach unbewusst, in der asiatischen Türkei als blosse Fingerfertigkeit noch immer fort) auf einmal beseitigt".

Australien und Nachbarschaft.

(Fortsetzung.)

Die Krankheitsheilungen bestehen in Saugen und Streichen und die von Bruce gesehenen werden von Jessop mit mesmerischen verglichen. The physician begins his operations by making the passes on stroking the patient from head to foot, carefully drawing his hands down the whole length of the body and when arrived at the extremities pretending to throw away something. When this has gone on for the proper time, he picks up stones and casts them with angry gestures at some imaginary spirit (in Australia). Die Teyl genannten Kristalle[1]) dürfen (in Australien) nur von den Zaubergeistern berührt werden und keine Frau darf die im Gürtel getragenen Steine (Mur-ra-mai) sehen (s. Grey). Auch in Australien wird eine Art von Bahrprobe (wie mehrfach anderswo in verschiedenen Weisen) geübt. Die Träger des Leichnams gehen zuerst im mässigen Schritt, die Schnelligkeit ihres Ganges nimmt aber nach und nach zu, bis sie aus Leibeskräften zu rennen anfangen. Das setzen sie eine Zeit lang fort, bis man ein gellendes Geheul hört, da halten alle so gut wie möglich an, und fallen auf ein Knie nieder, auf dem sie sich auf dem Erdboden eine beträchtliche Zeit lang hin und her bewegen. Dann kommt das andere Knie daran und so fahren sie mit beiden Knieen fort, bis ein abermaliges gellendes Geheul sie wieder auf die Beine bringt, nun fangen sie an herumzustrampeln, zu knurren, zu knien, abwechselnd anzuhalten, mit ihren Stöcken auf Bäume und Gebüsche loszuschlagen, sich die Haare zu zerraufen,

[1]) Unter solch heiligen Steinen ist Kauwemuku (large rock crystal) „concealed from females and young men, until the latter are tattooed the last time, which ceremony is performed with small splinters of the rock crystal". The Kuingo or skeleton (a monstrous being of human shape with an immense abdomen) approaches when the fires are gone out, bringing death in (Australia). The Mokani black stone, (something like a hatchet, the head fastened between two sticks, which are bound together and form a handle) has a sharp edge, which is used to charm men, while the other end of the stone is blunt and rough and is used to charm women (in Australia). If the Australians can approach a person sleeping, and charm him with the plougge (stick with a large knot at one end), he will certainly die of the next wound he may happen to receive (Meyer). Paityowatti (thin pointed bone, to the broad end of which is attached a piece of quartz) produces blindness, when applied to the eye (at Adelaide). In the Pinki (bag made of the skin of an opossum) the mysterious implemeuts are put, as kauwemutta (rock crystal), paityowati (eye bone) etc.

bis sie endlich ermattet, von Schweiss triefend, den Leichnam wieder in die kleine Hütte bringen, wo er sich erst befand (Wilkinson).

Der Carraji muss am Grabe schlafen, damit seine Eingeweide vom Gespenst des Todten herausgenommen und gereinigt werden (nach Collins). Die Gespenster schleichen gebeugt umher und fassen den Menschen an der Gurgel. Um diese Erscheinungen los zu werden für den Rest des Lebens, muss man in der Nähe eines Grabens schlafen, worauf der aufsteigende Geist den Schlafenden an der Gurgel packt, den Leib öffnet und die Gedärme herauszieht. Dann legt er sie wieder in Ordnung und schliesst die Wunde. Erloersortok, der die Eingeweide Herausreissende, frisst die körperlichen Organe derer, die zum Himmel gehen (bei den Eskimo) am Wege lauernd, wenn die Seelen der Faulen zum Teich über den Regenbogen zum Monde aufsteigen.

Dem Bail-ya (Zauberer oder Hexe) steht (in Australien) der Baylya-gas (Hexenmeister oder Zauberpriester) mit priesterlicher Würde gegenüber (nach einem Cursus von Vorbereitungen).[1]) Die drei Beschwörer[2]) (Korakul) erhalten den Zauberknochen (Murrokum) in die Hüfte eingefügt, so dass sie die Quarz-Amulette (Murramai) vertheilen (imini oder heilig) und gegen die Baylyas (Hexen) schützen, die als Stein eingehen (bei Krankheit), und durch magnetisirte Schnur ausgezogen werden. Mit der Witarna reinigen sie dann (in geheimen Ceremonien) zeitweis die mit Dämonen allzu gefüllte Luft, (wie am Orinoco mit der Rassel geschieht, dem Sistrum der Isis, das die Buddhisten in das mit der Hand schnurrende Gebetrad verwandelt haben) und jährlich führen sie (als Wammorugu) den Corrobberree auf (durch Feuer das Böse verjagend). Die Mulgarradoch (am Kap George Sund) machen Gewitter zertheilen (durch schweres Athmen und Singen), in der Kalbyn-Ceremonie (auch durch Pfeifen)[3]), der Warrara saugt dem Kranken die Würmer (paitya) aus und besänftigt durch Mundawarta (Reiben des Nabels), der Parraitye heilt durch gekautes Seegras (das am Körper trocknet), der Wipiri-malde bespricht die Krankheit. Entlaufene Thiere (wie Känguruh) werden festgebetet durch Kulkutu (Verfluchungen). Die Vestalinnen beteten in Rom entlaufene Sklaven fest. Die durch das Geräusch der Witarna die Luft von bösen Dämonen reinigenden Zauberer ertheilen dem unter die Männer getretenen Jüngling seinen Talisman, der nie von den Frauen und Kindern (als Nichtgeweihte) gesehen werden darf und am Gürtel getragen wird als Kauwemuku. Kadnomarngutta, a thin oval piece of wood, tied to a string, by which they swing it rapidly

[1]) The chief retires to the forest, where he secludes himself, pretending to fast (as Tzeet-Tzaiak or conjuror). While there he is called Taamish and is supposed to hold communication with the Nawlok (not seeing them, but hearing them cry). Unexpectedly he makes his appearance at the village (dressed in a robe of black bear-skin) um in den nackten Arm des Kühnen, der nicht (wie Frauen und Kinder) flieht, zu beissen (s. Scouler) bei den Haeeltzuk (den nördlichen Stämmen der Nutka-Columbischen Familie).

[2]) Three conjurors (Karakul) sleeping on the grave of a newly enterred corpse, the dead person inserts a mysterious bone (Mur-ro-kun) in a thigh of each of them. If they wish to kill any person, the bone enters the victim, occasioning death.

[3]) Tittitta (whistling), by pressing the lower lip together and drawing the air inward (in Australia).

round, causing a humming noise in the nights (in Australia). Females and children are not allowed to see it, much less to use it (Teichelmann). The voice of the Karkanya (species of hawk) in the night the Australians take as a prognosticon, that somebody is to die. Die Aeltesten (als Datti-Klasse) bilden einen mysteriösen Geheimbund, und Stillschweigen muss schon beobachtet werden, wenn die Jünglinge die Weihe der ersten Klasse empfangen, oder von dieser in die zweite übergehen, (besonders dann aber bei Eintritt in die dritte). Mit Fremden wird die Kotaiga genannte Brüderschaft geschlossen. In dem Yepene amygai (Tanz der Abgeschiedenen), gelehrt durch die Alten im Westen, fielen die Tänzer allmälig wie todt nieder. The two old men then went round them several times and seemed to be driving something away with their boughs, ringing at the same time with increased energy till they became very loud and rapid· Then at a given signal, they all sprang to their feet (being alive again) at Loddon station (Parker), wie im indianischen Mede-Tanz. Der Angekok Poglit (dem Angekok entgegenwirkend) muss durch Verschlingen eines Wallross wiedergeboren sein. Der Torngak (Schutzgeist) führt den Angekok über die Seilbrücke, um Torngarsuk's Mutter durch Anzündung von Vogelfedern zu überkommen (wie in persischer Mythologie nnd sonst schmale Brücken zu passiren waren).

Oft werden bestimmte Krankheiten auf die höchste Gottheit zurückgeführt (wie auf Zambi-ampungu in Nieder-Guinea) und so galten die Pocken als der Staub (Monola) Mindge's, dessen Schweif die Wirbelstürme umhertreibt (in Australien). Dorar wingal, Bruder des auf östlichen Inseln lebenden (und durch eine jährliche Korroberry gefeierten) Baia-mai sandte aus dem Westen die Pocken unter den Wellington-Stamm, weil er über den Raub einer Axt erzürnt war (s. Latham). The variolous disease (in Moreton bay) was ascribed to the influence of the evil spirit Budyah (s. Lang). Bei den Dieyerie (s. Gason) heissen Verkrüppelte und Gelähmte Mooromooroo (Mooramoora die Gottheit). Nach den Loretto-Indianern (Californien's) lebte Gumango,[1]) Krankheiten verursachend, am Nordtheil des Himmels. In sickness a devil (wolf, bear, crow, fox or other animal) has taken possession of the patient (in Vancouver), driven out by the medicinman (during a fast, lest the food should be consumed by an internal enemy, wie in Japan der dämonische Fuchs, der sonst in Fabeln übergegangen ist, allem Uebel zu Grunde liegt.

Krankheiten wurden in Australien durch die Zauberer verursacht oder durch die Baylya (wie bei den Grönländern durch die Illiseetsok), die gleich einem Quarzstück in den Körper eintraten, und so hatten die Baylya-gas (Zauberpriester oder Hexenmeister) oder Baylya-gaduk, welche (wie bei den Eskimo die aus dem Verschlingen des Wallross wiedergeborenen Angekok

[1]) Im Nordtheil des Himmels oder Notu (das Obere) lebt (Krankheiten verursachend) Gumongo, von dem einst Guyiaguai gesandt wurde, der (Pitahayo-Früchte pflanzend und die Buchten Californien's bildend) für die Priester oder Dicuinochos (aus den dargebrachten Häuten) Kleider verfertigte und denselben eine bemalte Tafel zurückliess (nach den Loretto-Indianern).

Poglit den Angekok) den Baylya (Zauberer oder Hexen) entgegenwirkte, den feindlichen Stoff aus der Schwellung durch Saugen zu entfernen, was in Californien mit einer Steinröhre geübt wurde.

In Australien ersetzten die Zauberer bei Tanzfesten den Mangel sonstiger Vermummungen durch Bemalen, während im Norden bereits Masken getragen wurden. Bei den öffentlichen Festen (für Ernte der Pitayo-Früchte, Siege u. s. w.) erschieuen die den Kopf in Federn oder Schweifhaar verhüllten (iu ein Gewand von Menschenhaaren gekleideten) Priester (nachdem sie sich im Saugen des Chacuaco berauscht hatten) von Dämonen, (die entweder in sie eingefahren oder von ihnen im Himmel besucht waren) begeistert und zeigten (als von denselben erhaltene Beweisstücke) ein Fleischstück oder Kraut, meistens aber eine mit grotesken Figuren (in Nachahmung der von den Dämonen übergebenen Zeichen) bemalte Holztafel, wie auch die von den Priestern (bei Loretto) erzogenen Jünglinge in abgelegenen Höhlen in der Kunst Figuren auf Tafeln zu zeichnen (nach Salva-Tierra) belehrt wurden. Die Priester herrschten tyrannisch durch Auferlegung von Bussen, und auch ihr Befehl an Alte, sich von einem Felsen[1]) zu stürzen, wurde befolgt, wie es sonst freiwillig bei den Stämmen der Behringsstrasse geschah und schon den Hyperboräern zugeschrieben wurde.

Bei der Vielfachheit der den Menschen nachstellenden Dämonen, von welcher auch in classischer Auffassung die Luft erfüllt ist, war es Aufgabe der australischen Zauberpriester die Atmosphäre zeitweis durch den (auch im Sistrum und vielem andern Rasseln gekannten, später zu dem Geläute verfeinerten) Schnarrton des Mooyum-kar genannten Holzes (s. Bonwick) zu reinigen, an Stelle der sonst in Polynesien, Afrika, Amerika, Asien und altem Europa gekannten Ceremonie jährlicher Teufelsaustreibung. Nachts führen die Australier einen brennenden Feuerscheit, um die umgehenden Gespenster zu vertreiben, aber andrerseits wieder kann durch Schwingen eines Feuerstockes über dem Kopf Koppa oder Potayan hervorgerufen werden, der sich dann durch sein Gesäusel aus den Wipfeln der Bäume anzeigt. Der durch die Luft fliegende Vogel Marralye bringt den Schlafenden Verderben.

In den Wäldern Australien's geht gespenstisch Bunyop um, seine Gestalt verändernd, wie die Fetische in Afrika, Arlak erdrosselt im Dunkel, Kupir raubt aus Höhlen[2]) und andre Gespenster durchschleichen die Waldpfade mit vorgestreckten Armen, ihre Beute zu fassen (wie in Brasilien). Dem bösen Man gehören die Todten (in Cumberland). Als unsichtbarer Gefährte folgte Purkalidni. Am Murray hiessen die Nachts umherfliegenden Dämone (wie die Hexen unter den Malayen) Tau oder (in Adelaide) Kuinyo. Die geräuschvoll herankommenden Mani würgen, Haare und Bart versengend. Mettagong (fungus emitting a phosphoric light), as name of an evil spirit (in Australia).

The Marralye (a man belonging to the Kukata tribe in the North-west)

[1]) The spirits of deceased Todas (and the souls of the killed buffaloes, take a leap from Makurti Peak, as the nearest way to the celestial regions (according to Metz) oder amnór.

[2]) Die Kalkhöhlen von Winnipeg-See galten als Wohnungen des Manita.

assumes the shape and action of a bird, pouncing upon the individual (he has a spite against) at night and stabbing him imperceptibly, to die in a short time after (bei den Parnkalla). The Melape (devil or sorcerer) is supposed to appear under various forms, of a man with horns, of a bird etc. (in Australia). The Nokunna (being of black colour) steals upon the Australians in the night and kills them. Nachts schleppt Koin (am See Macquerie) die Menschen fort und würgt sie, bringt sie jedoch am nächsten Morgen zurück. Seine Frau Mail-kun (Bimpoin oder Tippa-Kalleun) fängt die Schläfer im Netz und reisst sie zu sich herab, sie zu essen. Trifft der Dämon Koyorowen einen Australier, so giebt er ihm einen dickern Waddy, für das Duell unter Vorstrecken des Kopfes, und tödtet ihn (da der erste Schlag nicht schadet). Seine Frau Kurriwilbon spiesst mit den Hörnern ihre Schultern. Im Süden sind die riesigen Keulenträger Purkabidnie zu bekämpfen. Die Gespenster der australischen Wälder wiederholen sich in den brasilischen und die Jagdgottheiten dieser in den finnischen (s. Castrén). Die Thiere des Waldes werden in Brasilien[1]) (nach de Magalhaes) von Cahipora (ein hauriger Riese auf einem Eber reitend), die des Wildes von Ahanga (auf einem weissen Hirsch reitend) geschützt, die Fische von Uauyara (der Frauen beim Baden nachstellt). Mbitata schützt die Wiesen gegen Brandleguug (als Feuerschlagen), Sacisere (lahm mit wundem Knie) schützt die Pflanzen, Curupira (mit rückwärts gedrehten Füssen) schützt die Wälder (und führt Waldfrevler irre). Bei Verdacht werden Mädchen nach einer Insel im See Jua gebracht, wo sie, wenn schuldig, von der Schlange (Peruda's) gefressen werden. Als die geschwängerte Tochter eines Häuptlings zu Santarem getödtet werden sollte, erschien ein weisser Mann, sie zu vertheidigen, (als unschuldig), und als das weisse Kind (Mani) bei Tode in einer dachlosen Hütte begraben wurde, wuchs eine Pflanze hervor, deren Früchte die Vögel berauschten, worauf aus der getheilten Erde die Knolle Mani-oc (Hütte Mani's) hervortrat.

In jener dualistischen Auffassungsform, wie sie sich bei vielen Stämmen der östlichen Andes findet, stellten die Australier den guten Guyot als Schutzgott dem bösen Manyuk gegenüber, der am Swan-river haus'te, und der gute Geist Koyan schützte gegen das in Höhlen wohnende Menschenungeheuer Kudir, der Vorübergehende raubte. Nach den Cochimies lebte im Himmel der Lebendige mit seinem Sohn (und mit dem Herrn der Herren) und schuf gegen ihn empörte Dämone, die die Todten zu begraben suchen, um den Herrn des Lebens zu täuschen (Veragas). Nach den Pericuer hatte der friedliebende Himmelsgott Niparaya (Gemahl der Anayicoyondi und Vater des von den Menschen, die er aus der Erde heraufgeführt, getödteten Quaayayp oder Erstmensch neben zwei Brüdern) den Empörer Wac Tuparan besiegt und in einem (von Wallfischen bewachten) Gefängniss (wo die Seelen der im Kriege Sterbenden zu ihm gehen) eingeschlossen (Veragas). Auf Nutka, wo

[1]) Die brasilischen Indianer verehren (nach Couto de Magalhaes) die Sonne oder Guaracy (Mutter der lebenden Wesen), den Mond oder Jacy (Mutter des Pflanzenwuchses) und Ruda (Peruda oder Gott der Liebe).

die Häuptlinge der Sonne verwandt galten, lagen gutes und böses Prinzip (Quautz und Matlox) im Streit. In Florida wurde der böse Geist Toia (wegen seiner Plagen) mehr verehrt, als der gute (bei seiner Indifferenz). Nach Pottawatomies schuf der gute Kitchemonedo (stärker als der böse Matchemonedò) die Welt und den Menschen, dessen Schwester mit Tamin (Mais) die Indianer gebar. Die Zauberer in Sonora hatten vom Teufel (Muhaptura oder der Mörder) die Gewalt empfangen, gesund und krank zu machen (Pefferkorn). Ijak (der Böse) wohnt in der Erde bei den Kodjaken, die dem Schöpfer (Shljem Shoa) vor der Jagd opfern (Maskentänze aufführend).

Im Wasser lebten die weiblichen Geister Torong, auf dem Lande die Potkoorook, in Höhlen die Tambora (in Australien), wie bei den Eskimo die zauberischen Ignersoit die Klippen bewohnen, (bei Umkippen der Erde allein erhalten) als Irrwische der Feuergeister, die zwerghaften Tunneroih auf den Bergen (als Innuarolit), im Osten die drei hundsschnäuzigen Irkiglit, die Kongensetokit am Strande, Sillagiksartok auf dem Eisfeld, oder (in Polynesien) die Tii in allen Naturgegenständen. Die Thlinkit unterscheiden in den Geistern die Khiyekh (obern) oder Heldenseelen in Nordlichtern erscheinend (s. Tac.) und als Seelen der Gemeinen die Takhiyek (Geister des Landes) und Tekhiyek (Geister des Meeres), in Land- und Wasserthieren erscheinend.

Die in Australien im Wasser lebende Schlange Wau-wai ist im Regenbogen vom Himmel herabgekommen. Der in Murray lebende Dämon Qorundoo ertränkt böse Ehefrauen, und so werden Kinder von dem Wasser-Ungethüm Waravi (in crocodilartiger Eidechsenform) geraubt. The aquatic monstre Waugul (in Australia) attacks mostly females (pining away). Im Westen wohnt Cienga in der Erde. Die Delphine (Tummler) oder Botos (Springer, pirt) erscheinen in Menschgestalt (mit rückwärts gedrehten Füssen), die Frauen zu berücken (am Amazonas und seinen Nebenflüssen).

Der gütige Gott Tian hatte Himmel und Erde mit den Schwarzen gemacht (s. Tyermann), als Schöpfer der Thiere und Menschen am Loddonfluss (nach Braim), wie devildevil im Westen der Liverpoolkelte. Der längst verstorbene Palgalanna hatte die Gegenden im Süden und Westen benannt und stieg dann (nachdem er Frau und Kind in Felsen in der See verwandelt) zum Himmel auf, Gewitter verursachend und die Bäume mit Keulenschlägen zerschmetternd (wie in Hinterindien). Am Murray lebte in den Wolken der Schöpfer Nooreelee mit drei Söhnen, zu dem die Seele (Ludko) geht. Die Gottheit wird mit dem Donner (Mempal) identificirt, wie bei den Tupi und sonst. Nach den Stürmen bei Sidney wohnte die Gottheit im Gewitter auf den blauen Bergen.[1]

Am untern Murray lebte Noorele in der Luft als Schlange mit mutterlosen[2]) Kindern, wie (bei den Porikues) Quaayayp oder Erstmensch, der

[1]) Matlose is believed by the Nootkans to inhabit the mountains. The Todos acknowledge the existence of Usuru Swami or the Lord above (s. Marshall).

[2]) Creian (los Cochimies) que hay en el cielo un Señor, cuyo nombre en su lengua significa „El que vive", que sin Madre tuvo un Hijo, à quien dan dos nombres, el uno, que vale tanto coma perfeccion ó termino del Barro, el otro nombre significa „el Veloz", Ademas de esto

mutterlose Sohn des Himmelsgottes Niparaya (Gemahl der Anayicoyondi) war (in Californien).

Im Süden wohnte (b. d. Australiern) der gute Gott Peiamei am Himmel (als Mahmam-mu-rok oder Allvater, der in Europa und Asien nach Norden versetzt wurde, dem feindlichen Muspellheimer des Südens gegenüber) und wird (wenn erzürnt) durch Tänze versöhnt (wie in Mikronesien) und so diente beim Fest Yulang-eraba-dia der Känguruh-Tanz bei magischen Ceremonien. Der Gott Boppo steht dem Fest Keborra vor, die Tecunas am Solimaes tanzen dem Dämon Iticho mit Thiermasken. Die gütigen Geister Balumbal lebten, weisser Farbe, auf den Bergen Honig schwelgend (in New-South-Wales).

Während seiner Wanderungen auf Erden besuchte Punjil oder Bin-Beal, der aus den Stücken eines zerschnittenen Känguruh das Land mit Känguruh belebt hatte, dunkle Höhlen, wie bei Cap Schanck, und im Wiederschein seiner Lagerfeuer strahlt Jupiter am Himmel. In Californien bei den Pericuern waren die Sterne glänzende Metallstücke nach den Lehren der Anhänger Wac Tuparan's, (verschieden von der, Niparaya als Schöpfer des All, verehrenden Secte) von Purutabui, gebildet wié der Mond durch Cucunumic.

Der böse Gott Pungil war in Australien durch den Gott der Weissen unter die Erde gestürzt. Der Gott der Gewitter[1]) wohnt auf den blauen Bergen bei Sidney, der starke Motogon rief die Erde und schuf sie durch Blasen (b. Perth), ist jetzt aber zu alt, um etwas zu thun, das Fest der Weltschöpfung wird durch Tänze gefeiert. Bei den Eskimo wird Pirksoma die zertrümmerte Welt durch Blasen wieder vereinigen.

Der längst verstorbene Palgalanna verwandelte, nach Benennen der Gegenden in Süd und West, Weib und Kinder in Felsen am Meer und stieg zum Himmel, wo er im Zorn Donner und Blitz verursacht und die Bäume mit Keulenschlägen zerschmettert (bei Port Lincoln). Nganno, at Adelaide, a fabulous person, said to have given names to different parts of the country and after that to have been transformed into a sea monster (s. Teichelmann). Buddai or, in Moreton Bay, Budjah the common ancestor of the race, the natives describe as an old man of great stature, who has been lying asleep for ages, with his head leaning on one arm, and the arm buried up in the hand (in Australia.) A long time ago Bnddai awoke and got up and the whole country was overflowed with water, and when he awakes and gets up again, he will devour all the black men (s. Lang), wie buddhistische Figuren. The Wellington Tribe (in Australia) believe in the existence of a deity[2]) called Baiamai, who lives in

dicen, haver otro personage, cuyo nombre es „el que hace Señores" (Venegas). Poseidon wurde von Zeus (dem Vater- und Mutterlosen) ohne Mutter gezeugt, als ältester Sohn (nach Gemistos).

[1]) Amotkan (der auf der Bergesspitze Sitzende) ist Sohn der selbstgebornen Skomelten (nach den Flatheads). die Erde und andre Welten schaffend (Mengarini).

[2]) Deum narrant de coelo delapsum in montem Meropurbateum, luce et radiis corruscum, Bremavio Patriarchae legem suarum codicem de nube tradidisse (s. Huet) in Guzerat. Im Buch Henoch wird das Thun der Menschen von den Sternen beobachtet, die (bei Philo) Götter, obwohl nicht selbständige, heissen. Nach den Rabbinen schwebte Gott (mit dem geheimnissvollen Namen Achina) über den Wassern, am Anfang der Schöpfung, als Taube.

an island beyond the great sea to the East. His food is fish, which came up to him from the water when he calls to them. Some of the natives consider him the maker of all things, while others attribute the creation of the world to his son Burambin. They say of him, that Baiamas spoke and Burambin came into existence [Narayana und Brama]. The natives used to assemble once a year, in the month of February, to dance and sing a song in honour of Baiamai. This song was brought there from a distance by strange natives who went about teaching it. They, who refused to join in the ceremony were supposed to incur the displeasure of the god. In the tribe on Hunter's River, there was a native famous for the composition of these hymns, which (according to Threlkeld) were passed from tribe to tribe, to a great distance, till many of the words became at last unintelligible to those, who sang them (s. Latham). [Astrologischer Cyclus in Indochina und Mexico].

Auf der anfangs (wie bei den Peruanern vor Con's Umherschreiten) glatten und dunkeln Erde schuf Papperimbul die Sonne und versetzte die damaligen Menschen als Sterne an den Himmel, um als Geister auf ihre Nachkommen einzuwirken. Nach den Eskimo ist Kallak, der erste Mensch, aus der Erde gewachsen (wie Jarbas), und die Sterne, in denen die Maori die Augen ihrer, wie Odin,[1]) einäugigen Häuptlinge sehen, haben sich aus den Seelen aufgestiegener Menschen, die ihrer besondern Abenteuer wegen in die Constellationen versetzt wurden, gebildet, roth oder weiss glänzend, je nach der Speise, indem die blassen Sterne Nieren, die dunkeln Leber essen. So heissen die drei Sterne im Gürtel des Orion die Zerstreuten (Siektut), weil verirrte Grönländer darstellend, zwei Sterne im Bären Tugto oder Rennthier und Asselluih oder Holz der Harpune, der Wagen Iversuk (die gegen einander Siegenden) und Aldebaran (Stiersauge) Nennerroak, als das den Wettsiegenden leuchtende Licht. Der Sirius (Hundsstern) heisst Nelleraglek, der mit dem Rennthierpelz Bekleidete, der Stier Kellukturset (Hunde mit einem Bären), die Zwillinge Killaub Kuttuk oder Brustbeine des Himmels (mit Fuhrmann und Ziege zusammengefasst). Begegnende Sterne besuchen oder streiten sich. Als die am Himmel entzündeten Sternlichter durch das Seewasser zu verlöschen begannen, ging Guyiagui mit seinen dienenden Geistern nach Osten, um sie wieder anzustecken. Sonne, Mond und Sterne galten als Männer und Frauen, die jede Nacht in den Westsee fallend, nach Osten hindurchschwimmen (s. Venagas) bei den Loretto-Indianern in Californien. Die Patagonier sehen in den hauptsächlichsten Sternbildern Straussenjagden. Die Milchstrasse galt für den Darlingsfluss wie der Ganges in Indien, in den magelhaenischen Wolken wurden verbannte Zauberinnen gesehen (in Australien). So unterscheiden die Australier noch mancherlei Sternbilder mit bestimmten Namen, wie Gason bei dem Dieyerie-Stamm anführt, als

[1]) In der Insel San Catharina am Canal Santa Barbara bei Californien redete das, Bilder der Sonne und des Mondes in der Hand haltende, Götzenbild im Tempel zu heiligen Krähen (nach Torquemada), wie sonst der Rabe im Norden die Heiligkeit mit dem Wolfe theilt von den Athapasken und Koloschen über Sibirien bis nach Scandinavien.

Kuruwurathidna, a cluster of stars, representing the claw of an eagle, seen in the western hemisphere during the winter months, Koolakoopuna, a bright star, seen in the northern hemisphere during the winter months, Apapirra wolthawolthana, two stars seen in the southern hemisphere in the winter, Kyirrie (the milky way), Amathooroocooroo (evening star), Ditchiethandrawauka (Stars), Ditchie, (sun), Pirra (moon) etc.

Die Milchstrasse gilt oft für einen Fluss und am Murray speciell für diesen, der vom Himmel kam, wie der heilige Ganga von Siwa's Locken. Auch heisst es von Umudu, dass er vom Himmel kommend, den Murray-Fluss schuf und die Steine. Die Tiniinyaranna, Emu und Känguruh jagenden Jünglinge, bilden den Orion und ihre, Wurzeln grabende Schwestern das Siebengestirn. Whenever of the phenomenon of the Aurora australis (Pilliethiticha) occurs, the Dieyerie (in Australia) become very terrified believing it to be a warning from the devil (Kootchie) to keep a strict watch, as the pinya (armed party) is killing some one, also a caution to avoid wróng doing but the pinya comes to them, when least expected. The inmates of the camp then huddle together, when one or two step out and perform a ceremony to charm the Kootchie (Gason).

Im Neumond tödtet die Sonne ihren Gatten, den Mond, indem der Mond (miak) für männlich, die Sonne für weiblich galt. In der Vorzeit lebten Sonne und Mond auf der Erde, von den Sternen, als Hunde, begleitet. Die Trennung der menschlichen Geschlechter wurde nach den Nauo durch die Eidechse, wie in den Antillen durch den Schnabel des Vogels, bewirkt, die bei den Männern Ibirri, bei den Frauen Waka heisst, und nach den Stämmen bei Adelaide hatte sich der Geist Tarrotarro in dieses Thier eingekörpert. Die Leute am See Macquarie, die Läuse getödtet hatten, wurden von der himmlischen Eidechsen erschlagen, als ein wegen seiner Sünden vertilgtes Volk, wie so viele in Arabien und sonst. Olancho Viejo wurde wegen des Frevels der Goldwäscher durch einen Erdsturz zerstört (Wells). Einer der Soldaten („unwissende und ungeschickte in Amerika von spanischen Eltern geborene Kerls") in Californien (erzählt der Missionar Baegert,) als wir vorbey ritten, wo ungemein viele Steine sowohl auf der Ebene als auf den Bergen lagen, sagte zu mir: Gott muss wohl brav gearbeitet haben, bis er soviel Steine zum Vorschein gebracht hat.

Im Anschluss an Javanische Sagen spielt in den australischeu Traditionen (in denen die Einrichtungen Budhaye's an buddhistische erinnern) des Kowraga Stamms der vorweltliche Riese Adi, der zuerst erschaffene, der beim Fischen ertränkt und in einen Fels (Hammond Rock) verwandelt wurde und seine Frau in den Ipile genannten. So erschlug Thor den Schöpfungsriesen Ymer, aus dessen Körpertheilen die Welt geformt war, beim Fischen, und dieser in Utgarloke den Himmel (als ein Atlas) stützende Riese war der Vorfahr des einhändigen[1])

[1]) Asa, nomine Tyr, qui omnium est animo promtissimus et audacissimus (Edda) verliert die Hand durch Fenrir's Biss und hat beim Weltuntergang mit dem Hund Gamr zu kämpfen.

Thyr, der dort seine mit gähnenden Rachen fletschenden Urahninn[1]) besucht, wie Maui in dem der seinigen den vorher auf der Erde unbekannten Tod findet, nachdem er jedoch bereits dem die Erde tragenden Riesengott (Neuseelands) den einen Arm abgedreht hat, damit die Grundfesten beim Erdbeben zwar umgeschüttelt werden, aber nicht mehr zusammenstürzen, während in Sagen andrer Polynesier Maui selbst als dieser Einarmige auftritt, und bei den Eskimo erscheint Torngarsuk (auch in Bärengestalt) einarmig, vermählt mit der Tochter des starken Angekok, der das Eiland Dicko vom festen Lande bei Baals rivier abgerissen hat, während der Angekok auf gefahrvollen Unterweltsfahrten Torngarsuks böse Grossmutter besuchte. Thor[2]) wurde von Tyr nach dessen Vater begleitet, Hymerem illum gigantem, sub coeli extremitate habitantem (n. d. Edda). Die in Nordaustralien unter Hügel am Alexandrinasee auf einer Bühne beigesetzten oder an Baumzweige gebundenen Todten wurden in Neu-Süd-Wales (mit dem Jagdgeräth) verbrannt, indem sich die weiss bemalten Leidtragenden zerkratzten. Im Flachlande Australien's finden sich kegelartige Erdhaufen künstlicher Gräber. Manchmal diente das Begraben für die Kinder, das Verbrennen für Erwachsene, (wie einst bei den Römern). Von Zwillingen wurde eins getödtet (wie in manchen Theilen Afrika's). Auch über der Asche der Verbrannten finden sich Erdhaufen errichtet. Wie der ägyptische Pharao seine Tochter, legen die Australier den Todten so in ein Grab, dass er von der Sonne beschienen wird, und

---

[1]) Tyr e matre gigantea (vel giganti nupta) natus perhibetur et gigantum cognatus specialiiter appellatur (Magnusen). Mater Hymeris deformis erat, 90 habens capita. Immanis ipsius statura (pater Tyris).

[2]) Gotnar (Gothones) sic dicti sunt a nomine Regis cujusdam qui Gotho (Goti) fuit appellatus, a quo etiam Gothlandia (Gotland) est denominatus, illius vero Regis nomen nomini Odini suam debet originem (cf Skalda). Tyrindus Skaldaspiller vocat Odinum Gauta-Tyr (Gothorum deum). Gaoti idem forsitan est cum Jornandis Gapt (Gaot), quem Gothi meridionales ferebant primum fuisse, inter Anses (Asas) sive divinos heroes (Finn Magnusen). God, Gop, Gud nomen (deus vel dea) et collective nomina. Sic vocantur Asae sive dii (Volusp. et alibi). Soli in specie hic titulus attribuitur (Magnusen). Capris Thori rite in caulam introducto et ipsa Hymeri aula visitata, nepos (Tyr) invenit aviam, sibi admodum ingratam, ut nongenta capita habentem (worauf Tyr's Mutter den Sohn und Begleiter versteckt). Venit durus ille ac animo varius gigas (intonuere glaciales Utgardiae montes) erat genio, cum veniebat, genarum sylva (barba) conglaciata (s. Magnusen). Zum Fest werden Stiere geschlachtet (wogegen später Thor's Ziegen hinkend wurden aus Nachlässigkeit). Im Grabe Chileerich's wurde ein ehernes Stierbild gefunden. An-tyr (Herulorum et Vandalorum Rex) caput taurinum vexillo suo addidisse fertur. Tyr wurde als Stier verehrt. Die Cimbern schworen bei einem ehernen Stier. Tyr a Germanis olim cultus (Tys vel Tis). Cum eo forrte conferri meret Taciti Tuisco (Gallorum dis), quorum uterque pro suae gentis patre sumtus fuit (Finn Magnusen). Lappones gentiles deum aliquem Tiur vel Tiuur nominatum, adoravisse dicuntur. Nach Suhm war die Verehrung Tyr's im Norden älter, als die Odin's. Tyrr (Tyr, Tir), deus quisque et Asarm unus (Magnusen). Yir ist bei den Persern der Planet Mercur (oder Jupiter). Audiit Mars planeta Assyriis Thurus (Thuram vel Thurram Suidas dixit Babyloniis olim imperasse). Fastis Siculis, idem Thurras (Zamae ac Rheae filius) bellator fortissimus (s. Magnusem). Rubicundus ille Tiranes, vultu rubro, oculis mellutis, de quo veteres ad cymbala canebant (Armenorum) vocatur Coeli et telluris filius, flammis natus (Mos. Chor.)

schneiden hindernde Sträucher fort. A dead person, to whom the Australians wish to show respect, is placed in the position of Lelauwun, sitting with the legs crossed, upon a tree. Vornehme wurden bei den Mexicanern verbrannt, nachdem vorher die eingewickelte Leiche mit einer Maske vor dem Gesicht beigesetzt war, Arme begraben. Die Leichen (in hohlen Bäumen begraben) wurden zugleich unter Kegelhaufen (auf Vandiemensland), auch in Höhlen beigesetzt. Kahnartig ausgehöhlte Särge fanden sich in Ashburton am Gebirge (Stuart). Die Nachgebliebenen der auf einem Holzhaufen verbrannten Frau (mit Umhersitzen der Kranken, weil „the dead woman would come in the night and take the devil out of them“) beschmierten sich mit der im Känguruhsack gesammelten Asche das Gesicht (in Vandiemensland). They do not think a person completely dead, till the sun goes down (s. Backhouse). Old persons are buried. The middle aged are placed on a tree, tbe hands and knees being brought nearly to the chin, all the openings of the body being sewn up, and the corpse covered with mats or pieces of net. If they wish to show respect the corpse is placed in a sitting posture, the face turned to the east, until dried by the sun, after which he is placed on a tree. Still born children or those which die shortly after their birth are burnt (H. A. E. Meyer) in Australien. After the body is put in the grave and a little earth thrown on it, the natives place a number of sticks (yerdli-wirri) across its mouth, over which they spread grass or bushes to prevent the remaining earth from falling down, so that an empty space is left (Schürmann) bei den Parnkalla. Der Schädel Verstorbener dient im Süden als Trinkgefäss. Der Ngarrakuniyo trägt bei Leichenbegängnissen gebückt ein verbranntes Stück Holz dicht neben seinen Ohren (in Australien), die Tuttakuinyo einen Grasbüschel. In Queensland wurden die Todten nach Absengen der Haut geschunden (s. Dawkins). The dead in Queensland are eaten by the survivors (the bones being put into a basket to mourn over). Die Oberfläche des Körpers ist mit Feuerbränden gesengt, bis die weisse cutis vera überall erscheint, und dann nach Bemalen des Rückens, wird die Haut abgezogen, um den Körper zu zerstücken (s. Lang). Der Zauberer trägt dann die Haut beim Corrobbory Tanz umher, und befrägt sie (im Krankheitsfall) über die Schuldigen, vor denselben seine beiden Speere niederstossend. In New-South-Wales wurde das Nierenfett der Gefallenen (als Sitz der Seele) gegessen, um Kräfte zu gewinnen (nach Jameson), auch von Schafen. In der Wide-Bay wird die abgezogene Haut des Feindes bewahrt. The natives of Australia cut off portions of their beards and singeing these, throw them upon a dead body. On the Murrumbidgee and Murray the graves are covered with well thatched huts (s. Lang). At Moreton Bay, the natives carve the emblem or coat of arms of the tribe, to which the deceased belonged on the bank of a tree, close to the spot he died, und so geschieht es mit dem indianischen Totem (s. Schooleraft). Die nordamerikanischen Indianer zeichnen ihr Totem auf die Adjedatig (Grabsteine). Auf dem des Dacota-Häuptlings bei Fort Snelling sind die Erschlagenen ohne

Köpfe bezeichnet. Der Australier tödtet nicht das Thier des Kobong (wenigstens nicht schlafend), und darf die heilige Pflanze nur unter bestimmten Umständen sammeln. Auf den Carolinen sind die Thiere der Kalid heilig.

Die Esthen fürchten die Berührung mit, Krankheit aushauchenden, Plätzen des Erdbodens, die Siaposh sitzen (nach Masson) auf Stühlen, um seine Beleidigung, welche die Yezidi im Ausspucken finden würden, zu vermeiden, und während die demetrischen Todten bei den Griechen in die Erde gesenkt wurden, setzt man sie auf eine Bühne, wenn Schutz gegen die Geister derselben beabsichtigt ist. Am Columbia wurden die Todten in ein auf Pfählen gestelltes Canoe gelegt. Die Tschaktah reinigen die Knochen[1]) der auf einem Gerüste, in einem Haine bei der Stadt, verwesten Leiche und legen sie getrocknet in einen Kasten, der in dem Beinhause der Stadt beigesetzt, wenn aber dieses gefüllt ist, auf dem gemeinsamen Begräbnissplatz (den auch die Karen benutzen) in einer Pyramide, als Hügel überdeckt, aufgeschüttet wird (Bartram). Die Muskolgee begraben den Verstorbenen in einem Loche des Hauses, mit seinen Geräthen (wie in Bonny). Die Todten werden in Ost-Australien vermieden, dem Verstorbenen ähnliche Namen werden gewechselt (s. Collins), das Eigenthum verbrannt, damit der Geist nicht wiederkehre, es zu fordern. Um ntcht den Namen eines Verstorbenen zu nennen, bezeichnen ihn die Australier als Nodytch. Die tückisch-neckischen Mani, weiblich gedacht, stammten von Abgeschiedenen (s. Gerland). Australische Mütter trugen (wie in mehrezn Theilen Sibirien's und Nordwest-Amerlka's) die Leichen ihrer Kinder bis zu gänzlicher Verwesung mit sich und begruben dann zum Schutz gegen den bösen Geist die Knochen sorgfältig (Bennett). In Grönland werden Säuglinge mit der Mutter bestattet, die auch auf vielen Inseln Mikronesien's nach zeitweisem Begraben geschapt werden. Auf den Flindersinseln wurden die Leichen von nächsten Verwandten ausgegraben[2]), nach 5 Tagen, und in Rinde mitgeführt. Dem bösen Geist Man gehören (in Cumberland) die Todten. Yumburbar verzehrt die Eingeweide der Verstorbenen. Bucki, der den Todten feindliche Geist, bewohnt Höhlen. Um die Todten gegen den in der Erde wohnenden Bösen zu schützen, stellen sie die Indianer auf Gerüste.

Wie vielfach, galt auch in Australien der Gegensatz aufsteigender und hinabsteigender Seelen, und die letztern hatten bei den Eskimo, denen die Luft kalt erschien, ein glückliches Loos erwürfelt, im Innern der warmen

[1]) Die Dacota's lassen keinen Knochen des gegessenen Thiers verletzen (nach Eastman), da sich aus ihnen das Wild (wie Thor's Böcke) erneuere und dasselbe ist (nach d'Orbigny) die Ansicht der Yurucares [Thor's Böcke]. Obwohl Xibalba, nachdem er die Götter Hunahpui und Xblanque (der Quiches) getödtet, ihre Knochen zermahlen liess, bekleideten sie sich doch wieder mit Fleisch, auf dem Grunde des Wassers (wohin man sie geworfen) und wurden dort vom Volk gesehen, heraufsteigend zur siegreichen Bekämpfung Xibalba's.

[2]) Die Nanticok öffneten nach einigen Monaten das Grab, um die Knochen rein zu schaben, und in Leinen gewickelt wieder hineinzulegen (nach Hoskiel). In Ponape sucht das alte Weib [der Araucaner und Hottentotten] die die Gruben an der Himmmelspforte überspringende Seele hinabzustossen (auf den Carolinen).

Erde, wie auch Schotten über die Bemühungen ihres Predigers lachten, der ihnen die Hölle allzu heiss machen wollte. Auf den Mariannen wurden die Seelen gewaltsam Getödteter oder auf dem Schlachtfeld Gefallener, deren sonst eine Walhalla wartet, in den Zwinger der Unterwelt eingekerkert, damit sie nicht an den Mordplätzen umgehen. In Südaustralien gingen die Seelen zu den Ahnen in die unterweltliche Grube Pindi. Auf den Garbanzos-Inseln (unter den Carolinen) gingen die Seelen der die Elus verehrenden Einwohner nach der Hölle oder Pollibis hinab (Cantova). Die Seelen der Tapfern gehen in bunte Vögel, die der Faulen in Reptilien über (nach den Zaparos), und bei den Azteken körperte sich die Seele der Krieger in Colibri ein.

Die Seelen der Australier gehen westlich zur Heimath ihrer riesigen Vorfahren, der Nettinger (Mackenzie). Die Seele (Itpitukutya) geht in Australien beim Tode westlich (nach Moorhouse). Wenn Alle gestorben sind, kehren die Seelen zu den Körpern zurück, ohne sich aber damit zu vereinigen, indem sie am Tage auf den Bäumen, und Abends auf der Erde sind, um Insecten zu essen (bei Adelaide). Bei Port Lincoln wohnten die Geister der Todten in Felshöhlen, Nachts hervorkommend, um Ameïseneier zu essen und dann hört man sie rufen. Die Seelen der Abgeschiedenen werden durch Umudu (erste Menschen) am Strick unter die Erde gezogen (zu Nurunduri) und suchen daher auf die Bäume zu entfliehen, im Uebergang zu den Wolken, nach der Heimath der Ahnen (Nettinger) im Westen. Die Seelen der Nauos gehen nach den Inseln am Spencer Golf, die Seelen der Parnkallas gehen nach den westlichen Inseln, die Seelen von Port Lincoln werden auf einer Insel in Wüsten verödet.

Schiffbrüchige Europa's galten in Port Stephens als Wiedererstandene. Im Norden galten die gelben Malayen als Revenants, die Belumbal genannten Genien wurden weiss gedacht. Creian algunos que las almas de los que morian, entraban á animar los cuerpos de los recien nacidos (Acosta) in Papayan. Die Chavantes am Araguay (Nebenfluss des Tocantine) essen die verstorbenen Kinder, um sich ihre Seelen anzueignen (Magalhaes). Bei den Konzas wurde der Todte mit Mocassim (und Speise) begraben (s. Grey), wie auch in Californien, um für die lange Reise, welche sonst Scheermesser und Knochennadel (die Webe-Apparate in Peru) erforderte, durch Schuhe gerüstet zu sein, und solche finden sich auch in schwäbischen Gräbern. Bei Adelaide hiess die Seele yitpi tukutya oder kleiner Saamen (yitpi oder Saamen), und nach den Dacota fliegt die stets erneute Seele der Zauberer als Sonne zu den Göttern umher, bis bei dreimaliger Wiedergeburt sie sich erschöpft hat.

Blutrache ist Pflicht in Australien und die Verwandten mütterlicherseits üben Rache an dem mit Blutschuld Behafteten. The moment any great crime has been committed, those who have witnessed it, raise loud cries, which are taken up by more distant natives, and are echoed widely through the woods. The nature of these cries indicates, who has been the guilty party, who

the sufferer and those, who are jeedyte[1]) (in safety, as unconnected with the guilty family) in Australia (Grey). Würde ein Minsche geschlagen binnen eines Mannes Wehre, idt were Man offte Wiff, dat scholen the Handt kündigen, de in den Wehren is, mit einem Jodute sinen negesten Naburen (Statuta Verd. antiq). „Die Friesen und andere haben anstatt der woerter „Waffen", „Waffen", geschrien jodute, dieses wort wird auch noch bey Beschreiung der gewaltsamer Weiss Ermordeten Coerper im Herzogthum Bremen und Verden, Hamburg und anderen stätten gebraucht". Nach Cranz[2]) aus dem Italienischen (io mi adjute) erklärt (s. Scherzius).

Um den bösen Zauberer, der den Tod verursacht hat, ausfindig zu machen, werfen die Australier am Grabe eines Verstorbenen Speere in die Luft, oder auch Staub, um die Richtung zu beobachten, oder diejenige eines Insectes, das aus dem Grabe hervorkriecht, sowie seinen Flug. Ebenso werden aus den Kopfbewegungen der Todtengräber Antworten entnommen (Collins). Kunyo, Gott des Todes, bewegt die Leichen beim Befragen, nach einer durch alle Welttheile bekannten Vorstellung. Der Bayl-ya gaduk erkannte, durch Niederbeugen auf das Grab, den sonst unsichtbaren und unhörbaren Zauberer Bayl-ya, der den Tod verursacht (s. Grey). Neben den Zauberpriestern fanden sich im Norden Kilbo oder im Süden Mintapa genannte Aerzte. A. B.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Slavenschädel.

von Dr. A. Weisbach K. K. Regimentsarzt.

Zu den Brachycephalen Europa's stellen die verschiedenen Zweige des Slavenstammes das grösste Contingent, dessen weiteste Mannigfaltigkeit aber auf österreichisches Gebiet fällt, welches ausser den Grossrussen und Wenden (Lausitzern) die übrigen Zweige grösstentheils von selbst ausschliesslich zu seinen Bewohnern zählt.

Bekanntlich theilen sich die Slaven im allgemeinen in 2 grosse Gruppen, von einander getrennt durch die Sprachgebiete der Tartaren in der Dobrutscha,

[1]) Ab initio Jodute (clamor tragicus) fuit formula communis exclamandi et convocandi vulgu in quovis casu atroci et repentino, ad opem ferendum, quae postea usui forensi inserviit (Wachter). Duten vulgari lingua est sonare (Haltaus). Jo vocula est inclamandi et convocandi (Jodutte oder Jogerüffte), intonare, ut Romae: adeste Quirites (jo dude).

[2]) Rustica plebs (trophaeum in loco Welperholde) idolum coluere, tanquam veterem Saxoniae deum quem Jodute dicere (Crantzius). When dat ruchtbar worde mit Jodute ropende, edder dergliken (Statuta Frisica), als gedeute (s. Gerhard v. Mastricht). Haseus originem nominis ex clamore Saxonum militari „dio adjuti" deducit.

der Rumänen, Magyaren und Deutschen, nämlich in Nord- und Südslaven, zu welch' ersteren die Grossrussen, die Ruthenen (Kleinrussen und Russinen und Russniaken), Polen, Slovaken, Czechen und Wenden, zu den letzteren die Serbokroaten (kurzweg Kroaten genannt, weil Serben und Kroaten bei vollständiger Gleichheit der Sprache sich nur durch die Religion und Schriftzeichen von einander unterscheiden), Slovenen (Winden) und wenigstens der Sprache nach die Bulgaren gehören.

Im nachfolgenden werden, als Erweiterung meiner früheren Beiträge zur Kenntniss der Schädelformen österreichischer Völker (Wiener mediz. Jahrbücher 1864 und 1867), nur die österreichischen Slaven zusammengefasst, welche zu diesen Untersuchungen das gewiss nicht dürftige Material von 221 Schädeln erwachsener Männer geliefert haben und zwar:

1. Ruthenen, 30 Schädel aus der Bukovina, Ostgalizien und Nordostungarn;
2. Polen, 40 Schädel aus Galizien;
3. Slovaken, 20 Schädel aus Nordwestungarn und einzelne aus den angrenzenden Strichen Mährens;
4. Czechen, 40 Schädel vorzüglich aus Böhmen, weniger aus Mähren;
5. Slovenen, 19 Schädel aus Südstaiermark und Krain; alle diese stammen meistens von Soldaten in den zwanziger und dreissiger Jahren;
6. Kroaten, 72 Schädel, aus Slavonien, Kroatien, der nun aufgelösten Militärgränze, Istrien und besonders Dalmatien (34 Schädel), theils von Soldaten (aus den 3 erstern Ländern), theils von Matrosen und Taglöhnern (aus Istrien und Dalmatien).

Die Schädel der ersten fünf Völker und eines Theiles der Kroaten befinden sich in der von mir errichteten Sammlung der Josephsakademie in Wien, die übrigen Dalmatiner und Istrianer in meiner eigenen in Constantinopel.

Mit Ausnahme der Slovenen und Slovaken sind alle einzelnen Zweige der Slavenfamilie so zahlreich vertreten, das die erhaltenen Mittelzahlen die Wahrheit gewiss für sich beanspruchen dürfen.

Da ich die eingehende Beschreibung derselben einer spätern Arbeit vorbehalte, wird hier nur die Länge (Glabella zum vorragendsten Theile des Hinterhauptes), Breite (grösste Breite überhaupt und Höhe des Schädels (Mitte des vorderen Randes des foram. occ. magn. zum höchsten Punkte des Scheitels) in Betracht gezogen.

	Ruthenen	Polen	Slovaken	Czechen	Nord-slaven	Slovenen	Kroaten	Südslaven	Slaven
Länge	176	176	176	178	176	177	174	174	176
Breite	145	146	147	148	146	144	147	146	146
Höhe	139	135	133	134	135	135	137	137	136

Was die absoluten Maasse anbelangt, zeigt sich die Länge des Schädels bei den Czechen (178 Mm.) am grössten, geringer bei den Slovenen (177 Mm.), Ruthenen Polen und Slovaken (176 Mm.), am kleinsten bei den Kroaten (174 Mm.); daher ergibt sich für die Südslaven (174 Mm. aus den einzelnen Schädeln berechnet) eine geringere Schädellänge als für die Nordslaven 176 Mm.); für alle Slaven zusammen berechnet sich dieselbe auf 176 Mm. wie bei den meisten Nordslaven. Die Schädellänge der Czechen und Kroaten, also der östlichen und südlichen Slaven, entfernen sich, wiewohl in entgegengesetzten Richtungen am meisten vom genannten Mittelwerthe. Schade, dass Landzert's Messungen der Grossrussenschädel mit den unsrigen nicht vergleichbar und Scheiber's Angaben über Bulgarenschädel auf zu wenig Materiale gegründet sind!

Auch die Breite zeigt sich bei den Czechen (148 Mm.) am grössten, etwas geringer bei den Slovaken und Kroaten (147 Mm.), noch kleiner bei den Polen (146 Mm.) und Ruthenen (145 Mm.), endlich am kleinsten bei den Slovenen (144 Mm.), so dass also für die Nord- und Südslaven, gleichwie für die Slaven im allgemeinen die gleiche Schädelbreite (146 Mm.) herauskömmt. Zum Unterschiede von der Länge besitzen die östlichen Slaven die grösste (Czechen) und auch die kleinste Schädelbreite (Slovenen).

Wieder anders verhält sich die Schädelhöhe, welche bei den Ruthenen (139 Mm.) am bedeutendsten, etwas geringer bei den Kroaten (137 Mm.) noch geringer bei den Slovenen und Polen 135 Mm.), am geringsten bei den Czechen (134 Mm.) und Slovaken (133 Mm.) ist; im allgemeinen zeigt sie sich ganz im Gegensatze zur Länge bei den Nordslaven (135 Mm.) kleiner als bei den Südslaven (137 Mm.) und bei den westlichen Slaven geringer als bei den östlichen und südlichen; bei den Slaven überhaupt erreicht sie im Gesammtdurchschnitte 136 Mm.

Betrachten wir die Differenz der einzelnen Maasse im Maximum und Minimum im Verhältnisse zu deren Mittelwerth, so finden wir, dass unter diesen 3 Durchmessern die Länge am wenigsten (4 Mm. = 2·27 % des Mittels) mehr die Breite (4 Mm. = 2·73 %), am meisten aber die Höhe (6 Mm. = 4·41 %) veränderlich ist.

Der Längenbreitenindex des Slavenschädels im allgemeinen beträgt nach diesen Zahlen 829, fast genau so wie bei den Rumänen (828) und Türken (828), und nur wenig mehr als bei den Magyaren (823 – siehe: „Die Schädelform der Türken“ in Mittheilungen der Wiener anthropol. Gesellschaft 1875), demnach er der vollkommenen Brachyceptalie eingereiht werden muss.

Von diesem Index weichen nun die einzelnen Slavenvölker mehr oder weniger ab; gehen wir nach der geographischen Ordnung von Osten nach Westen, so finden wir bei den Ruthenen 823, den Polen 829, Slovaken 835 und Czechen 831, bei den Nordslaven zusammen 829, — ferner bei den Kroaten 844 und den Slovenen 813, also bei den Südslaven zusammen 839,

woraus hervorgeht, dass die Südslaven (839) viel mehr brachycephal sind als die Nordslaven (829), und dass unter den einzelnen slavischen Völkern die Kroaten die stärkste Brachycephalie zeigen, welchen sich die Slovaken und Czechen, diesen erst mit geringerer die Polen und Ruthenen anschliessen, und dass endlich die Slovenen die einzigen sind, deren mittlerer Breitenindex nicht einmal die untere Gränze der Brachycephalie (820) erreicht.

Bei den Nordslaven nimmt also die Brachycephalie von Osten nach Westen zu, bei den Südslaven umgekehrt, ab, wobei freilich bedacht werden muss, dass die mit einem so geringen Breitenindex ausgestatteten Slovenen leider nur durch eine geringe Anzahl hier vertreten sind.

Wie verhält sich der Breitenindex der einzelnen Schädel? Die folgende Tabelle zeigt nun hierin eine ausgedehnte Mannigfaltigkeit.

Breiten-index	Ruthenen	Polen	Slovaken	Czechen	Nordslaven	Kroaten	Slovenen	Südslaven	Slaven	Türken	Rumänen	Magyaren	Deutsche (Oesterreich)	Nord-Italiener
68	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—
71	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—
72	—	–	—	—	—	—	2	2	2	—	–	–	1	—
73	—	—	—	—	—	—	—	–	—	1	1	—	1	—
74	—	2	—	–	2	1	1	2	4	2	—	2	–	—
75	1	1	—	–	2	1	1	2	4	—	—	2	4	—
76	—	1	—	1	2	1	—	1	3	1	2	4	6	2
77	1	1	—	—	2	—	1	1	3	1	2	—	8	1
78	3	2	1	2	8	4	—	4	12	6	2	2	12	1
79	1	2	—	4	7	1	–	1	8	3	1	1	12	4
80	4	2	2	1	9	6	2	8	17	8	1	2	12	6
81	4	4	3	2	13	5	2	7	20	8	7	3	9	4
82	5	5	1	3	14	7	1	8	22	7	4	3	15	6
83	1	5	3	7	16	5	2	7	23	7	3	1	16	6
84	2	4	3	10	19	9	2	11	30	3	5	6	12	3
85	3	2	4	4	13	7	2	9	22	2	1	4	7	4
86	1	3	2	3	9	4	1	5	14	4	5	5	4	2
87	1	3	1	1	6	5	—	5	11	4	3	1	2	—
88	2	1	—	—	3	8	1	9	12	3	2	1	2	—
89	1	—	—	2	3	4	—	4	7	6	—	—	2	—
90	—	1	—	—	1	—	1	1	2	3	1	—	1	—
91	—	—	—	—	—	1	—	1	1	—	—	2	—	1
92	—	1	—	—	1	1	—	1	2	—	—	—	2	—
93	—	—	—	—	—	2	—	2	2	—	—	1	—	—
Zahl der Schädel	30	40	20	40	130	72	19	91	221	70	40	40	130	40
Mittel	823	829	835	831	829	844	813	839	829	828	828	823	820	818

Fangen wir bei den 30 Ruthenenschädeln an, so finden wir den niedrigsten Index mit 75 und den höchsten mit 89 (je — 1), zwischen welchen Extremen sie sich derart gruppiren, dass mit einem Index von 79 und weniger

6, mit einem solchen von 80 und 81 8, alle übrigen 16 mit einem Index von 72 und darüber vorkommen; mit andern Worten finden sich unter ihnen 20% Dolicho-, 26.66% Meso- und 53·33% Brachycephalen, demnach die letzteren die Oberhand besitzen.

Bei den Polen sinkt der niedrigste Index bis auf 74 (2 Schädel) herab, zeigt dafür aber bis auf 92 (1); Indices von 79 abwärts giebt es darunter, 9, solche von 80 und 81 nur 6 und solche von 82 und aufwärts 25, demnach 22·5% Dolicho-, 15% Meso- und 62·5% Brachycephalen, weniger Mittelformen, aber bedeutend mehr Kurzköpfe als bei ihren östlichen Nachbarn, den Ruthenen.

Bei den Slovaken ist der niedrigste Index 78 (1), der höchste 87 (1), beide Extreme viel weniger von einander entfernt, als bei den vorausgegangenen; da unter ihnen die Indices von 79 und weniger nur 1 Mal, jener von 80 und 81 5 Mal und die von 82 und mehr 14 Mal vorkommen, haben sie unter sich nur 5% Dolicho-, 25% Meso- aber 70% Brachycephalen, also viel weniger Langköpfe, mehr Mittel- und ganz besonders Kurzköpfe als die Polen.

Unter den westlichsten Nordslaven, den Czechen, beträgt der geringste Index 76 (1), der höchste 89 (2), wie bei den Ruthenen, während sie das Maximum der Polen keineswegs erreichen, trotzdem sie jenes ihrer Nächstverwandten, der Slovaken, übertreffen. Unter diesen 40 Schädeln haben nur 7 einen unter 80 fallenden Index, 3 einen solchen von 80 und 81, die übrigen 30 einen von 82 und mehr; bei ihnen gibt es also noch viel mehr Brachycephalen (75%), als bei den bisher angeführten, weniger Dolichocephalen (17·5%) als bei den Polen und Ruthenen, mehr als bei den Slovaken, jedoch weniger Mittelformen (7·5%) als bei allen den genannten Völkern.

Alle 4 Völker als Nordslaven zusammengefasst, geben ein Schwanken der Längenbreitenindices von 74 bis 92, also um 18%, die Schädel mit einem Index von 79 und darunter (23) sind nicht häufiger vertreten als die mit den Indices von 80 und 81 (22), wogegen die mit einem Index von 82 und darüber die bei weitem grösste Mehrzahl (85) ausmachen. Unter den Nordslaven finden wir also im einzelnen 17·69 % Dolicho-, 16·92 % Meso- und 65·38 % Brachycephalen.

Aus dem oben Gesagten erhellt ein Zunehmen der brachycephalen Schädel bei den Nordslaven von Osten nach Westen, bei gleichzeitiger Abnahme der Mittelformen und der Dolichocephalen.

Zu der südlichen Abtheilung übergehend finden wir bei den Kroaten wie bei den Polen den Minimalindex von 74 (1), den Maximalindex aber von 93 (2), wie er von keinem der andern Slavenvölker erreicht wird; unter den Index von 80 fallen 8 Schädel, auf den von 80 und 81 11, endlich auf den von 82 und darüber 53, demgemäss bei ihnen blos 11·11 % Dolicho-, 15.27 % Meso, aber 73·61 % Brachycephalen, fast ebensoviel wie bei den Czechen auftreten.

Unter den Slovenen ist der niedrigste Index 72 (2), soweit in die Dolichocephalie zurückgreifend, wie bei keinem aller dieser Slavenvölker, der höchste 90 (1); weniger als 80 haben den Index 5 Schädel, 80 und 81 vier, 82 und mehr 10, so dass unter ihnen 26·31% Dolicho-, 21·05% Meso- und 52·63% Brachycephalen vorkommen, mithin viel mehr Dolichocephali als bei allen übrigen Slaven, nichts destoweniger überwiegen aber doch die Brachycephali die übrigen Formen.

Die Südslaven haben daher viel weiter auseinander liegende Gränzen der Längenbreitenindices (72—93, d. h. 21 %), als die Nordslaven, trotzdem sie im allgemeinen mehr brachycephal sind; 13 Schädel sinken mit ihrem Index unter 80, 15 haben einen solchen von 80 und 81, die übrigen 63 einen Index, welcher 82 und mehr beträgt und sogar 5 Mal über 89 emporsteigt, welche extreme Brachycephalie bei den Nordslaven (nur 2 Mal) viel seltener angetroffen wird. Demgemäss gibt es unter ihnen nur 14·28 % Dolichocephalen, bedeutend weniger, 16·48 % Mesocephalen, fast genau soviel und endlich 69·23 % Brachycephalen, viel mehr als bei den Nordslaven.

Alle 221 Schädel zusammen zeigen für die Slaven im allgemeinen ein Schwanken des Breitenindex von 72 bis 93 (um 21 % u. z. beide Extreme bei den Südslaven; davon fallen 36 Schädel mit einem Index von 79 abwärts auf die Dolichocephalie (16·28 % 37 mit einem solchen von 80 und 81 auf die Mesocephalie (16·74 %), welche also fast nicht häufiger als die erstere vorkömmt, und 148 Schädel mit einem Index von 82 und mehr auf die Brachycephalie (66·96 %), die daher unter allen den Vorrang behauptet.

Durchmustern wir die Nachbarn unserer Slaven mit Bezug auf das Vorkommen dieser 3 Schädelformen, so finden wir bei den Türken mehr Lang- (21·4 %) und Mittel- (22·8%), aber bedeutend weniger Kurzköpfe 55·7 %) als bei den Slaven; ganz ähnlich verhalten sich die Rumänen, mit je 20 % Dolicho- und Meso- und blos 60 % Brachycephalen und die Norditaliener (aus dem venezianischen Gebiete) mit bezüglich 20 %, 25 % und 55 %. Die Magyaren wieder haben unter sich noch viel mehr Dolichocephali (27·5 %), weniger Meso- (12·5 %) und Brachycephali (60 %).

Die Schädel von 130 Deutschen (♂) aus allen Theilen Oesterreichs (60 aus Nieder-, 11 aus Oberösterreich, 16 aus Steiermark, 3 aus Tyrol, 12 aus Böhmen, 7 aus Mähren, 5 aus Schlesien, die übrigen aus den anderen Ländern), mit dem durchschnittlichen Breitenindex von 820, welcher aber im einzelnen von 711 bis 924 schwankt, bieten ein ziemlich verschiedenes Verhalten dar, indem unter ihnen noch viel mehr Dolicho- (35·38 %), ansehnlich weniger Brachycephali (48·46 %) und fast genau so viele Mittelformen (16·15 %) wie bei den Slaven vorkommen. Diese kurze Vergleichung macht offenbar, dass die österreichischen Slaven wohl durchaus von ebenfalls brachycephalen Völkern umgeben sind, bei welchen allen aber im einzelnen vielmehr Dolicho- und weniger Brachycephali als bei den Slaven sich vorfinden und dass die Zahl der einzelnen Dolichocephali unter den nichtslavischen Völkern ge-

rade von Osten nach Westen (Türken 21, Rumänen 20, Magyaren 27 und Deutsche 35 %) zunimmt.

Der durchschnittliche Höhenindex des Slavenschädels im allgemeinen beträgt nach den oben angeführten Zahlen 772 (L. 176, H. 135), welcher aber, sowie der vorige, bei den einzelnen Völkern ebenfalls nicht durchaus gleich erscheint.

So sind die Ruthenen durch den grössten Höhenindex (789) vor allen andern Slavenvölkern ausgezeichnet; diesen zunächst stehen mit fast ebenso grossem die Kroaten (787); bei den Polen (767) und Slovenen (762) ist er bereits ansehnlich kleiner, bei den Slovaken (755) und Czechen (752), aber im Gegensatze zu den östlichsten Slaven am kleinsten, demgemäss die Schädel der Slaven von Osten nach Westen trotz der Zunahme der Breite an Höhe verlieren; mit Rücksicht auf ihre beiden Abtheilungen haben die Südslaven (787) höhere Schädel als die Nordslaven (767).

Breiten- und Höhenindex gehen also nicht durchaus Hand in Hand miteinander: denn obwohl die mit dem grössten Breitenindex ausgestatteten Kroaten auch einen der grössten Höhenindices besitzen, haben andererseits wieder die so breitköpfigen Czechen und Slovaken den kleinsten und dagegen die Ruthenen neben einem geringeren Breiten- wieder den grössten Höhenindex.

Die Höhe ist bei allen diesen Slavenvölkern kleiner als die Breite des Schädels.

An den einzelnen Individuen ist der Höhenindex nun folgenden Schwankungen unterworfen:

Höhenindex	Ruthenen	Polen	Slovaken	Czechen	Nordslaven	Kroaten	Slovenen	Südslaven	Slaven	Türken	Rumänen	Magyaren	Deutsche (Oesterreich)	Nord-Italiener
65	—	—	—	—	—	—	1	1	1	—	—	—	—	—
66	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
68	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	—
69	—	—	1	—	1	—	—	—	1	—	—	1	11	—
70	—	1	1	2	4	—	—	—	4	—	—	1	10	1
71	—	1	1	3	5	1	—	1	6	1	—	—	13	—
72	—	2	—	5	7	1	—	1	8	2	1	2	19	6
73	—	4	—	4	8	2	3	5	13	2	4	4	11	3
74	2	5	3	1	11	2	1	3	14	1	2	2	7	6
75	2	4	4	7	17	1	3	4	21	10	4	6	7	4
76	5	6	4	5	20	8	4	12	32	6	8	5	16	3
77	1	6	1	5	13	4	—	4	17	5	5	2	11	3
78	6	2	2	3	13	14	3	17	30	6	4	3	7	2
79	3	3	—	2	8	14	1	15	23	7	2	4	4	3
80	2	2	2	1	7	9	2	11	18	7	1	2	3	2
81	4	1	1	1	7	7	1	8	15	4	4	4	2	3
82	1	—	—	—	1	2	—	2	3	5	2	3	1	1
83	1	1	—	—	2	2	—	2	4	1	2	—	—	—
84	1	—	—	—	1	3	—	3	4	3	1	—	—	1
85	2	—	—	—	2	1	—	1	3	1	—	—	2	2
86	—	1	—	1	2	1	—	1	3	—	—	1	—	—
87	—	1	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—
89	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—
Mittel	789	767	755	752	767	787	762	787	772	788	777	767	741	767

Bei den Ruthenen schwankt derselbe von 74 (2) hinauf bis 85 (2) und haben unter den 30 Schädeln 4 einen Index unter 76, 6 einen solchen von 76 und 77, die übrigen 20 den von 78 und darüber. Nennen wir alle Schädel mit dem Höhenindex von weniger als 76 niedrige, jene mit einem solchen von 76 und 77 mittelhohe und alle, bei welchen dieses Verhältniss die Zahl 78 erreicht und überschreitet hohe, so finden sich unter den Ruthenen nur 13·33 % niedrige, 20 % mittelhohe, jedoch 66·66 % hohe Köpfe, unter welch' letzteren sogar die Mehrzahl (11) den Index von 79 überschreitet.

Bei den Polen ist der Höhenindex viel mehr veränderlich, indem er einerseits 70 als unterste, dafür aber 87 als oberste Gränze erreicht, wenn auch viel weniger Schädel (6) den von 79 überschreiten; unter ihnen sind viel mehr niedrige (17=42·5 %) und mittelhohe (12=30 %), aber um so weniger hohe Schädel (11=27·5 %), als bei den Ruthenen.

Noch mehr tritt dies in die Augen bei den Slovaken, deren Höhenindex von 69 bis blos 81 schwankt, also einen Minimalwerth erreicht, wie bei keinem der frühern; bei ihnen treffen wir gerade die Hälfte (10 = 50 %) niedriger und ebensoviel mittelhohe wie hohe Schädel (je 5 = 25 %) an.

Einen Schritt weiter gegen Westen, und abermals vermehrt sich die Anzahl der niedrigen Schädel; bei den Czechen nämlich, deren Höhenindex sich zwischen 70 (2) und 86 (1) bewegt, die Zahl 79 jedoch nur drei Mal überschreitet, überwiegt die Zahl der niedrigen Schädel (22 = 55 %) alle anderen, und selbst die mittelhohen Schädel (10 = 25 %) sind noch häufiger als die hohen (8 = 20 %).

Die Nordslaven haben demgemäss einen Höhenindex, welcher zwischen den Extremen von 69 und 87 (um 18 %) schwankt, ebensoviel wie der Breitenindex; im ganzen kommen unter ihnen niedrige Schädel (53 = 40.76 %) am häufigsten, hohe (44 = 33·84 %) schon viel seltener, die mittelhohen Schädel (33 = 25·38 %) am seltensten vor und lässt sich von Osten nach Westen eine Abnahme der hohen bei gleichzeitiger Zunahme der niedrigen Schädel beobachten, so dass ihre westlichen Zweige trotz der stärkeren Brachycephalie im allgemeinen niedrigere, die östlichen höhere Schädel besitzen.

Die Slovenen weisen ein Höhenindexminimum (65) auf, wie es bei keinem aller dieser Sclavenvölker mehr vorkömmt; ihr Maximum (81) erreicht bei weitem nicht jenes der früheren. Unter ihnen giebt es, fast genau wie bei den Polen, mehr niedrige (8 = 42·1 %), weniger hohe (7 = 36·84 %), am wenigsten mittelhohe Schädel (4 = 21·05 %), wodurch sie sich den Nordslaven annähern.

Ganz anders verhalten sich die Kroaten, deren Höhenindex zwischen 71 und 86 abwechselt, aber derart, dass nur die wenigsten (7 = 9·72 %) zu den niedrigen, etwas mehr (12 = 16·66 %) zu den mittelhohen, die überwiegende Mehrzahl (53 = 73·61 %) aber zu den hohen Schädeln gerechnet

werden müssen, Zahlen, welche annähernd nur bei den Ruthenen, sonst bei keinem der angeführten slavischen Völker sich wiederfinden.

Unter den Südslaven also, deren Höhenindex (65—86), gleichfalls genau so wie der Breitenindex, sich veränderlicher (21 %) als bei den Nordslaven zeigt, sind die meisten Schädel (60 = 65·93 %) hoch, gegen welche die mittelhohen (16 = 17·85 %) und besonders niedrigen (15 = 16·48 %) sehr weit zurücktreten, wodurch sie sich bedeutend von den Nordslaven unterscheiden, welche im allgemeinen mehr niedrige als hohe Schädel aufweisen; merkwürdiger Weise bilden gerade die östlichsten Slaven, die Ruthenen, durch das Vorherrschen der Hochschädel das Verbindungsglied zwischen Nord- und Südslaven.

Alle Slaven zusammengenommen haben einen mittlern Höhenindex von 772, welcher sich zwichen den Gränzwerthen von 65 und 87 bewegt, mithin um 22 %, fast genau so viel wie ihr Breitenindex (21 %) schwankt; niedrige Schädel finden sich unter den 221 nur 68 (30.76 %), mittelhohe noch weniger (49 = 22·17 %), dagegen aber hohe am meisten (104 = 47·05 %).

Sehen wir, wie sich das Längenhöhenverhältniss bei den benachbarten Völkern gestaltet:

Unter den Türken finden sich weniger niedrige (25·39 %) und mittelhohe (17·46 %), dafür aber viel zahlreichere hohe Schädel (57·14 %), als bei den Slaven; blos den Südslaven gegenüber haben sie mehr niedrige, weniger hohe, aber fast genau dieselbe Anzahl Mittelformen.

Bei den Rumänen überwiegen wohl auch die Hochschädel (40 %) sowohl die Flach- (27.5 %) als die Mittelschädel (32·5 %), nur sind doch die beiden extremen Formen seltener, die Mittelformen viel häufiger als bei den Slaven.

Unter den Magyaren wieder halten sich niedrige (40 %) und hohe Schädel (42·5 %) nahezu das Gleichgewicht, so dass sie viel öfter die ersteren, seltener die letzteren, sowie auch die mittelhohen Schädel (17·5 %) aufweisen, als die Slaven; im Vergleiche mit dem Südslaven allein haben sie ähnlich den Rumänen viel weniger hohe und mehr niedrige Formen.

Die Deutschen unterscheiden sich von allen diesen Völkern durch das überwiegende Vorherrschen der niedrigen Schädel (64·61 %), gegen welche die mittelhohen (20·76 %) und noch mehr die hohen (14·61 %), die unter ihnen ganz im Gegensatze zu den anderen am seltensten vorkommen, weit zurücktreten, wodurch sie den Czechen und Slovaken noch am meisten gleichen.

Hierin ähnlich sind ihnen die Norditaliener, bei welchen ebenfalls die niedrigen Schädel (50 %) den hohen (35 %) und mittleren (15 %) überlegen sind; diesen Prozentzahlen nach stehen sie offenbar den Slovenen näher als jedem andern slavischen Volke.

Unter den genannten nichtslavischen Völkern sehen wir also, dass mit Ausnahme der Türken und Rumänen alle übrigen viel mehr niedrige, weniger hohe Schädelformen besitzen als die Slaven, ferner dass, ganz ähnlich wie bei diesen, im allgemeinen die Zahl der niedrigen Schädel von Osten

nach Westen zu-, jene der hohen aber abnimmt, sowie auch ihr durchschnittlicher Höhenindex in dieser geographischen Richtung sich verringert.

Woher kömmt es nun, dass unter den Nordslaven gegen Westen hin die Breite des Schädels zu-, seine Höhe aber abnimmt? Oben sohon haben wir gesehen, wie unter den Nachbarvölkern der Slaven die Kurzköpfe in derselben Richtung seltener, die Langköpfe dagegen häufiger werden und im ganzen die Brachycephalie sich abschwächt, so dass einerseits im Osten die Ruthenen (823) mit den noch mehr brachycephalen Rumänen (828), im Centrum die Slovaken (835) mit den weniger brachycephalen Magyaren (823), anderseits im Westen die breitköpfigen Czechen mit den an der untersten Gränze der Brachycephalie stehenden Deutschen (820) angränzen, weshalb es nicht denkbar ist, die grössere Brachycephalie der Slovaken und Czechen etwa einer Mischung mit Magyaren und Deutschen, die geringere der Ruthenen einer Kreuzung mit den Rumänen zuzuschreiben, weil dadurch gerade das Gegentheil, geringere Brachycephalie der westlichen und stärkere der östlichen Slaven hätte eintreten müssen.

Werfen wir noch einen Blick auf die Südslaven (839), welche mit den Rumänen (828), Magyaren (823), Türken (828), Norditalienern (818), und Deutschen (820) in Berührung sind, also mit durchaus weniger brachycephalen Völkern, — leider müssen die so interessanten Albanesen, die nach meinen hiesigen Erfahrungen an Lebenden ebenfalls vollkommen brachycephal sind, wegen Mangel an ausreichendem Materiale für jetzt ausser Acht gelassen werden, — so finden wir darin ebensowenig eine Aufklärung für ihre die Nordslaven übertreffende Brachycephalie.

Rücksichtlich der Höhe des Schädels lassen sowohl die Slaven, als auch deren Nachbarvölker ein ganz gleiches Verhalten erkennen, nämlich Abnahme derselben von Osten nach Westen, wodurch verursacht wird, dass gerade im Westen die zwei Völker mit den niedrigsten Schädeln (Deutsche und Czechen) neben einander wohnen, wie im Osten die hochköpfigen Ruthenen und Rumänen und im Süden die Kroaten und Türken.

Welches der hier erwähnten slavischen Völker dem slavischen Urtypus, wenn es je einen solchen gegeben hat, am meisten entspricht, dürfte sich kaum entscheiden lassen; nach den oben angegebenen Durchnittszahlen für die Slaven im allgemeinen kämen die Polen demselben am nächsten, während sich die Czechen, Slovaken und Südslaven am weitesten davon entfernen, die beiden ersteren durch ihre grössere Breite und geringere Höhe, die letztern durch ihre grössere Breite und grössere Höhe.

Die Ergebnisse der vorstehenden Untersuchungen lassen sich folgendermassen zusammenfassen:

1. Die Slaven gehören zweifellos zu den brachycephalen Völkern.
2. Die Nordslaven haben schmälere und zugleich niedrigere Schädel als die Südslaven.

3. Unter den Nordslaven haben die westlichen Zweige (Czechen und Slovaken) breitere und niedrige Schädel, als die östlichen (Polen und Ruthenen).
3. Die stärkere Brachycephalie der Süd- und der westlichen Nordslaven findet keine Erklärung in etwaiger Vermischung mit den anwohnenden nichtslavischen Völkern, weil dieselben durchaus weniger brachycephal sind.
5. Die geringere Höhe der Schädel der westlichen Nordslaven dagegen liesse sich vielleicht auf Mischung mit den durch ihre so geringe Schädelhöhe ausgezeichneten Deutschen zurückführen.

Constantinopel, im Juni 1874.

Bemerkungen zu F. Liebrecht's Artikel „Ueber die goldgrabenden Ameisen"

in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1874. S. 98 ff.

Indem Hr. Liebrecht die bei Herodot, Strabo u. A. erwähnten goldgrabenden Ameisen mit den goldhütenden Greifen zusammenstellt, führt ihn der Umstand, dass die Letzteren bei Nonius Marcellus und Plautus *pici* genannt werden, auf die Vermuthung, das Wort *picus* bedeute ursprünglich die Ameise. Als Beleg dient ihm das englische Wort *pismire,* in dessen erster Silbe er das entstellte *picus* um so sicherer wiedererkennt, als er sich dabei auf Wagner's Ausgaben von Bailey-Fahrenkrügers Wörterbuch berufen kann, wo es heisst, *mire*, niedersächsich *miere*, sei die Ameise; dasselbe bedeute *pismire,* in dessen erster Silbe *picus* stecke. Bei dieser Deutung des Wortes *picus* muss freilich in *pismire* eine hässliche Tautologie statuirt werden, aber Hr. Liebrecht weiss Analogieen beizubringen; desgleichen kommt er über das Bedenken, dass *picus* in keiner ihm bekannten Sprache die Ameise bedeutet, recht leicht hinweg.

Angenommen, dass es sich bei dieser Conjectur nicht um einen etymologischen Scherz, sondern um eine ernsthafte Studie handelt, so darf man Hrn. L. als Lütticher und Niederländer wohl fragen, ob er denn niemals von dem *pisdiffje,* dem niederländischen „Harndiebchen", dem deutschen Wichtelmännchen, gehört hat? Hat er, so konnte ihm auch die Etymologie von *pismire* nicht unbekannt sein. Hätte er aber auch niemals von jenem Schelme gehört, so müsste es doch mit unrechten Dingen zugehen, wenn ihm nicht jeder deutsch- und welsch-redende Niederländer sagen könnte, was *pissen* be-

deutet, und dass die Ameise deshalb *piss-miere*, im Dänischen *pissemyre*, heisst, weil sie bei ihrer Vertheidigung gegen Feinde einen scharfen ätzenden Saft ausspritzt, den man unter dem Namen der Ameisensäure bekanntlich auch durch Destilliren oder Ansetzen dieser Insekten auf Spiritus zu gewinnen sucht. Der Ameisen- oder Mierenspiritus wird sich wohl auch in der Hausapotheke der lütticher Frauen finden. Dieser Erklärung des in Rede stehenden Wortes haftet nur der eine Uebelstand an, dass man ausgelacht werden würde, wenn man sich ihrer etwa als einer neuen Entdeckung, als eines gelehrten Fundes rühmen wollte, denn Millionen der ungebildetsten Menschen kennen sie schon von Kindesbeinen an; dass sie aber richtig ist, wird durch die übrigen Bezeichnungen, welche die deutsche Sprache für die Ameise hat, mehr als zur Evidenz nöthig ist, erwiesen. Zwei derselben, gleichfalls nur dem nördlichen Deutschland angehörig, sind *miegemiere* und dessen ursprüngliches Deminutiv *miegemerke*. In Mittel- und Süddeutschland heisst das Insekt die *seich-âmeis*, wozu noch als provinzielle Idiotismen die *seichmotze*, der *saich-âmës* und die *seich-amse* kommen. In allen diesen Compositis decken sich die ersten Worthälften durchweg, denn die Zeitwörter *pissen*, *miegen* und *seichen*, *(saign)* sind lauter Synonyma von *harnen*. *Seichen* gehört noch heutigentags im grössten Theile Deutschlands dem gemeinen Sprachgebrauche an, im vorigen Jahrhunderte war es noch in der Schriftsprache gewöhnlich und die älteren Dichter übertrugen es häufig auf die Regen ausströmenden Wolken. Dagegen waren dem Gebrauche des Zeitwortes *miegen* wohl von jeher engere Grenzen gesteckt; Wachler's Glossar. german. s. v. stellt es mit dem lat. *mingere*, *mejere* zusammen und erwähnt dazu das Nomen die *miege* (lotium); auch die Form *miegig* (nach Harn riechend) gehört noch der lebenden Sprache an.

Der Schule und Zeitungslectüre wird es wohl gelingen, die *pissmiere* sammt ihren unmanierlichen Schwestern allmählig zu verdrängen, so dass man künftig wenigstens in unseren Städten nur von der „Ameise“ hören und sprechen wird; auf den Dörfern werden sich die Verbannten noch Jahrhunderte lang zu halten wissen. Zur Zeit ist es noch nicht dahin gekommen; so hat beispielsweise der *saichâmës* noch in allen Städten des Voigtlandes von Werdau nach Plauen, Oelsnitz und Hof und tief nach Franken hinein sein unbestrittenes Bürgerrecht.

Da die vorstehenden Zeilen eigentlich nur dem Spechte seinen ehrlichen Namen zurückgeben wollten, und diesen Zweck wohl erreicht haben, so wären wir zu Ende. Mit der zweiten Hälfte des Wortes *pismire* resp. *pissmiere* haben wir es hier nicht zu thun, und es kann nur nebenher bemerkt werden, dass durch Wagner's Angabe a. a. O., *miere* sei das persische *mûr*, gar nichts gewonnen wird; die blosse Wortähnlichkeit ohne die Gewissheit etymologischer Verwandtschaft wiegt federleicht. Wenn wir bei Vergleichung der indo-iranischen Sprachen mit den europäischen den sicheren philologischen Standpunkt verlassen, wenn wir, statt uns mit dem Nachweise des ge-

meinsamen grammatischen Baues dieser Sprachenfamilie zu begnügen, Vocabeln hernehmen, um an ihnen zu drücken und zu zwacken, bis aus dem bekannten Alopex ein Füchslein wird, so werden wir kleinlich und der gemachte Fund ist in der Regel ein Irrthum. Oder glaubt Hr. L., seine Identificirung des Sanskrit-Wortes *pipilika* mit *picus* sei etwas Anderes? Solche Dinge haben in dem letzten Jahrzehnte dem Sanskritstudium in Deutschland leider sehr geschadet. Warum bezüglich des Wortes *miere* in die Ferne greifen, wo das Gute so nahe liegt? Das Zeitwort *mieren* (vergl. das engl. *to bemire* und das norddeutsche *mierig* „schmierig") bedeutet beschmieren, *pissmiere* und *miegemiere* sind die Harnbeschmiererin. Dasselbe ist *seichmotze*, denn das Zeitwort *mutzen* ist beschmutzen. Nur bei dem Worte *âmeise*, neben welchem sich noch das schweizerische *ambeis* geltend macht, kann das Etymon fraglich sein. Eine Erörterung dieser Frage gehört aber in eine philologische Zeitschrift, nicht in eine ethnologische.

Wie Hr. L. seinen bis auf die angeregten Punkte sehr interessanten Artikel mit einer Warnung schliesst, so wollen wir diese Bemerkungen mit der Mahnung schliessen, dass man sehr vorsichtig mit der Conjectur sein sollte, wo es sich um Wortformen einer lebenden Sprache handelt, da die Kritik in diesem Falle von einem ganzen Volke geübt wird, und das Volk über die Entdeckungen einer dem Leben entfremdeten Stubengelehrsamkeit oft recht schonungslos urtheilt.

Berlin, den 10. Juli 1874. J. G. W.

Gesammelte Notizen über Landwirthschaft und Viehzucht in Abyssinien und den östlich angrenzenden Ländern.[1])

Von Joh. Maria Hildebrandt,
z. Z. in Ostafrika.

Jedes Volk steht mit seiner Heimath, wie in seinem physischen Aeussern, so in seinem Denken und Wirken im engsten Verbande. Der Bewohner der Küste ist räuberisch wie die Woge des Meeres; der der Wüste dürr und unstät, wie seine Einöde, über die der Sandsturm saust; der des Gebirges schroff und gewaltsüchtig, wie sein Fels und der tosende Giessbach; der der üppigen

[1]) Die hier beschriebenen Gegenstände sind von dem Reisenden an das Königliche Landwirthschaftliche Museum zu Berlin eingeliefert worden.

Niederung dumpf und üppig, gleich ihr. Wechselvolle Jahreszeiten bedingen vielartige Lebensfunctionen zu ihrer Bekämpfung, während unveränderliches Klima den Menschen einseitig in seinem Trachten und Handeln macht, ihn den Werth der Zeit nicht lehrt.

Selten trifft man auf der Erde alle Nuancen des Klimas und der Bodengestaltung auf wenigen Quadratmeilen in solch auffallender Weise wechselnd, wie in Abyssinien und an den Abfällen dieses Tropenhochlandes zum Rothen Meere hin; sie treten so natürlich und unter sich so abgegrenzt auf, dass die geographische Eintheilung der Einwohner zugleich die klimatische und meteorologische und im Zusammenwirken aller Factoren die landwirthschaftliche ist.

So gliedert sich das Gebiet folgendermaassen:

I. Die Küstenniederung, bei Massua Samhar, weiter nördlich Söhel *tia*[1]) genannt, von dünen- und steppenartigem Character. Das häufige Vorkommen des Salzes, sowie vieler Seethierreste zeugen davon, dass diese Niederung früher vom Meere bedeckt war. In einer durchschnittlichen Breite von 5 Meilen zieht sich dieses Gebiet zwischen dem Meere und der abyssinischen Gebirgsmauer bis zum Bab el Mandeb, und selbst durch die Somaliländer bis zum Kap Assir (Guardafui) hin. Wenn von diesen feinsandigen, oder mit schwarzer trachytischer Lava bedeckten Dünen und Steppen im Sommer die trockne, von Hitze zitternde Luft, aufsteigt, saugt sie den durch regelmässige Winde zugeführten Wasserdunst des nahen Meeres ein, der sich aber nicht sogleich, sondern erst beim Annahen ans Gebirge zu Wolken formt und diesem eine regelmässige Regenzeit bringt. Anders ist es im Winter, wenn die dunsterfüllten kalten Bergwinde Abyssiniens niederfallend der Küstenregion einigen, wenn auch unregelmässigen Regen bringen oder vermitteln. Dann wacht das im Sommer unter einer Hülle sonnverdorrter Blätter schlummernde Pflanzenleben plötzlich auf, aus Dorngestrüpp entspriessen zarte Blüthen und Blätter, der Boden bedeckt sich mit einem freundlichem Gras- und Krautteppich und das früher todte Flussgeäder füllt sich mit brausend dem Meere zueilendem Gewässer. Alsdann verlässt der Hirte den bergigen Sommersitz und schlägt seine Zelthütte im Küstenlande auf. Der Landmann greift zum Pflug, und hier, wo noch vor wenigen Wochen der Gluthwind die letzten dürren Blätter über die kahle Ebene fegte, weidet jetzt friedlich das Vieh und wogen üppige Saaten. Ob sie zur Reife gelangen? — Nicht in jedem Jahre, denn oft vergehen Monate, ehe ein erneueter Regen fällt, um die längst wieder gedörrte Erdkrume nochmals zu erweichen und die Pflanzen zum erneueten Wachsthum anzuregen, wenn diese nicht inzwischen dahingewelkt sind. Solch unsicherer Erfolg seiner Arbeit lässt den Bewohner der Küstenniederung an der Cultivirung seiner Scholle verzweifeln und so liegt selbst der reichste Lava- und Alluvialboden

[1]) Von Sahel, arab. Wüste, Düne. Die Abkürzung *tia* = Tigrinia, *te* = Tigré, amh = amharisch, arab. = arabisch, afer, die Sprache der Danakil, som. = somali.

unbenutzt da. In neuester Zeit hat jedoch Munzinger-Bey durch Stauung und Canalisirung der Regenbäche, welche im Sommer vom Berglande zum Meere fliessen, weite Strecken (z. B. bei Zula) der Sommercultur eröffnet. In der Samhar haben sich seit einigen Jahren Araber aus Jemen unter Benutzung der spärlichen Winterregen mit der Cultur von etwas Durrha und besonders von Wassermelonen beschäftigt. Letztere werden zu dieser Jahreszeit selbst bis zum Nildelta ausgeführt. Die Aegypten unterthänigen Habab-Völker kultiviren nicht, ebensowenig die Danakil und Somali.

II. Verschieden von diesen Küstenregionen und durch Bergmassen von ihnen getrennt, sind die continentalen Niederungen, die Qola der Abyssinier. Diese geniessen den reichen Sommerregen des Berglandes und vereinigen als Thäler dessen Gewässer zu Flüssen, wie Mareb, Takazé u. s. w. Sie bilden durch diese Wasserfülle zwar ungesunde, aber ungemein fruchtbare Durrha-, Dochn- und Baumwollenländer. Ihre obere Grenze kann man zu 1000 M. annehmen und gehören demzufolge die (ägyptischen) nördlich an Abyssinien angrenzenden Gebiete der Habab, Bogos, Marea u. s. w. mit in diese Region, jedoch sind sie im Allgemeinen, als zu weit entfernt von dem Niederschläge erzeugenden Hochlande weniger regenreich und nur an den Ufern des Anseba und Barka erfolgreich angebaut, bilden jedoch gute Vieh- und besonders Kameelweiden. Im Winter aber verdorren sie meistens und müssen mit den Küstenniederungen gewechselt werden.

III. Als Uebergangsglied zur Dega, dem Hochlande, bezeichnet man mit Woina Déga (Weinland) eine Region, welche von 1800—2500 M. über dem Meere gelegen, in der üppigsten Fülle prangt. Den Gebieten des Mittelmeeres vergleichbar, trägt sie neben Oelbaum und Weinstock Citrone, Pfirsich, Weizen, Einkorn, Mais, Kartoffeln und viele Hülsenfrüchte und als echte Landeskinder den Tef, Dagusa und vielerlei Gewürz.

IV. Die Dega (das Hochland) von 2500 M. an erinnert durch ihre noch bis 3800 M. reichenden Weizen- und Gerstenfelder und den reichen Viehstand an deutsche Berglande. Diesen mächtigen Hochebenen und Bergriesen verdankt das ganze Gebiet seine Fruchtbarkeit. Sie bringen ihm den Regen (s. oben). In grosser Regelmässigkeit beginnen Gewitterschauer Anfang Juni Nachmittags zu fallen. Bis Anfang September vergeht kein Tag ohne seinen heftigen Guss; oft regnet es sogar wochenlang ununterbrochen. Mitte September wird der Regen unregelmässiger und geht, indem der Anfang des täglichen Schauers zugleich allmählig das ganze Zifferblatt der Uhr über Nacht und Vormittag durchlaufen, seinem Ende entgegen. In den südabyssinischen Provinzen fallen auch im April Regen. Diese scheinen mit der innerafrikanischen Regenzeit im Connex zu stehen.

V. Noch ein schmaler Streif bleibt endlich zu erwähnen, welcher als Uebergangsregion der Küstenniederung zur Woina Dega von beiden Seiten einigen übergreifenden Regen erhält. Es sind dies das ewig grüne Maldi und die Vorberge von Mensa und Hamasen.

Feldbau und Nutzung der Culturpflanzen.

Allgemeines.

Eigenthum des Ackers: Jedes Culturland hat seinen Besitzer und sind Urkunden darüber in den abyssinischen Kirchenbüchern verzeichnet. Verpachtung gegen einen Theil, gewöhnlich ein Drittel des Ertrages, ist nicht selten. Die Berge und die Viehweiden sind meistens Gemeingut.

Dienstboten: Gewöhnlich erhalten die Dienstboten keinen bestimmten Lohn, sondern ein Stück Land zur Bearbeitung. Sie sind nach dem Gesetz freizügig mit der einzigen Beschränkung, dass der Dienstbote, welcher die theuere Regenzeit von seinem Herrn unterhalten wurde, durch die folgende billige Periode bleiben muss. In Wahrheit steht er in Abyssinien, wie früher in den ägyptischen Grenzländern, in einer Art Leibeigenschaftsverhältniss, in welches er, sei es durch den Verlust eines Stückes Vieh, welches unter seiner Huth stand und das zurückzuerstatten ihm die Mittel fehlen, sei es durch irgend andere Zufälle, meist gelangt.

Grenzen des Ackers: Beim Roden des Ackers von Dorn- und anderm Gestrüpp werden diese zum Schutz gegen wilde Thiere und Vieh um das Feld gelegt. Ein solcher Zaun heisst auf arab.: Seriba., *te*: Keleb, amh.: Kadsur, som.: Hérro.

Man sammelt jedoch auch die grösseren Steine vom Acker und legt sie an die Grenze, sowie in gewissen Abständen auf schrägliegenden Feldern, wodurch das Abschwemmen des Samens einigermaassen gehindert wird. Diese erste Andeutung der Terrassen-Cultur findet man zuweilen höher ausgebildet. So rühmt man die Gewürzgärten der Insel Lekki im Zana-See wegen ihrer musterhaften Terrassirung.

Bewässerung: Nur in seltneren Fällen und in besonders günstiger Lage schreitet man in Abyssinien zur künstlichen Bewässerung des Ackers. Man staut z. B. durch einen Damm, welcher aus Rasenplatten[1]) aufgemauert wird, einen Bach ab. Auf der Sohle des letzteren lässt man zur Regulirung des Wassers im Damme ein Loch (Schleuse), welches durch Gras u. s. w. verstopft werden kann. Füllt sich nun das Bett oberhalb des Dammes, so zieht man mit dem Pfluge eine Furche am höhern Rande der zu bewässernden, schräg am Hügel liegenden Fläche und leitet das Wasser darauf. Liegt der Acker aber wagerecht, so führt man wohl auch über die ganze Fläche Canalnetze.

Wechselwirthschaft: Weizen und Gerste werden im Hochlande meist gewechselt, auch wohl durch eine Oelfrucht unterbrochen.

---

[1]) Man hebt solche Rasenstücke auf folgende Weise aus: 20—30 unten spitze Holzpflöcke von ca. Meterlänge werden im Kreise in den Rasen, schräg zum Centrum hinneigend, mit der Hand geworfen und zwar wird der Wurf jedes einzelnen so lange wiederholt, bis durch die vereinte Kraft mehrerer Menschen der Rasen und die Erdkruste herausgehoben werden kann.

Der Pflug: Er ist dem ägyptischen und arabischen ähnlich. Der Pflug hat im Aethiopischen und in den Hababsprachen keinen generellen Namen. Seine einzelnen Theile heissen auf amh.:

Qörobá, (im *tia*: Qoragoró) das Joch, Orûd, die Jochstange, Nanîd, die Deichsel, Muschàl, der Keil, welcher die Pflugschaar an die Deichsel befestigt, Örf, (*tia*: Lascha) Strick oder Jochriemen zum Festhalten der Pflugschaar, Qarfass, (*tia*; ebenfalls Lascha) oft aus Eisen, meist ein Ring aus Elephantenhaut zur Befestigung der Pflugschaar an den Deichselkeil, Dagur, Pflugschaar, Quaterti, Pflock, welcher die beiden Pflugschaarbecken hinten an der Deichsel festhält.

Die Ochsen werden einfach dadurch eingespannt, dass man den Strick, welcher die beiden Qöroba (Joche) zusammenhält, öffnet, denselben um den Hals legt und wieder verbindet. Weitere Riemen, z. B. Zugriemen werden nicht angewendet. Gewöhnlich benutzt man Ochsen zum Pflügen, Pferde, Esel oder gar Kameele dagegen nur selten.

Ein anderes Werkzeug, eine Art Spaten, ist der Maschar, ein an einem c. 1,5^{m} langem dünnen Stabe befestigter Schuh von Eisen von c. 3 Fingerbreite. Er dient zum Ausheben essbarer Wurzeln oder Knollen u. s. w.

Das Säen geschieht in Abyssinien meist nach erfolgtem Vorpflügen. In den Grenzländern streut man jedoch den Samen einfach auf das unbeackerte Land und pflügt ihn dann ein. Dem Säemann folgen in Abyssinien einige Frauen und Kinder, welche die Erdklösse, die beim Pflügen entstanden, mit Knütteln über der Saat zerschlagen. Zuweilen wird auch mit einem Dornstrauche geeggt.

Unserm Walzen analog ist das Festtreten durch Menschen oder Vieh.

Zum Mähen benutzt man eine Handsichel, Masit, von der Form europäischer Grassicheln, deren Schneide sägezähnig ist. Man schmiedet sie aus abyssinischem Eisen.

Das Trocknen der Aehren geschieht auf felsigem Boden oder in Ermangelung eines solchen auf Steinhaufen, um die Termiten abzuhalten.

Dreschen: Man richtet hierzu gute Tennen aus Kuhmist, Holzasche und Thonerde her und drischt mit Knitteln oder lässt die Frucht durch Vieh austreten.

Wannen: Man schüttet die Frucht aus irgend einem Gefässe durch die Luft in ein Loch in der Erde. Bei oftmaliger Fortsetzung dieser Procedur reinigt der durchziehende Luftstrom dieselbe endlich ziemlich gut von der Spreu.

Aufbewahren des Getreides: Für grössere Massen dienen wasser- und termitenfeste Gewölbe, durch Kuhmist etc. ausgeschmiert und oben verdeckt. Darüber schüttet man Erde, pflügt und säet, damit der Feind, oder der fast mehr gefürchtete sgn. Soldat den Vorrath nicht wittert. Die Galastämme, welche häufig von abyssinischen Truppen ausgeplündert werden, streuen beim Nahen derselben das Getreide auf den Boden aus. Wenn dann die Abyssinier ihnen alles geraubt, so ist doch das Feld wenigstens bestellt,

und wird damit einer Hungersnoth vorgebeugt. Für kleinere Portionen benutzt man meist die Kohó, ein aus Erde und Kuhmist verfertigtes oft 2 m hohes Gefäss.

Schroten: Hülsenfrüchte werden vor dem Mahlen in einem Holzmörser geschrotet. Derselbe dient ebenfalls, um den vorher etwas angefeuchteten Weizen von seiner Kleie zu sondern, welches durch ein Kleisieb (Grasgeflecht) *tia* Mömfit noch vervollständigt wird.

Das Mahlen geschieht, wie im grössten Theile Afrikas, auf der Mothena arab. (*te* Mathann), einen leicht muldenförmig gehauenen, flachen und einem rollenartigen oder runden Steine, mit dem man reibt. Als Unterlage dient eine zierlich geflochtene Strohmatte. Die Frauen knieen bei der Operation und legen die Mothena auf die Oberschenkel.

In Massua und bei den reichsten abyssinischen Familien benutzt man auch arabische Handmühlen, d. h. zwei runde Steine von ca 0,5 m Durchmesser, von denen der obere beweglich und durch eine Kurbelvorrichtung gedreht wird.

Feinde der Landwirthschaft.

Der grösste Feind der Landwirthschaft ist, wie überall der Krieg, welcher fast fortwährend die herrlichen Gauen Abyssiniens überfluthet, während dessen in zügelloser Barbarei gemordet, geraubt und zerstört wird. Aber selbst in Friedenszeit geniesst der abyssinische Landmann nicht die Früchte seiner Arbeit, denn sobald die Kunde von einer guten Ernte erklingt, fallen die Soldaten, welche weder gelöhnt noch verpflegt werden, mit Weib und Kind in die betreffende Provinz requirirend ein.

Hagelschläge, welche besonders im Anfange der Regenzeit auftreten, fallen von 3000 m an überall in Abyssinien.

Fluthende Regen waschen oft den Samen herunter und reissende Giessbäche zerwühlen die Felder.

Heuschrecken schwärmen im ganzen Gebiete von der Samhar bis in die Dega. Der Schaden, den sie anrichten, ist oft gross und nur bei schleunigem Nachsäen entgehen die betroffenen Lande dem Hungertode. Die Hababvölker essen sie geröstet. In Lederschläuchen verpackt, lassen sie sich monatelang aufbewahren.

Termiten: Nur die Dega bleibt von ihren Verwüstungen verschont. In Folge der Anwendung des Kuhmistes und der Holzasche, woraus die Gefässe verfertigt, bleiben die Fruchtdepots ebenfalls meistens gesichert. Auf dem Felde jedoch schaden sie durch Ausfressen des Markes der Getreide-Stengel ungeheuer. Aus den Gärten vertilgt man sie mittelbar dadurch, dass man kleine Fleischstücke ausstreuet; alsdann nämlich finden sich Termiten vertilgende schwarze Ameisen[1]) ein.

[1]) Ponerae spec.? wie im Senaar. Red.

Vögel: Zur Erntezeit bleiben Kinder auf dem Felde, welche durch Schreien und Händeklatschen die Vögel verjagen. Man spannt auch lange und vielfach verzweigte Schnüre, an denen allerlei klappernde Gegenstände hängen, über die reifen Felder. Von einem Ende aus wird die Vorrichtung durch Ziehen in Bewegung gesetzt.

Ratten und Mäuse richten besonders in der Dega oft grosse Verwüstungen an.

Affen stehlen frech die Aehren vom Felde, schleppen sie auf den nächsten Baum und klauben sie dort aus. Besonders der Djelada (Theropithecus Gelada Ruepp.) ist oft so dreist, dass er die Frauen und Kinder aus den Hütten treibt und das Getreide erobert.

Phacochoerus Aeliani, das Warzenschwein, schadet durch sein Wühlen und Fressen am Tage, Nyctochoerus Hasama[1]) Heugl., das Asamaschwein des Nachts.

Ueber Insectenfrass hört man wenig klagen, eine kleine Melolonthide ausgenommen. Cassonus kommen hier jedoch ebenfalls im Korne vor.

Specielles.

Sorghum: Durrha arab. sudan., oder Taám, arab. jemen., Maschala amh., Meschelle tigre.

Ihre Cultur reicht bis c. 2000 m. Man kann vornehmlich 2 Sorten unterscheiden, die eine mit dichter Rispe, grossen Körnern und kurzem, festen Stengel, die andere mit laxer Rispe und kleineren, etwas bitteren Körnern und hohem Stengel; letztere erträgt Trockenheit besser, als erstere, welche vornehmlich auf den üppigen Uferebenen gebaut wird. Sie wird nach dem ersten Regen gesäet, auch später oftmals in den Lücken etwas nachgestreut. Die Rispen werden einzeln (wie alles mit der Masit) geschnitten; das Stroh bleibt stehen, dem Vieh ein süsses, milcherzeugendes Futter. Auch benutzt man es zum Bedecken der Hütten. Der Büschelmais bildet in seiner Culturregion bei weitem das vornehmlichste Nahrungsmittel. Der Kameeltreiber bereitet auf seinen ruhelosen Märschen in wenigen Minuten seine Burkutta (arab. von baraka, segnen, burkutta = gesegnet sein, d. h. ausgiebig, von wenig Mehl viel Brot), indem er in einen Kloss von Mehlwasserteig einen glühenden Stein steckt und auf den glühenden Kohlen aussen bäckt.

Der Habab und Somali einmalige, tägliche Mahlzeit ist die Ohelet *te.*, die in Abyssinien gaāt, im Sudan Assida genannte Durrha-Polenta. Verschiedene Arten Brot werden aus Sorghum bereitet. In den Küstenstädten backt man in arabischen Backöfen (einer Tonne, welche innen mit Lehm ausgeschmiert, an deren Wandung der spannengrosse, zwei Finger dicke Fladen geklebt wird, wodurch die Eindrücke der fünf Finger des Bäckers bleiben), die Höbesit *tia* (von kybustyces), gurs arab. Der Teig ist durch 5—6 stündiges Stehenlassen

[1]) Potamochoerus pennicillatus var. larvata Auctor. Red

etwas angesäuert. In Abyssinien und Bogos bereitet man die Tabita amh., Lachlach *té* folgendermassen: Man lässt den Teig stark säuern, indem man den Abends mit Sauerteig angesetzten Morgens, und den Morgens angesetzten Abends backt. Er wird auf eine gegen das Anbacken mit Wachs, Sesamöl oder Leinsamen bestrichene aus Eisen oder öfter aus Erde bestehende Platte dünn anfgegossen. Darauf wird ein Deckel, dessen Rand auf einem Lappen liegt und den Schwaden nicht durchlässt, aufgelegt und in kurzer Zeit ist das pfannenkuchenartige, sehr poröse, feuchte Brot fertig.

Bier, im Sudan Merissa, im Arabischen busa genannt, wird selten aus Durrha, mehr aus Dagussa und Gerste bereitet (siehe unten).

Pennicillaria: Dochn (in allen Sprachen). Wird wenig und nur im Tieflande gebaut. Man macht auf ungepflügtem Boden kleine Löcher in 0,5 Mm. Distanz und streut einige Körner hinein. Benutzung: zu Polenta und Bier, im Nothfalle auch zu Brot.

Weizen: Schendrei amh. und *tia*, bur arab. und *té*.

Von 2000—3300 Mm. über dem Meere.

Man pflügt oft einmal vor und säet mit dem beginnenden Regen. Auch er wird mit der Mansit gemäht. Die Stoppeln bleiben möglichst hochstehen, als Dünger für das folgende Jahr; das Stroh wird nicht gefüttert, da es blähen soll. Die Aehren tritt das Vieh aus. Der grösste Theil des Weizens wird geröstet genossen, indem man das entkleiete Korn auf Brotplatten bräunt. Etwas gemahlen und mit Wasser gemengt, dient er in solcher Gestalt auf Reisen an Stelle des Brotes.[1]) Man bereitet jedoch ebenfalls Brot aus dem Weizen.

Einkorn wird wie Weizen cultivirt und genutzt.

Gerste: Sie reicht bis an die obere Culturgrenze in Abyssinien, 3800 Mm. hoch. Guter Boden liefert oft jährlich drei Ernten. Wenn kaum die Frau einen Streifen Frucht mit der Handsichel abgeschnitten, pflügt der Mann bereits darüber. Die Gerste wird zu Maulthier- und Pferdefutter, ein grosser Theil derselben auch zur Bierbereitung benutzt.

Hafer: wächst wild in Abyssinien und wird nur wenig angebaut.

Eragrostis, Ti'ef abyssin.: Von 2000—3000 Mm. mit grösster Sorgfalt cultivirt. Man wählt für sie einen fetten, in der Regenzeit schwammig nassen Boden, pflügt ihn in der trocknen Periode zweimal vor und wenn der Regen ihn durchweicht (Mitte Juli) zum dritten Male, jätet mit der Hand alles Unkraut sammt der Wurzel aus und streuet oder mengt vielmehr den Samen mit der breiartigen Erdkrume zusammen. Ende October ist dann der Ti'ef reif; man drischt ihn mit Knitteln; das feine Stroh bildet gutes Viehfutter. Die fast ausschliessliche Benutzung des Ti'ef ist zu Brot, welches wie das Tabita amh. genannte Sorghumbrot bereitet wird.

Eleusine. Dagussa amh. Ihre Cultur wird zwischen 1500 und 3000 Mm.

---

[1]) Die Arbeiter der Salzebene (Danakil-Länder) leben fast nur von dieser kalten Küche.

ähnlich der des Ti'ef betrieben, jedoch benutzt man für sie einen geringeren, aber ebenfalls nassen Boden. Hauptsächlich wird sie zu Bier verwendet, welches in Abyssinien folgendermassen bereitet wird: Gersten- nnd Dagussa-Mehl, jedes zur Hälfte, werden vermischt und braun geröstet, dann mit Wasser zu steifem Teige angerührt und 3—4 Tage gähren gelassen, dann bei gelindem Feuer oder in der Sonne getrocknet und gemahlen. Hierauf wird etwas gemalzte Gerste (Bogûl amh.) zerquetscht und diese, sowie die gestossnen Blätter des Gescho (Rhamnus paucifl.) zugesetzt, das Ganze in Wasser zu zähem Brei geknetet und als solcher in möglichst fest verschlossenem Topfe aufbewahrt. Vor dem Gebrauche rührt man etwas davon in Wasser und das Bier (Falla amh., *tia* Sua) ist fertig. Es hält sich höchstens 24 Stunden, in fest verkitteten, ganz vollen Gefässen jedoch länger und wird später stark moussirend.

In den ausserabyssinischen Ländern unseres Gebietes wird das Bier etwas verschieden bereitet. Der saure Teig wird leicht geröstet, dann gebröckelt, mit Wasser wiederum geknetet und dann 3—4 Tage gähren gelassen; dies oft sogar abermals wiederholt. Schliesslich wird das Geröstete zerstossen und als Mehl aufbewahrt. Vor dem Gebrauche mischt man etwas mit Wasser an und lässt es 5—6 Stunden gähren, worauf das Getränk fertig ist. Der Geschmack erinnert einigermaassen an die in den Rheinlanden gegessne sogenannte „kalte Schale“ aus „Jungbier“ mit geriebenem „Schwarzbrot“, ist jedoch schleimiger.

Branntweinbereitung: Ein Mehlbrei wird 5—6 Tage stehen gelassen und dann in einem Topfe gekocht, von dem ein mit nassem Kuhmist und Lehm beschmiertes Rohr in einen zweiten Topf führt. Die Destillation wird zwei bis dreimal wiederholt. Man nimmt jedoch ebenfalls Bier und Honigwein zur Branntweinbereitung, destillirt dann aber meist nur einmal.

Mais, Maschéla baheri amh., Hind[1]) arab. jem., Durrha schami aegypt. arab. wird in der Woina-Dega, jedoch selten, angepflanzt, theils halbreif auf Kohlen geröstet oder im Wasser abgekocht genossen, theils zu Polenta, selten zu Brot verwendet.

Kocherbse: Schimbera amh. findet sich in der Woina-Dega und der Dega bis 3400 Mm. Sie wird Ende September mit den letzten Regen auf Feldern gebaut und reift, nur vom Thau zehrend, im März. Man drischt sie mit Stöcken aus. Sie wird, wenn sie noch grün, roh oder gekocht genossen, meistens aber als Schiro, d. h. als ein starkgepfefferter (rother Pfeffer) Brei. Auch bereitet man ein dünnes, Pfannenkuchen ähnliches Brot daraus.

Kleine Kocherbse: Ater auch im arab. wird wie die vorige cultivirt und benutzt, ist aber weniger verbreitet.

Linse: birsin amh. litt. im Volksmund misr[2]). Ihre häufige Cultur reicht bis 2700 Mm. Sie wird zu suppenartiger Schiro verwendet.

---

[1]) Hind, arab, jem. Indien uod Durrha schami, d. h. syrische (Durrha) deutet vielleicht auf einen westlichen Verbreitungsweg, im Anschluss daran unser Türkischer Weizen.

[2]) misr i. e. Aegypten.

Faba: Badengà *tia*, Fûl arab. werden auf Feldern breitwürfig gesäet und theils halbreif im Wasser gebrüht, theils trocken zu „Schiro“ verbraucht.

Adagorà amh. lässt man auf der Erde kriechen. Grün werden sie roh, reif gesotten gegessen.

Sabbere amh. wird, einmal gesäet, sich selbst überlassen und nur in Zeiten der Noth, wenn das Land vom Feinde oder von den Soldaten ausgesogen, geerntet. Ihre natürliche Bitterkeit muss mehrere Tage vor dem Genusse im Wasser ausziehen.

Lein: Talba amh., Entaté *té.* wird bis 3300 Mm. gebaut, aber nicht der Faser, sondern des Samens wegen, der als Fastenspeise oder zur Oelgewinnung dient. Man säet ihn im Anfange der Regenzeit; er kommt im Januar zur Reife; dann werden die Stengelspitzen mit der Handsichel abgeschnitten, die Stengel selbst bleiben stehen und werden als Dünger untergepflügt.[1])

Guizotia oleifera: N'Hôk amh. wird in der Woina-Dega, dem Lein ähnlich, cultivirt. Sie reift im März und ist die hauptsächlichste Oelpflanze Abyssiniens. Man dörrt und zerstampft den Samen und kocht ihn dann mit vielem Wasser. Das oben schwimmende Oel wird mit einer Feder abgeschöpft. Es heisst „Quebbi“ und wird besonders in den 40 Fastentagen statt der verbotenen Butter benutzt.

Sesam: Salit amh., Semsem arab. wird nur wenig zur Oel- und Speisebereitung in der Qola gezogen.

Dubba gedeiht noch in der Dega und werden die unreifen Früchte als Gemüse geschätzt.

Wassermelone: Habhab arab. jem. Bartich arab. wird seit einigen Jahren von den Arabern in der Samhar gezogen, Man säet sie in ca. 10 Mm weiten Abständen, nachdem man das Unkraut (mit einem Schaufel-Spaten Moqrab arab.) abgeschaufelt hat. Die auf der Erde liegenden Ranken werden stellenweise abgelegt, so dass sie sich „verjüngen“.

Fietó amh., Semfa *té.*, Helf arab. Das Kraut wird als Gemüse, der Samen als Schiro gegessen. Die medicinische Anwendung ist vielfältig. Kleine Kinder erhalten es in Milch zum gelinden Abführen, Frauen gegen Blutfluss abgesotten im Wasser. Die weissen Schleierflecken in den Augen, besonders bei Pferden, werden mit dem geschälten Korne touchirt. (In Arabien legt man eine Compresse auf blutunterlaufene Augen der Menschen.) Auch als Zaubermittel wird es gebraucht. Wenn eine Frau ihres Mannes überdrüssig ist, so räuchert sie das Haus mit Fietó. Dadurch soll Streit hervorgerufen werden und dieser dann Aussicht zur Scheidung geben.

Gnmun: ist eine rapsähnliche Crucifere und bildet ein beliebtes Garten-Gemüse.

---

[1]) Es würde mich ungemein interessiren, wenn ich von Europa Nachricht erhielte, von welcher Qualität der abyssinische Flachs ist. D. Verf.

Portulac: grisemma *tia* hamle el homar, d. h. Esel-Gemüse, arab. Massua, Rige arab. Es wächst allenthalben wild, wird ebenfalls etwas cultivirt.

Enset (Musa Ensete) findet sich in der Qola und bis 2700 Mm. in feuchten Thalschluchten. Der markige Stock wird als Gemüse, die Blätter zu Viehfutter benutzt.

Solanum Lycopersicum ist häufig wild an Flussufern und wird grün und roth gesammelt und genossen.

Kartoffel: Dimeich amh., battatas arab. Sie kommt in zwei Sorten vor, von welchen die eine schon seit langen Zeiten von einem koptischen Bischofe, die zweite, jetzt allgemein verbreitete von Dr. Schimper eingeführt wurde. Sie haben in den letzten Jahren durch Krankheit viel gelitten.

Tabak wird von 1200 bis 3300 Mm. in zwei Arten cultivirt: 1) Nicotiana rustica, 2) eine aus Syrien eingeführte Spielart des amerikanischen mit schmalen Blättern. Der Tabak wird meist in Gärten gezogen. Man düngt ihn mit Ziegen- oder Kuhmist, verpflanzt ihn ebenfalls zuweilen. Die Blätter werden grün abgenommen und zu Brei zerstampft. Diesen formt man in faustgrosse flache Kuchen (Gogo amh.), legt diese einige Nächte in den Thau und trocknet sie dann an der Sonne. Als Kau- oder Schnupftabak zermahlt man sie zwischen zwei Steinen, versetzt das Pulver mit etwas Holzasche und feuchtet es an. Nur in den ausser-abyssinischen Ländern kaut man ihn, in Abyssinien nie, jedoch schnupft man hier desto mehr. Das Rauchen aus Wasserpfeifen ist überall, aber nicht allgemein, üblich.

Kaffee, buna amh., bün arab. Hauptsächlich wird er in den Abyssinien südlich angrenzenden Gala-Ländern, ebenfalls am Zana-See, in Wolkait und Sitju gebaut. Entweder lässt man den Baum frei wachsen, oder kappt ihn zu ca. 2 Mm. hoher Schirmform.

Folgende drei Sorten sind die vornehmsten: 1) Narea 2) Zegié = Korate vom Zana-See 3) Wolkait: die geringere, selten die Küste erreichend. Die besseren Sorten sind an Feinheit des Geschmackes jedenfalls den in Europa berühmteren arabischen vorzuziehen. Man könnte sie mit zartblumigen Rheinweinen gegenüber schwerem Südländer vergleichen. Leider wird er durch den weiten Landtransport, während welchem er zudem noch viermal hoch verzollt wird, ehe er durch die beglückende Filter des türkischen Zollsystems läuft, sehr vertheuert. Der wenige, welcher überhaupt die Küste erreicht, langt dann nicht einmal aus, um den Bedarf der Stadt Massua zu decken, so dass man sich oft genöthigt sieht, den weniger beliebten, billigeren aus Arabien einzuführen. An Export ist vorderhand garnicht zu denken.

Die Bereitung des Kaffees zu Getränk geschieht in folgender Weise: Die Kaffeebohnen werden vor jedem Gebrauche in einer offnen Schale mit glühenden Kohlen (die des Qolqal, Euphorbia Qolqual, werden als die besten gerühmt) geschüttelt, bis sie stark gebräunt sind und schwitzen. Dann wischt man sie mit einem Tuche rein, stampft sie in einem (meist hölzernen) Mörser oder mahlt sie zwischen Steinen und schüttet etwa ein Drittel Kaffeepulver

zu zwei Drittel kochendem Wasser, setzt ihn in die nächste Nähe des Feuers, und, wenn er überkochen will, schreckt man ihn durch zugegossenes kaltes Wasser einige Male. Er wird ohne Zucker getrunken, auch von Milchkaffee hörte ich nichts. Der Koffeïn-Gehalt scheint sehr bedeutend zu sein, denn nach zwei bis dreimaligem Aufschütten schmeckt er immer noch besser, als der deutsche Familienkaffee.

Wein: Der Weinstock, woina (wohl von *οἶνος*) wurde früher häufig cultivirt, die Woina-Dega-Region trägt noch jetzt den Namen von ihm. Durch die Traubenkrankheit ist er jetzt fast gänzlich verschwunden, so dass eingeführter oder Rosinenaufguss die Stelle des Messweines vertreten muss.

Zaddo, Rhamnus Staddo-Wurzeln und Gescho, Rhamnus pauciflor.-Blätter, welche den Gährstoff zum Biere und dem Tetsch (Honigwein, vid. Biene) liefern, werden meist in der Wildniss gesammelt.

Von den vielen Speise-Gewürzen, welche in Gärten cultivirt werden oder wild wachsen, sind folgende hervorzuheben:

Capsicum: in zwei Arten, Berberi, mit grösseren Schoten in der Qola und Woina-Dega, und Schitete amh. oder berberi Schirba mit kleineren, der Dega eigen. Es wird fast jeder abyssinischen Speise zum Uebermass beigefügt.

Senf: Sinafitsch amh., odur und adri *tia.* Er wird in verschiedener Weise angemengt, theils mit saurer Milch oder Honigwein, theils mit gestossenem Capsicum, braun gerösteten Zwiebeln u. s. w. vermischt.

Zwiebel: Schunkurt amh. Knoblauch: Nadsch Schunkurt amh., Schunkurt zaade (weisser S.) *tia.* Mogmogo: Wurzel von Rumex habessin. als Speisegewürz, auch bei der Butterbereitung (vid. unten) benutzt.

Kororima, den Cardamonen ähnliche, zollgrosse Frucht aus den Gala-Ländern. Man würzt zuweilen die Milch damit.

Tschenschibel: Ingwer, ebenso.

Zaada amh. Kuslara arab.: Speisegewürz.

Habba doda: Speise und Brotwürze, durch seinen scharfen Amoniakal-Geruch auch gegen Kopfschmerz verwendet.

Zenadâm: Früchte einer Ruta, wird zum Würzen der Speisen, auch in Hautsalben gebraucht.

Abakil amh. Helbe arab. wirkt blutreinigend und wird von blutarmen Frauen gegessen.

Andôt amh.: Das Decoct dieser Frucht wird als Seifenlauge benutzt.

Carthamus. Nur der Samen wird gegessen, während man die Blüthen ungenutzt lässt.

Baumwollle ötöb abyssin. Der gesponnene Faden Cöttöni arab. Cotton.

In der Qola und der Woina-Dega wird zum Gebrauche des Landes viel Baumwolle gezogen. Die Samen werden nach dem Regen gesäet und sind in sechs Monaten reif. Die Pflanze dauert drei bis vier Jahre aus. Die Baumwolle wird von den Samen gereinigt, indem man sie mit einem Eisen-

stabe auf einem Steine gleichsam nudelt. Das Spinnen verrichten die Frauen mit dem im Oriente sehr verbreiteten Instrument, welches den Namen Möftell (aethiopisch) führt. Der Faden wird durch einen Kleister aus Gersten- oder Dagussa-Mehl gezwirnt. Das Weben, besonders zu Quari, dem grossen abyssinischen Umschlagetuche, verrichteu die abyssinischen Juden auf sehr einfachen Webestühlen, mit denen sie von Thür zu Thür ziehen.

Ueber die Hausthiere Abyssiniens und der östlich angrenzenden Länder.

Rindvieh.

amh.:	Kabt;	Ochse:	Berié;	Kuh:	Lam;
tigré:	rôle;	„	Berai;	„	Wod, pl. aha;
belen:	„	„	Biré;	„	Lui, pl. Woss;
Schoho:	„	„	Beéri;	„	La;
Afer[1]):	„			„	Zégga, pl. Lá;
som.:	„			„	Lo;
amh.:	Stier:	Korma;			
tigré:	„	Wuchur,	Kalb:	éjal;	
Schoho:	„	Aúr;	„	rugá,	pl. ragugé.
Afer:	„	ăúr;	„	rugá,	pl. ragugé.
som.:			„	rúga, ♀	pl. ragugé.

Man gewahrt folgende Racen:

1) Das Bergrind findet sich von den Vorbergen bis zur höchsten Weide. Es ist mittelhoch, gedrungen, mit meist nur gering ausgebildetem, zuweilen und besonders bei Ochsen stark entwickeltem Speckbuckel (senâm arab., selam tigré) und lang hängender Wamme. Das Gehörn ist sehr vielgestaltig, vom kaum bemerkbaren Stumpfen durch gerade und gebogen wechselnd, aber nie von auffallender Grösse. (Das Gehörn der Stiere ist meist gerade und kurz.) Man bemerkt in häufigen Verkümmerungen und Monstrositäten, wie in ungleichseitigen Hörnern gleichsam das Bestreben der Verkümmerung des Gehörns des Bergrindes überhaupt. Die Farbe wechselt in jeder möglichen Weise. In Habab, Marea und Bogos ordnen reiche Heerdenbesitzer sich das Vieh nach den Farben. Die weissen gelten als die edleren. Man kennt den Stammbaum einzelner. Wer eine solche altadelige Kuh tödtet, muss denselben Blutpreis wie für einen ermordeten Menschen zahlen (bis 120 Kühe). Zum Schutz gegen allerlei Fährlichkeiten, besonders gegen das Gift des neidischen Blickes hängt man ihnen Amulete um den Hals

2) Qola = Tiefland-Rind findet sich z. B. im üppigen Barka und Takazze-Thale. Es ist auffallend lang und gross, mit Fettbuckel und Wamme. Das Gehörn ist mittelgross und regelmässig leicht ausgeschweift.

3) Senga-Rind findet sich bei den Abyssinien südlich angrenzenden

---

[1]) Afer, die Sprache der Danakil-Völker, von ihnen Afer jab (jab=Sprache) genannt.

Galastämmen und in Agaumeder. Seine ungeheuren, oft meterlangen und eine Spanne Durchmesser am Grunde haltenden Hörner (sie werden als Trinkhörner „Wantscha“ benutzt) zeichnen es aus. Das Rind soll dem entsprechend kolossal gross sein.

Alle diese Racen sind sanftmüthig, selbst die Zuchtstiere. Grosse Euter sah ich nie. Zwei Quart Milch ist das höchste Mass einer frischmilchenden Kuh.

Der Viehzüchter ist theils sesshaft und dann zugleich Ackerbauer, wie in der Dega, theils Nomade, wie die Habâb-Völker. An Aufbewahren irgend eines Futters oder gar an Heumachen wird nirgends gedacht. Das Tränken des Hornviehs geschieht alle 3 bis 4 Tage. Liegt das Wasser nicht zu Tage, so gräbt man, besonders in den Betten von Regenbächen, brunnenartige Löcher, deren Wände zuweilen durch Zweiggeflecht (besonders der Tamariske) gehalten werden. Neben solchen Löchern führt man aus Lehm einen runden Tränktrog aus. Nachts schützt man das Vieh durch Dornzäune, treibt Morgens aus, gegen 10 Uhr wieder in das Lager zum Melken; dann bleibt es bis Abends auf der Weide und man melkt Nachts noch einmal. Beim Melken, welches nur von Männern, nie von Frauen ausgeführt wird, bindet man die Hinterfüsse der Kuh durch einen kurzen Strick zusammen. Der Melkende hockt nieder und hält das Milchgefäss zwischen den Knieen. Dies Gefäss ist aus Dumblattgeflecht, mit Kuhmist gedichtet. Es wird stets vor dem Melken über ein rauchendes Feuer gehalten. Hält die Kuh die Milch zurück, so wird, wenn der Grund hierzu der Verlust ihres Kalbes ist, solches ausgestopft und während des Melkens neben sie gestellt, oder man giebt ihr das Kalb einer andern Kuh, welches vorher mit dem Urin des todten bestrichen war; sie beleckt es und gewöhnt sich an dasselbe, die Mutter desselben säugt aber ebenfalls und so haben zwei, oft drei Kühe ein Kalb in Gemeinschaft. Will aber dennoch die Kuh ihre Milch nicht geben, so bläst man sie auf, indem der Hirte ihre Schamlippen öffnet, den Mund hineinhält und mit kurzem, starken Stoss hineinbläst. Schnell zieht er dann seinen Kopf zurück und schliesst dann die Lippen mit der Hand, da das Vieh darauf stark bläht. Er wiederholt dies so oft, bis die Kuh aufgeblasen, breitbeinig dasteht und melken lässt. In der Samhar stopft man zum selbigen Behufe die fleischigen Lohden der Schelle (Cissus quadrangularis) in die Vagina.

Ist die frische Milch zum Trinken bestimmt, so wirft man in den meisten Gegenden erhitzte Steine hinein. Kalte, frische Milch soll Fieber erzeugen, jedenfalls erregt sie Leibschmerzen.

Zum Buttern schüttet man die (nicht erwärmte) Milch in Girben (Lederschläuche, vide unten), in welchen vorher sauere gewesen, und lässt die Morgens gemolkene Milch bis Nachmittags, die Abendmilch bis Morgens darin, wodurch sie sauer wird. Dann bindet man den Schlauch an einem Ende an und schüttelt und knetet ihn so lange, bis sich die Butter gesondert. Eine

andre Art des Butterns besteht darin, dass man die saure Milch in fest verschlossenem Topfe, welcher an einem Dreifusse hängt, so lange schwenkt, bis die Butter erscheint. Dann schüttet man gekühltes (d. h. in Girben der Zugluft ausgesetztes) Wasser hinzu und fischt oder siebt die Butter heraus. Diese wird alsdann in offenem Topfe gesotten, bis ihr Wasser verdunstet ist. Darauf setzt man etwas Mogmogo (gestossne Wurzel von Rumex habessin.) hinzu, wodurch sich die Butter klärt und eine gelbliche Färbung annimmt. In den Habâbländern und der Samhar benutzt man zum gleichen Zwecke gepulverten Kuhmist oder geschrotete Durrha. Sie wird alsdann bis zum Bodensatz in (meist frische) Häute gefüllt, etwas Marat (Abguss von Gercafrüchten) beigefügt und so aufbewahrt. Dann hält sie sich, selbst in den Küstenstädten, mindestens ein Jahr. Der Preis der Butter schwankt ungemein; im Winter erhält man in Massua 1½ Oka (Oka = 1 Kilo weniger ¼ Pfd.) für den Mar. Ther. Thaler, in Abyssinien oft bis 6 Oka. Die Kaufleute in Massua senden Agenten nach Abyssinien, um Butter gegen Durrha, Zeuge oder Geld zu erstehen. Seltener kommen die Hirten selbst zur Küste. Nach dem vorjährigen (1872) Handelsberichte erreichten den Markt von Massua 450000 Oka Butter. Eine gute Milchkuh kostet für den Fremden bis zehn Thaler, unter sich ist der Preis drei bis vier Thaler. Bei dem Bezahlen des Blutpreises, der in Kühen gesetzt ist, entspricht ihr Werth meist nur einem Thaler.

Last- und Zugvieh. Ueber der Höhengrenze des Kameeles wendet man (jedoch nicht ausschliesslich) Lastochsen an. Sie übersteigen zwar die steilsten Bergpässe, gehen aber ungemein langsam. Das Pflügen geschieht fast überall nur mit Ochsen, welche oft in relativ hohem Werthe stehen.

Als Schlachtvieh verwendet man gewöhnlich schlecht milchende Kühe, welche in Massua 5—6, in Abyssinien 2—3, in den Habâb-Ländern 4—5 Mar. Ther. Thaler kosten, ebenfalls verklopfte Ochsen (Farnesé). Die Castration geschieht im Alter von 5—6 Monaten durch Zerklopfen der Hoden zwischen Steinen. Nach ca. 2 Jahren ist er fett und heisst dann Sanga. Man schätzt besonders den mit stark entwickeltem Speckbuckel. In Abyssinien isst man ungemein viel rohes Fleisch; die Erzählung jedoch, man schnitte selbst den noch lebenden Thieren Stücke heraus, ist bestimmt falsch. Sie mag darauf beruhen, dass man einem Gaste zu Ehren ein fettes Stück während der Mahlzeit vor dem Hause paradiren lässt und etwas abseit schlachtend, wenige Minuten darauf das noch zuckende Fleisch servirt. Man isst es mit rothem Pfeffer stark gewürzt[1]). Auch auf Kohlen geröstet wird es häufig genossen. Hat man bei diesen beiden Bereitungsweisen das Blut mitgegessen, so entfernt man es beim Kochen (dem religiösen Gesetze nach) auf das möglichste. Stets schüttet man die erste Brühe fort. Einige Familien in Habâb und Bogos essen keine Leber und begründen ihre Aversion durch die Erzählung, einer

[1]) Jedenfalls ist der Genuss des rohen Fleisches der Grund zum Bandwurm fast aller Abyssinier. Mit jedem zunehmenden Monde benutzt Jedermann Kosso und Busena dagegen. Will sich der Abyssinier verleugnen lassen, so sagt der Thürhüter: „Der Herr trinkt Kosso", das will sagen: „ist nicht zu sprechen".

ihrer Urahnen sei vom Genusse der Leber gestorben[1]). Zum Conserviren schneidet man das Fleisch in lange Streifen, die man guirlandenähnlich aufhängt und an der Sonne trocknet. Entweder so oder zu Mehl gestossen bewahrt man es auf.

Die Haut wird auf der Erde ausgebreitet, die Innenseite nach oben, und in der Sonne getrocknet, dann der Länge nach oder im Quadrat zusammengefaltet und kommt so als Rohhaut in den Handel. Da sie nie mit Salz oder anderem Conservativmittel präparirt wird, so ist sie häufig von Dermestes und andern Larven zerfressen und stinkend. Es herrscht daher in Massua der Brauch, alle auszuführenden Häute eine halbe Stunde lang in die See zu legen und nochmals zu trocknen. In Massua kostet die Haut 1¼ Mar. Ther. Thaler, in den Habâb-Ländern ⅔, in den entfernteren Provinzen Abyssiniens, von wo aus die Strasse zur Küste noch nicht geöffnet, handelt man eine Haut gegen ein Stück Salz (ca. 5—7 einem Mar. Ther. Thaler entsprechend) ein. In Schoa, wo ca. 16 Stück Salz einen Thaler kosten, giebt man 4 für die beste, 2 Stück Salz für eine gewöhnlichere Haut.

Die Gerber (Fagi) sind in Abyssinien verachteter, als es dereinst bei uns die Schinder waren. Das Gerben versteht jedoch fast Jedermann und wird der Lederbedarf meist im Hause bereitet.

Man gräbt die Haut einige Tage auf einer Viehstelle und zwar unter eine muldenartige Senkung zum Sammeln des Urins ein, wodurch sie „äst" und sich abhaaren lässt. Dann wäscht man sie ab und schmiert einen Brei von Fentschitschitsch amh., Ungille *té* (Solanum spec.?) oder Homboi[2]) oder Akazienholzspäne, oder Aussak oder Qarras (beides letztere Blätter von Akazien-Arten) darauf und lässt sie einige Tage, durch Holzpflöcke, die in den Rand gesteckt, an der Erde ausgespannt, liegen. Dann ist sie fertig und wird zu Sandalensohlen benutzt. Der Abyssinier geht barfuss. Er benutzt das Leder meist weich, schabt deshalb auf der Fleischseite stark ab und knetet es mit etwas Butter oder Milch. Die so bereitete Haut dient dem Abyssinier als Schlafrock und den Frauen als Lendenschurz. In feine Streifen geschnitten verfertigt man zierliches Flechtwerk daraus.

Lederriemen (Metschanne) bereitet man auf folgende Art: Die abgehaarte, nicht abgefleischte Haut wird in einen handbreiten Streifen von ihrer Mitte anfangend (auch wohl sogleich daumenbreit) spiralisch geschnitten, mit Butter bestrichen und in einem Gefässe mit den Füssen geknetet. Darauf spleisst man einen Stab theilweise auf, klemmt den Streifen in die Spalte, und, indem man die Spaltung mit der rechten Hand fest zusammenpresst, in

[1]) Einen merkwürdigen Fall erzählte mir Herr Munzinger-Pascha. Derselbe hatte einen Knaben aus solcher Familie im Dienste. Dieser ass einst neben andern Tafelüberresten Leber, ohne dass er sie erkannte oder man es ihm sagte. Gleich darauf erbrach er sich und blieb längere Zeit krank.

[2]) Ein damit gegerbtes Kalbfell findet sich in der an das Landwirthschaftliche Museum geschickten Sammlung.

der linken das noch verbundene Ende des Holzes hält, fährt man an dem befestigten Lederstreifen herunter, welche Procedur man tausendfach wiederholt, bis die gewünschte Weichheit eines Strickes erlangt ist. Man knotet und bindet mit der Metschanne, wie mit einem Seil und sie erhält sich, wenn zuweilen etwas gefettet, bei jahrelangem Gebrauche in Regen und Sonnenbrand. Das Stück, ca. 9 Mm. lang, kostet in Abyssinien ein Stück Salz. In Massua erhält man sie selten und kosten sie hier pro Stück ¼ Thaler Preussisch. Häute mit den Haaren werden einfach mit Butter u. s. w. bestrichen und solange geknetet, bis sie die nöthige Weichheit erlangt haben.

Schaf: charûf arab., neddeff tigré, beg amh., ida Afer, pl. illi; noruji Afer = SchafBock pl, marua, wönn som., pl. wönnön.

Wenn man vom kühlen Hochlande niedersteigt, so gewahrt man ein allmäliges Verkümmern der Wolle, so dass in der heissen Samhar nur noch anliegende Haare vorkommen. Während in Schoa und Semien das Matika-Schaf fast meterlange Wolle trägt, hat das der Dega ein zwar kurzes, aber feines Vliess. Die Wolle der Schafe der Qola und der Schoholänder ist steifhaarig. Man kann folgende synoptische Tabelle der Racenunterschiede aufstellen:

Ort des Vorkommens.	Vliess.	Farbe.	Hörner.	Schwanz.	Nase.
1. Matika: Galaländer, Semien, Schoa.	— Meterlänge. fein und rein.	schwarz.	?	?	?
2. Dega.	Wolle — 0,2 Mm. lang, wenig kraus, fein.	weiss oder schwarz.	♂	kurze Fettwulst.	gerade.
3. Habâb.	kurze Wolle.	weiss oder schwarz oder weiss mit schwarzem Kopf.	♂	lang und dünn.	gewölbt.
4. Qola und Schoho (= Qiacho).	steife — 0,? Mm. lange Haare.	schwarz oder weiss mit weissgelben Spitzen.	0	kurzer Fettwulst.	gerade.
5. Samhar.	fest anliegende Haare.	braun oder gelblich	0	lang, dünn.	gewölbt.
6. Somâli.	schlichte Haare.	weiss, Kopf schwarz.	♂ (selten)	dicke Fettwulst.	gewölbt.

1) Matika: In Schoa und den Galaländern cultivirt man mit relativ grosser Sorgfalt die Matika. Ihr Vliess wird von dem Vornehmen als Pelz getragen. Sie werden jede Woche gewaschen, auf eine gute, reinliche Weide getrieben und in der Regenzeit eingestellt. Das Fell kostet oft bis einen Mar Ther. Thaler.

2) Das Degaschaf ist das verbreitetste und wird besonders das Fleisch der Hammel geschätzt. Es wird jedoch ebensowenig wie das der Ziege roh gegessen. Auch seine Milch wird, wenigstens von den Reicheren in Amhara, nicht getrunken. Man scheert es, indem man es auf die Erde legt, sich

daneben setzt und es mit den ausgestreckten Beinen festhält, mit einem, der europäischen Schneiderscheere ähnlichen Instrumente. Die Wolle wird übrigens wenig benutzt, fast nur zu Schlafdecken verwoben.

3) Das Schaf der Habâb scheint dem arabischen „Gebeli" identisch. Es wird vornehmlich der Wolle wegen gezogen, welche zu groben Decken (Schimet) mit der Hand verwoben wird. Die Milch wird getrunken.

4. u. 5) Das Qola und Samharschaf gehören einer Race an, welche sich südlich bis zum Bab el Mandeb und in der Tehama Arabiens findet. Je nach der Erhebung über dem Meere ist die Sandfarbe[1]) in weiss oder schwarz ändernd, der Fettschwanz und die Hörner stärker ausgebildet. Hammel und Schafe kosten bei Massua $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ Thaler. Das beste Samharschaf giebt höchstens zwei orientalische Kaffeetässchen voll Milch täglich.

Die Verwendung der Haut ist wie bei der Ziege und komme ich später darauf zurück.

6) Die Somali-Race ist in Bezug auf Fleisch und Fellproduction unstreitig die beste des ganzen Orients. Der ungeheuere Fettwulst des Schwanzes, aus dem troddelartig die Spitze heraushängt, dient als Arznei (vermischt mit einem fraglichen Kraute gegen secundäre Syphilis).

Ziege. Del *tia.*, Debala = Bock, henosus *té.*, adala Schoho, Tiel amh., ari som., reita, pl. wodder Afer.

Ausser der bekannten Capra hircus abessinica, welche in Abyssinien und den Habâbländern vielfach anzutreffen ist, gewahrte ich bei den Sahaui (in Schoho) eine mittelgrosse Ziege mit kurzem Haar, welches aber auf dem Rücken und am Halse mähnenartig aufsteht und an den Schenkeln lang herabhängt. Sie hat einen stattlichen Bart. Die Hörner sind ein bis zweimal gewunden, im Winkel von 30° auseinanderstehend, oft bis 0,7 Mm. lang. Die Farbe dieser Ziege ist weiss, schwarz, braun oder gescheckt. Die Ziege der Samhar ist dieser ähnlich, ihre Hörner sind kurz und verkümmert, der Bart fehlt. Die Färbung ist häufig gelblich.

Das Fleisch der hiesigen Ziegen hat durchaus nicht den penetranten Geschmack der europäischen und wird allgemein gegessen.

Die Haut kommt als Rohhaut selten in den Handel, ihre Hauptverwendung ist wie die der Schafhäute zu Girben (Schläuchen), welche theils als Wasserbehälter, theils zum Aufbewahren der wenigen Hausutensilien und Vorräthe dienen.

Sie wird zu dem Zwecke so abgezogen, dass man am After einen Schnitt macht, den Kopf und die Fesseln abtrennt und dann die Haut sackartig ablöst. Später näht man nur den Afterschnitt wieder zu. Der Hals bildet die Oeffnung des Schlauches, die Beine dessen Handhaben. Die Bereitungsweise solcher Girben ist je nach der Gegend und Verwendung etwas modificirt. Zur Aufbewahrung der Butter nimmt man einfach die frisch abgezogenen

---

[1]) Sie findet sich ebenfalls bei Ziegen, Hunden und vielen Wüstenthieren.

Häute. Gebrauchte Buttergirben, Oka genannt, geben gute Wasserschläuche, die Haare bleiben in diesem Falle daran.

Gewöhnlich aber haart man die Haut mit Urin ab und bestreicht sie später mit einem Brei von Wasser und Qarras (Acacia spec.) oder dgl., wie die Ochsenhaut, (vide oben). Ist sie so nach einigen Tagen gegerbt, so walkt man sie mit einem Steine weich. In solcher Gestalt kommt sie in den Handel. Vor dem Gebrauche als Wasserbehälter füllt man sie mit Seewasser an und legt schwere Steine darauf, wodurch sie sich ausweitet.

Pergament wird in den Klöstern, besonders in Adowa und Godjam bereitet. Man spannt dazu die noch rohe Haut feucht über ein Brett, lässt sie trocknen und rasirt die Haare ab. Dann fleischt man sie auf der innern Seite ebenfalls ab und verdünnt und polirt sie mit einem Steine und dessen trocknem Mehle.

Kameel: Gamel tigré und amh., Gimmile belen, Rakúb: Schoho und Afer, Aur som. Milchkameel: Hall som., Qala Schoho, Enza tigré.

Es gedeiht am besten in den an Akazien und Cordia reichen Vorbergen bis 2000 Mm. Höhe. Die Akazien bilden in der Regenzeit ein gewürziges, die Cordien in der trocknen Periode ein sehmiges Futter. Besonders die Az-Schech züchten sie in grösserem Massstabe. Giftig ist ihnen der Anda (Capparidee). In der Regenzeit leiden sie besonders in den Flussthälern durch Insecten. Eine Räude, welche den ganzen Körper überzieht, wird mit einem Steine bis auf's Blut abgeschabt und darauf das ganze Thier mit Acacientheer eingeschmiert. In grossen Beulen nisten sich oft Würmer ein, welche mit glühenden Steinen ausgebrannt werden. Gegen Appetitlosigkeit giebt man den Blattdecoct der Snefa ein, zum Abführen dagegen Fleischbrühe.

Das hiesige Kameel eignet sich ungemein gut zu Bergtransporten, doch leidet es sehr, wenn es (besonders in der Regenzeit) über seine Höhengrenze gebracht wird. Der Preis für ein Lastkameel ist zwischen 16 bis 35 Thaler. Die Benutzung kostet ca. ½ Thaler für einen Tagemarsch. Die Barea pflügen zuweilen mit ihm. Während die Habâbvölker gute Reiter sind, besteigen die Danakil und Somâli niemals das Kameel. An Stelle des Sattels bedienen sie sich zweier Gabeln „Kau“ genannt, welche über einige zerlumpte Matten in der Weise befestigt werden, dass sie an beiden Seiten der Rippen herabreichen und über dem Rücken und unter dem Bauche durch Stricke verbunden werden. An die über dem Rücken stehenden Gabeln werden die Lasten gehängt. Die Milch der Kameele wird allgemein genossen. Die Haut ist schwach und wird nur zu Sandalen benutzt. Das Fleisch und zwar kranker Thiere wird nur zuweilen verzehrt.

Pferd. Farras in abyssinischen, som. u. s. w. Auf abyssinisch heisst der Fuchs: Chamer, der Schimmel: Nedschteren, der Goldfuchs Dama, der Fuchs mit weissen Fesseln Gulo, der Schwarzbraune Mogal, das Isabellenfarbige Pferd Ambelai, der Apfelschimmel Seran, der hellbraune Duri, der Eisenschimel Teren, der Rappe Sango.

Das Abyssinische Pferd ist klein und schmächtig, aber ungemein ausdauernd und genügsam. Der Hals ist dünn, Kopf und Schwanz werden schön getragen; die Mähne ist voll, oft aber struppig.

Der Preis sammt einfachem Sattelzeug ist 6—15 Mar. Ther. Thaler.

Weit mehr geschätzt ist neben dem edlen, aber wenig ausdauerndem Dongolaûi das des Barka's, welches ihm gleicht, jedoch meist etwas kräftiger gebaut ist. Es ist an urwüchsiger Kraft und Schnelligkeit vielleicht das ausgezeichnetste Pferd überhaupt.

Barka und Dougolaûi kosten bis 150 Mar. Ther. Thaler.

Die Galarace ist im Bau der englischen ähnlich; es ist unverhältnissmässig langleibig mit hohen, schlanken Beinen.

Die Pferde sind ungemein zahm, man treibt sie den Kühen gleich ungefesselt auf die Weide, wo sie sich meist vom kläglichsten Futter nähren müssen. Nur die besten erhalten etwas Getreide. Der gewöhnliche Gang ist der Trab. Der Abyssinier, welcher das lange Schwert an der Rechten trägt, steigt rechts auf. Das Gebiss ragt weit in den Rachen hinein und in zwei Armen fast spannenlang hinaus, so dass es beim Anziehen der Zügel als Hebel sich gegen den Gaumen presst und ihn blutig scheuert. Der einfache Zügel ist fingerdick aus Lederstreifen geflochten und liegt eng an dem Hals an; er verlängert sich hinten in eine dünne Schleife, in welche man den Finger steckt und lenkt. Da man jedoch nach derjenigen Seite zieht, wohin man reiten will, so bewegt man factisch den Kopf nach der entgegengesetzten. Europäische Lenkart versteht das Thier nicht. Das Kopfzeug ist unserm ähnlich, oft mit Silberplatten verziert, das Riemenzeug ebenso. Der Sattel besteht aus einem Holzgestell, welches vorn und hinten in eine hohe Lehne ausläuft; er ist mit Leder überzogen und oft mit einer Satteldecke überhangen, welche fahnenartig in langen schmalen Zipfeln herabhängt, und mit Lederstickereien, welche Jagdscenen u. s. w. darstellen, verziert ist. Die Bügel sind aus Eisen, eine Spanne hoch und so schmal, dass nur der grosse Zeh hineinpasst. Der abyssinische Noble reitet gewöhnlich das Maulthier und nur beim Beginn des Kampfes besteigt er sein (wie er selbst) vorher mit Honigwein angefeuertes Schlachtross.

Maulthier (aus Pferdestute und Eselshengst). Baglo amh. und in allen andern Sprachen. Weit geschätzter als das Pferd ist in Abyssinien das Maulthier. Es bildet kaiserliches Geschenk. Die Grossen des Reichs und die kirchlichen Würdenträger reiten es, ebenso die Frauen, (mit gespreizten Beinen). Die Race ist nicht gross, aber kräftig und ausdauernd, leider, wie alle Eunuchen, stets verbissen. Der Kopf wird schön getragen, die Ohren sind gross und in steter Bewegung. Bei annahenden Gefahren streckt sich bald das eine, bald das andere rechts und links recognoscirend aus, ihre gewöhnliche Stellung ist leicht nach vorn. Sie finden einen Weg, den sie vor Jahren gemacht, selbst in der Nacht leicht wieder. Ihren Herrn jedoch lernen sie nie kennen oder anerkennen, keiner wagt hinter sein eignes Maul-

thier zu treten. Auf der Reise muss man sehr bedacht sein, denn sobald es sich auf der Weide ungefesselt sieht, tritt es den Rückweg an.

Sonderbar ist ihre Zuneigung zu Pferden, welche diese aber schlecht erwiedern. Esel berücksichtigt das Maulthier nie.

Die häufigste Färbung ist braungrau, doch kommen die geschätzten weissen auch nicht selten vor. Ebenso findet man schwarze und graue. Die meisten haben dunklere Schultern mit Rückenstreif und Binden an den Beinen. Ihr Geschrei gleicht dem des Esels, ist jedoch plötzlich abgebrochen und geht in ein stossweises Grunzen über. Die Sättel sind denen der Pferde ähnlich gemacht, jedoch meist reichlicher verziert. Am Halse tragen sie die „Sylloso", aus Kettchen und Messingblättchen bestehend und bei jeder Bewegung des Thieres klappernd.

Das Maulthier ist das vornehmste Lastthier des Hochlandes. Die von den Engländern eingeführten Spanischen haben sich nicht bewährt. — Der Preis schwankt in Abyssinien zwischen 20—40 Mar. Ther. Thaler.

Knofo (in der Bedeutung von Abfall, Ueberrest) nennt man in Abyssinien ein Maulthier von der Grösse eines Esels, welches zuweilen bei der Zucht entstehen soll. Ich sah niemals ein solches, von vielen Seiten versicherte man mir jedoch, dass es kein Maulesel sei; solche kämen nicht vor.

Esel. Ahia amh. und *té.* Hare oder Hurje Gala, Ekoleti Schoho, Okúle Afer, Daber som.

Der Hausesel ist ziemlich klein, aber kräftig gebaut, ausdauernd und genügsam. Er trägt den grossen Kopf stolz und die Ohren hoch. Der Hals ist zart, die Brust schmal, die Kruppe abschüssig, die Mähne abstehend und die Schwanzquaste lang. Die Färbung ist meist hellgrau, selten braun oder schwarz. Vom Mähnenende über den Rücken bis zur Schwanzquaste läuft ein feiner, schwarzer Streifen, ein feiner Schulterstreif und einige Ringe an den Beinen kommen ebenfalls vor.

Es ist zweifellos, dass er ein Abkömmling des hier im östlichen Abyssinien, in den Danakil-Ländern und bei den Somalen häufigen Wildesels ist. Er heisst in Afer Dabokab, im som. Daber dibadid oder gumburri. Ich habe mehrere Wildesel, gezähmte Wildesel und Eselbastarde gesehen und nur durch genaue Vergleichung folgende leichte Untershhiede vom Hausesel gemerkt. Er ist etwas grösser, der Bau kräftiger, die Ohren relativ kürzer, die Haare feiner, seidenartig glänzend. Zur Färbung treten noch vermehrte Beinbinden hinzu und ein schwarzer, 2 Thaler grosser Fleck am Halse, dicht bei der Mitte der untern Kinnlade. Die Zähmung jung eingefangener ist nur unvollkommen, höchstens können sie zum Tragen benutzt werden. In der zweiten Generation gelingt die Zähmung schon besser und Kreuzungen mit Hauseseln werden vortrefflich. Man führt sie zuweilen selbst nach Kairo zum Decken aus. Der Hausesel wird als Packthier benutzt, von den Massualeuten auch zum Reiten, was für den Abyssinier, Dankali oder Somal Schande wäre.

Hund: Kelb arab., Kelib *té*., Kelbi *tia*., Wuscha amh., Kuttu Afer, Esi som.

In dem zu besprechenden Gebiete können wir zwei Racen unterscheiden, welche in vielen Spielarten bei den verschiedenen Völkern auftreten, die aber nur in den entferntesten Dörfern in voller Reinheit erhalten sind.

1) Windhund: vom Stamme des Sudanischen; ist von glatter oder struppiger Behaarung. Die Ohren sind aufwärts gerichtet mit überhängenden Spitzen. Ich traf seine Spielarten in der Samhar, Habâb und Bogos, wo sie als (sehr bissige) Wächter gehalten werden, seltener zur Jagd auf Antilopen; die Beni-Amer benutzen ihn zur Rhinoceroshetze. Das Barka-Windspiel ist kleiner, meist gelblich.

2) Aegyptisch-arabische Race ist von gedrungenem Körperbau und langer Behaarung mit kurzen, steifen Ohren.

In Belkan (in Kunama) hält man (nach Munzinger) eine ungemein kleine, aber fest und derb gebaute Art.

Ueber die Hunde Abyssiniens besitze ich zu wenig eignes Material, man führte mir 5—6 verschiedene Racen an.

In Abyssinien benutzt man den Hund als Wächter. Man sperrt ihn zur Abrichtung in der ersten Jugend in eine ca. metertiefe, enge Erdgrube, welche oben verdeckt und dadurch dunkel ist. In diesem Gefängnisse bleibt der Hund bei schmaler Kost 5—6 Monate, worauf man ihn befreiet. So ist er ein wüthendes Thier, das selbst die Hausleute erst kennen lernen muss, gegen den Fremden aber stets bissig bleibt.

Hauskatze: Dummo *té* und *tia* und Afer, damat amh,, Dumat som., Gutta arab., bissa Sudan arab.

Sie gleicht der wilden (maniculata) abyssinischen, ist von derselben Färbung, selbst Haarbüschel auf den Ohren finden sich zuweilen. Sie ist ebenso klein und mager und hat eine dünne Stimme.

Sie wird wenig gepflegt und verwildert leicht, da die Ansiedlungen meist in der Wildniss liegen. In Amhara geht die Sage, dass einst ein Kaufmann von Massua kam, der zum Schutze seiner Waaren eine Katze mitbrachte. Dies soll der Ahnherr der abyssinischen gewesen sein.

In den Küstenstädten und bei den Afer giebt es neben dieser noch eine grössere Art, welche durch buschigen Schwanz und sanfte Behaarung an die persische erinnert. (Vielleicht ist sie zur Zeit persiscїher Ansiedlungen im Rothen Meere eingeführt.)

Schweine werden nicht gehalten, einige Abyssinier, muhammedanische Jäger und Sudansoldaten essen jedoch das Fleisch des Wildschweines.

Haushuhn: Dörho *té* und *tia*, dorko amh.

Sie sind meist kleiner als unsere Haushühner, legen auch kleinere Eier, jedoch sonst nicht unterschieden. Fünfzehige, (durch Verdopplung der hinteren Zehe) sind nicht selten. Sie werden im ganzen Gebiete, nur bei den Somali nicht, gehalten. In den Dörfern hängt man zum Schutze gegen nächtliche Raubthiere aus leichten Ruthen und Durrhastroh geflochtene bienen-

korbförmige Käfige an die Bäume. In den abyssinischen Kirchen krähen Hähne zum Gebet. Die Abyssinierinnen essen keine Eier.

Auch das Perlhuhn, Bagagúe *té*, Segra *tia* und Frankolinen Qorhá *té* werden zuweilen, jedoch mehr zur Zierde gehalten. Letztere werden aber niemals recht zahm.

Biene: arab. Nub, *tia* N'Hebi, *té* N'Höb, som, Chinni.

Honig: arab. assel, maar amh., *tia* und *té*, mállab som.

Wachs: arab. Scheme, *tia* Simhi *té* schémat, som. rulango.

Königin: Schim *tia* und amh.

Wilde Bienen kommen im ganzen Gebiete, die höchsten Berge ausgenommen, häufig vor. Zur Honiggewinnung räuchert man den Stock aus.

In Abyssinien baut man aus Kuhmist, Lehm oder Strohgeflecht Körbe, *tia* Goddo, amh. Duchón. Einen Schwarm fängt man dadurch ein, dass man die Königin an einen Stab bindet, ihr folgen dann die andern. Der Honig wird in Wasser gelöst getrunken, so z. B. in den Habâbländern, in Abyssinien fast ausschliesslich zum aethiopischen Nationalgetränk Tetsch benutzt. Es wird in des Kaisers Palast, wie in der Hütte des Hirten bereitet. Das Recept der Hofküche ist folgendes: Zu einem Theile Honig setzt man einen Theil Gescho oder ein Drittheil Zaddo oder (so bereitet jedoch mehr als bittere Medizin benutzt) $\frac{1}{6}$ Theil Amara und knetet es in 5 Theilen Wasser. Dies lässt man, je nach der Wärme, 2 bis 5 Tage stehen. Scheint keine Sonne, so stellt man das irdene Gefäss dicht an das Kohlenfeuer. Nach dieser Zeit ist der Honigwein fertig. Auf Flaschen gefüllt, hält er sich mehrere Wochen und wird dann stark moussirend.

Wachs wird beim Honigwassertrank leicht abgeschöpft, da es schwimmt und dann zu Kuchen geknetet. Auch siedet man es im Wasser, siebt es durch ein Tuch und schöpft das Schwimmende ab.

Aden, im März 1873. J. M. Hildebrandt.

Beschreibende Ethnologie Bengalens.

Aus officiellen Documenten zusammengestellt von Colonel Dalton, Regierungs-Commissair von Chutia-Nagpur, deutsch bearbeitet von Oscar Flex, Gossnerscher Missionar in Ranchi. 1873.

VIII. Gruppe.

Die Drawiden.

Das Drawidische Element repraesentirt einen bedeutenden Theil der Bevölkerung Bengalens. Es sind besonders 4 grosse Abtheilungen, mit denen wir es hier zu thun haben:

Die Uraus in Tschota Nagpur . . . . 600,000 stark
die Radschmahal Bergvölker . . . . 400,000 „
die Gondo in Bengalen . . . . 50,000 „
und die Khands in Bengalen . . . . 50,000 „

Ausser diesen könnte man auch die Bhuiyar, welche unter den hinduisirten Aborigines angeführt worden sind und die Koctsch, beide zusammen vier Millionen stark, zu dieser Gruppe zählen.

1. Abtheilung. Die Uraus.

Der eigentliche Name dieses Stammes ist Kurunch, doch sind sie in andern Theilen Indiens auch als Dhanzaro (Bergvölker) bekannt. Sie haben sich über den westlichen Theil Tsch. Nagpurs, im Osten Sirgudschas und Dschaspurs, in Singhbum, Gangpur, Bonai, Hagaribagh und Sambohalpur verbreitet.

Migrationen. Ihre Traditionen geben die Westküste Indiens als den ursprünglichen Sitz der Race an, und bezeichnen Gudschrat als den Ausgangspunkt ihrer Wanderungen. Andere geben Konkan als die Wiege des Stammes und leiten den Namen Kurunch davon ab. Alle stimmen darin überein, dass sie mehrere Generationen hindurch am Rohtas und den angrenzenden Bergen im Patua Distrikt lebten und von dort gen Südost gedrängt wurden. Ein Theil wandte sich nordöstlich und besuchte die Hügel Radschmahals, während der andere bis auf das Plateau Nagpurs vordrang und sich von hier über die oben erwähnten Provinzen zerstreute. Bei ihrer Ankunft in Nagpur fanden sie die Mundaris, welche in einzelnen Colonien auch den westlichen Abhang des Hochlands besetzt hatten. Diese erlaubten den neuen Ankömmlingen sich neben ihnen niederzulassen. Der Zeitpunkt ihrer Ankunft in Nagpur lässt sich nicht genau angeben. Da sie aber nach Angabe der Annalen des königl. Hauses der Nagbansis, welche jetzt noch den Königstitel führen, schon bei der Installirung des ersten Fürsten in Nagpur zugegen waren, und besagter Monarch anno 104 p. C. geboren ist, so lässt sich annehmen, dass sie zu Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung ins Land kamen. (?)

Sprache. Ihre Sprache beweist ihre Verwandtschaft mit den Tamilen und Teluzus, hat aber nicht nur viele Wörter aus dem Sanskrit und später aus dem Munda (kolarisch) und Hindi entlehnt, sondern auch den grammatischen Bau derselben nach der letzteren umgebildet.

Wohnungen. Die Häuser der Uraus zeichnen sich durch soliden Bau vor denen der Mundas aus. Die Wände sind aus steiniger Erde aufgeführt und mit Stroh oder Gras bedeckt. Die Lage ihrer Wohnungen ist weniger glücklich gewählt, die Häuser sind in einander geschoben und verhindern allen Luftzugang, was um so schädlichere Folgen für die Gesundheit der Dorfbewohner hat, als sie die Gruben, aus denen sie das Baumaterial nehmen, nie zufüllen, sondern als Reservoirs für allen Schmutz benutzen, welcher, in

Fäulniss übergehend, bei Ermangelung jeglichen Luftzuges den ganzen Ort verpestet. — Vieh und Menschen leben meistens in einem Hause, nur durch einen Stangenzaun getrennt. Die Schweine aber, welche des Tages über in zahlloser Menge im Dorf umherlaufen, werden des Nachts in separate Behälter gesperrt. —

Burschenhaus. Das beste Haus des Dorfes ist gewöhnlich das Dschomherpa — Burschenhaus — auch Dhumkuria genannt, welches von den Burschen des Ortes mit grosser Mühe und oft nicht geringen Kosten errichtet und als allgemeines Schlafhaus benutzt wird.[1]) Auch die unverheiratheten Mädchen schlafen nicht im Hause ihrer Eltern, sie werden bei den Wittwen des Dorfes für die Nacht untergebracht oder sie haben ähnliche Häuser wie die Burschen, in denen sie zusammen unter Aufsicht einer alten Duenna schlafen. Dol. Dalton fand in Jirgudscha ein Dschomherpa, in dem beide Geschlechter zusammen schliefen.

Akhra. Unmittelbar vor dem Dschomherpa ist die Akhra, der Tanzplatz, ein erhöhter runder Platz mit einer Steinsäule in der Mitte und Steinsitzen an den Seiten für ermüdete Tänzer. Das Tanzen fängt hier in Festzeiten bald nach Sonnenuntergang an und dauert, wenn es mondscheinhelle Nächte sind und der Vorrath von selbstgebrautem Reisbier aushält, bis zum nächsten Morgen.

Aeussere Erscheinung. Die Uraus sind keine schöne Race, breite Nasen, dicke Lippen, hervorstehende Zähne sind ihre Hauptkennzeichen, trotzdem ist ihr Anblick nicht unangenehm. Sie haben stets ein Lächeln auf den Lippen, sind leichtherzig und gutmüthig und verstehen es, sich das Leben erträglich zu machen. Sie sind leicht gebaut, behende in ihren Bewegungen, trotzdem aber ausdauernd und daher gern gesuchte Arbeiter. Sie zeigen in dem Arrangement ihrer Schmucksachen nicht geringen Geschmack. Perlenschnüre von allen Farben verschiedener Länge umgeben den Hals, Amulette blitzen auf der Brust, Armspangen von Eisen oder Messing klimpern an den Handgelenken, Kettchen, Kämmchen, Nadeln und Spiegel vervollständigen den Schmuck des in einen Knoten am Hinterkopf aufgebundenen Haares, Blumen fehlen fast nie und haben sie besonders die Rose gern. —

Der gewöhnliche Anzug der Männer besteht aus einem schmalen durch die Lenden geführten bandartigen Zeugstreifen, der der Frauen aus einem breitern Zeugstück um die Hüften gelegt. Bei festlichen Gelegenheiten wird eine Toga um die Schultern gelegt und der Kopf mit einem, oft bunten, Turban bedeckt. — Die Mädchen tragen Chignons, welche sie im Haarknoten an der rechten Seite des Kopfes befestigen.

Sobald der Urau verheirathet ist, (er übereilt sich aber damit durchaus nicht) wird aller Schmuck abgelegt und das Aeussere gänzlich vernachlässigt,

---

[1]) Die Bhuiyar in Keondschhar und Bonai haben ähnliche Häuser, ebenso werden sie bei andern drawidischen Stämmen gefunden.

ungewaschen, ungekämmt, mit einem Lumpen behangen gehen sie an ihre Arbeit.

Ihre Farbe ist ins Dunkelschwärzliche gehend, es giebt aber ausserordentlich viele Schattirungen unter ihnen. Sie besitzen die Eigenthümlichkeit, sich in ihrer Farbe ihrer Umgebung zu assimiliren In Uraudörfern, welche von einer grösseren Anzahl Hindus bewohnt werden, findet man stets hellere Gesichter als in solchen, wo Mundas und Uraus wohnen. Es ist eine schon oft beobachtete Thatsache, dass besonders Urau-Mädchen, wenn sie in europäischen Häusern leben, ganz ausblassen.[1])

Nahrung. Fleisch, besonders junge Feldmäuse und Schweinefleisch Reis, Hülsenfrüchte und Feld- und Waldkräuter bilden ihre Nahrung. Ihr Nationalgetränk ist Reisbier, welches in jedem Hause gebraut und in enormen Quantitäten genossen wird. Der Trunk ist das Nationallaster der Uraus. Hanf rauchen und Opium essen ist ihnen unbekannt. Tabak wird geraucht und gekaut. —

Gebräuche. Die Uraufrauen gebären ausserordentlich leicht und sind kurze Zeit nach der Geburt des Kindes im Stande ihren häuslichen Pflichten nachzugehen. Während der Geburt und 15 Tage nachher muss sich die Mutter vor dem bösen Geist Tschordewan hüten, welcher in Gestalt einer Katze in's Haus schleicht, und den Mutterleib zu beschädigen sucht. Der Mann muss daher wachen und während der angegebenen Zeit ein Feuer unterhalten. Die Frau darf nur Reissbrei geniessen. Ist alle Gefahr vorbei, so erhält das Kind seinen Namen, welcher von etlichen alten Damen gewählt wird. Sie setzen sich um ein mit Wasser gefülltes Gefäss und sprechen, während sie dann ein Reiskorn hineinwerfen, den Namen aus. Sinkt es, so ist der Name gut, wenn nicht, so wird ein anderer gewählt. Bis zum 6. oder 7. Jahre tragen din Kinder den Kopf geschoren, später lassen sie das Haar wachsen, bis sie mannbar werden, dann wird es in einem Knoten am Hinterkopf aufgebunden. Von dieser Zeit an darf das Mädchen nur die von ihren Hausgenossen bereiteten Speisen essen.

Ehe. Wie unter den Mundas, verheirathen die Uraus ihre Kinder erst, wenn sie reiferen Alters sind. Die Eltern des heirathslustigen Uraujünglings suchen die Braut aus, die Wahl ist aber gewöhnlich schon vorher von dem Burschen selbst getroffen, und die Brautwahl seitens der Eltern geschieht nur des Anstands halber. Der Preis des Mädchens variirt von 4—20 Rupies. Omen werden sorgfältig beobachtet, ist Alles günstig und der bestimmte Tag da, so ziehen die Freunde des Bräutigams mit allerhand Waffen versehen nach dem Brauthause, aus dem die Gefährten der Braut bewaffnet ihnen entgegenstürzen, um sie zurückzutreiben, ein Kampt entspinnt sich, der sich aber nach wenigen Minuten in einen allgemeinen Tanz auflöst, welchen die

[1]) Eine unserer Dienerinnen, ein Urau-Mädchen, von braunschwarzer Farbe, war nach ungefähr sechswöchentlichem Aufenthalt in unserm Hause citronengelb geworden. Oscar Flex.

Brautleute, auf den Hüften ihrer nächsten Freunde reitend, mit durchmachen. Die beiden Züge bewegen sich vereinigt nach dem Dorfe und versammeln sich vor einer Laube, welche im Hofe vor dem Brauthause errichtet ist. In derselben liegt ein Gewürzreibstein, ein Bund Reisstroh und Pflugjoch. Das Brautpaar stellt sich darauf und verrichtet die Ceremonie, das Sindurdan, die Aussenstehenden dürfen das aber nicht sehen, die Gruppe wird daher durch Tücher verdeckt und martialisch dreinschauende Ehrenwächter umgeben sie, ihre Waffen schwingend, von allen Seiten. Ein Schuss bezeichnet das Ende des feierlichen Akts.

Blumen. Es ist schon oben erwähnt worden, dass die Uraus eine besondere Vorliebe für Blumen haben, dieselben spielen bei Abschliessung von Freundschafts- und Ehebündnissen eine grosse Rolle. Wenn zwei Mädchen sich lieb haben, so sagt die eine zur andern: nam qui jurabaot = lass uns Freundschaft schliessen. Hierauf pflücken sie Blumen und stecken sie sich gegenseitig ins Haar, sie tauschen ihre Schmucksachen aus und umarmen sich. Die Gefährtinnen, welche Zeugen des Bundes sind, werden auf gemeinschaftliche Kosten mit einem kleinen Festmahl bewirthet. Fortan dürfen sich beide nie mit ihrem Namen sondern nur mit meine Blume — enghai gui, anreden. Wenn ein Bursche ein Mädchen lieb hat, so giebt er seinen Gefühlen dadurch Ausdruck, dass er beim Tanz dem Gegenstand seiner Verehrung eine Blume ins Haar steckt. Erwiedert das Mädchen das Compliment, so ist das ein Zeichen, dass sie ferneren Aufmerksamkeiten seinerseits entgegen sieht. Ein geröstetes Mäuschen ist gewöhnlich die nächste Gabe, dessen Annahme schon gleichbedeutend mit Verlobung ist. —

Religion. Gottheiten. Die Uraus, welche unter den Mundas leben, opfern den Göttern derselben, im westlichen Theil des Tsch. Nagpurplateaus aber, wo nur wenige Mundas sind, verehren sie Darha, die Gottheit des Hains und die bösen Geister, Bhut's. Tschanda oder Tschandi ist die Gottheit der Jagd. Die Opfer bestehen in Hühnern, Schafen, Büffeln und Reis, welche der Pahan (Priester) darbringt. Der Urau opfert nur den sichtbaren Repräsentanten der Gottheit. Tschanda wird durch irgend ein Felsstück dargestellt, Darha durch eine Pflugschaar. Ausser den Bhut's giebt's eine Masse Gespenster, welche an Kreuzwegen, auf Bäumen, an Teichen ihr Wesen treiben und die Vorübergehenden anfallen, unter ihnen ist besonders zu fürchten der Tschorail, das ist der Geist einer im Wochenbett gestorbenen Frau, welcher auf Grabsteinen sitzt, in weiss gekleidet ist, ein liebliches Gesicht, aber kohlschwarzen Rücken und umgekehrte Füsse hat. — Der höchste Gott ist Dharmes, der heilige Gerechte, welcher in der Sonne wohnt und seinen Kindern nur Gutes wünscht, darum ist's auch nicht nothwendig, ihm zu opfern.

Hexen sind bei ihnen ebenso gefürchtet, wie bei den Kolariern und der Odschha (Hexenfinder) ist auch bei ihnen stets gesucht, um den Urheber ausfindig zu machen.

Zu bemerken ist noch, dass die verschiedenen Stammabtheilungen der Urau das Fleisch der Thiere, nach denen sie benannt sind, nicht essen dürfen; z. B. die Tirkis (junge Maus) dürfen das Fleisch der Mäuse nicht essen, den Ekkas (Schildkröte) ist der Genuss dieses Thieres verboten, die Rispotas (Schweinsmagen) dürfen den durch ihren Namen bezeichneten Theil des Schweines nicht geniessen, die Lakras müssen sich des Tigerfleisches enthalten u. s. w. Auch die nach Bäumen genannten Familien haben gleiche Einschränkungen: die Kajras (Kokuspalme) dürfen das Oel dieses Baumes nicht geniessen, noch unter seinem Schatten sitzen, die Barars dürfen die Blätter des Barbaums, welche als Essgefässe benutzt werden, nicht beim Essen gebrauchen. —

Tänze und Feste. Die Uraus sind perfekte Tänzer, sie führen die verwickelten Figuren ihrer Tänze mit ausserordentlicher Genauigkeit im strengsten Tempo aus. Sie haben Nationaltanzversammlungen, Dschatras genannt, bei denen sich oft bis 5000 Tanzlustige einfinden Diese Tanzfeste werden einmal des Jahres an vorher bestimmten Tagen in den Hauptdorfschaften, gewöhnlich in der Nähe alter Niederlassungen, wo grosse Haine sind, abgehalten. Die Dörfler ziehen unter Musikbegleitung dem Festplatz zu. Voran die Trommler und Hornbläser, hinter ihnen die Burschen mit Schwert und Schild, darauf die Fahnenträger des Dorfes, begleitet von Jungens, welche Kuhschwänze oder buntgeschmückte Stangen und Schirme tragen. Einer stellt den König dar, indem er auf einem hölzernen Pferde, welches von seinen Kameraden getragen wird, reitet, andere vermummen sich als wilde Thiere. Auf dem Tanzplatz angekommen, vereinigen sie sich mit den schon Anwesenden zu einem gewaltigen Tänzerkreise, die Instrumente werden bei Seite gelegt und der Takt wird viva voce angegeben, was bei einer Versammlung von Tausenden einen grandiosen Effekt macht.[1]) —

[1]) Ich gebe hier einige der bei diesen Dschatras gern gesungenen Lieder:

1.

Nundim Khore dimboboha
pello menyan hilo dolo mani
pairi biri dimbo boha
dello menyan hilo dolo maui
Eine Knospe der Dimboboha Blume
wiegt sich auf dem Haupt des Mädchens
Frühmorgens schon wiegt sich die Dimboboha
auf dem Haupt des Mädchens.

2.

Kesoe betschoe bejoli
tumpa tokha namboc kala
pairi biri bejoli
tumpa tokua namboe kala —
Spiele, Staub wurfend, oh Mädchen
Geh' nicht um die Tumpa Blume zu brechen.
Geh nicht die Tumpa Blume zu brechen
beim Anbruch des Tages.

3.

Patschhi re gola mando
Gondori bian tiricha lagi
hai Dharme nenax nanon
Gondori bian tiricha lagi.
Geh' weg du rother Ochse!
er zerbricht das Ei des Gondori,
O Gott, was soll ich thun
Er zerbricht das Ei des Vogels Gondori!

Die Banner stammen noch aus der alten Parhazeit her, sie sind gewöhnlich dreieckig und roth oder roth und weiss gestreift.

Die Feste sind die bei den Mundas erwähnten, von besonderer Wichtigkeit ist aber das Karm, welches zur Zeit des Reispflanzens gefeiert wird. Am ersten Festtage wird bis zum Abend gefastet. Nach Sonnenuntergang begiebt sich eine Anzahl Burschen und Mädchen in den nächsten Wald, um einen kleinen Karmbaum, oder einen Zweig des Baumes (Nauclea parvifolia) zu holen. Der Karm wird auf dem Tanzplatz (Akhra) aufgepflanzt und nachdem dem Karm-Deota vom Paban ein Opfer gebracht ist, fängt der Festschmaus an. Am andern Morgen theilen die Töchter der Aeltesten Gerstenhalme, welche sie in Töpfen gezogen haben, als Festzeichen an die Anwesenden aus und das Jungvolk umtanzt den mit Bändern und Blumen geschmückten Baum. Am dritten Tag wird der Karm in das nächste Wasser geworfen, Tanzen, Singen und Trinken aber fortgesetzt bis zum Abend. Die Idee, welche diesem Feste zu Grunde liegt, ist die Verehrung des Karm, eines heiligen Baumes, welcher den Uraus schon in Konkau bekannt war, und welcher seinen Verehrern die Fülle irdischer Güter, hier also eine gute Reisernte, spendet. Das Karmfest ist auch von den Hindus angenommen worden. —

Begräbnissceremonien. Die Leiche wird auf eine Bettstelle — tscharpai — gelegt, sorglich gewaschen, mit neuem Zeug bedeckt und unter Begleitung der Leidtragenden zum Verbrennungsplatz getragen. Auf dem Scheiterhaufen liegend, wird sie mit Oel gesalbt und nachdem der nächste Verwandte Reis geopfert, steckt er den Holzstoss an. Asche und Knochen werden in einem irdenen Gefäss vor dem Hause des Verstorbenen aufgehangen. In der kalten Zeit, December oder Januar, werden die Ueberreste dem letzten Ruheplatz übergeben, d. h. die Urne wird in ein Grab gestellt und mit einem Stein bedeckt. Diese Grabplätze liegen gewöhnlich an einem Fluss. Alle im Jahre Verstorbenen des Dorfes werden an einem Tage bestattet, und ehe dieser Tag, Harbore genannt, vorbei ist, darf keine Hochzeit im Ort gefeiert werden. An epidemischen Krankheiten Verstorbene werden sogleich begraben, am Bestattungstage aber wieder ausgegraben, verbrannt und mit den andern auf dem Begräbnissplatze beigesetzt. —

2. Abtheilung. Die Malers, Paharias oder Bergstämme von Radschmahal.

Geographische Lage. Das Bergland von Radschmahal reicht von den Ufern des Ganges bei Segrigalli bis zum Brahmanifluss und den Grenzen Birbhmus. Die Ausdehnung beträgt 70 Meilen (engl). Man hat früher diese Radschmahal-Höhenzüge als einen Theil des Vindhyagebirges angesehen, Mr. Ball von dem Geological Survey of India hat aber bewiesen, dass dies

keineswegs der Fall ist. Die Hügel bilden eine isolirte Gruppe, welche geologisch nichts mit dem Vindhya gemein haben.[1])

Im Jahre 1832 wurde von der brit. Regierung um diese Hügel ein Cordon gezogen, um das von demselben umfasste Land für die Paharias gegen die Angriffe der Grundbesitzer in den Ebenen zu schützen. Dieser, unter dem Namen Daman-i-Koh bekannte Landblock wird von den Malers oder wie sie sich gern nennen, asal Paharias (= echte Bergleute) bewohnt. Ausserhalb dieses Kreises leben Santals, welche sich hier neuerdings angesiedelt haben, von den Paharias aber mit misstrauischen Augen bewacht werden, damit sie die Grenze des Daman nicht überschreiten. — Die Bevölkernng des letzteren beträgt 400,000 Seelen.

Die Malers behaupten, in verschiedene Stämme getheilt zu sein, nähere Untersuchungen haben aber gezeigt, dass die einzelnen Abtheilungen mehr als so viele Sekten als unterschiedliche Stämme anzusehen sind, welche durch hinduisirende Einflüsse entstanden und sich durch besondere Ansichten über die Speisenbereitung und Nahrungsgegenstände überhaupt kennzeichnen. —

Die Asal Paharias haben keinerlei Satzungen in Beziehung auf Nahrung angenommen.

Die Malers oder Malas werden schon in den Purans genannt, und nach der Angabe im Vishnu Puran scheinen die Einwohner von Malwa, einer nördlich vom Vindhya zwischen Bandelkhand und Gudschrat gelegenen Provinz die Prototypen der Radschmahal Paharias gewesen zu sein. Malwa ist jetzt der Hauptsitz der Bhils, und wenn Malas und Bhils identisch sind, so sind die Paharias mit den Bhils verwandt.

Traditionen. Nachrichten über ihre frühere Geschichte sind ihnen verloren gegangen, sie meinen, das Menschengeschlecht sei auf ihren Bergen entstanden und erzählen folgende Geschichte von der Entstehung der Racen:

Sieben Brüder wurden vom Himmel auf die Erde gesandt, um sie zu bevölkern. Der Aelteste wurde krank, während die übrigen ein grosses Mahl herrichteten, von welchem jeder seine Lieblingsspeise wählen und dahin gehen sollte, wo er sich niederzulassen beabsichtigte. Einer nahm Ziegenfleisch und ging nach einem fernen Lande — er wurde der Vater der Hindus, ein anderer nahm von allen Fleischspeisen mit Ausnahme des Schweinefleisches, und von ihm stammen die Muhamedaner, von einem dritten kommen die Kharwars, ein vierter zeugte die Kiratis und der fünfte wurde der Stammvater der Kawdirs.[2]) Der sechste nahm Essen von allen Arten und verschwand,

---

[1]) The. Vindhyan being composed of quartzite sandstone, limestone, and skales of great agee and the Rajmahal Hills of overflowing basaltic trap of comparatively recent age, which rests upon coal measures and metamorphic rocks. Dalt. Etnol. pp. 263.

[2]) Verwandt mit dem Wort Kol, d wird im Hindi oft für r und für diesen Buchstaben oft l substituirt. Die Grundbedeutung des Wortes ist Grabende. (Korna — graben; Kodi oder Kodali = Hacke), also Koda — Kora — Kola — Kol. Die grossen Teiche, welche man jetzt noch im Gaya-Distrikt findet, sind der Sage nach von den Kols (Kolhs) ausgegraben worden.

man hörte nichts mehr von ihm, bis die Engländer ins Land kamen, man nahm sogleich an, dass sie die Nachkommen des verschwundenen Bruders seien. Der kranke Bruder hiess Malair, ihm gab man die Ueberreste des Mahls in ein Gefäss zusammengeworfen, so wurde er ein Paria und blieb in den Bergen, wo er und seine Nachkommen sich durch Diebstahl nährten, bis die Europäer sie eines Bessern belehrten. —

Diese Sage ist insofern von Werth, als sie die Völker angiebt, mit denen die Malers nach und nach in Berührung gekommen. Dass sie selbst ein Theil der Uraurace sind, welche vom Westen Indiens hier einwanderten und nach ihrer Verbreitung vom Rohtas durch die Arier sich von ihren Brüdern trennend die Radschmahal Berge besetzten, haben wir schon bei den Uraus erwähnt. — Wie die Sage schon andeutet, lebten sie vom Raub und waren daher der Schrecken der ganzen Umgegend. Die Landbesitzer am Fusse ihrer Berge unterstützten sie in ihren Raubzügen, indem sie ihnen gegen Abgabe des Hauptthеils der Beute freien Durchzug gewährten. Die brit. Regierung hielt sie durch ein Infanterie-Corps in Ordnung und die Offiziere dieser Besatzung waren die ersten Europäer, welche die Paharias zu reformiren suchten.

Metempsychosis. Ethik der Paharias. Sie glauben an Seelenwanderung. Die folgenden Lehren wurden ihren Stammältern von Gott selbst offenbart:

„Wer Gottes Gesetze hält, wird in allen Dingen recht handeln, er wird Keinem schaden, Niemanden beleidigen, schlagen oder tödten, ebensowenig wird er stehlen, rauben, Nahrung und Kleidung verschwenden oder sich zanken, er wird aber Gott preisen Morgens und Abends, und auch die Frauen müssen dies thun. Wenn ein guter Mensch auf diese Weise so lange hier gelebt hat, wie es Gott gefällt, dann sendet Gott nach ihm und sagt zu ihm: du hast dich gut gehalten und meine Gebote erfüllt, ich will dich erhöhen, aber eine Zeit lang musst du bei mir bleiben.“ Der Grund dieses Aufenthalts bei Gott ist nicht angegeben, wenn aber die Zeit um ist, so entlässt Gott den Geist des Guten wieder auf die Erde, um von einer Frau als König oder Häuptling geboren zu werden. Beträgt er sich in diesem erhöhten Stande nicht gut, so werden seine Tage verkürzt und er wird als niedres Thier wieder geboren. —

Missbrauch des Reichthums wird schon hier bestraft. Die Guten verschwinden und der Schuldige fällt in Unglück. Verheimlichung eines Verbrechens, wie Mord, Ehebruch vermehrt die Sünde, besonders wenn es geschieht, um die Schuld auf einen andern zu schieben. Gott sieht Alles, was geschieht und wenn auch Sterbliche betrogen werden können und der Unschuldige oft leiden muss, so wird doch der wirklich Schuldige endlich ein grösseres Leid zu tragen haben, als er selbst über andere gebracht hat. — Selbstmord ist eine Sünde in Gottes Augen, und die Seele des Selbstmörders muss ebenso wie die des Mörders ewig als Geist (Gespenst?) zwischen

Erde und Himmel schweben, denn in den letzteren wird sie nicht aufgenommen.

Götter. Gott ist Bedo, sein Titel Gosain (von dem Sanskrit Goswami). Auch Nad wird gebraucht. Doch hat dies Wort die Nebenbedeutung des Satanischen.

Niedere Gottheiten sind:

1. Raxie. Wenn ein Tiger ein Dorf beunruhigt oder eine Epidemie ausgebrochen ist, so muss Raxie gesucht werden.[1]) Mit Hilfe des Priesters oder Beschwörers wird ein schwarzer Stein gefunden, welcher den Gott darstellt; der Stein erhält seinen Platz unter einem grossen Baum und wird mit Sidsch Sträuchern (Euphorbia) eingehegt.

2. Tschal oder Tschalnad wird bei einem Unglücksfall auch in einem schwarzen Stein gefunden und unter einem Makmam Baum aufgestellt.

3. Pau Gosain ist der Gott der Landstrassen und wird von allen Personen angerufen, welche auf Reisen gehen. Sein Altar steht unter einem Bel-Baum, (Aegle marmelos) und das Opfer besteht aus einem Hahn; die Wirkung des einen Opfers genügt für viele Reisen, erst wenn dem Geber ein Unglück zustösst, widmet er dem Gott einen zweiten Hahn. —

4. Dwara Gosain (Dara oder Darha der Uraus) ist die Schutzgottheit des Dorfes. Ist sie zu versöhnen, so fegt der Hausvater einen Platz vor dem Hause und pflanzt einen Zweig des Makmam-Baums auf denselben. Dieser Baum scheint bei diesem Volk dieselbe Stelle einzunehmen, wie der Karm bei den Uraus. Neben den Zweig wird ein Ei gelegt und dann ein Schwein geschlachtet, welches die Freunde der Familie verzehren helfen. Nach Beendigung der Mahlzeit wird das Ei zerbrochen und der Zweig auf das Haus des Leidenden gelegt. —

5. Kul Gosain, die Ceres dieses Bergvolkes, wird jährlich einmal zur Saatzeit mit einem Ziegen-, Schwein- oder Hühner-Opfer bedacht. Das Familienoberhaupt bringt die Gabe unter einem Baume dar, neben welchen ein Makmamzweig gesteckt ist. Der Dorfpriester assistirt und trinkt etwas von dem Opferblut, ein Vorderviertel des geschlachteten Thieres fällt ihm zu.

6. Der Jagdgott ist Autga. Nach einer ergiebigen Jagdexpedition erhält er ein Dankopfer. Die Malers sind grosse Jäger und haben ihre strikten Gesetze. Wenn ein angeschossenes Wild sich verliert und der Jäger sucht Hülfe es zu suchen, so sind die ihm Beistehenden berechtigt, die Hälfte des Thieres zu verlangen. Wenn einer verwundetes oder todtes Wild zufällig findet und es sich aneignet, so verfällt er schweren Strafen. Der Mandschhi, das Oberhaupt des Dorfes, darf die Hälfte des erlegten Wildes beanspruchen. Tödtung eines Jagdhundes wird mit 12 Rupies Strafe geahndet. Gewisse

[1]) Auch bei andern Aborigines findet sich der Usus, die Götter durch rohe Steine, welche unter Bäumen aufgestellt sind, zu repräsentiren, und da wir dasselbe bei den Hindus in Beziehung auf die Verehrung des Ling finden, so liegt die Vermuthung nahe, dass die Hindus diese Art der Götterdarstellung von den Ureinwohnern adoptirten.

Theile des Wildes dürfen von Frauen nicht genossen werden, geschieht es doch, so ist Autga böse und das Wild wird rar. Die vom Augur aufgefundene Schuldige muss dann ein bedeutendes Versöhnungsopfer bringen. Die Malers gebrauchen vergiftete Pfeile und schneiden das Fleisch um die Wunde des erlegten Thieres heraus, weil es ungeniessbar ist. Katzen stehen unter dem Schutz der Jagdgesetze und wer eines dieser Thiere tödtet, muss als Strafe jedem Kinde im Dorf eine kleine Quantität Salz geben. —

7. Gumu Gosain wird durch Fasten verehrt, wer ihn sich geneigt machen will, darf Nichts im eigenen Hause Bereitetes essen, darf auch vom Opferfleisch Nichts geniessen.

8. Tschamda Gosain ist ein hoher Gott, nur reiche Leute können ihm opfern. Der Augur muss bestimmen, was zum jedesmaligen Opfer nöthig ist, und der Opfernde muss sich seinen Anordnungen durchweg fügen. Manchmal kostet's bis 12 Schweine und ebensoviele Ziegen nebst den entsprechenden Quantitäten Oel und Reis. Der Gott selbst besteht aus drei Bambusstangen, an welchen lange Streifen Rinde, welche an den Enden roth und schwarz gefärbt sind, als Fahnen befestigt werden, an der ersten 90, an der zweiten 60 und an der dritten 20, ausserdem sind sie mit Pfauenfedern geschmückt. Diese Stangen werden als der Gott vor dem Hause des Opfernden aufgestellt und Tschamda Gosain erhält nun die Opfergaben. Nach Beendigung des Festessens belustigen sich die Gäste mit Tanz und Spiel, aber drei von ihnen stützen abwechselnd die drei Stangen. Am Morgen werden im Hause und auf dem Felde des Opfernden besondere Sacrificien veranstaltet, um Segen auf das zu erflehen, was in beiden erzeugt wird, nämlich Nachkommen und Ernten. Wo die Altare standen, werden mit Blut besprengte Makmamzweige aufgestellt und endlich die Bambusstangen innerhalb des Hauses am Dach aufgehangen, zum Beweise, dass der Besitzer die von ihm verlangten Opfer vollständig dargebracht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mittheilungen.

Bacarisse. Du sacrum suivant le sexe et suivant les races. Thèse pour le doctorat en médecine. Paris, imp. Parent 1873.

Bei der Vernachlässigung, welche bei unsern anthropologischen Studien im Vergleich zum Schädel sämmtliche übrigen Knochen des Skeletts, auch das Becken nicht ausgeschlossen, im Allgemeinen erfahren haben, muss das Erscheinen jeder Arbeit über einen bisher nicht der Beachtung gewürdigten Knochen unsere aufrichtige Freude erwecken, selbst wenn dieselbe wie die

uns heute vorliegende nach der Ueberzeugung des Ref. nicht das leistet, was man mit Recht von derlelben hätte erwarten dürfen. Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, das Kreuzbein nach seinen geschlechtlichen und Rassen-Verschiedenheiten möglichst eingehend zu studiren; dazu stand ihm das reiche Material der Pariser Museen (über 200 Kreuzbeine) zur Verfügung. Nach einer kurzen Schilderung der bekannten anatomischen Verhältnisse, wendet sich der Verf. der Frage zu, wieviel Wirbel gehen in die Bildung des Sacrums auf? und findet folgende Zahlen: unter 146 Kreuzbeinen von Erwachsenen waren 85 mit fünf Wirbeln, 45 mit sechs vollständigen Wirbeln und 8 mit fünf vollständigen und einem sog. Uebergangswirbel; bei den übrigen 8 war die Zahl der Wirbel nicht zu bestimmen. Es folgt darauf eine längere sorgfältige Auseinandersetzung über Uebergangswirbel. Unter 79 männlichen Sacra bestanden 37, d. h. nahezu die Hälfte, aus 6 Wirbeln, unter 53 weiblichen dagegen nur 13, d. h. ein Viertel. An diese mehr einleitenden Betrachtungen schliesst sich die Untersuchung der Rassen-Verschiedenheiten. Verf. nimmt eine Anzahl von Längen- und Breitenmaassen, berechnet aus diesen für die einzelnen Völker, mit Auseinanderhaltung der Geschlechter, die Mittelzahlen — daneben giebt er auch die Maxima und Minima an, dagegen vermissen wir eine Tabelle mit den Einzelmaassen — und vergleicht dann die so gewonnenen Zahlen mit einander, z. B. die Breite an der Basis mit der Höhe. Statt hier jedoch nach der aus der Craniometrie geläufigen Methode der Indices zu verfahren, statt also die einzelnen Werthe auf einander zu reduciren, werden nur absolute Differenzen berechnet und aus diesen die Verschiedenheiten zwischen den Geschlechtern einer Rasse wie zwischen den verschiedenen Rassen zu ermitteln gesucht. Ein Beispiel möge dies erläutern:

Unterschied zwischen der Breite an der Basis und der Breite am obern Beckeneingang: — Beim Manne beträgt der mittlere Unterschied + 7·65, der geringste + 3, der grösste + 19.

Bei der Frau beträgt der mittlere Unterschied + 3·53, der geringste 00, der grösste + 9.

Schlussfolgerung: — Ueberall, wo bei einem Kreuzbein (mit fünf Wirbeln) die Breite an der Basis weniger als 3 Millimeter kleiner ist als die Breite am obern Beckeneingang, kann man schliessen, dass das Sacrum einer Frau angehört hat. Umgekehrt kann man immer schliessen, dass man es mit einem männlichen Sacrum zu thun hat, wenn die Differenz mehr als 9 Millimeter beträgt.“ (S. 20).

Wegen der einzelnen Zahlen müssen wir auf das Original verweisen. Die Angaben beziehen sich ausser 78 europäischen Kreuzbeinen auf ein arabisches, 10 ägyptische, 8 amerikanische, 2 chinesische, 2 türkische, 2 polynesische, 2 lappländische, 2 tschudische, 17 melanesische, 3 australische, 4 ostafrikanische und 13 westafrikanische Neger, 2 Buschmann- und 2 Mulatten-Sacra.

Zum Schluss fasst Bacarisse seine Ergebnisse in folgenden Worten zusammen:

1. „Bei allen Rassen, einige Negerrassen ausgenommen, sind alle Dimensionen des Kreuzbeins, mit Ausnahme einer einzigen, durchgängig beim Manne grösser als beim Weibe. Diejenige, welche die Ausnahme macht, ist die Breite am obern Beckeneingang, die bei der Frau immer grösser ist als beim Manne.

2. Der Unterschied zwischen der Breite an der Basis des Sacrums und der Höhe ist bei der Frau grösser als beim Manne. Das Umgekehrte gilt von dem Unterschied zwischen der Breite an der Basis und der Breite am oberen Beckeneingang.

3. Die hintere Breite (Entfernung der Spitzen der Querfortsätze des ersten Sacralwirbels) ist beim Manne im Allgemeinen grösser als die untere Breite (Entfernung der tiefsten Punkte der facies auricularis des Sacrums). Umgekehrt ist es beim Weibe. Ferner sind die Querfortsätze des ersten Sacralwirbels beim Weibe einander mehr genähert als beim Manne.

4. Was die Autoren auch darüber gesagt haben mögen, im Allgemeinen ist bei allen Rassen das männliche Kreuzbein stärker gekrümmt als das weibliche.

5. Im Allgemeinen erreicht die Breite an der Basis ihr Maximum bei den weissen Rassen, besonders bei den Europäern; dann folgen die gelben Rassen und endlich die schwarzen.

6. In der Höhe besteht grosse Mannichfaltigkeit. Die afrikanischen Neger erreichen die grösste Höhe unter den Kreuzbeinen mit sechs Wirbeln, die Europäer unter solchen mit fünf.

7. Der Unterschied zwischen der Breite an der Basis und der Höhe (ich rede hier nur von Kreuzbeinen mit fünf Wirbeln) ist bei den weissen Rassen sehr gross, geringer bei den gelben, noch geringer und sehr gering bei den schwarzen Rassen, unter denen man auch Sacra trifft, wo die Höhe grösser ist als die Breite.

8. Die Breite am obern Beckeneingang erreicht ihr Maximnm bei den weissen Rassen, dann folgen die gelben und darauf die schwarzen, zuletzt die ostafrikanischen Neger.

9. Die Krümmung des Sacrums ist bei den weissen Rassen am stärksten, besonders bei den Europäern, dann folgen die gelben Rassen; und die flachsten Sacra findet man bei den schwarzen.

Miscellen und Bücherschau.

v. A. B.

Oesterley: Romulus, die Paraphrasen des Phädrus und die aesopische Fabel im Mittelalter. Berlin 1870.

Parallel mit der, durch mindestens fünf Jahrhunderte hindurchgehenden, Entwicklung der im engern Sinne als das Werk des Romulus zu bezeichnenden Sammlung, (der Paraphrasen des Phädrus) hat noch eine bei weitem reichere und mannigfaltigere Ausgestaltung dieses Grundwerks statt gefunden, eine Ausgestaltung, die den Romulus gradezu als den Vater der Aesopischen Fabel im Mittelalter erscheinen lässt.

Hettinger: Die kirchliche Vollgewalt des apostolischen Stuhl's. Freiburg i. B. 1873.

Sehen wir auf den letzten Grund der Unfehlbarkeit, so kann dieser überhaupt kein anderer sein, als die Thätigkeit des heiligen Geistes, betrachten wir die Wirkung derselben, so ist diese der Ausschluss jedweden Irrthums bei dem, dem die Unfehlbarkeit auf einem bestimmten Gebiete zukommt. Unter diesem doppelten Gesichtspunct fällt die Unfehlbarkeit des kirchlichen Lehramtes mit jener, welche die Inspiration verleiht, zusammen.

Lubbock: Die vorgeschichtliche Zeit (übersetzt von Passow), Bd. 5, Jena 1874.

Im Anschluss an die prähistorischen Funde werden die ethnologischen Verhältnisse besprochen, um aus den Zuständen der jetzigen Wilden die correspondirenden Daten in der vergangenen Zeitläuften zu finden. Auf den ersten Band dieses genugsam bekannten und in der jetzigen Uebersetzung durch Prof. Virchow eingeleiteten Werkes ist bereits aufmerksam gemacht.

Dufour: La dance macabre des S. S. Innocents de Paris. Paris 1874.

In der „Journal d'un Bourgeois de Paris sous Charles VII." betitelten Chronik heisst es: „L'an 1425 fut faicte la Dance macabre à Saint-Innocent, et fut commencée le moys d'aoust et achevée au carême ensuivant"; machabé, qui signifie „la chair quitte les os", (dans l'hebreu) a son derivé en arabe, maqbarah, maqbourah et maqhaber.

Jubainville: La déclinaison latine. Paris 1872.

La cause qui a motivé la création de la plupart des formes de la déclinaison latine a cessé d'exister dès le commencement de la période mérovingienne, car la seule raison d'être d'un organe, c'est la fonction à laquelle il est destiné, cependant les formes grammaticales inutiles subsistèrent pendant les trois siècles que dura la période mérovingienne. Ce fut seulement pendant la période carlovingienne que la simplification des formes mit le matérial grammatical en harmonie avec la simplification des idées. Alors le français naquit.

Moos: Beiträge zur normalen und pathologischen Anatomie und Physiologie der Eustachischen Röhre. Wiesbaden 1874.

Der musculus levator veli palati ist wesentlich für ein Verengerer der Tuba zu halten.

Labrosse: Indicateur des routes maritimes de l'océan pacifique, des mers de Chine et de l'Australie etc. Paris 1874.

Der Aequatorial-Strom des Pacific wurde durch Duperrey's Arbeiten festgestellt (§. 27), le contre-courant équatorial est un courant fort peu régulier, portant vers l'Est (§. 26).

Mühbaur: Geschichte und Bereitung der Wachs-Lichte bei kirchlichen Functionen. Augsburg 1874.

Die Oratio ad luminaria benedicenda bezog sich nicht auf Wachskerzen (wie bei der Weihe am Feste Mariae Lichtmess), sondern auf ein neues Licht mittelst eines Feuersteins hervorgebracht, an dem man, nachdem es geweiht war, die Kerzen anzündete, ein Verfahren, das noch zu den Zeiten des hlg. Bernhard vorkam (S. 151). Wofür sie gut sind, ad effugandos daemones, contra fulgura, ad sanitatem u. s. w., sagt Baruffaldus. Während der Weihe der Osterkerzen (vom Diakon mittelst eines wächsernen Triangels oder sog. Arundo angezündet) „werden auch die Lampen wieder neu angezündet" [in der Feuer-Erneuung]. Die Kerzen sollen von gutem reinem Brennwachs sein, weil dieses an den „guten Wohlgeruch Christi" erinnert (S. 198) und gegen die Verfälschung mit Paraffin erliess das Hochwürdige Ordinariat in Augsburg eine Verfügung (1862). Auch ist vor dem schlechten Wachs der Seelnonnen zu warnen.

Paul: Gregorius von Hartmann von Aue. Halle a. S. 1873.

Dass die Grundlage der Legende in der Oedipussage zu suchen ist, „unterliegt keinem Zweifel."

Monographie des apokalyptischen Thieres. Alt-Tschau b. Neusalz a. O. 1872.

Der 12. Mai 1840 bildet den Zeitmoment des Auftretens des achten Königs (und das Jahr 1840 kann als Epoche für Louis Napoleon betrachtet werden). Auf die Frage, was das Sonnenweib ist (in der siebenten Posaune entstanden) lautet Leutwein's Bescheid: „Es ist die im Jahr 1777 erneuerte evangelische Brüdergemeinde."

Murray: The Ballads and Songs of Scotland. London 1874.

Getheilt in legendary, social, romantic, historical.

Goeppert: Ueber neue Vorgänge bei dem Veredlen von Bäumen und Sträuchern. Cassel 1874.

Alle über der Demarkationslinie vorkommenden Entwicklungen gehören dem Pfröpfling, alle darunter befindlichen dem Mutterstamme oder dem Wildling an.

Adam: De l'harmonie des voyelles dans les langues altaiques. Paris 1874.

L'harmonie vocalique ayant pour fonction de transformer des radicaux en suffixes, et l'histoire attestant que ce travail s'est poursuivi depuis le XII. siècle jusqu'à nos jours, nous sommes en mesure de résoudre le problème relatif à l'antiquité de la loi d'harmonie.

Acton: Zur Geschichte des vaticanischen Concils. München 1871.

Die Meinungen, welche Pius IX. angelegentlichst geltend machte, waren nicht das Ergebniss seiner eigenen Erwägungen. Sie gehörten vielmehr zu den Lehren einer grossen Parthei, welche emsig ihre eignen Ziele verfolgte.

Jäger: Beiträge zur Geschichte der doppelten Buchhaltung. Stuttgart 1874.

Dass die doppelte Buhhhaltung wirklich eine Erfindung der Italiener ist, geht aus dem Werk des Dominicus Manzoni (in Venedig) hervor und folgt dann dem auf S. 3—98 u. s. w.

Montané: Etude anatomique du Crâne chez les Microcéphales. Paris 1874.

Parmi les huit crânes qu'il nous a été donné de décrire, cinq ont été réunies par les soins de M. Broca, dans le laboratoire qu'il a créé à l'Ecole pratique. Les trois autres font partie de la magnifique collection du Muséum.

Schilling: Die beständigen Strömungen in der Luft und im Meer. Berlin 1871.

Die Beständigkeit, mit welcher die grossen oceanischen Strömungen und der Passatwinde sich bewegen, und die Analogie, welche zwischen beiden herrscht, berechtigt uns zu glauben, dass gerade diese Strömungen weniger dem Einflusse verschiedener Nebenursachen ausgesetzt sind und sich daher ganz besonders zum Studium der allgemeinen Strömungsgesetze eignen.

Halévy: Mélanges d'épigraphie et d'archéologie sémitiques. Paris 1874.

Les pages qui suivent ont pour but de soumettre à un nouvel examen tous les textes sémitiques contraversés.

Brachet: Grammaire historique de la langue française. X. édition.

La marche de la langue et celle de la nation sont parallèles, et ont subi l'une et l'autre la même révolution. Il y a des dialectes tant que les grands fiefs subsistent, il y a des patois quand l'unité monarchique absorbe ces centres locaux, la centralisation progressive dans le gouvernement et la création d'une capitale donnent l'ascendant à un des dialectes, non sans quelque influence de tous les autres sur celui qui triompha. Cette révolution est achevée au XIV. siècle.

Sawicki: Idées nouvelles sur la création. Lahore 1874.

Le soleil est formé de la matière chaotique, rendue par l'électricité jusqu'à une certaine profondeur fluide et incandescente, comme la lave que vomissent nos volcans, enveloppant la matiére chaotique légère.

Bohm: Die Schafzucht nach ihrem rationellen Standpunct. Berlin 1873. 1. Theil.

Der erste Theil (Wollkunde) behandelt in der Histologie des Wollhaars die Gewebelehre (S. 27—87) der Haut, das Haar (Haarwechsel (S. 121—131). Die Racebilder sind vom Thiermaler Leutemann angefertigt.

Perles: Die rabbinische Sprach- und Sagenkunde. Breslau 1873.

Im zweiten Abschnitt wird das Eindringen rabbinischer Sagen in die arabische Märchenliteratur behandelt.

Minayef: Grammaire Palie (traduit par Guyard). Paris 1874.

Le mot pâli (texte) dérive probabalement de la racine path (lire).

Luzel: Chants populaires de la Basse-Bretagne. Vol. I. Lorient 1866—74.

Les Gwerziou comprennent les chansons épiques, les Loriau c'est la poésie lyrique.

Lecesne: Les Armoiries dans les troupes romaines. Arras 1873.

Au berceau de Rome, nous voyons les gentes porter des emblèmes particuliers, l'animal consacré au dieu spécial de la gens, comme la colombe des Julius, ou bien la plante cultivée spécialement par cette gens, comme la fève des Fabius, qui leur a donné son nom. [als Totem]

Taubert: Der Pessimismus und seine Gegner. Berlin 1873.

Der Verfasser gelangt im Cap. X zu der wichtigsten aller auf den Pessimismus bezüglichen Fragen: wie es möglich sei, nach Erkennung der Glückslosigkeit des Daseins fortzuleben, (und liegt die Lösung dafür im Buddhismus zu offen auf der Hand, als dass sie einer Erörterung bedürfte.)

Daviaud: L'art et l'industrie. Paris 1874.

Jadis, c'est-à-dire avant la liberté du travail et avant l'organisation moderne, qui en fut la conséquence, le compagnon, l'artisan, l'artiste n'étaient separés, que par des nuances, que les maîtres eux-nèmes ne cherchaient pas à accentuer.

Benjamin; Das Schächtfach. Leipzig 1874.

„Methodisch bearbeitet", wie der Titel besagt, so dass das „Schleifen des Schächtmesser" auf vier Seiten abgehandelt wird, dann das „Prüfen" desselben „planmässig" und schreitet das Erlernen dessen „stufenmässig fort". Der nächste Paragraph ist dann der „Haltung des Schächtmessers", der folgende (auf 3 Seiten) seiner „Führung" u. s. w. gewidmet. „Dennoch aber meint das Buch nicht das Quellenstudium zu verkümmern", sondern gegentheils dazu anzuregen. „Nach der Lehre unsrer Weisen würde das Blut im Thiere derart erstarren, dass es nachher durch Wasser und Salz nicht herauszubringen ist" (S. 47), wenn die erste der fünf Schächtvorschriften (Vermeiden des Pausirens) verletzt sein sollte. Nebst Holzschnitten ist eine grosse farbige Tafel beigegeben, worauf Köhn die Lunge mit Allem, was dabei zu beachten ist, anschaulich hingezeichnet hat.

Jacolliot: Christna et le Christ. Paris 1874.

in drei Abtheilungen: Essais sur quelques Mythes Religieux de l'Inde; La Mythe de l'incarnation; Christna et le Christ (im Styl einer Wiedergeburt Wilford's).

Varigny: Quatorze ans aux iles Sandwich. Paris 1874.

Les missionaires (1826) prétendaient fonder le règne de la Bible et inaugurer un essai de gouvernement théocratique. Les intentions pouvaient être bonnes, mais les résultats étaient fâcheux.

Talbert: Du dialecte Blaisois. Paris 1874.

La langue est fixée par les gens lettrés; elle ne l'est pas pour le paysan. Aussi toutes les fois que son idiome traditionnel ne rend pas bien sa pensée, ne se gêne-t-il pas pour créer de nouvelles expressions.

Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution Washington 1873.

Neben einer Reihe (zum Theil übersetzter) Abhandlungen schliesst ein Appendix der Abtheilung „Ethnology" mit einer Reihe kleinerer Artikel über indianische Funde und Ausgrabungen in verschiedenen Staaten (S. 409—435).

Rassow: Forschungen über die Nikomachische Ethik des Aristoteles. Weimar 1874.

Insofern stimmt Aristoteles dem Socrates bei, dass bei vollkommen ungestörtem und klarem Bewusstsein in dem, was die Pflicht gebietet, nicht leicht Jemand dieser zuwider handeln wird, aber er hält es für möglich, dass durch den berückenden und bethörenden Einfluss der Begierde und Leidenschaft eine solche Schwächung jenes Bewusstseins herbeigeführt wird, dass der Mensch vor dem Bösen nicht zurückschrickt.

Wortmann: Notice historiqne sur les inventions et les perfectionnements faits à Génève. Génève, Bâle, Lyon 1873.

Horlogerie S. 30—42.

Rosny, de: Eléments de la Grammaire japonaise. Paris 1873.

L'écriture vulgaire hira-kana (écriture facile) dérive de l'écriture chinoise appelée tsao-chou und bei gewissen Zwecken wird (für besondere Hervorhebung) damit das kata-kana (écriture des fragments) verbunden.

Beschreibende Ethnologie Bengalens.

Aus officiellen Documenten zusammengesetzt von Colonel Dalton, Regierungs-Commissair von Chutia-Nagpur, deutsch bearbeitet von Oscar Flex, Gossnerscher Missionar in Ranchi. 1873.

Priester. Die Malers hatten früher Priester, Maiyas oder Laiyas, die priesterlichen Functionen werden aber jetzt von den Demanos verrichtet, welche ursprünglich Auguren waren. Sie werden durch Inspiration gewählt und halten sich nach ihrer Berufung einige Tage im Walde auf, um in der Einsamkeit mit Bedo Gosain zu verkehren. Der Demanos lässt sein Haar wachsen, denn wenn er es verschnitte, so würde die Gabe der Divination von ihm weichen; den Besitz dieser Gabe muss er durch Vorhersagen eines Ereignisses beurkunden, ehe er den vollen Grad der Priesterschaft erhält. Die Ehe ist ihm gestattet. Seine Ernennung wird vom Mandschi des Dorfes bestätigt, welcher einen Faden von rother Seide mit Muscheln behangen um seinen Hals hängt und einen Turban um sein Haupt windet.

Bei den Büffelopfern, welche von Zeit zu Zeit vom Mandschi dargebracht werden, muss er gegenwärtig sein. Der Dorfherr sitzt bei dieser Gelegenheit auf einem Ehrensitz unter dem Makmambaum. Er nimmt aus den Händen des Priesters eine Quantität Reis und streut die Körner umher, welche von allen, die von bösen Geistern besessen zu sein glauben, aufgegriffen werden. Diese Besessenen werden gebunden, bis die Büffel getödtet sind, dann öffnet man ihre Bande und lässt sie von dem Opferblut trinken, welches sie heilt. — Die Schädel der bei diesen Opfern geschlachteten Büffel werden mit den Jagdtrophäen des Mandschi vor seinem Hause aufgestellt. — Das Fleisch der Thiere wird von den zum Opferfest Geladenen gegessen, die Frauen dürfen aber nur das Fleisch eines Thieres essen, welches auf besondere Weise, nämlich durch einen Schlag in die Seite, getödtet worden. —

Divination geschieht auf zweierlei Weise, entweder durch das Besprengen von Belblättern mit Blut, Satani genannt, oder durch das Beobachten

der Oscillationen eines Pendulums, welches Verfahren unter dem Namen Tscherin bekannt ist. —

Verjagen der Krankheitsgeister. Colonel Sherwill fand auf den Radschmahalbergen im dichtesten Walde freie Plätze, auf denen eine Art Galgen stand, an dessen Querbalken alte Körbe, Kürbisflaschen, Töpfe, alte Reismörser, Besen und dergl. aufgehängt waren, an andern Stellen hingen alte Waffen, und in der Nähe standen Gefässe mit Blut und Spirituosen gefüllt. Hier hatte man den Geist einer unter dem Vieh oder den Bewohnern des nächsten Dorfes ausgebrochenen Epidemie verjagt. Die Uraus und Nagpur sammeln bei solchen Gelegenheiten alle alten Besen und Töpfe im Dorfe und tragen sie an den Grenzweg oder werfen sie über die Grenze des Ortes, um so den Geist auf ein anderes Gebiet zu versetzen. —

Schlafstellen. Auch die Sitte, die Jugend des Dorfes in besonderen Burschen- und Mädchen-Häusern unterzubringen, welche wir bei den Uraus erwähnt haben, findet sich bei den Malers. —

Gestalt und Kleidung. Der Maler ist kurz und leicht gebaut, seine Züge tragen einen weichen tamulischen Typus. Nase etwas breit nach unten, Nasenlöcher mehr rund als elliptisch, Lippen voll, aber Mund und Kinn gut gebildet, Augen arisch oder cirkassisch. Haltung und Gang aufrecht und leicht. Die Malers sind reinlicher als die Uraus; sie halten ihr Haar stets sauber geölt. Die Frauen lassen neben dem schon bei den Kolhs und Uraus erwähnten Haarknoten am Hinterkopf zwei Locken herabfallen. Bunte Farben der Gewande und rothe Corallenschnüre sind besonders beliebt. —

Heirathsceremonie. Die jüngere Bevölkerung des Dorfes lebt im freiesten Umgange mit einander und man sagt, dass die Liebesverhältnisse der Burschen und Mädchen oft ganz romantischer Natur seien. Sobald aber ein Paar die Grenzen der gestatteten Liebe überschritten, so werden sie ausgeschlossen und sie dürfen nur, nachdem ihr Fehltritt durch Opferblut gesühnt worden, in die Gesellschaft wieder aufgenommen werden. — Am Hochzeitstage begiebt sich der Bräutigam mit seinem Gefolge nach dem Hause der Braut. Hier wird eine Festmahlzeit eingenommen und nach Beendigung derselben vereinigt der Vater des Mädchens die Hände der Liebenden. Der Bräutigam bezeichnet die Stirn der Braut vermittelst des kleinen Fingers der rechten Hand mit Vermilion, hakt dann den Finger in den kleinen Finger ihrer rechten Hand und führt sie so nach seinem eignen Hause. —

Polygamie ist erlaubt, und wenn ein Mann mehrere Frauen hinterlässt, so werden sie das Eigenthum seines Bruders oder seiner Cousins.

Todtenbestattung. Die Leiche eines Demanos wird auf einer Bambusbettstelle in den Wald getragen und, mit Zweigen nad Blättern zugedeckt, unter dem Schatten eines Baumes stehen gelassen. Der Geist des verstorbenen Priesters würde, wenn seine körperliche Hülle nach Art der andern Sterblichen auf dem Dorfbegräbnissplatz bestattet würde, keine Ruhe haben. Die Leichen der an ansteckenden Krankheiten Gestorbenen übergiebt man gleich-

falls der Waldeinsamkeit. Andere Todte werden begraben. Ein Steinhaufen bezeichnet gewöhnlich die Grabstätte. Ueber dem Grabe eines Häuptlings wird eine Hütte errichtet mit einem Gehege und nach dem Begräbniss werden die Diener und Vasallen 5 Tage lang gespeist. Nach Ablauf eines Jahres findet ein zweites Todtenmahl statt, und wenn einer der Männer während dieser Zeit seine Frau verloren haben sollte, so darf er nicht gleich wieder heirathen, auch darf das Eigenthum des Verstorbenen nicht vertheilt werden, bis das zweite Mahl gehalten worden ist. —

3. Abtheilung. Die Gonds.

Das alte Land Gondwana erstreckte sich vom Vindhyagebirge bis zum Godaveri mit Einschluss des Satpura-Höhenzuges. Jetzt finden sich Colonien der Gonds in den abhängigen Mahals von Katak im Osten, wo sie mit den Kandhs und den Sauras oder Savaras zusammen treffen, und im Westen reichen sie bis nach Khandish und Malwa, wo sie die Bhiko berühren. Die Gonds sind die am stärksten vertretene Race unter den in diesen Strichen ansässigen Aborigines, ihre Zahl belief sich nach einem 1867 aufgenommenen Census auf ein und eine halbe Million, während die Bhilo nur 25,454 uud die Kurkurs und Kolhs 39,114 Seelen zählten.

Geschichtliche Notizen. Die Bevölkerung Gondwanas war vor der Einwanderung der Arier in kleinen Niederlassungen zerstreut, welche durch massige Strecken Urwaldes und unbewohnte Hügelketten von einander getrennt waren. Sie wurde von zahlreichen Häuptlingen, welche oft Conföderationen bildeten, noch öfter aber mit einander in Krieg verwickelt waren, beherrscht, bis die arischen Krieger und Weisen die Wildniss durchdrangen und die Wilden durch ihre Kühnheit und Weisheit in Erstaunen setzten. Brahmanischer Einfluss färbte bald den primitiven Paganismus ohne ihn zu zerstören. Die Chiefs der Gonds und die Intelligenteren ihrer Unterthanen nahmen, was sie von den neuen Lehren begreifen konnten, an, aber die dienende und arbeitende Klasse blieb wie sie war und wie wir sie jetzt noch finden. —

Die Hindu-Eroberer der Gonds werden von der Tradition als Radschputs bezeichnet. Sie verbanden sich in vielen Fällen mit den Familien der chiefs, woraus eine vornehmere Klasse von Gonds entstand, welche sich auch Radschputs oder Radschgonds nannten und mehrere Königreiche aufrichteten. Das nördlichste dieser Reiche hatte Manala und Garha (in der Nähe des jetzigen Dschabalpur) zur Hauptstadt, und beherrschte den grösseren Theil des Narbadda Thals. Die Residenzen der mittelländischen Königreiche waren in Deogarh am südlichen Abhange des Satpuragebirges und in Kherla. Das eine umfasste die jetzt zu Nagpur gehörigen Ebenen und das andere das Thal des Baitul mit den berühmten Forts Gavitgarh und Narnala. Das südlichste dieser Reiche hatte seinen Mittelpunkt in Tschanda am Wardhafluss mit einem grossen Ländercomplex, dem Gebiet des Godavery. Diese 4 Dynastien bestanden noch bis kurze Zeit vor der Bildung des Mogul Reiches. —

Die Herrschaft der Hindus in Gondwana und Central-Indien verlor viel von ihrer Macht während der Sektenkriege der Buddhisten und Brahmanen. Die Gond-Häuptlinge benutzten die Gelegenheit, ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, was ihnen auch gelang, bis die Muhamedaner sie tributpflichtig machten, und die Mehrzahl zwangen, den Islam anzunehmen. —

Wir finden also unter den Gonds Familien, welche ihren ursprünglichen Sitten und ihrem alten Glauben treu blieben, andere, welche mehr oder weniger hinduistische Religionssätze angenommen, ohne ihre alten Götter ganz und gar zu verlassen, noch andere, welche die Brahmanerschnur tragen und vollständig Hindu geworden und endlich solche, die zum Muhamedanismus übergetreten. — Bei Aufnahme des Census wurden wahrscheinlich viele von den letztgenannten Klassen als Hindus und Muhamedaner aufgeschrieben, so dass die eigentliche Stärke der Gonds mehr als anderthalb Millionen beträgt, und wenn man die Gonds in Bengalen und Madras dazu rechnet, so erhalten wir eine Gondbevölkerung von beinahe drei Millionen. Die zu Bengal gehörigen Gonds, mit denen es diese Ethnologie zu thun hat, sind fast durchweg hinduisirt und haben ihre Sprache sowie jegliche Kenntniss der Sitten ihrer Race verloren. Um daher die charakteristischen Kennzeichen der Urrace zu finden, sind die Gonds der Central-Provinzen einer näheren Untersuchung zu unterziehen.

Stämme. Sie werden in 12 und einen halben Stamm getheilt: 1. Die Radschgonds, 2. Raghawal, 3. Dadave, 4. Katulya, 5. Padal, 6. Dholi, 7. Odjhyal, 8. Thotyal, 9. Koilabhutal, 10. Koikspal, 11. Kolam, 12. Madyal und eine niedrigere Klasse Padals als Halbstamm. Von diesen gelten die ersten 4 oder 5 als reine Gonds, Koitor genannt. Die Dholis haben ihren Namen von den grossen Trommeln, Dhola — auf denen sie musiciren, erhalten. Die Odjhals sind Auguren (Odjha — Eingeweidedeuter). Thotyal heisst „verstümmelt“, und bezeichnet den Namen der Sänger. Die Khoilabhutals erziehen ihre Töchter zu Tänzerinnen und Feildirnen. Die Koikopal sind Hirten. (Hindi = Gaipal = Heerdenhüter.) Unter den wenigen hinduisirten Stämmen sind Prostitution und handwerksmässiges Tanzen und Singen unbekannt, die ächtesten Stämme sind die Kolam und die Marias, welche die typischen Eigenthümlichkeiten der Gonds am besten conservirt haben.

Die Kolams finden sich südlich vom Wardhafluss. Sie verheirathen sich nicht mit andern Gonds und ihre Sprache zeigt eine beträchtliche Verschiedenheit von der der letzteren. Es gilt bei ihnen für fashionable die Braut zu entführen, und die Etiquette erfordert, dass, während die Entführung, welche die Freundinnen der Braut nach Kräften zu verhindern suchen, geschieht, die Männer des Orts sich nicht im Geringsten um die Angelegenheit kümmern.

Die Marias leben noch südlicher um Tschanda und Bastar; der Name ist abgeleitet von dem Gondiwort Mara, sie heissen auch Dschorias von Dschodi — Bach, ein Name, welchen auch die Goldwäscher in Tschutia Nagpur tragen und sich dadurch wahrscheinlich als Gonds kennzeichnen. —

Diese Marias sind so scheu, dass es selten jemandem gelingt, sich ihnen zu nähern, sogar der Beamte, welcher die Steuern einfordert, darf das Dorf nicht betreten. Er zeigt seine Ankunft durch Trommelschlag an und zieht sich zurück. Die Abgaben werden dann auf einen vorher bestimmten Platz niedergelegt und später von dem Steuereinnehmer fortgeschafft. —

Sie tragen wenig Kleidung, beschmieren die Haut mit Asche und lassen das Haar gewöhnlich wild wachsen. Ihre Ohren sind oft mit einer Menge Ringen geschmückt, um die Hüfte tragen sie einen Gürtel von kleinen Muscheln oder zusammengedrehten dünnen Stricken, an dem ein Tabaksbeutel und ein blosses Messer herabhängen. Eine von den Schultern herabhängende Axt oder Bogen und Pfeile vervollständigen die äussere keineswegs einnehmende Erscheinung eines Maria.

Gebräuche. Nach der Geburt eines Kindes muss die Mariafrau einen Monat abgeschlossen bleiben. Die Burschen des Dorfes müssen, wie bei den Uraus in einem besondern Gebäude schlafen. Den Hochzeiten geht eine Verlobung voraus, die Wahl der Braut liegt in den Händen der Aeltern, Divination zeigt an, ob die getroffene Wahl gut ist oder nicht; zwei Reiskörner, welche Bräutigam und Braut darstellen, werden in eine Wasserschüssel geworfen, kommen die beiden Körner zusammen, so ist die Wahl glückbringend, schwimmen sie auseinander, so wird ein anderes Mädchen gewählt. Der Durchschnittspreis für ein Mädchen ist Rs. 14 und 2 für den Vater, um das zum Hochzeitsessen nothwendige Schwein zu kaufen. — Wenn der Preis gezahlt ist, macht die Braut Abschiedsbesuche bei ihren Freundinnen, die sie nach ihren Mitteln beschenken. Capt. Samuells wohnte einer Gond-Hochzeit unter den Mnasis (siehe Gruppe VII. Abth. 8.) bei, welche besonderen Eklat durch die Erscheinung zweier Besessenen erhielt, in die der Tigergott „Baghèshwar" gefahren war. Sie fielen über ein Zicklein her und zerfleischten es lebendig mit ihren Zähnen. Der Brautvater beschwor den Gott, indem er einem jeden der beiden Besessenen erst eine Quantität Reisbier und darauf ein Mass voll geschmolzener Butter die Kehlen hinabgoss, worauf sie ruhig wurden.

Religion. Die wilden Gonds theilen sich in Sekten, welche je nach der Zahl der Götter, die sie verehren, benannt werden. Ein Fünfgottanbeter gab folgende Namen seiner Götter an: 1. Pharsi Pen oder Dula Dewa. 2. Nurma. 3. Gangara. 4. Kaytal. 5. Badiatal. Der erste dieser Götter ist der Gott des Krieges, wird aber unter seinem zweiten Namen als Schutzgott des Hauses verehrt. Der dritte Gangara ist Budha und seine Einführung datirt wahrscheinlich von der Zeit her, in welcher der Budhismus die Oberhand gewann. — Jeder Gott hat sein besonderes Symbol: Dula Deo eine Streitaxt am Baume befestigt — Nurma ein rundes Holzstück — Gangara 4 Glieder einer eisernen Kette — Raytal und Badhiatal eine aus Eisen geschmiedete Tigergestalt. Doch versehen runde Steine denselben Dienst. Manche Dörfer haben am Eingang auch zwei Holzpfosten von ungleicher Höhe, welche

den männlichen und weiblichen Schutzgeist des Ortes darstellen. Ueber all' diesen Gottheiten haben sie den einen gemeinsamen Gott Burha Deo oder Bara Deo, genannt „der alte oder der grosse Gott“.

. Feste. Zu Ehren des eben erwähnten Gottes wird jährlich ein Fest gefeiert, bei welchem die Erwachsenen im nächsten Walde um einen Asa-Baum (terminalia tomentosa) einen Platz reinfegen und daselbst vor einem Altar, auf dem das Symbol des Bara Deo steht, ihr Opfer bringen. Ein „Ban-bhojan“ (gemeinschaftliches Essen im Walde) zu dem Jeder beiträgt, vereinigt am Ende die Opfernden. Früher brachten sie dem Gott Menschenopfer.

Bestattung der Todten. Die ächten Gonds verbrennen die männlichen Erwachsenen, die Frauen und Kinder werden begraben. Die Trommel ruft die Dorfbewohner zusammen. Die Leiche wird in aufrechter Stellung an einen Mahwabaum gebunden und so verbrannt. Die Asche wird an einem Wege begraben, und auf den Leichenstein der Schwanz des Rindes gesteckt, welches zum Mahl für die Anwesenden geschlachtet worden, damit erwiesen sei, dass die Obsequien gebührend gefeiert worden sind.

Hexenglaube. Wie bei den Kolhs und Uraus findet sich auch bei den Gonds der Glaube an Hexerei und die Kraft des bösen Blicks. Hat man Verdacht, dass der Tod einer Person durch dergleichen entstanden, so wartet man mit der Bestattung der Leiche, bis sie den Uebelthäter angezeigt. Die Verwandten bitten dieselbe flehentlich, das zu thun und man glaubt, dass, wenn die Person wirklich durch die schwarze Kunst einer dritten um's Leben gekommen, die Leiche ihre Träger zwingt, sie zu dem Hause des Betreffenden zu tragen. Geschieht dies drei Mal, so wird der Eigenthümer des Hauses verurtheilt, sein Haus dem Boden gleich gemacht und er selbst aus dem Distrikt getrieben. —

Charakteristika. Flache Nase — dicke Lippen — glatte Haare — kurz und untersetzt gebaut. Merkwürdig, dass sie bis in's höchste Alter gesunde Zähne und schwarze Haare behalten. Sie sind durchaus wahr. Ein engl. Beamter, welcher lange unter den Gonds in Marsingpur lebte, sagt: ein richtiger Gond mordet ohne Bedenken, sagt aber nie eine Lüge. In Krankheit vertraut er dem Fatum. Treue gegen den Herrn ist ihm die höchste Tugend. Man hat sie zu Soldaten gebraucht und sie tapfer genug, aber nie willig gefunden, sich der militärischen Disciplin zu unterwerfen.

4. Abtheilung. Die Khands.

Die Khandrace findet sich in den südlichsten Gegenden Bengalens in den tributpflichtigen Mahals zwischen der östlichen Grenze Gondwanas und der Meeresküste. Sie bestehen aus drei Klassen: Betiah, welche Lohnarbeit thun, Beniah, welche sich von den Abhängen der Hügel niedergelassen und für ihre Ländereien Pacht zahlen und Maliah, die auf den Hochlanden leben

und unabhängig sind, wenn sie auch dem chief huldigen und, falls sie dazu geneigt sind, für ihn in den Krieg ziehen.

Die sociale Organisation sowie die Regierungsform der Khands sind den schon bei den Mundas erwähnten Institutionen ziemlich gleich. Jedem Dorfe steht ein Aeltester: Abbaye — vor, eine Anzahl umherliegender Dörfer stehen unter einem Distrikt-Abbaye, welcher stets der direkte Abkömmling oder Repräsentant des Anführers sein sollte, unter dem die Colonie entstand. Ausserdem giebt es einen Stamm-Abbaye, einen Patriarchen, den Repräsentanten des Urvaters des Stammes, welchem es besonders obliegt, auf die Aufrechthaltung der Stammessitten zu achten. Dann giebt es einen Bundes-Abbaye, welcher die äussern Angelegenheiten eines gewissen Distrikts zu verwalten hat. Dieser beruft von Zeit zu Zeit Versammlungen der Volksoberhäupter. Sie sitzen im Freien in concentrischen Kreisen, der innere besteht aus den Distrikt- und Stamm-Abbayes, der zweite aus den Dorf-Abbayes und den dritten bildet das Publikum. Auch Frauen dürfen zugegen sein, an den Berathungen aber nicht Theil nehmen. In diesen Versammlungen werden alle Streitigkeiten und Verstösse gegen bestehende Sitten geschlichtet und gerichtet. Die Zeugen werden eingeschworen. Sie müssen etwas Reis, welcher mit dem Blut eines der Erdgöttin geopferten Schafes befeuchtet ist, in den Mund nehmen, und dieser Reis erzeugt sofort den Tod dessen, der die Wahrheit verheimlicht. Wenn es sich um Landstreitigkeiten handelt, so hat ein Bischen Erde im Munde dieselbe Wirkung. Sie schwören auch auf ein Tigerfell, die Haut einer Eidechse — auf die Erde, welche von einem Thermitenhaufen genommen und auf die Feder eines Pfauhahns.

Beschädigungen der Person, Todschlag oder schwere Verwundungen werden als Privatbeleidigungen betrachtet und mit Schadenersatz gestraft. Der Mörder muss z. B. sein Eigenthum an die Familie des Erschlagenen abtreten, bei Verwundungen muss der Angreifer einen Theil seines Besitzthums dem Verwundeten abtreten und ihn so lange unterhalten, bis er wieder hergestellt ist. Ehebruch wird an einigen Orten mit dem Tode bestraft, an andern aber genügt es, wenn der Preis, welchen der beleidigte Gatte für seine Frau zahlte, zurückerstattet wird. —

Wohnungen. Die Kandhs bauen ihre Häuser gern an die Hügelabhänge, so dass sie ihre Felder, welche sich an den Bergen entlang ziehen, übersehen können. Die Hütten sind niedrig, aber fest gebaut. Planken horizontal in die Eckpfosten eingefügt bilden die Wände, welche mit Erde beschmiert werden. Das Innere hat drei Räume zum Wohnen, Essenkochen und Aufbewahren der Vorräthe. Auch sie haben in jedem Dorfe besondere Burschen- und Mädchen-Häuser, in denen die Jugend des Orts die Nacht zubringt.

Sitten. Am 7. Tage nach der Geburt eines Kindes wird dem Priester und dem ganzen Dorf ein Fest gegeben. Der Name des Kindes ist gewöhnlich der eines Vorfahren, welcher sich in dem Kinde regenerirt.

Früher waren Kindermord (— der Mädchen) und Menschenopfer an der

Tagesordnung und es gelang der britischen Regierung erst in den Vierziger Jahren, diesem Unwesen wirksam entgegenzutreten.

Menschenopfer. Diese Meriahopfer, (so hiessen sie) und das Tödten der neugebornen Mädchen standen im engsten Zusammenhange mit der Haupt-Beschäftigung der Kandhs, dem Ackerbau. Doch nicht alle hielten sie für geboten. Die Buras, eine Sekte, welche den höchsten Gott unter diesem Namen verehren, verabscheuen Menschenopfer, die andere Sekte aber, welche die Erdgöttin Tari verehrt, glaubt, dass diese Göttin einst ihr eigenes Blut auf unfruchtbarem Acker vergossen habe, um ihn ergiebig zú machen, und dass daher Menschenblut ihr zu Ehren vergossen werden müsse, um die Fruchtbarmachung ihrer Felder zu erzielen.

Wenn die Opfer der Göttin angenehm sein sollten, so mussten sie erkauft sein. In schlechten Zeiten verkauften manche Kandheltern ihre eigenen Kinder zu diesem Zweck, gewöhnlich aber wurden die Opfer durch Agenten herbeigeschafft, welche entweder Kinder kauften oder stahlen. —

Das Wort Meriah ist der Uriyasprache entnommen, die Kandhs selbst nennen die Opfer Toki oder Keddi. Personen jeglichen Standes und beiderlei Geschlechts waren acceptable, nur mussten sie gekauft sein. Man hielt stets eine grosse Anzahl in Bereitschaft und während der Probe oder Warte-Zeit wurden sie gut behandelt. Die erkauften Meriahs mussten unter sich geschlechtlichen Umgang pflegen, auch andern Personen war es gestattet, mit Meriah-Frauen und Mädchen Umgang zu haben und die auf solche Weise gezeugten Kinder wurden als zukünftige Schlachtopfer bewillkommt und aufgezogen. Ein engl. Officier erzählt von diesen Opfern:

Zehn oder zwölf Tage vor der zum Opfer festgesetzten Zeit wird dem Meriah, welcher zum Sacrificium bestimmt ist, das Kopfhaar abgeschnitten und die Dorfbewohner gehen, nachdem sie gebadet haben, mit dem Priester zum heiligen Hain, um der Göttin mitzutheilen, dass man beabsichtige, ihr ihr Lieblingsopfer zu bringen und sie um ihre Gunst als Belohnung anzuflehn. Das Fest selbst dauert drei Tage und zeichnet sich durch ungezügeltes Trinken und Tanzen und unbeschreibliche Orgien aus. Der Meriah, welcher seit dem vorhergehenden Abend gefastet hat, wird gewaschen, mit neuem Zeug bekleidet, in feierlicher Prozession nach dem heiligen Hain geführt und an einen in der Mitte desselben stehenden Pfahl gebunden, hier wird er mit Oel, Butter und Gelbwurz gesalbt, mit Blumen geschmückt und angebetet, und jeder der Umherstehenden sucht eine Reliquie von seiner Person zu erhalten, sei's auch nur ein Tropfen von dem Oel, mit dem er beschmiert wurde. An diesem Pfosten bleibt er (oder sie —) die ganze Nacht allein, während im Dorf das tolle Treiben der vorhergehenden Nacht weiter fortgesetzt wird. Am Morgen kommt der Zug zurück unter betäubendem Gebrüll und dröhnender Musik, um das Opfer zu vollenden. —

Der Meriah darf nicht in Banden sterben, und um sein Entrinnen zu verhindern, zerbricht man ihm die Glieder oder betäubt ihn durch Opium.

Der Priester betet zur Erdgöttin und fleht um volle Vorrathskammern, zahlreiche Nachkommenschaft, Mehrung des Viehstands und Abnahme der Tiger und Schlangen, zur selben Zeit giebt jeder Anwesende seinem Lieblingswunsch Ausdruck. Der Priester recitirt dann die Geschichte vom Ursprung der Meriahopfer und der Prozess der Tödtung beginnt. Der Priester zwingt unter dem Beistand der Dorfältesten den Hals des Meriah in den Spalt eines Astes, dessen offene Enden mit Stricken fest zugeschnürt werden, und bringt ihm mit der Axt eine kleine Wunde bei, worauf sich der Haufe mit Messern auf das lebende Opfer stürzt, um einen Fleischfetzen zu erobern, Kopf und Eingeweide lassen sie unberührt. Diese werden mit dem Gerippe am nächsten Tage mit einem Schafopfer verbrannt. Die Asche streut man auf die Felder oder bestreicht mit ihr den Hausflur.

In einigen Districten wird der Meriah langsam zu Tode geröstet, weil man der Ansicht ist, dass, je mehr Thränen dem Schlachtopfer ausgepresst werden, desto reichlicheren Regen die Erdgöttin senden werde.

Die Fleischstreifen werden von den glücklichen Besitzern auf Stangen an den Ufern der Bäche aufgehangen, welche die Felder bewässern, andere vergraben sie im Felde. Wie hoch sie geschätzt werden, geht daraus hervor, dass am Opfertage Deputationen aus fernen Ortschaften erschienen, und die eroberten Fleischstücke noch an demselben Tage durch Couriere, welche den Weg entlang aufgestellt sind, in ihre Heimath senden, wo sie an die Familienväter vertheilt werden.

Mädchenmord. Die hohen Preise, welche die Kandhs für die Mädchen ihres eigenen Stammes zahlen mussten, werden als Hauptgrund angegeben, welcher die Kandhs bewog, die neugebornen Mädchen zu tödten. Sie erhielten ihre Weiber viel billiger von andern Stämmen. Ausserdem glaubten die Kandhs, dass durch die Beiseiteschaffung der weiblichen Kinder die Geburten der Söhne zunehmen und dass es besser sei, ein Mädchen in ihrer Kindheit zu tödten, als sie als eine Last und Ursache manchen Streites aufwachsen zu lassen. — Die grösste Schuld an dieser widerlichen Sitte tragen aber die Dschanis oder Desauris (Astrologen), welche dem neugeborenen Kinde das Horoscop stellen. Diese Leute sind Uriyas, welche sich die Leichtgläubigkeit der Kandhs zu Nutze machen. Sie consultiren ein Palmenblatt-Manuscript, welches Sentenzen mit Bildern von Göttern und Teufeln illustrirt enthält. Nach den nöthigen Ceremonien wirft der Desauri den Stylur, mit welchem man auf den Blättern schreibt, in das Buch, und das Schicksal des Kindes wird je nach der Sentenz oder dem Bilde, welches der Griffel getroffen, bestimmt. Verkündet eines der beiden dem Kinde Böses, so stecken es die Eltern in einen neuen Topf, und tragen es nach der Himmelsrichtung, von welcher ihm, wenn es leben bliebe, das Unglück zustossen würde und vergraben es. Ueber der Grube wird ein Huhn geopfert.

Opfer für den Kriegsgott. In einigen Distrikten fanden auch Menschenopfer zu Ehren eines Kriegsgottes, Maniksoro, statt. Das Opfer wurde

mit seinen langen Haaren an einen Pfosten gebunden, an dessen Fuss ein Grab gegraben war. Assistenten des Priesters hielten die Hände und Beine des zu Opfernden so, dass der Körper das Grab überragte. Der Priester zur Rechten stehend, ruft den Schlachtengott an um Erfolg im Krieg und „Bewahrung vor der Tyrannei der Könige und ihrer Beamten", und verwundet während dieses Gebetes den Gebundenen leicht im Nacken. Hierauf tröstet er ihn mit der Aussicht, bald von Maniksoco zu ihrem Besten verschlungen zu werden, und versichert ihn, dass seine Bestattungsfeierlichkeiten mit allen Ehren gehalten werden sollten. Er wird nun enthauptet, der Körper fällt in die Grube und der Kopf bleibt am Pfosten hängen, bis die Vögel ihn verzehren.

Verbot der Menschenopfer. Sobald die engl. Regierung nähere Kenntniss von diesen Opfern erhielt, traf sie die umfassendsten Anstalten, denselben Einhalt zu thun. Beamte wurden in den verschiedensten Kreisen stationirt, welche erst mit Schonung verfahren und die Kandhs durch wiederholte Vorstellung und Hinweisung auf den Wunsch der Regierung ,in dieser Beziehung von ihrer Sitte entwöhnen sollten. Das half wohl hier und da und es gelang ihnen, schon in den ersten zwei Jahren 547 Meriahs zu befreien, die Kandhs aber glaubten doch, den Opferbrauch aufrecht halten zu müssen und griffen endlich zu den Waffen. Von den englischen Truppen überall geschlagen, sahen sie sich schliesslich wohl oder übel genöthigt, sich dem Wunsch der Regierung zu fügen, sie leisteten den feierlichsten Eid (auf ein Tigerfell und Erde) hinfort die Menschenopfer abzuschaffen, in der Hoffnung, dass die Erdgöttin hinfort mit Thierblut vorlieb nehmen werde.

Die Kandhs haben ihr Versprechen gehalten. Sie erzählen von den Opfern, geben aber zu, dass ihre Ernten jetzt ebenso gut seien wie früher.

Religion. Die Fundamental-Lehre kennt einen höchsten Gott, den Quell des Guten, Schöpfer des Universums, Bura Penu genannt, der Gott des Lichts, oder Bela Penu, der Sonnengott. Seine Frau ist Tari, das antagonistische Princip, die Urheberin alles Bösen. Bura Penu fand, dass seine Frau ihren Pflichten gegen ihn nicht genügend nachkomme (sie weigerte sich nämlich einmal, ihm seinen Rücken zu kratzen) und er beschloss, die Erde mit Grün zu bekleiden und mit lebenden Wesen zu erfüllen, welche ihm die Verehrung darbringen sollten, welche er von Tari vergeblich erwartete. — Die neu erschaffene Menschheit war frei von Sünde und in stetem Verkehr mit Bara Penu. Das ärgerte Tari, welche den Samen der Sünde in ihre Herzen säete und alles Unglück in die Welt brachte. Wenige nur widerstanden ihren Versuchungen und diese wurden zur Stellung von Göttern zweiten Ranges erhoben. Die Folgen aber für die Gefallenen waren schrecklich. Die Erde wurde unfruchtbar, die Thiere wild, die Kräuter giftig. Der Mensch erkannte, dass er nackt war und hüllte sich in Kleider, verlor aber dadurch die Fähigkeit, durch die Luft und das Wasser zu eilen, die er vor dem Fall besessen. und wilder Kampf entbrannte zwischen Bura und Tari um die Oberhand. —

Aus diesem Kampf entstanden die zu Anfang erwähnten beiden Sekten der Buraiten und Tariiten. Die ersteren schreiben Bura den Sieg zu, und halten Tari für verflucht, während die letzteren behaupten, ihre Göttin könne von Bura in der Ausführung ihrer Absichten nicht gehindert und nur durch inständigste Verehrung abgehalten werden, den Menschen Böses zuzufügen.

Trotz dieser ehelichen Zwistigkeiten gebar die Tari dem Bura sechs Götterchen, welche die ersten Bedürfnisse des gefallenen Menschen befriedigen sollten:

Pidzu Penu, den Regengott — Barbhi Penu, die Göttin des Frühlings, welche die neue Vegetation hervorruft und die ersten Früchte giebt — Pitteri Penu, den Gott des Gewinnes — Klambo Penu, den Gott der Jagd — Loha Penu, den Eisengott und Sandi Penu, den Grenzgott. Später kam noch eine siebente Gottheit hinzu: Dinga Penu, der Richtet der Todten.

Die schon oben erwähnten Götter zweiten Ranges sind die Schutzgeister der Häuser, Berge, Ströme, Teiche, Quellen, Wälder, Bergschluchten und Obstgärten. Bura und Tari wohnen im Himmel. Dinga residirt auf einem Felsen jenseits des Meeres, welcher Gripavali, der springende Fels, heisst. Die andern Götter leben auf der Erde, welche sie aber bei ihren Bewegungen nicht berühren, unsichtbar den Menschen, aber sichtbar für die Thiere. Sie nähren sich von den Opfern, suchen sich aber auch selbst Speise, so dass der Landmann oft blinde Aehren in seinem Feld findet. Bura erhält jährlich ein Schwein zum Opfer.

Es ist kaum anzunehmen, dass die Kandhs selbst die Erfinder ihrer Theologie waren, vielmehr scheinen die Hindus und deren Schriften, welche letzteren erwiesenermassen von den Abbayes viel gelesen werden, zur Bildung ihres theokratischen Systems beigetragen zu haben. — So ist z. B. Dinga Penu durchaus analog dem Hindugott Yama, dem Todtenrichter, welcher am äussersten Ende der Erde auf dem Wasser schwimmt.

Kleidung. Ein Lumpen um die Lenden ist der Alltagsanzug der Männer, ein längerer Zeugstreifen wird an Festtagen umgelegt. Der Kandh ist eitel auf sein langes Haar, er trägt es zusammengerollt vorn über der Stirn befestigt, und liebt es, diesen Haarwulst mit rothem Zeug und den Federn seines Lieblingsvogels zu schmücken, auch Tabakspfeife und Kamm werden hineingesteckt. — Auch die Frauen beschränken sich auf ein Zeugstück als Lendenkleid. —

Todtenbestattung. Die Leichen werden ohne welche Ceremonie verbrannt. Aber 10 Tage später versammeln sich die Verwandten und Freunde und trösten sich mit einem gemeinschaftlichen Mahle und unmässigem Trinken. Ein Abbaye jedoch wird feierlicher bestattet. Sein Ableben wird durch Trommeln verkündet. Der Leichnam liegt in Parade auf dem Holzstoss, neben dem eine Fahne errichtet ist, unter derselben liegen ein Sack Reis und die Effekten des Verstorbenen, welche der Stamm-Abbaye erbt. Während des Verbrennungsaktes umtanzen die Dorfleute die Fahne; dies Tanzen dauert

bis zum 10. Tage, dann wird der Stamm zusammen berufen, und der Nachfolger des verstorbenen Abbaye proklamirt. —

IX. Gruppe.

Die Arier.

Bei einer Ethnologie der Racen, welche die Bevölkerung Bengalens bilden, können, nachdem die ureingeborenen Stämme behandelt worden sind, die Arier eben nur eine theilweise Berücksichtigung finden, da eine eingehendere Beschreibung nothwendiger Weise die gesammte indo-arische Bevölkerung umfassen müsste. Col. Dalton führt daher am Schluss seines Werkes nur die Kasten der Arier an, welche den Rest der Einwohner Bengalens ausmachen.

Er weist zunächst darauf hin, dass die bekannte Kasteneintheilung der Hindus in Brahmanen, Kshatriyas, Vaisyas und Sudras eine verhältnissmässig moderne Einrichtung ist, denn die älteren Schastrs wissen von einer solchen Eintheilung nichts. Die Arier scheinen naturgemäss in zwei grosse Klassen zu zerfallen: die Viehzuchttreibende und die Ackerbauende, deren Repräsentanten wir jetzt noch in den am zahlreichsten vertretenen Kasten der Gopis oder Gwalas und der Kurmis finden.

Was die Kshatriyas betrifft, so lässt sich ihre Entstehung am einfachsten erklären, wenn man annimmt, dass es von vornhereiu zur Existenz und zum Gedeihen der eben genannten beiden Klassen nöthig war, dass sich ein Theil ihrer Glieder dem Waffenhandwerk hingab, um die Ureinwohuer zu bekämpfen und die neuen Colonieen zu vertheidigen. Dieser Theil wurde des Landbaues und der Pflege der Heerden enthoben und bildete eine Kriegerklasse, die Kshatriyas; und es ist ganz natürlich, dass diese in Folge ihrer privilegirteren Stellung endlich auch über ihre ackerbauenden Brüder dominirten und dass ihre Nachkommen eine edlere Abkunft zu haben glaubten, als die letzteren. —

Auch in Betreff der Brahmanen spricht nichts gegen die Annahme, dass sie auf ähnliche Weise aus der Masse ausgeschieden und zu Priestern und Lehrern bestimmt wurden. Andrerseits ist's aber auch möglich, dass die Rishis oder Munis, die Magier oder Weisen, von denen die Brahmanen entsprossen zu sein glauben, fremden, wahrscheinlich ägyptischen Ursprungs waren.[1]) Es ist erwiesen, dass diese Rishis als Missionare unter den Ureinwohuern Indiens schon vor dem Einfall der Arier zu finden sind und auch nach denselben waren sie die Pioniere, welche die Vorposten der sich immer mehr ausbrei-

[1]) Dafür spricht auch der Name einer der höchsten Brahmanenkasten: Misri Brahman, i. e. aegyptischer Brahmane, deren Vorfahre, ein Arzt, vom Vogel Gazur aus Misr (Aegypten) geholt wurde, um einen indischen König zu heilen.

tenden arischen Niederlassungen unter den Rakshas und Dasyas (die wilden Ureinwohner) einnahmen.[1]) Sie verheiratheten sich mit arischen Mädchen, aber ihre Nachkommen brauchten keineswegs Rishis zu werden, das Priesteramt war damals nicht erblich, es war eine Profession.

Die Entstehung der andern beiden Kasten und ihrer vielen Verzweigungen, deren Zahl sich bis auf 40 beläuft, bedarf keiner Erklärung. Die täglichen Bedürfnisse einer Ackerbau und Viehzucht treibenden Nation bedingen Gewerbe und Handwerke, und was war natürlicher, als dass der Sohn Schüler des Vaters wurde. Die Industriezweige erbten sich von einem Geschlecht auf's andere fort, und erhielten endlich als für sich abgeschlossene Zünfte den Namen „Dschat“ — Kaste, wörtlich „Art“ oder „Weise“ (der Beschäftigung.)

1. Abtheilung. Die Brahmanen.

Die in mythisches Dunkel gehüllten Rishis scheinen zuerst den Namen Brahman getragen zu haben. Sie waren die lumina ihres Zeitalters, und sie beleuchten uns noch als die 7 Sterne im Grossen Bären. Sie traten als Anachoreten von unantastbarer Heiligkeit auf, deren Privatleben aber nicht immer das sauberste war. Sie hatten liaisons mit Mädchen aus allen Ständen, mit Göttinnen, Nymphen, Prinzessinnen und Fischermädchen, und die grössten Fürsten hielten es für eine Ehre, ihnen ihre Töchter zu geben. So wurden sie die Gründer des edelsten Geschlechtes, von dem eine indische Familie abstammen konnte und eine durchaus bevorrechtigte Klasse. Sie hatten ihr besonderes Ritual, in dem die Gesetze der Abwaschungen und Andachtsübungen genau vorgeschrieben waren. Sie mussten viel studiren und sich einer ganz besonderen Askese hingeben, in der That, der orthodoxe Brahmane ist nichts weiter als eine Maschine, die sich geistig und körperlich vom Augenblick des Erwachens am Morgen bis zum Einschlafen des Abends nach vorgeschriebenen Regeln zu bewegen hat.

Was nun die in Bengalen wohnenden Brahmanen anlangt, so sind sie die Nachkommen von 5 Priestern, welche um's Jahr 1077 A. D. von Adisura, dem König von Gaura, aus Kanya Kubdscha importirt wurden. Sie hiessen:

Bhatta Marayana, aus der Sandiba Familie — Daxa, aus der Kasyapa Familie — Tschandara aus dem Vatsa Geschlecht — Shriharsa, den Bharadwadscha angehörig, und Vedagarbha von dem Hause der Savarnis.

Vor ihrer Ankunft wurden die priesterlichen Functionen von Sudras verrichtet, wie in dem alten Kamrup, der östlichsten Provinz Assams heut noch die grossartigsten religiösen Etablissements unter der Oberleitung der Sudras stehen.

Die jetzigen Brahmanen in Bengalen zählen viele ausgezeichnete Männer,

[1]) Vom Weisen Gautama heisst es in der Mahabhharas, dass er vom langen Aufenthalt unter den Dasyas endlich so ausgesehen habe, wie sie. (Muirs Sanskr. Texts. Vol. II. p. 382.)
Ebendaselbst wird vom König Nahusha erzählt, dass er die Heerschaaren der Dasyas schlug und die „Rishis“ zwang, Tribut zu zahlen.

welche sich um das Wohl des Volkes verdient gemacht haben und unter der britischen Regierung einflussreiche Posten bekleiden. Die, welche sich ausschliesslich dem Priesteramt widmen, bilden eine nur geringe Zahl, die meisten haben saeculäre Erwerbsquellen gesucht und sind jetzt Lehrer, Kaufleute, Farmer, oft auch Schreiber, und sie sind die intelligentesten ihrer Kaste, denn die Tempelbrahmanen zeichnen sich in den meisten Fällen durch eine erstaunliche Unwissenheit aus, deren Maass nur durch ihre Arroganz übertroffen wird. Es giebt kaum ein widerwärtigeres Subject als einen solchen Brahmanen, der vor dem Tempel sitzend seine Götzen hütet, mit schreiender Stimme seine auswendig gelernten Schriftabschnitte ableiert und den Vorübergehenden, oft ohne sie auch nur anzusehen, seinen Fuss zum Küssen hinhält!!

2. Abtheilung. Die Kshatriyas oder Radschputs, und die Vaisyas.

Im gewöhnlichen Sprachgebrauch bezeichnen jetzt beide Namen ein und dieselben Persönlichkeiten, insofern man nämlich annimmt, dass alle Radschputs (königliche Kaste) von den Kshatriyas herkommen. Dies ist aber keineswegs durchweg der Fall, denn es giebt viele Radschputs, welche sich Kshatriyas nennen, und viele Königs- und Fürstensöhne, denen, wenn sie das bestimmte Alter erreicht haben, von gefälligen Brahmanen die heilige Schnur umgelegt wird, welche die zweimal Gebornen bezeichnet, die trotz alledem und trotz ihres langen Stammbaums, der oft 50 bis 60 Generationen aufweist, und unwiderleglich darthut, dass der Urahn der Familie ein Rishi, eine Kuh, eine Schlange oder ein Bär war, doch nichts weiter sind, als Kolhs, Bhuiyas oder Gonds. Die Radschputs in Bengalen schätzt man auf 14000 Familien mit 34 Stämmen. Sie sind fast alle Grundbesitzer und nehmen in socialer Hinsicht dieselbe Stellung ein wie bei uns die Landedelleute. Sie reiten gut, sind passable Schützen und eifrige Jäger. Pferde-, Hunde-, Elephanten- und Falkendressur verstehen sie alle, und die Geheimnisse der Fischerei sind ihnen gleichfalls nicht unbekannt. —

Die Gastfreundschaft ist ihnen eine heilige Pflicht. Der Gast wird vor dem Hause empfangen, und sobald er der Thorschwelle naht, von Dienerinnen begleitet, welche ihm die Füsse waschen. — Wenn ein Radscha einen Gast besonders ehren will, so geht er ihm mit Musikanten entgegen, reichgekleidete Diener tragen Silberstöcke und andere Insignien des königlichen Hauses, Bewaffnete zu Pferde und zu Fuss begleiten den Zug und feuern ihre Gewehre ab. Wenn sich die Cavalkade dem Palast nähert, so erscheint aus einer der Seitenthüren eine Prozession von Mädchen in gelbfarbenen Gewanden, welche Lichte, Wasser und Salben tragen und dem Gast voran in das Schloss schreiten, um ihm dort Handreichung zu thun. —

Der Radschput oder Kschatriya ist ebensogut wie der Brahmane, verpflichtet, die Vedas zu studiren und die in den Schastrs vorgeschriebenen religiösen Ceremonieen täglich zu absolviren, manche thun's auch, die meisten aber finden das zu langweilig. Ein lebenslustiger Radschput hält sich lieber

einen Brahmanen im Sold, der sich an seiner Statt den genannten Observanzen unterzieht, das ist bequemer, und der Nutzen für das Seelenheil des ersteren bleibt derselbe. —

Die Vaisyas sind alle Kaufleute. Ihre Heimath ist das westliche und nördliche Indien. Sie sind in Bengal nicht ansässig. Die Agarwalas, Oswals, und Banias, welche man in Bengalen findet, gehören alle dieser Kaste an, aber sie sind Fremde, welche in Geschäften sich eine Zeitlang hier aufhalten, oder in früher Jugend hieher kommen, um ihr Glück zu machen, und wenn sie sich ein hinreichendes Vermögen gesammelt haben, in ihre Heimath zurückkehren. Der Handel Bengalens liegt hauptsächlich in den Händen der Brahmanen, Kshatriyas und anderer (niederen) Kasten. —

3. Abtheilung. Die Káyasths. Die Schreiberkaste.

Die Káyasths halten sich für vornehme Sudras. Die alten Sänger und Schriftsteller thun ihrer nirgends Erwähnung. Sie selbst geben an, im Gefolge der Brahmanen, welche Adisura importirte, in's Land gekommen zu sein. Der Entstehung dieser Kaste liegt aller Wahrscheinlichkeit nach die Thatsache zu Grunde, dass mit der Einführung eines organisirten Regierungssystems sich die Nothwendigkeit herausstellte, stets fertige Schreiber zur Hand zu haben. Und da die Brahmanen oder die Vaisyas entweder keine Lust oder keine Zeit hatten, als offizielle Sekretaire oder Gerichtsschreiber zu fungiren, so schuf man sich die Scribenten aus den Sudras. Man suchte Leute mit schmächtigem Körperbau aber bedeutender Begabung, die sich weniger durch persönlichen Muth und grosse Schönheit, als durch Schlauheit und Witz auszeichneten, und bildete sie für ihren Beruf aus. Sie sind jetzt eine der einflussreichsten Kasten in Bengalen. In den Gerichtshöfen spielen sie als Advokaten, Rechnungsführer und Schreiber eine grosse Rolle. Die Feder, welcher sie ihre Grösse verdanken, ist demnach auch die von ihnen am meisten verehrte Gottheit, und das Sripantschami, ein Fest, welches gebildete Hindus zu Ehren der Saraswati, der Göttin der Weisheit feiern, gilt bei ihnen besonders hoch. — Federn und Tintenfässer werden gereinigt, mit Blumen und Gerstenhalmen bestreut und wenn am Festtage was zu schreiben ist, so darf es nur mit Kreide geschrieben werden. — Sie nennen sich auch „Kalamdhara — die Federführenden“, und sind sich wohl bewusst, dass sie eine mächtigere Waffe handhaben, als irgend eine der andern Kasten. —

Als sich die Káyasths als Kaste etablirt hatten, mussten sie auch einen Stammbaum haben, und es wurde ihnen nicht schwer, denselben auf Lala Tschihgupta zurückzuführen, welcher beim Gericht, das Yama über die Todten hält, die Blätter des Schuldbuchs umschlägt, auf dem die guten und bösen Thaten der Menschen verzeichnet sind.

Sie sind orthodoxe Hindus und folgen in ihrer Lebensweise den Vorschriften der Purans und den brahmanischen Lehren. Dabei sind sie besondere Gegner der Wittwenverheirathung, aber grosse Freunde von Spirituosen.

4. Abtheilung. Die Hirtenstämme. Die Gopas.

Die Gopas nehmen unter den Sudras den höchsten Rang ein, wahrscheinlich in Folge des intimen Verkehrs, welchen Krishna mit ihnen pflegte. Krishna gehörte zu den Nachkommen des Yadu, den Yadavas, einer Nomadenrace, welche Heerden hielten und Weide suchend umherzogen. Als Krishna geboren wurde, hielten sie sich in der Nähe Mathuras, dem jetzigen Mattra auf. Unter dem Namen Ahirs und Gopas werden sie als Genossen Krishnas genannt. Viele von ihnen wandern jetzt noch mit ihren Heerden und Familien in Mittel-Indien und im Westen Bengalens umher. Der Ertrag von Milch und Butter sichert ihnen den Lebensunterhalt und temporäre Bambushütten geben ihnen das nöthige Obdach. Andere haben sich an weidenreichen Plätzen niedergelassen und betreiben neben der Viehzucht auch den Ackerbau. —

Ihre Feste stehen alle mit ihrem Lieblingsgott Krishna in Verbindung. Bei der „Doldschatra", welche Mitte März stattfindet, nehmen die Gopas den ersten Platz ein. Bei Gelegenheit dieses Festes erneuern sie ihren eigenen Kleidervorrath und alle Geräthschaften, die zur Viehwirthschaft gehören. Das Vieh selbst wird gebadet und mit Sandel und Gelbwurz eingerieben. Mit Tanz und Gesang durchziehen sie, mit kurzen Stäben versehen, in Prozessionen die Strassen, hie und da stille haltend und die Stäbe zusammenschlagend.

Die Gopas oder Gauwalas, wie sie auch genannt werden, finden sich in grosser Anzahl in den abhängigen Mehals von Katak und Tschutia Nagpur. besonders aber in Keondschhar. Einige von ihnen nennen sich Mathura basis, nach der oben genannten Stadt Mathura, und sie tragen den Stempel echt arischen Blutes in ihren Zügen. Andere, unter dem Namen Magadha Gauwalas bekannt, scheinen Mischlinge von Gopas und Ureinwohnern zu sein.

Die höchste Achtung unter den Gopas in Bengalen geniessen die Sadgops, über deren Gebräuche Folgendes zu bemerken ist:

Sowohl nach der Geburt eines Kindes als auch nach dem Tode eines Familienmitgliedes ist der Sadgop (höherer Gopa) einen Monat lang unrein. Ihre Heirathsceremonieen sind höchst complicirt:

Zuerst ist das Gaychalad zu beobachten, d. i. das Bereiben des „Var" (Bräutigam) mit Gelbwurz zwei oder drei Tage vor der Hochzeit; dann folgen:

2. Dschalsawa, das Wasserholen der Dorfmädchen zum Bade des Var.

3. Adhibas — Eine Schüssel mit 22 Gegenständen, die im alltäglichen Gebrauch sind, wird dem Var zum Geschenk gebracht und ein Bündel Dub-Gras an sein Handgelenk gebunden.

4. Nandimukh — den Ahnen dargebrachte Opfer.

5. Snan — das Baden des Var in dem Tschhaunitala, einem von 4 Bananenbäumen eingeschlossenen Platze mit dem durch Dschalsawa (2) erlangten Wasser.

6. Barsa. Berührung der Stirn des Var mit Betalblättern und einer Wurfschaufel.

7. Kanakandschali — Anrede der Mutter an den Var beim Scheiden: „Wohin gehst du, mein Sohn?" Antwort: „Ich gehe, um dir eine Tochter (oder Sklavin) zu holen, o Mutter."

No. 1—6 müssen auch von der Braut in ihrem Hause beobachtet werden.

Wenn der Var das Brauthaus betritt, so empfängt ihn der Dorfbarbier, welcher ihn mit Zucker und Reis bewirft. Der Var lässt sich darauf unter den jungen Leuten nieder und unterhält sich mit ihnen, während die Pandits (Schriftkundige, Gelehrte) mit lauter Stimme über Gesetzes- und Ritualfragen disputiren. Nach kurzer Zeit wird der Var in die Tschaunitala geführt, wo ihn 5 oder 6 verheirathete Frauen, den Adhibas tragend, umkreisen. Hierher wird die Braut auf einer Trage gebracht und sieben Mal um den Var herumgeführt, nun folgt der gewichtige Akt des „Subha drishti" (glückbringender Anblick), d. h. es ist den Brautleuten gestattet, sich gegenseitig anzusehen, (Gewöhnlich haben sie sich vorher nie gesehen.) Beide werden nun zu den Gästen und den Pandits geführt, wo die Adoration des Var seitens des Brautvaters stattfindet mit den Worten: ich gebe dir meine Tochter. Der Var und die Braut sagen: „Was mein Körper ist, ist dein, was dein Körper ist, ist mein". Sie tauschen nun ihre Guirlanden, mit denen sie geschmückt sind, gegenseitig aus, der Var bestreicht die Stirn der Braut mit Sindur und der Ehebund ist geschlossen.

Der Var kehrt in die Frauengemächer zurück, um hier als Zielscheibe der Spässe der Brautjungfern zu dienen. Bei diesen Gelegenheiten herrscht vollständige Redefreiheit und die hier ausgetauschten Witze und abgesungenen Lieder gehören selten zu den zartesten. —

Den Gopas verwandt sind die Gareris, dis Schafhirten, welche von dem Verkauf ihrer Heerden und der wollenen Decken leben, welche sie aus Schafwolle weben. —

5. Abtheilung. Die Ackerbauenden Stämme.

Die Kurmis.

Die heutigen Kurmis sind möglicherweise die Nachkommen einiger der frühesten arischen Colonisten Bengalens. Die Ueberlieferung jedenfalls giebt ihnen den ältesten Platz unter den Bewohnern und schreibt ihnen viele von den Antiquitäten zu, welche jetzt im dichten Waldwuchs verborgen liegen oder als Monumente einer Civilisation vergangener Tage zwischen den Hütten der oft halbwilden Racen, welche jetzt diese Landstriche bewohnen, emporsteigen. — Die Kurmis nahmen von jeher eine hohe Stelle unter den Sudras ein. Buchanan erzählt in seiner Geschichte Gorakhpurs von einem Kurmi, welcher vom Radscha Asaf-ud-Daulah sogar den Königstitel erhielt. Er musste denselben zwar in Folge der Eifersucht der benachbarten Barone, welche zu den stolzen Radschputs gehörten, wieder niederlegen, aber die Familie gilt jetzt noch für adlig. Dergleichen Familien giebt es mehrere, sie sind unter den Namen Saithawar und Patanawar bekannt, und lieben es nicht,

Kurmis genannt zu werden. Im Süden Indiens heissen sie Kumni oder Kunbi.

Die Glieder der Kurmi-Kaste erstrecken sich bis weit in die Nordwest-Provinzen hinein und werden in den Dschabalpur, Sagar, Narbuda und Malwa-Distrikten gefunden. In Gudschrab und im ganzen Mahrattalande machen sie den Haupttheil der ackerbauenden Bevölkerung aus.

In Tschutia-Nagpur und besonders Munbhum sind sie äusserst zahlreich vertreten. Nach ihrer Angabe leben sie da schon seit 52 Generationen, ihr König (in Patschet) führt seinen Stammbaum wenigstens soweit zurück.

Obgleich nun die Kurmis zu den ältesten arischen Familien Bengalens zählen, und viele ihrer Glieder sogar zu hohen Ehren gelangt sind, so ist dennoch die sociale Stellung der Kaste im Allgemeinen keine besonders geachtete. Sie geniessen in Bengalen z. B. nicht die Privilegien eines „Dschala-tscharanga“ d. i. eines Stammes, aus dessen Händen ein Hindu höherer Kaste Wasser trinken würde.

Gebräuche. Die Kurmis bedienen sich der Brahmanen bei allen festlichen Gelegenheiten, aber nie bei der Hochzeit. Ein Kurmi kann heirathen, wenn er Lust hat, er darf so viele Frauen nehmen, wie er will und kann sie wieder verlassen. Die Bräute können erwachsene Mädchen oder junge Kinder sein. Wittwen dürfen wieder ehelichen. Eine verheirathete Frau trägt einen eisernen Ring an ihrem Handgelenk, und der Mann scheidet sich von ihr, indem er diesen Ring entfernt. —

Unter den Hochzeitsgebräuchen dieser Kaste haben sich viele Ceremonieen eingebürgert, welche von den sie umwohnenden Ureinwohnern entlehnt sind, so z. B. das Scheingefecht, welches sich beim Zusammentreffen der Hochzeitszüge vor dem Dorf entspinnt. —

Wenn ein Heirathsantrag gemacht und angenommen worden ist, so beobachtet man zuerst die Ceremonie des „Dwar Khanda“, welche darin besteht, dass 7 oder 8 Freunde des Bräutigams sich nach dem Hause der Braut begeben, wo sie als Fremde, die von fern gekommen, aufgenommen werden. Man fragt sie aus, woher und warum sie gekommen, und sie geben vor, Reisende zu sein, die von einem Unwetter überfallen wurden und hier ein Unterkommen suchen. Man setzt ihnen Erfrischungen vor und wenn sie denselben die nöthige Ehre angethan, rüsten sie sich zum Aufbruch, vor dem Weggang aber bitten sie jedoch um Erlaubniss, die jüngste Tochter des Hauses sehen zu dürfen, von deren Schönheit sie soviel gehört hätten. Die Braut wird ihnen darauf vorgeführt, und die Freunde kehren zum Bräutigam zurück, um ihm über das Aussehn seiner zukünftigen Ehehälfte Bericht abzustatten. Kurze Zeit darauf macht eine Anzahl der Freundinnen der Braut einen Besuch im Hause des Bräutigams, um ihn einer ähnlichen Inspektion zu unterziehen.

Bis zum Hochzeitstage müssen sich Braut und Bräutigam täglicher Waschungen befleissigen. Die Ceremonie des Eheabschlusses selbst erinnert

wieder an die einiger Aborigines (der Nrauns), indem der Bräutigam erst mit einem Mangobaum getraut wird. Er umarmt den Baum, lässt sich an denselben binden und bestreicht ihn mit rother Farbe. Der beim Anbinden gebrauchte Faden wird nun benutzt, einige Blätter vom Baum an das Handgelenk des Bräutigams zu befestigen, worauf dieser sich unter den stereotypen Fragen der Mutter: „Wohin gehst du, mein Sohn?“ Antwort: „Ich gehe, um dir eine Dienerin zu holen“, von derselben verabschiedet, eine überdeckte Bahre („Dschahag“, Schiff) besteigt und von seinen Freunden nach dem Brauthause getragen wird. Hier empfangen ihn die Brüder der Braut, deren Aufgabe es ist, ihn so lange zu necken und zum Besten zu haben, bis er sich durch Geschenke von Kleidern ihren Händen entwindet. Jetzt erscheint die Braut, um die von den Schwiegereltern gebrachten Geschenke in Empfang zu nehmen. Dann verbindet sie sich mit einem Mahwabaum und lässt sich von ihren Begleitern in einem grossen Korbe in die Hochzeitslaube tragen, wo sie vom Bräutigam den Sindurdan erhält. Dies ist der Schlussakt, welchen die Umstehenden mit dem Ruf: Haribol-Sindurdan! (O Krishna rede, der Sindur ist gegeben!) begrüssen.

In andern Distrikten geschieht der Sindurdan mit Blut. (Die ursprüngliche Sitte, zum Beweise dass Beide ein Fleisch und Blut geworden).

Feste. Unter den Festen der Kurmis ist das Akhan Dschutra oder Kuchenfest bemerkenswerth. Am letzten Tage des Monats Pus (Mitte Januar) wenn die Vorrathshäuser gefüllt sind, backen die Kurmifrauen Kuchen, welche die Gestalt eines doppelten Kegels haben und Gargaria Pitha heissen. Sobald das Gebäck fertig, ziehen sie ihre Feierkleider an und die ganze Kurmigesellschaft des Ortes versammelt sich ausserhalb desselben auf einer Wiese. wo die jungen Leute tanzen und singen. Den Hampttheil des Festprogramms bildet das Hahnenschiessen. Ein Hahn wird in die Luft geworfen, um den Bogenschützen als Ziel zu dienen. Wer ihn mit dem Pfeil durchbohrt, ist der Held des Tages. —

Aeusseres Aussehen. Die Kurmis sind durchweg braun oder gelblich braun, von mittlerer Höhe, gut proportionirt, leicht gebaut und im Ganzen hübsch aussehend. Kopf gut geformt, scharf markirte Gesichtszüge mit vollständig ausgeprägtem arischen Typus. Statt der sonst gewöhnlichen schwarzen oder schwarzbraunen Augen findet man unter ihnen zuweilen graue; auch das sonst stets schwarze Haar nimmt bei ihnen oft eine braunere Schattirung an. Die Frauen zeichnen sich durch kleine Füsse und schöngeformte Hände vor vielen ihrer arischen Schwestern aus. —

Koiris. Eine den Kurmis verwandte Kaste sind die Koiris, die Gärtner und Gemüsebauer. Sie treten weniger zahlreich als die Kurmis auf. In Bengalen hat sich ihre Zahl seit dem Aufschwung des Opiumbaus sehr vermehrt. Sie gehöreu zu den Satsudras (reine Sudras), und sind, wie ihre Traditionen angeben, von göttlicher Herkunft, da sie von Mabadec und Parbati

zu dem besondern Zwecke gezeugt wurden, die Gärten im heiligen Benares in Ordnung zu halten. —

Ritual. Sie sind strikter in der Beobachtung der hinduistischen Vorschriften, als manche andre Sudraklassen. Sechs Monate nach der Geburt des Kindes erhält es die erste Nahrung aus der Hand eines Brahmanen, und zwar Reis, welcher vorher den Göttern geopfert worden (Mahaprasad.) Im 5. oder 6. Jahre werden die Ohrläppchen vom Guru (Beichtvater — Lehrherr —) durchstochen und die dem Kinde glückbringende Mantra (heilige Formel) wird zur selben Zeit dem letzteren vorgesagt. Die Verheirathungen finden statt, wenn der Knabe 10 oder 12 und das Mädchen 7 bis 10 Jahre alt sind. Die Präliminarien werden durch die Freunde im Hause der Braut angeknüpft, sind sie erfolgreich, so macht man das Engagement bindend durch gegenseitige Beschenkung mit kleinen Geldsummen: die Freunde des Knaben geben 4½ und die des Mädchens 1½ Groschen. — Die Verlobung wird vervollständigt durch die Ceremonie des „Sugan bandhna", welche darin besteht, dass die Freunde des Knaben in Begleitung eines Brahmanen mit Musik zum Hause der Braut gehen, wo sich auch die Freundinnen der Braut versammeln. Hier breiten die beiden Väter je ein neues Stück Zeug auf den Boden. Der Brahmane legt etwas Reis vom Vorrath des Hauses in die Hand des Mädchens, welche die Körner auf das von ihrem zukünftigen Schwiegervater ausgebreitete Zeugstück streut, dann giebt er dem Knaben Reis, welcher von seines Vaters Hause gebracht ist, um ihn auf das Zeug seines Schwiegervaters zu streuen. Nun werden die Zeugstreifen zusammen gerollt, die Braut erhält das ihrem Verlobten gehörige Bündel, während dieser das von ihr gegebene mit nach Hause nimmt. —

Acht Tage nach diesem Akt wird die Hochzeit vollzogen und zwar unter der Oberleitung eines Brahmanen-Priesters nach dem üblichen Hinduritus. Am Schluss macht das Paar, durch ihre Schärpen mit einander verbunden, den siebenmaligen Umgang (Bhanwar) um eine Collektion von Gefässen, welche Wasser, Getreide, Oel und ein Licht enthalten. Die Braut geht voran und lässt aus dem in der vorher beschriebenen Ceremonie zusammen gerollten Bündel die Reiskörner langsam herausfallen, um die Bahn des siebenfachen Umganges zu bezeichnen, der Bräutigam thut ein Gleiches mit seinem Bündel.

Bei Verheirathung von Wittwen genügt ein Austausch von Geschenken und der Sindurdan. Ein jüngerer Bruder ehelicht gewöhnlich die Wittwe des verstorbenen älteren Bruders.

Götter. Die Dorfgottheiten der Koiris sind Sukha, Parmeshwari, Mahavira und Hanuman, welche ihre Altäre in jedem Hause haben, zu denen die im Hofe cultivirte Tulsipflanze gehört. —

Die Kolitas.

Dieser Stamm erscheint in seiner ursprünglichen Reinheit noch in Asam, als Vertreter der ersten arischen Colonisten dieses Distrikts. Sie bilden einen bedeutenden Theil der Bevölkerung Kamrups und werden allgemein als die echtesten Hindus geachtet. — In den südlicheren Theilen Bengalens haben sie sich besonders in den tributpflichtigen Mehals angehäuft und da mit den Kurmis vereinigt. Sie finden sich in den Dörfern der Gonds und der Kandhs aber stets als Herren, welche über die vorerwähnten Ureinwohner die Oberhand gewonnen.

Ihrer Angabe nach kommen sie ursprünglich von Mithila (wahrscheinlich im Gefolge Rams, denn dieser gottgewordene Held ist noch ihr Lieblingsgott).

Sitten. Die Kolitas haben durchaus nichts Reservirtes in ihrem Umgange mit Fremden. Als Col. Dalton sie besuchte, gestatteten sie ihm freien Zutritt zu den Gemächern ihrer höchst substantiellen und comfortablen Häuser. Auch die Frauen wurden ihm nebst Familie vorgestellt, ein Beweis, dass das Pardah-Sylem[1]) bei ihnen keinen Eingang gefunden. Ebenso kennen sie die Verheirathung der Kinder nicht, sondern lassen ihre Söhne und Töchter erst in mannbarem Alter ehelichen. —

Aeusseres Aussehn. Ihre Farbe wechselt zwischen Kaffeebraun und Gelb (zwischen 43 und 45 nach der in den Mémoires de la Société d'anthropologie veröffentlichten Tabelle), Mund gross, aber gut gebildet, Augen gross, klar und voll, die Augenbrauen fein gezeichnet mit langen Wimpern. Nase gewöhnlich, manchmal stumpf. Stirn grade, aber schmale Schläfe, das Oval der Kopfbildung beeinträchtigend. —

Namen. Sie sind auch unter den Namen Tasa oder Tschasa (Ackerbauer) bekannt und die Vornehmeren nennen sich Kolita Tasa. — Im Uebrigen gehören sie zu den Satsudras.

Die Agariahs.

Dies ist ein kleiner, aber wohlhabender Stamm in den tributpflichtigen Mehals. Sie leiten ihren Namen von Agra (eine Stadt im nördlichen Indien) her. Dort lebten sie früher als Kshatriyas, wanderten später in Folge von Unterdrückungen von Seiten des Fürsten aus, und liessen sich im Süden nieder, wo sie die Abzeichen und Beschäftigungen ihrer Kaste ablegten und zum Pflug griffen. —

Ihre Erscheinung entspricht ihrer angeblichen Abkunft. Hoch von Statur, stark gebaut, mit echt arischen Zügen machen sie ganz den Eindruck von Radschputs, nur sind sie fleissiger und intelligenter als ihre Brüder von der Kriegerkaste. —

---

[1]) Pardah = Vorhang. Die orthodoxen Hindus schliessen ihre Frauen vom Aussenverkehr ab. Die Zimmer sind mit Vorhängen verschlossen. —

Gebräuche. Die Frauen sind aller Aussenarbeit enthoben, jedoch dem Verkehr nicht abgeschlossen. Neben den häuslichen Arbeiten beschäftigen sie sich mit Spinnen. Das Garn wird dem Dorfweber übergeben, welcher ihnen die zum Kleiden nöthigen Gewande fertigt.

Die Mädchen werden zwar schon in frühem Alter verlobt, bleiben aber in ihrem Vaterhause, bis sie mannbar geworden. Nach der Verlobung legen sie Silberschmuck an.

Bei der Hochzeit amtirt ein Brahmane, der aber aus den Nordwestprovinzen gekommen sein muss. Er versorgt einen grossen Kreis von Dörfern, indem er von einem Ort zum andern geht und die Heirathslustigen zusammenspricht.

Die Agariahs sind durchweg orthodox, nur erlauben auch sie die Wittwenverheirathung. Ebenso unterscheiden sie sich von den Hindus durch die Sitte, ihre Todten zu begraben, anstatt zu verbrennen. Sobald jedoch die Knochen trocken geworden, graben sie dieselben aus, und übergeben die grösseren nebst einem Theile des Schädels dem Ganges. Diese Gebeine heissen Ashta oder Ashtang (=8 Glieder), weil sie die 8 Haupttheile des Körpers repräsentiren sollen.

Hexen. In Gangpur, wo gegen 3—4000 Agariahs leben, stehen ihre Frauen und Mädchen im Rufe der Hexerei. Die alten Weiber theilen die Geheimnisse der schwarzen Kunst den Mädchen mit und diese experimentiren an den Bäumen im Walde. Ihre Prüfung besteht in der Vernichtung eines schönen Waldbaumes durch die Macht ihrer Mantras (Sprüche).

Die Händler, Handwerker, Gemischte und unreine Stämme.

Wir kommen nun zu den Stämmen, resp. Kasten, welche in der socialen Scala der Arier den niederen und niedrigsten Rang einnehmen.

Händler und Gewerbetreibende. Alle Gewerbe sind unter den Hindus erblich und jedes bildet eine für sich abgeschlossene Kaste, deren Mitglieder in keine andere Kaste heirathen dürfen.

Unter diesen Zünften, welche etwa 30—40 Gewerke umfassen, gelten manche für „ehrlich“, zu diesen gehören die

Sangtarash — Steinmetze und Maurer.
Tathera — Klempner und Gelbgiesser.
Kausara — Erzarbeiter.
Tambuli — Betelverkäufer.
Mali — Gärtner.
Barai — Betelgärtner.
Kandu — Hausbauer.

Die Schmiede gelten in Bengalen für rein, nicht aber in Bihar. Ebenso sind die Napits — Barbiere in Bengalen rein, in der letzteren Provinz aber nicht. In einigen Districten geniessen sie sogar priesterliche Vorrechte, vermuthlich

wegen der Wichtigkeit, welche bei vielen religiösen Ceremonien dem Abscheeren des Bart- und Kopfhaars beigelegt wird. Die Klassifizirung dieser Kasten als reine und unreine ist augenscheinlich eine ganz willkürliche, denn die Barhis — Zimmerleute, Tischler sind z. B. unrein, während die Kandus, wie eben bemerkt, für rein angesehen werden. Zu den unreinen Kasten gehören auch die Kumhars — Töpfer, und zwar, weil sie „den Gefässen, welche sie auf der Scheibe drehen, den Kopf abschneiden" (der Boden des Gefässes wird vermittelst eines Fadens von der Scheibe abgelöst). Die Sakherai — Lackarbeiter gehören zur selben Klasse.

Die Binds, Tschaing, Kewots, Malers, Fischer, Bootleute und Tagearbeiter sind so unrein, dass kein Hindu das Wasser trinken würde, welches sie geschöpft. Die Dschogis und Patwas — Seidenzüchter, reiche Leute und durchaus anständig, stehen eben so tief in den Augen der anderen Kasten.

Unrein sind ferner:

die Weber, Oelpresser, Pasis — Palmensaftzapfende, Dabgars — Lederschlauchfabrikanten, die Schuhmacher, die Gerber. Unter diesen machte sich vor etlichen Jahren eine Reform geltend, welche Reinheit der Sitten anstrebte. Die reformirten Gerber nannten sich Satiamas und in der Regierungsgazette werden sie als ein „regenerated people, frugal and temperate" angeführt.

Noch tiefer als diese stehen die Ghasi — Musikanten, die Doms, denen es obliegt, die Pariahunde, welche frei in den Strassen umherlaufen, todt zu schlagen und bei Seite zu schaffen und Scharfrichterdienste zu thun, ihre Nebenbeschäftigung ist Korbflechten, die Dosads — welche als Wächter und Postläufer angestellt werden. Sie verehren den Dämonen Rahu, welcher bekanntlich die Ursache der Sonnen- und Mondfinsternisse ist, indem er beide von Zeit zu Zeit zu verschlingen droht, aus Rache dafür, dass ihm Vishnu einst den Kopf abschlug. Die Dosads glauben sogar von Rahu abzustammen, die Vornehmeren unter ihnen von Rahu und seiner Frau, die Niederen von dem Dämon und der Kammerfrau der letzteren. Ihre Art und Weise den Rahu zu verehren, ist daher auch so dämonisch wie nur möglich. Sie besteigen Leitern, deren Stufen von Schwertklingen gebildet sind, welche mit der Schneide aufwärts stehen und natürlich die Fusssohlen verwunden, dann laufen sie durch Gräben, die mit Feuerbränden angefüllt sind, auf welche noch Oel und Butter gegossen wird, um die Hitze zu vermehren. Auch die Dosads fingen vor 3 oder 4 Jahren eine Reformation ihrer Kaste an, aber ohne Erfolg. —

Eine ebenso tief stehende Kaste sind die Bedyas — die Zigeuner Bengalens. Sie haben ihren eigenen Dialekt, verdienen sich ihren Unterhalt durch Wahrsagen, Seiltanzen, Vogelfangen u. dergl. Sie sind fahrende Künstler, die stets unter polizeilicher Aufsicht stehen. Viele nennen sich Muhamedaner und unterziehen sich der Beschneidung, ihre Sitten sind aber im Ganzen hinduistisch, auch consultiren sie bei besonderen Gelegenheiten die Brah-

manen. Die Kaste ist vollständig organisirt und hat ihre Hauptquartiere an bestimmten Orten.

Zu den gemischten Stämmen gehören besonders die Radschwars, als Strassenräuber in der Umgegend von Gaya bekannt. Sie geben vor, heruntergekommene Kshatriyas zu sein, doch finden sich wenige echt hinduistische Gebräuche unter ihnen und die Behauptung der Bengal Radschwars, dass ihre Stammeltern Kurmis und Kolhs waren, dürfte wohl das Richtige sein.

Zu derselben Klasse zählen endlich auch die Baoris und Bagdis, die Ueberreste einer Urrace, welche durch Vermischung mit den niedrigen vorerwähnten Kasten ihre ursprünglichen Kennzeichen ganz verloren. Sie beschäftigen sich mit Fischen, Palki tragen und jeglicher Art Lohnarbeit. Bemerkenswerth ist, dass auch diese Kasten, die Niedrigsten der Niedrigen, ihre Ehrengesetze haben, so wird z. B. ein Baori, wenn er einen Heron (Kranich) oder einen Hund tödtet, aus der Kaste gestossen. Der Kranich nämlich ist das Emblem ihrer Kaste, dessen Fleisch nicht genossen werden darf, und der Hund nimmt bei ihnen die Stelle ein, welche der Brahmane der Kuh gegeben hat. Ein alter Baori erklärte Colonel Dalton, sie hätten den Hund deswegen canonisirt, weil er sehr nützlich sei, so lange er lebe, und nicht gut schmecke, wenn er gestorben."

(Schluss).

Ueber die Eheverhältnisse.

Nach altem Wort, dass der Mensch ein gesellschaftliches Geschöpf ist, ein Zoon politikon (bei Aristoteles), muss bei der ethnologischen Betrachtung des Menschen in seiner Gesammtheit, der geistigen und körperlichen Hälfte nach, nicht das persönliche Individuum zum Ausgangspunkt genommen werden, sondern das gesellschaftliche, denn dieses erst bildet das zuerst in sich abgeschlossene Ganze, als ungetheiltes Individuum, innerhalb welches durch secundäre Theilungen dann sich die Stellung des anthropologischen Individuums ergiebt, das für sich allein ein unvollendetes und noch unfertiges Product sein würde. Der engste der Gesellschaftskreise, aus welchem die vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortschreitende Forschung auszugehen hat, ist deshalb der der Familie, durch die Ehe gebildet, indem aus dieser die Kreisung durch Stamm und Volk zur nationalen Einheit aufsteigt. In der Familie gilt die directe Abstammung, und im Stamm sucht man diese eine Zeit lang durch Fictionen und Zurückführung der Collaterallinien auf die directen (oder durch Aufnahme von Fremden und Sclaven unter die Kinder des Patriarchen im

Clan) zu bewahren, während später das einheitliche Band durch die Sprache oder Gemeinsamkeit politischer Interessen geschlungen wird, und die demnach physisch unter der aus verschiedenen Elementen zusammengewürfelten Bevölkerung graduell hergestellte Aehnlichkeit die umwandelnde Kraft des Milieu beweist, wie sie bei Kreuzheirathen zur Erhaltung einer „guten Rasse" im Sinne der Thierzüchter unterstützt wird, wogegen bei festgehaltener Inzucht die Familie bereits zu Grunde gegangen sein würde, ehe noch der Stamm erreicht ist.

In der Naturwissenschaft ist es Pflicht, keine Behauptung ohne strenge Beweise aufzustellen und man sucht deshalb stets die aus den Thatsachen abgeleiteten Folgerungen durch Experimente zu controlliren. Da es indess nicht wohl möglich ist, mit dem Menschen Experimente jeder Art vorzunehmen und ausserdem die langsame Entwickelungsdauer immer leicht ein Menschenleben absorbirt, ehe hinlängliches Material gesammelt ist, so hat die Ethnologie sich an eine verwandte Wissenschaft, die künstliche Züchtung der Hausthiere gewandt, um aus Beobachtung der dort rascher verlaufenden Vorgänge erklärendes Licht auf die analogen in der Menschenrasse zu werfen. Die künstliche Züchtung, wie sie vor Allem von den englischen Pächtern betrieben wird, hat besonders in der Veredlung der Rind-, Schaf- und Schweinerassen, sowie der Pferde, werthvolle Resultate geliefert. Beim Schwein unterscheidet der deutsche Landwirth (Nathusius) Natürliche und Unterrasse von der Cultur-Rasse. Das Princip der künstlichen Züchtung liegt darin, ungehinderte Kreuzung, wie sie der Zufall oder das Gerathewohl einleitet, zu verhindern, und immer nur zwei Thiere, die besonders mit den für Vervollkommnung wünschenswerthen Eigenschaften begabt sind, zu paaren. In dieser Weise hat man bald sein Augenmerk auf Verfeinerung der Wolle beim Schaf gerichtet, auf die Vermehrung des Fettes beim Schwein, den reichlicheren Milchertrag der Kuh, grosse Schnelligkeit bei dem Pferde, und eine grosse Zahl neuer Rassen in's Leben gerufen, die eine selbstständige Existenz fortführen. Sobald man nämlich immer viele Individuen mit denselben Eigenschaften zusammenbrachte, wurzelte diese zuletzt ein und wurde hereditär. Man war auf ähnliche Vorgänge schon früher beim Menschen aufmerksam gewesen, bei den sog. Stachelschweinmenschen, der Familie Lambert, den erblichen Blutern, der Familien der Sechsfingrigen, der Unterlippe der Jagellonen bei Heirath der Habsburger im Hause Oesterreich, der grossen Leibgarde Friedrich I. von Preussen und andere Beispiele solcher Art. Darwin basirt ebenfalls seine Theorien auf derartige Beobachtungen, wie sie in der Natur selbst vor sich gehen, oder in der „natural selection", im Gegensatz zu der künstlich von den Pächtern geübten, die in England schon seit dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts eifrig betrieben ward.

Während nun eine vorsichtig und mit bestimmter Absicht geleitete Inzucht (The Breeding in and in, wie der Engländer sagt), bestimmte Eigenschaften zu stereotypen macht und durch die so hervorgerufenen Veränderungen

neue Rassen markirt, so haben im Gegentheil planlos und allgemein statthabende Mischungen das Resultat, specifische Unterschiede zu verwischen und eine oberflächlich durchgehende Gleichartigkeit herzustellen. Eine solche trifft man deshalb auch bei den wilden Thieren, die im Zustande ungebundener Freiheit leben, und ebenso herrschen bei manchen Naturvölkern Gebräuche, die diese natürliche Tendenz noch durch ein überliefertes Gebot gestützt haben. Heirathen in der Blutsverwandtschaft sind verboten u. A. bei Charruas, Abiponer, Mongolen, Chinesen u. s. w., sowie nach dem indianischen Totem, nach dem Kobong in Australien, nach der Gotra oder Familie (in Indien), sowie (nach der Asvalâyana) nach der Pravara (mit demselben Rischi als Vorfahr). Ueberbleibsel finden sich in den Verboten des Sprechens und Sehens zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern bei den Arowaken, Cociemis (in Californien), Kaffern u. s. w. Bei aristokratischen Familien dagegen mag gegentheils das Gebot auftreten, nur ein Verwandtschaftsglied zu heirathen, in Aegypten selbst die Schwester (nach Diodor), wie die persischen Könige sich mit der Schwester vermählten, und so die Incas. Bis zum Jahre 310 U. C. durften die Patricier nur unter sich heirathen, bis das Canulejische Gesetz die Verbindung mit Plebejern gestattete. Bei den Beduinen hat der erste Vetter ein Vorrecht auf ein Mädchen, seine Base und findet in engen Adelsgeschlechtern die Fortpflanzung in zu nahem Grade statt, durch mehrere Generationen hindurch tritt gewöhnlich Entartung des Stammes ein. In der künstlichen Kreuzung hat man nun die Erzeugung einer Rasse fast ganz in der Hand und kann dadurch die interessanteste Illustration gewinnen für die Entstehung der Culturvölker, die auch sämmtlich aus Mischungen hervorgegangen sind. Ein Culturvolk bildet sich dann, wenn eine solche Mischung eine günstige und unter den richtigen Verhältnissen eingeleitet worden ist; da sie aber immer nur nach natural selection, in welcher ein Zufall in Anheimstellung an die Natur bleibt, erfolgen, so finden auch manche missglückte Mischungen statt, die dann als lebensunfähig allmälig im Kampfe um's Dasein rasch wieder zu Grunde gehen, aber eine Zeit lang eine so buntscheckige Mischkarte zeigen mögen, wie in diesem Augenblick manche Länder Amerika's bieten, während bei edler Zuchtrasse die Völker ebenso lohnend für den Historiker sind, wie die Vollblutrasse der Hausthiere für den Oeconomen. Die scheinbare Lebensunfähigkeit beruht im Durchschnitt auf den Wahlverwandtschaften nicht entsprechenden Kreuzungen, während die Fruchtbarkeit zwischen getrennten Varietäten oder Species wieder von der Definition mehr oder weniger in ihrer Auffassung schwankender Ausdrücke abhängig bleibt.

Ein Volk, sobald es in die Geschichte eintritt, ist bereits ein Product aus Substraten verschiedentlicher Mischung, deren Natur genau im Einzelnen festzustellen unlösliche Schwierigkeiten hat, wenn an unhistorische Vorzeit anlehnend. In selbstständigem Abschluss der zusammenfliessenden Constituenten hat das Volk die ihm charakteristische Eigenthümlichkeit gewonnen, und indem es sich innerhalb derselben und aus ihr heraus weiterbildet, sind seine

späteren Erscheinungsweisen nicht so sehr als Zeugungen zu betrachten, wie als Neu-Entfaltungen, indem gewöhnlich die eigentliche Stammesrichtung überwiegt, oft aber auch die fremden Zuthaten genügend stark sein mögen, um ein Abweichen im rechten Winkel zu veranlassen. Mit Verwandtschaft des Volkes. lässt sich nur selten eine naturwissenschaftlich scharfe Auffassung verbinden. Eine Heerde mag in bestimmte Blutreinheit gezüchtet und durch sorgfältige Aufsicht darin erhalten werden, so dass von ihr die Schossen zu neuen Heerden gleicher Verwandtschaft ausgehen mögen, in dem unter natürlicher (wie künstlicher) Zuchtwahl gebildeten Volk, dagegen sind stets eine Menge heterogener Bestandtheile latent, von denen je nach gegebenen Verhältnissen ein bisher scheinbar verschwindendes Element in vorwaltender Entwickelung begünstigt werden kann und die übrigen überwuchern mag. Nicht Verwandtschaft (am wenigsten hypothetisch in mythischer Nebelzeit gesucht) ist in der Volksgeschichte massgebend, sondern der Entwickelungsgang und die ihn regierenden Gesetze.

Morgan wurde bei den Irokesen auf eine eigenthümliche Weise der Verwandtschaftsbezeichnung aufmerksam, die er im Gegensatze zu der uns geläufigen und rein beschreibenden eine classificatorische nannte, und die er bei weiteren Forschungen darüber bei einer grossen Menge anderer Völker auf der Erde wiederfand. Die Verschiedenheit erschien ihm eine so durchgehende und eingreifende, dass er selbst ethnologische Verwandtschaft darauf basiren zu können glaubte, (während im Grunde die classificatorische nur in primitiveren Verhältnissen die fictitive Einheit des Geschlechts festzuhalten strebt), und er stellte zunächst zwei Gruppen einander gegenüber, die Völker beschreibender Verwandtschaftsbezeichnung (Aryer, Semiten, Uralier), und die classificirender (Americanische Indianer, Turanier, Malayen). Im beschreibenden Verwandtschaftssystem (das einfach die Verwandtschaftsgrade als solche in ihren Abstufungen bezeichnet) pflegt der Vetter ungefähr den fernsten Grad zu bilden, der noch bestimmt wird, darüber hinaus fängt die Familie an sich aus den Augen zu verlieren, das classificatorische (das die Verwandtschaften gruppenweise in den Bezeichnungen zusammenfasst) strebt dagegen dahin, die Familie zusammenzuhalten und zu verengen, indem sie die entfernten Grade auf nähere zurückführt, und die Seitenverwandten immer wieder in die directe Linie der Ascendenten und Descendenten hineinzieht. Bei den Irokesen z. B. wird der Onkel (der Bruder der Mutter) Vater genannt, sein Sohn (der Vetter) wird dadurch zum Bruder, und dessen Sohn zum eigenen Sohn, Enkel zum Enkel u. s. w., die Tante heisst Mutter, ob väterlicher oder mütterlicher Seite, während der Onkel, als Bruder des Vaters, die Bezeichnung Onkel bewahrt. Bei den Kingsmill-Insulanern heisst auch der väterliche Onkel Vater, die Tante, ob mütterlicher oder väterlicher Seite, Mutter, wogegen z. B. wieder bei den Tamul die mütterliche Tante Mutter heisst, die väterliche dagegen Tante. Es finden sich nun noch eine Menge sonstiger Variationen, bei den Delawaren z. B. heisst der Vetter nicht (wie bei den

Irokesen und sonst vielfach) Bruder, sondern nur Stiefbruder, (Bruder durch den väterlichen Onkel im Slavonischen), sein Sohn bei den Cherokee heisst bereits Enkel, bei den Japanern wurde der Onkel kleiner (oder zweiter) Vater, bei den Crees der mütterliche Onkel älterer Bruder genannt. Die Bezeichnungen älter oder jünger kommen überhaupt vielfach vor und beruhen eben auf genauerer Scheidung der Verwandtschaftsgrade (die so bei den Litthauern hervortritt). Die Geschwister unter sich bezeichnen sich (wie bei Chinesen) vielfach als ältere oder jüngere, so auch bei den Magyaren, Batyam (älterer Bruder), Ocsem (jüngerer), Nenem (ältere Schwester), Hugom (jüngere). Bei uns sind dagegen die Bezeichnungen oft sehr lose und wechselnd. Die Unterscheidung zwischen Muoma oder Muhme (Mutterschwester oder Matertera) und Base (Vaterschwester) ist durch das Vorwiegen der Bezeichnung Tante verloren gegangen. Unser Neffe und nepos oder Enkel wird im Holländischen für Vetter gebraucht. Ohem (der Mutterbruder) wird auch auf den Neffen angewandt. Bei den Zigeunern ist jeder Freund ein Gako (Vetter oder Oheim). Im Plattdeutschen und Flämischen bezeichnet die Nichte auch Cousine. Am Cap redet der Aeltere den Jüngeren als Neffen an, der Jüngere den Aelteren als Baas (Basemann). Unser Vetter ist ursprünglich kleiner Vater und gilt so als Bezeichnung des Vaterbruders, wie noch bei Luther, der indess auch schon den Neffen (Schwestersohn) so nennt. Der Vetter ist zugleich der Gevatter, der dem Kinde den Namen giebt, und auch das beruht auf einer psychologischen Grundanschauung, die weit verbreitet ist, indem eine Menge Naturvölker das Kind nach einem früheren, besonders älteren Verwandten benennen, dessen Seele, wie sie glauben, in dem Neugeborenen wiedererschienen ist. Am häufigsten giebt der Grossvater den Namen ab, nach dem auch bei den Griechen die Kinder am liebsten benannt wurden. Bei manchen der Indianer wird das Kind nach dem ältesten Familienglied in der Hütte benannt und tritt dann (wie Chateaubriand bemerkt) ganz in die Rechte desselben, so dass z. B. ein Sohn den Namen der Grossmutter führen mag. Deecke erklärt Enkel (Enikel) als deminutiv von Ohm, als der kleine, oder wiedererschienene Ohm, und Patronymica (wie Pott bemerkt) stehen etymologisch oft mit Deminutiven in Verbindung, indem der Sohn die jüngere Wiederholung des Vaters ist.

Wie weniger civilisirte Sprachen überhaupt eine Menge Ausdrücke für alle Einzelnheiten, die in die Darstellung fallen, haben (und sich dadurch weniger bereichern als beschweren), wie für Waschen (je nach den Körpertheilen, Ort, Zeit), für Kameel oder Rind (je nach Alter, Farbe, Grösse u. s. w.), so auch findet sich ein fest umschriebenes Wort für jeden einzelnen Verwandtschaftsgrad, das dann jedoch nur hierfür verwendet werden kann, damit aber auch nun zugleich die ganze Relation des Zusammenhangs darlegt. So bezeichnen sich die brasilischen Stämme unter einander als Oheime, Neffen, Vetter u. s. w., je nach ihrer politischen Superiorität oder Inferiorität. So lange die Delawaren die Hegemonie unter den Rothhäuten besassen, hiessen

sie Grossväter. Später wurden sie (die Lenape) von den Wyandot als Neffen bezeichnet, die Ojibeways als jüngere Brüder, die Shawnees als jüngste Brüder. Im gewöhnlichen Leben sind die Anreden gleichfalls unter den Verwandtschaftstiteln (oder sonst allgemein durch Freund) und müssen deshalb auch schon die scharfe Markirung derselben bewahren, (obwohl die Höflichkeit hier, wie überall, zur Steigerung neigt), da die Aussprache der eigentlichen Namen aus verschiedenen Gründen umgangen zu werden pflegt.

Eins der bedeutsamsten Merkmale in diesen Verwandtschaftsbezeichnungen ist die Unterscheidung zwischen dem väterlichen und mütterlichen Onkel, dem Oheim und dem Vetter, dem θειος und παραδελφος (πατρως). Die Wolof nennen die Brüder des Vaters papae und die Neffen väterlicher Seite domae (Kinder), während die Kinder der Mutterbrüder (nidhiaye) Dhiaerbate (Neffen und Nichten) heissen. Die Römer unterschieden den väterlichen Oheim als patruus (pitraya im Sanscr.) vom mütterlichen avunculus, und avunculus ist eine diminution von avus, Grossvater oder Ahn. Der Mutterbruder oder Oheim mütterlicher Seite steht nun bei einer grossen Zahl von Volksstämmen in einer eigenthümlichen Beziehung zu seinem Neffen, die nicht besser ausgedrückt werden kann, als mit dem von Tacitus bei den Germanen gebrauchten Worte, indem er von dem Avunculus (qui apud patrem honor) sagt: sanctiorem arctioremque hunc nexum sanguinis arbitrantur. Die grössere Heiligkeit dieses Verwandtschaftsverhältnisses, die Ansicht, dass die Verwandtschaft zwischen Onkel und Neffe eine engere sei, als die zwischen Sohn und Vater, findet sich bei den Battas, bei den Fijiern, bei den Kenayern, bei den Kasias, in Congo, Loango, Senegambien, Malabar und an unzähligen anderen Orten, meist in Verbindung oder vielmehr als Folge des Mutterrechts, von dem sich im Alterthum Spuren bei Locrern, Etruskern und (nach Herodot) bei Lyciern zeigen. In diesem gehört das Kind nicht dem Vater, sondern der Mutter, und in solchem setzt sich die Familie fort, also im graden Gegensatz zu der altrömischen Familie, die auf dem Mannsstamm basirend (auf die Schwertmagen und die Germagen) alle diejenigen Individuen (des Mannsstamms) auffasste, die von Generation zu Generation aufsteigend, den Grad ihrer Abstammung von einem gemeinsamen Stammherrn darlegen konnten. Im römischen Sinne war eine Fortpflanzung der Familie nur durch den Mannsstamm möglich, denn die filiae familias treten entweder mit ihrer Verheirathung in eine andere Familie über und verlieren zugleich durch capitis deminutio minima, die mit der manus (dem Mund) verbunden war, jede Beziehung zu ihrer angestammten Familie, oder bildeten, wenn unverheirathet unfruchtbare Familie. Bei den Völkern des Mutterrechts dagegen folgt das Kind der Mutter und tritt in deren Familie, und somit in deren gens, über. Bei den Irokesen finden sich z. B. acht grosse Totem oder Geschlechter die gemeinsame Geschlechtswappen führten, in zwei Abtheilungen, nämlich die vier Geschlechter des Wolf, Bär, Biber und Schildkröte, und das Viergeschlecht des Reh, der Schnepfe, des Reiher und des Habicht. Diese acht

Geschlechter wurzelten auf der ursprünglichen Stammsverfassung der Irokesen und hatten mit den 5 (oder 6) Nationen (Onondaga, Mohawk, Oneida, Seneca, Cayugas), die später aus politischen Veranlassungen gebildet waren, nichts zu thun, indem sie durch diese Nationen gleichmässig hindurchgingen, so dass also jede dieser Nationen achtfach getheilt wurde, und solche Verwandtschaften innere Kriege verhinderten (während in Australien sich Kinder desselben Vaters von verschiedenen Müttern bekämpfen mögen, weil andere Namen führend, ausser bei den vierfachen Kreuzungen der Ippa und Ippatah, Kubbi und Kapota, Kumbo und Buta, Murri und Mata in Ost-Australien). Nach einem ethnologisch häufig wiederkehrenden Brauche durften keine Ehen innerhalb desselben Geschlechts abgeschlossen werden, indem die verbotenen Verwandtschaftsgrade weit über die Blutsverwandten und die eigentliche Familie hinausgerückt waren. Ein Irokese des Bärenstamms durfte z. B. nicht nur nicht innerhalb dieses Geschlechts heirathen, sondern konnte anfänglich seine Frau auch nur in einem Geschlecht der zweiten Abtheilung wählen, also z. B. des Habichts. Die daraus geborenen Kinder gehören nun nicht dem Bärenstamm an, wie der Vater, sondern dem Habichtstamm der Mutter, und sie treten in deren Familie über. Der Sohn kann deshalb nicht von seinem Vater erben, das Vermögen dieses verbleibt seiner eigenen Familie, seinen Brüdern (und Schwestern, soweit diese letzteren Recht darauf besitzen). Die Mutter kann den Kindern aber nichts zum Erben hinterlassen, da sie von ihrem Ehemann gekauft war, ohne Mitgift mitzubringen. Ihr Sohn ist also auf ihren Bruder (seinen nächsten männlichen Verwandten von der mütterlichen Familie) d. h. auf den mütterlichen Oheim hingewiesen, und von diesem erbt er auch in der That. Dieses sogenannte Neffenrecht ist z. B. auf den Fiji-Inseln derartig ausgebildet, dass der Neffe (Vasu) schon bei Lebzeiten seines Onkels gewisse Ansprüche auf das Eigenthum desselben besitzt und es sich ohne Widerspruch aneignen mag. In den Staaten der afrikanischen Westküste, wo fast überall, wie bei den Petschenegen (nach Const. Porph). der Neffe dem Onkel auf den Thron folgt, wo aber die Thronfolge nicht von Vater auf Sohn, sondern von Onkel auf Neffen geht, hebt man die grösseren Garantien hervor, die so die Reinhaltung des königlichen Blutes gewährleisten, da natürlich die von den Schwestern des Königs geborenen Kinder unzweifelhaft dem königlichen Stamme angehören müssen, während bei ihnen die Frauen anderen Familien entnommen sind und bei ihren Kindern die Vaterschaft des Königs, trotz aller Hut und Aufsicht, immer in Zweifel gezogen werden könnte.

Das Mutterrecht und seine Bedeutung hat neuerdings Anlass zu einigen interessanten Untersuchungen gegeben. Es findet sich, wie gesagt, noch jetzt bei einer Zahl von wilden Stämmen, (unter den Limbus bei Darjeeling können die Söhne vom Vater für sich abgekauft werden, aber die Mädchen verbleiben der Mutter), und auch bei einigen der Geschichtsvölker scheint es in vorhistorischen Zeiten gegolten zu haben, in Athen bis zu Cecrops. Einen

Hinweis auf den Wendepunkt des Verschwindens glaubt man in der Orestessage zu erkennen, wo der Sohn wegen Ermordung seiner Mutter von den Furien verfolgt wird, sich aber vor dem Areopag mit der Verpflichtung entschuldigt, für den Mord des Vaters Rache zu nehmen, und die zu Gericht sitzenden Götter (Apollo und Athene) billigen seine Auseinandersetzung, dass das Kind dem Vater näherstünde, als der Mutter.

Zum Verständniss der verschiedenen Formen der Verwandtschaftsverhältnisse, die auf der Erde angetroffen werden, bleibt es immer eine nothwendige Vorbedingung, auf die Formen der Ehe zurückzugehen, durch welche die Ehe und dann die weiteren Verwandtschaften gebildet werden. Wir finden Monogamie, Digamie (mit dem Cicisbeo-Verhältniss verbunden), Polygamie, Polyandrie mit variirenden Zwischenformen, neben communalen Ehen, und ausserdem lassen sich zwei Arten der Eheschliessung unterscheiden, der exogenen und der endogenen Ehen, wie man sie zur Characterisirung genannt hat. Als exogene Ehen sind die bereits genannten bezeichnet, in denen es verboten ist, innerhalb desselben Geschlechts zu heirathen. Bei den endogenen Ehen dagegen wird die Frau innerhalb derselben Familie gewählt und bestimmte Verwandtschaftsgrade werden als die für Verheirathung geeignetsten betrachtet, wie die Araber ein Anrecht auf die Hand ihrer Cousine besitzen. Auch in den endogenen Ehen pflegen die nächsten Grade der Blutsverwandtschaft verboten zu sein (gewöhnlich bis zu den leiblichen Vettern, obwol die Kirchensatzungen unter Gregor I. eigentlich alle Verwandtschaften ausschlossen), ausser einigen Verirrungen aus aristokratischem Stolz, wie denn die Inca ihre Schwester heirathen mussten, (das Blut der Sonnensprossen rein zu halten), die siamesischen, die achaemenidischen Könige (der Perser) und vereinzelte Adelsgeschlechter. Die exogene Ehe ist im Grunde nur eine Ausdehnung der verbotenen Verwandtschaftsgrade auf die ganze Familie, denn der Stamm, innerhalb dessen Grenzen man nicht heirathen darf, wird eben als wirkliche Familie, als ihre Erweiterung, fingirt, und alle Geschlechtsgenossen gelten, wie im Clan, mit einander verwandt, wie sich die Chinesen von den Zunamen oder Geschlechtsnamen (die von der Mutter und den Kindern angenommen werden nach dem des Manns) auf die 100 Familien zurückführen. Die Verbote erstrecken sich bei Ho über seine Kheeli, bei Brahmanen über die Gotra, bei Indianern über die Totem, bei Australiern über den Kobong, und es wird so die Schädlichkeit der Inzucht vermieden, bei stetem Kreuzen mit frischem Blut.

Die communalen Ehen führen sich auf das ursprüngliche Recht des Stärkeren zurück, in welchem das schwächere Geschlecht dem Manne dienstbar ist, als Sklavin, wie in den einzelnen Familien (in Afrika, bei Indios do Matto u. s. w.), und nach welchem, bei einem Gesammt-Eigenthum des Stammes, alle in demselben geborenen Frauen als dazu gehörig betrachtet werden. Solcher Hetärismus soll (nach Herodot) bei den Massageten, nach Strabo bei den Garamanten bestanden haben, und etwas ihm Aehnliches

findet sich bei den Teeyur Oude's, bei den Nair, Tattiyar u. s. w., wo auch lascive Hochzeitsgebräuche, (wie Diod. Sic von Balearen erzählt), bei anderen Stämmen (z. B. Sonthal) auf sein früheres Vorhandensein deuten sollen. Wünschte bei Existenz communaler Ehen Jemand eine Frau als Privatbesitz, so konnte er sie sich, da die Frauen des eigenen Stammes Gesammteigenthum waren, nur von einem fremden Stamm verschaffen, und also wahrscheinlich nur durch Raub, in der Ehegründung durch Raptus, an deren früheres Statthaben solche Hochzeitsgebräuche erinnern, bei denen der Raub symbolisch geübt wird. Derartige Verhältnisse, wo eine fremde Frau, die nun alleiniges Eigenthum ihres Erbeuters sein sollte, in den Stamm und in das Vaterhaus eingeführt wurde, mögen Anlass zu den (bei Dacotah) Wistenkija oder (bei Kaffir) Ukohlonipa genannten Gebräuchen, die Vermeidung zwischen Schwiegereltern und -Kindern in verschiedenen Variationen gegeben haben. Polygamie findet sich einmal in Folge luxuriöser Ueppigkeit, wie bei den Reichen unter den Orientalen, oder in Verbindung mit dem Sclavenstande der Frau, wenn der eines Sklaven bedürftige Neger sich diese in Gestalt einer Frau kauft oder in Pfand nimmt. Dies wird oftmals zur Nothwendigkeit in Folge von Sanitätsvorschriften, die fast überall in Afrika gelten, dass nämlich der Mann seine Frau weder während der Schwangerschaft, noch während der oft auf mehrere Jahre ausgedehnten Säugeperiode berühren darf. Bei Mönnitaries, Crows u. s. w. folgt Polygamie schon aus dem Umstande, dass der die älteste Tochter Heirathende Anrecht auf alle folgenden erhält, die nacheinander in seinen Hausstand eintreten. Polyandrie ist entweder Folge ökonomischer Massregeln seitens des Mannes, indem verschiedene Brüder sich mit nur einer Frau als Haushälterin und Bettgenossin begnügen, oder sie mag veranlasst werden, wie bei den Eskimos, Wadayern u. s. w., durch besondere Reize oder Vorzüge der Frau, die mehr als eines Mannes werth gilt, ähnlich wie bei den Chunchas und sonst, dem Häuptling oder besten Jäger zwei Frauen erlaubt werden. Eine besondere Fortbildung erhält die Polyandrie bei den Todas, wo der Mann alle Schwestern nacheinander heirathet, die dann nacheinander auf seine Brüder übergehen, so dass die Jüngsten am schlechtesten fahren, wie auch in Australien, wenn Communismus der Ehen gilt. Zur Entschädigung mag dann der Vater mit der dem unmündigen Sohn gekauften Frau leben, wie bei den Reddies, und dieser ihm dann folgen. Bei communaler Polyandrie, wie unter den Nairs bestehend, folgt dabei von selbst, dass das Kind nur in Bezug auf die Mutter gilt, da Niemand seinen Vater kannte.

Aus dem Recht des Stärkeren, wie es der Mann physisch über das schwächere Geschlecht besitzt (und wie es in Brasilien zur Anerkennung kommt), folgt der Dienstzustand der Frau, gleich dem der Kinder und Sklaven (wie in Afrika). Aus dem allen Männern gleichmässig zustehenden Anrecht auf die Frauen des Stamms folgt Gemeinsamkeit der Ehen, wobei die Jüngeren, die durch den vollkräftigen Mann (wie in Australien) übervortheilt werden,

sich veranlasst sehen, zu eigenem Privatbesitz aus fremden Stämmen Frauen zu rauben, und diese müssen dann beim Einführen in das Vaterhaus versteckt werden, damit dieser nicht seine Autorität geltend mache. Dann folgt im gegenseitigen Vertrage zwischen verschiedenen Stämmen das Connubium (zwischen Römern und Albanern) als ein Ehrenrecht, und bei einem Connubium mit Fremden (wie zwischen Horatiern und Curatiern) musste die Cognatio (aus älteren Beziehungen) im neu gegliederten Staat von dessen Recht zurücktreten, denn während beim Mutterrecht eine stete Zersplitterung der Interessen statthat, kommt bei Kräftigung des Staates die patria potestas zur Geltung (der Patres familias, als capita civium). Bei der australischen Zusammengehörigkeit durch Mattagyne trennt (in der Verpflichtung zur Blutrache) beständig jeder Jeedyte-Ruf und ebenso erleidet der Besitz des Stammes stete Schädigung, weil die Erbschaft (bis deren Bruder gesichert) fremden Frauen zufällt.

Das Recht des Stärkeren macht sich auch in der Gewalt des Vaters geltend, indem sich derselbe, durch Verheirathung seines noch unmündigen Sohnes, die Braut (die auch in Russland ihren Bräutigam früher auf den Armen tragen mochte) aneignet und da diese dann nach dem Aufwachsen ihres Mannes zu alt geworden ist, vermählt auch dieser wieder, um eine Beischläferin zu gewinnen, seinen kaum geborenen Sohn. Daraus mag sich dann das Cicisbeo-Verhältniss entwickeln, oft mit rechtlicher Statuirung.

Die Rechte der Frau werden durch die Dos gesichert, wenn sich die unumschränkte Gewalt des Einzelnen zum Besten des staatlichen Ganzen beschränkt. Eine Regulirung durch den Staat mag bei Zusammenkoppelung passender Paare (wie in Creta) eintreten, sowie wenn die Verheirathung mit einer verwachsenen Frau (vielmehr einer kleinen, da eine verwachsene schon als Kind ausgesetzt worden wäre) bestraft wird (in Sparta), oder dem Manne bei Unfruchtbarkeit seiner Frau die Zuziehung einer jüngeren Kraft freisteht. Inzucht wird zwar in den Ehen eupatrischer Geschlechter bewahrt. Die gegenseitigen Rechte der Geschlechter kommen in der Monogamie zur Geltung. Zur Polyandrie mag Sparsamkeit führen, wenn mehrere Brüder sich mit einer Haushälterin und Beischläferin begnügen. Die Polygamie dagegen bildet im Orient einen Luxusartikel, den nur der Reichere zu bestreiten vermag, während den Neger seine Vielweiberei bereichert, indem er sich mit der Frau zugleich eine Sklavin kauft. Dann wirken unbewusst, aber instinctmässig hygieinische Rücksichten mit, indem der Mann in Afrika seine Frau weder während der Schwangerschaft, noch während der (lange dauernden) Säugezeit berühren darf und also einer Auswahl zum Wechsel bedarf. Die erste (oder legitime) Frau bewahrt ein Vorrecht über die Kebsweiber (χολος γυναικος).

Es ist auch die noch unverfälschte Naturstimme, die überall die Völker zu Kreuzheirathen geführt hat, um das Blut aufzufrischen, und selbst Eroberer pflegen früher oder später ihre aristokratische Abgeschlossenheit der Adelsprobe aufzugeben und mit den Unterworfenen ein Connubium herzustellen,

und ein solches wurde in Rom den Latinern gewährt (sonst Peregrini), als Söhnen von Zwillingsschwestern (Nachkommen des Albaner Sequinius) entsprossen. Fehlte wegen allzu tief eingewurzelter Feindlichkeit der Nachbarstämme die Möglichkeit zur Herstellung eines Connubium, so theilt sich, wie auch in Lycien) der eigene Stamm, in Emeng und Ter in Australien, oder bei den Choctaw.

Schwangere Frauen schliefen (auf den Pelew-Inseln) nie mit dem Manne (nach Keate). Nach Galen haben sich die Frauen während der Säugezeit des Coitus zu enthalten. In der Landpraxis mit dem durch Perimetritis erfolgten Tod von fünf Frauen eines mit weisser Leber (nach dem Volksglauben) behafteten und deshalb zu zweimaligem Beischlaf in der Woche gezwungenen Tischlermeisters, der (nach der Hebeamme) schon in der ersten Woche des Wochenbettes seine Frauen überfallen, wurde es Rittmann deutlich, warum die Zend-Avesta bei den Persern ein sechswöchentliches Absperren der Wöchnerinnen vom männlichen Umgange anordnete und warum die mosaischen Gesundheits-Vorschriften die Reinigungsopfer nach dem Wochenbette im Tempel vorschrieben. „Das nehmen unsere Aerzte, unsere Seelsorger und Hebammen alles viel zu leicht.“ (Rittmann). Die Fährlichkeiten der Schwangerschaften führten darauf, die Schwangeren unter göttlichen Schutz zu stellen und durch Talismane zu sichern, und dann wurde gleich die Braut priesterlich geweiht, so dass die Ehe den Character eines religiösen Institutes erhielt. Auch mochte sich die Widmung der Erstgeburt daran knüpfen, zum allgemeinen Abkauf für den ferneren Verlauf in der Ehe.

Aus der Ehe, als erster Kreisung der Gesellschaft geht die Familie hervor, in ausgedehnter Peripherie als Gens (unter Erweiterung durch die Agnaten) aus ursprünglichen Patriciern, wo der Clan unter Aufnahme fictitiver Verwandten und Zugehörigen seinen Abschluss unter den Patriarchen bewahrt, oft mit statthabender Adoptation durch eine Scheingeburt oder Scheinsäugung (wie bei Herakles), wie bei der Aufnahme in athenische Phratrien. Der Stamm (tribus) erweitert sich zum Volk in nationalem Bande.

Die Adoptivmutter galt (wie bei Lebenszeit die natürliche) als wirkliche auf Tonga. Bei den Felatahs sichert die Adoption das Erben. Wie Junoh adoptirt die Urcanierin durch ihre Milch und in Abyssinien symbolisch die Ceremonie des Fingersaugens.

Illegitime Kinder konnten in Athen nur durch die Adoption in die Phratria des Vaters eingeführt werden.

Orgetorix führte als Begleitung vor Gericht seine Familie (Clan), seine Clienten oder Ambacten (und) obaeratosque suos (nach Caesar).

Die Verbindungen oder Zantu (in einer Gegend oder daghu) setzte sich aus Verbindungen oder Zantu mehrerer Clan oder vic (aus Familien oder nmana bestehend) zusammen (bei den Zend).

Der Stamm (im Hebräischen) ist Schebed (Stab).

Die (jüdischen) Stämme (מטות oder שְׁבָטִים) oder φυλαί gliedern sich in Geschlechter (מִשְׁפָּחוֹת) oder δῆμοι, diese in Familien (בָּתִּים) oder Häuser (οἶκοι), dann folgen die Hauswirthe (גְּבָרִים) mit ihren Angehörigen (Oehler).

Da bei den Kindern, trotz etwa zweifelhaften Vaters, die Mutter immer gewiss ist (mater certa), werden sie als dieser direct angehörig betrachtet, und auf dem Fürstenthron (in Afrika und sonst) folgt der Sohn der Schwester, woraus sich das Neffenrecht (in engerer Beziehung zum avunculus) bei den Varu auf Figi entwickelt, das vielfache Analogien findet.

Der Neffe erbt in weiblicher Linie bei Nubiern, Loangern, Fijiern, Berbern, Germanen (Tac.), Lyciern, (Herod.), Locriern (Polyb.), Etruskern, Malabern, Tulava, Kania, Kouh, Nairs, Kenager, Batta, Indianern der Hudson-Bay, Tonganer. Bei den Juden hatten Erbtöchter ihre Vetter zu heirathen. Blieb beim Aussterben eines Geschlechts im Mannesstamm eine Erbtochter (ἐπίκληρος), war sie mit nahen Anverwandten zu vermählen.

Nach dem Magdeburgischen Recht fiel der Grundbesitz mit Ausnahme von Mutter und Schwester an sämmtliche Brüder. Nach preussischem Erbrecht folgt dem gestorbenen Vater nur ein Sohn im Gruudbesitz, wenn auch mehrere vorhanden sind. Bei den Petschenegern[1]) succedirt der Neffe (Const. Gorph,). Mit Ausnahme der Bakalai, bei denen der Sohn vom Vater erbt, fand Du-Chaillu unter den westlichen Stämmen das Erbschaftsgesetz in solcher Weise, dass der nächste Bruder das Eigenthum des ältesten (Frauen, Sklaven u. s. w.) ererbt, dass aber, wenn der jüngste stirbt, der älteste den Besitz erbt, oder der Neffe, wenn keine Brüder da sind. Die Häuptlingswürde des Clan ist erblich und folgt unter denselben Bestimmungen. Sollten alle Brüder gestorben sein, erbt der älteste Sohn der ältesten Schwester, und so geht es weiter bis zum Erlöschen des Zweiges, indem alle Clan's als von weiblicher Linie her abgestammt betrachtet werden.

Die indianischen Verwandtschaftsverhästnisse streben auf Verengerung: Alle Nachkommen desselben Paares sind Consanguineer. — Blut- und Heiraths-Verwandte werden unter besonderen Bezeichnungen begriffen, — die Colleraterallinien gehen in der directen Linie auf, — der Grad des Vetters ist die entfernteste Seitenverwandtschaft, — die Kinder der Brüder sind Brüder und Schwestern zu einander, — die Kinder der Schwestern sind Brüder und Schwestern zu einander, — die Kinder der Brüder und Schwestern stehen in entfernter Verwandtschaft, — die Bezeichnung Onkel ist auf der Mutter Brüder beschränkt (und Brüder der Scheinmütter), — die Bezeichnung Schwester ist auf des Vaters Schwester beschränkt u. s. w., — Neffe und Nichte sind (dem Männlichen) Kinder der Schwester u. s. w., — Neffe und Nichte sind (dem Weiblichen) Kinder des Bruders u. s. w., — die Bezeichnungen sind wechsel-

---

[1]) Nepos fratris aut sororis, vel ex fratre aut sorore non est mei fratris aut sororis filius, sed filius filii fratris mei aut sororis. Ce ne sont pas les fils des caziques qui en héritent mais leurs neveux, fils de leurs soeurs (d'Escobar) en Popayan.

seitig. — In der Linie folgen[1]: Urnrgrossvater (Hocsote), Urnrgrossmutter (Ocsote), Urgrossvater (Hocsote), Urgrossmutter (Ocsote), Grossvater (Hocsote), Grossmutter (Ocsote), also zusammen als Ahn. Dann Vater (Hanih), Mutter (Non-yeh), Tochter (Hah-ah), Enkel (Ka-ah-wak), Enkelin (Ha-ya-da), Urenkel (Ka-ya-da), Urenkelin (Ha-ya-da), Ururenkel (Ka-ya-da), Ururenkelin (Ka-ya-da), älterer Bruder von Mannsseite (Haje), ältere Schwester von Mannsseite (abje), jüngerer Bruder (haja), jüngere Schwester (Kaga), Bruder (da-ga-gwa-dan-no-da), Schwester (da-ga-gwa-da-no-da).

Die El. mora oder Jünglinge (zwischen 20—25 Jahren) jagen und beschützen die Ansiedlungen und Heerden (der Wakuafi[2]), regiert durch die Elkijaro oder Elkimiriche (Aeltesten) vermittels des Olkibroni (Oleibon oder Zauberer) oder Häuptling, als Oberster der Leibonok oder Zauberer (s. Krapf).

Die Wakuafi unterscheiden:

1) Engera (kleine Kinder),
2) Leiok (Knaben),
3) Elmoran oder Elkeiteau (von 17—20 oder 25 Jahren), die (unverheirathet) noch keine Heerden besitzen und als Krieger dienen,
4) Ekieko oder Verheirathete (mit eigenen Heerden),
5) Esabuki (volle Männer),
6) Elkijaro oder Elkimirisho (Aelteste) mit Bogen (und Stöcken) bewaffnet (wogegen die Jüngeren den Speer, den Langschild und die Wurfkeule führen).

Als durch Engai (Himmel oder Gott) auf den Weissen Berg (Oldoinio eibor) das geheimnissvolle Wesen Neiterkob (Glanz oder Hülfe des Landes) gesetzt war, hörte von ihm auf dem südöstlichen Berge Sambu[3]) der dort

---

[1]) In the classificatory system my fathers brothers son is my brother. The son of this collateral brother, and the son of my own brother, are both my sons. The principle of classification is carried to every person in the several collateral lines, near and remote, in such a manner as to them all in the several great classes (Morgan). The children of own brother's are brothers and sisters to each other (elder or younger) and so the children of sisters. In like manner the children of those collateral brothers are also brothers and sisters to each other, and so are the children, of these collateral sisters Advancing downe to another degree the children of such person, as were thus made brothers, are in like manner brothers and sisters to each other, and the same is true of such of them, as were thus made sisters. This relationship of brothers and sisters amongst the male descendants of brothers and the female descendants of sisters, continue downard theoretically ad infinitum at the same degree of remove from common ancestor. But with respect to the children of brother and sister the relationship is mere and more remote (being cousins amongst the Senecas and so in infinitum).

[2]) The Enganglima tribe, which occupied the vast territory between Usambara, Teita and Ukambani, after having at first received a mortal blow from their brothern, the Masai, and afterwards from the united forces, of the Wakamba, Wanika, Wasuabili and Wateita has in consequence of this disastrous catastrophe either dissappeared or retreated to the territory of other Wakuafi in order to escape utter destruction (Krapf).

[3]) Während der Berg Sambu im Gebiete der Masai liegt, betrachten die Wakuafi die Gegend Kaputei (am Oldoinio eibor) als ihre Heimath, und wegen ihrer Abstammung nennen sich diese verwandten Stämme Eloikob (Loikob) oder Eloikob en gob (die Besitzer des Bodens).

mit seiner Frau wohnende Engermasi Emauner, und begab sich dahin, wo seine durch die Vermittelung Neiterkob's geschwängerte Frau eine Zahl Kinder gebar und Neiterkob, nachdem er das Zähmen der wilden Kühe im Walde an Heerden gelehrt) wieder verschwand, worauf Engermasi nach dem Berg Sambu zurückkehrte (s. Krapf).

Unter den Wakuafi werden die Aermeren, die keine Heerden besitzen, zu Dienstleistungen benutzt, und dazu gehören die Eldorobo (Oldorobui im Sing.) oder Wandurobo (el-madarub oder der Besiegte im Arab.) und die Elkomono (Eisenschmiede), als Reste zersprengter Stämme, die bei den Suahili als Washinsi (Unterworfene) bezeichnet werden (wie die Wanika, die Washinsi in Mombas, die Wasegua die Washinsi Usambaras u. s. w. sind). Die Ariangulo und Dahalo finden sich in abhängiger Stellung zu den Galla an der Küste Malindi's (s. Krapf).

Die Indianer (Nordamerika's) übertragen auf den Neugeborenen den Namen der ältesten Person in der Hütte (besonders den der Grossmutter). Von diesem Augenblick an nimmt das Kind die Stelle der Frau ein, von welcher es den Namen empfangen und man legt ihm im Sprechen den Verwandtschaftsgrad jener bei, so dass ein Oheim seinen Neffen als Grossmutter bezeichnen mag (Chateaubriand). Der Vorname (Kunje) der Araber wird besonders von dem Sohne (und zunächst dem Erstgeborenen) hergenommen, kommt aber auch schon bei Neugeborenen vor (Kosegarten). Neben dem Ism (Namen) findet sich der Nisbe oder Familienname (auch geographisch) und der Kunje (das Merkmal).

Die Beinamen (El-ensab) sind ursprünglich nichts anders, als der Ausdruck des Bezuges (ifafet), welcher zwischen dem eigenen Namen und dem hinzugefügten Statt findet, und weil in diesem Bezug der Stamm, das Geschlecht und die Familie das Vorzüglichste ist, so gehen sie mit dem Namen El-ensab oder den Abstammungen (auch Ssafedi) im Arabischen (v. Hammer). Patronymica stehen etymologisch oft mit Deminutiven in Verbindung. Der Sohn ist die Wiederholung (εἶδος oder Abbild) des Vaters, dem gegenüber

Wakuafi beten auf dem Oldoinio eibor (oder Kenia) zu Neiterkob für Regen (der Kilimandjaro liegt im Lande der Jagga). The term Enjemasi Enauner refers to the pointed stick, which this person carried always about him, and with which he made a hole on deepening in the ground, wherever he touched it (s Krapf). Die Heerden weidenden Wakuafi (durch welche auch die Heerden der Galla beraubt), verachten den Ackerbau der Suahili, Wakamba, Wasambara, Wajagga. Die Wakuafi beten zu Neiternkob (Neiterkob) als Vermittler mit Engai (einen Ochsen schlachtend). Die Wakuafi betrachten den Fremden oder Olmagrati, der ihre Sprache nicht versteht, als Feind (weil verdächtig), bis er einen Fürsprecher gefunden hat. Die Wakuafi schreiben Erdbeben (engob eikirikiro) der die Erde tragenden Kuh zu, die beim Umdrehen den Boden mit ihren Hörnern schlägt (s. Krapf), wie die Suahili. The Wakuafi take great offense at the Suahilis turning their backside toward heaven bey bowing their foreheads to the ground in prayer (s. Krapf). Loshumban ejululon: bowing down, to show god their backside (wie Wadzumba oder (Suahili). Die mit dem Speer angreifenden Wakuafi (bei denen nur die Alten den Bogen führen) sind wegen ihrer grossen Schilder von den Wakamba gefürchtet, da die Pfeile derselben dagegen wirkungslos bleiben (Krapf). Chrysor erfand Angel und Köder (in Phönicien).

er stets der Jüngere ist und der Kleinere war, wenn auch vielleicht nicht immer bleibt (Pott). Die Abstammung von demselben ersten Erwerber (conquaestor primus adquirens) durch den Mannsstamm zeigte sich. oft auf Familien-Namen und Wappen bei Lehnsvettern (Agnatio), auf Farbe und Bild des Schildes (Klegi).

Die Töchter werden nach dem Vater genannt, die Söhne nach der Mutter (bei den Hottentotten). Heirathet ein LGanchab eine Tsamras, so heissen

die Söhne:	die Töchter:
Tsamrab Geib (als ältester)	LGanchas Geis
„ dgam s-eib (zweiter)	„ dgam s-eis
„ Lnona s-eib (dritter)	„ Lnona s-eis

Ausserdem hat jedes Kind[1]) einen besonderen Namen (Hahn).

In Australien finden sich besondere Bezeichnungen bis zum neunten Kinde. Die Littauer können die Sip- und Blutsfreundschaft[2]) viel deutlicher und ge-

---

Bei den Dacota:

[1]) First-born; caske (if boy), winona (if girl)
Second- „ Hepan („), Hapan („)
Third- „ hepi („), Hapistinna („)
Fourth- „ hatan („), wanske („)
Fifth „ hake („), wihake („)

[2]) Janana, Familie (gens), gignere
Putra (pu, purificere) puer
(püithar oder Schwester in Irl.
Duhitar, θυγάτηρ.
napat, napti (Sohn, Tochter).
Naptar, naptri (Enkel, Enkelin).
Bhrataa, frater, φρητήρ.
(brotüszis, Vetter im Litth.)
sagarbhar (v. gleichem uterus oder garbha } Bruder.
αδελφος („ δέλφος } Bruder.
Svasar, soror.
(sva-tri. cognata femina).
Tâtatulya (ähnlich dem Vater) } Onkel.
Tâlagu (gleich „ „) } Onkel.
Kshullatâta (klein „ „) } Onkel.
Mâmaka; mütterlicher Onkel (Sanskr.)
amita, Tante (lat.)
θεῖος (dedas, litth.)
θητις (dhâ, nounre).
Pitrya (pitar), mütterlicher Onkel.
Aviika (av. schützen), Vater (Sanscr.)
avus, Grossvater.
avunculus, Oheim.
attâ, Muhme, Tante, älteste Schwester.
Fataro (all.) } Onkel.
Faedera, (ags.) } Onkel.
Fadhu (väterliche Tante).
Matruelis, Cousine (Base).
Patruelis v. patruus,
μήτρως. matruus.

nauer bezeichnen als die Deutschen (s. Lepner), indem die Freundschaft viel deutlicher gegeben wird, so dass man bald wissen kann, wie nahe Einer dem Andern verwandt sei.

Der älteste Sohn wird nach dem Grossvater väterlicher Seite, die älteste Tochter nach der Grossmutter, das zweite Kind nach dem Grossvater oder der Grossmutter mütterlicher Seite benamt. Beim dritten Kinde haben Oheim und Muhme väterlicher Seite, beim vierten dito mütterlicher Seite die Namen (s. Toppe) im Saterlande (s. Oldenburg).

Der Sohn des Vaters Bruders ist im Slavonischen der Bruder durch den väterlichen Onkel (Stryjeczuybrat). Der Oheim (Mutterbruder) oder Ohem, doch auch der Neffe (Schwestersohn) wird so genannt (s. Benecke), Vetere (vetter), fataro (ahd.), patruus; Gevatre, compater (conmater); Muoter, Mutter, Mnoma, Mutterschwester, Matertera; Base, Vaterschwester (Basemann). Avunculus für patruus[1]) hat schon die lex Salica und ebenso wurde Oheim (Mutterbruder) auch auf den Vatersbruder übertrageu (Diez). Tante, aunit, amita. Neptia, nièce (nezza), nepota.

Noch Luther gebraucht Vetter im eigentlichen Sinne (als Vatersbruder oder fatureo), doch auch schon für Vatersbruderssohn (Deecke). Nach dem Tode der Mutter fällt seit alter Zeit der Base (Vatersschwester) die Leitung und Beaufsichtigung der Bruderskinder zu, besonders der Mädchen. Kynds Kynt is en nevet (1475). Gako (Vetter oder Oheim) ist jeder Freund (bei den Zigeunern). Die deutschen Kaiser nannten die weltlichen Kurfürsten Oheim. Am Cap pflegt aus Höflichkeit der Jüngere den Aelteren Baar, der der Aeltere den Jüngeren Neff zu nennen. Neef (Neffe) ist Vetter im Holländischen. (Nefa, Nicht-Vater.)

Im Belgischen und Plattdeutschen bezeichnet Nichte auch die Cousine. Batyam ist älterer, Ocsem jüngerer Bruder, nenem ältere, hugom jüungere Schwester im Magyarischen. Oheim (im Sanscrit) ist pritvya (πάτρως oder patruus). Vadder (Gevatter) ist (in der Altmark) ein allgemeines Prädikat, das der gemeine Mann seinen Verwandten und Freunden giebt. Selbst Brüder nennen sich nie anders, als Vadder, und Schwestern Vaddersch (1801).

Enkel (enikel) ist diminutiv von Ahn (kleiner Ahn), indem die Charakterzüge des Individuums erst in der zweiten Generation voll und scharf wieder

---

matertera, Comp.
mâtr. vyâ, μητρυιά, seconde mère, marâtre.
synovu filius fratris) von synu (Sohn).
naptar (Neffe unb Sohn).
garmhac (Neffe) } irl. dem Sohne und ber Tochter ähnlich.
gaigheam (Nichte) }
Bhratrja (Sohn des Bruders) } Neffe (Sanscr.)
Bhrâtrîya (dem Bruder gehörig) }
Svasriga, Nichte.

[1]) Patruus est patris frater, qui Graece πατραδελφος appellatur. Avunculus est frater matris qui Graece πατραδελψος appellatur, et uterque promiscue Θειος appellatur (Justinian.)

hervortreten, weshalb bei Hindu und Griechen die Namen der Enkel nach den Grosseltern genommen wurden (s. Deecke). Enkel (ancus) von ἔγγονος (wie Enkel) als Diminutiv. Auf den Ober-Elter-Vater folgt der Grosseltervater und dann der Eltervater.

Ihren Oheim nennen sie mit dem Namen ihres Vaters und ihr Vater nennt seine Enkel Söhne und Töchter (s. Levy) die Tupinambolsier (1556). Die Lenape heissen Neffen[1]), in Odjibway jüngere Brüder, die Shawnees jüngste Brüder (bei den Wyandot).

In einem tungusischen Dialekt ist Ami Mutter, in einem andern Vater (Buschmann). Der Grossvater väterlicher Seite heisst Tsu-fu (Ahnenvater), der mütterliche Wae-kung (Aussenvater) bei den Chinesen. Der Neffe (Brudersohn) heisst den Bruder Chihir (Neffensohn), die Schwester Wae-chih (Aussenneffe), als Schwestersohn den Bruder Waesung (Aussenneffe), die die Schwester Esung (Freund-Sohn).

Die römischen Gentes werden von den Römern selbst als erweiterte Familien, die von einem pater familias abstammen, aufgeführt. Die Agnationes sind durch den Mannesstamm erweiterte Familien. Als patricii gilt für die Gentiles[2]) die cognatio a patre (als Wesen der Agnatio). Die Gentiles sind solche Agnati, die den Nachweis des Grades der Agnatio nicht zu führen vermögen.

Conubium bestand nur unter ebenbürtigen Familien desselben Stammes und eine positiv rechtliche Fixirung dieser Sitte trat dadurch auf, dass sich zwei einander fremd gegenüberstehende Stämme gegenseitig das Conubium gewährten. Die Mitglieder des ältesten römischen Staates, die Quiriten, erkannten als jure Quiritium berechtigte Ehen nur solche an, welche Mitglieder der Tribus, der Ramnes, Tities, Luceres unter sich geschlosen (s. Lange). Durch die lex Canuleja wurde den Plebejern das jus connubii unter den Patriciern gewährt. Indem die Ramnes durch die Ueberlegenheit der Fremdlinge genöthigt wurden, sich das foedus mit ihnen, (besonders das jus connubii zu erkämpfen, verband sich mit der Sage vom Krieg der Sabiner der mythische Jungfrauenraub (s. Lange).

---

[1]) Les frères du père sont appelés papae par leurs neveux ou nièces, tandis que les frères de la mère sont appelés nidhiaye. Les neveux du côté paternel sont appelés domae (enfants), tandisque du côté maternel on les nomme dhiaerbate (neveux ou nièces) en Wolof (s. Boilat). caca, tio, hermano de madre; cuñado, hermano ó primo; hermano de la mujer (im Kechua.) The Voyageurs (in Canada) use the familiar and affectionate appellations of „cousin" and „brother" when there is in fact no relationship (Dunn), their language being a French patois, embroidered with English and Indian words and phrases.

[2]) Gentiles mihi sunt, qui meo nomine appellantur (Cincius). Das Verhältniss der naturalis cognatio, welche nicht nur die a patre, sondern auch die a matre cognati umfasste, war, soweit die einzelnen Cognati nicht zugleich Agnati waren, ursprünglich das geheiligte Pietät mit dem Symbol des Kusses (jus osculi) bis zum sechsten Grade, soweit Ehen verboten waren. Die Cognaten (die den Tod von Cognaten betrauerten) durften nicht als Ankläger gegen einander auftreten. Die Cognati des einen Ehegatten sind affines des andern, die cognati beider sind aber nicht unter einander affines. Bei Milchverwandtschaft war die Ehe (nach Mohamed) zu lösen.

Die Familie umfasst alle diejenigen Individuen (des Mannesstammes), die von Generation zu Generation aufsteigend, den Grad ihrer Abstammung von einem gemeinsamen Stammherrn darthun können, das Geschlecht[1]) dagegen auch diejenigen, welche nur die Abstammung selbst von einem gemeinsamen Ahnherrn, also nicht mehr vollständig die Zwischenglieder, also nicht den Grad nachzuweisen vermögen (Mommsen).

In jedem Geschlecht findet sich ein geschlossener Kreis von männlichen Individualnamen (Mommsen). Noch zur trajanischen Zeit wurden die Münzen der Horatii, der Decii Mures an ihren Wappen erkannt (das Wappen der Decii Mures war Schild und Haarzinke). Das Cognomen steht nach der (der servianischen Zeit angehörigen) Tribus. Die Manlier führten die Halskette, die Acilier eine Heilgöttin mit Schlange, die Livineier einen wüthigen Stier, die Calpurnier das Haupt des Numa (Vater des Calpo), die Sempronier einen Pflug (nach der Ackervertheilung durch Gracchus) als Wappen. Marius beschränkte die Thierbilder auf die Stangen römischer Feldzeichen (Wolf, Minotaurus, Eber, Pferd), auf den Adler (nach Bernd).

Nur die patres familias und ihre Söhne werden als capita civium im Census aufgezählt (die Frau ist in Manu des Mannes oder in Mund). Eine Fortpflanzung der Familie war (im römischen Sinne) nur durch den Mannsstamm möglich, denn die filiae familias traten entweder mit ihrer Verheirathung in eine andere Familie über und verloren zugleich durch die capitis deminutio minima, die mit der Manusehe verbunden war, jede rechtliche Beziehung zu ihrer angestammten Familie, oder, wenn sie unverheirathet blieben, bildeten sie nach dem Tode des pater familias, wie auch die Wittwe desselben, zwar jede eine familia für sich, aber eine fortsetzungsunfähige, deren Anfang und Ende sie waren (Lange). Die Gens bildete sich aus den verschiedenen Familien der Söhne eines Vaters (agnationes oder a patre cognati) in sacraler Opfergemeinschaft verbleibend. (Bei den stirpes, worin sich ausgebreitete Geschlechter verzweigten, galt der Cognomen als Beweis der Agnatio.) Die römische Gens erscheint als die dem Mannsstamm nach erweiterte familia (Lange). Dionysius stellt die sacra gentilicia (*ἱερὰ συγγενικὰ*) den *ἱερά πολιτικά* gegenüber.

Neben den einzelnen Culten (unter Flamines) verehrte jede Gens ihren Lar, als Heros Eponymus der Familie (s. Mommsen). Die Religion des

---

[1]) Gentiles sunt qui inter se a eodem nomine sunt qui ab ingenuis oriundi sunt, quorum majorum nemo servitutem servivit, qui capite non sunt deminuti (Cicero). Gens Aelia appellatur, quae ex multis familiis conficitur (Paulus). Dicebantur Gentiles quoniam Romanis militabant, Laeti autem quoniam ad hanc Gentilium speciem pertinebant (s. Rambach). Gentiles vocabant Romani, quos ipsi etiam interdum Barbaros, qui Romanis militabant, eorum foederati, vel qui in leges Romanos ultro vel deditione transibant (du Cange). Cognatio triplex est, spiritualis, legalis et carnalis (Joan. Andr.). Adgnati sunt qui a patre cognati, per virilem sexum descendentes, ejusdem familiae veluti fratres, filii fratres, patrui, patrueles. Nach dem Tode des Ehemanns wurde die Hut (tutela) über das Weib (eigner Gewalt über sich nicht fähig) von der Gesammtheit der männlichen Familienglieder ausgeübt (in Rom).

Hauses knüpft sich an den Cult der Penaten (in Penus) und der Laren (des Lar familaris): der Penus des Staats stand im Heiligthum der Vesta (unter dem Pontifex, statt des Pater familias). Die Flamen lebten in confarreirter Ehe (beim Tode der Frau das Priesterthum niederlegend). Der Flamen dialis diente Gott mit seinem ganzen Hause, seine Frau war Flaminica, seine Kinder die Opfergehülfen (camilli). Der Stuhl des Pontifex maximus (dessen Amt früher der König versah) stand im Collegium. Der Unterschied der patricischen und plebejischen Abkunft hinderte in ihr die sacralgültige Ehe, indem sie eine contaminatio sanguinis und perturbatio sacrorum hervorbrachte (s. Marquardt).

Neben den Privatsacris der Gentes gab es Sacra publica, die der Staat gewissen Familien übertrug (attribuit). Den öffentlichen Cult des Sol hatte die sabinische gens Aurelia, den Cult der Minerva die gens Nautia, den Cult des Apollo die gens Julia, den Cult des Hercules an der Ara maxima die Potitii und Pinarii, die piacularia sacrificia der Juno Sororia und des Janus Curiatius die gens Horatia, andere piamenta die gens Claudia, ein Gentilcult war der der Luperci, die in Fabiani und Quintiliani zerfielen und später noch ein drittes Collegium der Luperci Juliani erhielten (s. Becker). Faviani et Quintiliani appellabantur Luperci a Favio et Quintilio praepositis suis (Paul).

Die von der Frau, als einer Sklavin und Fremden gebornen Kinder, werden (bei statthabendem Brauch der Kreuzheirathen) nicht in den Stamm aufgenommen, sondern folgen der Mutter (im Mutterrecht) mit Annahme ihres Stammesnamens. Daraus ergiebt sich eine stete Zersplitterung, indem (in Australien) in Folge der Pflicht zur Blutrache die Verwandten stets in verschiedene Lager getrennt werden, sich den Mitgliedern des jedesmaligen Mutterstammes anreihend. So betrauerten sich die Cognaten in Rom, aber der Horatier, der seine Schwester, weil den Bräutigam, der den Curatiern angehörte, beklagend, tödtete, wurde (obgleich von den Duumvirn verurtheilt) bei der Appellation von der Vox populi freigesprochen, wenn man auch noch eine Sühnung (in Erbauung des Tempels für Juno Sororia und dem Janus Curiatius) auf dem campus sacer der Horatier nothwendig fand. So erhielt Orestes, wiewohl von den Erinnyen nach altem Recht wegen Muttermordes verfolgt, vor dem Areopag (durch Apollo und Athene) seine Reinigung, weil das nähere Band zwischen Kind und Vater zur Anerkennung kam.

In Athen war die Werbung um die Braut durch Schenkung (ἐδνα) begleitet (auch μειλια oder Mitgift, bei Homer). Indem die Schenkung zugleich als Kauf aufgefasst werden konnte (statt einer durch Dienstleistung statthabenden Werbung), wurden die Rechte des Mädchens durch die Mitgift gesichert. Zur Erhaltung der Stammesehre diente die Mitgift für ebenbürtige Vermählung, und wurde schon für das Kind festgesetzt (bei den Rajputen). Bei den Römern gab der Gatte seiner Gattin nur quod pro prima nocte datur, ausser dem dem Vater gezahlten Preis der Coemptio, und später mochte eine Scheinehe eingeleitet werden, um die Tochter von der Tutela legitima zu

befreien. Feudalrechte hielten in der Brautnacht (*ὀρθριον δῶρον*) das jus primae noctis fest. Bei der in der Zeugung abzulegenden Probe besucht der Circassier die Neuvermählte nur heimlich, bis ihn die Erstgeburt als Ehemann bewiesen hat, und später kürzt sich solch heimlicher Besuch symbolisch ab (bei den Turkmanen u. s. w.), wie es (n. Xenophon) auch in Sparta stattfand.

Die malaiische Ehe auf Sumatra kann als Djudjur geschlossen werden durch den Kauf der Frau (wobei der Mann in Abhängigkeit verbleibt), sowie bei Ebenbürtigkeit als Semando (in gegenseitigem Uebereinkommen). Beim Matrimonium injustum folgten die aus dem jus connubii fliessenden Rechte. Durch die lex Canuleja wurde das Connubium zwischen Patricier und Plebejer gestattet. Neben dem Usus und dem (traditionell bekannten) Raptus unterschied sich bei den Römern von der Coemptio oder dem Kauf (durch pecunia, wie bei dem Kru für Rinder) die Confarreatio oder Vermählung. Beim Kauf geht die Frau in die Manus des Gatten über, wogegen der angesehene Vater die Rechte seiner Tochter durch Mitgift sicherte, (ähnlich bei den Mongolen) und wie Flüchtlinge aus Gnade ein Connubium erwarben (wie bei den Lyciern oder malayischen Fürsten im indischen Archipelagos), muss sich der Mann die Frau durch Dienstleistungen erwerben (wie der Hebräer Jacob). Bei den Nadowessiern diente der Bräutigam dem Schwiegervater. Der Muntschatz gilt als Scheinkauf (Morgengabe). Bei der Ehe als Deega wohnt die Frau in der Hütte des Mannes, bei der als Beena der Mann in der Hütte der Frau (auf Ceylon). In Indien unterschied sich die Ehe in Rakschasa (durch Raub), in Prajapatya (durch den Consens des Vaters) oder in Gandhava (durch gegenseitige Neigung).

Bei den Kantabrern (wo die dos von den Männern mitgebracht wurde) wurden die Brüder von den Schwestern an ihre Frauen verheirathet (Strabo). Die Minyer in Orchomenos wurden von der Mutter her benannt. Klearch führt die lydische Weiberherrschaft (als Erhebung gegen frühere Schmach) auf Omphale zurück. Bei dem Ausgang der Deisidaimonia vom weiblichen Geschlecht. werden die Frauen als *ἀρχηγοί τῆς εὐσεβείας* hingestellt (n. Strabo). Aristoteles spricht von *γυναικοκρατεῖσθαι* bei *τὰ πολλὰ τῶν στρατιωτικῶν καὶ πολεμικῶν γενῶν, ἐξ Κελτῶν*.

Als *γυναικεῖα θεός* steht Arktos wie die Römische Bona dea zu ihrem eigenen Geschlecht in einem besonders engen Verhältniss (s. Bachofen). Femina dominatur bei den Estonum gentes (Tacit.) Nach Aristoteles haben alle durch Tapferkeit ausgezeichneten Völker früher dem Weibe gehorcht. Der lykische Stamm wird als Typus gunaikokratischen Familienlebens genannt (s. Bachofen). Lykus, Sohn des Pandion, gelangt von Athen nach dem Land der Tramiler oder (aus dem Milyer durch Sarpedon gebildet) Termiler (Lykier). Die Termiler, die von Kreta gekommen, trieben die Solymer in die Berge Lycien's.

Bichitram Sah (aus der Nachkommenschaft Secunder's) heirathete (in Palembang) die Tochter des Demang Lebar daon, indem er so als Flüchtling

in die fürstliche Familie aufgenommen wurde, nachdem er sich zur Beachtung der Adat verpflichtet. Aus der Fremde kommend, vermählte sich Xuthus mit der Tochter des einheimischen Erechtheus, und Protos, Führer der Phocäer, mit der Tochter des Nannos, die ihm beim Festmahl in Massilien den Becher kredenzte. Bei den Kaffern wählt das Mädchen aus den vorgeführten Heirathscandidaten. Bei den Slawen findet eine Brautschau statt. In Tondimana folgt die Tochter (als Rannie) dem Vater, einen Poligar zur Vermählung wählend. Bei ihrem Tode folgt dann ihre Tochter. Starb eine Frau in Schwangerschaft (bei den Chibchas) musste ihren Verwandten vom Ehemann die Blutschuld gezahlt werden. Dem weiblichen Geschlecht ward wegen minderer Wehrhaftigkeit doppelte Composition zugesichert (n. d. lex bajuv.)

Bei den Eskimo gilt eine schöne Frau für mehr als eines Mannes werth, oder doch nur von einem tüchtigen Jäger oder Fischer heimzuführen. Aehnlich in Wadai. In Australien entsteht der Krieg (gleich dem trojanischen) meist der Weiber wegen. Die meisten Fehden der Indianer an der Nordküste Californien's entstehen durch Frauen (Hubbard). Should a female be possessed of personal atttractions, the first years of her life must necessarily be very unhappy (in Australien), da sie eifersüchtig von dem Mann, dem sie als Kind anvertraut wurde, gehütet, und grausam gestraft wird bei Intriguen mit Jünglingen, die sie wieder zu rauben suchen und um sie kämpfen, durch Verlockungen zur Flucht zwingend, während sie wieder von den Frauen, wo der Entführer sie einführt, Misshandlungen erfährt (s. Grey). Du Chaillu fand, dass in Folge der polygamischen Zwischenheirathen der Stämme in der Verwandtschaft freundliche Beziehungen hergestellt wurden, und im Gegensatz zu gegenseitigen Plünderungen in andern Theilen Afrika's die Dörfer friedlich neben einander lagen. In Australien dagegen rufen gerade diese Kreuzheirathen stete Scheidungen hervor, die durch das gleichzeitig geltende Gesetz der Blutrache gezogen werden. Da die Kinder der (aus anderm Stamm gewählten) Mutter ihrem Stamm folgen, konnte in das Amt des Sachem (b. d. Irokesen) nicht sein Sohn[1]) eintreten, sondern sein Bruder und dessen Nach-

[1]) Les rangs et dignités des chefs étaient héréditaires, mais se transmettaient par les femmes (dans les îles Sandwich). Une fille tirait orgueil du nombre de ses amants. Families connected by blood upon the female side are obliged to join for the purpose of defence and avenging crimes, and as the father marries several wives and very often all of different families, his children are repeatedly divided amongst themselves (s Grey) in Australien (no common band of union existing among them). Quand le monarque donne une de ses filles en mariage à un mandarin, il remet à sa fille un sabre, pour couper la tête de son epoux, s'il se rend coupable de quelque crime d'Etat, en même temps il remet au mari un fouet pour corriger sa femme, si elle commet quelque faute (De la Bissachère) in Tonquin. Female children are always bethrothed within a few days after their birth (in Wester-Australia). When a native dies, his brother inherits his wives and children, but his brother must be of the same family as himself. The widow goes to her second husband's hut, three days after the death of her first. The old men manage to keep the females a good deal amongst themselves, giving their daughters to one another, and the more female children they have, the greater chance have they of getting another wife, by this sort of exchange, but the women have generally some favourite amongst the young

kommen oder Söhne der Schwester. Bei den Limbus bleiben die Töchter bei der Mutter, aber der vom Vater für sich abgekaufte Knabe tritt in seinen Stamm ein (Campbell). Bei den Galla tritt der älteste Sohn schon dann in die Rechte des Vaters ein, wenn derselbe alt und zum Kriege untüchtig wird (s. Bruce).

Die Eheschliessung in Australien geschieht durch Raub[1]), oder indem der Bewerber sich mit den Eltern (von einem fremden Stamm) verständigt, und dann mit dem Mädchen entläuft, worauf die scheinbare Verfolgung durch Unterhandlungen beigelegt wird. Die alten Männer eignen sich die Mädchen an (in Australien) und geben zuweilen den darüber klagenden Jünglingen alte Frauen. Cortez, als Gouverneur Carl V. (1522) vertheilte Land mit der Bedingung, binnen 18 Monaten zu heirathen und wies die Indianerinnen den Spaniern nach dem System der Repartimentos zu, dann als Königliche Unterthanen. Aus dem ursprünglich den Kaufpreis bezeichnenden biblischen Mohar bildete sich später die rabbinische Kethuba (n. Holdheim). Frauenzimmer (Frowentimner) bedeutete das Gefolge (aus dem Frauengemach). Bei den Takhali legt sich die Wittwe auf den Scheiterhaufen, während sie in Indien (und bei Slaven) verbrannt wurde, als Sutree.

Usus wurde eingeführt, um den in freier Ehe lebenden Gatten die Möglichkeit zu geben, ihre Ehe zu einer strengen zu machen (in Rom). Die Coemptio war latinischen Ursprungs. Bei der Confarreatio wurde (nach sabinischer Sitte) ein Schaf geschlachtet (bei etruskischer Ehe ein Schwein). Bei dem Matrimonium justum ohne die manuum conventio trat die Frau nicht in die manus des Gemahls über, sondern verblieb in der des Vaters oder Vormunds (wenn nicht sui juris). Das Matrimonium injustum galt nur nach dem jus gentium, weil die Gattin kein connubium hatte. Des jus connubii waren nur cives fähig (in Rom). Die Ehe[2]) ist eine zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts zum Zweck der innigsten ausschliesslichen Lebensgemeinschaft und der daraus sich ergebenden besondern Lebensverhältnisse für immer abgeschlossene Verbindung (Ahrens). In Sparta konnte der Ehemann für seine unfruchtbare Frau eine Jüngere zuziehen. König Archidamus wurde (in Sparta) bestraft[3]), weil er eine zu kleine Frau geheirathet. Wie

men, always looking foward to be his wife, at the death of her husband (Grey). The brother of the criminal conceive themselves to be quite as guilty as he is, and only those who are „jee-dyte" [Jodute] or unconnected with the family of the guilty person believe themselves in safety (Grey) a murder having been committed (in Australia).

[1]) Der Raub (raptus) besteht in Australien und auf Bali, sowie symbolisch bei Khond, Khol und Kalmükkes, am Marañon, auf Fiji, bei Aitas, bei Mandingoes, in Sparta [Plutarch] (am Raub der Sabinerinnen).

[2]) Nuptiae sunt conjunctio maris et foeminae et consortium omnis vitae divini et humani iuris communicatio (Matrimonium est viri et mulieris conjunctio individuam vitae consuetudinem continens). Als Ehegebräuche der Römer finden sich Coemtio, usus, confarreatio, in Indien acht Arten.

[3]) In general (in Bhagulpoor) a free mán marrying a slave girl is not personally degraded to slavery (as in Puraniya), in other places he becomes a Chutiya-Galam (cunnoservus), but

die Veteranen des Taunus sich mit germanischen und gallischen Frauen verheiratheten, vermählte sich Kaiser Gallian mit Pipa, Tochter des Markomannenkönigs, und der Gothe Fravitta (unter Erlaubniss Kaiser's Theodosius) mit einer Römerin, aber die Gesetze der Kaiser Valentinian und Valens verboten Mischehen zwischen Römern und Barbaren. Im alten Griechenland waren Verwandtschaftsgrade kein Hinderniss, wohl aber Standesunterschiede, wie in Rom bis zum canulejischen Gesetz. Bei den Germanen wurde die Gleichheit des Standes (s. Grimm) erst später bei der Ehe berücksichtigt. In China darf der Beamte keine Frau aus seiner Jurisdiction heirathen. In Indien sind Heirathen auf gleiche Kasten beschränkt. Der Häuptling der Kelowi darf keine Frau vom Stamm Masigh heirathen, sondern muss mit schwarzen Frauen (oder Sklavinnen) Kinder zeugen (s. Barth), auch besitzen die Frauen Vorrechte (indem der Mann in die Heimath der Frau übergeht).

In alter Zeit wurde (in Rom) nur die Ehe aus Verwandten und ebenbürtigen Familien, als more majorum, berechtigt angesehen, und darnach fand Connubium nur unter Gleichstehenden statt. Bei der Ehe wurde in Peru Gleichheit der Stände, sowie auch Angehörigkeit an demselben Ort beachtet. Si vis nubere, nube pari. Infolge der Zusammengehörigkeit derselben Familien-Namen (durch die Beziehungen von Matta-gyne) können durch die dadurch benöthigte Partheinahme in Streitigkeiten oft Verwandte sich gegenübergestellt werden (in Australien). Kinder der Turkmanen mit Sklavinnen heissen Do-reg (Zweiblütige.) Schwertmagen (Spermagen) oder Hermagen stehen den Spillmagen oder Kunkelmagen gegenüber. Freyr (Fraujas) und Freya (Fraujas) waren (als Herr und Herrin) Kinder des Vanen Njôrd. Mit Odin theilt Freya die Erschlagenen.

Polyandrie fand sich bei den Guanches (Kinder mit Ziegenmilch erzogen), Thibetern, Coorg, Koryaken, Pandava, Polyandrie bestand bei den Britten (nach Caesar), Geten, Medern. Nimmt der Bruder des Verstorbenen dessen Wittwe zu sich, so scheidet er sich von seiner frühern Frau, die wieder heirathet. Nachdem ein Toda den Brautpreis bezahlt hat, mögen seine andern Brüder durch Betheiligung an demselben, sich gleichfalls verheirathet betrachten, und die jüngern aufwachsenden Brüder kaufen sich ein, worauf in einem so gemeinsamen Haushalt, alle Söhne und Töchter als Brüder und Schwestern[1]) betrachtet werden.

---

cannot be sold, working for his wife's master at the usual allowance that a slave receives (s. Hamilton). Unless the witch (Dain) know the real name of the child, her imprecations (by Jadu or witchcraft) do no harm (in Bhagulpoor). Karteli (wife) nallata (to sever), marry (among the Parnkalla). Concubitus facit nuptias. Die positiven Gesetze müssen, ungeachtet die copula carnalis die natürliche Bedingung der Ehe bildet, das Wesen derselben in ein auf gegenseitiger Willensneigung beruhendes sittliches Verhältniss setzen (Bauerband).

[1]) Noveritis itaque, non a paucis, sed ab omnibus tam nostri quam et alterius ordinis vos homicidii, perjurii, sacrilegii et ex propria cognatione, atque ex duabus sororibus incesti crimine esse accusatos, schreibt Kaiser Otto I an Papst Johann XII. Among the Avanoes and Maypures brothers have often but one wife.

Endogene Ehe wird angeführt bei den Kooch, Aht. Todas (Pecky. Gekkam, Kuttan, Kennae, Tody), deren Heirathsverbote eher exogene Ehe begründen würden, dann Kalang (in Java), Persern (für gewisse Rangverhältnisse) Incas, auf Guam u. s. w. Nach Dikäarch waren Ehen unter den nächsten Verwandten die ältesten (in der εὐπατειρείη). Bei den Yenkalas (im Süden Indien's) kann der mütterliche Oheim die beiden ältesten Töchter für seine Söhne in Anspruch nehmen (Shortt). Ein Bodo darf nur mit Bodo heirathen. Die Lappen mischten in allen Graden. In Hawaii wird stets in die nächst niedrige Klasse geheirathet (wie bei der Fürstenfolge in Mikronesien solcher Uebergang statt fand). Der Araber hat ein Anrecht auf die Hand seiner Cousine. In Sopia wurden Nichten oder selbst Schwestern geheirathet (Zieza de Leow). Die Söhne des Aegyptos besassen ein Recht auf die Töchter des Dardanos. Bei den Juden wird die Erbtochter mit Verwandten vermählt. Bei den Yerkalas (in Südindien) kann der Oheim die beiden ältesten Töchter der Schwester für seine Söhne in Anspruch nehmen. Die Söhne des Aeolos waren mit ihren Schwestern vermählt, und wie die Perser-Könige der Inca. In Aegypten bestand (nach Diod. Sic.) ein Gesetz, dass die Schwester zu heirathen wäre. Die Californier hatten „nicht viel Acht auf die Freund- und Schwägerschaft, so dass sich auch die eigne Tochter unter den Ehefrauen finden mochte.“ Das Wort für heirathen (tikere undiri) wurde erst seit den Missionen gebildet, das Wort „Ehemann“ dagegen „kann von einem jedem Mann, der ein Weibsbild missbrauchet, in all seiner Bedeutung und Etimologie gesagt werden“ (wie tägliches Ehebrechen vorkam, „ohn alle Furcht und ohn alle Scham“). Mitunter besuchten sich die angrenzenden Völkerschaften, um „etliche Täg in öffentlichem Lüderleben unter einander zuzubringen, bei welcher Gelegenheit alles Preis war“ (Baegert). Sobald die Einsegnung (oder die Missionen) vorbei ist, gehen Mann und Frau nach verschiedenen Seiten auseinander, „ihr Essen, eines jedes für sich, zu suchen“ und sahen sich oft Tagelang nicht (wie sie sich auch wenig um die Kinder kümmerten).

In der Translatio S. Alexandri wird bei den Sachsen von einem geschlossenen[1]) Connubium gesprochen, das nicht nur den Adel, sondern auch die drei übrigen Stände (der Freien, Liten und Knechte) zu Heirathen unter einander, und zwar bei Todesstrafe, nöthigte. Ehe zwischen Geschwistern von verschiedenen Müttern war in Athen erlaubt. Abraham erwiederte dem Abimelech, dass seine Frau freilich seine Schwester sei, als die Tochter seines Vaters, aber nicht Tochter seiner Mutter. Die Stoiker hielten die Ehe unter Blutsverwandten für naturgemäss (Sext.) Der König der Assubo-Galla hat eine seiner Verwandten zur Ehe zu nehmen (Pearce).

---

[1]) Les familles des autres provinces de la France s'éteignent ordinairement à la quatrième génération, quand elles ne s'allient pas au sang indigène (s. Davesiés de Pontés) in der Dauphiné (und in Aegypten bei der ersten Generation). When a man marries the eldest daughter he

Der Schwiegersohn vermeidet die Schwiegermutter (symbolisch in Erinnerung geschehener Gewaltthat durch Raub) bei den Arowaken, Floridanern, Cariben (die Schwiegereltern), Omahas, Sioux, Cree, Australiern, Fijiern (Schwiegereltern und Schwiegerkinder), Dayak (Schwiegervater), Banyai (auf den Knieen sitzend vor der Schwiegermutter). Bei den Beni-Amer wird die Schwiegermutter durch Schwiegersohn und Tochter vermieden. In Centralafrika werden die Schwiegereltern während des Brautstandes vermieden. Der Upohlonipa-Gebrauch (bei Kaffern) entspricht dem Wistenhya-Gebrauch (bei Dacota). Die Schwiegertochter vermeidet den Schwiegervater bei Mongolen Calmuken, Yakuten (Schwiegervater und Schwager) Barea, Basuto (bis zur Erstgeburt) Hindu (Schwiegermutter) China. Der Vater ignorirt das Dasein der Frau des Sohnes, um nicht seine Eigenthumsrechte geltend zu machen. Bei den Cocimies (in Californien) durfte die Schwiegermutter die Schwiegertochter nicht sehen (nach Clavigero). Bei den Kaffern vermeiden sich Schwiegervater und Schwiegertochter, sowie Schwiegersohn und Schwiegermutter. Heimlicher Besuch nach der Ehe findet sich bei Turkmanen (6 Monate bis 1 Jahr), Circassiern (bis Erstgeburt), Futa (drei Jahre), Sparta (n. Xenophon), Creta (n. Strabo), Lyciern. Die Braut kehrt zur Hütte des Vaters zurück (b. Arabern), bis 1 Jahr nach der Heirath. Keine Vermischung (bei Hyoungtha) bis 7 Tage nach der Hochzeit. Drei Jahre nach der Hochzeit darf kein Kind geboren werden. Die Australier tödteten die Erstgeborenen als schwächlich. Bei der Vielweiberei der Californier verheiratheten sie sich mit allen Schwestern, wenn deren mehrere waren. Der Schwiegersohn durfte weder seiner Schwiegermutter, noch andern seiner Frau nächst verwandten Weibern eine Zeitlang in's Gesicht schauen, sondern musste sich in ihrer Gegenwart[1]) verbergen (Baegert).

Exogene Ehe fand sich bei den Australiern (mit verschiedenen Kobong) Somali, Warali, Magar (mit verschiedenen Thum), Ho (mit verschiedenen Keeli), Oraon (mit verschiedenen Keeli), Garrow (mit verschiedenen Makaris), Brahsien (mit verschiedenen Gotsa), Khond, Kalmuken (zwischen Torgot und Derbet), Ortyaken, Jakuten, Chinesen (andere Vornamen), Tenné (Chatsangh und Nah-tsingh), Indianer (Totem), Guiana (Siwidi, Kamafudi, Onisidi u. s. w.) Munnipore (Kosmoul, Looang, Angom, Ningthaja). Heirathen von Blutver-

---

becomes by that act, entitled to each and all of her sisters as wives when they severally attain the marrigeable age, the option resting with him (among the Shyannes, Omahas, Jowas, Kaws, Osages, Blackfeet, Crees, Minnitarees, Crows etc.) The Konjas have, in some instances, 4—5 wives, but these are mostly sisters, it they marry into two families, the wives do not harmonise well together (according to Say).

[1]) If a person entérs a dwelling in which his son-in-law is seated, the latter turns his back, covers his head with his robes and avails himself of the first opportunity to leave the presence (among the Omahaws). If a person visit his wife, during her residence at the lodge of her father, the latter averts himself, and covers his head with his robe (Ling). The men are prohibited from looking at the mother of the girls promised them in marriage (in Australia). On passing the hut of the mother-in-law or any place, where they suppose her to be, they carefully turn their head away (Wedge).

wandtschaft waren verboten bei den Charruas, Abiponen, Brasiliern u. s. w. Zwischen Familien, die näher als 4 bis 5 Grad verwandt sind, dürfen die Mongolen nicht heirathen. Bei den Tscherkessen war das Heirathen von Verwandten verboten (ausser bei aristokratischer Abscheidung). In China gilt ein Verbot für Heirathen zwischen Geschwisterkindern. In Australien hindert der Kobong, bei den Indianern der Totem den Eheabschluss. Mann und Frau müssen verschiedene Namen haben und die Kinder treten in die Familie des Vaters unter deren Namen (in China). Nur wenn der Vater die Tochter im Hause verheirathet, kann der zweite Sohn seinen Namen fortführen. Die Griechen hielten es für sündhaft, einer Mutter mit Fohlen Nachkommen zu ziehen und erzählen, wie das Gefühl der Thiere, wenn überlistet, sich dagegen empört (s. Schlieben). Kaiser Claudius hob das Eheverbot zwischen Onkel und Nichte, Tante und Neffen auf (bis von Nerva hergestellt). In Indien heirathet Niemand innerhalb der Gotra, aber ein Gakar darf nur mit Gakar heirathen. Bei den Mongolen gelten Heirathen aus männlicher Verwandtschaft für Blutschande, nicht dagegen in weiblicher (Hyacinth). Die Mohawk des Schildkrötenstammes betrachteten die Seneca des Schildkrötenstammes als Verwandte, und so die Oneida des Habichtstammes die Onondogo desselben. Die Angehörigen des Wolfstammes durften unter sich nicht heirathen (bei den Irokesen). Bei den Irokesen[1]) verzweigten sich acht Stämme in zwei Abtheilungen, als Wolf, Bär, Biber, Schildkröte und als Reh, Schnepfe, Reiher, Habicht unter den fünf Nationen oder sechs (Onondoga, Mohawk, Oneida, Seneca, Cayuga mit Tuscaroras) zu Kreuzheirathen. Die fünf Kasten der Toda (Peiky, Pekkan, Kuttan, Venna, Tody) heirathen nicht unter einander.

Die Australier zerfallen (nach Ridley) in zwei Gruppen:
Patricier, als Ippai und Kumpo (b. d. Mann), Ippata und Puta (b. d. Frau)
Plebejer, „ Murri „ Kupi („), Mata „ Kapota („)
Die Ippai heirathen die Kapota (mit den Kindern als Murri und Mata)
„ Murri „ „ Puta („ „ „ „ Ippai „ Ippata)
„ Kupi „ „ Ippata („ „ „ „ Kumpo „ Pata)
„ Kumpo „ „ Mata („ „ „ „ Kupi „ Kapota),
indem die Kinder der Mutter (aber unter Versetzung in eine andere Kaste) folgen. Die zu einem Geschlecht gehörigen Altajer betrachten sich als Verwandte und nennen sich Geschlechtsbänder (sóktang karandash) und auch Brüder (karandash). Die einzige Beziehung ist, dass sie gemeinschaftliche Schutzgeister haben. Die Frau muss aus einem andern Geschlechtsverband gewählt werden (s. Stanbridge) und im Südosten bleibt der Jüngling mit dem entlaufenen Mädchen eine Zeitlang im Walde verborgen[2]).

[1]) In each of the five natiouc, (of the league of the Irokeses) there were eight tribes, Wolf, Bear, Beaver and turtle, deer, Snipe, Heron and Hawk (in the female ine). A cross-relationship existed between the several tribes of each nation and the tribes of corresponding name in each of the other nations, a man could not marry a woman of his own tribe (even in another nation).

[2]) Le marriage est prohibé entre parens dans toute la ligne directe, et dans la ligne collatérale entre les parens du côté du père jusqu'au dixième degré, mais du côté maternel, il

Am Kinggeorgesund zerfielen die Eingeborenen in zwei Klassen, als Erniung und Tam (Taaman), die sich in Kreuzungen (ausser den Stämmen im District Murram) verheiratheten, wobei das Kind der Mutter folgte (s. Nied). Daneben besteht die Scheidung in Monkalon und Torndirrup (mit mehreren Unterabtheilungen). In Augusta zerfielen die Eingeborenen (nach Bussel) in Marniungo und Yungari. In der Halbinsel Coburg zerfiel der Stamm am Hafen Raffles in drei Klassen, als Mandrogillies, Manburghes und Mandrouiles, wobei die Mandrogillies (zu denen das Oberhaupt gehörte) eine Art Adel bildeten (s. Meinicke). Nach Baegert wird das impedimentum affinitatis unter den Californiern häufig angetroffen, „wodurch viele vorgehabte Heyrathen sich zerschlagen."

Communale Ehe (Hetarismus) wird angegeben (wie in China bis Fouhi) bei den Teehur in Oude, Nair, Kuskowiner, Massageten (Herodot), Auses, Garamanten (Strabo), Californier, Hydah, Tattiyar innerhalb der Familie (Brüder, Onkel und Neffen), Galactophagen (Nic.) Ein Fehlen der Ehe wird erwähnt bei Keriah, Kurumba, Chittagonger, Guaycuru, Kutschin-Indianer, Arcwaken, Buschmänner. Die Paramen (Meeresanwohner) im Archipel erkennen keine Ehe an, da man erst sündigen muss, (wie Petrus), um reuig und dann heilig zu werden. Auf den Mariannen bestand (nach Gobien) die Gesellschaft Uritoi (den Areoi éntsprechend). Bei den Sonthal wird einmal im Jahr verheirathet, und für 6 Tage vorher leben alle Candidaten zusammen. Auf den Balearen war die Braut in der Hochzeitsnacht das gemeinsame Eigenthum aller Verwandten oder Eingeladenen (s. Diod. Sic.) Allgemeinheit der Frauen fand sich (nach Marchhand) auf Santa-Christina. In der communalen Polyandrie der Nairs ist der Vater nicht bekannt. Bei den Todas hatten die Männer mit der Heirath ein Anrecht auf alle Schwestern, die dann nacheinander von den ältern auf die jüngern Brüder übergehen. In der Pinalua genannten Verwandtschaft lebten alle Schwestern und ihre Männer mit allen Brüdern und ihren Frauen gemeinsam (auf Hawaii), wie sich in den Areitos (auf Tahiti) alle Mitglieder mischten. Die Sioux kaufen die älteste Tochter, worauf die Schwestern folgen. In Levirat heirathet der Bruder die Wittwe

---

n'y a interdiction, qu'au premier degré (de la Bissachère) in Tonkin. The totam (favourite spirit) the Indians conceive, assumes the shape of some beast or other, and therefore they never kill, hunt or eat the animal, whose form they think the totam bears (Long). Among the Choetaws there are two great divisions, each of which is subdivided into four clans and no man can marry in any of the four clans belonging to his division. The restriction among the Cherokees, the Creeks and the Natches does not extend beyond the clan to which the man belongs. No casaban los de un pueblo con muger alguna dél, porque todos se tenian por hermanos y era sacrosancto para ellos el impedimento del parentesco (s. Predrahita) b. d. Panches. The Indians (of North-America) consider it highly criminal for a man to marry a woman, whose totem (family name) in the same as his own (Tanner). In South-America marriages with relations arè held abominable (only to Dobrizhoffer). The families of the Loko (man) or Arowak all descended in the female line and individual of either sex is allowed to marry another of the same family-name (Brett). First cousins are not allowed to marry on the island of Bornabi (Cheyne). Persons of the same crast are not allowed to marry (b. Bancroft) in Nutka

des Aeltern. Bei den Omahas begründete die Heirath ein Anrecht auf die Schwestern. Bei den Cahyapos herrscht Weibergemeinschaft[1]), indem das mannbare Mädchen den ihr beliebigen Mann zum zeitweisen Umgang wählen kann und nach Geburt eines Kindes während der Säugezeit bei dessen Vater bleibt (Magalhaes).

In öffentlicher Prostitution der Braut fand der Abkauf des gemeinsamen Eigenthumsrechts, das sich in den communalen Ehen geltend macht, statt. Später beschränkte sich das Beiwohnen der Braut auf die Verwandten oder Freunde. Anderswo diente die Prostitution zur Erwerbung der Mitgift. Auch wurde die Braut als Opfergabe dem Gotte dargebracht, es geschah die Entjungferung durch den Priester (bei den Konjagen, Kambodiern u. s. w.), wenn nicht durch den Phallus (in Mutinus). Es konnte dann die Vorstellung zurückbleiben, dass die eigene Entjungferung unschicklich sei und mochten Fremde dafür gemiethet werden (wie in Arrava). Die Vatschandy (in Australien) feiern das Begattungsfest (Kaaro) in der warmen Jahreszeit am Neumond. Die römischen Bräute setzten sich anf das Bild des Mutunus, ut illarum puditiam prior Deus delibasse videatur (s. Lactantius). In Folge der frühen Heirathen (in Australien) werden die Erstgeborenen meist getödtet, considered immature and not worth preserving. In Mexico wurde der Gott der Geschlechtslust als Tiazoleteutli (nach de la Vega) verehrt (der Phallus in Panuco und Tlascala). In dem weiblichen Geschlecht des Ruach oder (Gottes) Geist (neben dem männlichen Element, als Vater) wird die Ueberführung des Logos zu Sophia (des pneuma im nous) vermittelt (als Mutter Christi). Neben Lada (Göttin der Liebe) wurde Koleda (Gott der Feste) und Kupala (Gott der Früchte) verehrt, von den Slaven, die das Namensfest Johann des Täufers feiern, who is called by them Joh. Kupala (s. Krasinski). Die Slaven bei Magdeburg verehrten Pripe-Gala (als Priapus) mit Christenköpfen (1110 p. d.). Die Priapolithes[2]) (auprès de Castres) assen (nach Borel) le sperme congelé.

Die Blutsverwandtschaft wird streng beobxchtet (Kostromitonow) bei Fort Ross (in Californien). It was forbidden a man to marry a woman of the same name as his father (unter den Maya). Δια τί τὰς ἐγγυς γένοις οὐ γαμοῦσιν, unter den Quaestiones romanae (b. Plutarch).

[1]) The relationship of Pinalua arose from the fact, that two or more brothers with their wives or two and more sisters with their husbands were inclined to possess each other in common (Andrews). The several brothers, who thus cohabited with each other wives, lived in polygynia, and the several sisters, who thus cohabited with each other husbands, lived in polyandria (in Hawaii). The females (of the Heydah) cohabit almost promiscuously with her own tribe (Poole) The Mosquitos never celebrate a marriage, the engagements being more tacit agreements (s. Roberts). Neben den besonderen Bezeichnungen der Verwandten (in Congo) communis usus obtinuit, quod omnes descendentes nomine filii (Muana in Singulari vel Ana in Plur.) respectu Avi tam paterni, quam materni er Avae tam paternae quam maternae nuncupentur (s. Brusciotto).

[2]) Fecisti quod quaedam mulieres facere solent? Prosternunt se in faciem et discoopertis natibus, jubent ut supra nudas nates conficiatur panis et, eo decocto, tradunt maritis suis ad comedendum, hoc ideo faciunt, ut plus exardescunt in amorem illarum. Si fecisti, duos annos per legitimas ferias poeniteas (Burchard) XII. Jahrhundert. Mulier qualicumque molimine aut seipsam polluens, aut cum altera fornicans, quattuor annos. Sanctimonialis femina cum Sancti-

Die Mitgift (dos oder μειλια) im Geschenk (ἑδνα) war in Babylon durch Prostitution zu erwerben (sowie in Lydien, Augila u. s. w.), als Abkauf des gemeinsamen Anrechtes. Die Mädchen in Augila hurten vor der Verheirathung (nach Mela), wie die lydischen (b. Herodot). Im Tempel des Juggernauth wurden Jungfrauen dargestellt (wie in dem des Bel) und Prostitution vor der Ehe wird in Babylon erwähnt (s. Herodot), in Armenien (b. Strabo), bei Nasamonen, Lydiern, Thraciern. Bei den Kuskokwimern leben alle Männer in der öffentlichen Halle des Kashim zusammen[1]), in welche Frauen nur eingeführt werden können, nachdem sie von Schamanen ihrer Jungfernschaft beraubt sind. Bei den Hassaniyeh ist die Frau für 3 Tage und 4 Tage verheirathet. Die Buhlerin erhielt besondere Ehren auf Java, in Athen, bei den Nadowessiern, in Vesali. Im florentinischen Heirathscontracte ward im Voraus bestimmt, in welcher Weise die Braut später, in Uebereinstimmung mit ihrem Gatten, den Cavaliere servente zu erwählen habe (s. Dixon). Bonifaz verbietet den Nonnen Liebesbriefe in poetischer Form zu versenden (winileudos scribere vel mittere.) Bei den Reddies heirathet die Frau einen Knaben[2]) und lebt mit dem mütterlichen Oheim. Im Caucasus giebt der Schmied die Eheleute zusammen (wie in Gretna Green). Bei den Timmanis werden Ringe geschmiedet, damit sie Braut und Bräutigam an ihren Armen fesseln. Am Casamanza feilt der Schmied den Brautleuten die Zähne. Bei den Timmis schmiedet der Schmied dem Bräutigam und der Braut einen Ring in's Handgelenk (zur Vermählung). Bei den Chippeway wird die Frau durch Ringkampf erworben, bei altaischen Völkern durch Wettlauf odor Wettrennen (und ähnlich oft im alten Hellas), Bei den Mexicanern musste der Wahrsager aus

moniali per machinamentum polluta, septem annos (Ducange). Cum Sanctimoniali per machinam fornicans, annos septem poeniteat. Einige Stämme (in Nord-Mexico) tienen las mugenes por comunes (Arlegui). Rape exists among them in an authorized form (s. Revere) am Clear Lake (in Californien). Bei den Tahas (in Nord-Mexico wird das zur Heirath gekaufte Mädchen zuerst dem Cacique (Häuptling oder Priester) übergeben (nach Castañeda).

[1]) Sanxivit St. (Patricius) ut a mulieribus viri sequestrarentur, et utrique sua aedificia et oratoria distincta construerentur (Bolland). Sainte-Radegonde (la royale épouse de Clotaire I.) prit le voile (544) et se rendit à Poitiers pour y fonder une retraite, où elle put, avec de saintes filles, se vouer à Dieu, à ces filles elle donne la règle de Saint Césaire, mais près de leur retraite, elle créa un collège des moines pour les desservir (Varin). In den griechischen Doppelklöstern bedienten Eunuchen (s. Leunclavius). Each married woman is permitted a paramour (s. Gason) among the Dieyerie (in Australia). In einigen Theilen Nord-Mexico's finden sich Männerheirathen, und sind den als Frauen Gekleideten die Waffen verboten (s. Ribas). In Tamaulipas finden sich Hurenhäuser mit Männern als Frauen (nach Gomara), In dem Tanz tutuli gamuchi die Yaqui changent de femmes en se cédant réciproquement tous leurs droits conjugaux (s. Zuniga). En el tramo de la Canal de Santa Barbara se hallan muchos Joyas (Palou), Männer „en traje de mujer“ (s. Crespi)

[2]) A Nandh boy marries, when he reaches his tenth or twelfth year. His wife is usually about four years older (Hunter). In ancient times, the young warrior was always united to a woman several years his senior, on the supposition, that he needed a companion experienced in the affaires of life (among the Iroquois), the marriage being a contract between the mothers (s. Morgan). Among the Otowas young men are married to old women and old men to young girls, for household affairs are better managed, when inexperience of youth is put under direction

den Geburtstagen der Brautleute das Prognostikon erlesen; bei den Siamesen werden die Sternbilder consultirt.

Nachträge zu dem Aufsatz vom Sonnenphallos (p. 167 ff.)

v. Director Schwartz.

1 In dem Aufsatz vom Sonnenphallos hatte sich ergeben, dass die Verehrung von Ithyphallen, aufrecht stehenden Säulen und hochstrebenden Bäumen in einem gewissen Parallelismus stehe und schliesslich auf eine roh elementare Vorstellung der Sonne als „einer sich erhebenden Lichtsäule“ zurückzuführen sei. Der Talmud bot dafür noch den Nachweis einer bestimmten derartigen volksthümlichen Anschauung. Nachträglich werde ich nun von befreundeter Seite auf eine Stelle des Agatharchides aufmerksam gemacht, welche dieser Auffassung der Naturerscheinung auch noch speciell ein an der arabischen Küste besonders gewöhnlich hervortretendes Phänomen ausdrücklich zur Seite stellt. Agatharchides sagt nämlich: (geogr. graeci min. Paris 1855 p. 192 fg.) *τέταρτον καὶ τὸ σχῆμα δὲ οὐ δισκοειδὲς ἔχειν τὸν ἥλιόν φασιν, ἀλλὰ κίονι παχεῖ τά γε πρῶτα ἐμφερῆ, μικρὸν ἐμβριθέστερον ἔχοντι τὴν ἀπὸ τῶν ἄκρων φαντασίαν, οἱονεὶ κεφαλήν.* (Quarto, nec fol. ad disci formam se habet, sed crassam refert columnam principio, cujus a summo species aliqnanto plenior, quasi caput, appareat). Die Richtigkeit dieser Beobachtung bestätigt Karl Ritter (XII. p. 780) nach einem Bericht Vic. Valentia's,[1]) „der“, wie er sagt, „der Glaubhaftigkeit des oft der Fabeleien beschuldigten Agatharchides gar sehr zu Statten kommt.“ Die Darstellung des Agatharchides mit dem caput oben stimmt noch speciell zu der Schilderung der Säule der Paphischen Aphrodite bei Tacitus „als eines hochgezogenen Omphalos“ (s. oben p. 172), wie zur „Eichel“ beim Bilde des

---

The Coras call the child after one of its uncles or aunts (in Mexico). Im altfriesischen Recht ergiebt sich die Unterscheidung von zwei concentrischen Verwandtschaftskreisen. Der engere von diesen schloss den weiten principiell von der Erbfolge cus. Der oberste Gegensatz beider Kreise lag in der Bedeutung der Gradesnähe (Knienähe) zwischen dem Erblasser und dem Nachfolger (s. Amira). In einigen Stämmen Südcalifornien's: die Mutter „could hold no intercourse with her husband, until the child was weaned“ (H. Bancroft). Intermarriage is frequent among the families (of the Pueblos). No one can sell or marry out of the town until he obtains permission from the authorities (s. H. Bancroft). The Pecos seldom if ever marry outside their respective pueblos (Parker). Les veufs des deux sexes, qui veulent se remarier, ne peuvent le faire qu'avec d'autres veufs (Fages) in Südcalifornien. Bei San Luis Rey konnte nur der Häuptling mehrere Frauen heirathen (s Fages). All the young unmarried women are a common possession (Power) in California, bewailing their virginity before marriage (Gibbs) [das Ende der Hurerei]. No conoscen para sus casamentos el parentezco de afiñidad (Palou) bei San Francisco (in Californien). In Monterey: ils étaient mêmes dans l'usage d'épouser les soeurs d'une famille (La Pérouse). Souvent une femme presse son mari d'épouser ses soeurs (Marmier). Parentage and other relations of consanguinity are no obstacles to matrimony (Farnham). Every member must marry within the rancho (s. Stephens) im Dorfe Schawill (der Mayas). The young men built a house in front of that of his father-in-law, in which he lived with his wife during the first years of servitude (s. H. Bancroft) und bei unbefriedigendem Dienst wurde die Frau einem Andern gegeben (unter den Maya). Widoms (among the Mosquitos) after supplying the grave with food for a year, take up the bones and carry them on the back in the daytime, sleeping with them at night for another year, after which they are placed at the door or upon the house top (s. H. Bancroft).

[1]) Zu meinem Bedauern ist mir derselbe nicht zugänglich.

Phallos, oder zum „Zapfen" beim Thyrsosstab u. s. w. (p. 184). Es wäre auch für weitere mythologische Combinationen höchst interessant, wenn sich durch fernere Beobachtungen feststellen liesse, ob nicht auch, was so zunächst für Palästina und Arabien als besonders characteristisch hervortritt, auch unter demselben Breitengrade in Indien noch auftritt und so speciell zu der entwickelten Vorstellung mit beigetragen hat, und wie weit die natürliche Grenze gerade jener characteristischen Erscheinung geht. Von der Verbreitung des Phallosdienstes in Indien in seiner rohen aber ganz allgemeinen Form kann ich übrigens jetzt noch eine Stelle aus einem der neusten Hefte des Globus XXVI. Nr. 22 anführen, wo es von den Sandals heisst „Ihre Idole bestehen aus viereckigen Holzbalken, die mit rothem Oker bemalt werden, und an welchem sich ein colossaler Lingam befindet". Das stimmt als Urbild ganz zu dem roth angestrichenen Priap wie zu den rothen Ithyphallen u. s. w. p. 170.

2) Zu der am Schluss des betr. Aufsatzes beigebrachten Hypothese, dass, wenn die aufsteigende Sonne als Phallos aufgefasst sei, die Morgenröthe daneben in besonderer Auffassung als κτείς gegolten, und sich so der androgyne Character der Agdistis wie Anderes erkläre, konnte ich zunächst nur die aus veredelter Vorstellung hervorgegangene Anschauung der Morgenröthe als eines sich aufthuenden Auges, wobei die Strahlen wie Wimpern erschienen, als Parallele heranziehen. Es ergab sich dann in Analogie zu dem ägyptischen Bilde von der aufgehenden Sonne, als einem Kinde, das sich aus dem Lotus erhebt, für jenen Anschauungskreis die Erklärung, wieso, indem neben der aufsteigenden Sonne die Morgenröthe noch besonders aufgefasst worden, von diesem Standpunkt aus als der eigentliche Lingam der aus der κτείς sich erhebende Phallos" gegolten habe. Nun theilt mir Herr Dr. Bloch, im Verfolg meines Aufsatzes mit, dass im Talmud öfters für Morgenröthe umschreibend gesagt werde „die Säule der Morgenröthe" [1]). Wenn dies schon die behauptete Sonderung der Anschauungen bestätigt, so finde ich nun zu meiner Ueberraschung noch nachträgliich bei Castrén Finn. Mythol. p. 53 Folgendes: „Von den Lappen ist es bekannt, dass sie vor Zeiten die Sonne (beivve) für eine mächtige Gottheit ansahen und gleich anderen verwandten Völkern dieselbe auf ihren Zaubertrommeln abbildeten. Das Bild stellte ein Viereck vor, aus dessen vier Winkeln ein Weg oder Zügel ausging u. s. w." Nun giebt Klemm (in seiner Culturgeschichte III. Bd. p 93) ein Abbild solcher Zauberformel, auf welcher jenes Viereck sich in seiner verschobenen, gleichsam aufrechtstehenden Form gerade so ausnimmt, wie die Zeichnung der κτείς, mit der auch noch in unsern civilisirten Ländern die gelegentlich hindurchbrechende Rohheit vielfach Zäune und dergleichen zu verunzieren pflegt. Jene rohe, bildliche Darstellung der Sonne spricht demnach entschieden für die aufgestellte Hypothese.

Posen. W. S.

---

[1]) Berachoth, Mischnah I, 1. Bei dieser Gelegenheit rectificire ich noch, dass es oben p. 180 statt Mischnah 3, 1 heissen muss Joma, Mischnah 3, 1, ferner ebend. Jehuda Hanasi (unter Weglassung des ben).

Miscellen und Bücherschau.

Menne: Gnadenschatz der Kirche. Paderborn. 1871.

Bei Rosenkränzen sind die Ablässe wieder mit den Körnern verbunden. Wird deshalb die Schnur zufällig oder auch absichtlich zerrissen, so bleibt der Ablass, wenn eine neue genommen wird. Auch durch den Verlust einiger Körner geht der Ablass nicht verloren (S. 43). Die Genugthuungsschätze, die die Kirche für die Verstorbenen darbringen kann, sind kostbarer, weil es die des eingebornen Sohnes Gottes, seiner heiligsten Mutter und seiner verklärten Freunde, der mit ihm im Himmel herrschenden Heiligen sind (S. 90). Aber, wie Bouvier bemerkt: On ne doit pas tromper les fidèles en leur faisant regarder comme brigittés des chapelets, qui ne sont qu'indulgenciés. Der Unterschied war (1855) sehr bedeutend, denn „dans le chapelet brigittain, il y a des indulgences attachées aux grains, et il n'y en a pas dans l'autre. Ein Handschreiben Sr. Heiligkeit vom 22. July 1836 hatte allerdings entschieden, dass „un anneau orné de noeuds“ nur in besondern Erlaubnissfällen die Stelle eines Rosenkranzes vertreten kann, aber trotz der aus dem Jahr 1823 vorliegenden Documente fragte es sich noch: Peut-on brigitter des chapelets déjà indulgenciés? Bei den Ablässen für die Seele im Fegefeuer ist es bei der Unbestimmtheit päpstlicher Gerichtsbarkeit (zwischen modum absolutionis und modum solutionis et suffragii) zweifelhaft, ob sie unbedingt wirksam sei, da ihr (nach einigen Autoritäten) von Gott nur aus Gnade gelassen würde, par pure miséricorde, sans y être tenu en justice. Wenn zuweilen in den Ablassbogen der Ausdruck „Nachlass der Sünden“ vorkommt, so bedeutet das einen Nachlass der zeitlichen Sündenstrafen, so 1871, um dem Zeitgeist gemäss zu erklären, aber nicht erklärend, warum man nicht richtig quittirt, da der Acceptant sonst Anrecht auf Entschädigungsklage hat. Absolvo te ab omnibus peccatis tuis, contritis, confessis et oblitis, mortalibus et venialibus, plenarie dimittendo tibi omnem poenam, quam pro iisdem pati deberes, tam in praesenti, quam in purgatorio et restituo te illi puritati et innocentiae, in qua eras, quando baptizatus fuisti, in nomine Patris et Filii, et Spiritus Sancti, Amen, hiess es in Tezel's Ablassbrieflein (s. Körner). Franciscus von Assisi forderte vom Papst für die Marienkirche von Portiuncula eine indulgentiam sine oblationibus. Ist die Lehre der Franziscaner in ihren toties quoties richtig, so wird an jedem 2. Tage des Augustmonats alle Jahre der Portiuncula-Ablass 80,000,000 mal öfter gewonnen, als Menschen leben und sterben können (1,080,000,000 mal). In 50 Jahren können nicht tausend und achtzig Millionen Christen sterben, die eines Ablasses bedürfen, also können an einem einzigen Tage des Augustmonats mehr Seelen aus dem Fegefeuer erlöset werden, als in 50 Jahren an diesen Ort der Peinen angewiesen werden (1794).

Riezler: Die literarischen Widersacher der Päpste zur Zeit Ludwig des Baiers. Leipzig 1874.

Am 13. April 1346 sprach der Papst den grossen Kirchenbann über den deutschen Kaiser aus und auf S. 121 finden sich „die Verwünschungen, mit denen sich der Stellvertreter Christi gegen Ludwig, die Gebete, mit denen er sich an eine Gottheit wendet, welcher die Züge des altjüdischen Rachegottes beigelegt werden“ (oder vielmehr eines schamanischen Teufels).

Mourié: La Guyane française. Paris 1874.

Les Emérillons s'étendent du bourg d'Approuague au Maroni (im Innern Cayenne's), les Roucouyennes s'étendent de l'embouchure de l'Oyapok jusqu'au Maroni, während die Küste von den Galibi bewohnt ist und am Tapanahoni und Awa (Nebenflüsse des Maroni) sich die Buschnegerstämme der Youcas (seit 1761), der Bonis und Poligoudou finden.

Peter: Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien, Troppau 1873. Bd. 1—3.

Der erste Band giebt Lieder, Sprüchwörter, Spiele, der zweite Märchen, Sagen, Volksglauben u. s. w. Die Worte des Klagemütterchens: „Morgen wird das Scheunenthor den Bauer erschlagen" wendete die Magd mit „Es wird vielleicht nur ein Hund erschlagen", und das Unglück ab (wie Nnma) S. 25. Mit dem Verbrennen des Baumes, an dem sie allnächtig das Alpdrücken zu üben hatte, starb die Frau [wie in den Camerones das Leben mystisch mit einem Baum verknüpft wird]. Die Hexe setzt (während sie an ihrem eignen Kopf Läuse sucht) einen Ziegenkopf auf [wie Ganesa den eines Elephanten]. Dem durstigen Mann geht seine Seele als Maus aus dem Munde und dahin zurück, um zu trinken (wie dem Longobardenfürsten die Schlange). Der dritte Band beschreibt das Leben der Oppländer in Vergangenheit und Gegenwart.

Patouillet: Trois ans en Nouvelle-Calédonie. Paris 1873.

Zum Verfertigen der Serpentinäxte, (die später mit Muscheln durchbohrt wurden), die Eingeborenen „cherchèrent un bloc aussi plat que possible de jade assien et le portèrent audessous d'une cascade élevée en ayant soin de le déposer dans un creux déjà pratiqué par la chute de l'eau, et assez profond pour que le courant ne pût le déplacer. L'eau, en tombant, entraînait du bassin supérieur de la cascade une pluie de sables qui venait, en même temps qu'elle, frapper la surface de la serpentine, et l'usait peu à peu d'une manière sensible. An Stelle dieser kostbaren Werkzeuge, deren Herstellung oft zwei Jahre dauerte, wurden zur Nachahmung ähnliche aus einer Art weichem Talk gefertigt.

Schott: Zur Literatur des chinesischen Buddhismus. Aus den Abhandlungen der königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1873.

Schon vor dem Triumph der Fa-sze über die Tao-sze (in der Feuerprobe der Bücher) unter Kaiser Meng-ti (71 p. d.) gelangten unter Schuangti (217 a. d.) Fan-Bücher nach China (nach Liu-hjang).

Hellwald, Friedr. v.: Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Augsburg 1875.

Eine Culturgeschichte, wie sie durch die Gegenwart erlangt wird, muss der, in dieser gewonnenen, Weite des geographischen Blickes entsprechen. Früher war ihr Bereich ein engerer, wie der jener Geschichte, die man die Weltgeschichte nannte, obwohl sie nur den auch den Alten bekannten Winkel der Erde begriff. Neuerdings macht sich dringend das Bedürfniss fühlbar, auch die übrigen Völker des Globus in die Behandlung hineinzuziehen, und wenn dies in voller Ausdehnung erreicht ist, wird an die Stelle eines compilatorischen Sammelmagazins, wie es im vorigen Jahrhundert die „Allgemeine Welthistorie" lieferte, das Werk der vergleichenden Geschichtsforschung treten, die auch auf die historischen Wissenschaften die Methoden der Induction und Vergleichung anzuwenden hat. Mit solcher Vergleichung wird sich erst ein Einblick in das organische Geschichtsgetriebe eröffnen, indem eine objective Umschau, um aus den Thatsachen selbst die gesetzlichen Folgerungen herzuleiten, unsern Culturkreis seinem Stellenwerthe nach in die der übrigen (also in die, sämmtliche umschliessende Reihe) einfügt, während er früherhin mit seiner von Aegyptern und Assyrern durch Griechen und Römer zur Neuzeit aufsteigenden Spirale ein in sich selbst verschlungenes Räthsel bildete, das wohl betastet und besprochen, aber nicht gelöst werden konnte. Dass bei dieser gleichmässigen Vertheilung der Ansprüche, die frühern Monopolisten verhältnissmässig schlecht wegkommen, erklärt sich von selbst, und so müssen sich auch in dem vorliegenden Buche die sonst so gefeierten Völker der Classicität eine etwas harte Behandlung gefallen lassen. Indess wird sich hier bei andauerndem Streben nach Unpartheilichkeit das richtige Gleichgewicht bald genug wieder herstellen und bei der gleichgültigen Vernachlässigung, die der Orient bis dahin erfuhr, wird es für ein Weilchen ganz zweckdienlich sein, die Spuren ihres Einflusses um so nachdrücklicher hervorzuheben, obwohl dabei auch wieder umgekehrt, weitreichendere Spuren des Westens im Osten

angetroffen werden, und zum Theil bereits angetroffen sind, als man anfänglich vermuthete. Indess gehört die ganze Westhälfte Asien's noch immer der europäischen (oder asiato-europäischen) Culturströmung an, in welche die seinige bald in directem Flusse, bald auf mehrfachen Umwegen einmündet, und reine Vergleichungspuncte werden erst erhalten, wenn die Grenzlinie nach Osten hin überschritten wird, wenn wir ausserdem die Ansätze zur heimischen Cultur in Africa und Australien in Betracht ziehen, oder die beginnende Blüthe derselben in den Staatengebilden des nördlichen und südlichen America studiren. Wenn diese „culturhistorisch nicht in Parallele" zu stellen wären, „so wenig als überhaupt der Entwicklungsgang der rothen Rasse mit der mittelländischen", so fiele damit gerade die Hauptaufgabe einer naturwissenschaftlichen Geschichtsbehandlung wieder in sich zusammen. Der Verfasser hat das Zeitgemässe einer solchen, gegenüber einer räsonnirenden Geschichtsschreibung oder einer Geschichtsphilosophie, die nur als Kunstwerk eines begabten Autors Berechtigung ansprechen kann, ganz richtig erkannt, kommt für sich selbst indess noch nicht weiter, als bis zum polemischen Zerstören, und zum Nivelliren des Bodens, auf dem das neue Gebäude aufgerichtet werden soll. Da es für die Construction desselben noch unübersehbarer Materialiensammlungen[1]) bedürfen wird, kann kein Vorwurf erhoben werden, wenn der Mangel nicht durch Luftschlösser verdeckt ist, ebensowenig aber dürfen Arbeiten als „bahnbrechend" bezeichnet werden, die sich nur auf einem Standpunct bewegen, der bereits vor wenigstens einem Viertel-Jahrhundert erreicht war, und erreicht sein musste, ehe die ethnologischen Studien überhaupt ihren Ausgang nehmen konnten. Für sie ist es eine petitio principii, dass auch in der geistigen Welt unabänderliche Gesetze herrschen, und dass sich alles Geschehen unter nothwendiger Causalität an einander kettet. Diese auf einem objectiv genommenen Standpunct von selbst gegebene Auffassung einmal betont, würde eine stete Wiederholung des Satzes, dass nicht die Institutionen die Völker, sondern diese jene bilden, dass der Volksgeist die Religion ausprägt, nicht diese jenen, dass kein Volk die seiner Race gezogenen Grenzen überschreiten kann u. A. m. zu nichtssagenden und einförmigen (ohnedem in solcher Allgemeinheit bei Nichtbeachtung rückschlagender Wechselwirkung auch immer relativ unrichtigen) Gemeinplätzen führen, wenn nicht im vorliegenden Falle die literarische Fehde[2]), in welche sich der Verfasser als verwickelt bekennt, eine theilweise Entschuldigung abgäbe.

Es genügt nicht auf die „ethnischen Anlagen" hinzuweisen, da damit nur eine neue qualitas occulta eingeführt würde, sondern das Problem der Ethnologie involvirt eben die Erklärung des hier hervortretenden Causalnexus aus tieferen Ursächlichkeiten, aus den causae efficientes, der geographischen, speciell der anthropologischen und ethnologischen, sowie denen der historischen Provinz des jedesmaligen Volkes. Die Lösung solcher Aufgabe, nach der nicht nur

---

[1]) Solche Materialiensammlungen sind benöthigt worden, durch die Einführung der naturwissenschaftlichen Methode in die Behandlung ethnologisch-historischer Themata, und diese nach Bausteinen suchende Induction kommt den auf ihrem Arbeitsfelde bisher an die Verwendung der Deduction gewohnten, etwas ungehörig vor (wie es leicht zu verstehen ist), einigen selbst so ungehörig und ungeheuerlich, dass man „geheime Gründe" dafür supponiren zu müssen geglaubt hat. Die mehrfach beklagte Allgemeinheit der Citate folgt indess einfach aus der bei der unermesslichen Aufgabe knapp zugemessenen Zeit, und wenn hier ausserdem „geheime Gründe" mitwalten, so laufen sie wohl nur auf die Absicht hinaus, solch klugen Räthslern keine Bequemlichkeitsbrücken oder, wenn der deutliche Ausdruck nicht beleidigen wird, keine Eselsbrücken zu bauen. Die fraglichen Bücher sind nicht, wie sonst geschichtlich-philosophische, für einen allgemeinen Leserkreis, sondern für ihr Specialfach geschrieben, sie wollen bis jetzt auch keineswegs belehren, sondern nur anregen zur Entfaltung einer heranreifenden Wissenschaft, für die sich, wenn die Früchte hervorzutreten beginnen werden, dann auch die eigentlichen Fachmänner finden werden, deren es augenblicklich kaum schon Einige, oder doch jedenfalls nur sehr Wenige giebt. Dass in der Zwischenzeit meine Arbeiten den vielfachsten Tadel erfahren werden, nimmt mich selbst um so weniger Wunder, weil ich darauf im Voraus gefasst war und culturhistorisch interessant war mir nur die Beobachtung, dass sich hier und da Hinneigung zeigt, eine Art „Wahnsinn" darin zu sehen. Bekanntlich war das zu ihrer Zeit die Logik der Kinder auf der Strasse in Palos, die indess nicht die Auffindung einer neuen Welt verhindert hat, und auch ich sehe die neue Welt einer ethnologischen Weltanschauung bereits zu deutlich vor mir, um nicht in ihrer Ausentdeckung zu verharren.

[2]) Bei Bekämpfung einer herrschenden Ansicht bedarf es allerdings, damit der Protest voreingenommenen Ohren überhaupt hörbar werde, mancher Wiederholungen, und so sollte es nicht Wunder nehmen, wenn der in einer populären Literaturschichtung gegenwärtig grassirenden Epidemie der Descendenzlehre bei jeder gebotenen Gelegenheit entgegen getreten wird.

Montesquieu, sondern schon Gleichgesinnte unter seinen Vorgängern und Nachfolgern in unbestimmten Vorgefühlen gestrebt haben, liegt allerdings noch in weiter Ferne, doch ist gerade in den letzten Jahren manch bedeutsamer Schritt vorwärts gethan und solche Fortschritte würde eine „Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung" zunächst zu beachten haben. Aus den gelegentlichen Bemerkungen bei den, weil nicht aufgesuchten, nur wenig gebotenen Anlässen, auf denen die einschlagenden Forschungsfelder gestreift werden, ergiebt sich, dass der Verfasser von dem, was auf diesen Gebieten jüngsther gearbeitet ist, keine rechte Ahnung besitzt oder ihm doch nur vorübergehendste Beachtung geschenkt hat, denn sonst würde sein geübter Blick rasch die grosse Tragweite der bereits hervortretenden Resultate erkannt haben.

Seine Vertrautheit mit der laufenden Literatur hat ihn allerdings befähigt bei Anführung der verschiedenen Epochen unter den Gewährsmännern auch anerkannt gute und beste zu citiren, aber dennoch macht sich überall das Bedenkliche solcher aus secundären Quellen schöpfenden Generalübersichten empfindbar, wo weder Raum noch Zeit für Erwäguug der unter den Fachmännern streitigen Puncte gegeben ist, und also ein Schriftsteller, der sich nicht dazu rechnet oder doch nur mit einzelnen Disciplinen durch Selbststudium genauer vertraut sein kann, die Berechtigung zu einer Entscheidung in der Menge der cursorisch zu durchlaufenden Themata nicht beanspruchen wird. Da ohnedem die Capitel stückweise gearbeitet und später erst unter gemeinsamem Titel zusammengefasst sind, fehlt mit der Abrundung zu einem Gusse eine einheitliche Darstellung. So treten überall die schlagendsten Paradoxen hervor, und wer Behagen an kritischen[1]) Mäkeleien fände, könnte in vollen Händegriffen ein hübsches Corollarium von Antithesen an einander reihen, die in dem Gedankengang des Verfassers zwar zur gegenseitigen Bestätigung dienen sollen, aber für jeden davon abweichenden die Keime zu unvereinbarlichsten Widersprüchen in sich selbst tragen. Obwohl mit Recht die vorschnellen und anmassenden Urtheile manch' unreifer Geschichtsphilosophie in ihrer Haltlosigkeit nachweisend, bewegt sich doch der Verfasser selbst beständig in allgemeinen und in dieser Allgemeinheit ebenfalls nutzlosen oder auch verkehrten Urtheilen, die nicht weniger vorschnell oder unreif zu nennen wären, und mitunter um so unangenehmer berühren, weil ursprüngliche Naturwüchsigkeit unter verfeinerten Verhältnissen, die den Geschmack daran verloren haben, und in gewissem Grade verloren haben müssen, nicht nur ihren gesunden Keimeinschlüssen nach empfehlend, sondern mit grellen Lichtstreifen als noch ferner gültige Form vor die Augen schiebend. Die Induction hat allerdings auf die primitivsten und rohsten Grundlagen zurückzugehen, aber sie darf darin eben nur die ersten Bausteine sehen, mit denen sich später der architectonische Bau ihrer Weltanschauung zu erheben hat. Ehe an eine Zusammenfügung gedacht werden darf, muss Alles polirt und geglättet sein, und wer die jetzt erst unbehauen vorliegende Felsmasse bereits aufeinander thürmen wollte, würde den gehegten Erwartungen wenig entsprechen. Der Blick des Künstlers, der ein im Abschluss des Ganzen vollendetes Werk zu schaffen beabsichtigt, muss auf das Veredelte und Schöne hingerichtet sein, und wenn die Induction in ihren Forschungen noch nicht genügend fortgeschritten ist, um das Entwicklungsgesetz detaillirt in allen Stadien nachzuweisen, sollte sie bis dahin Mass halten im Tadel derjenigen, die vielleicht einen unrichtigen Weg der Erklärung einschlugen, die aber doch das Beste anstrebten. Wenn mehr von naturwissenschaftlichem Geiste durchweht, würde die Darstellung bei den Idealen sowohl, wie im Sittengesetz positivistisch die jedesmal relative Berechtigung anerkannt haben, statt nur dem Irrthum und der Lüge in idealistischen Bestrebungen nachzuspüren, die solch' pathologische Destructionen bei gestörtem Gesundheitszustand allerdings aufwuchern lassen mögen, vorher dagegen, ehe sie mit neuer Zeitwandlung in Widerspruch getreten sind, ihre harmonische Berechtigung in sich selbst tragen.

Hier, wie überall, muss wenn mit einem alten Ideenkreis gebrochen ist, der neue bis zu seinen Consequenzen ausgedacht werden, um nicht auf unfertigen Zwischenstadien zu verharren.

---

[1]) Da der Verfasser verschiedene meiner Arbeiten kritisirt hat, also gelesen oder wenigstens durchgesehen haben wird, und dadurch in der Hauptsache meine Auffassungsweise kennen muss, war es etwas auffällig, aus meinen populären Vorträgen einen Ausdruck in einer Weise interpretirt zu sehen, wie er weder dort (S. 658) noch wahrscheinlich bei der eignen Verwendung des Verfassers (S. 399), verstanden war. Zugleich bitte ich die „theistischen Philosophen" um Verzeihung, dass ihnen meine Gesellschaft aufgedrängt wird. Oder wird sie gar der Kirche zugedacht? (S. 791). Vielleicht weil ich ihr kürzlich ein paar anonyme Pamphlete dedicirte.

Der Protest des Verfassers gegen Identificirung von Wahrheit und Sittlichkeit ist ein berechtigter, so lange man die letztere an die Vorschriften einer bestimmten Religion zu binden meinte und sie so beim Verknöchern dieser mit Bewahrung ihrer antiquirten Formen unter umgestalteter Culturanschaunng mit lügenhaften Ausgleich- und Entschuldigungsgründen zu beflecken drohte. Handelt es sich dagegen um die rein menschliche Sittlichkeit in ihrer psychologischen Entwicklung auf den Thatsachen vergleichender Ethnologie, so muss die dem jedesmaligen Zeitgeist entsprechende auch die wahre für denselben sein. Dann fällt auch für das im Zustand der Gesundheit aufwachsende Volk der, auf particularistische Bestrebungen (wie kirchlichen bei den Jesuiten) allerdings anwendbare, Vorwurf fort von einer Heiligung der Mittel durch den Zweck oder vielmehr durch den Erfolg. Der Buddhist mag auch auf das Raubthier einen Vorwurf laden, dass es nicht lieber verhungere, als sich mit blutiger Speise zu mästen, in naturwissenschaftlicher Auffassung wird man hier den Naturtrieben ebenso ihren Gang lassen, wie bei'm Menschen, der sich zwar animalischer Nahrung zu enthalten vermag, aber dennoch von der Natur eher darauf hingewiesen scheint. Das Volk, eine ethnische Schöpfung der Natur (wie der Mensch eine anthropologische, das Thier eine zoologische). wird gleichfalls die für seine Selbsterhaltung natürlichen Wege einschlagen, und es bleibt ziemlich zwecklose Papier- und Wortvergeudung, darüber zu moralisiren, denn die in den Augen des Angreifers gerechtesten Kriege werden der Gegenparthei stets ungerecht erscheinen und vice versa. Da sich allerdings in jeder Culturepoche der Standpunct der Moral als ein verschiedener markirt, würde der für die Völker des Alterthums gültige Massstab nicht auf solche der Neuzeit anzuwenden sein, sondern jeder mit dem ihm gerechten Massstab zu messen. Solche einem Naturproduct, gleich dem Staat, zustehende Rechtfertigung aus natürlichen Grundlagen, kann aber nicht von den ephemeren Producten menschlicher Willkühr (wie z. B. ihren kirchlichen Schöpfungen) in Anspruch genommen werden, und obwohl der Mensch zeit- und stellenweis die Natur zu überwinden vermag, wird er doch besonders da als Sieger hervorgehen, wo, wie in nationalen Staaten, menschliches und natürliches Interesse Hand in Hand verbunden stehen.

In jedem Naturprocess heiligt der Zweck die Mittel, oder vielmehr das Mittel ist immer ein geheiligtes, weil heiles und gesundes, so lange der Normalzustand bewahrt wird. Solche dem nothwendigen Causalnexus des Organismus zukommenden Gesetze können auch in dem der Geschichte erkannt werden, wenn man sie einer objectiven Betrachtung unterwirft. Eine Proclamirung dieses Grundsatzes, als Richtschnur für subjectives Handeln, beweist dagegen einen völligen Verlust des „sens moral", oder ist, wie im vorliegenden Falle nur in derartiger Epoche möglich, in welcher nach dem Zusammensturz der frühern (durch die Religion gegebenen) Principien, die der neu erwachsenden Weltanschauung noch nicht gefunden sind (ähnlich jener Periode haltlosen Wirrsals, die in Hawaii verlief, als der alte Glaube des Tabu gebrochen war und der neue fremder Missionäre noch keine Wurzel geschlagen hatte). Um so mehr bedarf es in solcher Zwischenzeit verständiger Zurückhaltung und bedächtiger Umsicht bei denjenigen, die als Apostel an der naturwissenschaftlichen Reform mitarbeiten wollen, da durch blinden Eifer der guten Sache nur geschadet wird, und eine Culturgeschichte in natürlicher Entwicklung, aus ihren natürlichen Grundlagen erst dann geschrieben werden kann, wenn auf der Basis vergleichender Thatsachen, zu denen die ethnologische Umschau jetzt allmählig die Materialien zu liefern beginnt, eine naturwissenschaftliche Methode in Behandlung der Psychologie ermöglicht sein wird. So lange diese nicht in die Reihe der Naturwissenschaften eingeführt ist, kann ein naturwissenschaftliches System, das auch auf das historische Gebiet eingeführt werden soll, nur traurigste Verstümmelung bieten, zu denen die sog. materialistische Literatur bereits Beweisstücke genug beigesteuert hat.

Aus dem Mangel an ethnologischer Ueberzeugung folgt die Gleichgültigkeit gegen das Nationalitätsprincip, das nicht in das Gerede über Freiheit und andere Schlagwörter der Partheien hineingezogen werden darf, sondern sich bei der auf Geselligkeit begründeten Natur des Menschen als die zeitgemässe Vollendung des Staates ergiebt, und (indem dieser richtig als „Naturproduct" aufgefasst wird) als nothwendige Schöpfung, an welcher (im Gegensatz zu den Kirchenbauten menschlicher Willkür) auf das entschiedenste festzuhalten, bereits das Interesse des „Stärkeren" gebietet. So gewährt sich auch eine soweit verständliche Antwort auf Fragen, die wenn im Sinne des Schlusswortes gestellt, einem zu unfruchtbaren Grübeleien neigenden Denker irreführende Wegweiser aufstecken würde.

Für den Verfasser freilich schliesst sich das Schlusscapitel an die Einleitung an, um das Gesammtwerk mit den beliebten Modetheorien der Descendenz zu verbrämen und hier wird die in der Vorrede versprochene „Partheilosigkeit" soweit vergessen, dass Werke der gegnerischen Richtung ihr dictatorisches Todesurtheil dadurch decretirt erhalten, dass man sie mit souveränem Federstriche für „bedauerlich" erklärt und dadurch nullificiren will. Allerdings hatte ich mir früher bereits zu erklären erlaubt, dass Bücher einer Schule, welche die „gesammte Anthropologie" auf einen „Anhang zur Zoologie" zu reduciren beabsichtigen, in meinen Augen „bedauerlich" erscheinen, und so könnten wir uns mit beiderseitigem Bedauern als wechselweis quittirt betrachten. Da es mir indess nicht berechtigt schien, ein derartiges Urtheil aus eigener Machtvollkommenheit auszusprechen ohne begründende Belegstücke zuzufügen, so habe ich die Fehler, die es hervorriefen, im Einzelnen nachzuweisen gesucht, und darf nun wohl erwarten, dass die von mir aufgestellten Thesen ebenfalls ihre Widerlegung finden mögen, was bei der grossen Zahl der Opponenten doch nicht schwer sein wird. Mir selbst wäre nichts erwünschter, als von ihrer Unrichtigkeit überzeugt zu werden, indem damit dann eine neue Belehrung gewonnen wäre. Da auf diesem Boden die aus eigner Fachwissenschaft gewohnte Detailbeherrschung an manchen Stellen mangelt, fühle ich ihn, wie verschiedentlich bemerkt, als einen fremden, aber für die Mehrzahl der Dilettanten, die sich auf ihm umhertreiben, dürfte er (wenn sie ebenso aufrichtig sein wollten) ein noch weniger vertrauter sein, und selbst bei Fachmännern überrascht oft die Unbeachtung der wichtigsten Argumente, wie sie z. B. aus den Gesetzen der Physiologie den Behauptungen der Descendenzlehre unverkennbar gegenüberstehen. Gerne nehme ich auch darüber, wenn sich ein Grösserer, als J. Müller finden sollte, sachliche Berichtigung an, dass aber eine in allgemeiner Phrase gekleidete Verurtheilung dem Ansehen der Kritik nur schaden muss, wird Niemand besser einsehen als der Verfasser, der über den Missbrauch der Presse so manches Wort (S. 397. 795) zu sagen weiss, dem vollste Beherzigung zu wünschen ist.

Im Grunde freilich würde mich der Verfasser selbst jedes weiteren Einspruches entheben, denn da er freiwillig anerkennt, dass die beregten Lehren „lediglich Speculation" seien, bleiben sie Jedes Belieben, im Glauben oder Unglauben daran, überlassen, von dem Arbeitskreis der inductiven Naturwissenschaft jedoch, nach den dort gültigen Grundsätzen, an sich ausgeschlossen. Es mag sein, dass solche Vorstellungen wenig Eindruck machen, da man sich auch hier an das in der Culturgeschichte anerkannte „Recht des Stärkeren" zu stützen glauben wird, indem eine Reihe strebsamer Jünger der neuen Lehre die Sitze der Kritik in manchen der verbreitetsten Journale eingenommen haben, um jeden frevelnden Angriff auf die Infallibilität ihrer Lehre sogleich zu anathematisiren. An Mitteln, die (wie an vielen Stellen des vorliegenden Buches nachgewiesen wird) durch den Zweck geheiligt sind, fehlt es nicht, und Jeder thut sein Bestes, denn (nach dem Citat): „Alles kämpft unter einander und Jedes hat Recht." Macht geht vor Recht, wie aus den Ergebnissen der Culturgeschichte mehrfach gefolgert wird, und der Stärkere hat immer Recht. Hier könnten sich nun aber, wenn etwa trostbedürftig, gerade diejenigen erquicken, die in dem Gegenkampfe zu beharren gedenken. Denn da die Stärke einer Lehre nicht von der numerischen Zahl ihrer Vertreter, sondern von deren wissenschaftlichem Gehalte abhängt, so sind sie überzeugt, dass bei einer Partheinahme für und wider die Mehrheit der gewiegten und unter den Grundsätzen der Induction und Vergleichung erzogenen Naturforscher sich als Anti-Haeckel (wie es ausgedrückt ist) erklären würden, wenn auch freilich nicht als Anti-Darwin, soweit es sich um Darwin's Lehre in ihrer ersten Fassung, ein gereiftes Product langjährig ungestörter Forschung, handelt.

Da, wie der Verfasser ganz richtig bemerkt, die heutigen Zustände in Zukunft andern, neuen Entwicklungsphasen weichen müssen, andere Ideale auftauchen werden, ist es nicht gut damit zu vereinbaren, weshalb für die Lieblingshypothese eine Zeit angenommen wird, wo kein Gebildeter ein anderes Glaubensbekenntniss haben wird". Unsere heutige Naturwissenschaft hat ihre Sicherheit eben durch Ausschluss der Speculation gewonnen, und obwohl der Menschenbrust der Drang dazu, um die letzten und höchsten Gründe zu erforschen, immer einwohnend bleiben wird, ist doch vorherzusagen, dass das bisher Unbefriedigende der Ergebnisse um so crasser hervortreten wird, wenn wir unter den neuen Anschauungen auch jetzt noch die alten Wege der Deduction verfolgen, und immer wieder auf die aus menschlicher Beschränktheit nahegelegte Einheit (einer „bequemen" Hypothese) zurückstreben, während in unendlicher Welt dieser einheitliche Abschluss nur im Zusammenklang harmonischer Gesetze zu suchen ist. Wir haben

deshalb im organischen Leben zunächst von dem factisch Gegebenen in der Vielheit der geographischen Provinzen auszugehen und dann die weiteren Untersuchungen dem endlichen Ausgleich zu überlassen, statt aus subjectiven Machtgeboten von vornherein, wie früher stets in den Philosophien, einen Anfang zu setzen, der damit auch ein Ende postuliren würde. Das heisst neuen Wein in alte Schläuche füllen und alle diejenigen Fehler der Geschichtsphilosophie wiederholen, die der Verfasser selbst, wenn er objectiv redet, wiederholt, und oft rücksichtslos genug, aufgedeckt und hervorgezogen hat.

Hellwald, Friedr. v.: Centralasien, Landschaften und Völker in Kaschgar, Torkestan, Kaschmir und Tibet. Leipzig 1875.

Ein Buch, das, wie die Vorrede sagt, keinen Anspruch erhebt, „ein streng wissenschaftliches zu sein“, das aber gewiss ein sehr zeitgemässes ist und wegen seiner übersichtlichen Behandlung des schwierigen Themas jede Empfehlung verdient.

Fis Adamnàin slicht líbuir na Huidre (Adamnan's vision). Simla (in the Panjáb). 1870.

The text being transcribed from Mr. O'Longris lithographic facsimile of the Lebor na huidre (Book of the Dun Cow), manuscript in the library of the Royal Irish Academy, the scribe of which was murdered a. d. 1106 (p. d.)

Rodriguez-Ferrer: Los Vascongados. Madrid 1873.

Im Thal von Ayala findet sich ein Gebrauch una gerigonza compuesta de calabras de uso corriente, pero de variada acepcion con la que se entienden entre si, sin poderlos comprender los demás. Dan á esta gerga el nombre de Bató, y por su nombre al ménos, se quiere parecer al Caló de los gitanos andaluces.

Schmick: Die Aralo-Kaspi-Niederung. Leipzig 1874.

Das X. Capitel (das Aralo-Kaspi-Becken während der heutigen Halbperiode der säkularen Wasserversetzung) beantwortet die Fragen: a) Um welche Zeit etwa erfolgte die Trennung des Aralo-Kaspi-Beckens vom Gesammt-Ocean, und b) Mit welchen centenären Schritten verdunstete das Aralo-Kaspi-Bassin?

Stahl: Das deutsche Handwerk. Giessen 1874.

Wie bei dem Hänseln in Bergen, das Schmauchspiel, Wasserspiel, Sturzenspiel (wobei der Kopf des Candidaten durch einen Sack verhüllt wurde), und die andern Spiele durchgemacht werden mussten, so hatte auch der Handwerksgeselle Prüfungen bei den Aufnahme-Ceremonien und wurde schliesslich (wie bei der Taufe unter dem Brunnen) behandelt „durch einen Barbier, der ihn mit seinem Hackmesser beschabt, mit Ziegelsteinen abreibt und mit Staub pudert, dann wird ihm der böse Zahn ausgerissen, mit einem Rührlöffel der Mund geöffnet und ein rohes Ei hineingeworfen. Dieses oft vorkommende Ei soll den Zahn der Weisheit bedeuten“, wie ähnlich in Australien, während das Räuchern in Amerika, das Peitschen in Afrika u s. w. seine Analogien finden könnte.

Fontenay: Inscriptions gallo-romains. Autun 1875.

Les inscriptions qui se rencontrent le plus ordinairement sur les produits céramiques gallo-romains sont celles qui s'imprimaient sur l'argile encore molle à l'aide d un poinçon gravé en creux et que l'on nomme au commencement estampilles.

Riehl: Historisches Taschenbuch, 5. Folge, 2. Jahrgang. Leipzig 1872.

S. 119—221: Leben und Wirken des Teufels (Kolloff).

Martin: Essay sur les deux principaux dialectes Araméens. Paris 1872.

On peut dire d'une manière générale (trotz der Mischungen, wie sie z. B. in den Grammatiken des Jakob von Tagrith im XIII. Jahrh. sich zeigen), que les divisiions de la carte linguistique se confondaient au beau temps de la littérature syrienne, avec les divisions de la carte réligieuse. Les Jacobites parlaient l'occidental, les Nestoriens l'oriental et comme ces dernières se répandaient au moyen âge dans l'intérieur de l'Asie, dans les Indes et même dans la Chine, ils y transplantèrent aussi leur langue sacrée, c'est-à-dire la langue araméenne unter vielerlei Verschiedenheiten in beiden Dialecten). Die wichtigsten der Veränderungen (in der aramäischen Sprache) sind: Deux manières différentes de lire le même texte, la manière de lire orientale et la manière de lire occidentale, qu'on nomme encore Nisibite et Edessienne.

Gegenbaur: Das Kloster Fulda. Fulda 1871.

Auf der das Waldgebiet der Buchonia durchziehenden Kunststrasse wurde von den Kaufleuten ein Kiesgeld (pulveraticum) und ein Ruderzoll (rotaticum) entrichtet (S. 17, I). Unterabtheilungen des Gau Grabfeld bildeten die Cent von Fulda, das Tillifeld, der Baringau, der Westergau und der Hapgau (S. 22, II). Unter den Sclavi war nicht eine Bevölkerung im Sklavenstande (servi) gemeint, sondern ein slavisches Element neben dem germanischen (die Franken und Sachsen).

Scholl: L'islam et son fondateur. Neuchatel 1874.

Le 17. du mois de Ramadhan de l'an 610 ou 612 Mahomet, endormi sur les rochers stériles du mont Hirâ, entendit une voix, qui disait: Lis au nom de ton Seigneur (l'appel se renouvelant trois fois). Quand Mahomet ouvrit les yeux, il vit une figure radieuse monter au ciel.

Stenhause: The Rocky mountain Saints. London.

John Smith (in seiner Jugend) retired to a solitary place in the wood, wo in Finsterniss bedrängt, eine Lichtsäule erschien und (wie er erzählt) when the light rested upon me, I saw two personnages, whose brightness and glory defy all description, standing above me in the air. One of them spake unto me.

Culmann: Die christliche Ethik, zweite Auflage. Stuttgart 1874.

Auf S. 57 findet sich ausgeführt, unter welchen Voraussetzungen eine Vielheit von Menschen denkbar ist.

Bidermann: Die Italiäner im Tirolischen Provinzial-Verbande. Innsbruck 1874.

Dass die Bevölkerung des s. g. italienischen Antheils von Tirol nur zum geringsten Theile mehr eine deutsche ist, hat seine volle Richtigkeit, allein deshalb sind die daneben Wohnenden, ungeachtet sie „italienisch" sprechen, noch keine Italiener im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Es giebt unter ihnen Viele, auf welche diese Bezeichnung vollkommen passt, aboriginäre Italiäner und Solche, deren Voreltern und welche selber erst sich dazu gemacht haben, die weitaus überwiegende Mehrzahl aber ist ein Gemengsel von Deutschen und Rhäto-Romanen oder stammen von Letzteren allein ab und ihre Hingebung an die moderne italiänische Nationalität ist keine unbedingte, kein Aufgehen darin.

Mokerjee's Magazine (new Series), edited by Sambhu Chandra Mukhoradhyaya. Calcutta 1872, Vol. I.

Though our journal be open to writers, irrespective of nationality, for one thing we hope to represent chiefly the highest culture of Young India.

Boletin de la Societad de Geografia y Estadistica de la República de Mexico. III, 1 No. 3. Mexico 1873.

Enthält einen Artikel über die Ruinas de la antigua Tollan (von Antonio Garciá y Cubas). In Folge von Kronstreitigkeiten in der Stadt Tlachicatzincan im Lande Huey Tlapalan (am Zusammenfluss des Gila und Colorado) wanderten unter den Fürsten Chacaltzin und Tlacanuhtzin die Tolteken (geleitet vom Astrologen Huematzin) aus (439 p. d.) und gelangten (über Tlapalantongo, Hueyxalan, Xalisco, Chimalhuacan, Atenco, Tuxpan, Quigahuixtlan, (Anahuac), Zacatlan, Totzapan, Tepetla, Matzatepec, Zuihcohua, Iztaautxucha, Talantzinco) nach Tollan, wo sie (667 p. d.) vom König der Chichimeken (bei Panuco und Huexotla) seinen Sohn Chalchiuetlanetzin als König, mit der Tochter des Toltekenfürsten Acapichtzin vermählten. Als erster König der Tolteken (in Tula) herrschte (mit Acapichtzin's Tochter vermählt) der Chichimeken-Prinz Chalchiuetlanetzin, und ihm folgte Izacatecatl (719 p. d.), unter dem Huematzin (771 p. d.) das Gesetzbuch (Teoamoxtli) proclamirte, dann folgte Huetzin, dann Totepeuh (823 p. d.), dann Necazxoh (875 p. d.), dann Mitl (durch den Teotihuacan erbaut wurde), dann die Königin-Wittwe Huihtbaltzin (986 p. d.), dann ihr Sohn Tecpancaltzin, unter dem Papantzin (Vater des Xochitl) die Pulque erfand, und während der Herrschaft seines unehelichen Sohnes Meconetzin oder Topiltzin geschah ein Einfall der stammverwandten Fürsten Xalisco's, wodurch die Tolteken zerstreut wurden und besonders nach Süden flohen.

Danet: Des infiniments petits, rencontrés chez les cholériques. Paris 1873.

Die Krankheitsursache ist in den propriétés vénéneuses spéciales aux oidium zu suchen. Auf S. 37 folgt die Besprechung der fermentation putride et des Microzoaires chez les cholériques.

Henner: Die Herzogliche Gewalt der Bischöfe von Würzburg. Würzburg 1874.

Abgesehen von dem grossen Cölner Herzogthum finden sich auch kleinere bischöfliche Dukate, die von demselben Gesichtspunct aus, wie der Würzburg's zu beurtheilen sind. Durch die Vorgänge von 1180 kamen fast sämmtliche niederdeutschen Stifter in eine ähnliche Lage wie Würzburg, sie wurden unabhängig. So besonders Magdeburg, dessen Erzbischof ursprünglich „dux loci" genannt wird, Bremen u. A. Auch der Bischof von Münster nannte sich (XIII. Jahrh.) civitales et dyoecesis dux und dux et terre dominus.

Heyse: Beiträge zur Kenntniss des Harzes. Aschersleben 1874.

Ueber die Bergwerkswerke des westlichen Harzes, S. 151.

Froehner: Colonne Trajane. Paris 1872—74.

Mit photographischen Abbildungen von Arora. Die Pfahlbauten finden sich auf Tafel 26—30 dieses Prachtwerkes.

Lindner: Ideen zur Psychologie der Gesellschaft als Grundlage der Socialwissenschaft. Wien 1871.

Die Socialpsychologie (als Socialwissenschaft) hat die Aufgabe, die Nationalökonomie und Politik von psychologischer Seite zu ergänzen.

Lotze: Logik. Leipzig 1874.

In drei Bücher getheilt, vom Denken (reine Logik), von Untersuchungen (angewandte Logik) und von Erkennen (Methodologie). Zugleich als erster Theil eines „System der Philosophie."

Leinburg: Tegner's Frithiofssage. Frankfurt a. M. 1872.

Gegenüber der Baldershöhe (in dem Sognefjord) lag Framnäs, die Wohnung des reichen Freibauern Thorsten Wikingsson, des greisen Freundes des Königs Bele, und selbst sagenberühmten Vaters des Frithiof (VI.—X. Jahrhd. p. d.). Erläuterungen zu der Uebertragung über die Urschrift sind beigefügt in der Schwedischen Grammatik und Wörterbuch von Silberstein.

Mémoire de la Société nationale des Antiquaires de France. IV. Serie, Tome 4, Paris 1873.

Unter den Aufsätzen findet sich: Les Tumulus Gaulois de la Commune de Magny-Lambert, Côte d'or, (Fouilles faites sous le patronage de la Commission de la Topographie des Gaules) par Bertrand. Im „Tumulus, dite Monceau-Laurent", fand sich neben dem Skelett (mit Eisenschwerdt) „un grand seau en bronze" zu classificiren „parmi les productions de l'Etrurie supérieure". Vorher kannte man nur vier ähnliche Funde, „en Gaule" (Seau trouvée à Gommeville, dans le tumulus de Grauhols, à Eggenbilsen, près de Mayence). Mit Zuziehung der übrigen Funde aus Hallstadt, sowie sonst in Deutschland und in Italien, stellt sich die Gesammtzahl auf 80. —

Bartsch: Das Rolandslied. Leipzig 1874.

In der Rolandssage, im Rolandsliede spiegelt sich wie kaum in einer andern des Mittelalters der Geist religiöser Erhebung und Begeisterung wieder, aus dem die Kreuzzüge hervorgingen.

Andree: Wanderungen zur Kunde der Sorbenwenden (mit Holzschnitten und ethnographischer Karte). Stuttgart 1874.

Eine treffliche Monographie, wie wir solche zahlreicher über die verschiedenen Districte und ihre Völkerverhältnisse in jetziger und früherer Zeit besitzen sollten. Der Sprachübergang ist an verschiedenen Beispielen erläutert. Eingefügt ist eine Abhandlung über die Heidenschanzen und Steinwälle der Lausitz (S. 98—132). Die Karte zeichnet die Sprachgrenzen von 1550, 1750 und 1872 in stetem Zusammenziehen.

Brocker: Untersuchungen über die Evangelien. Hamburg 1874.

Vergleichung der historischen und geographischen Angaben mit denen jüdischer und heidnischer Schriftsteller.

Bericht über das bisherige Bestehen und Wirken des historischen Vereins des Ober-Main Kreises (1834). Bamberg 1873.

Ausgrabungen auf S. 22.

Keller: Vicus Aurelii. Bonn 1871.

Auf Tafel VII finden sich die in den Hohbacher Hügeln gefundenen Bronzegegenstände.

Aus'm Werth: Der Grabfund von Wald-Algesheim. Bonn 1870.

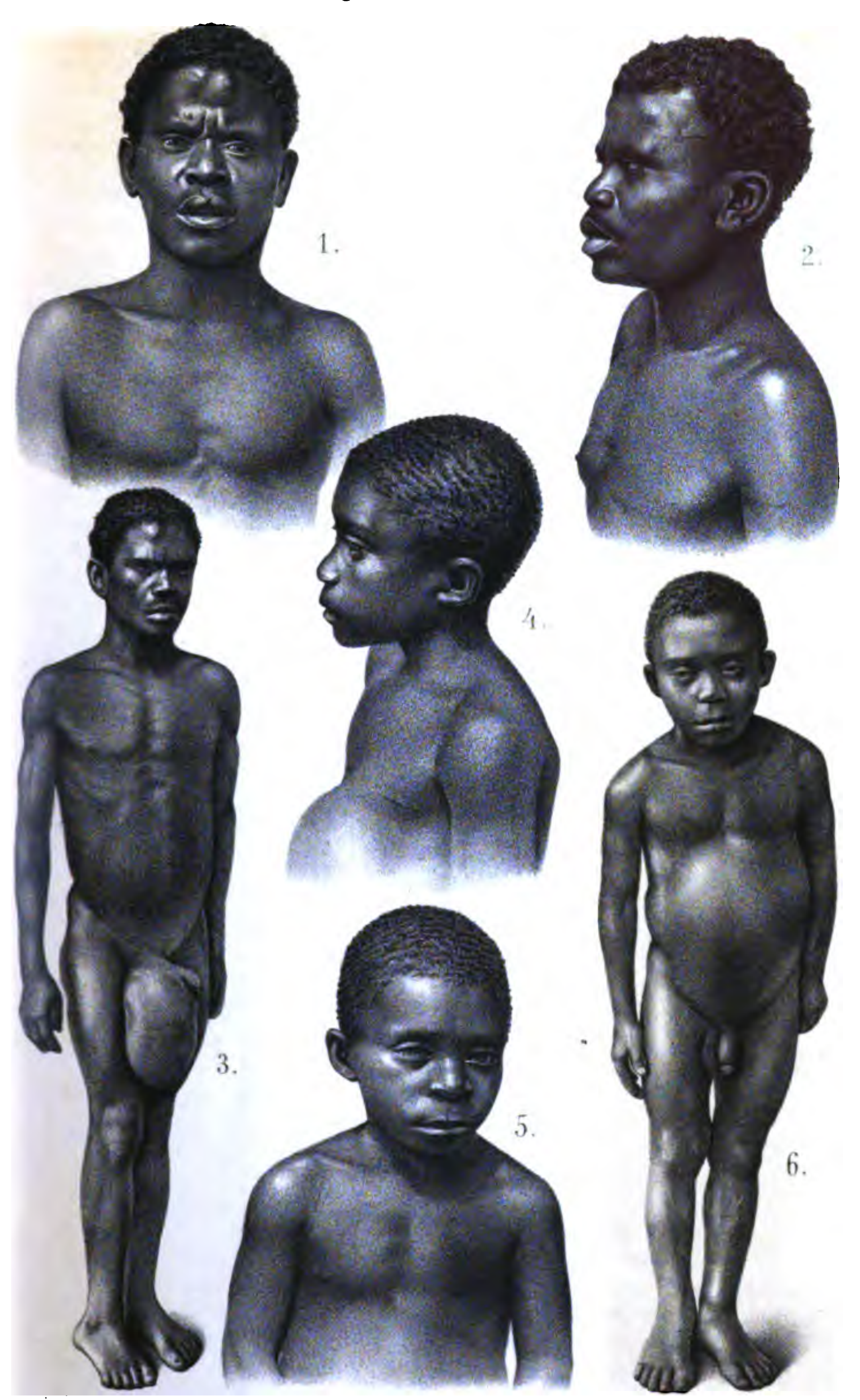
Unverkennbar war der Character des Doppelgrabes durch die vollständige Theilung der obern Fläche mit den Goldsachen von der nur Bronzen bergenden untern vermittelst einer in ovaler oder kreisrunder Form hergestellte Steinbettung (S. 6).

Flach: Die Hesiodische Theogonie. Berlin 1873.

Die Abfassung wird um 800 a. d. angesetzt, das gänzliche Aufhören des Digamma in der epischen Poesie, das in den Orphikern und ihren Zeitgenossen constatirt ist, wird bereits in der Zeit des Tyrtäus oder etwas früher (etwa 700 a. d.) zu setzen sein.

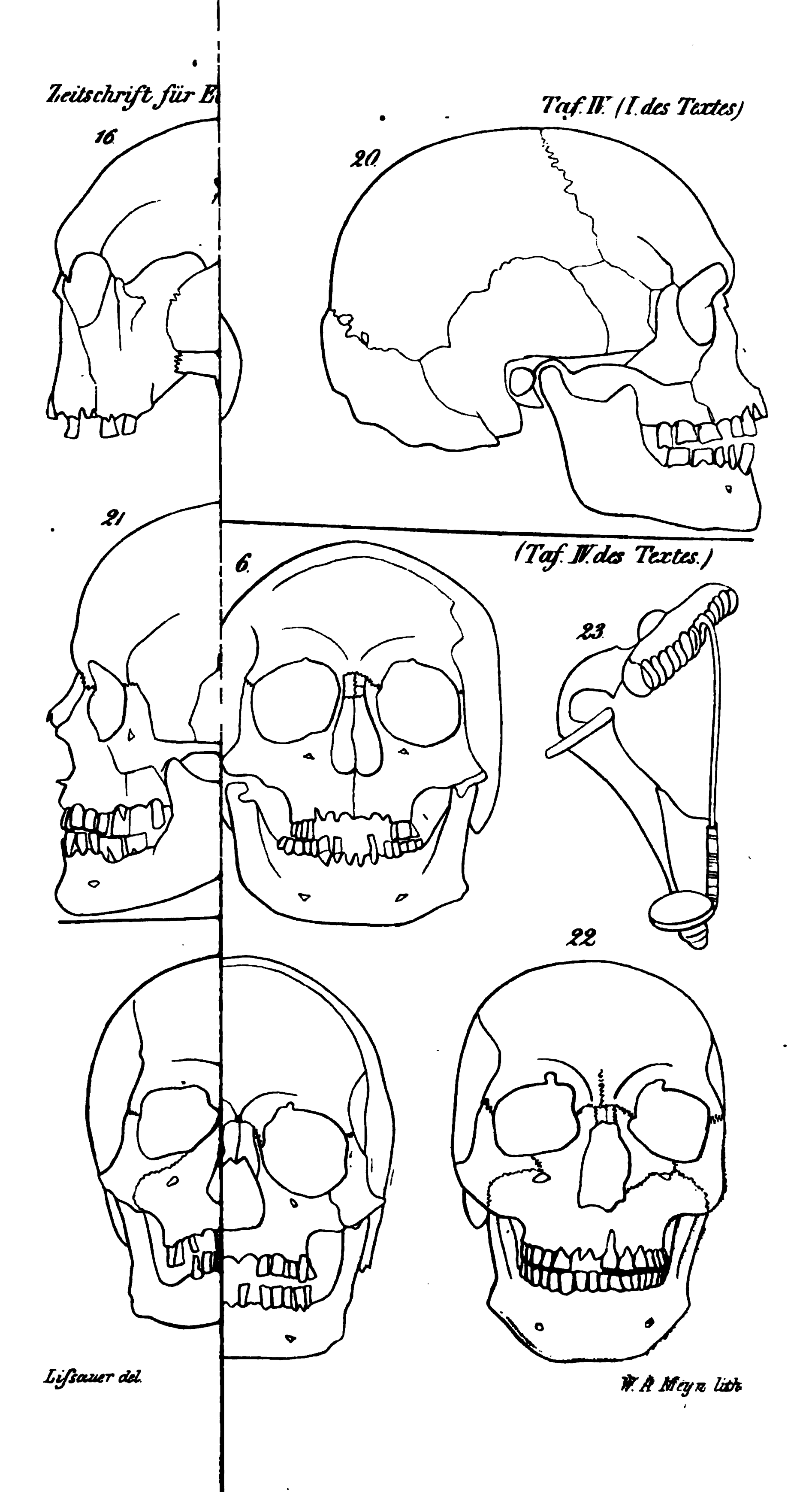
B.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17a.



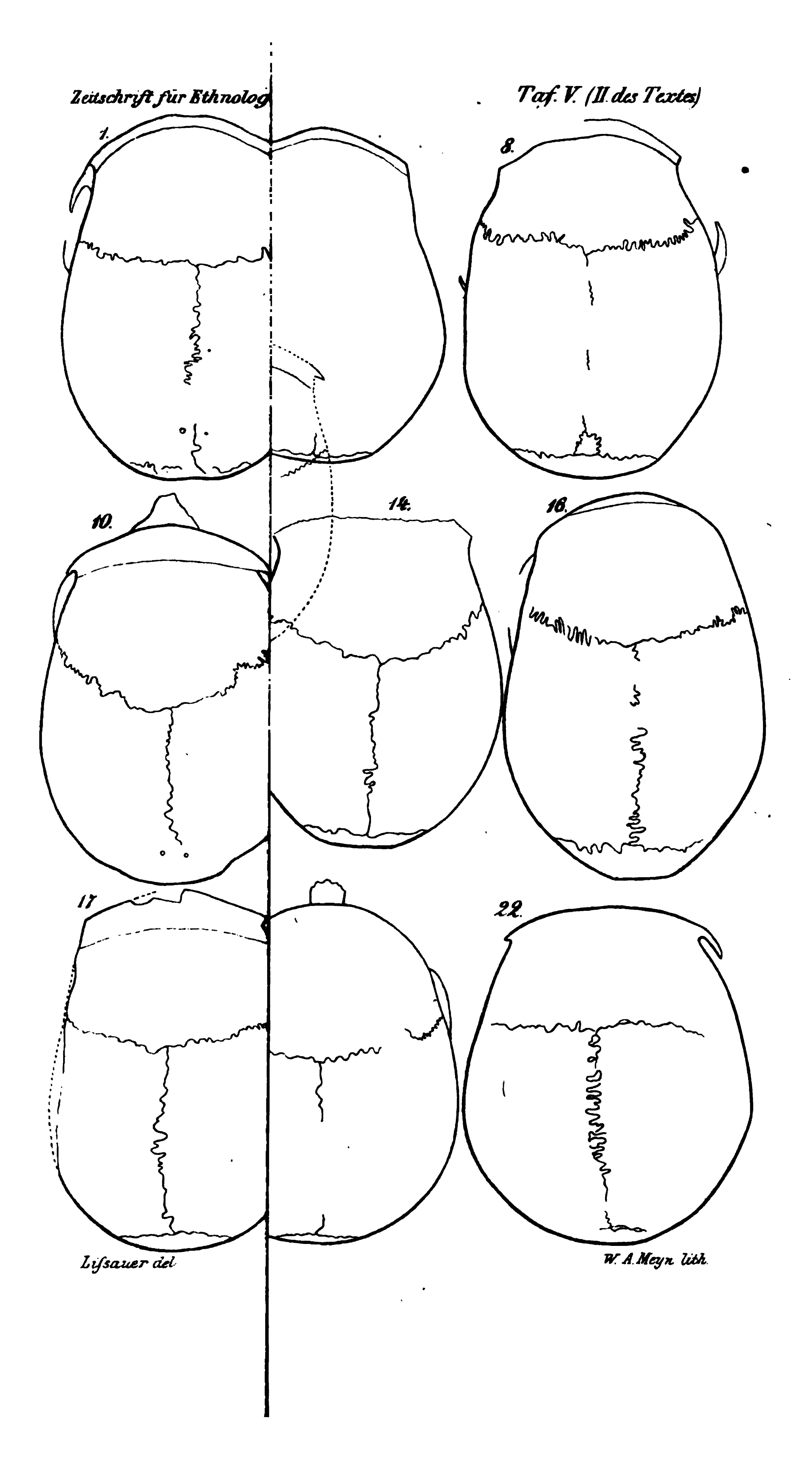
Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin. Lith. v. W. A. Meyer.

Babongo (photographirt in Chinchoxo).



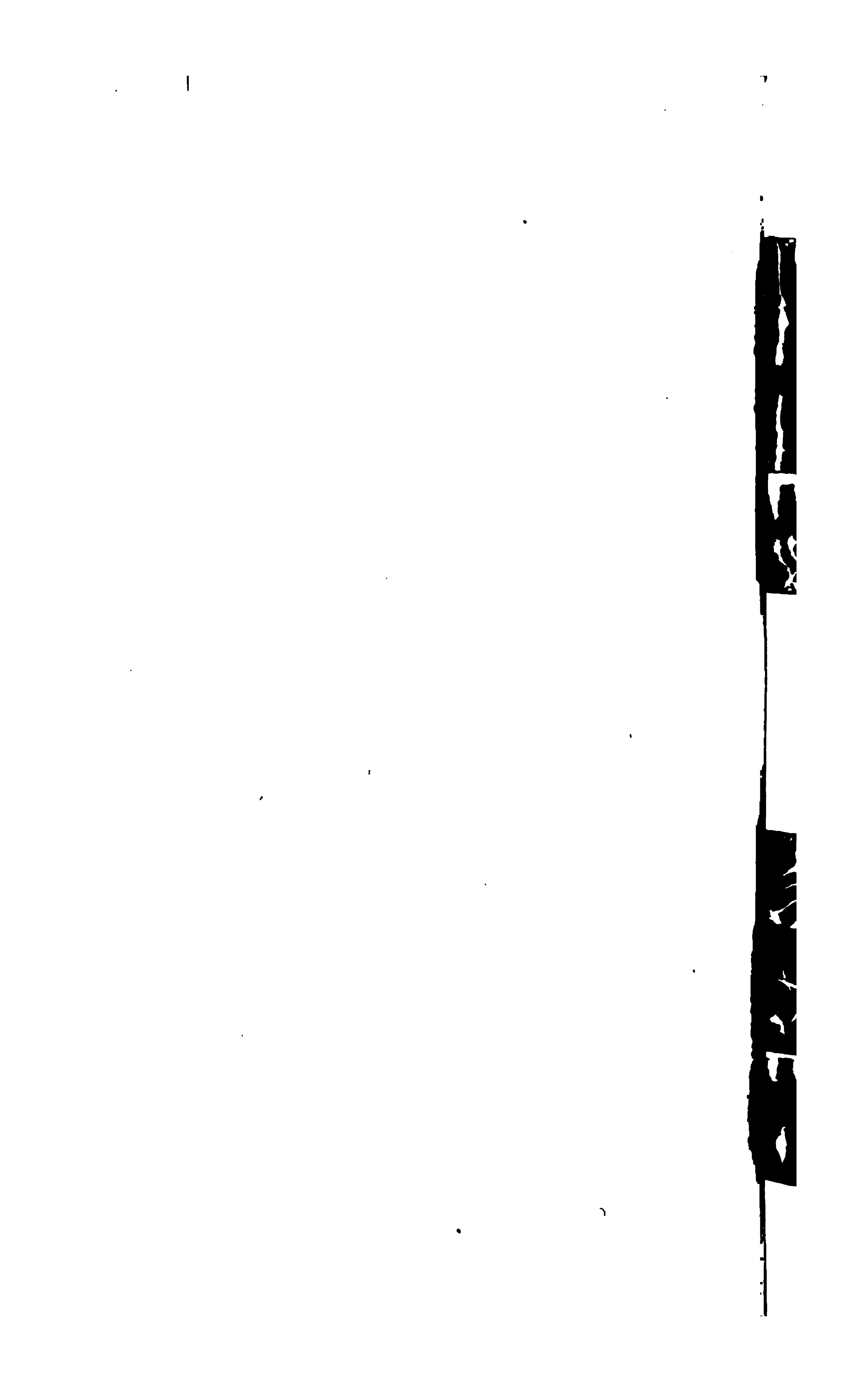
Lißauer del.

W. A. Meyn lith.



Lissauer del.

W. A. Meyn lith.







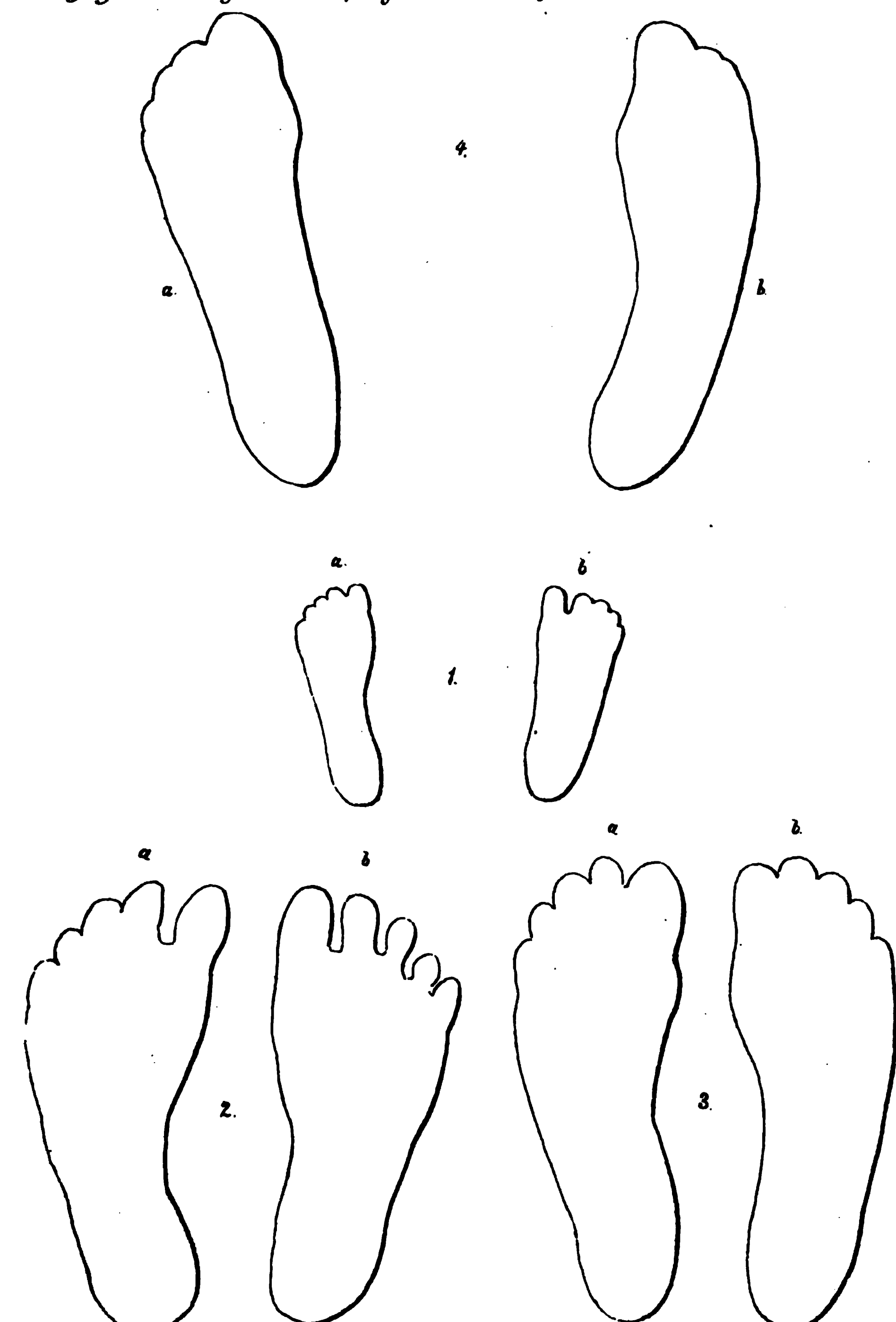
Verla

W. A. Meyn lith.

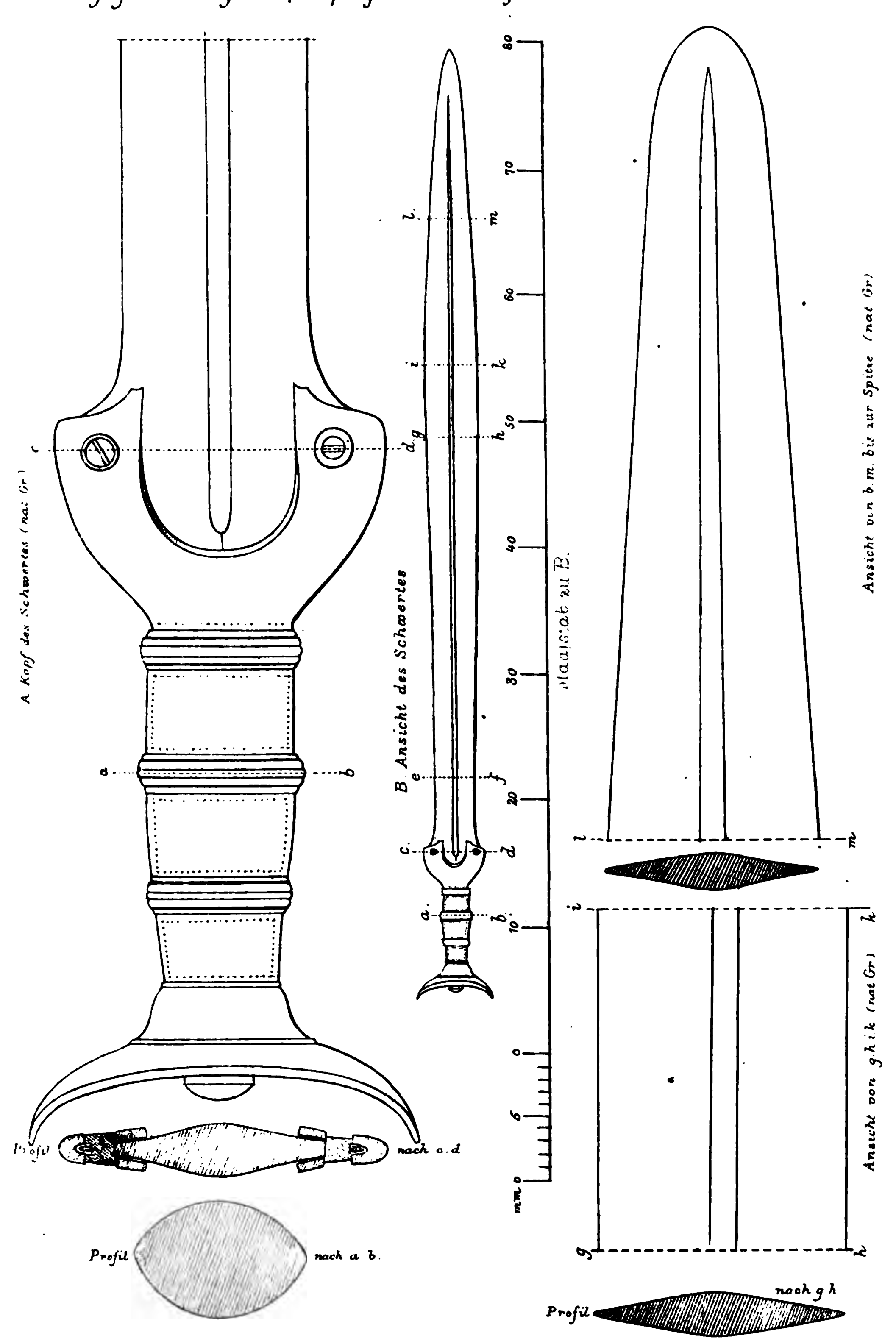




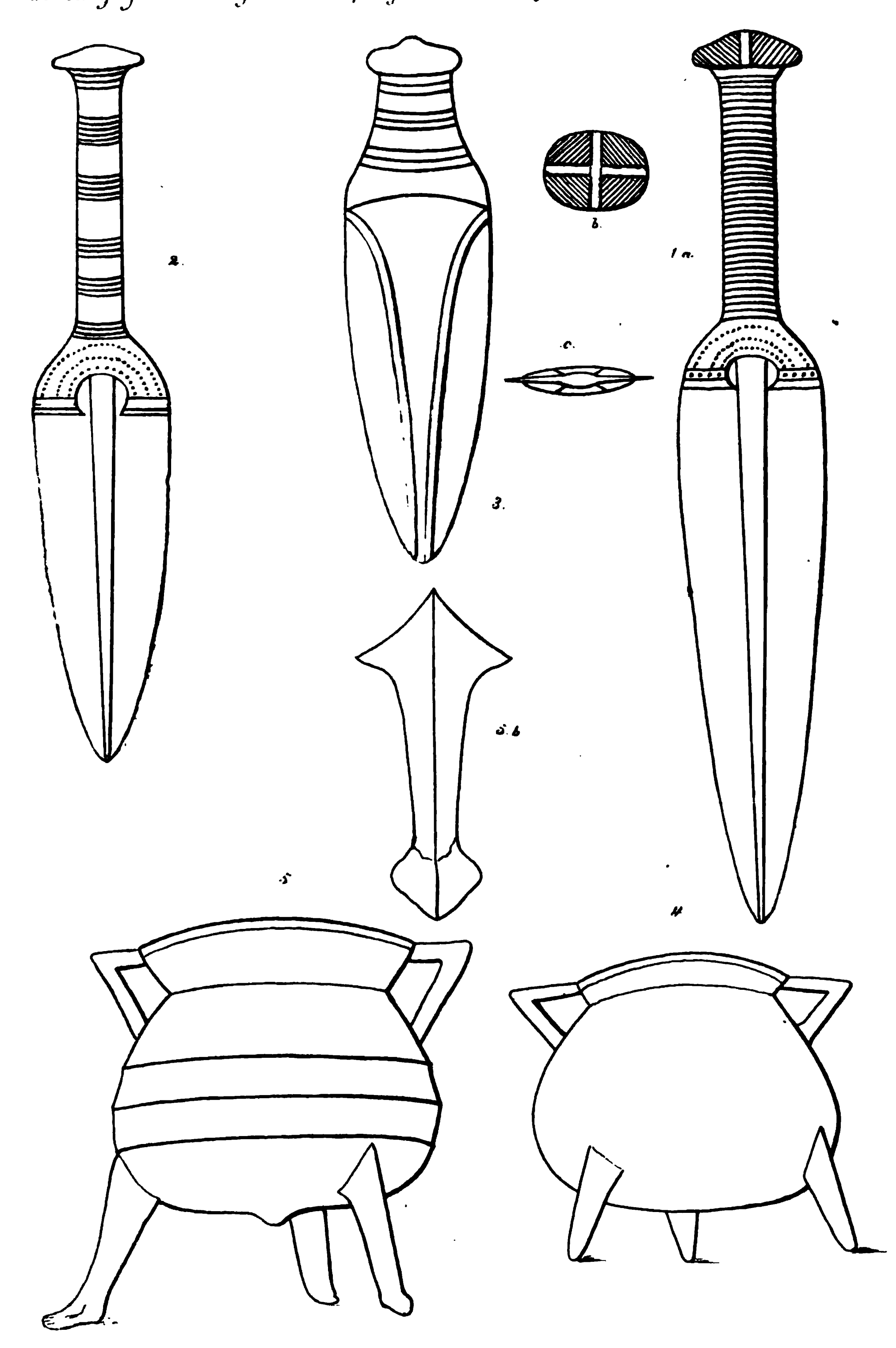
Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin. W. A. Meyn lith.



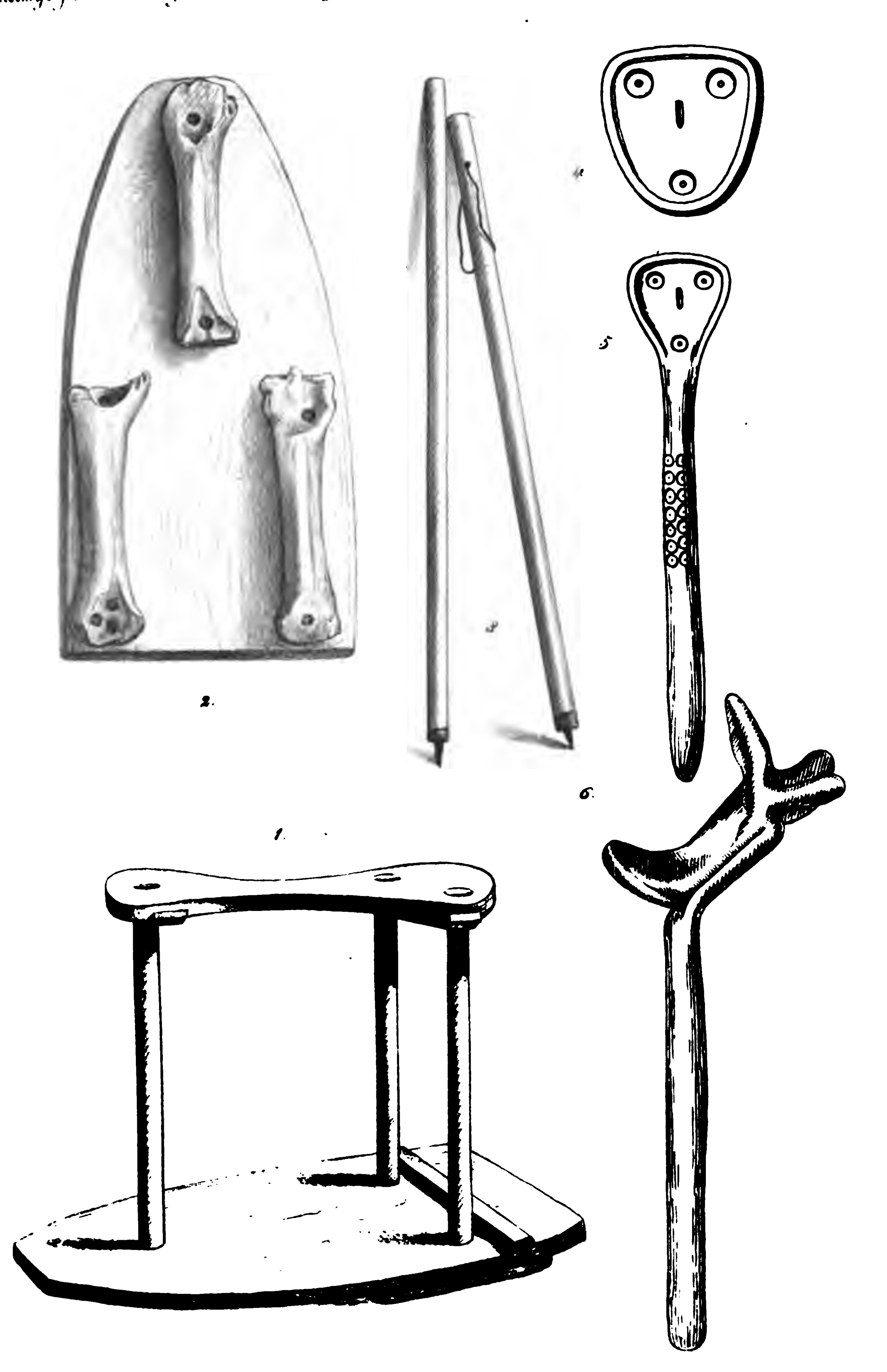
Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin. Lith. v. W. A. Meyn.



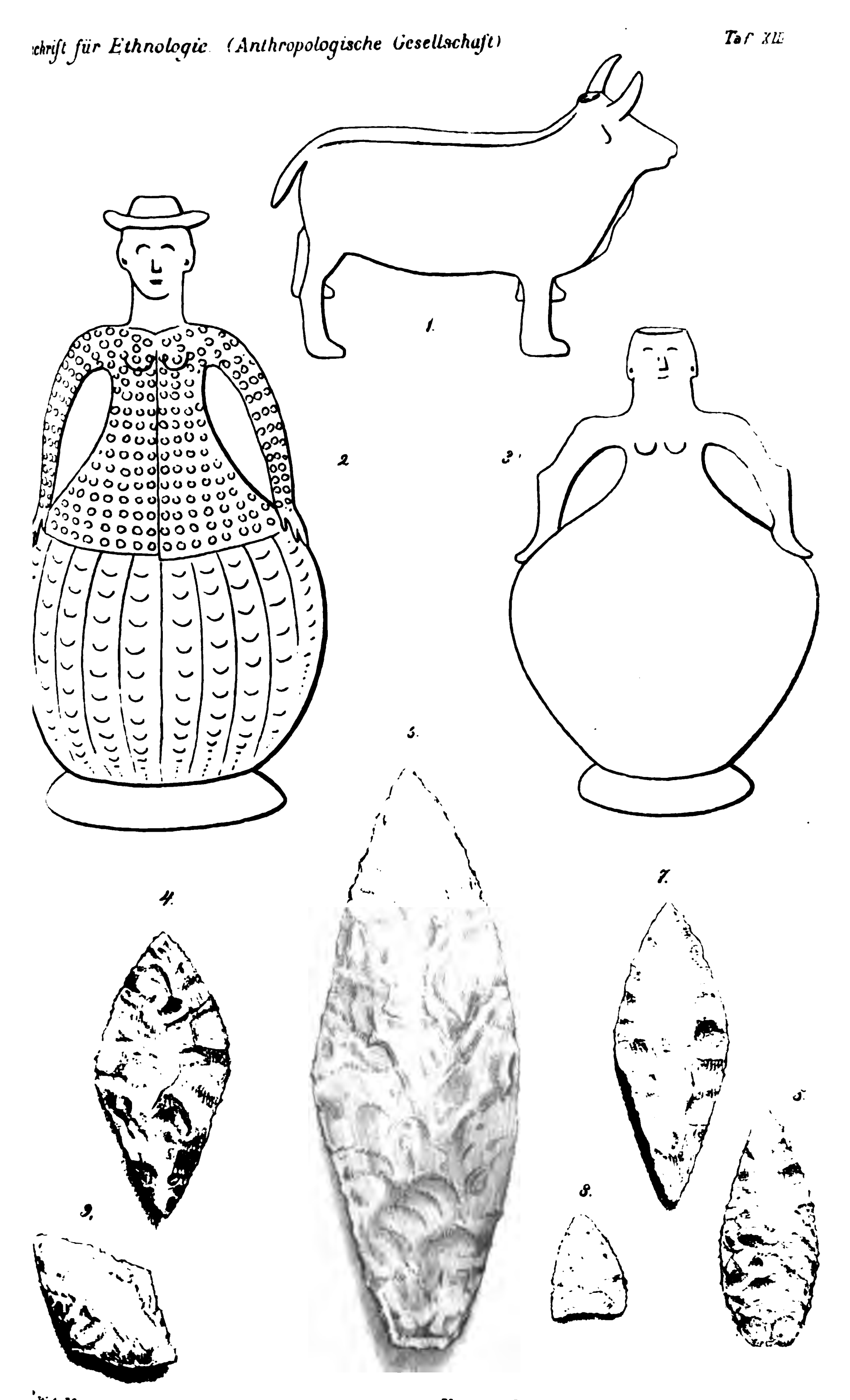
Lith. v. W. A. Meyn. Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.



Kurtz, del. Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin. Lith. v. W. A. Meyn.

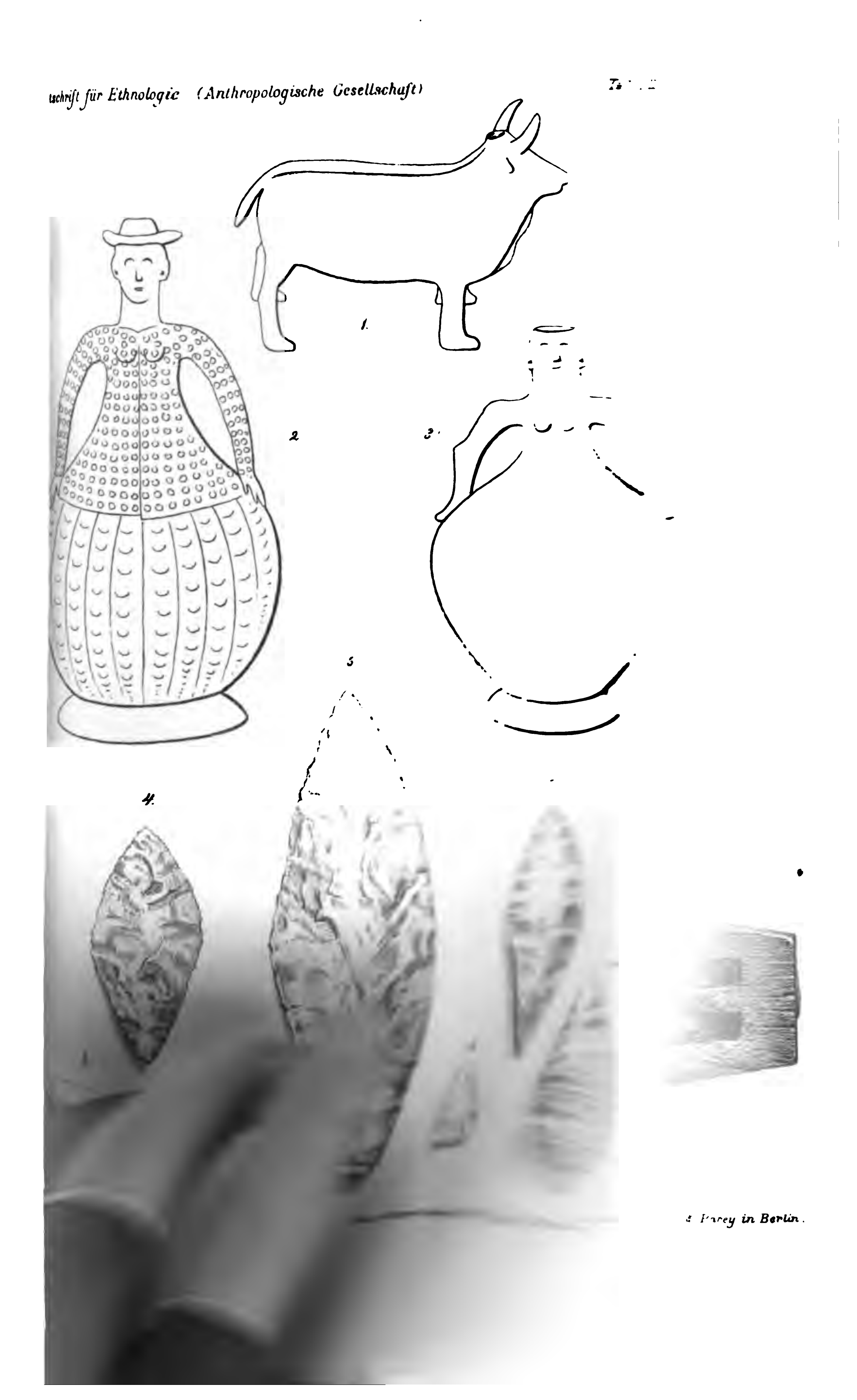


M. Rieser del. Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin. Lith. v. W. A. Meyn

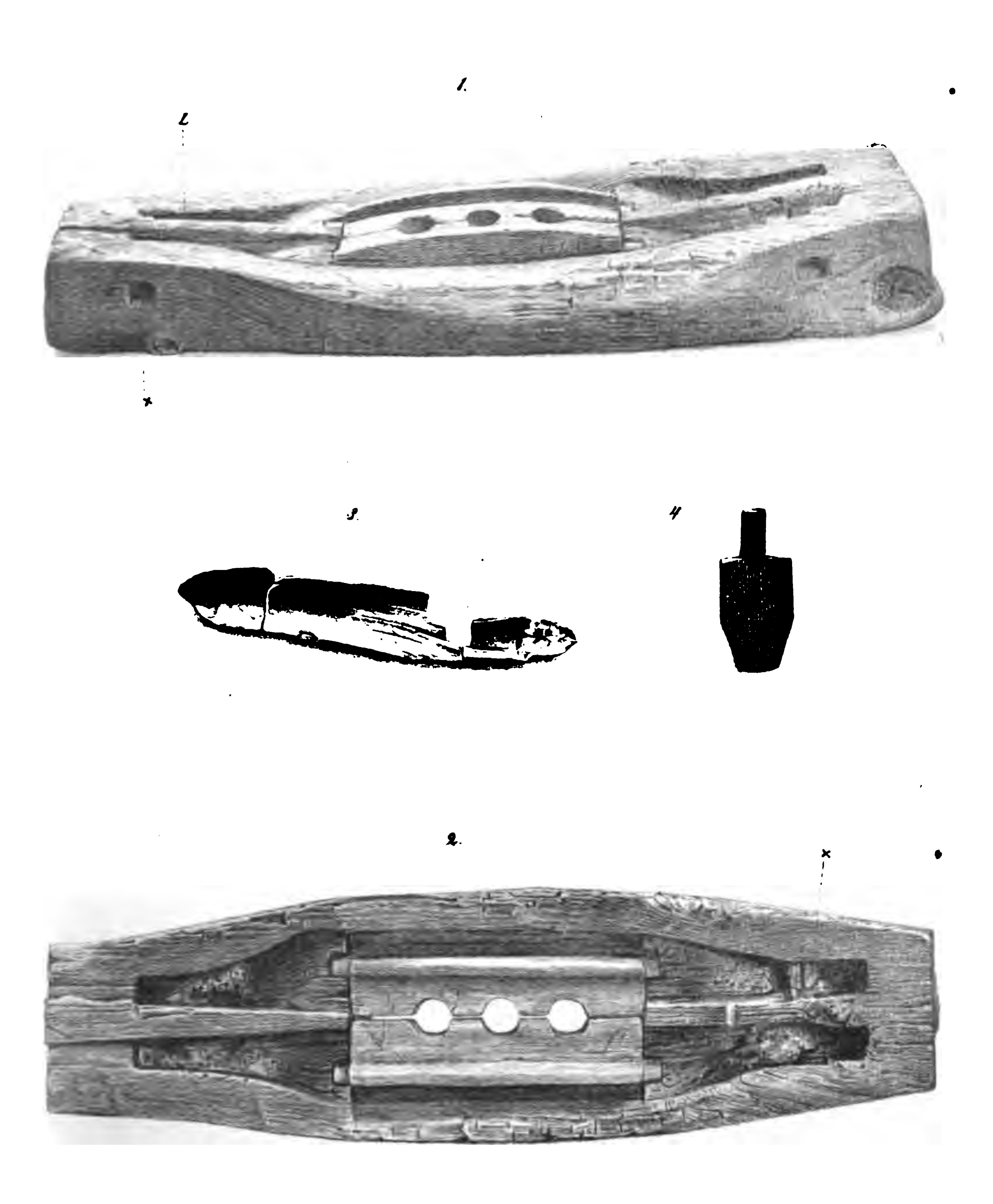


W. A. Meyn. Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin

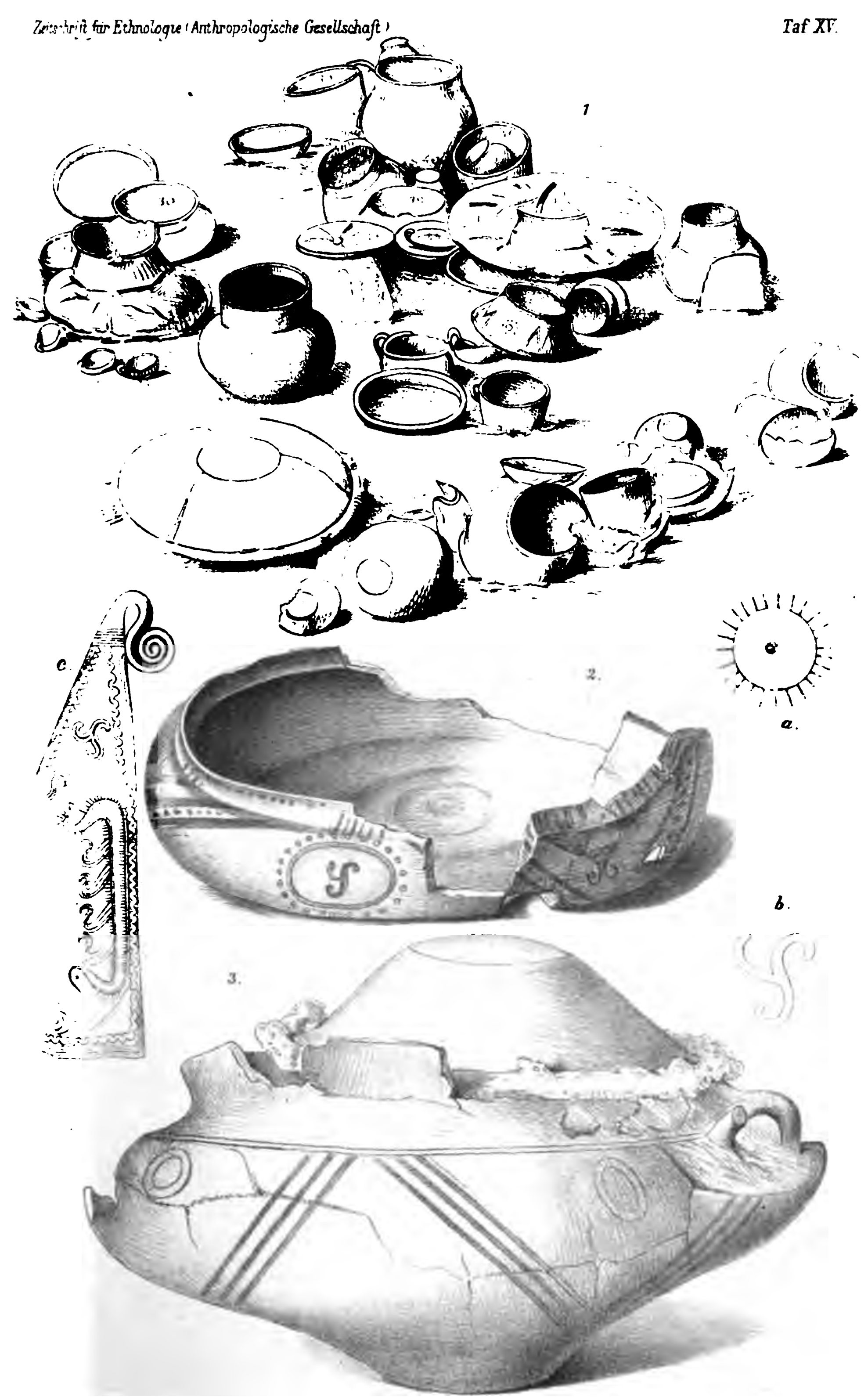




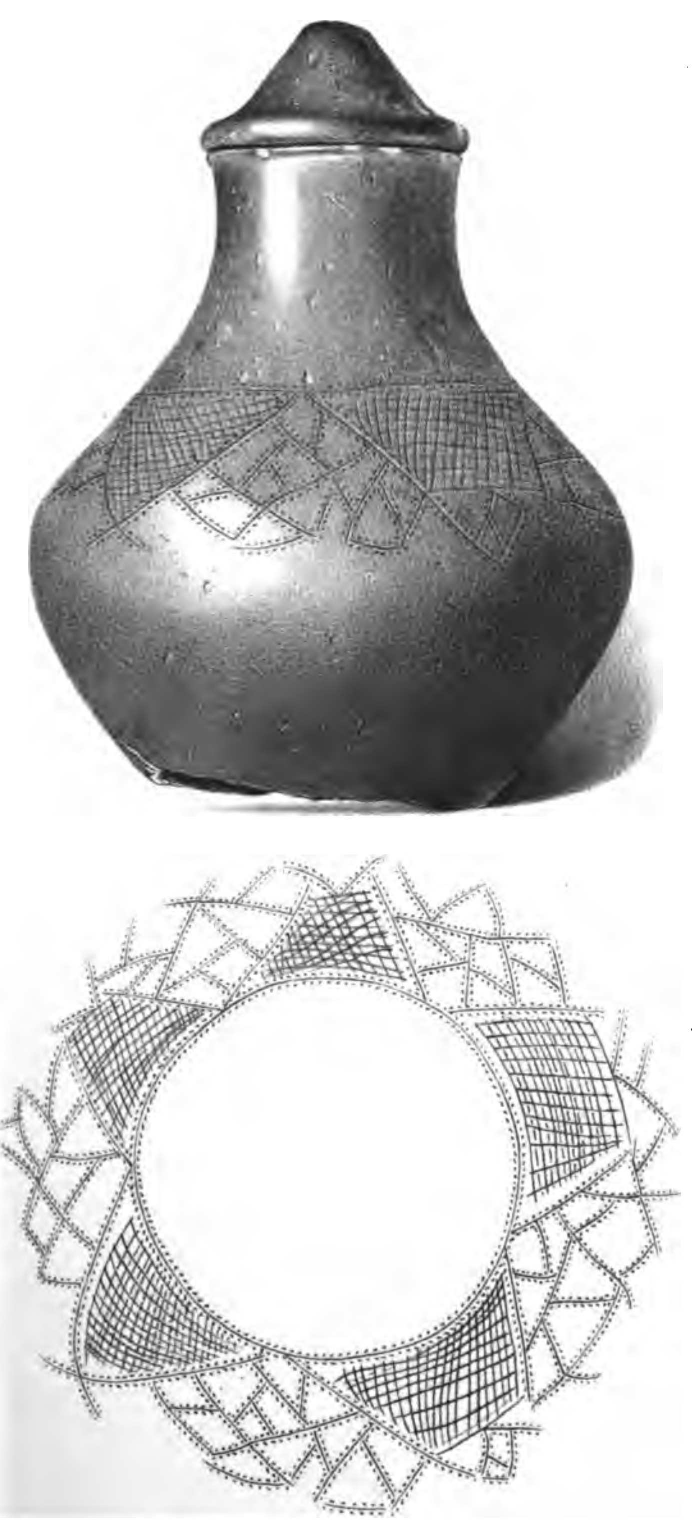
. Parey in Berlin.



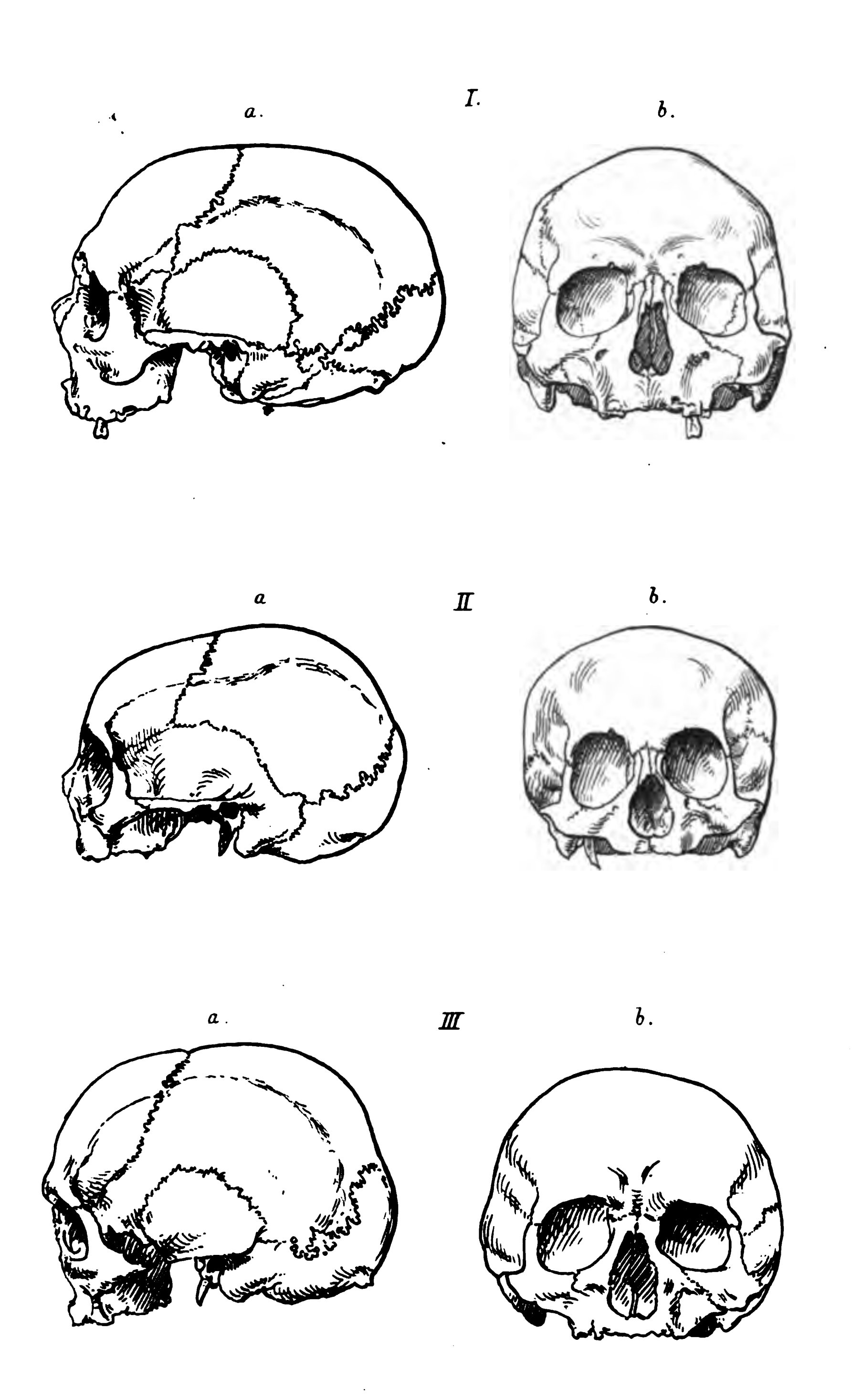
Lith. v. W. A. Meyn. Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.



Lith. v. W. A. Meyn. Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey.



Nat. lith. v. A. W. Meyn. Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.



Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey.

zaezeck del. W. A. Meyn lith.

Verhandlungen

der

Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Jahrgang 1874.

Berlin.

Wiegandt, Hempel & Parey.

1874.

Sitzung vom 10. Januar 1874.

Vorsitzender Herr Virchow.

(1) Zu Mitgliedern des Ausschusses für 1874 werden gewählt die Herren:

A. Kuhn, Friedel, Koner, Wetzstein, Reichert, v. Richthofen, Deegen, Neumayer.

Als correspondirende Mitglieder werden proclamirt die Herren:

Dr. Reiss und

Dr. Stübel,

zur Zeit in Südamerika.

Als neue Mitglieder werden genannt:

Herr Stadtverordneter Pätel,
Herr Banquier Frege,
Herr Professor Wattenbach,
Herr Dr. Jürgens,
Herr Dr. Schneitler.

(2) Der Vorsitzende widmet dem verstorbenen correspondirenden Mitgliede, Prof. Agassiz, sowie dem ebenfalls verstorbenen Hrn. Carlo Regnoli, dem Erforscher der apuanischen Knochenhöhlen, Worte der Anerkennung.

Herr General von Kaufmann I., der Bezwinger von Khiwa, und Herr. Dr. von Heldreich in Athen danken für ihre Ernennung zu correspondirenden Mitgliedern.

(3) Der Herr Cultusminister macht folgende Mittheilung über die in Aussicht genommene Gründung eines

selbständigen anthropologischen und ethnologischen Museums:

Berlin, den 27. December 1873.
U 48,437.

In Erwiderung auf die Eingabe vom 2. Juli c., benahrichtige ich den Vorstand ergebenst, dass Seine Majestät der Kaiser und König mittels Allerhöchsten Erlasses vom 12. d. M. zu genehmigen geruht haben, dass die Gründung eines selbständigen ethnologischen und anthropologischen Museums in Berlin und die Aufnahme der bezüglichen Sammlungen der Königlichen Museen in dasselbe angebahnt werde.

In Folge dessen bin ich der Frage wegen Beschaffung eines neuen Lokal's zur Unterbringung der Sammlungen näher getreten und werde dafür Sorge zu tragen suchen, dass im Anschluss hieran eine den Anträgen der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte und den Bedürfnissen der heutigen Wissenschaft entsprechende Erweiterung und Organisation der Sammlungen in's Werk gesetzt werden.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten
Falk.

An
den Vorstand der Gesellschaft für Anthropologie,
Ethnologie und Urgeschichte
hier.

(4) Der Herr Handelsminister übersendet mittelst Schreibens vom 8. d. M. einen Bericht des Hrn. Abtheilungs-Baumeisters **Brewitt** zu Broich

über ein Gräberfeld bei Saarn.

Bei der Anlage einer neuen Eisenbahn wurde zwischen Mühlheim an der Ruhr und Kettwig und zwar bei dem Bau des Stationsgebäudes in dem Dorfe Saarn ein Gräberfeld aufgedeckt, welches der zu Rathe gezogene Hr. Essellen aus Hamm für einen fränkischen Kirchhof erklärte. Steile Höhenzüge begleiten das linke Ufer der Ruhr unterhalb Kettwig und das Hochplateau oberhalb Saarn liegt 40 Fuss über dem Inundationsgebiet. Es wurden verschiedene Urnen, 2—3 grosse und 3—4 kleinere, bis auf eine sämmtlich ohne Inhalt, gefunden; in einer zeigten sich Knochentheile. Besonders bemerkt wird eine schöne rothe Schaale mit Wellenlinien, Halbbogen und Zweigen mit 3 Blättern nach Art der römischen. Ausserdem sammelte man Stücke von Glasgefässen, eine Thonperle, Stücke von Bronceplatten, eiserne Geräthe, namentlich Waffen (Lanzenspitzen, Schwerter, Schildbuckel) und Pferdegeschirr.

Der Herr Minister theilt mit, dass er die Fundgegenstände dem Verein der Alterthumsfreunde zu Bonn, der sein Museum jetzt im Hause Ernst Moritz Arndt's errichtet hat, zugewiesen hat.

Herr Virchow hält dafür, dass genauere Berichte abzuwarten seien, da das Gräberfeld von Saarn darin von den sonstigen fränkischen abweicht, dass die letzteren keinen Leichenbrand zu zeigen pflegen und ein solcher nach dem Inhalt der einen Urne hier doch stattgefunden zu haben scheint. —

(5) Hr. Kreisbaumeister **Hess** zu Gardelegen übersendet Bracteaten, von welchen bei Ausführung von Chausseepflaster zur Gardelegen-Letzlinger Chaussee im Acker am Thiergarten bei Letzlingen bei Entnahme von Kies etwa 30 in einer Thonurne gefunden sind. Dieselben sind nach der Bestimmung des Hrn. Dannenberg von Brandenburgischen Markgrafen gegen oder um das Jahr 1200, also etwa von Otto II. oder Albrecht II.

(6) Hr. **Walter Kauffmann** erklärt mit Bezug auf seine Differenz mit der East Yorkshire Anthropological Society (Sitzung vom 12. Juli 1873) in einem Briefe d. d. Danzig, 12. Decbr. Folgendes

über das Huller Muschelgrab.

Ich erkläre hiermit, dass ich die Ihnen in meinem Briefe gemachten Mittheilungen nach wie vor vollständig aufrecht erhalte, und glaube, dass die besten Beweise hierfür sind: 1) die von mir zum Theil noch gut erhaltenen mitgebrachten Fundgegenstände, und 2) dass ich Ihnen auf Verlangen verschiedene in Hull sehr bekannte Herrn als Zeugen anführen könnte, die ich damals namentlich auf den, ohne Zweifel von Menschenhänden zusammengefügten Austerschalenring aufmerksam gemacht habe. Dass die Herren von der Royal Institution denselben nicht gefunden haben, ist nicht nur leicht erklärlich, sondern sogar natürlich, da dieselben die Stätte lange, nachdem ich meine Ausgrabungen beendet hatte, wieder durchsuchten. Da ich das Loch, welches ich gemacht hatte, nach Beendigung meiner Untersuchung wieder mit derselben Erde ausfüllte, die ich von dort entnommen hatte, und so die auseinandergebrochenen Austerschaalen durch einander zu liegen kamen, ist es sehr möglich, dass obige Herrn sich durch die zerstreut umher liegenden Austerschaalen haben verleiten lassen, diese Stätte für einen Gemüllplatz zu halten.

(7) Hr. Beyrich verliest einen Bericht des Dr. **Bornemann** in Eisenach
über prähistorische Wohnplätze bei Stregda.

Gestatten Sie mir Ihnen über einen interessanten Fund zu berichten, welcher noch in das Bereich Ihres Eisenacher Kartenblattes der neuen Aufnahme fällt, nämlich über Steinzeitreste von den Lehmfeldern vor Stregda.

Wie Sie wissen, habe ich dort eine Anzahl Felder gekauft, um mit dem hiesigen Architekten Ed. Sältzer eine grössere Ziegeleianlage einzurichten. Nach der gleichmässigen Abschälung der Humusdecke vor dem Ausgraben der obersten Strosse des Lehmlagers bleiben häufig auf dem gelben Felde kreisrunde Flächen von schwarzgrauer Farbe und bis 5 Meter Durchmesser zurück; beim Abhauen und Fortarbeiten des Lehms zeigt sich dann, dass diese Flecken aus Culturerde bestehen, welche künstliche, in den Lehm eingesenkte, flache Vertiefungen ausfüllt. Die Ausbeute von Artefakten auf unsern zwei ersten Besuchen ist zwar noch nicht reich, aber charakteristisch genug, um die Bedeutung des Fundes zu erkennen.

Der erste Fund, welcher die Aufmerksamkeit erregte, ist ein schöner grüner Steinkeil von 13 Cm. Länge, den ich von Herrn Sältzer erhielt. Bei der sofort angestellten Nachsuchung fanden sich in mehreren der obengenannten Culturstellen, aus deren einer jener Keil stammt und welche Wohnungen oder Feuerstellen entsprochen haben dürften, eine grosse Anzahl schwarzgrauer Topfscherben, ganz identisch mit denjenigen der Pfahlbauten. Zwei Sorten sind sogleich zu unterscheiden, die einen von ganz roher Masse, mit grobem Sand, erbsengrossen Quarzkörnern und Glimmerschieferbrocken gemengt, die andern von feinerem Thon, einige auch mit rohen Ornamenten, kreisförmigen eingedrückten Punktreihen, Nagelritzen u. s. w. Weiter finden wir eine ziemlich viereckige Sandsteinplatte (Gestein des groben bunten) mit ausgeriebener Oberfläche und von zerriebenem Röthel roth gefärbt. Die Stregdaer Pfahlbauern oder vielmehr Lehmhüttenbewohner haben sich ohne Zweifel roth bemalt. In einer jener Culturstätten war die schwarze Erdschicht in der Mitte des Kreises weniger tief als im Uebrigen, wahrscheinlich der in der Mitte befindlich gewesenen Feuerstätte entsprechend.

Von gebrannten Knochen fand ich bisher nur unbedeutende Splitter, doch versichern die Arbeiter schon öfters Knochenreste, auch ein Stück Hirschgeweih, ferner Holzkohlen, eine Anzahl scharfer Feuerseinstücke und einen grösseren Keil gefunden zu haben. Leider sind diese Dinge nicht beachtet worden und verloren gegangen.

(8) Hr. Missionär a. D. K. **Endemann** aus Stendal hält einen Vortrag
über die Sotho.

(abgedruckt in Heft I. Jahrgang 1874 der Zeitschrift für Ethnologie).

(9) Hr. **Schilling** aus Hamburg legt eine von ihm veranstaltete höchst reichhaltige Sammlung photographischer Darstellungen von Steinwaffen und Steingeräthen sowie von Lanzen aus Holtein-Schleswig. Rügen, Vorpommern u. s. w. vor.

(10) Hr. Corvetten-Capitain **Stenzel**, Commandant des deutschen Kanonenbootes Albatross, übersendet als Geschenk des deutschen Consuls zu Santos (Brasilien)
einen Schädel und ein Steinbeil aus einem Muschelberge der Insel San Amaro.

Hr. Virchow bemerkt dazu Folgendes: Sie erinnern sich, dass wir von Desterro durch Herrn Kreplin und die Vermittlung der geographischen Gesellschaft aus einem der dortigen Muschelberge Stücke eines Schädels erhielten, der mit einiger Mühe in seinen Hauptheilen restituirt wurde, so dass er in den wesentlichsten Richtungen gemessen werden konnte (Sitzung vom 11. Mai 1872). Gleichzeitig

waren dabei sehr ausgezeichnete Steinwaffen. Es ist daher von grosser Wichtigkeit, dass wir durch die gegenwärtige Sendung ein ganz ähnliches Stück bekommen haben.

Diese Sachen sind insofern von ganz besonderem Interesse, als aus den brasilianischen Muschelbergen meines Wissens weder in Beziehung auf menschliche Ueberreste, noch in Bezug auf Steingeräthe, Aehnliches nach Europa gelangt ist. Es hat denn auch unsere Publikation die Aufmerksamkeit desjenigen Mannes auf sich gezogen, der jetzt als der eifrigste Forscher der Vorgeschichte jener Länder gelten darf, des Hrn. Hart in Ithaca, New-York, der eine neue Expedition dahin vorbereitet.

Es ist in der That von höchstem Werthe, dass wir jetzt einen neuen Schädel ähnlicher Art mit einer gleichen Steinwaffe erhalten haben, welche von einer ganz anderen Lokalität herstammen. Santos liegt bekanntlich erheblich mehr nördlich, zwischen Santa Catharina und Rio Janeiro. Hr. Consul Schmidt berichtet d. d. Santos, 12. Sept. 1873 Folgendes:

„Beifolgender Schädel wurde innerhalb eines der in hiesiger Umgegend sich befindenden Muschelberge (die gegenwärtig zur Zubereitung von Kalk abgetragen werden) gefunden. Es ist dieses, trotz eifrigen Suchens im Laufe von 10 Jahren, meines Wissens der zweite Schädel, der sich vorgefunden hat. — Das Steinbeil wurde zugleich in der Nähe desselben entdeckt".

Der Schädel ist dann von dem Consul Herrn Stenzel übergeben worden, der ihn uns über Bremen zugesendet hat. Er schreibt dabei, d. d. Hafen von St. Thomas, 15. Nov. 1873, was sehr werthvoll ist: „Da ich den Schädel erst unmittelbar vor der Abfahrt von Santos erhielt, so habe ich die fraglichen Muschelberge nicht mehr besuchen können. Dieselben befinden sich auf der eben unterhalb Santos beginnenden, von den Flüssen Santos und Bertioga im Westen und Norden, von der See im Süden und Osten begrenzten deltaartigen Insel San Amaro, die, wie der Uferstrich in jener Gegend überhaupt, meist niedrig und mit Mangrove-Gebüsch bewachsen ist. Hier stehen sie unweit der Gabelung der genannten beiden Flüsse, also auch nicht weit von Santos selbst östlich von Itapema Point; ihre Höhe mag nach Schätzung aus der Ferne 30—40 Fuss betragen".

Sowohl dies jetzige, als die früheren Steingeräthe sind von kolossaler Grösse und zugleich von vortrefflicher Politur. Es sind Aexte von festem dioritischem Gestein, meist von hellerer, mehr ins Graue ziehender Färbung. Von Durchbohrung ist nichts zu sehen. Einzelne Stücke haben Aehnlichkeit mit den roheren Formen, die wir auch in Europa haben; die meisten gehen durch ihre Massigkeit und Kolossalität über die gewöhnlichen Verhältnisse unserer Steinbeile hinaus, so dass wir kaum Analogien, namentlich in der Breite haben. Ein kleinerer Stein ist sehr roh bearbeitet. Das Stück, welches wir jetzt bekommen haben, ist ganz scharf zugeschärft und von recht guter Politur.

Was den Schädel anbetrifft, so ergiebt die Untersuchung, dass seine Form vollkommen übereinstimmend ist mit dem Schädel von Desterro, den ich in der Sitzung vom 11. Mai v. J. vorgelegt habe. Er unterscheidet sich individuell und sexuell, insofern kaum zu bezweifeln ist, dass der frühere Schädel von Desterro ein weiblicher war, während dieser von einem kräftigen muskulösen Manne herrühren muss. Ich hatte damals als das hauptsächlichste Charakteristikum des Schädels von Desterro angegeben, dass er sich durch bedeutende Breite und Höhe auszeichne, also hypsibrachycephal sei. Dieses hat sich auch durch die Verhältnisse des neuen Schädels bestätigt: er ist freilich weniger hoch, erscheint jedoch, ohne dass irgend eine Spur von künstlicher oder natürlicher Misbildung vorhanden ist, eminent breit und zugleich ziemlich geräumig. Er hat einen Breitenindex von 82 und einen Höhenindex von 75,2, so dass das Verhältniss von Höhe und Breite = 91,7 : 100 ist. Die rela-

tive Höhe fällt daher allerdings im Vergleich mit dem früheren Schädel (Index 82,7) etwas geringer aus, aber die absolute Höhe (134 Mm.) ist nur mässig unter dem Maasse des früheren (139 Mm.). Immerhin kann man sagen, dass in beiden die hauptsächlichen Charaktere sich wiederholen. Namentlich ist eine Erscheinung höchst ausgezeichnet an dem neuen Schädel nachzuweisen, nämlich die ungewöhnlich geringe Entwickelung des Mittelkopfes gegenüber dem Vorderkopf und namentlich dem Hinterkopf. Der letztere ist von eminenter Breite und Höhe: der Sagittalumfang der Schuppe beträgt 135 Mm., liegt also ganz ausserhalb aller sonstigen Maassverhältnisse; der Mastoideal-Durchmesser beträgt 136,5 Mm. Während das Stirnbein im Sagittalumfange 120 Mm. und das Hinterhaupt 135 Mm. misst, beträgt die Länge der Pfeilnath, also der Mittelkopf, nur 112 Mm. Also derjenige Theil, von dem wir gewohnt sind, dass er in einem gewissen Maasse über das Hinterhaupt prävalirt, ist hier ganz und gar zusammengeschoben. Aehnliche Verhältnisse habe ich schon bei dem Desterro-Schädel constatirt, obwohl sie nicht so prägnant waren. Mir scheint daraus hervorzugehen, dass wir hier wirklich eine typische Schädelform vor uns haben, und dass es nicht ein Zufall war, der uns das erste Mal einen solchen Schädel zuführte. Da wir aber in beiden Fällen dasselbe Steingeräth und dieselbe Schädelform finden, so kann man wohl sagen, dass wir hier die alte Steinbevölkerung der Ostküste von Südamerika kennen lernen. Wenn man sich umsieht unter den Völkern dieser Gegend, so zeigt sich, dass die brachycephalen Formen auch heutigen Tages in diesem Gebiete stark vertreten sind. Es wäre also immerhin möglich, dass die Muschelberge Brasiliens von Stämmen herrühren, welche mit den noch jetzt lebenden nahe verwandt waren.

Im Einzelnen zeigt der Schädel von Santos folgende Maasse:

Capacität	1300 Cub. Centim.	
Grösster Horizontalumfang	509 Mm.	
Grösste Höhe	134 „	
For. occipit. bis zur vorderen Fontanelle.	135 „	
„ „ „ „ hinteren „	122,5 „	
Grösste Länge	178 „	
Sagittalumfang des Stirnbeins	120 „	367
Länge der Pfeilnaht	112 „	
Sagittalumfang der Hinterhauptsschuppe	135 „	
Meatus audit. bis Nasenwurzel	102 „	
Foramen occip. „ „	97,5 „	
„ „ bis Hinterhauptswölbung	55 „	
Länge des Foramen occip.	26 „	
Breite „ „ „	25 „	
Grösste Breite	146 „	
Oberer Frontaldurchmesser	55 „	
Unterer „	96,5 „	
Temporal „	122 „	
Parietal „	137 „	
Mastoideal „	136,5 „	
Querumfang (zwischen den Gehörgängen)	312 „	
Breite der Nasenwurzel	21,5 „	
„ „ der Orbita	38 „	

Die übrigen Maasse konnten nicht genommen werden, da das Gesicht vollkommen fehlt. Die Basis, welche gänzlich zertrümmert war, gelang es mir, fast vollständig

herzustellen, und obwohl dadurch eine gewisse Unsicherheit in die Höhenmaasse kommt, so halte ich dieselbe doch nicht für so erheblich, dass sie das Gesammtresultat zu trüben vermöchte.

Die sehr dicken und an der Zunge klebenden, sehr brüchigen Knochen waren an vielen Stellen mit anhaftenden, sehr schwer zu lösenden Erdmassen von dunkler Farbe bedeckt, welche sich in Wasser leicht auflösten und zahlreiche Reste von Muschelschalen [1]) und Fischgrähten frei werden liessen. Nach ihrer Ablösung zeigten die Knochen eine gelblich graue Farbe. Am linken Scheitelbein findet sich eine von innen nach aussen gehende, perforirende Fraktur, scheinbar durch einen runden Körper (Lanze?) hervorgebracht.

An dem geräumigen Schädel dominiren überall die Breiten-Durchmesser. Die Muskelansätze sind von mässiger Stärke. Die Stirn ist voll, breit und relativ hoch, die Supraciliarwülste kräftig, über der Nase zusammenfliessend, die Glabella wenig vertieft, die Tubera ziemlich kräftig, die Fontanellgegend ist hoch und stark gewölbt, mit ziemlich einfachen Nähten. Auch die Schläfengegend ist sehr voll. In der Seitenansicht erscheint der Schädel hoch. Die Linea semicircul. tempor. reicht bis an die Tubera parietalia und ist in ihrem hinteren Abschnitte sehr stark. In der Hinteransicht ist der Schädel ungemein breit und voll: der Contour bildet einen gleichmässigen breiten und hohen Bogen. Die Protuberantia occip. fehlt, dagegen bildet die Linea nuchae oberhalb der Stelle der Protuberanz einen ungemein starken Querwulst. Die stärkste Hervorragung nach hinten liegt im oberen Theile der Hinterhauptsschuppe, der übrigens ungemein gross ist, indem die sagittale Entfernung (Bandmaass) von der Spitze bis zur Protuberanz 84 beträgt. Der untere Theil der Squama ist verhältnissmässig kurz, hat sehr starke Muskelfurchen und ist sehr breit. Das Foramen occipitale ist verhältnissmässig klein und rund. —

(11) Hr. **Bastian** sprach, unter Vorzeigung zahlreicher, von ihm mitgebrachter ethnologischer Gegenstände,

über die Bewohner der Loangoküste.

Von den dortigen Eingeborenen waren einige Dutzend der von ihnen gebrauchten Fetische erworben, theils Anhängsel zu Amuletten, theils Figuren in menschlicher oder thierischer Gestalt. Die Holzfiguren werden durch Einsetzung von Glas- oder Perlmutter-Augen als Heilige geweiht, und erhalten ihre Zauberkräftigkeit dadurch, dass eine Reliquie (als Milongho) dem Bauche eingefügt wird. Darüber ist ein Spiegel angebracht, und dieser dient dem Priester zum Wahrsagen, um in einem Krankheitsfalle die Ursache desselben und die Heilung zu schauen, je nachdem Hexerei, Beleidigung eines Dämon, Bruch der Quixille u. A. m. die Ursache war. Unter den übrigen Objecten (Bastkleidern, Körben, Matten, Elfenbeinschnitzerei u. s. w.) fand sich eine zur Verkündigung von Anordnungen geschlagene Doppelglocke und die Chimpava oder das als Würdezeichen getragene Scepter, das sich in seiner Form ähnlichen Instrumenten, wie sie Schweinfurth von den Monbuttu mitbrachte, annähert, und symbolischen Zeichenformen eingearbeitet zeigt. Der Vortragende macht zugleich darauf aufmerksam, dass die einwärtsgebogenen Säbelmesser der Monbuttu, die sich aus Dr. Schweinfurths Sammlung im ethnologischen Museum zu Berlin befinden, dem Chnob genannten Geräth entsprechen, das man auf ägyptischen Monumenten früher Dynastien sieht. In der durch den Khediv der Wiener Ausstellung übersendeten Sammlung, die grösstentheils in das Berliner Museum gelangt ist, findet

[1]) Sie gehören theils dem Lande (Pupa, Stenogykra), theils dem Süsswasser (Anodonta) an.

sich (wahrscheinlich von den oberen Nil-Ländern) ein dem australischen Bumerang ähnliches Wurfholz, das nach einer von Consul Wetzstein gelesenen Inschrift zum Tödten von Vögeln diente, wie es gleichfalls auf den Denkmälern der Aegypter vorkommt. Von der Loango-Küste wurde ferner ein Blasebalg vorgelegt, von derjenigen primitiven Form, wie sie sich durch Afrika bis Madagascar und sonst verbreitet findet, und wie sie zur Pharaonen-Zeit auch in Aegypten üblich war. Der Vortragende hatte denselben dem Schmied abgekauft. Derselbe zeigte daneben die verschiedenen Stadien der aus einheimischem Kupfer oder (bei Handelsbeziehung mit Europäern) aus Messing verfertigten Ringe, von denen einer in seiner Gegenwart ausgearbeitet wurde, indem der Process bei den einzelnen Stufen der Herstellung unterbrochen war. Bei dem Mangel feuerfester Tiegel wird das zerschnittene Metall in eine Kugel aus verfaulten Bananenblättern und Lehm eingeknetet, und bei Belassung eine Oeffnung darin geschmolzen, um die flüssige Masse dann in eine Lehmform einzugiessen, in welcher das darin eingefügte Holzmodell vorher ausgebrannt ist. Der rohe Guss, der so zu Stande kommt, wird dann mit einem Messer in seinen Verzierungen vollendet, die aus Figuren, Sternen und sonstigen Zierrathen bestehen. In ähnlicher Weise sucht man auch sonst noch einen Ersatz, wenn es auf Widerstand gegen starke Hitze ankömmt, wie sich bei einem kürzlich im ethnologischen Museum angekauften Indianerkopf zeigt, der bei den Mundrucus für Aufbewahrung als Trophäe präparirt wurde. Nach der Beschreibung war dieser vom Gehirn befreite Kopf nach vorherigem Einölen mit einer Lehmdecke belegt und dann in dieser Umhüllung gebacken, eine Verfahrungsweise, die sich vielleicht für mancherlei Präservirungen anwenden liesse. Anderer Präparirung ist am Napo-Flusse die abgezogene Kopfhaut des Feindes unterworfen, wie ein Exemplar des ethnologischen Museums zeigt. Letzterem ist auch die Sammlung von der Loango-Küste der Mehrzahl der Stücke nach eingefügt.

Die in den Dialecten der Kambinda-Sprache sich nebst dem mehrfach abweichenden Congesischen (und Mussoronghischen) den Völkern der Bunda-Sprache, und mit diesen denen der ganz Süd-Afrika durchziehenden Bantu-Sprachen anschliessenden Eingeborenen der Loango-Küste erweisen sich als ein verhältnissmässig kleiner Menschenschlag mit einem zur Brachycephalie hinneigenden Schädeltypus, an dem die runde Stirn mit kugliger Vorwölbung bemerkbar ist. Auf die, fremdartigen Mischungen zugeschriebenen, Variationen besonders an der Zaire-Mündung ist schon von früheren Reisenden hingewiesen, sowie auf die höher gewachsenen Kabinda, die sich vielfach zu europäischen Dienstleistungen geschickt beweisen. Ebenso zeichnen sich die Bewohner des alten Loango unter den übrigen Stämmen Niederguineas durch ihre Intelligenz aus und liefern, besonders in den beschnitzten Elephantenzähnen, Beweise ihrer Kunstfertigkeit. Ausnehmend sorgfältig und geschmackvoll sind in hohl durchbrochener Häckelarbeit die sogenannten Mafuka-Mützen gearbeitet, die mit dem seidenartig feinen Bastkleidern aus dem Innern nach der Küste kommen.

(12) Hr. M. Rees schreibt d. d. Erlangen, 18. December:

über die Untersuchung botanischer Ueberreste in Gräbern.

Eine oberflächliche Umschau in der anthropologischen und botanischen Literatur, welche ich bei Gelegenheit eines Fundes von Schlehen- und Haferschlehensteinen in einem Grabe der späteren Broncezeit (in der Muggendorfer Gegend) kürzlich hielt, überzeugte mich, dass eine botanische Bearbeitung der in dergleichen Gräbern, Todtenbäumen u. s. f. überhaupt aufgefundenen Pflanzenreste zunächst für die Geschichte unserer Culturpflanzen nicht werthlos sein dürfte, sodann aber auch im Vergleich mit den durch Heer bearbeiteten Pfahlbautenpflanzen vielleicht chronologische Anhaltspunkte geben könnte. Ich habe darum, unter regem Zuspruch meine

Collegen Ehlers, diese Arbeit zunächst am Material der Stuttgarter Sammlung begonnen und von allen möglichen Specialadressen Zusendungen erbeten; ich sehe aber mehr und mehr ein, dass ich einer centralen Unterstützung bedarf, wie nur Sie sie gewähren können. Verzeihen Sie darum, dass ich nach längerem Zögern Ihre vielgesuchte Zeit in Anspruch nehme mit der Bitte, mir diejenigen einschlägigen Materialien zu verschaffen, die Ihnen mittelbar oder unmittelbar zu Gebote stehen. Wie ich höre, befindet sich mancherlei Entsprechendes im Berliner Museum; eine Requisition in den Organen der anthropologischen Gesellschaft könnte ausserdem in meinem Interesse mobil machen, was irgend verwerthbar in den Sammlungen festliegt. —

(13) Der Leseverein der deutschen Studenten Wiens dankt für die Uebersendung der Verhandlungen der Gesellschaft.

(14) Als Geschenke waren unter Anderem eingegangen:

Sir S. Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit. Aus dem Engl. von A. Passow, mit einem Vorworte von Virchow (Geschenk des Herrn Costenoble.)

Miklucho Maclay Anthropologische Bemerkungen über die Papuas der Maclay-Küste in Neu-Guinea. (Geschenk des Verf.)

A. B. Meyer über die Negritos der Philippinen.

Ders. Ueber die Einwohnerzahl der Philippinen. Beitrag zur Kenntniss der Sprachen von Mindanao. (Geschenke des Verfassers),

Photographien von Aleuten durch Herrn Dr. Lindemann, von Gros-Ventres, Arickarees (gewöhnlich 'Rees genannt), Mandan [1]) und Sioux durch Rev. Thompson, zweier mikrocephaler Schwestern aus Wildenhagen bei Cammin durch Hrn. Virchow.

[1]) Diese 3 Stämme werden als Verwandte der Pawnees betrachtet und sind, gleich diesen, Erbfeinde der Sioux. Die Photographien sind in Fort Berthold, Dacotah Territory aufgenommen.

Sitzung vom 14. Februar 1874.

Vorsitzender Herr Virchow.

(1) Generallieutenant v. Blaremberg zu Sewastopol dankt für seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede.

Der Generalsecretär der spanischen anthropologischen Gesellschaft, Hr. Tubino zeigt mittelst Schreibens d. d. Madrid, 7. Febr. 1874 an, dass dieselbe sich neu constituirt habe und übersendet das erste Heft der Revista de Anthropologia.

(2) Hr. v. **Frantzius** übersendet im Auftrage des Hrn. Dr. Bessels eine in einer verlassenen Eskimo-Niederlassung zu Tessintack in Ostgrönland (73—74° N. Br.) aufgefundene aus einer Wallross-Rippe verfertigte Harpune, welche den Knochenharpunen der südfranzösischen Knochenhöhlen recht ähnlich ist. Nach dem Untergange der Polaris bei der letzten verhängnissvollen Bootfahrt der Expedition, wodurch sich die Mannschaft schliesslich doch noch rettete, musste jeder seine Habseligkeiten selbst auf dem Rücken weiterschaffen, während man die Boote auf dem Eise fortschleppte. Dr. Bessels trug dabei seine 60 Pfund auf dem Rücken.

(3) Hr. **Burmeister** hat die in seinem früheren Berichte (Sitzung vom 15. Novbr. 1873) in Aussicht gestellten Schädel aus altpatagonischen Gräbern, welche Don Francisco Moreno gesammelt hat, eingesendet. Eine sehr interressante Sammlung von Pfeilspitzen aus denselben Gräbern und von Thonscherben aus Gräbern des Rio Parana ist gleichzeitig eingegangen.

(4) Hr. Director **Schwartz** übersendet im Namen des Hrn. Dr. Feldmanowsky in Posen, des Conservators des dortigen National-Museums, eine höchst interressante Sammlung von Photographieen, welche die wichtigsten Gegenstände dieses Museums darstellen. Dieselben zeigen eine reiche Serie von Funden der Broncezeit. Einige kunstvolle Broncen, namentlich eine indische und eine ägyptische Figur, sowie ein römischer Phallus erregen besondere Aufmerksamkeit.

Hr. Virchow bemerkt in Bezug auf die letzteren Gegenstände, dass sie nach der beigegebenen Erklärung isolirt, ohne anderweitige Beigaben und nicht in Gräbern gefunden sind, ein bestimmtes Urtheil über die Zeit, in welcher sie an die Fundorte gelangt sind, also nicht abgegeben werden könne.

Hr. Wattenbach erinnert an einen ähnlichen Fund in Ungarn, bei dem es sich herausgestellt habe, dass die Gegenstände erst in neuerer Zeit verloren gegangen seien. —

(5) Unter Vermittelung des Hrn. Cand. Med. J. W. Spengel in Göttingen sind der Gesellschaft grosse Ainophotographien mit farbigen Bezeichnungen der Hautbemalung erworben, welche vorgelegt werden.

(6) Hr. **Bastian** spricht über die bei F. A. Brockhaus erschienen Publicationen des Hrn. Schliemann

über die Ausgrabungen in der Trojade.

Der Verfasser glaubte bekanntlich das alte Troja aufgedeckt zu haben, oder in einer früheren Schicht selbst ein Vor-Troja, und da auf einem so vielfach bewohnten und seiner geographischen Lage nach so wiederholt durchzogenen Boden, wie der der Ebene Trojas, für deren Topographie trotz einer langen Reihe gelehrtester Untersuchungen noch immer keine feste Grundlage gefunden ist, Zeugen aus den verschiedensten Perioden zu erwarten standen, so ist es, gegenüber den zur Ausschweifung neigenden Theorien, als eine Mässigung anzuerkennen, wenn die Zahl auf vier Nationalitäten beschränkt wird. Unter diesen vier (einer vor-trojanischen, der trojanischen, einer nach-trojanischen und, von 700 a. d. — 400 p. d. einer griechischen Colonie) fehlt ab er gerade diejenige, von denen die überwiegende Menge der Fundstücke herrühren könnten, nämlich eine celtische, und liegt bis jetzt dafür kein Grund vor, schon an die, auch in den Terramaren und andern Ausgrabungen Italiens allzu sehr in den Vordergrund gedrängten Celten eines prähistorischen Steinalters zu denken so lange sich noch die Möglichkeit bietet, das Meiste aus chronologisch fixirbareren und also fasslicheren Figuranten auf der geschichtlichen Schaubühne zu erklären.

Da die Mehrzahl der Tafeln aus dem nordischen Alterthum wohlbekannte Gegenstände und Formen enthalten, mögen die Ausgrabungen zum vorwiegenden Theil auf einer Ansiedelung der Galater gemacht sein, die unter Leonnorius und Lutarius nach ihrer Ueberfahrt auf macedonischen Schiffen für längere Zeit (40 Jahre hindurch) in dem damals unbefestigten Ilium, wie Hegesianax (bei Strabo) erzählt, verweilten, als sie während des Krieges mit Zyboetes, Bruder des bithynischen Königs Nicomedes, dorthin geführt waren.

In geringerer Tiefe, als diese celtisch-germanischen oder nordischen Funde, kamen dann griechische aus der späteren Römerzeit (unter den Regierungen Hadrians, Constantins u. s. w.) mit zugehörigen Münzen zu Tage.

Von den runden Terracotten, mit denen die ersten Tafeln in grosser Menge gefüllt sind, sagt der Verfasser: „Trotz alles Forschens und Grübelns ist es mir noch nicht gelungen, zur Einsicht zu kommen, zu welchem Zweck diese äusserst interessanten Gegenstände gebraucht worden sind“, sie werden aber, soweit sich aus den Abbildungen erkennen lässt, nichts Anderes sein, als die unter dem Namen von Wirtel- oder Spindelsteinen auch Thonknöpfe massenweise in jedem nordischen Museum vorhandenen Objecte. Sie sind allerdings ein überall wiederkehrendes Allgemeingut und das ethnologische Museum zu Berlin besitzt sie z. B., oft mit noch eingefügten Stäbchen, von amerikanischen und andern Naturvölkern, doch weist die Art der Ornamentirung sowohl, wie die der Strichelfiguren, auf das nordische Alterthum, wo sich genügende Seitenstücke hierfür finden, wie auch für die analogen Zeichen der Thongefässe.

Die unter den letztern als Minerva, die Schutzgöttin Ilium's, „mit einem Eulengesicht“, bezeichneten schliessen sich zunächst an die bekannten Gesichtsurnen an und zwar besonders an die nordische Form derselben (obwohl die auch im aeolischen Ilium fortdauernde Verehrung Athene, durch Alexanders Opfer nach der Landung am rhöteischen Vorgebirge bezeugt ist).

Auch in dem sog. „Schatz des Priamus“ stösst man auf verschiedene Stücke, zu denen sich die entsprechenden Pendant's in der nordischen Sammlung Berlins

finden. Im Uebrigen scheint die von dem Excavator beschriebene Lagerung derselben auf jene Verpackungsweise zu deuten, mit der die der Räuberei niemals abgeneigten Kriegerstämme des Nordens ihre Beute bequem transportirbar machten, wofür sich aus der Normannenzeit in den orientalischen Silberfunden manches erläuternde Beispiel erhalten hat

In den bis zu 15 und selbst 20 Meter hinabgehenden Ausgrabungen fanden sich unter den griechisch-römischen Gegenständen (Tafel 137—165) Befestigungsmauern, die in die griechische Zeit versetzt werden, und dann die vermeintlich trojanischen Reliquien, die, wenn als solche zu betrachten, den Archäologen viel Kopfzerbrechen verursachen würden. Sie schliessen sich den Werkzeugen und Waffen aus Stein, Knochen und Kupfer an, die in den Händen der Anthropologen oder in den Räumen nordischer Museen die geeignetste Behandlung finden werden.

Insofern wird der Gesammtwerth des Buches und das Verdienst der mit bedeutenden Kosten zur Förderung der Forschungen angestellten Ausgrabungen dadurch nicht geschmälert, dass die Verarbeitung des Materials auf eine andere Fachwissenschaft übertragen würde, als für die sie ursprünglich bestimmt sein sollte.

Dass mit Umsicht angestellte Nachforschungen auf diesem geschichtlichen Boden zu reichen Resultaten führen müssen, in Ilium vetus sowohl, das in Beziehung zur Trojanerstadt als Ilium novum galt, wie in dem zu Strabo's Zeit „heutigen" Ilium, dem späteren Ilium novum, unterliegt keinem Zweifel, aber trotz Hector's Pallast, trotz der warmen Bäder und Anderem, was in Le Chevalier's Büchern figurirt, scheint dem trojanischen Ilium, bis jetzt wenigstens noch, der Ausspruch des Demetrius und Scylax zu gelten, dass keine Spur davon erhalten sei. Dass bei Ausgrabungen auf derartigen Anhäufungen die Tiefe nie einen absoluten, sondern nur einen verhältnissmässigen Massstab abgeben kann, bedarf kaum der Erwähnung.

Herr Dr. Hirschfeld, als Gast anwesend, bemerkt, dass ein Theil der von Hrn. Schliemann veröffentlichten Abbildungen nach Photographien, ein anderer derselben jedoch nach Handzeichnungen angefertigt sei. —

Hr. Virchow macht nochmals auf die in dem Werke abgebildeten Gesichtsurnen aufmerksam. In Beziehung auf gewisse, den Nabel und die weiblichen Genitalien betreffende Darstellungen an denselben findet er eine Analogie mit peruanischen Gesichtsurnen in Tschudi und Rivero Antiguedades.

(7) Hr. Hirschfeld legt eine Sammlung von Thonschalen und Zeichnungen von Vasen vor, welche aus

altgriechischen Gräbern von Attika

stammen. Er erläutert ihre archäologische und chronologische Stellung und zeigt, wie in vielen derselben die Ornamentik nach Geweben ausgeführt ist.

(8) Herr Stud. med. **Gehrich** berichtet unter Vorlegung der Fundgegenstände

über den Schlossberg von Medewitz (Pommern.)

Im Norden und Nordosten von Medewitz (1 Meile nordwestlich von Greifenberg a. d. Rega) breitet sich, im unmittelbaren Anschluss an das beackerte Land, eine theils aus Wiese, theils aus Torfmoor bestehende, eine halbe Meile lange und circa 1/8 Meile breite Fläche aus, welche durch ein winzig kleines Flüsschen in einen kleineren westlichen und in einen grösseren östlichen Theil getrennt wird. Am Rande des westlichen, meist aus Wiese bestehenden Theiles, dort, wo Wiese und Pflugland in einander übergehen, erhebt sich ein 4—5 Morgen grosser Berg, vom Ackerlande durch einen 40 Fuss breiten Wiesenstreifen getrennt und von dem betreffenden

Flusse 1000 Schritte entfernt. Dieser Berg, dem umwohnenden Landvolke unter dem Namen „Schlossberg“ bekannt, ist erst seit 30 Jahren dem Pfluge unterworfen, war bis dahin mit Haselsträuchern und Ellern bewachsen und soll bis auf die jüngste Zeit ringsum von einer Steinmauer umkränzt gewesen sein. Die Steine waren einfach übereinander gethürmt und nur so gross und schwer, dass ein kräftiger Mann sie eben fassen und heben konnte. Ob die Mauer die Basis, die Mitte oder den oberen Rand des Berges einfasste, vermag ich leider nicht anzugeben, da ich erst nachträglich brieflich unterrichtet wurde, und in dem betreffenden Briefe genauere Angaben nicht gemacht waren. Auf die Kunde, dass auf dem Berge schon zu verschiedenen Malen Scherben gefunden seien, untersuchte ich im September vergangenen Jahres das Innere des Berges, soweit es irgend möglich war, und stiess beim Graben am südlichen Abhange in einer Tiefe von 4—6 Fuss auf eine schwarze, reich kohlenhaltige und circa 3 Zoll dicke Schicht, die, wie sich bald herausstellte, den ganzen Berg durchzieht. Theils in, theils oberhalb derselben lag eine grosse Masse von Urnenscherben (von Hausgeräth), die, den Verzierungen nach zu urtheilen, auf eine bedeutende Kunstfertigkeit hinwiesen und bereits der Eisenzeit anzugehören scheinen; daneben fand ich einen meisselförmigen, also künstlich gestalteten Feuerstein, eine eiserne Schnalle, geschmolzenes Eisen und ein Stück einer Spindel. Oberhalb und unterhalb jener Kohlenschicht lagen ferner Unmassen von Knochen der verschiedensten Art und Grösse, so z. B. Röhrenknochen, Stücke einer Scapula, gespaltene Kiefer, Pferde- und Schweinezähne, Rippen. In einer Tiefe von 10—12 Fuss folgte weisser Seesand, in welchem sich keine Spur weder von Scherben noch von Knochen fand.

Oestlich von diesem „Schlossberge“, auf der rechten Seite des Flusses und unmittelbar an demselben, liegt der sogenannte „Schlosswall“, ein regelrecht quadratförmiger Platz, der ringsherum von einem 4 Fuss hohen Wall umgeben wird. Derselbe liegt mitten im Torfmoore isolirt und ist augenscheinlich von Menschenhänden dort aufgeführt worden. Eine Untersuchung des Platzes ist noch nicht gemacht. Tausend Schritte von diesem Walle ist beim Torfstechen ein Hirschgeweih von seltener Grösse vor einigen Jahren zu Tage gefördert worden.

Ein broncener, spiralförmig gewundener Armring ist vor $1\frac{1}{2}$ Jahr von dem Besitzer von Medewitz in einem 2 Morgen grossen Berge beim Mergelfahren gefunden. Dieser liegt von den vorhin erwähnten Fundstätten 2000 Schritte entfernt und nicht auf dem Moore, sondern erhebt sich auf dem Ackerlande, völlig isolirt von anderen Erhebungen. Ein Bild von dem Durchschnitt des Berges gewährt den Eindruck, wie wenn derselbe einstmals durch eine Sturmfluth auf die Ebene hingesetzt wäre; dafür wenigstens scheint mir die Schichtung desselben zu sprechen; denn von der Basis bis zum Gipfel folgen auf einander: Lehm, Thon, Sand, Kies (wellenförmig), Seesand, wieder Kies und Sand. Mit Ausnahme der Spange ist nichts im Berge aufgefunden. Nähere Nachforschungen sind aber noch nicht angestellt. —

Herr Virchow bemerkt, dass das Thongeräth aus dem Schlossberge von Medewitz einerseits mit den Funden der westlich von da gelegenen pommerischen Orte (Garz, Cammin, Wollin), andererseits mit den südöstlich ziemlich nahen Pfahlbauten von Daber übereinstimmen, also demselben Volke angehören müssen. Sonderbarerweise findet sich übrigens auf der Tafel 26 des Hrn. Schliemann ein Urnen-Ornament (Wellenlinie), welches dem nordischen Burgwalltypus sehr nahe kommt.

(9) Herr **Hartmann** setzt eine Anzahl sehr schöner, durch Hrn. Dr. von Ihering zu Leipzig zur Ansicht eingesandter Photographien aus Konstantinopel und Grossrussland in Umlauf.

(10) **Derselbe erläutert eine von ihm veranstaltete Ausstellung der von dem Maler Robert Kretschmer hinterlassenen vorzüglichen Aquarellbilder abyssinischer Eingeborener.** Dieselben stellen hauptsächlich Einwohner des Hochlandes von Mensa in ihrer charakteristischen landschaftlichen Umgebung und täglichen Beschäftigung dar und stehen, wie der gesammte künstlerische Nachlass Kretschmers, zum Verkauf aus. Vortragender sprach auch von diesem Orte von Neuem die Hoffnung aus, dass die reichhaltige und werthvolle Sammlung einem vaterländischen Institut erhalten bleiben möge.

(11) Herr **Virchow** spricht, unter Vorlegung verschiedener Karten,
über die Dreigräben in Niederschlesien.

Bei Gelegenheit seines Vortrages über die schlesische Preseka hat Hr. Meitzen (Sitzung vom 11. Januar 1873) auch der sogenannten Dreigräben gedacht, welche er als eine Fortsetzung und gewissermassen als einen Theil jener von ihm und Hrn. G. Freytag angenommenen Umhegung des ganzen schlesischen Gebietes ansieht. Er lässt dieselben von den Sümpfen von Modlau ausgehen, sodann von Rückenwalde über Armadebrunn, Ober-Leschen, am Zirkauer Hahnberge nach Puschkau am Queiss und von hier nördlich über Eilau, Kunzendorf, Leopoldsdorf bis gegen Beuthen an der Oder ziehen.

Hr. Freytag fasst das Verhältniss etwas anders auf (Im neuen Reich. 1871. No. 27). Er nimmt an der Grenze Schlesiens und der Lausitz 3 Walllinien an, welche rechtwinklig gegen einander stehen und von denen der letzte der höchste, also gegen Schlesien gerichtet sei.

Verhältnissmässig unbefangen ist die Darstellung, welche Drescher in seiner bekannten Uebersicht der schlesischen Fundstätten (Vierter Bericht des Vereins für das Museum schlesischer Alterthümer. Breslau 1866. S. 8) von den Dreigräben gibt. Er lässt sie von Langen-Hermsdorf bei Freistadt dem untern Laufe des Bober parallel in südöstlicher Richtung bis Ober-Eilau bei Sprottau am Bober, ferner südlich davon von Puschkau am Queiss (südlich von Sagan) in westöstlicher Richtung bis Zirkau am linken Boberufer, endlich dieser Stelle gegenüber am rechten Bober-Ufer in derselben Richtung fort bis Neu-Vorwerk, südlich von Primkenau, verlaufen. Dem entspricht auch die Angabe auf seiner Fundkarte (Achter Bericht. 1867), welche der Wahrheit sehr nahe kommt. Er weiss nicht viel aus der Anlage zu machen. Er nennt sie eine Befestigungsanlage, bestehend aus einer dreifachen Reihe von Wallgräben und einem doppelten von Erdwällen mit Brustwehren. Ihren heidnischen Ursprung schliesst er daraus, dass verschiedene, zum Theil gegenwärtig im Besitze des Herrn Göppert befindliche Bronce- und Eisengegenstände auf ihnen ausgegraben seien, und dass man sie mit Zuständen des Landes seit Einführung des Christenthums nicht im Geringsten in Einklang bringen könne. Augenscheinlich bildeten sie die im Uebrigen verwischte Grenze eines ehemaligen Gaus.

Etwas romanhaft, jedenfalls nicht aus eigener Anschauung schildert Hr. Schuster in seinem sonst so verdienstvollen Buche (Die alten Heidenschanzen Deutschlands. S. 99) die Dreigraben, indem er sie wesentlich auf das rechte Bober-Ufer versetzt, den südlichen Theil aber unter dem Namen eines Langwalles davon abtrennt. Seine Karte ist in hohem Maasse ungenau. Nach ihm wäre es eine altgermanische bedeutende Verschanzung.

Das war ungefähr das, was ich bis Ostern vorigen Jahres von den Dreigraben wusste. Da mich anderweitige Interessen damals nach Glogau führten, so benutzte ich die Gelegenheit, um wenigstens einige Hauptstellen persönlich kennen zu lernen. Am 12. April 1873 fuhr ich mit meinem Schwager Bellier de Launay zunächst

nach Sprottau und dem südlich von da gelegenen Mückendorf, um mit dem Besitzer dieses Gutes, Hrn. Hauptmann Rennhof die weitere Bereisung vorzunehmen. Wir richteten unsere Fahrt zunächst nach Eilau, genauer Eulau, welches nach den früheren Beschreibungen als der Knotenpunkt der ganzen Anlage erschien, nicht blos topographisch, sondern auch historisch. Denn es ist ziemlich allgemein angenommen, dass hier das von Thietmar erwähnte Schloss Ilva zu suchen sei, in welchem Boleslaus Chrobri im Jahre 1000 den Kaiser Otto III. auf seiner Wallfahrt nach Gnesen an der Grenze seines Reiches empfangen und aufgenommen hat (Drescher im Siebenten schlesischen Berichte S. 75).

Auf dem Wege dahin liessen wir die Schwedenschanze (Junkerberg) bei Klein-Polkwitz, zwischen dem Nonnen- oder Hünenbusch und der Kroatenlache, rechts liegen. Wir gelangten dann zuerst nach Klein-Eulau auf dem linken Ufer des Bober, welchem auf dem hohen und ziemlich steilen rechten Ufer Gross-Eulau gerade gegenüber liegt. Ersteres müsste dem Castrum Ilva entsprechen. Denn es zeigt sich hier in einer umfangreichen Vertiefung des auf diesem Ufer niedrigen und weiten Bober-Thales eine runde Insel von etwa 2 Morgen Grösse, von einem 20 Schritt breiten Wassergraben umgeben, welcher jedoch schon zum Theil mit Erde ausgefüllt ist. Auf der Insel, welche einige Wirthschaftsgebäude enthält, soll beim Umgraben eine Mauer gefunden worden sein. Wir konnten jedoch nichts entdecken, als an einem höheren Terrain-Abstiche einige Thierknochen und mittelalterliche Scherben. Von „modernisirten und vielfach umgestalteten Ueberbleibseln der herzoglichen Burg", von denen Drescher spricht, war nirgends etwas wahrzunehmen. Immerhin mag diese Insel den „Schlossberg" vorstellen. Jenseits des Grabens, auf der Seite nach dem Bober zu (Norden), liegt der „Kaninchenberg", eine natürliche Sandhöhe ohne alle Einschlüsse, und von da bis zum Bober-Ufer erstreckt sich ein schwach hügeliges, mit hohen Bäumen bestandenes Terrain. In der Umgebung von Klein-Eulau ist keine Spur der Dreigraben zu bemerken.

Anders auf dem rechten Ufer, wo am Rande eines hügeligen Plateaus das mit prächtiger Aussicht über die Bober-Niederung ausgestattete Gross-Eulau liegt. Der Höhenzug, welcher von hier aus eine kurze Strecke den Bober abwärts (gegen Westen) begleitet, heisst der Drämel. Hier sahen wir zum ersten Male den freilich schon stark beschädigten Dreigraben. Diese Stelle liegt etwa 1/8 Meile unterhalb von Gr.-Eulau, wo der Bober plötzlich eine kurze Wendung nach Süden macht. Der Drämel fällt hier etwa 60 Fuss ziemlich steil gegen den Fluss ab und die Höhe ist mit einem dünnen Kieferngehölz bestanden, das wahrscheinlich bald verschwinden wird. Der Dreigraben durchzieht dieses Gehölz in einer Länge von 50 Schritt in einer von Norden nach Süden gerade gegen den Flusslauf ziehenden Richtung. Er besteht hier in der That aus 2 Parallelwällen und 3 Gräben in folgender Reihenfolge von West nach Ost:

1) ein äusserer Graben, 3—4 Schritt breit und sehr seicht.
2) ein Wall, etwa 10 Schritt an der Basis breit und 5 Fuss hoch.
3) ein innerer Graben von 3 Schritt Breite.
4) ein Wall von 5 Schritte Basalbreite und 3—4 Fuss Höhe.
5) ein äusserer Graben von 5 Schritt Breite.

Darnach scheint es, dass die stärkere Aufwallung gegen Westen, also gegen Sagan gerichtet war.

Von der Höhe erstrecken sich die Dreigraben, jedoch schon sehr verwischt, den Abhang herunter bis zu einer tiefen, sumpfigen Wiesenfläche am Bober. Weiterhin konnten wir nichts wahrnehmen. Unser Führer, ein älterer Mann aus Gr.-Eulau, meinte freilich, es sei früher noch einmal auf dem linken Bober-Ufer am Berg gegen Malmitz eine Fortsetzung zu bemerken gewesen, welche von einer Stelle,

wo der Berg sehr flach abfalle, bis zu einem Sumpfe gereicht habe, indess war er selbst über die Bedeutung dieses Zuges nicht ganz sicher. Dagegen gab er bestimmt an, dass nordwärts (gegen Johnsdorf) auf der Höhe die Dreigraben sich früher noch eine längere Strecke fortgesetzt hätten, und er zeigte uns auf dem jetzt beackerten Felde einen Lehmstrich, welcher der letzte Ueberrest des abgetragenen Walles sein sollte. Mit dieser Angabe stimmte auch eine Handkarte, welche ich kurz vorher von Hrn. Krückeberg in Sprottau erhalten hatte und welche derselbe im Jahre 1840 aufgenommen hatte. Dieselbe zeichnet den Dreigraben bis an die Landstrasse, welche von Sprottau nach Kunzendorf und von da nach Sagan führt.

Wir begaben uns von Eulau südwärts in den Sprottauer Stadtwald, welcher in meilenweiter Ausdehnung das Gebiet zwischen dem unteren Queiss und dem ihm hier fast parallelen Bober einnimmt. Hr. Förster Walter führte uns in das Kipper Revier, Mückendorfer Schutzdistrikt. Mitten in dem meist aus Kiefern, zum Theil aus Tannen bestehenden hochstämmigen Wald stiessen wir auf einen sehr schön erhaltenen Theil der Dreigraben. Dieselben bestehen hier aus 3 grossen Parallelwällen und 4 Gräben, haben also sicherlich nicht hier den Namen der „Dreigraben" erhalten. Der mittlere Wall ist durchschnittlich der stärkere, der nördliche stellenweis der höchste, der südliche überall der flachere und zum Theil auch schwächere. Die grösste Höhe derselben beträgt etwa 4½ Fuss. Die Gräben sind meist schmal, in der Tiefe wenig über 1½ Fuss breit, stellenweis nass und mit Moos gefüllt. Die genaueren Maasse an einer Stelle waren folgende:

1) ein sehr flacher Graben.
2) ein Wall von 3,5 Meter Basalbreite.
3) ein Graben von 1,3 Meter Breite.
4) ein Wall von 4 Meter Basalbreite.
5) ein Graben von 2,25 Meter Breite.
6) ein Wall von 3,5 Meter Basalbreite.
7) ein Graben von 1,6 Meter Breite.

Irgend eine Andeutung älterer Bepflanzung mit Strauch war nicht zu sehen, wie denn Unterholz überhaupt kaum vorhanden ist. Wir verfolgten den Zug westwärts bis zu einem Sumpfe, wo er endigte. Nach Aussage des Försters soll er sich aber weiter in den Saganer Forst (und gegen die Görlitzer Gegend?) erstrecken. Ausser einem mit Holz ausgesetzten, scheinbar modernen Brunnen in der Nähe konnten wir nichts Besonderes bemerken; auch finden sich nach Aussage des Försters nirgends in seinem Verlaufe zwischen Bober und Queiss sonstige grössere Anlagen, Burgwälle oder dergl. Die Karte des Hrn. Krückeberg zeichnet den Grabenzug in einer geraden Linie von Zürkau am linken Ufer des Bober bis in die Nähe von Puschkau am rechten Ufer des Queiss.

Das war das Ergebniss meiner persönlichen Ermittelungen. Es ging daraus hervor, dass unzweifelhaft Eulau nicht als ein Knotenpunkt der südlich und nördlich vom Bober befindlichen Grabenzüge zu betrachten ist, dass vielmehr der südliche Zug mit dem nördlichen nirgends zusammentrifft, obwohl beide fast rechtwinklig gegen einander stehen. Auch liegt es auf der Hand, dass an eine eigentliche Vertheidigung solcher Linien nicht füglich gedacht werden konnte. Nennt man sie Vertheidigungslinien, so kann diess nur so verstanden werden, dass sie schwierige Hindernisse für den Angriff und den Rückzug der Feinde darboten. Ihre verhältnissmässige Nähe an Sprottau und ihre grosse Entfernung von der nächsten grössern Stadt, Bunzlau, legt es ferner nahe, sie als ein Vertheidigungswerk für dasjenige Gebiet zu denken, in welchem Sprottau lag; damit stimmt denn auch die Lage des nördlichen Zheges jenseits Gr. Eulau. Lag das alte Castrum Ilva an der Stelle des jetzigen

Kl. Eulau, so kann man sich die Dreigraben allerdings als umfangreiche Aussenwerke seines Vertheidigungsbezirks vorstellen.

Es lagen aber schon damals zahlreiche Angaben vor über weitere Abschnitte der Dreigraben, sowohl östlich vom Bober, als nördlich. Bald nachher übersandte mir Hr. Gymnasiallehrer Dr. Schulte in Sagan einen Aufsatz über die Dreigräben aus den Schlesischen Provincialblättern (1872. Bd. XI. S. 568). Er erinnert darin zunächst an eine Beschreibung von Worbs (Schles. Prov. Blätter 1802. S. 3), welcher erwähnt, dass der fast 3 Meilen lange Zug sich auf der Schubarth'schen Specialkarte des Glogauischen und Saganischen Fürstenthums verzeichnet finde, und dass nach einer Localsage die Dreigraben von Züllichau über Krossen, Naumburg, Sagan, Sprottau, Leschen, Primkenau nach Liegnitz und sogar nach Breslau gegangen seien. Weitere Mittheilungen habe Keller (Ebendas. 1825. S. 15) gemacht. Derselbe setze die nördliche Grenze an die Strasse von Sprottau nach Kunzendorf; östlich dagegen beschreibe er besonders genau den Zug bei Primkenau, der sich aus zwei, durch den Kuhsee getrennten und fast rechtwinklig gegeneinander gerichteten Schenkeln zusammensetzt. Der südliche Schenkel verschwinde in sumpfigem Boden bei Rückenwalde. Hr. Schulte selbst verfolgte die nördliche Abtheilung und fand sie wieder zwischen Peterswaldau und Reinsheim in der Nähe von Naumburg a. Bober. Von da sollen sie sich nach Aussage der Leute nördlich bis nach Niebusch verfolgen lassen, wobei erwähnt wird, dass nach Aussage eines alten Bauern jenseits der Dreigräben Polenland liege. Später fand er sie auch südlich von Peterswaldau bei Merzdorf und Wachsdorf, und ortskundige Leute versicherten, sie gingen noch südlich von Merzdorf in der Richtung gegen Hertwigswalde und Rückersdorf weiter. Hier gälten sie als Grenze des Herzogthums. Hr. Schulte schätzt die Gesammtlänge der Dreigraben auf etwa 10 Meilen.

Auf mein Ersuchen unterzog sich sodann Hr. Justizrath Schmidt zu Erdmannshof bei Naumburg a. B. einer weiteren Localnachforschung, wobei ich ihn besonders auf einen inzwischen in dem Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens gehaltenen Vortrag des Hrn. Grünhagen aufmerksam machte, in welchem eine Ausdehnung der Dreigräben bis Landsberg an der Warthe angenommen war. Hr. Schmidt unternahm seine Reise gemeinschaftlich mit Hrn. Schulte. Ueber eine Fortsetzung bis Landsberg konnten sie nichts erfahren; ebensowenig vermochten sie die von Hrn. Meitzen angenommene Linie Kunzendorf-Leopoldsdorf-Beuthen zu ermitteln, ja sie fanden Leopoldsdorf überhaupt nicht auf ihren Karten. Hr. Schulte hat die Güte gehabt, die Ergebnisse in folgendem Berichte vom 5. Sept. 1873 zusammenzustellen:

„Die „Dreigräben"-Linie beginnt nach unseren Informationen in der Krossener Gegend und zieht sich mit mehrfachen Unterbrechungen bis in die Nähe von Liegnitz.

„Nach Norden hin haben wir bis jetzt allerdings diese Wallinien nur bis Niebusch verfolgen können. Allein schon früher hatte ich vom Scholzen in Merzdorf erfahren, dass die Dreigräben früher über Niebusch hinaus bis nach Krossen hin zu verfolgen gewesen seien und jetzt erfuhren wir in Kottwitz, dass zwar über den Niebuscher Park hinaus keine Fortsetzung zu finden, dass man sie aber in früherer Zeit in Liebthal gesehen habe. Im Niebuscher Territorium und auf der Grenze zwischen Kottwitz und Langhermsdorf sind wir längs der Grabenlinie gefahren. Sie haben hier nur eine mässige Breite — nach dem Augenmaass c. 25 Fuss; die Tiefe der Gräben und die Höhe der Dämme ist sehr wechselnd, aber im Ganzen unbedeutend. Sie bilden hier nicht nur die Gemeindegrenzen, sondern auch die Grenzen des Saganer Kreises resp. Fürstenthums und zwar gilt der mittlere Graben als Grenzlinie.

„Von Kottwitz-Langhermsdorf ziehen sie südlich nach Peterswaldau. Hier hatte

ich sie früher, nicht allzuweit östlich von Peterswaldau an der nach Reinsheim führenden Strasse gesehen, nach beiden Seiten hin verfolgt und gemessen.

„Die Gräben haben nur eine mässige Tiefe. Durchgehends betrug dieselbe bis zu 1 Meter. Die Breite des ganzen Werkes, vom Aussenrande des einen Grabens bis zum Aussenrande des dritten Grabens gemessen, wechselt zwischen 15— 17 Meter. Diese Maasse können im Allgemeinen für den ganzen nördlichen Strich der Dreigräben gelten. Uebrigens wusste man hier in Peterswaldau über den Zweck der Gräben nichts anderes anzugeben, als dass sie die Orts-Kreisgrenzen bildeten. Bemerkenswerth schien mir noch die Aussage eines alten Bauern von Peterswaldau, dass jenseits der Dreigräben (also nach Osten hin) „Polenland" liege.

„Später fand ich ein c. 150 Meter langes Stück der Dreigräben auf Wachsdorfer Territorium, östlich von dem Dominialhofe und konnte dann von Merzdorf aus dieselben nach Norden hin, nur hie und da durch Ackerland unterbrochen, bis in die Nähe von Peterswaldau verfolgen. Hier bilden sie die Grenze gegen Weichau.

„Ob sie südlich von Wachsdorf wieder der alten Grenze folgen, babe ich nicht feststellen können; im Allgemeinen sollen sie nach Aussage ortskundiger Leute sich über Hertwigswalde nach Rückersdorf hinziehen, so dass es allerdings wahrscheinlich ist, dass sie auch hier die Grenzen bilden.

„Zwischen Kunzendorf und Johnsdorf nicht weit von Kostnitz hat sie Worbs (Schl. Prov. Bl. 1802) gesehen; ebenso fand er Reste am rechten Boberufer bei Eilau. Beides wird mir durch eine Mittheilung eines Mallmitzer Forstbeamten bestätigt.

„Die Fortsetzung des Dreigrabenzuges ist hier unsicher. Nach dem mir vorliegenden Croquis des Mallmitzer Försters (übereinstimmend mit der Andeutung einer Leuckhard'schen Karte des Sprottauer Kreises) beginnen die Dreigräben wieder aus der Richtung von Libenau — Schadendorf und wenden sich auf Boberwitz-Zirkau. Die Linie Eilau — Schadendorf — Zirkau wäre allerdings eine Fortsetzung der Linie Rückersdorf — Johnsdorf — Kuntzendorf — Eilau und würde auch über den Bober hinaus sich unmittelbar an die weitere Dreigräbenlinie Nieder-Leschen — Petersdorf anschliessen. Allein auf den Schubarth'schen Karten von 1735 und auf einer alten Generalstabskarte sind in Uebereinstimmung mit den Berichten von Worbs und Keller (Prov. Bl. 1825) „Dreigräben vestigia" zwischen Puschkau und Zirkau, also zwischen Queis und Bober verzeichnet. Auf der andern Seite sind die Angaben des Malmitzer Försters durchaus zuverlässig und mit mündlichen Erkundigungen übereinstimmend. Auch scheint diese Linie von Zirkau nach Puschkau keine Fortsetzung nach Westen über den Queis hinaus zu finden. Freilich wollte mir bei einer Vergnügungsfahrt zum Waldhause nach flüchtigem Ausblicke eine Stelle fast wie eine Spur von Dreigräben erscheinen. Aber nähere Erkundigungen auf der herzoglichen Kammer haben kein weiteres Resultat ergeben.

„Jenseits des Bobers beginnen nun die Dreigräben wieder zwischen Nieder-Leschen und den Ochsenhäusern und haben eine östliche Richtung. Nach Mittheilung des herzoglich Schleswig-Augustenburger Revierförsters Schaifler ziehen sich, wie oben angegeben, „die Dreigräben von Petersdorf auf Primkenauer Revier in östlicher Richtung, nachdem sie den sogenannten „Rosengarten" im Petersdorfer Revier passirten, biegen dann nach Süden um, durchziehen das Neuvorwerker Forstrevier und verlieren sich nach Austritt aus demselben ganz, wenigstens sollen die Spuren nur noch schwer erkennbar sein."

„„Auch im Primkenauer Revier sind sie sehr flach, so dass man diese Stellen passirt, ohne eine Ahnung von den Dreigräben zu haben; weiterhin vertiefen sie sich wieder und haben im Revier Neuvorwerk eine Wassertiefe von 10 Fuss und darüber,

Man hält diese Dreigräben hierorts für Ueberreste von Vertheidigungsgräben, deren Ursprung bis auf heidnische Vorzeit zurück zu datiren sei.“ —

„Wir fanden die Dreigräben zu beiden Seiten des Weges von Petersdorf (bei Primkenau) nach Neuvorwerk, also in dem oben angegebenen Revier Neuvorwerk. Es war nach meiner Meinung unweit derselben Stelle, wo sie in den zwanziger Jahren Superintendent Keller gesehen und untersucht hat. Sie laufen an dieser Stelle in der Richtung von NW. nach SO. und führen nach Aussage eines ortskundigen Mannes in einem Bogen nach Nieder-Leschen und Baierhaus hin und andererseits nach SO. resp. später nach S. bis in die Bunzlauer Gegend.

„Die Gesammtbreite des Werkes von dem einen äussersten Grabenrande bis zum andern gemessen beträgt circa 39 M. Die Werke bestehen aus drei Gräben und zwei (resp.) drei Wällen. Der nach Osten liegende Graben ist der breiteste und tiefste. Die Wassertiefe beträgt durchschnittlich Mannshöhe, an anderen Stellen 8—10 Fuss. Die Erde dieses Grabens ist nach Westen aufgworfen und bildet so den ersten Wall, der nach dem äusseren (östlichen) Graben steil abfällt, nach der anderen Seite sich dagegen wieder zu einer Horizontalen senkt. Auch die Erde des zweiten Grabens ist nach Westen aufgworfen und bildet den zweiten etwas niedrigeren Wall von übrigens gleicher Beschaffenheit. Der dritte, am wenigsten tiefe Graben ist wiederum nach Westen hin aufgeworfen, so dass auch hier eine wallartige Erhöhung des Bodens entsteht, welche jedoch den zwei mittleren Wällen an Grösse bei Weitem nachsteht. Die zwei eigentlichen Walllinien bestehen aus einer nach Westen liegenden Horizontalen, welche sich nicht sehr über die Umgegend erhebt und einer nach Osten liegenden Aufschüttung von circa 4—5 Fuss Höhe, in welcher wohl die Brustwehren Keller's wieder zu suchen sind. Auf den Wällen und in den Gräben steht hochstämmiges Nadelholz.

„Nach den Aussagen ortskundiger Leute in Petersdorf sind die Dreigräben in der Richtung auf Bunzlau zu durch noch bedeutendere Tiefe der Gräben und Höhe der Wälle ausgezeichnet. Die Dreigräben machten auf mich an der oben bezeichneten Stelle einen grossartigen Eindruck, während sie an den vielen anderen Stellen, wo ich sie gesehen habe, nur unbedeutend und zur Vertheidigung wenig geeignet erscheinen. Während sie endlich dort die Grenzen der Dominien nach Osten hin (mit Ausnahme des Restes auf Wachsdorfer Territorium [?]) bilden, ja im Allgemeinen mir mit der alten Grenze des Saganer Fürstenthums zusammen zu fallen scheinen, bilden sie in der Primkenauer Haide keine Grenzlinie mehr.

„Aeltere Leute in Primkenau, wie der oben genannte Revierförster Schaifler, wollen sich besinnen, diese Dreigräben in früherer Zeit auch noch im Bunzlauer Gebiet bis in die Gegend von Liegnitz gesehen zu haben. Bestätigt wird diese mir brieflich gewordene Angabe durch eine Mittheilung des Bürgermeisters von Bunzlau Herrn Stahn, dass sich die Dreigräben bis Liegnitz hinziehen sollen und deutliche Spuren sich auf der Feldmark Hermsdorf bei Hainau und im Königlichen Forstrevier vorfinden sollen. Nach desselben Herrn Mittheilung hören die Spuren der Dreigräben im städtisch Bunzlauer Forstrevier auf, während sie im Primkenauer Forstrevier, welches mit dem städtischen Forstrevier Hinterhaide grenzt, noch deutlich erkennbar seien.“

Der einzige Punkt, in welchem hier ein Widerspruch gegen meine eigenen Ermittelungen hervortritt, betrifft die Annahme einer Linie Eulau-Schadendorf-Zirkau. Hr. Schmidt hat die Güte gehabt, diesen Punkt noch einmal zu recherchiren und es hat sich herausgestellt, dass die Angabe auf einem Irrthum beruhte. Es giebt nur eine Linie Zirkau-Puschkau.

Für die Lage der Dreigräben im Primkenauer Forst ist mir endlich durch Vermittelung des Hrn. Kreisgerichtsrath Qual in Sprottau eine Karte des Hrn. Ober-

förster Behrens in Primkenau zugegangen, welche darthut, dass Armadebrunn ein gutes Stück westlich von dem Dreigraben liegt, dagegen Neu-Vorwerk fast unmittelbar davon berührt wird. Hr. Behrens fügt folgenden Auszug aus G. Fritz (Denkwürdigkeiten, Erzählungen und Sagen von Gr-Glogau und den umliegenden Ortschaften) hinzu, welcher die Dreigräben-Linie in dieser Gegend zeichnet:

„In südlicher Richtung von dem Dorfe Petersdorf aus, am Saume des Waldes, wo kleine Sandhügel und tiefer Moorgrund abwechseln, erblickt das Auge des Beschauers die aus dem Primkenauer Walde hervorspringenden, zwar etwas unregelmässigen Dreigräben. Wir verfolgen von dieser Stelle nach Süden den Lauf dieser regelmässigen Gräben und kommen nach Verlauf von 2 Stunden zu den deutlichsten Spuren einer regelmässigen Schanze. Hier erheben sich die aufgeworfenen Gräben in einer Höhe bis beinahe 10 Fuss. Der ganze Lauf dieser Gräben geht parallel und von hier aus durch den Primkenauer Wald, wo dann dieselben von der Kotzenauer, Burzlauer und Modlauer Waldgrenze (genannt die drei Grenzen) aufgenommen werden.[1]) Hier an diesen Grenzen sind die Vertiefungen nicht bedeutend und werden sich auch wahrscheinlich hier an den den herrschaftlichen Forsten Primkenaus benachbarten Forsten verlieren Der Lauf dieser Gräben durch den Primkenauer Forst wird eine gute deutsche Meile betragen und ist von Petersdorf aus in ganz südlicher Richtung mit unbedeutenden Biegungen beinahe gerade zu nennen. Die aufgeworfene Erde dieser Gräben ist nach westlicher Richtung zugeführt, und die Entfernung von einem Graben zum andern ist so gross, dass zwei Fuhrwerke einander bequem ausweichen können. Auf diesen aufgeworfenen Erhöhungen und an der Sohle der grössten Vertiefungen haben 200jährige Eichen und Kiefern ihre Wurzeln fest eingeschlagen. Diese ausgedehnten Verschanzungen sollen von der schwedischen Armee gebaut sein. Leider hat sich diese Aussage nur von Mund zu Mund fortgepflanzt und liegen ganz sichere Berichte nicht vor. In der Nähe dieser Verschanzungen liegt das Oertchen Neuvorwerk, beinahe mit im Primkenauer Walde, und die Felder einiger Bewohner stossen an die benannten Dreigräben an, in der Nähe, wo dieselben, etwas unterhalb, am tiefsten sind. In dieser Gegend machte vor ungefähr 50 Jahren ein jetzt noch lebender Betagter mit seinem Vater ein Stück dieser Gräben zu Ackerland, wobei sie stark verrostete Hufeisen mit Sporen fanden.“

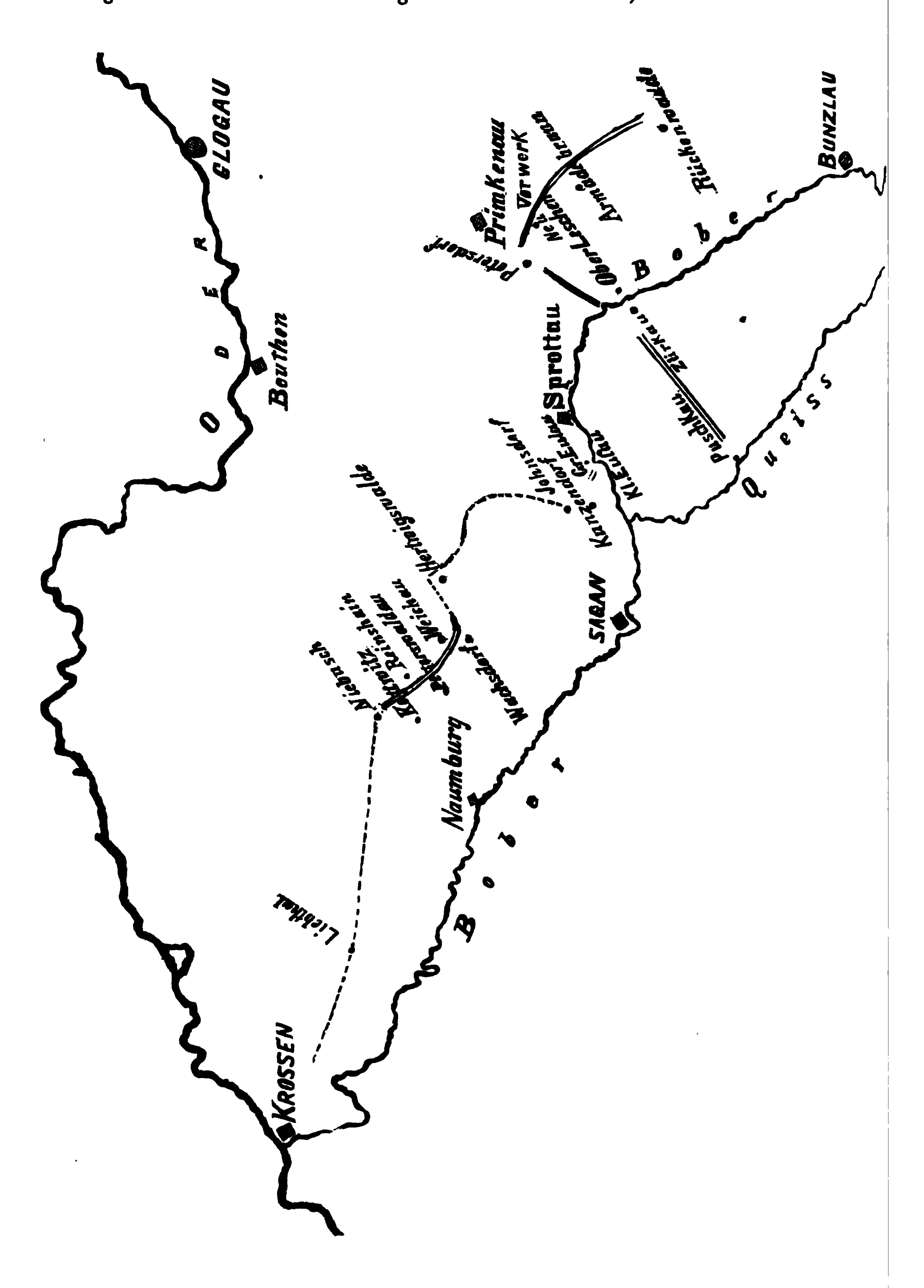
In Beziehung auf letztere Angabe bemerkt Hr. Behrens, dass diese Stelle da liege, wo die Strasse von Primkenau nach Bunzlau auf die Dreigräben stosse. Auch die Förster Forkert in Saugarten und Pinkwart hätten in ihren Revieren alterthümliche Sporen gefunden. Uebrigens gehe die Sage, die Dreigräben hätten sich von Schweidnitz nach Frankfurt an der Oder erstreckt.

Nimmt man das Thatsächliche aus allen diesen Ermittelungen, so ergiebt sich wohl unzweifelhaft, dass irgend eine Beziehung der Dreigräben zu der Stadt Beuthen, wie sie die Herren Freytag und Meitzen voraussetzten, abgewiesen werden muss. Ebenso müssen vorläufig alle Verlängerungen der Linie bis Landsberg a. d. Warthe, Frankfurt a. d. Oder, Züllichau, Schweidnitz oder gar Breslau als rein sagenhaft bezeichnet werden. Als äusserster, übrigens auch nur möglicher Endpunkt der nördlichen Linie, welche bei Gr. Eulau beginnt, muss vorläufig Crossen an der Mündung des Bober in die Oder bezeichnet werden. Die südliche Linie beginnt bei Puschkau am Queiss, schneidet quer durch bis zum Bober, überschreitet denselben und geht mit einer fast rechtwinkligen Biegung durch das Primkenauer Waldgebiet bis in die Gegend von Rückenwalde, vielleicht bis in die Gegend von Liegnitz. In

[1]) Die Kotzenauer Waldgrenze ist gegen eine Meile noch von den drei Grenzen entfernt.
Behrens.

ihrem letzten Abschnitte scheint diese Linie in höherem Maasse den Charakter einer wirklichen Vertheidigungslinie darzubieten.

Dass eine solche Linie zugleich eine Grenzlinie gewesen sei, wird durch die Angaben über den nördlichen Zug höchst wahrscheinlich, wie es denn auch durch-



aus natürlich erscheint, dass so grosse Arbeit nur zum Schutze eines ganzen Gebietes unternommen sein kann. Aber was sollte vertheidigt werden? und um welche Grenze handelt es sich? War es, wie Hr. Meitzen will, eine schlesische Vertheidigungslinie? Ich bekenne, dass mir das unwahrscheinlich vorkommt. Am wenigsten passt die Linie auf eine alte germanische Bevölkerung, wie sie Hr. Freytag voraussetzt. Man braucht nur die Karte zur Hand zu nehmen, um zu sehen, dass die Dreigraben weder die östliche, noch die westliche Grenze der Vandalen gewesen sein können. Wohnten die Vandalen so weit nördlich herauf, so mussten sie entweder die Oder zu ihrer Grenze wählen oder westlich bis zum Bober hinüber greifen.

Ganz anders verhält es sich mit der späteren Zeit, als hier überall slavische Stämme sassen. Nichts erscheint natürlicher, als die Annahme, dass hier die Westgrenze der Polen war, welche wahrscheinlich allmählich über die Oder herübergriffen und lausitzisches Gebiet annektirten. Ich will nicht davon sprechen, dass ein alter Bauer diese Tradition noch jetzt bewahrte, aber ich muss daran erinnern, dass auch Hr. Grünhagen Eulau an die Grenze von Polen uud Wenden setzt, dass noch jetzt der nördliche Zug die Grenze von Orten und Kreisen, früher von Fürstenthümern, bildet, endlich dass die ganze Anordnung gegen Westen gerichtet erscheint. Dass das Herzogthum Glogau später ein schlesisches Herzogthum wurde, ändert nichts an der Thatsache, dass es ursprünglich ein polnisches war und dass die Feste Glogau und der Uebergang über die dortige Brücke dem polnischen Vertheidigungs- und Angriffssystem angehörten. Ich bin daher geneigt, die Anlage der Dreigraben den Polen zuzuschreiben, dieselbe also in eine weit weniger zurückgelegene Zeit zu versetzen, als Hr. Freytag in freilich sehr anziehender Weise zu thun versucht hat.

Die Frage über die Beziehungen der Dreigraben zu der Preseka ist dadurch freilich nicht entschieden. Die polnischen Alterthumsforscher sind überhaupt wenig geneigt, die Bedeutung dieses Wortes in der von Hrn. Meitzen angegebenen Weise zuzugestehen. Ich vermag dies nicht zu beurtheilen. Aber es scheint mir, dass die geschichtliche Entwickelung Schlesiens wenig für die Ansicht spricht, dass die Dreigraben jemals ein schlesischer „Grenzhau" und damit ein Theil der Preseka gewesen seien.

Eine genauere chronologische Bezeichnung vermag ich vor der Hand nicht zu geben. Wahrscheinlich stehen den Dreigraben zeitlich die Ansiedelungen, welche ich auf der Oder-Insel bei Glogau und an einigen benachbarten Punkten nachgewiesen habe (Sitzung vom 24. Juni 1871), am nächsten, und ich kann hinzufügen, dass es mir bei meinem Besuche im vorigen Jahre gelungen ist, auch bei dem grossen Burgwall von Klein-Obisch Thongeräth mit den charakteristischen Ornamenten des „Burgwalltypus" zu finden. Indess fehlen solche Funde noch aus der nächsten Nähe der Dreigraben. Hr. Superintendent Winter in Sprottau übergab mir eine Lanzenspitze aus Eisen, die aus einer mit Steinen umgebenen Urne in einem äusserlich nicht erkennbaren Grabe am Wege nach Klein-Polkwitz herstammte, und erzählte mir, dass in Sprottau selbst beim Bau der Schule und auch sonst wiederholt Urnen gefunden seien. Ebenso theilte mir Hr. Schulte mit, dass bei Naumburg a. B., am Zusammmenflusse von Bober und Queiss zwischen Sagan und Sprottau in Weichau und Hertwigswalde und auf vielen anderen Haidestrichen der Nachbarschaft Urnen ausgegraben seien. Dieselben sind jedoch noch nicht genauer untersucht. —

Hr. **Meitzen**: Zu den interessanten eben gehörten Nachrichten über den Dreigraben will ich nur bemerken, dass sie mir den Charakter dieser Gräben und Wälle als Reste einer Befestigungslinie nicht zweifelhaft machen. Es stimmen die einzelnen Züge vielmehr vollkommen mit denen, welche Danneil über die Landwehren der Alt-

mark berichtet. Derselbe ist sogar bei seinen langjährigen und sehr eingehenden Untersuchungen auch auf die Eigenthümlichkeit gestossen, dass von den mehrfachen nebeneinanderlaufenden Wällen, aus denen diese Landwehren in der Regel bestehen, nicht selten gerade der Wall der höchste ist, welcher auf der Seite liegt, von der man den Feind der Erbauer vermuthen sollte, obwohl dies unseren Anschauungen der Befestigung widersprechen würde.

Dass aber solche parallelen niedrigen Wälle mit flachen Gräben als Vertheidigungswerke errichtet wurden, kann ich aus eigener Anschauung der sogenannten Gavellinien in der Nähe von Cappeln bei Osnabrück bestätigen. Es wird urkundlich berichtet, dass Karl der Grosse in den Sachsenkriegen die Montes capellini befestigt habe. Die Spuren aber, die sich in der offenbar ganz entsprechenden Lage längs des sanft geneigten Abhanges des geringen Höhenzuges gegen die offene Heide finden, bestehen in 4 deutlich erkennbaren, unzweifelhaft künstlich aufgeworfenen, flachen Gräben mit Wällen dazwischen. Ich kann nicht anders urtheilen, als dass dieselben erst durch Pallisadenwerke oder Holzverhaue wirklich fest gemacht worden sind.

Dass solche Verhaue aus gefällten Bäumen auch an der schlesischen Grenze durchbrochen werden mussten, bekunden Heinrich II. und Friedrich Barbarossa ausdrücklich. Auch der Verlauf des Dreigrabens stimmt damit gut überein. Denn er schliesst eine offene Stelle der südlichen Grenze des Herzogthums Glogau. An die vom Gröditzberg her nördlich über Wolfshain und Altenlohm bis Modlau verlaufenden Hügel schliessen sich die ausgedehnten Modlauer Sümpfe an. Jenseits derselben in der Nähe von Armadebrunn, wo das Land trockener wird, beginnen die Spuren des Dreigrabens und laufen von Ost nach West durch die Heide auf Glogauer Gebiet $^1/_2$ bis 1 Meile hinter der Grenze. Sie überschreiten den Bober und führen bis in die Nähe des Queis an die Grenze des Herzogthums Sagan. Wenig nördlich von diesem westlichsten Punkte liegt der urkundlich als befestigt bekundete Ort Ilva (Eylau). Dass sich aber auch im Norden von Eylau bei Kunzendorf und auf weiteren Strecken in der Richtung auf Beuthen solche Gräben seiner Zeit vorfanden, berichtet Worbs ausdrücklich.

Ich habe also keinen Grund, an meiner Meinung etwas zu ändern.

Ich möchte aber für die weitere Untersuchung der Frage über die Preseka überhaupt bemerken, dass Herr Professor Grünhagen in der Abhandlung „der schlesische Grenzwald“ (Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens Bd. XII Heft 1.) die Sachlage neuerdings eingehend an der Hand der Urkunden geprüft hat

Er erklärt sich darin mit meiner Auffassung der Preseka als Waldverhau vollkommen einverstanden, glaubt aber deren Anlage ganz bestimmt auf den Zeitraum zwischen 1202 und 1228 begrenzen zu sollen, und schliesst auch Oberschlesien, als damals nicht zu Schlesien zu rechnen, von der Umschliessung durch die Preseka aus.

Der Anhalt für diese Zeitbestimmung liegt in dem Umstande, das dasjenige Stück der Preseka, über welches sich Bischof Thomas 1268 äussert, nach dieser Aeusserung das Pitschener von dem Namslauer Gebiete scheidet, Pitschen aber nur in der Zeit zwischen 1202 und 1228 nicht zu Namslau, sondern zu Oberschlesien gehört hat.

Nach Allem scheint mir dieser Grund nicht genügend, und jedenfalls dürfte er nicht ausschliessen, dass die Preseka an dieser Stelle und überhaupt nicht bereits viel früher bestanden. Beide Gewährsmänner, der Abt von Heinrichau 1260 und der Bischof Thomas 1268 sprechen von der Preseka als von alter Zeit her vorhanden.

Mag dies aber dahingestellt sein.

Ich habe aus der gewonnenen genauen Bestimmung des Pitschener Grenzzuges Veranlassung genommen, die Terrainverhältnisse der Grenzen Mittelschlesiens überhaupt etwas genauer in Betracht zu ziehen, und glaube deshalb schliesslich darauf

hinweisen zu sollen, dass die Neisse- und Boberlinie Mittelschlesien von Oberschlesien in so vertheidigungsfähiger Weise strategisch scheidet, dass dort allerdings ein weiterer Schutz nicht nöthig war, denn die Neisse ist sehr wasserreich und hat auf ihrem linken Ufer weithin Sumpfland, die Bober aber fliesst ganz flach und ist auf ihrem ganzen Laufe von einem weit verzweigten Netz von Gräben und tiefem unzugänglichen Sumpf- und Bruchland umgeben.

Denselben Charakter in noch ausgeprägterem Grade trägt im Norden Schlesiens der Bartschfluss. Von Trembatschau über Polnisch Wartenberg, Militsch und Trachenberg bis gegen Herrnstadt ist die Gegend nur durch die gebauten Strassen passirbar geworden. Oberhalb Herrnstadt aber setzen sich die Sümpfe in dem sogenannten Landgraben fort, der zuerst längs der schlesischen Grenze nordwestlich und dann in weitem Bogen bis Schlichtingsheim und bei Glogau zur Oder führt. Zwischen der oberen Bober und der oberen Bartsch nun liegt das besagte Stück der Preseka auf der Pitschener Grenze, und schliesst damit ebenso eine offene Seite in Nordost, wie der Dreigraben auf der Westseite Mittelschlesiens. Vom oberen Neisselauf verliess die alte Grenze den Fluss bei Koppitz und lief wiederum durch ein ausgebreitetes Sumpfland längs der Steine nach Süden zur Bischofskoppe und durch das später mit mehreren Schlössern bewehrte Oppathal zur Höhe des Altvater-Gebirges. Längs des ganzen Saumes des Glatzer, Eulen- und Riesengebirges bis zum Gröditzberg finden wir, wie früher gezeigt wurde, urkundliche Spuren der Preseka.

Diesen ziemlich geschlossenen Kreis fester Grenzen dürfte die weitere Untersuchung der Presekafrage nicht ausser Acht lassen können. —

Hr. **Virchow**: Ich muss noch einmal bemerken, dass ein auf Beuthen gerichteter Zug der Dreigraben nicht nachweisbar ist. Beuthen verhält sich zu den Dreigraben nicht anders, als Glogau. Fällt somit die besondere Beziehung auf die zwei Beuthen, das obere und das untere, fort, so bleibt auch sonst eine Beziehung zur Preseka schwer verständlich. Die Preseka der Pitschener Gegend könnte doch nur eine Grenze zwischen Schlesien und Polen gewesen sein, während die Dreigraben wohl eine Grenze zwischen Polen und Wenden (Lausitz), aber nicht zwischen Polen und Schlesien bezeichnen konnten. Als das Herzogthum Glogau schlesisch wurde, lagen die Grenzen schon ganz anders, und die Vertheidigungslinie würde sicherlich weiter nach Westen gezogen worden sein.

(12) Neu aufgenommen wurden:
Herr Major Berger.
Herr Stud. Med. Adler.
Herr Stud. Phil. Kurz.

Sitzung vom 14. März 1874.

Vorsitzender Herr Virchow.

(1) Der Vorsitzende widmet dem kürzlich verstorbenen correspondirenden Mitgliede der Gesellschaft, Quetelet, sowie dem verstorbenen Reisenden Freiherrn Heinr. v. Maltzan ehrende Worte. Herr Reil in Cairo dankt für seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede. Dasselbe ist im Namen des Herrn Reiss von des Letzteren Vater geschehen.

Als neues Mitglied wird Herr Treichel (Berlin) proclamirt.

(2) Der Vorsitzende legt das Programm des diesjährigen, in Stockholm vom 7. bis 17. August stattfindenden internationalen Congresses für prähistorische Archäologie und Anthropologie vor und ermahnt zu reger Theilnahme.

(3) Der Vorstand der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens zu Jedo hat an den Vorsitzenden folgendes Schreiben gerichtet:

An
Herrn Professor Virchow
Berlin.

Jedo, den 28. Dezember 1873.

Hochverehrter Herr Professor!

Der unterzeichnete Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens wendet sich an Ew. Hochwohlgeboren bewährtes Interesse für alle Bestrebungen deutscher Wissenschaft mit der ergebensten Bitte, der Gesellschaft Ihre geneigte Unterstützung angedeihen zu lassen.

Die sehr bedeutenden Mittel der Gesellschaft — derselben dürften für 1874 c. 4000 Thlr. zu Gebote stehen — sind durch die Druckkosten, die Einrichtung eines Gebäudes zur Aufstellung der Sammlungen und Bibliothek und namentlich durch die Anschaffung japanischer Werke und Manuscripte, sowie von Gegenständen ethnologischen und industriellen Interesses, die augenblicklich in Folge der Auflösung aller bestehenden Verhältnisse in grossen Mengen und zu billigen Preisen angeboten werden, so sehr in Anspruch genommen, dass an eine Beschaffung europäischer Werke vor der Hand nicht gedacht werden kann.

Zwar hat die Gesellschaft mit grossen Kosten ein vollständiges Exemplar des Siebold'schen Werkes, die Perry'sche Nordamerikanische Expedition und einige andere Werke beschafft, aber sie kann für den Augenblick nach dieser Seite hin nichts mehr thun und darf sich doch der Ueberzeugung nicht verschliessen, dass sowohl für die Arbeiten ihrer eigenen Mitglieder, wie für die durchreisender deutscher Gelehrten das Vorhandensein einer Sammlung europäischer Werke über Ostasien, naturgeschichtlichen, ethnologischen und geschichtlichen Inhalts von dem allergrössten Werthe, wenn nicht unentbehrlich ist.

Der unterzeichnete Vorstand wendet sich daher mit der Bitte an Ew. Hochwohlgeboren, Ihren Einfluss bei den deutschen Autoren, Verlegern und wissenschaftlichen Gesellschaften zu Gunsten der Gesellschaft geltend zu machen, um es derselben auf diese Weise zu ermöglichen durch den Eingang freiwilliger Gaben an Büchern dem ersten Bedürfnisse abzuhelfen; die Gesellschaft wird ihrerseits gern bereit sein, alle Wünsche nach Beschaffung japanischer resp. chinesischer Werke nach Kräften zu erfüllen.

Indem der unterzeichnete Vorstand Ew. Hochwohlgeboren im Voraus seinen wärmsten Dank für Ihre Bemühungen im Interesse der Gesellschaft sagt, beehrt sich derselbe, Ihnen im Anschluss an die früheren Mittheilungen das 3. Heft zu überreichen und zeichnet sich mit dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung und Verehrung

als Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebener

Der Vorstand.

M. v. Brand. Dr. Müller. Dr. F. Hilgendorf. Dr. H. Cochius.
P. Kempermann.

Der Vorsitzende empfiehlt diese Angelegenheit recht dringlich und weist darauf hin, dass schon jetzt, nach so kurzem Bestehen, die ostasiatische Gesellschaft eine Fülle wissenschaftlicher Arbeiten angeregt und positive Leistungen zu Tage gefördert hat. Von ihren „Mittheilungen" liegt das 3. Heft (September 1873) vor. Ausser vielen andern interessanten Neuigkeiten findet sich darin eine Untersuchung des Herrn Hilgendorf über eine am Japaner-Schädel häufig auftretende Theilung des Jochbeines, welches durch eine horizontale, etwa 1 Centm. vom Unterrande entfernte Naht in 2 verschiedene Knochen zerlegt wird. Etwa ein Drittel sämmtlicher, bis jetzt untersuchter Japaner-Schädel (etwa zwei Dutzend) zeigte ein solches Doppeljochbein, das Herr Hilgendorf als Os japonicum bezeichnen möchte.

(4) Der Vorsitzende legt zur Kenntnissnahme und zur gefälligen Unterstützung durch die Vereinsmitglieder nachstehendes Rundschreiben vor, betreffend

die prähistorische Chartographie von Nordostdeutschland.

Die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte hat die Herstellung einer ganz Deutschland umfassenden Karte beschlossen, in welcher die vorgeschichtlichen (heidnischen) Alterthümer, soweit solche theils noch an Ort und Stelle vorhanden sind, theils mit Sicherheit als vorhanden gewesen nachgewiesen werden können, (wozu auch die in öffentlichen und privaten Sammlungen befindlichen Fundstücke gehören), in thunlichster Vollständigkeit verzeichnet werden sollen. Als Grenze ist der Eintritt der vollen geschichtlichen Zeit, also etwa das 12. und 13. Jahrhundert anzusehen.

Bei der Vertheilung der verschiedenen deutschen Gebiete unter die Zweigvereine ist der Berliner Anthropologischen Gesellschaft die Gegend zwischen Elbe und Weichsel bezüglich der Sammlung und Zusammenstellung des literarischen Materials zugewiesen worden.

Die Fülle und der Umfang des bereits aus diesen Gegenden durch Sammler entnommenen, sowie des noch an vielen Oertlichkeiten vorhandenen Materials ist eine so beträchtliche, dass dasselbe nur unter der thätigen Mitwirkung aller Gebildeten, denen die Wichtigkeit des angestrebten Ziels für die Wissenschaft und die nationale Bedeutung einer vorgeschichtlichen Karte unseres Vaterlandes, auch ohne weitere Erläuterung sicherlich einleuchtet, einigermassen erschöpfend und befriedigend bewältigt werden kann.

In diesem Sinne wenden wir uns mit der Bitte an Sie, uns diejenigen Funde, welche in Ihrer Nähe gemacht worden sind, und zwar mit Rücksicht auf den in diesem Jahre beabsichtigten Abschluss des Werkes recht schleunig, wenn möglich bis zum 15. Juli d. J., nach Anleitung des folgenden Schemas und unter kurzer Angabe der Oertlichkeiten namhaft zu machen. Diese Angabe muss, um verwendbar zu werden, so genau sein, dass sie auf der Reimann'schen Specialkarte (Massstab 1:200,000), mindestens auf der Generalstabskarte (Massstab 1:100,000) festgestellt werden kann.

Denjenigen Herren, welche zum Zweck der eigenen Eintragung die ihre Gegend betreffende Section aus einer dieser beiden Karten wünschen, sind wir bereit solche kostenfrei zu übermitteln.

Handzeichnungen einzelner Localitäten, Grundrisse, Querprofile bei Ausgrabungen oder Terraindurchschnitten, Abbildungen von Gegenständen, namentlich von den auf Urnen, wenn auch nur auf Scherben von solchen, befindlichen Verzierungen (selbst wo letztere der rohesten Art erscheinen), sind besonders willkommen. Jedenfalls bitten wir auch in dem Fall, dass uns eine ausgeführte Localkarte eingesandt wird, um ein Verzeichniss der Funde in dem oben erläuterten Sinne.

Zusendungen werden unter der Adresse des Schriftführers der Gesellschaft, Herrn Dr. M. Kuhn, Berlin, NW., Louisen Str. Nr. 67, erbeten.

Berlin den 18. März 1874.

Der Vorstand der Berliner Anthropologischen Gesellschaft.

Virchow. Bastian. Alexander Braun. Hartmann. Fritsch. Max Kuhn.

I. Reste aus vorgeschichtlicher (heidnischer) Zeit.

a. Vorgeschichtliche Wohnstätten.

Mit Angabe, ob solche über oder unter der Erde, im gewachsenen Boden oder in künstlichen Aufschüttungen angelegt. — Gegrabene oder natürliche Höhlen, Steinsetzungen ohne Mörtel, Brandstätten, Heerdanlagen, Werkstätten für die Fabrikation steinerner oder thönerner, sowie für den Guss metallener Gegenstände. — Pfahlbauten über und unter dem Wasser, aus welchem Holz und wie die Pfähle (durch Brennen oder durch schneidende Werkzeuge, Stein oder Metall) zugerichtet sind. — Raststätten der Jäger, Trockenstätten der Fischer mit ihren Rasten. — Es ist anzugeben, ob die Localitäten auf Felsen, Bergen, Hügeln, in Thälern, auf natürlichen oder künstlichen Inseln und Erdaufwürfen, in Mooren, Seen, Flüssen, an Ufern oder Abhängen u. s. w. angelegt sind.

b. Vorgeschichtliche Wirthschaftsabfälle.

Anhäufungen von Küchenabgängen, Urnenscherben, Kohlenmassen (von welcher Holzart?), pflanzliche Reste (Getreide-Arten, Eicheln, Nüsse, Obst, Tannenzapfen etc.), thierische Reste (Haare, Hörner, Geweihe, Schuppen und Gräthen von Fischen, Muschelschalen, Schneckengehäuse, Knochen (bei Röhrenknochen, ob sie gespalten oder die Enden abgeschlagen). — Wenn feststellbar, ist die Art des Thieres anzugeben.

c. Vorgeschichtliche Geräthschaften.

Geräthschaften und Gegenstände aller Art für den persönlichen Gebrauch, für Haus- und Feldwirthschaft, Jagd, Fischfang, Krieg, aus Holz, Horn, Knochen, Stein, Glas, Thon, Metall, Leder, Flechtwerk (Haar, Wolle, Bast, Flachs, Hanf). — Reste von Kleidungsstücken, Matten, Fischernetzen etc. — Farbestoffe, Kitt, Harz, Bernstein, Schmelz. — Kähne und Boote, ob in Mooren oder Gewässern gefunden, aus welchem Holz, ob aus Einem Stück (Einbäume) oder zusammengesetzt, ob durch

Brennen oder wie sonst ausgehöhlt. — Etwaniger Inhalt derselben, Ruder, Fischergeräth, Leinen, Anker, Netzbeschwerer, Netzschwimmer, Senksteine u. dgl. — Wagen und Wagentheile, Pferdegeschirre etc. — Mühlsteine, Schleifpfannen u. dgl.

Auch die Angabe einzelner Stücke (z. B. einzelner Steinbeile, Knochenpfeile, Broncemesser) mit Fundort ist erwünscht.

d. Vorgeschichtliche Befestigungen.

Befestigungen und Umfriedigungen aller Art, Erd- und Steinwälle, Schlackenwälle, Pfahlreihen, Burgwälle, Ringwälle, sogen. Schwedenschanzen, Brücken- und Damm- oder Deichanlagen, Malhügel, trockene und nasse Gräben, künstliche Wasserbehälter, Brunnen, Cisternen, Mühl- und Stauwerke. — Stollen, Schachte, Minen und sonstige bergmännische Anlagen. — Waldverhaue (Baumschanzen, Gebücke), aus welchen Baumarten und wie angelegt. —

e. Vorgeschichtliche Opferplätze.

Opferplätze und Cultus- sowie Ding- und Gerichtsstätten. Vorgeschichtliche Monumente. Opfersteine, Steinkreise, sogen. Irrgänge, Malsteine, Steine mit eingehauenen Zeichen (Runen, Rosstrappen, Löchern etc.). Geweihte Quellen, Brunnen und Weiher (Teufelsseen, Heilige Seen). Einzelne sehr alte Bäume (Linde, Eiche, Buche, Taxus, Stechpalme u. s. f.), die mit dgl. geweihten oder heiligen Oertern in Verbindung gebracht werden.

f. Vorgeschichtliche Grabstätten.

Einzelgräber, Massengräber, Reihengräber. — Hünengräber, Heidengräber, Riesenbetten, Bülzenbetten, Schlachtfelder. Ob die Gräber unter oder über der Erde. Ob aus kleinen Steinen, aus grossen Blöcken oder Platten, rohen oder behauenen. — Ob förmliche Grabkammern, ob mit besonderen bedeckten Eingängen vorhanden sind und nach welcher Himmelsrichtung der Eingang liegt. — Ob die Gräber hohle Räume bilden und freiliegen oder innen und aussen mit Erde oder Geröll zugeschüttet sind. — Ob mit Holz ausgesetzt. — Hölzerne Särge, ob aus mehreren Stücken oder aus Einem Stamm (Todtenbäume), mit Angabe der Holzart. — Bei sogen. Hünengräbern Zusammensetzung der Erde, Angabe ob letztere vom gewachsenen Boden verschieden. Ob Bäume (Rothdorn, Schwarzdorn, Eichen, Linden, etc.) seit unvordenklicher Zeit darauf wachsen. —

Inhalt der Gräber. — Leichenbrand, theilweise Verbrennung, einfache Beerdigung des unverbrannten Leichnams. — Beerdigung einzelner Theile (z. B. des Kopfes). — Anzugeben, wie die Leichname gelegen, der Kopf nach welcher Himmelsgegend, ob der Todte ausgestreckt, auf welcher Seite oder ob er auf dem Rücken oder auf dem Bauch lag. — Ob in aufrechter oder hockender Stellung. — Ob Verletzungen an den Skeleten nachweislich. — Sonstige Beschaffenheit und Inhalt des Grabes. — Aufzählung und Beschreibung der unmittelbaren Beigaben des Todten. — Besonderer Beachtung werden die mitunter in Torfmooren, oft vorzüglich, selbst in ihren Weichtheilen erhaltenen Leichname (sogen. Moorleichen) empfohlen.

Bestattung in Urnen. — Einzelne Urnen oder Urnenfelder (sogen. Wendenfriedhöfe). — Beisetzung der Urnen, an welcher Localität, ferner ob einfach in die Erde gebettet oder mit Steinen umstellt und überschüttet. Genauer Inhalt der Urnen (ob Schmucksachen, Thierknochen, Bronce, Glasperlen dabei).

Funde einzelner Gerippe mit genauer Beschreibung der Localität und der dabei bemerkten Gegenstände (Gefässe etc.)

g. Thierische und pflanzliche Reste.

Funde von Skeleten oder einzelnen kenntlichen Theilen der ausgestorbenen, verdrängten oder noch vorhandenen Thiere (z. B. Mammuth, Nashorn, Moschusochs, Lemming, Hahn, Renthier, Elch, Hirsch, Reh, Ur, Wisent, Bär, Wolf, Hund,

Katze, Luchs, Biber, Schwein, Schwan, Huhn, Auerhahn, Schildkröte, Stör, Lachs, Karpfen, Schnecken, Muscheln). — Welche Thiere hierunter waren nachweislich von Menschen getödtet oder verwundet? Welche sonstige menschliche Spuren dabei festgestellt (Schlingen, Schleudersteine, Wurfpfeile, Speerspitzen, Harpunen, Reusen, Angelhaken, Netze etc.)? — Futterreste, Mageninhalt, Kothballen u. s. f. sind zu beachten.

Baumstämme, Zweige, Blätter, Früchte, Nüsse, Moose, Flechten etc., wie sie sich namentlich auf dem Grunde noch vorhandener oder ehemaliger Gewässer (in Toorfmooren u. dgl.) vorfinden. Angabe, welche menschlichen Spuren hierbei festgestellt wurden.

II. Sammler, Sammlungen, Literatur.

Durchaus erwünscht ist die Angabe der in dem Bezirk vorhandenen Sammler und der öffentlichen oder privaten Sammlungen unter Mittheilung der Kataloge oder Aufzählung wenigstens der hauptsächlichen Fundstücke.

Urkunden, Chroniken, handschriftliche oder gedruckte Notizen oder Auszüge aus älteren Werken oder solchen modernen, welche schwer zugänglich sind oder, weil hauptsächlich andere Gegenstände behandelnd, leicht übersehen werden, ebenso Zeitungsausschnitte, Brochüren, Bücher, Karten, Pläne, Abbildungen etc., welche sich auf die zu I. gedachten Gegenstände beziehen, sind, wenn auch nur leihweise mitgetheilt, willkommen. Mindestens wird eine Angabe darüber erbeten.

Der besonderen Aufmerksamkeit und Beantwortung empfehlen wir noch schliesslich folgende für die Würdigung der Alterthumsreste wichtige Punkte:

a. Es ist genau anzugeben, ob in der Fundstelle, welche der Einsender beschreibt,
   1. Stein- und Bronce-Sachen,
      oder
   2. Stein- und Eisen-Sachen,
      oder
   3. Stein-, Bronce- und Eisen-Sachen,
      oder
   4. Bronce- und Eisen-Sachen,
      oder
   5. nur Stein-Sachen,
      oder
   6. nur Bronce-Sachen,
      oder
   7. nur Eisen-Sachen

   nachgewiesen sind und zu 1 bis 4, welche Umstände dafür sprechen, dass die aus den verschiedenen Stoffen gefertigten Sachen gleichalterig seien.

b. Bei Steingeräth, ob die Aexte, Keile, Pfeilspitzen etc. geschliffen, polirt oder nur roh zugeschlagen sind.

c. Gegenstände aus Edelstein, Silber, Gold, reinem Kupfer, Zinn, Blei, Zink, feinen Legirungen, Glasflüssen, Schmelz, Mosaik sind besonders hervorzuheben.

d. Desgleichen alle mit schriftartigen Zeichen, Runen, Buchstaben, Kreuzen etc. versehenen Gegenstände.

e. Nicht minder alle Münzen, von denen griechische, römische, byzantinische, arabische, mittelalterliche Hohlmünzen (Bracteaten) und barbarische Nachahmungen (Wendenpfennige etc.) besonderes Interesse haben.

f. Bei Urnen ist zu beachten, aus welchem Material sie gefertigt sind (ob aus grobem oder feinem Thon, ob Steinbischen darunter gemengt und die Ge-

fässe aus freier Hand oder auf der Drehscheibe (Töpferrad) gefertigt sind. Ferner die Farbe, Bemalung; ob Glasur oder nicht vorhanden. Grösse und Form. — Rand, Boden, Henkel und Griffe, und ob die letzteren über den oberen Rand des Gefässes hervorragen oder nicht. Art der Verzierungen, ob auf dem Deckel, Hals, Bauch und Boden; Gesichtsurnen. Thierbildungen, Pflanzenbilder, erhabene oder vertiefte Verzierungen, eingedrückt, eingeschnitten oder eingeritzt. — Runen, schriftartige Charactere.

g. Auch von blossen Scherbenhaufen ist die Mittheilung solcher Stücke, welche irgend welche Verzierung aufweisen, von Interesse. —

h. Bei den öfters in ehemaligen Gewässern (Mooren) oder Gräbern gefundenen Schwertern, Schildbuckeln, Helmen etc. ist anzugeben, ob dieselben augenscheinlich absichtlich zusammengerollt, verbogen, zerhauen oder sonst auffallend beschädigt sind. —

(5) Herr Stud. der Zahnheilkunde **Kühns** berichtet unter Uebergabe der Fundgegenstände

über Gräber der Lüneburger Heide.

Zwei Stunden südwestlich von Uelzen, also mitten in der Lüneburger Heide liegt hart am Verbindungswege der Dörfer Bohlsen und Gerdau rechter Hand eine kleine Anhöhe von ca. 2000 □' Ausdehnung und 15' Höhe. Von diesem Terrain, das nie die Spuren menschlicher Thätigkeit auf seiner Oberfläche zeigte, das nur aus lockerem Sande besteht, wo selbst die Erica ihre gewiss anspruchslosen Wurzeln einzuschlagen verschmäht, holen die Bewohner der benachbarten Dörfer ihren Bedarf an weissem Sande; sie stiessen dabei verschiedentlich auf menschliche Gebeine. Erst im vorigen Jahre wurde die Aufmerksamkeit auch der gebildeten Bewohner jener Gegend auf diesen Fund gelenkt und dem Conservator der Museen der Prov. Hannover, Herrn Studienrath Müller Mittheilung gemacht, der bald selbst kam und systematische Ausgrabungen veranstaltete. Später habe ich die Grabungen fortgesetzt.

Nachdem ich mir dieselben Leute verschafft hatte, die Herrn Müller behilflich gewesen und mit den Lagerungsverhältnissen schon einigermassen vertraut waren, fuhr ich da fort zu graben, wo das letzte Skelet gefunden war. Bald stiessen wir auch auf den ersten Schädel, genau da, wo wir ihn suchten. Nur mit grosser Mühe gelang es, den vollständig mit Sand gefüllten und schon bei schwachem Drucke nachgebenden Fund ans Licht zu bringen. Durch das For. magnum versuchte ich nun, den etwas dunkler gefärbten Sand aus dem Schädel zu entleeren, wobei allerdings einige Defecte entstanden. 4 Schädel und eine Reihe anderer Knochen habe ich auf diese Weise erlangt.

Es fand sich nun bei weiterer Arbeit auch die Behauptung der Arbeiter bestätigt, dass die Skelete in Abständen von ca. 2' neben- und in drei Schichten übereinander liegen, alle mit dem Kopf nach Osten, mit einer einzigen Ausnahme, wo der Kopf nach Westen sah. Die erste Schicht liegt ca. 2, die folgende 3—4, die unterste 5—6 Fuss unter der Oberfläche. Der Untergrund bestand aus dem feinsten weissen Seesand, während der Hügelkopf selbst aus dem grobkörnigen Kiese der ganzen Gegend besteht. Grosse Steine von 20—50 Pfd. fanden sich in Menge über den Todten und machten uns nicht wenig Schwierigkeit.

Zu Füssen einer jeden Leiche (davon darf man wohl einen Schluss auf das Heidenthum jener Leute wagen) fand sich ein Häuflein Kohle, vermuthlich Opferkohle. Reste von Waffen sind bislang wahrscheinlich nicht in jenem Hügel gefunden; von einem dem hannov. Museum eingelieferten, zerbrochenen Bronceschwert konnte die Herkunft, ob aus diesem oder einem benachbarten Hügel, nicht festgestellt werden.

Dagegen sind Pferdezähne und Kohlen gefunden. Ein Stückchen Scherbe, das ich selbst gefunden, übergebe ich hiermit; ich wage jedoch nicht zu behaupten, ein Fragment einer Urne aus jener Zeit gefunden zu haben.

Zum Schluss darf ich wohl die Ansicht aussprechen, dass Alles darauf hindeutet, dass wir es hier mit einem Schlachtengrabe zu thun haben. Kinderknochen sind gar nicht gefunden worden. Die Geschichte freilich lässt uns einigermassen im Stich, wenn auch die Grenze zwischen Deutschen und Wenden oft Gelegenheit zu Kämpfen gab. Auch nur aus diesem Grunde ist einzusehen, warum der gewöhnliche Gebrauch des Leichenverbrennens nicht stattfand, während doch sonst unverbrannte Leichen aus jener Periode in der dortigen Gegend eine grosse Seltenheit sind; jene holzarme sandige Gegend würde schwerlich auf einmal den zu einer so grossen Zahl von Leichen nöthigen Bedarf ein Holz geliefert haben. —

Herr **Virchow** unterzieht diese Schädel einer näheren Betrachtung im Vergleich mit einigen anderen Schädeln aus Hannover.

Die von Herrn Kühns übergebenen Knochen sind fast durchweg stark verletzt und in der That in hohem Maasse brüchig. Mit Mühe haben sich 3 Schädel ziemlich vollständig restituiren lassen. Ausserdem finden sich noch Bruchstücke von mehreren Unter- und einigen Oberkiefern, einige lange Röhrenknochen und Bruchstücke eines Beckens, an denen sich nicht viel wahrnehmen lässt.

Die Untersuchung der Schädel widerlegt eine der Voraussetzungen des Herrn Kühns. Zwei derselben (Nr. 2 und 3) sind als weibliche anzusehen: der eine (Nr. 3) ist mit Bestimmtheit als der einer alten Frau, der andere mit grosser Wahrscheinlichkeit als der eines jungen Mädchens um die Zeit der vollen Mannbarkeit zu bezeichnen. Nur einer (Nr. 1) ist ein männlicher, und zwar ein grosser, voll und stark entwickelter. Nach dieser Eintheilung wird die Meinung, dass es sich um ein Schlachtfeld handle, wenigstens sehr zweifelhaft, und damit fällt die Nothwendigkeit der Annahme, dass die Bestattung eine gleichzeitige, einmalige gewesen sei.

Leider hindert die starke Verletzung der Basis cranii und namentlich der Bruch der Apophysis basilaris, welche sich auch nur bei Nr. 3 mit einiger Sicherheit wieder hat herstellen lassen, eine zuverlässige Bestimmung der Höhe und der Capacität. Letztere ergiebt bei Nr. 1 mit annähernder Wahrscheinlichkeit 1500 Cub. Centimeter, also ein beträchtliches Maass; die beiden weiblichen Schädel sind ungleich kleiner. Die Höhe beträgt bei Nr. 3 130 Millim., was einem Index von 74,2 entspricht; bei Nr. 2 ist die Höhe entschieden kleiner, etwa 126 Millim., was einen Index von nur 71,1 ergeben würde; Nr. 1 macht den Eindruck weit grösserer Höhe, geschätzt nach der stärkeren Curve der Scheitellinie in der Norma temporalis. Immerhin sind sämmtliche Schädel von mässiger Höhe und mehr gestreckt, von mehr dolichocephaler Form bei nicht unerheblicher Breite. Der Breitenindex weist 73,5—73,7—76,5. Die Länge ist nicht am wenigsten bedingt durch die starke Vorwölbung des oberen Theils der Hinterhauptsschuppe nach hinten.

Das Gesicht ist bei Nr. 3 namentlich an der Nase stark verletzt. Im Ganzen stimmen die Verhältnisse aller 3 Schädel in Bezug auf die Gesichtsbildung. Anliegende Jochbogen, mehr breite Orbitae, vorspringende, eher schmale Nase, orthognathe Stellung der Kiefer. Nur bei Nr. 2 findet sich ein, der Grösse der Schneidezähne entsprechender, jedoch mässiger Prognathismus.

Man wird daher wohl nicht fehlgehen, wenn man die Schädel derselben Nationalität zuschreibt und wenn man sie einem germanischen Stamme zurechnet. Sie zeigen viele Aehnlichkeit mit den neulich besprochenen Schädeln von Platiko in der Mark (Sitzung vom 18. Oct. 1873), unterscheiden sich jedoch von letzteren durch etwas grössere Breite, namentlich des Mittelkopfes.

Im Einzelnen ergiebt sich Folgendes:

Nr. 1, ein grosser männlicher Schädel von kräftigen Formen, mit starker Abschleifung der Zähne, auch der vordern, und altem, durch ausgedehnte Atrophie des Alveolarrandes und Verschiebung der Zähne geheiltem Defekt der rechten Backzähne. Grosse Länge, namentlich des Hinterkopfes, Schmalheit des Mittelkopfes, hohe Wölbung der Stirn, grosse Höhe sowohl des Schädels, als des Gesichts. Ueber der Nase ein starker, ohne mittlere Einsenkung verlaufender Supraorbitalwulst, der sich nicht weit nach aussen fortsetzt; dafür tritt der obere Orbitalrand nach aussen am Proc. zygomaticus ossis frontis stark dachförmig hervor. Schwache Crista frontalis mit einer flachen Exostose, einen Fingerbreit von der Kranznaht. Letztere in ihren unteren seitlichen Theilen synostotisch, in den mittleren stark zackig. Die Pfeilnaht, welche etwas nach links von der Mitte, nicht entsprechend dem Ansatze der früheren Stirnnaht, ansetzt, ist leicht zackig, jedoch in ihrem zweiten Drittheil zum Theil verknöchert; auch fehlt das linke Emissarium parietale. Die Lambdanaht stark gezackt, ihre Spitze abgeflacht. Die Tubera parietalia dem entsprechend fast ganz verwischt, auch die Prot. occipitalis ext. sehr schwach, dagegen eine starke, fast schneidende Crista occip. perpendicularis und tiefe Muskeleindrücke am Hinterhaupt, dessen stärkste Vorwölbung nach hinten weit über der Protuberanz liegt. Die Plana semicircularia tempor. sind abgeplattet und erreichen die Tubera parietalia. Die Alae temporales oss. sphen. von ungleicher Breite und Höhe: die rechte beträchtlich höher. Warzenfortsätze ungemein gross und fast blasig aufgetrieben. Jochbeine angelegt. Orbitae mehr breit und viereckig. Nase stark vorspringend, etwas schief nach rechts, aquilin, mit kräftiger Wurzel, schwach gewölbtem, schmalem Rücken, schmaler Apertur und stark vorspringender Spina inferior. Oberkieferrand schräg vortretend, Palatum verhältnissmässig schmal, auch die Flügelfortsätze schmal. Sehr tiefe Gelenkgruben des Unterkiefers, der sehr hoch und stark, namentlich in der Mitte ist. Das Kinn springt vor; sein unterer Rand erreicht nicht ganz das Niveau der Seitentheile. Es ist endlich zu bemerken, dass an der rechten Orbita Spuren eines alten geheilten Sprunges sichtbar sind, welcher nach innen hin eine unebene Vorragung bildet und durch das Jochbein sich fortsetzt.

Nr. 2, ein jugendlicher, wahrscheinlich weiblicher Schädel mit voller Entwicklung sämmtlicher Zähne, die jedoch fast gar nicht abgeschliffen oder verletzt sind. Die Basis, die rechte Orbita und die linke Temporalgegend stark verletzt. Schädel im Ganzen von etwas niedriger, länglicher Gestalt, mit starkem Vorsprung des oberen Theils der Hinterhauptsschuppe und nicht unbeträchtlichem Prognathismus. Alle Muskelansätze schwach. Die vorderen Nähte einfach, die hinteren mehr zackig. Stirn ziemlich breit und voll, fast ohne glabellare Vertiefung. Jochbogen angelegt. Orbitae mehr breit und gerundet, mit stärkerer Ausweitung nach aussen und unten. Nase schön geformt, mässig vorspringend, mit breiter, voller Wurzel, leicht aquilinem Rücken und etwas breiterer Apertur. Schneidezähne des Oberkiefers ungemein breit und gross. Unterkiefer zarter, auch die Zähne gerader gestellt; Kinn nur wenig vorspringend, sein unterer Rand wenig über dem Niveau der Seitentheile; die Mitte des Unterkiefers über dem Kinn etwas ausgeschweift.

Nr. 3. Alter weiblicher Schädel mit tiefer Abnutzung der Zähne und ausgedehnter Atrophie der Ränder des Unterkiefers nach Verlust vieler Zähne. Grosse Defekte an den Orbitae und dem Keilbeine. Der Schädel hat eine angenehme, volle längliche Rundung; er ist ziemlich breit und mehr lang, als hoch, nach hinten etwas zugespitzt. Der obere Theil der Hinterhauptsschuppe springt am stärksten vor. Nähte regelmässig. Volle Glabella. Keine Stirnnähte. Keine Protub. occipit., ganz schwache Muskellinien, dagegen deutliche Vorwölbung der Cerebellargruben. Schwache Proc.

mastoides. Langes For. occipitale. Jochbogen anliegend. Orbitae breit und etwas niedrig. Nase fehlt grossentheils. Kiefer fast ganz orthognath. Alveolarfortsatz des Oberkiefers niedrig, Palatum etwas breit; Flügelfortsätze mit ungewöhnlich grosser und weit nach aussen ausgelegter Lamina externa. Unterkiefer schwach, mit vorspringendem, hoch stehendem Kinn, starken Aesten und niedrigen Seitentheilen.

Von den Röhrenknochen ist noch zu erwähnen, dass ein ziemlich graciles Os humeri 308 Mill. lang ist, und dass von zwei Tibien die längste 360 Mill. mit, 350 ohne Malleolus misst; beide sind kräftig, lang und schmal, und am oberen Theile stark von aussen her eingedrückt.

Ich stelle damit einige Schädel zusammen, welche mir schon früher durch die Güte des Herrn Studienrath Müller zu Hannover aus der Sammlung des historischen Vereins für Niedersachsen leihweise überlassen waren. Ich bezeichne dieselben mit I, II, III. Der erste derselben ist ein Kinderschädel, der zu einem berühmten Moorfunde gehören soll. Der zweite, ein Gräberschädel von Horneburg, nähert sich am meisten den vorhin beschriebenen Schädeln der Lüneburger Haide. Der dritte endlich, ein Gräberschädel von Elze oder genauer von Boitzum, ist ganz davon verschieden und besonders bemerkenswerth, weil er eine nicht geringe Aehnlichkeit mit finnischen, namentlich mit magyarischen Schädeln darbietet.

Ueber Nr. I bemerkt Herr Müller Folgendes:

„Im Monat Juni 1817 wurde in einem bei dem Dorfe Marx in der Nähe von Friedeburg im Amte Wittmund (Ostfriesland) befindlichen Moore ein bekleidetes Skelet gefunden. Dasselbe lag ungefähr 6 Fuss unter dem Moraste auf dem Sande, darüber waren zwei starke Eichenpfähle befestigt, welche an beiden Seiten in die Erde gesteckt zu sein schienen, um den Körper nieder zu halten. Das Gewand bestand in einem groben Tuchmantel, ohne Naht und Knöpfe, mit weiten Aermellöchern und einem Halsloche. Die Beinkleider bestanden aus gleichem Zeuge und waren bloss mit einem Zuge zum Zuziehen um den Leib und ohne alle Knöpfe. Alles war mit Torf durch- und überwachsen. Die Knochen hingen nicht mehr zusammen, sondern mussten einzeln aus den Kleidungsstücken zusammen gesucht werden. An dem Hirnschädel fanden sich Spuren von röthlichen Haaren. Ueber das Geschlecht des Leichnams liess sich mit Gewissheit nichts bestimmen, indessen entstand aus der Kleinheit mehrerer Theile, vorzüglich der Rippen und Zähne, sowie aus der Breite des Kreuzbeins und aus der geringen Vertiefung der Hüftpfanne die Vermuthung, dass man einen ausgewachsenen weiblichen Körper vor sich habe. Spuren von Gewaltthätigkeiten, die vielleicht einst an dem Körper verübt worden, liessen sich bei der Beschaffenheit der Ueberreste nicht auffinden, wenn gleich die Lage des Leichnams die Vermuthung einer solchen Gewaltthätigkeit nicht ausschloss. Vorzüglich sind die Schuhe conservirt, wovon der eine sich gleichfalls in der Sammlung des histor. Vereins für Niedersachsen befindet. Jeder ist aus einem Stück Leder verfertigt, ohne Naht und Sohlen, nur unter der Ferse befindet sich eine kleine Naht, um dem Schuh eine Form zu geben, die sich dem Fusse ganz anschmiegt. Ueber den sog. Spann sind Löcher mit einem Riemen zum Zuziehen, ausserdem aus Sternen und Laubwerk bestehendes (ausgeschnittenes) Ornament. Vgl. die Abbildung im Neuen vaterländ. Archiv (Lüneburg 1822), 2. Bd., S. 58. Desgl. 15. Jahresbericht



des Voigtländ. Alterthumsvereins, 1840, S. 45. — Man hat bei diesem Funde an Tacit. Germ. c. 12 gedacht: „Schwächlinge und Feiglinge und die, welche ihren Kör-

per schändlicher Wollust preisgegeben haben, versenken sie in Moor und Sumpf und werfen noch Reisbündel darüber" — allein nach meinem Dafürhalten reicht die Leiche in eine so frühe Zeit nicht zurück. Die Reste des Zeugmantels geben allerdings für die Zeitbestimmung keinen genügenden Anhalt mehr, allein die Technik, Form und Ornamentik des Schuhes deuten schon auf das Mittelalter und lassen der Hypothese selbst bis ins 14. Jahrhundert noch freien Spielraum. Vgl. Mémoir. de la société roy. des antiqu. du Nord 1836—1837, S. 137 flg., besonders über den Moorfund bei Haraldskjaer 1835."

Herr Dr. Hostmann in Celle macht mich ausserdem darauf aufmerksam, dass eine Abhandlung in den Annaler for nordisk oldkyndighed 1842—43, p. 173 mit Sicherheit feststelle, dass diese Moorleiche nicht älter, als aus dem 8.—9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung sein könne. Auch Herr Müller spricht sich in einem späteren Briefe, in dem er die angezweifelte Aechtheit des Schädels auf das Bestimmteste versichert, wegen des ausserordentlich künstlich ornamentirten Schuhes für das 9. oder 10. Jahrhundert aus.

Der fast schwarze, glänzende Schädel ist der eines Kindes. Er ist auf der rechten Seite noch stellenweise bedeckt mit mumificirter Haut, in welcher braune, kurze, aber ganz straffe Haare stecken. Seine Höhlung ist mit harten, braunkohlenartigen Stücken grossentheils gefüllt. Er ist lang und breit, jedoch niedrig, wobei zu bemerken ist, dass die Basis etwas verdrückt, der rechte Proc. condyloides mehr gegen und in die Schädelhöhle hinein gedrückt ist und dass sich dicht vor ihm eine quere Fissur befindet, welche sich in eine Diastase der Sutura spheno-temporalis fortsetzt. Auch sind beide Schläfenschuppen zusammengetrocknet und abstehend. Im Uebrigen ist die Gestalt des Schädels anscheinend ziemlich gut erhalten, jedoch sind die Knochen wie von Papier maché, offenbar ausgelaugt durch das Moorwasser. Das Gesicht fehlt gänzlich. Tubera frontalia und parietalia stark vorspringend. Stirn niedrig, mit voller Glabella. Das Stirnbein hinter den Höckern sehr lang. An der Spitze der Lambdanaht ein Schaltknochen von länglich viereckiger Gestalt, 13 Mm. lang und 11 Mm. breit; er ist mehr dem rechten Seitenwandbein zu entwickelt und daher bei der Messung der Pfeilnaht zugerechnet. Der obere Theil der Hinterhauptsschuppe bis zur Protuberanz springt stark vor. Sehr langes For. magnum.

Im Ganzen lässt sich aus der Form dieses Schädels nicht viel schliessen. Sie ist vielleicht mehr kindlich, als ethnisch. Offenbar ist das Alter des Kindes ein noch sehr zartes gewesen; man kann es auf höchstens 3—4 Jahre schätzen. Der geringe Höhenindex von 59,2 erklärt sich durch die gewaltsame, jedoch wohl posthume Eindrückung des Schädelgrundes. Dagegen kann der Breitenindex von 81 als ziemlich correct angenommen werden. Indess ist dabei zu beachten, dass nur die starke Protuberanz der Scheitelbeinhöcker das grosse Breitenmass hervorbringt, dass dagegen der Schädel im Ganzen einen viel mehr dolichocephalen Eindruck macht. Der Schätzung nach würde ich den Stamm, zu dem er gehörte, für einen dolichocephalen und aller Wahrscheinlichkeit nach germanischen halten. Das rothbraune, sehr grobe Gewebe, welches dabei war, zeigt mikroskopisch Wollenfäden. —

Nr. II. Der Gräberschädel von Horneburg (Landdrostei Stade), ist sehr gut erhalten, mässig schwer, anscheinend der eines Mannes in den mittleren Jahren, jedoch von feinen und gefälligen Formen. Die Knochen glatt, dicht, gelblich, nicht an der Zunge klebend. Die Zähne des Oberkiefers sind leider bis auf einen stark abgenutzten Eckzahn sämmtlich verloren, jedoch beweisen die bis auf die der Weisheitszähne vollständig vorhandenen Alveolen, dass dieser Verlust erst nachträglich zu Stande gekommen ist. Im Unterkiefer ist der linke Weisheitszahn noch vorhanden, die Backzähne gleichfalls ziemlich vollständig, jedoch sehr stark abgenutzt. Der

Schädel ist ein mässig prognather und hoher, leicht schiefer Dolichocephalus mit langem und namentlich in der Basilaransicht ungemein schmalem, fast zugespitzt erscheinendem Hinterkopfe. Er hat einen Breitenindex von 75,1 bei einem Höhenindex von 78,6. Seine Capacität ist verhältnissmässig gering, denn sie beträgt nur 1325 Cub. Centim. Der Vorderkopf schön gewölbt, mit sanfter Rundung der Stirn, deren grösste Höhe kurz vor der Kranznaht liegt (141 Mm. von dem vordern Rande des For. magnum occip.); die Tubera schwach entwickelt. Die Arcus superciliares über der Nase zusammenlaufend, nach aussen schnell verflacht, so dass die Incis. supraorbitalis normal und der Orbitalrand zart ist. Die Plana semicircularia temp. steil, erreichen die Tubera parietalia nicht; ihre geringste Entfernung hinter der Kranznaht beträgt 135 Mm. (Bandmaass). Die Squama temporalis sehr hoch, aber kurz: 63 bis 66 im Sagittaldurchmesser an ihrem oberen Theile, dagegen 51 Mm. hoch über dem Ansatze des Proc. zygomaticus. Die Ala magna tempor. an ihrem oberen Theile 25 (im Sagittaldurchmesser) breit, stark eingebogen, links sehr hoch über den Winkel des Seitenwandbeins heraustretend, rechts in derselben Gegend mit zwei starken, hinter einander gestellten Schaltknochen. Der nicht von Muskeln bedeckte Theil des Schädels ist leicht hyperostotisch, mit zahlreichen Gefässlöchern und einzelnen elfenbeinernen, ganz flachen Exostosen. Am Hinterkopfe der obere Theil der Schuppe niedrig, die Spitze abgeflacht, links in der Lambdanaht ein Schaltbein von 29 Mm. Breite und 18 Mm. Höhe, in Folge dessen das linke Parietale höher und das linke Tuber par. weiter nach vorn stehend, als rechts. Protuberantia occip. ext. ziemlich stark, 54 Mm. von dem hinteren Rande des For. magn. entfernt (Bandmaass). Die Muskelansätze am Hinterhaupt ziemlich stark; Lineae semic. super. von den inferiores fast 20 Mm. entfernt. Norma occip. fast ogival. An der Spitze des rechten Proc. mastoides und am rechten hinteren Umfange des For. magnum je eine ganz glatte, wie polirte Stelle, beide in gleichem Niveau (scharfer Hieb?). Orbitae verhältnissmässig hoch und tief. Nase ungewöhnlich schmal und hoch, sehr stark vorspringend. Oberkieferrand schwach prognath, Palatum 48 lang, 36 breit, im Ganzen schmal und lang, Proc. pterygoides klein, namentlich die Laminae externae. Unterkiefer stark, namentlich in der Gegend der hinteren Backzähne sehr dick nach Innen; ziemlich spitz vorspringendes Kinn.

Von den dazu gehörigen Röhrenknochen ist das Os femoris defect; es zeigt stärker nach hinten gebogene Condylen und ist etwas krumm. Die rechte Tibia misst 340 mit, 325 Mm. ohne Malleolus; sie ist kräftig, von aussen her etwas comprimirt, mit scharfer Crista. Das Os humeri ist 295 Mm. lang, sehr kräftig; besonders auffällig ist der rauhe Ansatz des M. deltoides; sein unteres Ende ist nicht durchbohrt.

Die näheren Fundverhältnisse dieses Skelets sind leider nicht bekannt. Indess hält Herr Müller die durch weil. Forstrath Wächter vorgenommene Bestimmung des Fundortes für ganz sicher. Das Grab wäre danach ein Hügelgrab gewesen. –

Nr. III ist nach der Mittheilung des Herrn Müller ein Schädel aus einem Hügelgrabe in der Nähe von Elze im Amte Kalenberg. Die näheren Fundverhältnisse sind mitgetheilt von Wächter im hannov. Magazin 1840, Nr. 76 flg. Das Terrain gehört zum Dorfe Boitzum. Der Grabhügel mass 7 Fuss Höhe und 49 Fuss Durchmesser. Derselbe war mit einer etwa 2½ Fuss dicken Steinlage bedeckt. Im Innern war ein runder Raum von ca. 16 Fuss Durchmesser mit dicken rauhen Steinen abgegränzt und darin an der Westseite eine besondere Abtheilung, 7 F. lang und 3 F. breit, von ähnlichen Steinen. In dieser besondern Abtheilung lag auf ebener Erde ohne alle Beigaben ein Gerippe. In dem übrigen abgegränzten Raume fand man in zwei von Osten nach Westen laufenden Reihen 5 runde Löcher, mit Asche und Kohlen angefüllt und in den steinigen Boden hineingehauen. Ueber dem mittelsten Loche der

südlichen Reihe stand ein kleines Gefäss mit Asche, neben demselben lag ein Thonwirtel. Ueber den übrigen vier Aschenlöchern aber lagen eben so viele, mehr oder weniger gut erhaltene Gerippe, mit dem Kopfe nach Süden und den Beinen nach Norden, die linken Armknochen nach vorn hin über die Brust ausgestreckt und die Beckenknochen aufrecht stehend, also dass man die Leichen auf die rechte Seite gelegt haben musste.

Es handelt sich also hier um ein durch seinen Aufbau sehr bemerkenswerthes Grab, welches sich in vielen Beziehungen den schleswigischen und jütischen Kegelgräbern anschliesst. Leider lässt die Beschreibung es unklar, in welche Periode wir dasselbe zu setzen haben. Der Mangel fast aller Beigaben wäre auch bei einem Grabe der Steinzeit sehr auffällig. Trotzdem muss es wohl als das Wahrscheinlichste angesehen werden, dass es sich um ein solches handelt Sowohl die Grösse des Hügels, als auch die Einrichtung desselben sprechen dafür. Um so mehr beachtenswerth ist der darin gefundene, offenbar männliche Schädel, von dem leider auch nicht bestimmt angegeben ist, ob er dem in der Tiefe gefundenen Gerippe oder einem der über den Aschenlöchern gelegenen angehört habe; das Erstere sollte wohl angenommen werden können.

Leider fehlen dem Schädel die ganze Apophysis basilaris, der Körper des Keilbeines, Theile des Siebbeines, der hintere Theil des linken Oberkiefers und das Jochbein, die Gelenktheile des Hinterhauptes, der rechte Gelenkfortsatz des Unterkiefers und ein Theil des rechten Jochbogens. Die Knochen haben an vielen Stellen durch Abblättern der äusseren Schichten ein rauhes Aussehen; auch scheinen, besonders rechts, vielfach feine Pflanzenwurzeln an der Oberfläche feine verzweigte Linien erzeugt zu haben. Die unversehrten Stellen sehen theils weisslich oder gelblich, theils dunkelgrau aus; auch finden sich zahlreiche braune Dendriten namentlich am Vorder- und Mittelkopfe. Die noch vorhandenen Theile der Basis waren vielfach bedeckt mit gelbem Lehm, während die Gesichtsknochen eine mehr schwärzliche Imbibition zeigen.

In der Norma verticalis betrachtet, erscheint der Schädel etwas schief und breit oval, in der Norma basilaris breit und kurz, namentlich am Hinterhaupt. Sein Breitenindex beträgt 81,6. Die Höhe kann leider ebenso wenig, wie die Capacität, sicher bestimmt werden. Approximativ schätze ich jene auf 127,6, wonach sich ein Höhenindex von 73,3 berechnen würde. Die Capacität ist jedenfalls eine beträchtliche gewesen.

Die Stirn ist sehr voll und hoch, die Superciliarbögen nur mässig entwickelt, die Glabella tief, die Tubera nach aussen ziemlich prominent, nach innen (medialwärts) nicht stark abgesetzt. Der unterste Theil der Stirnnaht bis zur Glabella noch erhalten. Jenseits der Höcker wölbt sich das Stirnbein noch weit rückwärts bis zur Kranznaht. Letztere ist an den Seitentheilen stark zackig: dicht über der Linea semicircularis findet sich jederseits eine starke supratemporale Vorwölbung. Die Entfernung der beiden Lineae semic. temporales beträgt an der Kranznaht 160 Mm. (Bandmaass). Ossa parietalia in jeder Richtung gross, auf der Fläche sehr stark gebogen, Tubera schwach entwickelt, fast in der Mitte des Längsdurchmessers. Die Pfeilnaht vor der Mitte nur schwach gezähnelt, zwischen den Foramina parietalia fast ganz einfach, das linke Foramen par. übrigens bis auf ein Minimum verkleinert. Die eigentliche Schläfengegend abgeplattet, Ala magna hoch, breit und weit nach hinten reichend, rechts von einem grösseren Schaltbein nach hinten begrenzt, auf der Fläche stark eingebogen, 23 Mm. im sagittalen Durchmesser breit. Schläfenschuppe steil, 68 Mm. im sagittalen Durchmesser.

In der Norma occipitalis erscheint der Schädel leicht ogival. Die Hinterhauptsschuppe ist verhältnissmässig hoch und steil, an der Spitze etwas abgeflacht, am stärksten nach hinten gewölbt über der Protuberanz, letztere beinahe ganz fehlend.

Lineae semicirculares occipitales grob, aber undeutlich; an der rechten unteren ein tiefer, scheinbar traumatischer querer Eindruck von 15 Mm. Länge.

In der Norma frontalis erscheint der Schädel ziemlich gleichmässig und breit gewölbt, das Gesicht hoch und schmal, das Jochbein nur mässig vorspringend; die Orbitae mehr breit, von mässiger Tiefe, die Nase verhältnissmässig breit und kurz, die Fossae caninae tief, Palatum lang und schmal, die Alveolarfortsätze der Ober- und Unterkiefer gross und vortretend, die Zähne stark und namentlich die Schneidezähne beider Kiefer in einen Winkel gegen einander gestellt. Die Schneidezähne und die vordern Backzähne sehr stark abgemahlen, im Uebrigen die Zähne sehr vollständig und auch die Weisheitszähne vorhanden. Der Unterkiefer in der Gegend der hinteren Backzähne sehr dick, der mittlere Theil sehr hoch und auf der Fläche stark eingebogen, das Kinn abgerundet und sehr stark vorspringend, kräftige doppelte Spina mentalis posterior.

In Nachstehendem gebe ich die Masse dieser verschiedenen Schädel:

	Bohlsen. Lüneburger Haide.			Moorfund von Friedeburg.	Horneburg.	Boitzum (Elze).
	1.	2.	3.	I.	II.	III.
Capacität	1500?	—	—	—	1325	—
Grösster Horizontalumfang	545	494	497	442	500	509
Grösste Höhe	—	126?	130	90,6	140	127,6?
Entfernung des For. occip. von der vorderen Fontanelle.	—	—	127,5	88	141	—
Entfernung des For. occip. von der hinteren Fontanelle.	—	—	116,5	80	116	—
Grösste Länge	195	177	175	153	178	174
Sagittalumfang des Stirnbeines	137 }	119 }	124 }	105 }	134 }	129,5 }
Länge der Sutura sagittalis	132 } 399	122 } 352	113 } 347,5	109 } 314	126 } 373	132,5 } 376
Sagittalumfang der Hinterhauptsschuppe	130 }	111 }	110,5 }	100 }	113 }	114 }
Meatus audit. bis Nasenwurzel	107	98	98	79	99	102,5
„ „ „ Spina nas. inf.	111,5	112	99	—	99,5	107
„ „ „ Alveolarrand	116	108	102	—	107,5	114
„ „ „ Kinn	133	125	116,5	—	122,5	133
Foram. occip. bis Nasenwurzel	—	—	95	73	98,8	—
„ „ „ Spina nas. inf.	—	—	86	—	88	—
„ „ „ Alveolarrand	—	—	87,5	—	90,9	—
„ „ „ Hinterhauptswölbung	70,5	58,5	57	42,2	59	47
Länge des Foramen occip.	—	—	38	34	33	—
Breite „ „ „	—	—	30	23	34	—
Grösste Breite	143,5	130,5	134	124	132	142
Oberer Frontaldurchmesser	62	55	61	51	66	66,5
Unterer „	102	93	92	81	93	103,2
Temporal „	116	105	114	92	123,6	121,5
Parietal „	126,5	119	128	124	126	129,5
Mastoideal „	131,5	119	123,5	95	120,4	130,5
Jugal „	127	(2×60)	123,5	—	121,5	—
Maxillar „	(2×32,5)	62	56	—	56	—
Querumfang (Bandmaass)	322	287	296	250	312	320
Breite der Nasenwurzel	22	23,5	21	16,5	19,5	23

	Bohlsen. Lüneburger Haide. 1.	2.	3.	Moorfund von Friedeburg. I.	Horneburg. II.	Boitzum (Elze). III.
Breite der Nasenöffnung	23	25	21?	—	20	27
Höhe der Nase	55,5	52	49	—	51,7	49
Breite der Orbitae	41	35,5	39?	18	39,6	39
Höhe " "	31,5	31,8	34	—	35	31
Höhe des Gesichts	122	109	106	—	111,6	118,5
Unterer Umfang des Unterkiefers	195	(2×85)	163	—	198	195
Mediane Höhe	35	28	25	—	34	32
Länge des Kieferastes	72	59	60	—	56	58
Entfernung der Kieferwinkel	96	119	81	—	98	85
Diagonaldurchmesser	245	222,5	217	—	232,5	242,5
Gesichtswinkel (Gehörgang, Nasenwurzel, Spina nas. inf.)	70	69,5	70	—	75	75
Die berechneten Verhältnisszahlen ergeben:						
Breitenindex	73,5	73,7	76,5	81,0	75,1	81,6
Höhenindex	—	71,1?	74,2	59,2	78,6	73,3?
Breitenhöhenindex	—	96,5?	97,0	73,0	106,0	89,8?

Eine eingehende Vergleichung dieser Schädel unter einander ist schon der vielfachen Defekte wegen schwer ausführbar. Dazu kommen die Geschlechts- und Altersverschiedenheiten. Immerhin ist es bemerkenswerth, dass der Kinderschädel von Friedeburg und der Gräberschädel von Boitzum einen ausgemacht brachycephalen Breitenindex ergeben. Was den ersteren anbetrifft, so muss ich es dahin gestellt sein lassen, ob er wirklich der richtige Moorschädel ist, von dem Wächter geschrieben hat. Letzterer spricht in seinen Baudenkmälern Niedersachsens (herausgegeben vom Architektenverein in Hannover 1840, S. 151) ausdrücklich von einem „alten Ostfriesen," der bei dem Dorfe Marx im Amte Friedeburg gefunden sei (Hannoversches Magazin 1817), während der vorliegende Schädel ganz unzweifelhaft einem jungen Kinde angehört hat. Indess ist es nicht ohne Interesse, dass dieser Kinderschädel mit neueren friesischen Schädeln, die ich untersucht habe, manche Aehnlichkeit bietet.

Dagegen ist dies trotz des ähnlichen Index keineswegs der Fall bei dem Gräberschädel von Boitzum, von dem ich anerkennen muss, dass er unter allen mir bekannt gewordenen norddeutschen Gräberschädeln die grösste Aehnlichkeit mit magyarischen und rein finnischen Schädeln darbietet. Es gilt diess namentlich für die Bildung des Hinterkopfes, dessen ganz ungewöhnliche Kürze weder durch künstliche Abplattung, noch durch Synostose bedingt ist. Das Verhältniss der grössten Länge zur Länge des Hinterhauptes (= Entfernung der hinteren Wölbung von der Ebene des hinteren Randes des Hinterhauptsloches) ist = 100: 27. Mit dieser occipitalen Verkürzung, welche in der Norma basilaris höchst auffällig hervortritt, harmonirt die grosse Breite, welche am meisten am Schädeldach nachweisbar ist. Am besten ergiebt sich diess bei einer Vergleichung der Zahlen mit denen des männlichen Schädels aus der Lüneburger Haide (Nr. 1), der doch absolut eine weit beträchtlichere Entwicklung hat und sowohl in der Länge, als in der Breite grössere Maasse erreicht. Aber der Schädel von Boitzum übertrifft ihn beträchtlich im oberen Frontal-, im Temporal- und Parietaldurchmesser, denn er hat die Zahlen von 66,5— 121,5— 129,5 gegen 62— 116— 126,5 bei dem Schädel von Bohlsen. Und während der letztere in der sagittalen Curve allerdings ganz ungewöhnlich grosse Zahlen für jeden einzelnen Knochen des Schädel-

daches und natürlich auch für die Gesammtcurve (137 + 132 + 130 = 399) liefert, so übertrifft der Schädel von Boitzum bei viel kleinerer Gesammtsumme ihn doch in dem Maasse für den Mittelkopf (129,5 + 132,5 + 114 = 376).

Nichtsdestoweniger halte ich es nicht für ausgemacht, dass der letztere Schädel ein finnischer war. Namentlich pflegt bei den ächten Finnen sowohl die Länge, als die Breite und namentlich die parietale Breite grösser zu sein. Dasselbe gilt von der Länge der Basis cranii. Ich empfehle daher dringend die in solchen Fragen nothwendige Vorsicht und zwar um so mehr, als die Existenz brachycephaler Altschädel in Norddeutschland mehrfach nachgewiesen ist und die Mehrzahl derselben sich von dem finnischen Typus mehr entfernt, als es der Schädel von Boitzum thut. Wie sehr es aber erforderlich ist, bei der Beurtheilung eines einzelnen Schädels zurückhaltend zu sein und der Individualität des Falles Rechnung zu tragen, das zeigt am besten die Vergleichung des grossen Männerschädels von Bohlsen (Nr. 1) mit dem jugendlichen Frauenschädel von ebendaher (Nr. 2). Ich mache dabei auf die auch hier sehr auffällig hervortretende Prognathie des Frauenschädels aufmerksam.

Eine weitere Erörterung der Brachycephalie behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor. —

(6) Herr **Fritsch** sprach im Anschluss an seine historische Karte dieses Landes

über die Veränderungen der Eingebornenverhältnisse Südafrika's in historischer Zeit.

Auf den gewöhnlichen Karten entziehen sich die Veränderungen, soweit sie die Eingeborenen betreffen, der Betrachtung, da nur ein bestimmter Zeitpunkt berücksichtigt wird; bei einem von inneren Versuchen zerrissenen Lande, wie Südafrika, ist aber der Wechsel der Verhältnisse so gross, dass auf diese Weise eine richtige Vorstellung nicht gewonnen werden kann. Daher wurde auf der vorliegenden Karte, um die Entwickelung des heutigen Zustandes klar zu legen, die Eintragung der vergangenen Epochen festgehalten, dieselben aber zur Unterscheidung in verschiedenen Farben gedruckt. In entsprechenden Farben erscheinen auch die Wanderungen der Stämme als punktirte Linien mit angefügten Pfeilen zur Andeutung der Richtung. Ebenso sind die verlassenen Ortschaften vermerkt mit der Farbe, welche der Zeit entspricht, in der sie bewohnt wurden. Zur Unterscheidung der unabhängigen und geschlossen lebenden Stämme von solchen, welche nur noch zerstreut und in Abhängigkeit existiren, wurde die volle Schrift gewählt im Gegensatz zur gestrichelten.

Für Süd-Afrika schliesst eine Epoche, welche zusammenfällt mit der ausgedehnteren Etablirung der Colonie bei völliger Unterdrückung der Hottentotten um das Jahr 1800 ab. Verhältnisse, welche das genannte Jahr nicht überdauerten, wurden in rothem Druck ausgeführt. Da die Nachrichten nach rückwärts sehr schnell immer dürftiger werden, so lassen sich frühere Phasen nicht wohl abgränzen, und wir können beim heutigen Standpunkt der Wissenschaft nur festhalten, dass Süd-Afrika mit Gründung der Colonie in das Gebiet der Geschichte eintritt. Die früheren Berichte sind zu unvollständig und zum Theil mythisch, als dass man daraus eine genauere Vorstellung über die Verhältnisse ableiten könnte. Wir erkennen bei Vergleichung der frühesten Quellen nur, dass sich in den südlichsten Gebieten des Landes beim Eindringen der Europäer Hottentottenstämme vorfanden, deren Ausbreitung an der Westküste weiter hinaufreichte als an der Ostküste. Diese Horden zogen wie Strichvögel umher, ohne dass sich ausgedehntere Züge oder Einwanderung nachweissen liessen. Andeutungen über solche grösseren Wanderungen finden sich nur bei

der hierher gehörigen Abtheilung der Korana, welche längs des Vaal- und Hart-Rivier von Nordosten in ihre späteren Wohnsitze herabgekommen sein wollen.

In allen diesen Gebieten bis hinunter zum Cap fanden sich schon damals in kleinen Gesellschaften oder einzelnen Familien die Buschmänner als Bewohner der Felsschluchten und Dickichte; in ihnen sehen wir unstreitig die ältesten Einwohner des Landes vor uns und die neueren Entdeckungen über die verwandten Stämme des centralen Afrika's berechtigen zu der Annahme, dass diese dünne Bevölkerung ohne jede staatliche Organisation in der That die Reste der Ureinwohner des Continents darstellt. Der Mangel der Organisation verhinderte sie an grossen Zügen, welche in geschlossener Masse ausgeführt werden mussten.

Das Eindringen der Europäer veranlasste bald ein Zurückweichen dieser Stämme, wir sehen daher die Reste der unabhängig gebliebenen nach dem sterilen Innern oder längs der Westküste hinauf ziehen, um sich neue Wohnsitze zu suchen. Bis zum Jahre 1800 war die Etablirung der Colonie in weiteren Grenzen vollzogen, die einschlägigen Veränderungen fallen daher meist in die Periode, welche auf der Karte mit Roth bezeichnet ist. Von dem genannten Jahre bis gegen das Jahr 1860 folgt nun eine zweite Periode von Umwälzungen, in welchen nicht mehr die Braunen, sondern die dunkelpigmentirten Stämme die Hauptrolle spielten (in der Karte mit blauer Farbe gedruckt).

Diese dunklen, schwarzbraunen Eingeborenen, die Abantu, waren nach ihren Ueberlieferungen und ältesten Berichten viel früher vom Nord-Osten Afrika's abwärts gezogen, ohne dass man indessen den eigentlichen Ausgangspunkt ihrer Wanderungen bisher hat feststellen können; es finden sich also auch manche Züge derselben mit rother Farbe vermerkt. Ihre meisten Veränderungen erlitten sie durch den Druck der Colonisten, welche bei der entgegengesetzten Richtung des Vordringens am Sonntagsfluss etwa auf sie stiessen und rückläufige Strömungen veranlassten, deren Wellen sich dann wieder mit neuen aus dem Herzen der Stämme selbst entstandenen brachen. Wir sehen desshalb auf der Karte gerade die blau eingezeichneten Wanderungen ziemlich verworren durch einander laufen und können uns mit einem Blick überzeugen, dass bei so rapiden Veränderungen das Festhalten einer einzigen Phase über die Eingeborenenverhältnisse keinen genügenden Aufschluss geben kann.

Die bedeutendsten Züge wurden unternommen gegen Süden durch die zu den Ama-zulu zählenden Ama-fengu (Fingoe), gegen Westen und Nordwesten durch die Matabele, gegen Südwesten, die anderen kreuzend, von den Ba-mantatisi (Mantati). Die Letztgenannten erscheinen als die spätesten Ankömmlinge in Süd-Afrika und müssen in verhältnissmässig neuer Zeit von nördlicheren Wohnsitzen aufgebrochen sein. Sie bildeten den Nachtrab der Familie von Stämmen, welche man als Be-chuana zusammenfasst, deren Wanderungen ebenfalls von Nordost gegen Südwest verlaufen, ohne sich indessen in grösserer Ausdehnung mit völliger Sicherheit nachweisen zu lassen Die am meisten westliche Richtung haben unter den dunkelpigmentirten Stämmen die Hereró (Damara) genommen, welche sich bis nahe an die Westküste vorschoben und hier gegen die nordwärts ziehenden Namaqua prallten

Es schloss sich so der Völkerwirbel, dessen Mitte von der wasserlosen Kalahari eingenommen wird und dessen Hauptrichtung im Osten an der Küste abwärts, im Westen an derselben aufwärts führt, wenn auch manche kleinere Strömungen sich eigene Bahnen suchten.

Diese beständigen jähen Veränderungen ergaben das bunte Völkergemisch des heutigen Süd-Afrika's, wo geschlossen lebende, unabhängige Stämme nur noch in kleinerer Zahl existiren, während die meisten als Trümmer zwischen den Colonisten vegetiren. Die resultirenden Verhältnisse, in der Karte mit schwarzer Farbe gedruckt,

zeigen im Ganzen nur eine dürftige Eingeborenenbevölkerung des Landes, verglichen mit den früheren Perioden, indessen erscheint ein grosser Theil des Blutes in die neu entstandenen Mischlingsrassen übergeführt.

Einige dieser Rassen haben den Charakter geschlossener Stämme angenommen und wiederum eine selbständige Rolle gespielt, wie die Griqua unter Adam Kok und Waterboer, deren Züge entsprechend ihrem Ursprung mehr conform denjenigen der auswandernden Boeren verliefen.

Nur für die colonisirten Gebiete wurden nach langen Zwistigkeiten genaue Grenzen festgestellt, während die Eingeborenen selbst den Grund und Boden viel zu wenig achteten, um genaue Grenzregulirungen vorzunehmen. Das Bestreben der Colonisten, den Eingebornen diesen ihnen unbekannten Begriff zu octroyiren, ist gerade ein Hauptgrund für die Verwickelungen und Kriege geworden. Die Grenzen der colonialen Gebiete sind auf der Karte in ihrer fortschreitenden Entwickelung durch mehrfaches Auftragen eines bestimmten Farbentones unter wechselnder Markirung angedeutet.

(7) Herr **Virchow** zeigt ein, durch Vermittelung des Herrn Röber ihm zugekommenes

Torf-Stirnbein eines Menschen aus der Gegend von Leipzig.

Das Stirnbein ist ein Muster eines Torfknochens: schwer, dick, glänzend, braunschwarz, fast wie altes Eichenholz aussehend. Es umfasst beinahe den ganzen Knochen; nur die unteren Seitentheile der Kranznaht fehlen. Dafür sitzen nach oben hin kleine Stücke der Scheitelbeine an, welche abgebrochen sind. Es misst im Sagittaldurchmesser 133 Mm., hat einen oberen Durchmesser zwischen den beiden Tubera von 62, einen unteren von 101 Mm. Ueber der 22 Mm. breiten Nasenwurzel liegen starke, in der Mitte zusammenfliessende, etwas rauhe, schön geschwungene Stirnwülste, denen grosse Stirnhöhlen entsprechen. Die Stirn selbst bis zu den Tubera ist etwas niedrig und ziemlich breit; über ihre Mitte läuft eine leichte sagittale Erhöhung. Die Anfänge der Lineae semicirculares bilden starke Leisten. Der Knochen ist 5—7 Mm. dick und zeigt innerhalb der sehr starken Tafeln eine schwache Lage von Diploe. Innen steht eine kräftige Crista. Die Augenhöhle hat etwa 39 Mm. Querdurchmesser.

Dieses interessante Stück, welches dem Anscheine nach einem kürzeren Schädel angehört hat, fand sich unmittelbar neben einem alten Eichenstamme von 0,4 Mm. Durchmesser, der ganz verkohlt erschien, in der Nähe eines mächtigen Hirschgeweihes. Es wurde bei der Anlage eines Kanals ausgegraben, der zur Regulirung der alten Parthe in der Nähe der Magdeburg-Leipziger Eisenbahn angelegt ist. Ganz nahe dabei ist eine Schleuse, bei deren Ausgrabung in $3^1/_2$ Fuss Tiefe alte Funde von 12 anderen Schädeln gemacht wurden. Die Stelle liegt in einer geraden Verbindungslinie zwischen dem oberen und unteren Laufe des Flusses, der möglicherweise früher einen anderen Verlauf gehabt hat. Zu oberst kam eine $1^1/_2$' dicke Schicht von Humus und Moorboden, dann 1' blauer Thon und 1' blauer Sand. Unter letzterem lag der Schädel.

(8) Herr **Hitzig** spricht

über Localisation psychischer Centren in der Hirnrinde.

Der Titel meines Vortrages könnte zu Missdeutungen Veranlassung geben. Ich möchte deshalb zunächst dasjenige ausschliessen, worüber ich nicht zu reden beabsichtige. Indem ich ankündigte, über die Localisation psychischer Functionen sprechen zu wollen, war es doch meine Absicht, mehr das Physische in denselben zu behandeln, und mich übrigens von metaphysischen Erörterungen gänzlich fern zu halten. Ich beschränke mich also auf die Mittheilung einiger rein physischer

Thatsachen. Wenn ich nun in der Absicht, nur allgemein Verständliches zu sagen, einige Ihnen Allen bekannte Dinge vorbringen sollte, so wollen Sie das verzeihen.

Man hat von jeher den Sitz der psychischen, der höheren Seelenthätigkeiten in das grosse Gehirn verlegt. Indessen hat die Zeit wesentliche Veränderungen in den Meinungen über die Art herbeigeführt, wie das Geistige mit dem Körperlichen zusammen hinge. Die Lehren Galls sind noch in frischer Erinnerung. Gall nahm an, dass jede Fähigkeit, jede Charaktereigenschaft ihr besonderes Organ im Gehirn besässe. Mit der Entwickelung des Organes wachse auch dessen Function; auch sei es möglich, die Grösse der einzelnen Organe durch Betasten des Schädels zu erkennen. Die Consequenzen einer solchen Anschauung würden einleuchten, auch wenn Gall dieselben nicht zu seinem eigenen Vortheile geltend zu machen gewusst hätte. In einer sehr natürlichen Weise würde der Mangel freier Willensbestimmung durch Eigenthümlichkeiten der körperlichen Organisation erklärt sein. Damit wären denn sämmtliche Handlungen der Menschen wie der Thiere rein körperlich gerechtfertigt. Ja durch eine richtige Combination, welche mit den einzelnen Schädelhöckern und Gruben zu rechnen verstand, konnten selbst die zukünftigen Handlungen des Menschen, sein Fatum, voraus verkündet werden. Sie wissen, mit welcher Geschicklichkeit diese Consequenzen seitens der Phrenologen eine Zeit lang gezogen worden sind.

Man hatte gleichwohl diesen modernen Auguren schon früh genug entgegengehalten, dass sie bei ihrer Schädelbetrachtung nur Bildungen des Knochens, nicht aber den Umfang von Hirnorganen erkennen könnten. Nachdem man aber dem Gall als Consequenz seiner eigenen Behauptungen nachgewiesen hatte, dass das Kaninchen ein viel reissenderes Thier als der Wolf, und der Esel unendlich viel musikalischer als die Nachtigall sein müsse,[1]) verfiel man in das entgegengesetzte Extrem.

Hatte früher Gall jeder Nüance der Seele eine besondere Wohnstätte angewiesen, so glaubte die wissenschaftliche Welt auf Grund der Versuche von Flourens[2]) jede Localisation der psychischen Thätigkeiten im grossen Gehirne gänzlich in Abrede stellen zu sollen. Die folgenden zwei Versuchsreihen schienen entscheidend.

Bei der ersten Versuchsreihe nahm Flourens Vögeln das ganze Grosshirn fort, so dass nur der sogenannte Hirnstamm zurückblieb. Nun befanden sich die Thiere in einem traumartigen Zustande, derart dass alle Zeichen des Willens und des Bewusstwerdens der Empfindungen verschwunden waren. Sie frassen also nicht mehr von selbst und machten auch keine anderen spontanen Bewegungen, sie hielten sich aber gut auf den Füssen, waren sogar im Stande zu fliegen, wenn Flourens sie in die Luft warf und verschluckten in den Mund gebrachte Gegenstände. Auf diese Weise konnten sie beliebig lange am Leben und bei guter Gesundheit erhalten werden.

Flourens schloss hieraus, dass das grosse Gehirn der einzige Sitz des Willens und der Empfindungen sei, während die Muskelbewegungen ihr Centralorgan in mehr abwärts gelegenen Abschnitten besässen.

Bei der zweiten Versuchsreihe trug unser Forscher das grosse Gehirn scheibenweise ab, und zwar einmal von vorn nach hinten, ein anderes mal von hinten nach vorn, ein drittes mal von aussen nach innen. Man hätte annehmen sollen, dass die einzelnen sinnlichen Wahrnehmungen und Willensäusserungen bei dieser Methode eine nach der andern verschwunden wären, wenn nehmlich jede einzelne derselben auf einen bestimmten Hirntheil localisirt wäre. Dies war aber, wie Flourens berichtet, keineswegs der Fall, sondern er bemerkte vielmehr, dass alle diese Functionen, welche man der Seele zuschreibt, gleichmässig abnahmen, mochte er die Operation

[1]) Leuret et Gratiolet. Anatomie comparée du système nerveux. T. I.

[2]) Recherches expérimentales sur les propriétés et les fonctions du système nerveux.

nun hier oder dort beginnen. Hatte er eine gewisse Menge Hirn fortgenommen, so verschwand plötzlich der gesammte Rest aller psychischen Functionen. Ja noch mehr, wenn er mit der Abtragung an jener Grenze inne hielt, so erlangte das Thier innerhalb weniger Tage alle seine schon verlorenen Fähigkeiten wieder. Flourens schloss hieraus, dass es im grossen Gehirne keinen gesonderten Sitz weder für die verschiedenen Fähigkeiten, noch für die verschiedenen Wahrnehmungen gäbe, sondern dass jeder einzelne Theil des grossen Gehirns sämmtliche Functionen ausübe, und zur Noth auch nur ein sehr kleiner Theil dafür ausreichen könne.

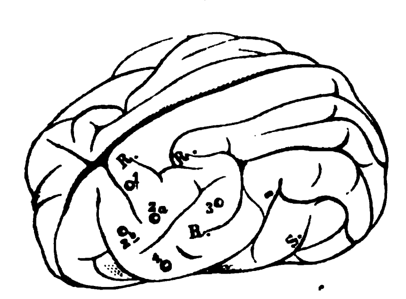
Schon vor den Untersuchungen, über welche ich zu berichten wünsche, war die Gültigkeit dieses letzteren Schlusses von mehreren Seiten bestritten worden. Namentlich hatten die französischen Aerzte, Bouillaud und Dax, nachgewiesen, dass die Zerstörung eines sehr kleinen Theiles der Hirnrinde zur Hervorbringung einer ganz bestimmten und höchst sonderbaren Krankheit, der Aphasie, ausreicht. Die Stelle, um welche es sich handelt, liegt in der dritten Windung des Stirnhirnes, in der Gegend der Sylvischen Grube. Die Krankheit äussert sich so, dass die davon befallenen Personen, wenn ich mich so ausdrücken darf, zwar sprechen, aber nicht reden können. Wenn Sie einem solchen Kranken ein Wort vorsagen, so spricht er es Ihnen mehr oder weniger vollkommen nach; wenn Sie ihm aber den Gegenstand zeigen, welchen das Wort bezeichnet, so kann er es nicht hervorbringen. Er schweigt entweder gänzlich, oder nennt alle Gegenstände mit denselben Namen. So sah ich einen Kranken, welcher jede Frage mit seinem eigenen Namen „Leidner" beantwortete. Wenn ich ihm aber auftrug, mir einen bestimmten Gegenstand zu geben, so führte er mein Geheiss richtig aus. Ein Messer, eine Gabel, ein Löffel, war also Alles „Leidner". Verlangte ich aber, dass er eins dieser Dinge suchen sollte, so irrte er sich nie. Seine Sprachwerkzeuge waren in Ordnung, denn er konnte ja „Leidner" und andere Worte, welche man ihm vorsprach, nachsagen. Auch war er nicht etwa so blödsinnig, dass er die Dinge nicht mehr gekannt hätte, welche er bezeichnen sollte und wollte, denn er konnte die einzelnen Gegenstände ja auf jede andere Weise, als durch die Sprache bezeichnen. Es war ihm also ein ganz bestimmtes Stück aus seinen psychischen Functionen verloren gegangen. Er konnte nicht mehr die Klangbilder, welche wir conventionell den verschiedenen Begriffen anpassen, mit diesen Begriffen zusammenbringen. Man fasst die fragliche Störung jetzt grösstentheils so auf, dass man annimmt, das Gedächtnissorgan für die Klangbilder sei vernichtet worden.

Sie sehen also, dass wir da ein ganz wohl zu charakterisirendes und abzugrenzendes Stück der geistigen Functionen und diesem entsprechend ein Stück Hirnrinde kennen gelernt haben, dessen Integrität eine nothwendige Bedingung für jene Function ausmacht. Mit dieser Thatsache war die Frage, ob eine Localisation der einzelnen psychischen Fähigkeiten im grossen Gehirn stattfindet, oder ob Flourens mit seiner Theorie Recht habe, im Princip entschieden. Denn wenn irgend eine Fähigkeit localisirt war, so erschien es ganz und gar unmöglich, dass die andern nicht localisirt wären. Es handelte sich nun nur darum, Untersuchungsmethoden zu finden, vermöge deren man die Function der übrigen Rindentheile erkennen konnte.

Untersuchungen, welche ich bereits im Jahre 1870 in Gemeinschaft mit Herrn Fritsch, zunächst an Hunden, ausführte und neuerdings vervollständigte, haben nun den Beweis geliefert, dass auch diejenigen Organe, vermöge deren wir unsere inneren Zustände nach aussen zu erkennen geben, die Bewegungsorgane, wohl umschriebene Centren in der Gehirnrinde besitzen.

Wenn wir nämlich die Hirnrinde mit sehr schwachen elektrischen Strömen reizten, so setzten sich einzelne Muskelgruppen der gegenüberliegenden Körperhälfte in Bewegung und zwar reagirt bei Reizung derselben Hirnpartie auch immer dieselbe Muskelgruppe, so kann das Bein von der mit 1 bezeichneten Stelle, die Vorderextremität und die Muskeln des Stammes von dort aus in Bewegung gesetzt werden, wo 2 a und b steht, bei Reizung von 3 bewegt sich der Augapfel und das Auge schliesst sich, in der Gegend von 4 endlich sind diejenigen Muskeln localisirt, welche die Fress- resp. Sprechbewegungen vermitteln.

Fig. 1.



Hundegehirn. S. die Sylvische Grube. R. R. R die Rolandische oder Centralfurche.

Wenn wir nun andern Thieren die Stelle zerstörten, deren Reizung sonst mit Bewegung der Vorderpfote beantwortet wird, so verloren sie, wie sich durch verschiedene Versuche nachweisen liess, das Bewusstsein von den Muskelzuständen dieses Gliedes.

Die Aehnlichkeit dieses künstlich producirten Krankheitszustandes mit dem eben beschriebenen der Aphasie leuchtet ein. In diesem Falle sind offenbar die Erinnerungen an diejenigen Vorstellungen verloren gegangen, welche das Thier sich von dem Zustande seiner Bewegungsorgane gebildet hat. In jenem Falle fehlen die Erinnerungen der Klangbilder, der Wortbilder, durch welche allein die Reproduction der Worte möglich gemacht wird.

Durch diese Untersuchungen war nun allerdings das Princip von neuem bestätigt worden. Indessen war doch für die Kenntniss der menschlichen Hirnoberfläche noch nicht entsprechend viel gewonnen. Denn man weiss bisher noch nicht, welche Theile des Hundehirns den einzelnen Theilen des Menschenhirns äquivalent sind. Nur soviel konnte man sehen, dass alle Bewegungscentren vor der Sylvischen Grube liegen. Da nun diese Vertiefung beim Menschen eben sowohl, wie beim Hunde vorkommt, so konnte man den Schluss ziehen, dass jene Centren beim Menschen entweder im Stirn- oder im Scheitellappen zu suchen sein würden, denn nur diese beiden Lappen liegen vor der Sylvischen Grube. Aber ob sie im Stirn- oder Scheitellappen enthalten wären, darüber konnten die Ansichten verschieden sein, und sind es bis heute geblieben.

Die streitige Frage liess sich durch die Untersuchung von Affen entscheiden; denn selbst niedrige Affen haben, wie Sie aus der Vergleichung der Abbildung 2 und 4 ersehen, ein dem menschlichen sehr ähnliches Gehirn. Durch die Güte des Herrn Direktor Bodinus war es mir gegen Ende des vorigen Jahres möglich, einen kleinen Affen, dessen Gehirn Sie dort abgebildet sehen, elektrisch zu untersuchen. Das Resultat war, namentlich bei der Verwendung von Inductionströmen, sehr merkwürdig. Man konnte das Thier zwangsweise allerlei Bewegungen, die den willkürlichen frappant ähnlich sahen, ausführen lassen. Nach Belieben griff der Affe mit der Hand, sperrte das Maul auf und steckte die Zunge heraus. Die sämmtlichen Centren aber fanden sich in demjenigen Hirntheile wieder,

Fig. 2.

Hirn von Inuus Rhesus. L. F. Stirntheil. L. O. Hinterhauptstheil S. S. die Sylvische Grube. R. R. die Rolandische oder Centralfurche.

welcher vor einer, auch beim Menschen vorkommenden Furche, der Rolandischen oder der sogenannten Centralfurche (R. R. der Figuren) liegt. Man nennt die Hirnwindung, um welche es sich dabei handelt, die vordere Centralwindung.

Vergleichen wir nun die Anordnung der Centren beim Hunde und beim Affen mit einander, so sehen wir, dass die Reihenfolge derselben, von der Medianspalte an gerechnet, bei beiden Thieren die gleiche ist. Erst kommen wir auf das Centrum für die Hinterextremität, dann folgt Vorderextremität und Rumpf, sodann das Auge, endlich die Fress- resp. Sprechbewegungen. Man wird also wohl mit Recht annehmen dürfen, dass die vordere Centralwindung beim Affen und Menschen der hier bezeichneten Windung des Hundes entspricht. Die Wahrscheinlichkeit, dass dem wirklich so sei, wird nun durch einige Beobachtungen an Menschen wesentlich vergrössert.

Ich selbst war in der Lage, einen Krankheitsfall zu beobachten, bei dem während des Lebens Krämpfe und eine theilweise Lähmung der Gesichtsmuskeln bestanden, während sich nach dem Tode eine kleine Zerstörung in dem untern Theile der vordern Centralwindung vorfand. Auch in der Literatur giebt es ähnliche Berichte. Bei einer Anzahl von oberflächlichen Verletzungen des Gehirns war immer das Bein gelähmt, wenn der obere Theil der vordern Centralwindung, und das Gesicht, wenn der untere Theil dieser Windung betroffen war. So werden diese Anschauungen, wenn auch nicht zur Gewissheit, so doch zu grosser Wahrscheinlichkeit erhoben. —

Nun würde die Frage entstehen, wozu denn der Rest der Hirnoberfläche diene. Wir haben gesehen, dass die vordere Centralwindung eine gewisse Beziehung zu den Muskelbewegungen hat, wahrscheinlicher Weise betheiligen sich an der gleichen Function noch die andern zum Scheitellappen gehörigen Windungen.

Es bleiben also die hinteren und vorderen Regionen. Nun ist es dem Wiener Anatomen Meynert gelungen, die Endausbreitungen der Sinnesnerven, also des Seh-, Gehör- und Geschmacksnerven in den Hinterhaupts- und Schläfenlappen zu verfolgen. Wenn man also die sinnlichen Wahrnehmungen auf Grund dieser anatomischen Untersuchung in die hinteren Regionen verlegen will, so bleibt für die höheren psychischen Thätigkeiten nur das Stirnhirn übrig, und es würde sich fragen, ob noch anderweitige Thatsachen existiren, welche die Localisation dieser Functionen an diesen Ort unterstützen.

Kehren wir noch einmal zu der Aphasie zurück, so beweist uns allerdings das Studium dieser Krankheit, dass die vorzüglichste menschliche Fähigkeit, die der selbständigen Sprachbildung, im Stirnhirn ihr Organ besitzt. Und danach lässt es sich allerdings vermuthen, dass die andern Fähigkeiten derselben Dignität nachbarlich angeordnet sein werden.

Betrachten wir aber die relative Entwickelung der einzelnen Hirnprovinzen bei den verschiedenen Thieren, so finden wir, dass sämmtliche Säugethiere ein sehr entwickeltes Scheitel- und Hinterhirn besitzen, während die vor der vorderen Centralwindung gelegenen Theile relativ klein ausfallen.

Dies würde nach unserer Annahme insofern leicht zu verstehen sein, als ja allen diesen Thieren eben solche sinnliche Wahrnehmungen, wie den Menschen, und eine grosse Fülle von Muskelbewegungen gegeben sind.

Die Entwickelung des Vorderhirns aber lässt sich von der Katze durch die Stufenleiter der Affen hindurch bis zum Menschen verfolgen.

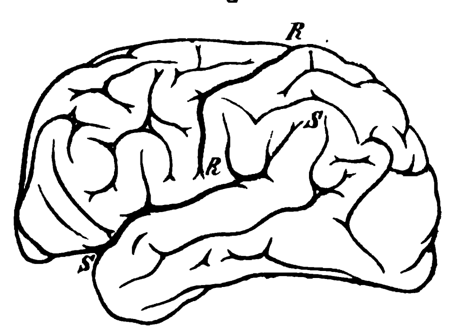
Schon beim Hunde ist der vor der vordern Centralwindung liegende Theil bei weitem stärker entwickelt, als bei der Katze.

Der von mir untersuchte Affe, welcher zu den niedern Gattungen seines Ge-

schlechtes gehört, zeigt bereits eine erheblich vorgeschrittene **Anlage** des Stirnhirns, wenn auch die **Ausbildung** desselben im höchsten Grade dürftig ist. Folgt man aber der Stufenleiter der Affen bis hinauf zu den menschenähnlichen, den Anthropoiden, so nimmt das Stirnhirn fortwährend an Masse und Gliederung zu.



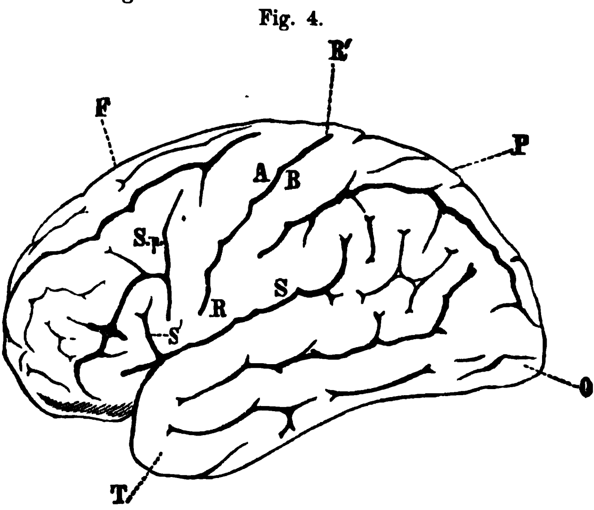
Fig. 3.



Hirn vom Orang. S. S. Die Sylvische Grube. R. R. Die Rolandische oder Centralfurche.

Unserm nächsten Vetter endlich, dem Chimpanse, fehlt nur wenig zu einem wohlentwickelten Menschengehirn.

Fig. 4.



Hirn des Menschen. F. Stirntheil. P. Scheiteltheil. O. Hinterhauptstheil. T. Schläfentheil. S. S. Die Sylvische Grube. R. R. Die Rolandische oder Centralfurche. A. Vordere Centralwindung. B. Hintere Centralwindung.

Blicken wir auf alle diese Thatsachen zurück, so scheint es in der That, als wenn sich die Aussicht auf eine neue Art von Phrenologie eröffne. Hoffen wir, dass die wissenschaftliche Forschung sich nicht wieder durch Speculationen auf die früheren Irrpfade verlocken lasse, sondern in nüchterner Selbstbeschränkung den Weg der strengen Untersuchung, der gewissenhaften Beobachtung wandele. Dann wird hoffentlich mit der Zeit aus der Skizze, die ich Ihnen entwarf, ein Bild werden, welches uns den Reichthum unseres inneren Seins einigermassen wiederspiegelt. —

Herr **Steinthal**:

Mein Herr Vorredner hat bemerkt, es sei bei der Theorie **Gall**'s sehr schlimm

um die menschliche Freiheit bestellt und um die Verantwortlichkeit seines Thuns. Ich muss gestehen, mir ist gar nicht bange um die Freiheit und ich mache mir gar nichts daraus, wenn Jemand beweisen könnte, wir seien nicht frei; mir liegt nichts daran, denn schliesslich sind das alles hohe, aber hohle Phrasen, durch welche die Sittlichkeit keineswegs sicher gestellt wird.[1]) Ich möchte wohl wissen, ob bei der gegenwärtigen Theorie. wie sie Dr. Hitzig in Aussicht stellt, die Freiheit irgendwie geschützt werden kann; ich möchte dies überhaupt zur Vervollständigung der Belehrung wissen, wenn es möglich ist, hierauf zu antworten.

Ein anderer Punkt ist der: es ist hier eine Analogie aufgestellt worden der Sprachbewegung mit der Bewegung des Armes oder der Füsse, der vorderen und der hinteren Extremitäten. Diese Analogie geht doch nur so weit, dass wenn ein bestimmter Theil der Hirnrinde gereizt wird, dadurch eine Bewegung der Extremitäten oder der Sprachorgane veranlasst wird; weiter geht sie nicht. Wenn ich also diesen bestimmten Ort, den man das Centrum der Sprachthätigkeit nennt, errege, so werden Sprachlaute erfolgen, so wie, wenn ein anderer Theil im Gehirn erregt wird, die vorderen und hinteren Extremitäten sich bewegen. Es müsste also folgen und es wäre vollständig klar, dass bei einer Verletzung dieser Stelle die Extremitäten entweder gar nicht oder nur schwankend und unbestimmt bewegt werden können, ebenso wie bei Verletzung des bestimmten Sprachcentrums entweder gar nicht oder nur lallend oder stammelnd und stotternd gesprochen werden kann, aber keineswegs, dass überhaupt das Wort vergessen wird. Wenn ich Jemand vorspreche das Wort „Löffel", so soll damit ein bestimmter Gehirntheil erregt werden, und mit dieser Erregung wird es möglich, dass der Hörende, dessen Gehirntheil durch mein Wort erregt ist, nun auch das Wort „Löffel" nachspricht. In Folge der Anregung, die ich auf ihn ausübe, setzen sich die Sprachorgane in Bewegung. Warum soll nun dieser Kranke nicht ebenso gut sprechen können, wenn ihm ein Löffel gezeigt wird? warum soll die Anregung, die von dem gesehenen Löffel ausgeht, nicht ebenso sehr auf die Erzeugung des Wortes „Löffel" wirken können, wie das von mir gesprochene Wort? Hier geht eine Anregung durch das Ohr, und dort geht eine Anregung durch das Auge. Man sollte meinen, dass die Anregung zu derselben Stelle des Gehirns gelangen, und dass die eine Anregung so gut wie die andere das Wort hervorbringen könne, oder man müsste untersuchen, ob der eine Weg gestört und der andere erhalten ist. Die Aphasie würde dadurch zu erklären sein, dass der Weg von dem Anschauungsbilde zu dem centralen Punkte, von wo die Sprachorgane gereizt werden können, irgendwie zerstört wäre; darauf käme es an. Aber die Stelle selber, von welcher aus das Wort erzeugt wird, darf nicht zerstört sein, denn sie kann in Thätigkeit gesetzt werden dadurch, dass das verlangte Wort vorgesprochen wird. Kann aber ein Mensch überhaupt das Wort „Löffel" sprechen, so hat er Alles, was dazu nöthig ist, und nur die eine Weise, in der ich ihn zum Sprechen erregen kann, bleibt erfolglos, während die andere Weise ungestört in Wirksamkeit bleibt. Also weiter reicht die Analogie gar nicht, als überhaupt nur zu zeigen, dass von einem bestimmten Centrum aus eine Anregung der Extremitäten möglich ist. Wodurch nun aber diese Stellen im Gehirn erregt werden, das bleibt ganz aus dem Spiel, und das wäre doch erst eigentlich das Psychologische. Mir

[1]) Nachträgliche Anmerkung. — Die oben gethane Aeusserung über die Freiheit, die Manchem abstossend erscheinen mag, hat zunächst nur den Sinn, dass die physiologische und die psychologische Mechanik ihre Untersuchungen und Ergebnisse darzulegen hat ohne Rücksicht darauf, wie sich damit die herrschenden ethischen Theorien vereinigen lassen. Jede Physiologie und Topik des Gehirns wird dem Begriffe von der Freiheit widersprechen. Die Ethik wird darum nicht minder bestehen bleiben, als wenn sie auf Gott gegründet wird. Steinthal.

scheint also, dass Alles, was der Herr Vorredner gesagt hat, sich rein auf dem Boden des Physiologischen bewegt, ich meine auf dem Boden der rein körperlichen Bewegung, wobei es gleichgiltig ist, wodurch diese Bewegung erzeugt ist, ob das ein elektrischer Strom oder ein Reiz durch Säuren bewirkt, oder eine ganz mechanische Verletzung oder eine psychologische Reflexion. Wenn also ein Weg von einem Gliede der Extremitäten bis zu einem bestimmten Punkte des Hirns aufgewiesen wird, ohne dass Rücksicht genommen wird auf den eigentlichen Reiz, mag dieser nun ein mechanischer, ein elektrischer oder ein chemischer sein, so ist hierbei auch gar keine Rücksicht genommen auf das, was irgendwie ein psychologischer Reiz genannt werden kann; das bleibt völlig aus dem Spiel, und es scheint mir ein Irrthum zu sein, wenn man glaubt, von Sachen gesprochen zu haben, die man noch gar nicht berührt hat.

Die Art und Weise aber ferner, wie über dergleichen Fälle von Lokalen für geistige Thätigkeiten gesprochen wird, muss einem Psychologen ganz wunderlich vorkommen. Ich möchte nur fragen: Klavier spielen ist etwas Psychologisches, auch Flöte spielen, Harfe spielen, und es sind das zugleich auch körperliche Bewegungen der Finger; wenn nun Jemand sagen wollte, für die Fingerbewegung beim Klavierspiel haben wir im Gehirn ein Centrum und ebenso beim Flöten spielen und Harfe spielen, also für drei ganz verschiedene Thätigkeiten drei verschiedene Centra: so frage ich, bestehen nicht jene drei verschiedenen Thätigkeiten aus ungefähr derselben Art der Fingerbewegungen? Müssen sie also nicht dasselbe Centrum haben? Wie soll denn das Instrument, welches allein die Verschiedenheit bewirkt, im Gehirn ein Lokal haben? Gehen, Springen und Tanzen gehören alle drei zu einer und derselben Art der Bewegung, leiblich genommen, und können nur dasselbe Centrum haben; ihre Differenz haben sie nicht durch körperliche Verhältnisse, sondern durch ganz andere Rücksichten. Es sind hier dieselben Organe, die nur in verschiedenen Formen bewegt werden, und der Physiologe würde dem, der besondere Gehirnlokale für Springen und für Tanzen suchen wollte, antworten: Du musst zurückgehen auf die elementaren Bewegungen, aus denen sich Springen und Tanzen zusammensetzen, auf die Bewegungen bestimmter Muskeln, und ich will Dir sagen, welche Muskeln sich contrahiren beim Laufen, Schwimmen und Tanzen. Für diese Muskelbewegungen suche ein Centrum, ohne Rücksicht, ob sie zum Springen oder Tanzen verwendet werden. Gerade so nun muss, wenn irgendwie in gesunder Weise von Psychologie die Rede sein soll, gesagt werden: wenn ich einen Löffel sehe und benenne, wo sind die elementaren psychologischen Prozesse? welche psychologischen Elemente sind es, die hier in Wirkung kommen?

Was ich also der Betrachtung, welche ein Sprachcentrum sucht, vorwerfe, ist das, dass sie von Sachen in der Bedeutung gesprochen hat, welche die Sprache des gewöhnlichen Lebens ihnen beilegt, während es, wie in dem Gebiete der ganzen Naturwissenschaften, so auch in der Psychologie erforderlich ist, dass jede psychologische Funktion in die reinen ursprünglichen psychologischen Elemente zerlegt werde. Hat man das in der Psychologie gethan, und kann man im Gehirn Stellen aufweisen für die einfachsten psychologischen Elemente, so wäre es die weitere Aufgabe, nachzuweisen, wie eine Beziehung dieser Elemente im Gehirn zu Stande kommt. Wenn ich z. B. den Begriff Thier und den Begriff Löwe so habe, dass eines der übergeordnete, das andere der untergeordnete Begriff ist; was muss zu solchem Erfolge im Gehirn geschehen? was muss dazu in den Gehirnfasern oder Gehirnzellen bewegt werden und in welcher Weise? Dass ein elektrisches Fluidum sich bewegt, dass ein elektrischer und ein mechanischer Reiz sich fortpflanzt, ist sehr begreiflich; welcher körperliche Vorgang aber soll bei dieser Beziehung zwischen zwei Begriffen (eine

Beziehung, die gar nicht beginnt und aufhört, sondern fortwährend bestehen bleibt), welcher materielle Process soll diese Beziehung irgendwie bewirken?

Also, da ich doch heute ausführlich nicht darauf eingehen kann, so bitte ich diese beiden Punkte zu beherzigen: Wenn man lokalisiren will, so muss man erst genau wissen, was kann man lokalisiren, mit welchen Elementen hat man es zu thun, und zweitens, in welcher Form kann man sich ihre Lokalisirung denken.

Herr **Virchow**:

Herr Hitzig hat in seinem Eingange schon gesagt, dass der Titel seines Vortrags vielleicht ein wenig weit gegriffen sei; hätte er das weiter ausgeführt, so wäre vielleicht manches Bedenken weggefallen, welches Herr Steinthal gewiss mit vollem Grunde, aber ich glaube, nicht eigentiich gegen Herrn Hitzig, hervorgehoben hat. So lange es sich um die gewöhnlichen Bewegungsvorgänge handelt, zu denen auch das Sprechen gerechnet werden muss, so lange haben wir immer zweierlei von einander zu trennen: Für jede Bewegung giebt es zuerst einen gewissen Mittelpunkt im Rückenmark; das ist der Ort, wo durch allerlei Reflexwirkungen die Bewegung ausgelöst wird. Wenn wir aber irgend eine bestimmte Bewegung untersuchen, so finden wir, dass es ausser dem Punkte im Rückenmark, von wo aus die Bewegung reflectorisch erregt wird, noch einen zweiten Punkt oben im Gehirn giebt, von wo dieselbe Bewegung willkürlich erregt wird. Der Wille, unzweifelhaft etwas sehr Psychologisches, benutzt von diesen Punkten nur einen; insofern ist dieser Punkt derjenige, der mit dem Willen in engerer Verbindung steht. Der andere hat gar nichts Psychologisches, denn der Wille hat keine direkte Einwirkung auf ihn. Es scheint mir daher, wir führen einen Streit um des Kaisers Bart, wenn man sagt, die Untersuchung über diese Punkte ist nicht Psychologie, sondern Physiologie. Unzweifelhaft wird die Psychologie nur stückweise durch die Physiologie erobert werden. Aber das ist im gewöhnlichen Sinne doch etwas Psychologisches, wenn ich herausbringe, welche besonderen Organe der Wille benutzen muss, um nach Aussen hin sich bemerkbar zu machen. Dass damit in keiner Weise das Vorstellungsvermögen, jene höhere Form der psychologischen Thätigkeit berührt wird, wird auch Herr Hitzig in keinem Augenblick aussagen, und das hat er auch nicht behauptet. Für die eigentlich psychologische Betrachtung ist allerdings damit noch kein Schritt weiter gemacht, als der, dass wir in der grossen Frage, welche einzelnen Theile des Gehirns für jene höheren geistigen Zwecke benutzt werden, einen gewissen Abschnitt ausschliessen können. Wir erfahren dadurch nicht, wo gedacht wird, aber wir wissen nun, hier ist ein Theil, wo nicht gedacht, sondern bewegt wird. Die Sache ist um so mehr von besonderem Interesse, als es sich um den vorderen Theil des Gehirns handelt, den man nach gewöhnlichem Herkommen als den eigentlich psychischen anzusehen pflegt; indem ein grosses Stück davon als motorisch nachgewiesen wird, so reduzirt sich der Theil, auf den sich die psychologischen Untersuchungen zu richten haben. Ehe wir jedoch dahin kommen, herauszubringen, wie ein einziges Wort gesprochen wird, kann noch lange Zeit vergehen. Ich möchte aber auch in dieser Beziehung bemerken, dass keine Art der complicirten Thätigkeiten, wie Tanzen, Springen u. s. w. gelernt werden kann, wenn nicht diejenigen Organe vorhanden sind, welche die einzelnen Elemente der Thätigkeit vermitteln. Sind diese Einzelapparate nicht sämmtlich vorhanden, so wird kein Mensch im Stande sein, irgend eine zusammengesetzte Thätigkeit zu lernen; er ist nicht fähig, diese Thätigkeit auszuüben und daher wird er auch für seine eigene geistige Entwicklung alle die Hülfsmittel entbehren, die er aus dem Schatze der Erfahrung entnimmt, insofern sie sich auf dieses detailirte Handeln bezieht. Wenn also die Organe für die willkürlichen Bewegungen der Mund- und Hals-

organe an einer gewissen Stelle lokalisirt sind, so ist kein Zweifel, dass, je mehr einzelne Bestandtheile für dieselben vorhanden sind, desto mehr die Möglichkeit der detaillirten Anwendung wächst. Existirt eine bestimmte Lokalität, die für das Sprechen nothwendig ist, zeigt dieselbe sich in den verschiedenen Thierklassen sehr verschieden entwickelt, so werden wir darin nicht nur für die gesammte Betrachtung der Entwicklungsverhältnisse der Sprache einen Untergrund finden, sondern auch die Bedeutung einer solchen Einrichtung für die Gestaltung des psychischen Lebens des Einzelnen hoch veranschlagen müssen. Eine solche Einrichtung gestatten dem Besitzer, mancherlei Erfahrungen zu sammeln, die ein Thier nicht sammeln kann; somit greift die Kenntniss derselben ein in die Geschichte des geistigen Lebens. Es wird durch derartige Untersuchungen allerdings ein gewisses Stück des psychischen Lebens für die Physiologie gewonnen. —

Nachdem auch noch die Herren Thorner, Westphal und Jessen (Eldena) kürzere Bemerkungen gemacht haben, wird die Diskussion geschlossen. Herr Westphal übernimmt es, in einer der nächsten Sitzungen einen Vortrag über Aphasie zu halten. —

(9) Hr. **Virchow** übergiebt folgenden Bericht über

altpatagonische, altchilenische und moderne Pampas Schädel.

Der gütigen Vermittelung unseres correspondirenden Mitgliedes Hrn. **Burmeister**, verdanken wir, wie schon in der letzten Sitzung angezeigt wurde, eine Sendung altpatagonischer Schädel. Eine vorläufige Anzeige darüber ist schon in der Sitzung vom 15. November 1873 mitgetheilt worden. In einem an mich gerichteten Schreiben d. d. Buenos Ayres, 28. October 1873 bemerkt Hr. Burmeister über die gegenwärtige Sendung Folgendes:

„Meiner früheren Anzeige nachkommend, übersende ich Ihnen anbei die vier Indianer-Schädel mit Pfeilspitzen und Topfscherben; erstere (Schädel und Spitzen) sind aus den Gräbern auf der Nordseite des Rio Negro in Patagonien, letztere von den Inseln des Rio de la Plata in der Mündung des Rio Paranà; — jene gehören den alten Querandis oder deren Nachkommen an, diese den Guaranis, einer sanfteren Nationalität.

„Die Schädel sind nicht ganz vollständig, aber bessere erhält man nur wenige, und die wollte Herr Moreno nicht gern abtreten; nach meiner Ansicht sind 3 weiblichen und 1 männlichen Geschlechts. Die Unterkiefer fehlen, weil sie sehr rar sind; der beiliegende gehört zu keinem der 4 Schädel, sondern ist eine Doublette unsers Museums, die ich hinzugefügt habe.

„Ebenfalls liegt von mir ein Exemplar meiner Anales etc. bei, welches ich Ihrer Gesellschaft zu überreichen bitte. —

„NB. Männliche Schädel sind viel seltener hier als weibliche."

Inzwischen hat Don Francisco Moreno, der sorgfältige und glückliche Sammler dieser seltenen Gegenstände, seinerseits einen Bericht über seine Untersuchungen in der Revue d'anthropologie des Hrn. Broca (1874. T. III. Nr. 1. p. 72) veröffentlicht, welcher eine genaue Schilderung der Fundstellen, der Stellung und Beschaffenheit der Skelete und der ausserdem gefundenen Gegenstände enthält. Von den Schädeln theilt er nur eine gewisse Zahl von Messungen und eine summarische Angabe der Indices mit, indem er sich das Genauere für eine besondere Abhandlung vorbehält. Ich ziehe hier nur einige, zum Verständniss nothwendige Notizen aus.

Die von den Paraderos verschiedenen Gräberfelder finden sich in Dünen längs

des Rio Negro, von der Gegend von Carmen de Patagones aufwärts. Jedes Feld besteht aus einer gewissen Zahl von Gräbern, welche in Gruppen von höchstens 10 zusammenliegen. Die Skelete sind, meist in hockender Stellung, die Knie an die Brust gelegt, einen Fuss über den anderen und die Hände über den Unterschenkeln gekreuzt, unmittelbar in den Sand gesetzt. Ihre oberflächliche Lage ist der Grund, dass meist ein Scheitelbein entblösst und zerstört war. Die Zähne sind gewöhnlich stark abgenutzt und die Köpfe künstlich verunstaltet, indem, wie Hr. Moreno nach der noch jetzt bei den Indianern der Gegend, den Tehuelches, gebräuchlichen Sitte annimmt, der Kopf mit einer Binde umgeben wurde, um die Haare nach hinten zusammenzuhalten. Er fand unter 45 Schädeln 18 deformirte und 27 natürliche. Von den letzteren hält er 11 für männlich, 16 für weiblich. Für jene berechnet er einen Index von 75, für diese von 74,15, demnach ein Mittel von 74,44.

Zahlreiches Steingeräth, namentlich von Feuerstein und Quarz, Trümmer von Waffen und verziertem Thongeschirr, allerlei Mollusken, Knochen von Säugethieren, Vögeln und Fischen wurden dabei gesammelt. Knochen von Pferden, welche jetzt so zahlreich in dortiger Gegend sind, fehlen gänzlich. Wenn es daher als sicher angenommen werden kann, dass die Skelete einer längst vergangenen Zeit angehören, so spricht doch Vieles dafür, dass sie demselben Stamme der Tehuelches zugerechnet werden müssen, die von den frühesten Entdeckern und zwar noch im Besitz steinerner Waffen, namentlich steinerner Pfeilspitzen und Kugeln (zu Bolas) angetroffen wurden.

Von den uns zugegangenen 4 Schädeln ist einer (No. I.) wohl unzweifelhaft männlich. Ob die 3 anderen sämmtlich weiblich sind, wage ich nicht bestimmt zu behaupten; die geringere Ausbildung der Muskelansätze und der Stirnwülste scheint dafür zu sprechen. Am meisten möchte ich dies für No. III. und IV. aussagen. No. IV. scheint die natürliche Form vollständig bewahrt zu haben; ihm am nächsten steht No. II. Die beiden anderen sind stark verunstaltet.

Alle 4 zeigen sehr deutlich eine gebleichte, der Luft ausgesetzt gewesene und stark zersprungene Fläche. Die Stelle ist sehr verschieden. Bei No. I. findet sie sich am rechten Proc. mastoides und dem anstossenden Theil der Hinterhauptschuppe; bei No. II. an der linken Schädelseite bis zur Mitte der Basis; bei Nr. III. an der rechten Seite des Schädeldaches, welches mitten in dieser Stelle ein grosses Loch von 90 Mm. Durchmesser zeigt; bei No. IV. ist fast die ganze linke Seite gebleicht. Die übrigen Theile haben durchweg ein bräunlichgelbes Aussehen, an vielen Stellen mit dunkelbraunen Flecken durchsetzt. Bei genauer Betrachtung zeigen sich hier vielfach feine, geschlängelte und verästelte, jedoch ganz oberflächliche Rinnen, offenbar durch Pflanzenwurzeln hervorgebracht. Bestreicht man die Oberfläche mit Oel, so sieht man die Gefässkanäle der äusseren Knochentafel mit einer braunen Masse erfüllt, welche der oberflächlichen ganz ähnlich ist. Augenscheinlich sind dies getrocknete und mumificirte Reste von Blut und Weichtheilen. Diese Theile sind übrigens durchweg sehr fest, kleben etwas an der Zunge und die ganzen Schädel sind verhältnissmässig schwer. Nur der Unterkiefer ist etwas verschieden in der Farbe, indem er durchweg ein schwärzlichgraues Aussehen darbietet.

Leider sind die zahlreichen Defecte einer vergleichenden Untersuchung sehr hinderlich. Trotzdem habe ich bei der Wichtigkeit dieser Funde eine möglichst vollständige Messung angestellt, deren Ergebnisse ich in der folgenden Zusammenstellung, gleichzeitig mit den Zahlen für zwei Schädel von Pampas-Indianern, auf welche ich zurückkommen werde, zunächst anschliesse:

	Alt-Patagonier				Pampeos	
	I	II	III	IV	I	II
Capacität	1350	1360	—	—	1300	1280
Grösster Horizantalumfang . .	490	485	463	(2×268)	510	474
Grösste Höhe	141	145	145	—	140	131,5
Foramen occip. bis vordere Fontanelle	134,8	133	138	—	138	128
Foramen occip. bis hintere Fontanelle	122	121	117,5	—	112	109,6
Grösste Länge	177	173	168	189	175	156
Sagittalumfang des Stirnbeins	115	115	116	130	114	116
„ „ Scheitelb.	123 } 353	132,5 } 362,5	129 } 355	119 } 389	119 } 355	110,5 } 334
„ der Hinterhauptsschuppe	115	115	110	140	122	107,5
Meatus audit bis Nasenwurzel	103	99	103	104	107,5	94,5
„ „ „ Spina nas. inf.	108	—	108,5	110,5	113,3	—
„ „ „ Alveolarrand .	—	—	—	119	115	—
Foram. occip. bis Nasenwurzel	100	97	97	—	102	85,6
„ „ „ Spina. nasal.	95,1	—	93	—	98	—
„ „ „ Alveolarrand	102	—	99	—	99	—
„ „ „ Hinterhauptswölbung	51	61,2	55	—	49	39
Länge des Hinterhauptsloches	39	36	34	—	35	38
Breite „ „	31	27	29	—	33	30
Grösste Breite	141	140	135	133?	145	141
Oberer Frontaldurchmesser .	59	46	57,5	59	57	42,5
Unterer „	86	88	84	93	94	92
Temporal „	119	113	108	—	121,6	119?
Parietal „	126	123,5	—	130	128,5	129,5
Mastoideal „	136	126	126,5	—	138	120
Jugal „	139,6	(2×70)	129,5 ?	—	140	—
Maxillar „	(2×34)	(2×33,5)	68	65	69	—
Querumfang	304	295	(2×150)	(2×153)	312	316
Breite der Nasenwurzel . . .	20,5	21	23,5	25	23	20
„ „ Nasenöffnung . .	24,3	—	28,5	27	25	—
Höhe der Nase	53,5	—	48	51,5	53	—
Breite der Orbitae	41,5	40	38	38	41	36,5?
Höhe „ „	34	33,5?	34	37,5	34	—
Breite des Palatum	—	—	42	39	40	—
Länge „ „	—	—	50	50	48	—
Gesichtswinkel	66	—	70	70,5	70	—
Daraus ergeben sich bei der Berechnung:						
Breitenindex	79,6	77,4	80,3	70,3	82,8	90,3
Höhenindex	79,6	83,8	86,2	—	80,0	84,2
Breitenhöhenindex	100,0	110,3	108,1	—	96,5	93,2
Temporalindex	67,6	65,3	65,0	—	69,4	76,2

Der isolirte Unterkiefer giebt folgende Maasse:

Horizontaler Umfang des unteren Randes	188
Mediane Höhe	35
Länge des Astes	70
Entfernung der Kieferwinkel	95.

Was die einzelnen Schädel anbetrifft, so habe ich darüber Folgendes zu sagen:

No. I. ist der Schädel eines sehr kräftigen älteren Mannes, an welchem die Stirn offenbar künstlich stark zurückgedrängt, dagegen das Hinterhaupt scheinbar wenig verändert ist. Er hat dem entsprechend eine mehr kurze und hohe, nach oben hin schmalere, an der Basis und am Gesicht breite Gestalt. Entsprechend der Schwere, sind die Knochen hart und dick. Der Unterkiefer, sowie Stücke des rechten Oberkiefers und der benachbarten Knochen fehlen. — Unter der abgeplatteten und mit sehr flacher Curve schräg abfallenden, übrigens langen Stirn tritt ein starker Wulst über der Nase hervor, der fast keine mittlere Einbiegung hat und in dem die Augenbrauenbogen zusammenlaufen; die Glabella ist gleichfalls platt und die Stirnhöcker kaum angedeutet. Die Lineae semicirculares sind nach vorn ungemein kräftig und greifen weit über das Stirnbein hinaus, so dass ihre Entfernung von einander, über die Glabella mit einem Bandmaass gemessen, nur 85 Mm. beträgt. Hinter der Kranznaht entfalten sich die Plana semicircularia zu einer ganz ungewöhnlichen Ausdehnung. Sie überschreiten nicht nur nach oben die Tubera parietalia um ein Bedeutendes, sondern sie greifen auch noch über die Lambdanaht seitlich auf die Squama occipitalis über. Dabei sind sie durchaus unsymmetrisch ausgebildet, indem nicht nur das linke ungleich näher an die Pfeilnaht herantritt, sondern auch die obere Grenze beider nicht durch eine einzige Bogenlienie (Linea semicircularis) begrenzt wird, sondern jederseits hinter der Kranznaht eine starke Ausbiegung nach oben zeigt. So kommt es, dass 20 Mm. hinter der Kranznaht die Entfernung beider Grenzen von einander, über die Fläche mit dem Bandmaass gemessen, nur 50 Mm. beträgt, dass dagegen die linke Linea semicircularis 50 Mm. hinter der Kranznaht, wo sie am höchsten ansteigt, das Tuber parietale um 56 Mm. überschreitet und sich der Pfeilnaht bis auf 15 Mm. nähert, während die rechte Linie an dieser Stelle vielmehr eine parallele Einbuchtung macht und nur 30 Mm. über das Tuber hinüber greift, indem sie von der Pfeilnaht 40 Mm. entfernt bleibt; dafür macht diese rechte Linie schon 12 Mm. hinter der Kranznaht ihre stärkste Annäherung an die Pfeilnaht und zwar bis auf 33 Mm. Es bedeutet dies eine ganz unerhörte Grösse der Muskelansätze. Die Seitentheile des Schädels sind innerhalb dieses Gebiets im Allgemeinen steil und platt. Die Ala magna sphenoid. ist hoch aufgerichtet, mässig eingebogen und 24 Mm. breit. Der nur schwach gekrümmte Jochbogen steht bedeutend ab und zeigt eine sehr weite Oeffnung. — Die Ossa parietalia sind kurz und stark auf der Fläche gebogen; ihre Tubera flachrundlich, das rechte etwas weiter nach vorn gestellt, als das linke. Das rechte Emissarium fehlt, das linke steht nahe an der Pfeilnaht. Sämmtliche Nähte des Schädeldaches sind ziemlich stark zackig, am wenigsten die Lambdanaht, die in der Mitte ihrer linken Hälfte eine Gruppe kleiner und zackiger Schaltknochen führt. — In der Norma occipitalis erscheint die Basis breit und flach, die Seiten des Schädels steil, die Höhe hoch gewölbt. Die Spitze der Squama occip. ist etwas abgeflacht; bald unter ihr liegt die stärkste Vorwölbung des Hinterhauptes. Eine Protuberanz fehlt, dagegen sind starke Muskelwülste vorhanden, die sich freilich bis über das Niveau der Protuberanz hinauf erstrecken. Das Hinterhauptsloch ist ungemein gross und trotz seiner Länge breit. —

Meatus audit. ext. von vorn her stark abgeplattet. Gelengruben für den Unterkiefer ungewöhnlich gross, aber flach; sie erstrecken sich bis tief in den Ansatz des Proc. zygomaticus hinein. In ihrem Umfange finden sich zahlreiche Spuren schneidender, scheinbar alter Einwirkungen, und zwar rechts am vordern Rande der Grube selbst, links auch am unteren Rande des Jochbogens, am oberen Rande des Jochbeins selbst, namentlich oben an der äusseren Fläche des Proc. zygomaticus oss. tempor. Es sieht eben aus, als wäre der Unterkiefer künstlich ausgelöst worden. — Die Orbitae sind breit, aber auch hoch, ihr oberer Rand sehr flach und gerade, nach aussen hin dachförmig vorgeschoben. Jederseits nach aussen von der Incisura (rechts Canalis) supraorbitalis noch ein zweites Loch. Der Proc. nasalis ossis frontis verhältnissmässig lang. Nasenwurzel etwas tief stehend, mässig breit; der Rücken der Nase gerundet und ein wenig auf der Fläche eingebogen; die Nase im Allgemeinen vorstehend und schmal. Fossa canina voll. Oberkrieferrand stark vortretend. Die Zähne tief abgenutzt; die Wurzeln der Schneidezähne ungewöhnlich stark gekrümmt.

No. II. ein vielleicht weiblicher Schädel mit unverletzter Basis, dagegen fast vollständigem Defekt des Gesichts, nur das rechte Jochbein ist erhalten. Die Form des Schädels ist eine mehr natürliche; obwohl die Stirn niedrig und etwas gedrückt ist, so zeigen sich doch keine bestimmten Zeichen künstlicher Missstaltung. In der Seitenansicht erscheint der Schädel mehr länglich, mit der stärksten Erhebung ungefähr am Ende des ersten Drittels der Pfeilnaht; von da ab biegt sich die Scheitelcurve ziemlich schnell abwärts und zwar bis über die Spitze der Lambdanaht. Trotzdem steht die Hinterhauptsschuppe verhältnissmässig weit vor; ihre stärkste Wölbung liegt oberhalb der Gegend der Protuberanz. Auch hier sind die Plana temporalia ungewöhnlich steil und hoch; sie überschreiten die Tubera paritalia und nähern sich einander bis auf 80 Mm. Dagegen sind die Tubera fontalia flach, die parietalia sehr breit, letztere fast in der Mitte des Längendurchmessers der Scheitelbeine gestellt; auch der Nasenwulst des Stirnbeins ist schwach und nur die äusseren oberen Ränder der Augenhöhlen treten breit vor. Glabella voll, Nasenfortsatz des Stirnbeins tief herabreichend. Nasenwurzel fast ohne Eindruck, Rücken der Nase stumpf. Kranznaht im Ganzen etwas einfach. Die Pfeilnaht setzt links neben der Mitte an der Kranznaht an, auch steht das rechte Parietale höher als das linke. Die Naht selbst ist etwas unregelmässig, ziemlich stark zackig und mit etwas erhabenen Rändern versehen. Vorn sitzt jederseits ein anomales Gefässloch; hinten fehlt das rechte Emissarium, während das linke dicht an der hier obliterirten Naht sitzt. Alae temporales hoch, aber schmal; Schläfe verhältnissmässig tief. — In der Norma basilaris erscheint der Schädel weniger breit, nur der Jochbogen stark abstehend Das Hinterhaupt länglich zugespitzt. Die Protuberanz fehlend. Der oberhalb gelegene Theil der Squama occip. am stärksten vorgewölbt; daran die Linea nuchae suprema in ungewöhnlich hoher Stellung sichtbar. Der untere Theil der Squama fällt in schräger Ebene zum Foramen magnum ab; zu beiden Seiten der kräftigen Crista die Fossae cerebelli ziemlich stark ausgebildet. Die Proc. condyloides weit nach vorn an dem sehr runden Hinterhauptsloche, zugleich ungewöhnlich stark nach unten vortretend, mit stark gebogenen, theils nach aussen, theils nach hinten gerichteten Gelenkflächen. Die Gelenkgruben des Unterkiefers mässig gross, mit einer starken Fortsetzung über den ganzen Ansatz des Jochfortsatzes. Meatus audit. klein und auf der linken Seite ganz abgeplattet. Der Oberkiefer, welcher ganz abgebrochen, jedoch noch zum Theil vorhanden ist, zeigt eine deutlich prognathe Stellung der Alveolarfortsätze. Die Schneidezähne sind klein und ebenso, wie die Backzähne, bis in die, übrigens verkalkte Pulpa hinein abgeschliffen.

No. III (mit der früheren Etikette 21). Offenbar weiblicher Schädel mit sehr stark zurückgelegter, sichtlich arteficiell verunstalteter Stirn und, wie schon erwähnt, einem grossen Loche in den gebleichten Theilen des rechten Stirn- und Scheitelbeins. Es ist ein sehr kräftiger Schädel mit hohem, aber kurzem Gewölbe, erheblicher Breite der Basis und sehr sanft gerundeten hohen Augenhöhlen, breiter und kurzer Nase, sehr breitem und stark prognathem Oberkiefer mit fast hufeisenförmiger Gestalt des Alveolarfortsatzes, indem die hinteren Theile der Zahnränder sich stark einander nähern. Die Zähne sind vorn sowohl, als hinten auf das Tiefste abgenutzt, die Usurflächen sind nach innen gerichtet. Der Unterkiefer und der linke Jochbogen fehlen vollständig, der rechte ist grösstentheils erhalten. Der Schädel ist derb und schwer. — An der Stirn findet sich ein flachrundlicher Nasenwulst, ohne jede centrale Vertiefung. Ebenso ist die Glabellar-Vertiefung durch eine flache Vorwölbung ersetzt. Stirnhöcker nicht bemerkbar; der linke Scheitelhöcker schwach und weit nach vorn gerückt. Das Planum temporale greift über ihn und die Lambdanaht hinaus. In der letzteren sind rechts 3, links 1 Schaltknochen. Die Protuberanz fehlt, die Linea nuchae suprema liegt sehr hoch. In der Norma basilaris erscheint der Schädel ganz kurz, namentlich hinten: die Squama occip. steigt hier ungemein schnell in die Höhe. Die Proc. condyloides stehen weit nach vorn an dem mehr rundlichen Hinterhauptsloche; ihre Gelenkflächen sind stark gebogen und mehr nach aussen gerichtet. Die Gelenkgruben des Unterkiefers stark ausgewölbt, sowohl nach vorn auf den Jochansatz, als auch nach hinten auf die Wand des Gehörganges. Letztere etwas abgeplattet. Nase mit breiter Wurzel, breiter und niedriger Oeffnung, schmalem und etwas eingebogenem Rücken, stark vorspringend. Wangenbein mässig vortretend.

No. IV (alte Nummer 11). Weiblicher, nicht deformirter, aber stark verletzter Schädel, indem die ganze rechte Schläfen- und Basilargegend zerstört ist. Es fehlen Theile des Os frontis und parietale, das ganze Os temporum, Theile der Squama occip., die ganze Apophysis basilaris mit grossen Theilen des Keilbeines, dem ganzen Siebbein, der Nasenscheidewand u. s. w. In der Seitenansicht erscheint der sehr grosse Schädel lang und verhältnissmässig niedrig, mit niedriger Stirn und stark gewölbtem Hinterhaupt. Der Scheitelpunkt liegt 2 Finger hinter der Kranznaht. Die Nase ist breit, jedoch nicht niedrig, der Oberkiefer mässig prognath und etwas schmäler, der Kieferrand leicht hufeisenförmig. Alle Muskellinien sind schwach und ihr Verlauf etwas undeutlich; indess scheinen die Lineae semicirculares über die Tubera parietalia zu reichen und sich bis auf mindestens 125 Mm. zu nähern. Die Stirn hat schwache Tubera, eine volle Glabella und ganz sanfte Orbitalränder. Dagegen sind die Tubera parietalia ziemlich deutlich, die Scheitelbeine wenig gebogen, die Pfeilnaht stark zackig. Die Lambdanaht sehr spitzig, der obere Theil der Squama stark vorgewölbt, keine Protuberanz, dagegen recht breite Muskelansätze. In der Basilaransicht erscheint das Hinterhaupt seitlich sehr eng, in der Norma occipitalis die Seitentheile sehr gerade, der obere Theil dachförmig mit verhältnissmässig ebenen Flächen (ogival). Sehr grosse Gelenkgrube für den linken Unterkieferast. Schwache Proc. pterygoides. Nase mässig hoch, die Wurzel breit und nicht tief, der Nasenfortsatz des Stirnbeins ungemein breit und tief herabreichend, der Nasenrücken flach gerundet, unter dem Ansatze etwas eingebogen, wenig vorspringend, die Apertur mässig weit. Sehr kräftiger Oberkiefer mit breitem und hohem Alveolarfortsatz. Zähne gross, bis auf die verkalkten Pulpen abgenutzt. Im Ganzen ist das Gesicht schmal und hoch, sein unterer Theil vorgeschoben.

Der isolirte Unterkiefer ist sehr kräftig gebaut, die Zähne tief abgemahlen, die Mahlflächen nach aussen gerichtet, das neugebildete Dentin von eigenthümlich schwärz-

licher Farbe, wie auch der ganze Knochen mehr schwärzlich-grau aussieht. Die Seitentheile des Kiefers sind höher als die Mitte, die Fortsätze breit und niedrig, mit starken Muskelfurchen. Das Kinn tritt breit, fast dreieckig vor und ist nur wenig über das Niveau des Unterkiefers erhoben.

Das Ergebniss dieser Untersuchung stimmt in vielen Stücken mit den Angaben des Hrn. Moreno, die auf der Musterung einer weit grösseren Reihe von Schädeln basiren. Ich bin natürlich nicht in der Lage, prüfen zu können, ob das von ihm gefundene Mittel den eigentlich typischen Schädelindex darstellt; von den zwei scheinbar normalen Schädeln, welche ich erhielt und welche wahrscheinlich beide weiblich sind, hat der eine einen grösseren, der andere einen kleineren Index: 77,4 und 70,3. Das Mittel hiervon, 73,9 kommt freilich mit dem von Hrn. Moreno berechneten von 74,15 sehr nahe überein, indess, abgesehen davon, dass man aus 2 Schädeln nicht gut ein Mittel ziehen kann, möchte ich allerdings nach der ganzen Erscheinung desselben den Schädel No. IV (mit dem Index von 70,3) für den besser gebauten und vielleicht mehr typischen halten. Jedenfalls war diese Rasse, wenn nicht geradezu dolichocephal, so doch mindestens subdolichocephal. Diese Länge ist hauptsächlich von der Bildung des Mittel- und Hinterkopfes abhängig, von denen der letztere schon im Leben besonders stark hervortreten musste, weil die Gelenkfortsätze des Hinterhauptes so weit nach vorn am Foramen magnum angesetzt sind.

Ungleich unsicherer bin ich über die Höhenverhältnisse, weil leider der Schädel No. IV keine genaue Höhenbestimmung zulässt. Der für Nr. II gefundene Höhenindex von 83,8 ist offenbar zu hoch für No. IV, welcher Schädel eine ungleich niedrigere Form hat. Nur so viel kann ich aussagen, dass die nicht deformirte Stirn niedrig und das Hinterhaupt stark rückwärts gewölbt ist, was im Ganzen immer den Eindruck geringer Höhe hervorbringen muss.

Auch die Bildung des Gesichts zeigt manche unvermittelte Verschiedenheit, insbesondere was die Nase betrifft. Bei No. I und II ist die Nasenwurzel schmäler, bei No. III und IV breiter, ja bei No. IV sehr breit. Dabei ist die Nase zugleich bei No. III niedriger, bei I und IV hoch. Im Ganzen kann man wohl sagen, dass das Gesicht trotz des Abstandes der Jochbogen im Ganzen schmal nach oben, breiter nach unten sein musste, dass die Nase stärker hervortrat, auf der Fläche etwas eingebogen und dem entsprechend breiter war, die Nasenwurzel kräftig und meist voll, der Oberkiefer und zum Theil auch der Unterkiefer prognath war. Sehr charakteristisch scheinen mir die geringe Vertiefung der Fossa canina und die hufeisenförmige Gestalt der Zahnreihe des Oberkiefers, die ungemein grossen und nach vorn vorgeschobenen Gelenkgruben des Unterkiefers und die tief abgenutzten, am Oberkiefer nach innen, am Unterkiefer nach aussen sehr vertieften Zähne.

Ergiebt sich schon daraus eine ganz ungewöhnliche Entwicklung des Kauapparats, so wird dieser Eindruck auf das Aeusserste verstärkt durch das Verhalten der Plana temporalia, welche alles bekannte Maass überschreiten. Nicht nur, dass sie überall die Tubera parietalia überschreiten, ja bei Nr. III und I sogar auf die Squama occipitalis übergreifen, so zeigen sie auch bei diesem letzteren Schädel eine so grosse Annäherung an einander, dass sie sich den Verhältnissen der anthropoiden Affen anschliessen. Am nächsten kommen ihnen darin vielleicht die Eskimos, denen die patagonischen Schädel auch in Beziehung auf die ogivale Form der Norma occipitalis und in der starken Ausbildung der Kiefer verwandt sind.

Im Uebrigen sind sämmtliche Schädel von guter Entwicklung. Die Capacität von 1350 und 1360 entspricht einer nicht geringen Gehirnausbildung, wenngleich sie das Maass der Culturvölker lange nicht erreicht.

Die Schilderungen der Reisenden von den lebenden Stämmen dieser Gegenden

sind nicht übereinstimmend. Bei Waitz (Anthropologie 1862. III. S. 489) finden sich verschiedene Zusammenstellungen darüber. King und Fitzroy beschreiben die Schädel als lang und oben platt, die Stirn breit und hoch, jedoch bis zu einer Entfernung von einem Zoll über den Augenbrauen behaart, die Augen eng, oft schief geschlitzt, mit hehr dünnen Brauen, die Nase kurz, oft platt und aufgeworfen, doch bisweilen auch adlerförmig, meist oben schmal, unten dick und fleischig, die Lippen dick und vorstehend, das Kinn breit und ziemlich stark. Nach d'Urville und Dubouzet ist der Kopf sehr gross, das Gesicht rund und ziemlich platt, die Stirn niedrig und zurücklaufend, die Backenknochen vorstehend, Nase und Kinn klein. Auch de Bovis nennt die Stirn niedriger und geneigter, jedoch bisweilen auch hoch, gerade und platt, die Backenknochen sehr stark vorstehend, die Nase scharf und gebogen, selten platt, die Lippen stark, den Mund bogenförmig gekrümmt mit herabhängenden Winkeln. Es lässt sich denken, dass, da die verschiedenen Reisenden nicht genau an denselben Stellen die langgestreckte Küste Patagoniens besuchten, ihre Ergebnisse etwas verschieden sein mussten, indess scheint doch auch der Gegensatz in der Bildung unserer Schädel darauf hinzudeuten, dass die typischen Formen sich nicht in zu engen Grenzen bewegen. Ganz besonders gilt diess von der Nase.

Retzius (Ethnologische Schriften S. 78) erklärte alle Indianer in den südlichen Theilen von Süd-Amerika von Chile bis zum Magelhaenslande für brachycephal. Er sagt: „Ich habe zwar einen sehr langen, niedrigen Schädel von eigenthümlicher Form, der Angabe nach aus dem Magelhanslande, erhalten, aber ich halte doch jetzt dessen Herkunft für ungewiss.“ Wahrscheinlich war gerade dieser Schädel ein richtiger. Barnard Davis (Thesaurus craniorum p. 251) erwähnt aus seiner Sammlung nur einen zerbrochenen Kinderschädel von der Magelhaens-Strasse. Sonst ist mir nichts über patagonische Schädel bekannt.

Dagegen muss ich erwähnen, dass Herr Fonck der Sammlung der Gesellschaft schon im Jahre 1870 (Zeitschr. f. Ethnologie II, S. 292) einen leider sehr beschädigten dolichocephalen Schädel geschenkt hat, der am See Llanquihue im südlichen Chile gefunden worden und seiner Meinung nach sehr alt ist; derselbe bietet eine verhältnissmässig grosse Aehnlichkeit mit dem patagonischen Schädel Nr. IV, nur scheint er noch schmäler gewesen zu sein. Es wäre daher wohl möglich, dass sich früher eine verwandte Bevölkerung bis zum Gestade des stillen Oceans erstreckt hätte. Die von B. Davis (Thesaurus p. 250) aufgeführten Araucaner Schädel sind sehr verschieden davon: er giebt als Mittel von 7 derartigen Schädeln sowohl den Breiten-, als den Höhenindex auf 80 an.

Hier scheint der Uebergang zu den Puelches und den Pampas-Indianern zu liegen, welche nach allem vorliegenden Material einer ganz anderen Völkergruppe angehören müssen. Durch einen besonderen Glücksfall bin ich kürzlich in den Besitz zweier Schädel von Pampeos gekommen, welche ich hier des Gegensatzes halber mit beschreiben will und von welchen ich die Maasse schon in der Tabelle mit angegeben habe. Herr Dr. Simon in Hamburg hat dieselben auf meinen Wunsch bestellt. Ich füge nachstehend den Bericht des Herrn Oldendorff, Chefs des Argentinischen Agricultur-Departements, d. d. Buenos-Aires, 21. Oct. 1873, bei:

„Durch Herrn Litzmann hier wurde mir seiner Zeit Ihr Wunsch mitgetheilt, einen Pampa-Indianer-Schädel zu besitzen, und ist es mir durch Vermittlung meines Freundes, des General Rivas, Kommandant der Südgrenze dieser Provinz, gelungen, zweier derselben habhaft zu werden, die ich mir erlaube, an Ihre werthe Adresse zu senden, mit der ergebenen Bitte, einen der genannten Schädel Herrn Prof. Virchow in Berlin, der sich ebenfalls, wie ich weiss, lebhaft dafür interessirt, in meinem Namen zustellen zu wollen.

„Es ist durchaus nicht so leicht, Vollblut-Pampa-Indianer-Schädel zu erhalten, da einmal schon vielfach Kreuzungen mit der Mischlingsrasse stattgefunden haben, und die Indianer gewöhnlich die im Gefecht Verwundeten flüchtend mit nach Hause zu nehmen suchen, und haben wir es darum als einen besonders glücklichen Zufall zu betrachten, dass es dem General Rivas, eingedenk meiner Bitte, gelungen ist, Schädel von wirklichen Vollblut-Pampa-Indianer zu erhalten, für deren Echtheit ich die Garantie übernehme.

„Leider fehlen bei den Schädeln die Unterkiefer, doch haben wir Auftrag gegeben, in den etwaigen nächsten Gefechten einige Köpfe von Indianerleichen ganz nach hier zu senden, um sie wirklich zu präpariren, und muss ich Sie also bitten, einstweilen mit diesen vorlieb zu nehmen.

„Der ältere der beiden Schädel mit der Aufschrift „Indio-Pampa“ ist von einem vor längerer Zeit getödteten, formidablen Capitanejo (Häuptling), der unter unseren Grenzsoldaten unter dem Sobriquet „Juan por siempre“ (dem Sinne nach übersetzt „Johannes, der immer vorauf ist“) bekannt und gefürchtet wurde; ein grausamer blutdürstiger Bandit (die Stirn ist kaum zwei Finger breit), der eine Unzahl von Mord- und Schandthaten begangen hat. Das fehlende Stück im Schädel desselben in der Gegend der linken Schläfe ist durch ein Bolazo (Schlag mit der Wurfkugel), die seinen Tod herbeiführte, herausgeschlagen. Der zweite frischere Schädel gehört ebenfalls einem Häuptling an, Name unbekannt, gefallen in einem der letzten Gefechte.

„Ich erlaube mir auf einen besonderen Umstand aufmerksam zu machen, der vielleicht von Intresse sein dürfte, und zwar auf die auffallende Abflachung des Hinterhauptes dieser beiden Schädel, zumal in die Augen fallend bei dem Schädel des „Juan por siempre“, herbeigeführt durch eine eigenthümliche Sitte der Pampa-Indianer

„Sobald die Indianerin ein Kind zur Welt gebracht hat, läuft sie mit demselben so schnell wie möglich an den nächsten Bach oder See, sei es Sommer oder Winter, in den sie zu verschiedenen Malen untertaucht, um das Kind gegen den Einfluss des „gualiche“ (böser Geist) zu schützen. — Nach Hause zurückgekehrt, wird der Neugeborene auf ein hartes, an beiden Enden zugespitztes Brett gebunden (gewöhnlich von Algarrobo oder Tala-Holz), wobei der Kopf durch einen um das Brett gebundenen Hautsreifen fest mit dem Hinterhaupt darauf gepresst wird, dadurch die Abflachung, da das Kind in dieser Lage bleibt, bis es Anstalten zum Laufen macht. Geht die Mutter ihren häuslichen Beschäftigungen nach, so stösst sie das Brett mit der einen Spitze in aufrechter Stellung in die Erde. Nachts wird das Brett mit den beiden zugespitzten Enden in zwei im Toldo (Zelt von ungegerbten Häuten) angebrachte Schlingen gehängt, die Stelle der Wiege vertretend. Reitet sie aus, so wird Kind sammt Brett auf den Rücken der Mutter gebunden, in einen Poncho gehüllt.

„Die Pampa-Indianer sind klein (5'2"—5'4"), aber von gedrungener Gestalt, breiten Schultern, fassbeinig (durch vieles und frühes Reiten), mit straffem, dem Pferdehaar ähnlichem Haupthaar, fast gänzlich bartlos, nur auf der Oberlippe und am Kinn einige vereinzelte Haare, man sagt, sie rissen sich dieselben aus, doch Gewisses kennt man darüber nicht. Er lebt, so zu sagen, auf dem Rücken des Pferdes; Nacht und Tag steht ein Pferd vor seinem Zelt. Ihre Geschicklichkeit im Reiten ist erstaunlich, ich habe mich in füheren Jahren auf Straussenjagden selbst davon überzeugt, dass sie nach einem Fehlwurf mit der Bola (was jedoch nur selten geschieht) in voller Carriere, nur mit einem Fuss im Sattel hängend, sich zur Erde bückten, um die Bola mit nie fehlender Sicherheit an der betreffenden Stelle von der Erde aufzunehmen. Ihre Waffen sind eine lange Lanze aus elastischem Holz mit plumper, eiserner Spitze, die sie jedoch mit grosser Gewandtheit zu handhaben wissen; auf der Flucht schleift der Indianer die Lanze hinter sich her, um zu verhüten, dass ein verfolgender Feind

seinem Pferde die Hinterfüsse durch die Bola (3 kleine Kugeln an verschiedenen langen Hautriemen) zusammenschnüre, da somit die Bola auf den Lanzenschaft stösst. Ausserdem führt er ein langes Messer, den Lazo (die Wurfschlinge), die Bolas und die Bola perdida (eine Bleikugel an einem Hautriemen), deren er sich sowohl auf der Jagd als im Gefecht bedient; die letztere schleudert er auf weite Entfernung mit der Genauigkeit einer Büchsenkugel, Glieder zerschmetternd, wo sie trifft. — Ihre Lieblingsnahrung besteht in rohem Stutenfleisch, welches sie in lange Streifen schneiden, in das Blut des geschlachteten Thieres, welches sie in einem Gefäss auffangen, tauchend; in Zeiten der Noth essen sie jedoch Alles, sei es was es sei, selbst das Stinkthier. — Ihre Religion basirt sich auf zwei Wesen, einen guten Geist und den Bösen (gualiche) und ist es namentlich letzterer, der bei ihnen eine grosse Rolle spielt. Alte, scheussliche Indianerweiber deuten, ähnlich den Auguren der alten Römer, den Vogelflug, doch kommt es nicht selten vor, dass die Caciquen, wenn ihnen die Deutungen nicht in ihre Ideen passen, diese alte Hexen ohne Weiteres ersäufen lassen."

In dieser Mittheilung erschien es überaus auffällig, dass gerade der an der Schläfe verletzte Schädel dem berüchtigten Capitanejo angehört haben sollte, und zwar um so mehr, als derselbe in dem Briefe des Herrn Oldendorff als der „ältere" bezeichnet ist. In Wirklichkeit gehört der in meiner Tabelle als Nr. I bezeichnete Pampas-Schädel einem alten Individuum an, Nr. II dagegen, der an der Schläfe verletzte, einem noch sehr jugendlichen, bei dem die Synchondrosis spheno-occipitalis noch nicht geschlossen und die Muskelansätze überaus schwach sind. Ueberdiess kann die Verletzung an der Schläfe nicht durch ein Bolazo hervorgebracht sein, vielmehr muss hier ein scharfer Hieb getroffen haben. Denn die Verletzung beginnt an der linken Kranznaht, da, wo diese sich mit der Linea semicircularis kreuzt, mit einer ganz scharfen, linearen, perforirenden Wunde und setzt sich dann geradlinig durch die Squama temporalis 68 Mm. lang schräg nach hinten und unten bis in den Meridian des Meatus audit. ext. fort. In einem grossen Theil ihres Verlaufes sind die betroffenen Stücke der Schuppe ausgesplittert; hinten ist die Laesio continui ebenso scharf und gerade, wie vorn. Spuren von Reaction fehlen; Alles sieht so frisch aus, dass die Verletzung mit dem Tode des Individuums unmittelbar zusammengehangen haben muss. Es ist übrigens noch an einer anderen Stelle, nehmlich auf dem rechten Parietale gegen die Schläfe hin eine kurze, die äussere Tafel durchbrechende, ganz scharfe Hiebwunde, neben welcher eine kleinere und mehr oberflächliche Kritze liegt. Alle diese Umstände führten zu der Vermuthung, dass eine Verwechslung stattgefunden habe.

Eine erneute Anfrage hat jedoch die Versicherung gebracht, dass nach der bestimmten Erklärung des Obersten Calvete und des General Rivas dieser Schädel dem Juan por siempre angehört habe. Ich vermag diess natürlich nicht zu entscheiden, indess bleibt das Verhältniss einigermaassen dunkel, und nur das ist ganz sicher, dass die besten Zeugnisse für die Häuptlingsstellung beider Personen vorliegen.

Nr. I, der ältere Schädel (ohne Verletzung) zeigt fast ganz geschwundene Zahnränder. In der Mitte vorn ist die Atrophie so vollständig und der Schwund der Zahnhöhlen so vorgerückt, dass kaum noch ein Vorsprung zu bemerken ist; seitlich finden sich links noch 4, rechts 3 Alveolen, welche jedoch gleichfalls sehr verkleinert sind. Der einzige noch vorhandene Zahn, der letzte Backzahn rechts, ist tief abgenutzt. Uebrigens muss der Tod des Individuums vor noch nicht langer Zeit erfolgt sein, denn der sehr übel riechende, bräunliche Schädel war noch stellenweise mit anhaftenden Weichtheilen besetzt. Er ist ein kurzer, zugleich hoher und breiter Schädel mit einer, wahrscheinlich arteficiellen Abplattung des Hinterhauptes. In der

Norma temporalis bildet der Vorder- und Mittelkopf eine hohe Curve, welche von der Mitte des letzteren an schnell abfällt und in der Gegend der Spitze der Lambdanaht einen förmlichen Eindruck erleidet, über welchen die Squama occipitalis bis zur Protuberantia externa schräg nach hinten hervortritt. Unter der Protuberanz ist die Schuppe durch breite Muskelgruben und Linien sehr uneben. In der Norma basilaris erscheint der Schädel kurz und sehr breit; auch das mit hufeisenförmigem Rande versehene Palatum ist kürzer als gewöhnlich. Die Ansätze des Schläfenmuskels gehen hoch hinauf und sind stark begrenzt, so zwar, dass am Stirnbein eine scharfe, nach rückwärts überragende Leiste auftritt, am Scheitelbein dagegen über die eigentliche Linea semicircularis hinaus ein 10 Mm. breiter, glatter, wahrscheinlich für einen sehr breiten Sehnenansatz bestimmter Saum bemerkbar wird. Auch die eigentlichen Lineae semicirculares greifen weit über das Tuber parietale hinüber und nähern sich einen Daumen breit hinter der Kranznaht bis auf 105 Mm. Hinten überschreitet das Planum temporale die Lambdanaht und wird an der Linea nuchae inferior jederseits durch eine erhabene, mit ihrer Ausbuchtung nach oben gerichtete Leiste begrenzt. Die ganze Fläche des Planum semicirculare ist uneben, wie gekräuselt oder wellig durch Muskelansätze, die Kranznaht jederseits innerhalb dieser Fläche synostotisch. Alae magnae sehr tief stehend und weit nach rückwärts reichend. Jochbogen stark abstehend. — Am Hinterhaupt ist die Protuberantia ext. deutlich bezeichnet durch breite, schwielige Knochenerhebungen. Die Zwischenräume zwischen den Occipitallinien sind sehr breit und tief. Zu dem fast runden Hinterhauptsloche verläuft von der Linea nuchae inferior an eine mächtige, hohe und scharfe Leiste, neben der jederseits eine so tiefe Grube liegt, dass man das letzte Glied des kleinen Fingers hineinlegen kann. Von dem Rande des Hinterhauptsloches läuft jederseits nach aussen und vorn in schräger Richtung eine kräftige Leiste. Der Proc. mastoides klein und rauh, mit ganz tiefer und scharfer Incisur; der Proc. styloides ungewöhnlich stark, indem seine Scheide sich zu einem breiten Knochenblatt entwickelt hat. Die Proc. condyloides mächtig hervortretend, weit nach vorn angesetzt und mehr nach aussen gerichtet. Apophysis basilaris breit und mehr horizontal. Gelenkgruben des Unterkiefers weit und flach, nach vorn auf den Jochfortsatz, nach hinten bis zur Scheide des Griffelfortsatzes verlängert und jede mit einer kleinen, porösen, wie cariös aussehenden Stelle (Malum senile?) versehen. Die Gehörgänge eng und etwas abgeplattet, ihre vordere Wand sehr kurz. — Die Stirn breit und niedrig, über der Nasenwurzel mit einem starken, von beiden Seiten her zusammenlaufenden Wulst versehen; die Glabella vertieft. Gegen die Nasenwurzel hin ein tiefer Eindruck. Die Nase selbst ist sehr niedrig und im Ganzen schmal; auch die Nasenwurzel von nur mässiger Breite. Der Rücken der Nase ist sehr stark aufgerichtet, gegen das untere Ende synostotisch und so stark nach hinten eingebogen, dass es den Eindruck einer geheilten traumatischen Verletzung macht. Auch ist das Septum narium stark nach rechts verbogen. Die Augenhöhlen sind mehr breit und niedrig, ihr oberer Rand stark nach aussen gerichtet. Fossae caninae wenig ausgebildet. — Die Nähte sind durchweg ziemlich einfach. An der Spitze der Lambdanaht eine beginnende Synostose; rechts an derselben ein grossentheils verwachsener, früherer Schaltknochen. — Der Unterkiefer fehlt.

Nr. II, der jüngere Schädel (mit Verletzungen) erscheint gleichfalls sehr frisch und war auch zum Theil noch mit angetrockneten Weichtheilen bedeckt. Ausser den schon beschriebenen Verletzungen erwähne ich noch eine eigenthümliche, platte, porotische Osteophytbildung an der Oberfläche beider Orbitaldächer,[1]) sowie mehrere flachrundliche Hervorragungen (sogenannte exencephalische Protuberanzen), von denen

[1]) Ich sehe eine ganz ähnliche an dem Schädel eines jungen Berliners unserer Sammlung.

eine am linken Parietale neben dem vorderen Ende der Pfeilnaht, zwei andere am rechten Stirnbein über der Schläfengegend, eine an, eine unter der Linea semicircularis gelegen sind. Die linke Schädelhälfte ist weisslich, als sei sie an der Luft gebleicht, die rechte gelbbräunlich. Es ist ein sehr kurzer, breiter und hoher Schädel mit wahrscheinlich künstlicher Abplattung des Hinterhauptes, welches ganz steil abfällt. Der Abfall beginnt auf der Mitte der Scheitelbeine, die weit nach vorn stehende Tubera haben. Die Muskellinien sind schwach, die Linea semicircularis temp. kaum bemerkbar, keine Protuberantia occipitalis. Das Gesicht mit dem Unterkiefer fehlt. — Die Stirn sehr niedrig, fast weiblich, indem die Tubera nur 29 Mm. über den Orbitalrändern stehen. Glabella voll, Nasenfortsatz stark vorspringend, breit und tief herabreichend. Der obere Theil des Stirnbeins gross und platt. Die Nähte des Schädeldaches alle mässig gezackt, die Pfeilnaht im zweiten Drittel mehr einfach. Das linke Emissarium parietale fehlt, das rechte steht dicht an der Sagittalis. Schläfen im Ganzen voll. An der hinteren Spitze der rechten Ala temporalis ein kleiner Schaltknochen. Tubera parietalia flach. In der Lambdanaht links 2 grössere Schaltknochen. Ziemlich kräftige Muskelansätze am Hinterhaupt. Grosses, mehr längliches For. occipitale. Sehr platte und horizontale Apophysis basilaris. Sehr grosse Gelenkgruben des Unterkiefers, die auch hier bis an die zu einem flachen Blatte erweiterte Vagina proc. styloidis reichen.

Beide Schädel sind von den patagonischen durchweg verschieden, dagegen unter einander sehr ähnlich. Auch stimmen sie mit sonst bekannten Formen der Pampeos. Retzius (Ethnologische Schriften, S. 132) bildet den Kopf eines Puelche-Mädchens ab und giebt eine genauere Beschreibung davon: kleine, kurze Hirnschale mit plattem Hinterhaupt, grossen und hohen Scheitelhöckern, kleinen Stirnhöckern, kleiner und schmaler, über den äusseren Hälften der Augenbrauen nach den Schläfen sehr zusammengekniffener Stirn. Die Haare gingen bis auf die Stirn und an den Seiten bis an die äussersten Enden der sehr verlängerten Augenbrauen. Das Auge klein, die Nasenwurzel breit, etwas platt, die Nase niedrig, gerade, kurz und platt, die Nasenflügel breit, die Backenerhebungen gross und kantig, der Mund stark vorstehend und die Lippen gross, das Kinn schmal. Derselbe Autor beschreibt auch den Schädel eines Pampas-Indianers von Sierra Tandis (Ebendas. S. 133, Taf. VI, Fig. VII). Derselbe stimmt mit meinem Nr. I bis in viele Einzelverhältnisse überein. B. Davis (l. c. p. 252) berechnet für denselben nach einem Gypsabgusse einen Breitenindex von 79 bei einem Höhenindex von 83.

Die künstliche Abplattung des Hinterhauptes ist so gross, dass es sich nicht mit Sicherheit übersehen lässt, welches die ursprüngliche Bildung des Schädels der Pampeos ist. Man ist daher vorläufig kaum berechtigt, diese Indianer mit Retzius zu den brachycephalen Stämmen zu rechnen, wenngleich schon die Richtung, in welcher sie ihre Deformation wirken lassen, dafür spricht, dass auch die ursprüngliche Form keine dolichocephale war. Die Mittheilung des Herrn Oldendorff über die Ausführung dieser schon im zartesten Kindesalter ausgeübten Gewalteinwirkung bestätigt das, was der Augenschein an den Schädeln lehrt. Zugleich zeigt sich, dass die künstliche Abplattung des Vorderkopfes, wie sie bei den alten Patagoniern nach dem Zeugnisse unserer Schädel ausgeführt wurde, eine ganz andere war und ganz andere Resultate lieferte, als die der heutigen Pampeos. Letztere lassen offenbar den Druck mehr von oben und hinten her gegen die hinteren Fontanellen wirken, wie es bei den Aymara Sitte war. Die Patagonier dagegen haben wesentlich von vorn her einen Druck ausgeübt, der zunächst das Stirnbein und die vordere Fontanelle beeinflusste, und der nur in untergeordnetem Maasse das Hinterhaupt traf, ähnlich wie es bei

den Chinook's der Fall war. In keinem dieser Fälle aber ist direct erkennbar, dass ein nachtheiliger Einfluss auf die Ausbildung des Schädelraumes eingetreten wäre.

Unter den mir zugänglichen, nicht deformirten, südamerikanischen Schädeln steht den beschriebenen Pampeos am nächsten ein gleichfalls von Herrn Fonck der Gesellschaft geschenkter Schädel von ziemlich recentem Aussehen, der jedoch in einem Muschelberge am Strande des Golfes von Reloncavi, östlich von Puerto Montt in Chile gefunden ist (Zeitschr. f. Ethnologie II, S. 291, 294). Derselbe ist durch einen ganz unglaublichen Prognathismus des Oberkiefers ausgezeichnet: der Alveolarfortsatz steht hier stellenweis geradezu horizontal und bildet schaufelförmige, ganz sklerotische Wülste am Rande. Das Palatum ist 39 breit und 49 lang. Derselbe hat eine Capacität von nur 1110 Cub. Centim. Seine grösste Länge beträgt 169, die grösste Breite 130, die grösste Höhe 132, die Entfernung der Warzenfortsätze 129 Mm. Daraus berechnet sich ein Breitenindex von 76,8, ein Höhenindex von 78,1. Der Schädel macht im Ganzen trotz seiner relativen Breite einen mehr länglichen Eindruck; in der Norma occipitalis erscheint er ogival, in der Norma basilaris mit stark zugespitztem und länglichem Hinterhaupt. Die Stirn ist niedrig, die Nase stark eingebogen, aber nicht breit.

Das einzige Bedenken, welches sich mir in Bezug auf diesen Schädel ergiebt, beruht auf der Erwägung, dass er möglicherweise ein ganz pathologischer ist. Eine Capacität von 1110 Cub. Centim. bedeutet fast Mikrocephalie. Nimmt man dazu die ganz ungewöhnliche Form des Oberkieferrandes, so wird man geradezu an Cretinismus erinnert. Freilich ist nach der Schilderung des Herrn Fonck die Muschelbank, aus welcher der Schädel stammt, eine alte, den Kjökkenmödding analoge Anhäufung, und insofern könnte man geneigt sein, in diesem Schädel den Ausdruck einer niedrigsten Menschenart zu sehen. Ich wage diese Frage nicht bestimmt zu beantworten, aber ich trage kein Bedenken, zu erklären, dass mir der pathologische Charakter wahrscheinlicher ist, zumal da die Beschaffenheit des Schädels durchaus nicht auf ein so hohes Alter desselben hinweist. Jedenfalls ist derselbe ganz verschieden von den Schädeln aus den brasilianischen Muschelbergen von Desterro und San Amaro, über welche ich in früheren Sitzungen (11. Mai 1872 und 10. Januar 1874) berichtet habe.

Allein ebenso bestimmt kann ich die Verschiedenheit dieser letzteren Schädel von den altpatagonischen aussprechen. Während die alten Brasilianer brachycephal sind, stehen die Patagonier der Dolichocephalie nahe, und auch sonst sind die Verschiedenheiten so gross wie möglich. Ich erinnere nur an die von mir gefundene auffällige Kürze des Mittelkopfes bei den brasilianischen Schädeln, an deren Stelle sich bei den altpatagonischen im Gegentheil eine ausgesprochene Länge zeigt. Auch ist es gewiss nicht zu übersehen, dass die Schädel der brasilianischen Casqueiros keine Spur künstlicher Verunstaltung zeigen, während diess bei den altpatagonischen so häufig der Fall ist. Wir werden daher zu dem Schlusse veranlasst, dass schon in älterer (oder ältester?) Zeit die Ostküste Südamerikas von verschiedenen Stämmen bewohnt gewesen ist, und dass die alten Bewohner der patagonischen Küste den Eskimo viel näher standen, als die alten Bewohner der brasilianischen Küste.

Herr Burmeister schreibt die Gräberfelder des Rio Negro den Guerandis zu. Nach der Zusammenstellung von Waitz (a. a. O., S. 484) bestehen allerdings Gründe, in den Tehuelches von Patagonien Nachkommen der Guerandis zu sehen, obwohl die eigentlichen Wohnsitze dieses Volkes in der Gegend des heutigen Buenos-Aires gewesen sind. Auch in diesem Punkte möchte ich meine Meinung zurückhalten. So lange nicht in der Nähe von Buenos-Aires ähnliche Gräberfelder oder wenigstens ähnliche Gräber gefunden worden, scheint mir der Beweis zu fehlen, dass jene alten

Anwohner des Rio Negro Guerandis waren, wenn auch vielleicht die gegenwärtig von der Magelhansstrasse bis zum Flusse Chupat oder Chubut hausenden Tehuelches diesem Stamme angehören mögen. Somit ist klar, dass die gegenwärtigen Pampas-Indianer, falls die von Herrn Oldendorff übersendeten Schädel deren Typus zeigen, mit den Leuten der alten Gräberfelder nichts gemein haben. Sollten sie auch in grösserem Umfange einer Mischrasse angehören, so würde doch noch nicht zu ersehen sein, dass die Mischung mit Spaniern einen solchen Typus geliefert haben könnte. Vielmehr scheint es mir, dass die sehr charakteristische Verunstaltung des Hinterkopfes vielmehr auf alte Beziehungen zu gewissen peruanischen Stämmen hinweist, zu denen vielleicht die Araucaner den Uebergang bilden.

Ich muss jedoch einen Umstand bemerken, der die Lösung dieser Fragen nicht wenig complicirt. Herr Strobel hat bekanntlich die unter dem Namen der Paraderos bekannten Küchenabfälle der patagonischen Küste durchforscht und gerade aus der Umgegend von El Carmen am Rio Negro auch 2 Schädel daraus gesammelt. Er erklärt dieselben für brachycephal. Nach der Abbildung, welche er davon giebt (Atti della Soc. Ital. di scienze natur. X, 2. Tav. 1), scheinen sie eine ähnliche Abplattung des Hinterhauptes zu besitzen, wie die Schädel der Pampeos, mit denen sie auch sonst manche Uebereinstimmung darbieten. Jedenfalls haben sie nicht die geringste Aehnlichkeit mit den von Herrn Moreno aus den Gräberfeldern entnommenen Schädeln, und es würde daher ein Gegenstand besonderer Nachforschung sein müssen, zu ermitteln, ob die brachycephale Form etwa einer späteren Bevölkerung von Puelches angehört, welche in diese Gegend einwanderte, als die Tehuelches schon weiter südlich gedrängt waren.

Weitere Untersuchungen sind dringend nothwendig, um in diesen bisher so vernachlässigten Theil der vergleichenden Craniologie volles Licht zu bringen. Der Eifer des Herrn Moreno ist nicht hoch genug zu schätzen, und es wäre nur zu wünschen, dass in gleicher Weise auch andere Gebiete Südamerika's abgesucht würden. Unsere Reisenden und unsere dort ansässigen Landsleute können sich in dieser Beziehung grosse Verdienste durch Sammlung und Uebersendung von Material erwerben. —

(10) Herr **Noack** berichtet in einem Briefe an den Vorsitzenden über eine im Juli 1873 von ihm vorgenommene Untersuchung des

Gräberfeldes von Zarnikow bei Belgard (Pommern).

Unter den vielen theils schon durch die Kultur zerstörten, theils noch nicht untersuchten Gräberfeldern Hinterpommerns nimmt das von Zarnikow zwischen Belgard und Bublitz eine nicht unbedeutende Stelle ein. Seit längerer Zeit hatte ich von der Menge Urnen gehört, welche dort im Acker ausgegraben und wie gewöhnlich muthwillig zerstört worden waren, daher ging ich, der Einladung des Herrn Gutsbesitzer Keske folgend, auf einige Tage dorthin, um wenigstens einen Theil des ausgedehnten Gräberfeldes genauer zu untersuchen. Die Urnen und zwar zwei wesentlich verschiedene Arten finden sich in zusammenhängenden Reihen an verschiedenen Stellen des Ackers; die von mir aufgegrabene Strecke liegt nördlich vom Gute an dem sogenannten Schmiedacker, einer mehrere Morgen grossen, rings von sumpfigen Wiesen und Wasserläufen eingeschlossenen Fläche. Dort hat der Schmied des Dorfes allein im vorigen Jahre gegen 300 „Pötte“, wie man dort sagt, ausgegraben und pflichtmässig zerschlagen, ausser Asche, Knochen und Scherben auch stark verrostete Eisensachen darin gefunden, deren Gestalt und Beschaffenheit er mir jedoch nicht näher angeben konnte. Das letztere ist insofern glaublich, als die Urnen dort, wie ich mich nachher überzeugte, in dem sandigen Boden sehr flach liegen und durch

den Zutritt der Luft und des Wassers meist stark angegriffen sind. Ich habe übrigens an der von mir untersuchten Stelle nichts von Geräthschaften ausser kleinen Gefässen und Scherben in denselben gefunden. Auch die von mir aufgegrabene Stelle, die übrigens vollständig intakt war, bildete eine von Wiesen umgebene sanfte Erhöhung, etwa 150 Schritt lang und 80 breit, mit Haidekraut und einzelnem Wachholder, früher mit starken Fichten bestanden. Ich liess auf gut Glück in der Mitte einschlagen und die Arbeiter stiessen sofort auf grössere Feldsteine, einen bis zwei Spaten tief gelegen, auf Scherben, Stellen von Aschenhaufen und unter den Steinen auf Urnen. Dieselben lagen der Längenaxe des Kirchhofs entsprechend in Reihen von Osten nach Westen etwa 4' von einander, so dass man, besonders durch die alten Fichtstubben geleitet, deren Wurzeln zum Theil durch die Urnen hindurch gewachsen waren, bald mit ziemlicher Gewissheit die Stelle bezeichnen konnte, wo eine Urne lag. An einigen Stellen fanden sich aber auch zwei bis vier dicht neben einander. Leider waren die meisten schon in der Erde durch die darauf lastenden Steine zerdrückt, oder der schwach gebrannte Thon zerbröckelte einem unter den Händen, so dass ich unter funfzig bis sechzig Urnen nur vier vollständig erhaltene, die tiefer lagen, herausbekommen konnte. Uebrigens war die Art der Bestattung auf diesem Todtenacker eine ziemlich verschiedene. Vielfach waren Asche und Knochenstücke ohne Urne oder nur mit ein paar Scherben zwischen mehrere Steine in den Sand gegraben und mit einem Steine zugedeckt, oder die Urnen standen ohne Steine im Boden, meist aber waren sie mit einem Kranz von Steinen umgeben und ausser dem Deckel, den ich nur in einem Fall fast unversehrt herausbekam, mit einem starken runden Stein bedeckt. Die Deckel waren sehr verschieden gestaltet, theils flache Thonscheiben, theils henkellose Näpfe, die sich am besten mit einer recht grossen und tiefen Untertasse vergleichen lassen, theils zierlich ausgeschweifte Schalen mit einem Henkel. Die Formen dieser Deckel stimmen zum Theil vollständig überein mit denen, die im Museum in Hannover als in der Gegend von Lüneburg gefunden bezeichnet sind. Die Form der Urnen ist aus den erhaltenen Exemplaren ersichtlich; auffallend war es mir, dass zwei um den ausgeschweiften Hals einen lose herumliegenden Mantel von wenig gebranntem Thon trugen, welcher sich beim Reinigen der Gefässe in Stücken ablöste. Vielleicht diente derselbe dazu, den Deckel nach unten zu zu verschliessen. Wahrscheinlich haben einige Urnen auch einen Henkel gehabt, das wird sich aus den Scherben besser als damals an Ort und Stelle erkennen lassen. Der Inhalt der Urnen war ausser dem Deckel vielfach im Innern durch ein napfartiges kleines Gefäss zugedeckt, oder es lagen diese kleinen Schalen tiefer in der Knochenasche; mehrfach aber waren dem Todten auch blosse Scherben mit ins Grab gegeben. In einer Urne fand ich zwei schwarze, glatte, mit Linien verzierte Scherben, welche der zweiten Art von Urnen angehören, die sich nicht nur in Zarnikow, sondern vielfach in Hinterpommern neben den Wendenurnen findet. Gefässe dieser Art sind in Zarnikow mehrfach unter Erdhügeln in einem ganz aus Steinen ausgesetzten Grabe, welches oben mit einer Steinplatte geschlossen war, auf einem Acker im Süden des Gutes gefunden worden. Dort war augenblicklich Alles mit Getreide besäet, so dass an Graben nicht zu denken war. Der Deckel dieser schwarzen, glatten mit Linien verzierten Urne war zierlich gearbeitet und schloss nach Innen, wie die Deckel unserer Kaffekannen. Ein Exemplar dieser Art wurde früher in Zarnikow aufbewahrt, musste aber über Seite gebracht werden, weil es Nachts in der Nähe der Urne „gräulich spukte." Jedenfalls ist diese Art älter, und Stücke davon, welche schon von den Wenden ausgegraben sein möchten, haben sich auch sonst in den roh gebrannten Wendenurnen gefunden.

Sehr interessant ist ein langgestreckter, sich unmittelbar an dies zweite Grabfeld

anschliessender Wald von Fichten. In demselben fand ich einen wohl erhaltenen Steinkreis von elliptischer Gestalt, aus 12 oder 13 grossen Steinen bestehend, die allerdings zum grössten Theil im Sande versunken und mit Moos und Haidekraut bedeckt waren. Die beiden Durchmesser des Steinkreises betragen etwa 8 und 12 Schritt. In der Mitte, etwa in den Brennpunkten der Ellipse, standen ebenfalls zwei Steine. Nicht weit davon lag auf einer flachen Erhöhung ein 8' langer und 5' breiter erratischer Block, welcher den Deckel eines Hünengrabes bilden dürfte. Grosse Steinhaufen, welche mehrfach am Rande des Waldes aufgeschichtet liegen, berechtigen zu dem Schluss, dass andere Steinkreise im Acker schon früher von den Besitzern zerstört worden sind.

Ausserdem findet sich in diesem Fichtenwalde eine Anzahl von eigenthümlichen, theils runden, theils elliptischen Erdhügeln, welche offenbar von Menschen aufgeworfen sind. Ihre Höhe beträgt 4 bis 10 Fuss von der Sohle, ihre Länge (auch sie liegen, so viel ich gesehen habe, von Osten nach Westen) gegen 15 bis 20 Schritte; einige tragen oben noch einen kleineren Tumulus. Leider konnte ich nicht die genügende Zahl von Arbeitern bekommen, um diese Hügel bis auf die Sohle abtragen zu lassen, denn zwei Leute richten da an einem Tage nichts aus; bei einigen liess ich einen Kreuzgraben von etwa 7 Fuss Tiefe hindurchziehen, fand aber ausser einigen Stellen Humus im Sande nichts. Dagegen haben Leute des Besitzers beim Stubbenroden aus einem der Mounds einen „Pott“ herausgeholt, der sofort zerstört wurde. Ich füge die Bemerkung hinzu, dass hinter diesem etwa 800 Schritt breiten und $^1/_8$ Meile langen Walde ein kleiner See liegt, in dessen Grunde, wie mir die Leute sagten, viele Pfähle stecken, die das Fischen im See wesentlich erschweren. Möglichen Falls enthält derselbe die Reste einer Pfahlansiedlung, mit welcher die Gräberfelder im Zusammenhang stehen. Da der See indessen nicht abgelassen ist, war eine weitere Untersuchung nicht möglich. Auch auf den Aeckern der Zarnikow benachbarten Dörfer Vietzow, Naseband, Kowalk sind vielfach „Pötte“ aus der Erde ausgegraben worden. —

Herr **Virchow**: Durch Herrn Noack ist mir eine ganze Kiste voller zerbrochener Thonsachen übersendet worden. Scheinbar ist ein Theil der Urnen erst nachträglich auf dem Wege zerbrochen. Nur eine einzige ist bis auf einen Defekt am Rande vollständig erhalten: es ist eine grosse, bauchige Urne, fast ebenso hoch, als dick, 265 Mm. Sie steht auf einem ganz platten Boden von 120 Mm. Durchmesser, baucht sich von da an sehr schnell aus, verschmälert sich dann plötzlich und läuft in einen 65 Mm. hohen, ganz steilen Hals aus, der mit einem scharfen, nur ganz schwach umgelegten Rande endigt; die Mündung hat 195 Mm. Durchmesser. Von unten bis zum Halse ist die Oberfläche rauh, dagegen ist sowohl der Hals, als der Boden durchweg geglättet und von graugelblicher Farbe. Dicht unter dem Halse sitzen regelmässig im Umfange vertheilt 3 undurchbohrte Knöpfe von der Grösse einer Fingerkuppe.

Offenbar ist die rauhe Fläche durch Abblättern der oberflächlichen Schichten erst so geworden. Darauf deutet nicht bloss bei dieser Urne die Spur eines über den Knöpfen gelegenen, leicht ornamentirten Ringes, sondern auch die Beschaffenheit vieler anderen Urnenstücke, an denen man diesen Vorgang bestimmter verfolgen kann. Die Mehrzahl dieser Thongefässe, namentlich die grossen, sind sehr zerbrechlich und offenbar fast gar nicht gebrannt gewesen; dafür finden sich freilich auch einige Stücke, die ganz blasig aufgebläht und wie es scheint, bei dem Leichenbrande halb geschmolzen sind. Das Material ist durchweg ein mehr gleichmässiger, jedoch mit grösseren Quarztrümmern durchsetzter Thon.

Im Gegensatze zu diesen grossen Aschen- oder Knochenurnen stehen die leider

nur in wenigen Bruchstücken vorhandenen, offenbar recht zierlichen Geräthurnen und sonstigen kleineren Thongefässe, namentlich die flachen Schalen. Unter ihnen sind die 2, schon von Herrn Noack erwähnten und in einer anderen Urne gefundenen, offenbar zusammengehörigen Bruchstücke die feinsten. Sie gehören zu jener glänzenden, schwarzen Sorte meist kleiner Gefässe, welche in Pommern und Schlesien in den Gräberfeldern vorkommt. Auch die freilich in sehr kleinen Ueberresten daran erkennbare Zeichnung ist dem entsprechend: 4 sehr regelmässige, parallele Kreisfurchen, darunter an einer Stelle 4 senkrecht stehende Parallelstriche, sonst ein Kranz kleiner dreieckiger Eindrücke. — Ihnen zunächst kommen röthliche und gelbliche, gleichfalls geglättete Stücke mit linearen Ornamenten: gewöhnlich 3 etwas unregelmässige Horizontalstriche am Halse, darunter am oberen Theil des Bauches Gruppen von 3 oder 4 senkrechten oder schrägen Parallelstrichen. Bei dem einen ist der Zwischenraum zwischen den senkrechten Gruppen gleichfalls durch einen Kranz kurzer Schrägstriche ausgezeichnet; bei einem anderen steht dicht unter den Horizontalstrichen an der Stelle, wo eine senkrechte und 2 schräge Strichgruppen zusammentreffen, ein linsenförmiger Eindruck.

Von den übrigen will ich noch zwei erwähnen: das eine ist ein in vielen Theilen erhaltenes, sehr stark ausgebauchtes, wahrscheinlich nicht hoch gewesenes Gefäss von schwärzlicher Farbe mit niedrigem Halse und ganz glattem Rande, um dessen Oberbauchgegend„ dicht unter dem Halse, 5 kleine, undurchbohrte Knöpfe in Abständen herumstehen; unter jedem Knopfe ist ein schmaler, flach ausgerundeter, senkrechter Strich von der Länge eines halben Fingers, und zwischen je 2 Knöpfen ist, jedoch ohne genaue Anordnung, gleichfalls ein solcher, nur längerer und höher hinaufreichender Strich vorhanden. — Das andere sind Bruchstücke eines Gefässes (oder zweier?) von ungewöhnlich heller, fast weisslich gelber, lehmiger Farbe, aussen geglättet, mit einem breiten, geraden Halse und wenig umgelegtem Rande; um den Oberbauch steht ein Kranz rundlicher und dattelförmiger, verhältnissmässig tiefer Eindrücke, an denen man deutlich erkennen kann, dass sie durch die Spitze eines Fingers hervorgebracht sind. Man unterscheidet überall deutlich den Eindruck des Nagels und den Eindruck der Fingerkuppe, so zwar, dass der Finger quer gegen das Gefäss gestellt war.

Ich finde nur zwei grössere Henkelstücke, jedoch stammen sie wohl kaum von den grossen Knochenurnen her. Dazu ist die Ausbiegung zu klein. Die Oberfläche der Henkel ist abgeplattet.

Wenn daher im Ganzen ausgesagt werden kann, dass das Gräberfeld von Zarnikow nach der Beschaffenheit des Geräthes dem von mir aus der Lausitz genauer beschriebenen Typus angehört, so ist es doppelt zu bedauern, dass alle Beigaben fehlen. Nach den sonstigen Erfahrungen sollte man erwarten, dass sich Bronze finden musste. Dass in den Urnen Eisengeräth war, ist möglich, aber es wäre ein Gegenstand weiterer Aufmerksamkeit, festzustellen, ob nicht neben dem Eisen auch Bronze, wenngleich vielleicht in sehr kleinen Stücken, zu finden ist. —

(11) Die Königliche Direction der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn übersendet d. d. Berlin, 3. März nebst einem Berichte des Eisenbahn-Baumeisters Grossmann zu Sorau eine Kiste mit 30 Urnen und Urnenstücken, herstammend von

zwei Urnenplätzen bei Reinswalde und Göllschau in der Niederlausitz.

Bei dem Bau der Abkürzungsbahn Gassen-Arnsberg wurden zwei Urnenplätze entdeckt. Der Bericht des Herrn Grossmann darüber lautet:

„Die in dem anliegenden Verzeichniss sub A. aufgeführten Urnen und Urnenreste wurden im Herbste 1873 bei Gelegenheit der Erdarbeiten auf dem Bauergut Hyp.

Nr. 112 zu Reinswalde, Kreis Sorau, N./L. dem Johann Gottfried Heinze gehörig, im Walde vorgefunden. Dieselben lagen zwischen Stat. 181—182 in dem beiderseitigen Ausschachtungs-Terrain, theils 1 M. tief, theils nur 0,35 M. tief unter der Erdoberfläche. Letztere zeichnete sich an der bezüglichen Stelle weder durch eine Erhebung, oder zusammengetragene Steine, noch durch irgend ein anderes auffallendes Merkmal aus; der Boden bestand daselbst aus leichtem losem Sand.

An einzelnen Stellen wurden die Gefässe in kleineren Gruppen zusammen vorgefunden, wobei mehrere kleinere und eine grössere herumstanden; meist waren dieselben dann mit Steinen überdeckt, auf welchen die Bodenschicht lag.

Aeusserem Vernehmen nach soll der Besitzer bereits mehrfach derartige Alterthümer, namentlich bei Entfernung der dort vorhandenen Steinhaufen (im Munde der Bevölkerung „Hünengräber" genannt) gefunden haben.

Das gegenwärtig nächste Dorf Reinswalde liegt in einem flachen Thal an beiden Seiten eines kleinen Baches ungefähr 2000 M. von dem Fundorte entfernt.

Die sub B. des Verzeichnisses aufgeführten beiden grossen Thongefässe sind im Frühjahr 1873 bei Gelegenheit der Erdarbeiten auf dem Dominialacker von Göllschau, Kreis Haynau zwischen den Stat. 872—873 in der rechtseitigen Ausschachtung 0,5 M. tief unter der Erdoberfläche vorgefunden worden; der Boden bestand daselbst meist aus Quarzsand.

Das gegenwärtig nächste Dorf Göllschau liegt ungefähr 300 M. von dem Fundorte entfernt, zu beiden Seiten des Baches „Schnelle-Deichsel."

Laufende Nr.	Höhe der Urne Meter.	Weite der Urne Meter.	Bemerkungen.	Laufende Nr.	Höhe der Urne Meter.	Weite der Urne Meter.	Bemerkungen.
A. Auf der ersten Baustrecke (bei Reinswalde).							
1	0,07	0,085		14	—	—	
2	0,12	0,12		15	—	—	einzelne grössere Stücke. (14–16)
3	0,10	0,15		16	—	—	
4	0,08	0,08	zerbrochen.	17	0,13	0,09	
5	0,065	0,07		18	0,17	0,23	
6	0,09	0,14	lückenhaft.	19	—	—	zerbrochenes grösseres Geschirr mit Knochenresten.
7	0,12	0,135	desgl.				
8	0,08	—	zerbrochene Schaale mit Knochenresten.	20	0,31	0,35	grösste Urne.
				21	—	—	Boden einer Urne.
9	0,18	0,18	mit 2 Henkeln.	22	0,25	0,35	mit Knochenresten.
10	0,15	0,22	mit 1 Henkel.	23	0,22	0,22	starker Topf.
11	0,17	0,15		24	—	—	
12	0,13	0,14		25	—	—	grössere Stücke. (24–27)
13	0,15	0,16		26	—	—	
				27	—	—	
				28	0,13	0,15	mit 2 Henkeln.

B. Auf der dritten Baustrecke (bei Göllschau).

Nr. 29 ein grosses Gefäss 0,22 h. 0,23 w. mit Knochen.
Nr. 30 zerbrochene Stücke einer grossen Urne.

Herr **Voss**, welcher die Sachen aufgestellt hat, liefert folgende weitere Beschreibung davon:

A. Die bei Reinswalde gefundenen Exemplare.

1. Vasenförmiges Gefäss mit ziemlich hohem, sich nach oben verjüngendem Fusse, mit vorspringendem mit 5 Buckeln verziertem Bauche und engem, hohem, nach oben sich erweiterndem Halse, dessen Rand sanft nach aussen gebogen ist. Die Buckel des Bauches sind an der oberen Fläche von je 3 concentrischen, bogenför-

migen flachen Furchen begrenzt. Oberhalb der Durchschnittspunkte derselben sind seichte, fingerdruckähnliche Vertiefungen in regelmässigen Abständen von einander angebracht. Masse röthlich gelb.

Nr. 2. Kannenförmiges, einhenkeliges Gefäss mit niedrigem Fuss, breitem, nach oben sich erweiterndem Rande und weiter Oeffnung. Röthlich gelbe Masse.

Nr. 3. Napfartiges Gefäss mit nach aussen gebogenem Rande und fussartiger Bodenplatte. Gelblich graue Masse, innen geschwärzt.

Nr. 4. Kleines, bauchiges, einhenkeliges Gefäss mit Fuss und nach oben sich erweiterndem, hohem, zu 2 Drittheilen abgebrochenem Rande, von gelblicher Masse.

Nr. 5 und 6. Ein kleineres und ein grösseres nach oben sich erweiterndes tassenförmiges Gefäss mit flachem Boden, kleinem, hart am Rande angefügtem Henkel. An dem kleineren Gefässe ist letzterer defect. Masse grau.

Nr. 7. Napfförmiges Gefäss, mit nach aussen gebogenem, defectem Rande. Masse röthlich grau.

Nr. 8. Kleines tassenförmiges, bauchiges einhenkeliges Gefäss, aus grauröthlicher Masse. Henkel und ein Theil der Wandung defect.

Nr. 9. Doppelhenkeliges, bauchiges Gefäss mit hohem steilem Rande und flachem Boden. Gelbliche graurothe Masse.

Nr. 10. Einhenkeliges, weitbauchiges Gefäss mit kleinem in der Mitte erhabenem Boden. Der Bauch ist am oberen Rande mit 3—4 flachen, in einander laufenden horizontalen Furchen verziert. Masse gelblich grau.

Nr. 11, 12 und 13. Napfähnliche Gefässe verschiedener Grösse. Nr. 11 und 13 sehr defect. Masse gelbröthlich.

Nr. 14 und 15. Einzelne grössere Bruchstücke von grossen Gefässen.

Nr. 16. Bodenstück mit dem unteren Theil des Bauches eines grösseren Gefässes, verziert mit eingeritzten, senkrecht nach unten verlaufenden Linien.

Nr. 17. Becherähnliches, schmales und hohes Gefäss mit verbreiteter vorstehender Fussplatte, steil aufsteigenden, nach auswärts gerichteten Wänden und schmalem stark nach aussen gekrümmtem Rande, dicht unterhalb desselben verlaufen 2 horizontale, flach eingeritzte parallele Linien. Masse grauröthlich.

Nr. 18. Weitbauchiges Gefäss mit kleinem Boden und breitem, nach innen gerichtetem, steilem und sehr defectem Rande. Masse gelblichgrau.

Nr. 19. Unterer Theil eines weitbauchigen Gefässes mit kleinem Boden.

Nr. 20. Sehr grosses weitbauchiges Gefäss mit hohem steilem Rande. Mit Knochen und Sand gefüllt. Masse gelblichgrau.

Nr. 22. Sehr grosses weites Gefäss, ähnlich Nr. 20.

Nr. 23. Topfähnliches Gefäss von grauer Masse.

Nr. 24. Grosses, weites Gefäss mit kleinem Boden und schräg aufsteigender Wandung, welche sich direct in den steil aufgerichteten, nach innen geneigten, breiten Rand fortsetzt. Graue Masse. Sehr defect.

Nr. 25. Aehnliches Gefäss mit etwas vorspringendem Bauche und kleiner Fussplatte. Sehr defect. Masse röthlich.

Nr. 26. Unterer Theil eines kleinen bauchigen Gefässes aus gelber Masse.

Nr. 28. Einhenkeliges Gefäss mit 4 spitzen Buckeln, welche auf der oberen Seite von concentrischen flachen Rinnen begrenzt sind. Zwischen denselben verlaufen 4—5 flache Furchen senkrecht vom oberen Rande des Bauches fast bis zum Boden. Der breite weit nach aussen gebogene Rand ist sehr defect. Masse gelbröthlich.

B. Die bei Göllschau gefundenen Gefässe.

Nr. 29. Weites bauchiges Gefäss. Der nach innen steil aufsteigende Rand setzt sich direct in die Bauchwandung fort. Grauschwarze Masse.

Nr. 30. Fragmente einer sehr grossen schwarzen Buckelurne.

Ausser den in dem Verzeichnisse des Herrn Grossmann enthaltenen Nummern finden sich noch vor:

Nr. 31. Schaalenförmiges flaches Gefäss mit nach innen umgebogenem, schräg gerieftem Rande aus gelblicher Masse.

Nr. 32. Bruchstück eines innen geschwärzten, flachen, schaalenförmigen Gefässes, auf dessen Boden sich innen ein abgestumpfter, von 5 concentrischen flachen kreisförmigen Furchen eingefasster Kegel von ziemlich schlanken Verhältnissen erhebt.

Herr **Virchow** bemerkt, dass sich diese Funde dem lausitzer Typus genau anschliessen und namentlich einige ausgezeichnete Specimina von Buckelurnen (Nr. 1 und 28) liefern. Unter den zahlreichen Geräthurnen ist namentlich das becherförmige Gefäss (Nr. 17) bemerkenswerth. Das schönste, leider nur in Bruchstücken aufbewahrte Fundstück ist die schwarze, schön geglättete und höchst sauber gearbeitete Schale (Nr. 32), welche, wie ein moderner Leuchter, in der Mitte mit einer aufsteigenden Säule besetzt ist. —

(12) Herr **Virchow** zeigt

zwei Steingeräthe aus einer Höhle von Haiti.

Herr Dr. Bansen, der eine Zeit lang als Arzt des Bremer Lloyd die Postschiffe nach den Antillen und der Nordküste von Südamerika begleitet hat, bringt mir ein schön polirtes Steinbeil und ein steinernes Götzenbild, beide in einer Höhle bei Dondon im Nordwesten von Haiti gefunden.

Das Steinbeil oder, wie man das Geräth sonst nennen will, ist 132 Mm. lang, in der Mitte 45, am stumpfen Ende 20, am scharfen 35 Mm. breit, und misst 15 Mm. in der grössten Dicke. Es besteht aus einem durchweg geschliffenen bräunlichen, matten Hornstein, hat fast scharfe Ränder, eine leider ausgebrochene, nur an einer Stelle noch erhaltene und hier scharfe Schneide von breiter Form, endlich ein hinteres, sehr schmales, zugeschärftes Ende.

Das Idol ist aus grobem Thoneisenstein angefertigt und, obwohl in vielen Beziehungen sehr ausgeführt, doch von ganz rauher und grober Oberfläche. Es stellt die Büste mit den Schultern und dem oberen Theile der Brust dar und endigt in einer scheinbar natürlichen Fläche von solcher Breite, dass es ohne Schwierigkeit auf derselben steht. Die Bildung ist im Ganzen eine menschliche, obwohl die Mundgegend weit und plump vortritt und hoch oben neben der Stirn zwei breite, fast ohrenartige Wülste liegen, wodurch ein affenartiges Aussehen entsteht. Trotzdem vermag ich darin nur die Nachbildung eines Mannes zu erkennen.





Namentlich die Stirn mit ihren Runzeln, die grossen Augenhöhlen, die vor-

stehenden und weit auseinander gerückten Augen, die deutlich abgesetzten Wangenbeine mit der Grube darunter, die vortretende schmale Nase, die aufrechte Haltung, der sehr breite Hals mit der weiten Auslage der Schulter und Brust sind durchweg menschlich. Die Rückseite ist gar nicht ausgeführt.

Was die mächtige Wulstbildung in der Kiefergegend bedeuten soll, ist mir unverständlich, zumal da weder die Lippen, noch der Mund, noch endlich das Kinn daran erkennbar sind. Diese Homogenität spricht gegen die Möglichkeit, eine künstliche Missstaltung, wie bei den Botokuden, zur Erklärung heranzuziehen. Wiederum spricht die sorgfältige Ausarbeitung aller übrigen Theile dagegen, dass etwa die Mund- und Kinngegend allein unvollendet geblieben seien.

Die Büste ist 92 Mm. hoch. Ihre Basis hat einen Durchmesser von 105 Mm.

In einigen Stücken erinnert die Büste an die von Herrn v. Krug (Sitzung vom 13. Januar 1872) beschriebenen Thonbilder von Puerto Rico, namentlich an die aus den Höhlen der Westküste der Insel, welche nach seiner Angabe „eher einem Gorilla ähnlich" sehen (Ebendas. Taf. IV, Fig. 1). Vielleicht ist es in dieser Beziehung von Wichtigkeit, daran zu erinnern, dass die Wände der Höhlen von Puerto Rico voller Basreliefs sind, und dass nach Herrn Bansen auch die Wände der Höhle von Dondon Zeichnungen zeigen. Die Nähe beider Inseln macht es an sich wahrscheinlich, dass sie eine verwandte Urbevölkerung hatten, und wenn wirklich Cariben vom Festlande bis nach Hispaniola lebten (Waitz III, S. 350), so liesse sich die Möglichkeit vertheidigen, dass sie von Insel zu Insel fortgeschritten seien und ihre Gebräuche mitgebracht hätten. Die grosse Zahl der Felsenbilder im Norden von Südamerika ist ja seit Humboldt hinreichend bekannt. Allein, ehe man diese Möglichkeit annimmt, wäre es namentlich nöthig, Genaueres über die Wandbilder der Höhlen der Antillen zu erfahren. Hoffentlich wird diess durch unsere Reisenden bald nachgeholt werden. —

(13) Herr **Bansen** schenkt der Gesellschaft eine sehr interessante Sammlung von Photographien haitischer Staatsmänner, Generale und anderer Personen, meist Opfer der dort stereotyp auftretenden bürgerlichen Unruhen.

Sitzung vom 18. April 1874.

Vorsitzender Herr **Virchow.**

(1) Derselbe macht die betrübende Mittheilung von dem kürzlich erfolgten Tode des um die Förderung der ethnologischen Photographie sehr verdienten C. Dammann in Hamburg. Das von demselben mit grossen persönlichen Opfern begonnene photographische Prachtwerk: Anthropologisch-ethnologisches Album wird von dem Bruder des Verstorbenen, Herrn Fr. Dammann unter Leitung unserer Gesellschaft fortgesetzt werden. Interessantes Material liegt genügend vor. So hat namentlich Herr Caesar Godeffroy in Hamburg polynesische und mikronesische Photographien seltenster Art zu einer Tafel, Herr Riedel zu Gorontalo (Celebes) Photographien von Neu-Guinea zu einer anderen Tafel geliefert. Der Vorsitzende fordert dazu auf, sich an dem Unternehmen durch Darleihung von Photographien und durch Ankauf des Werkes zu betheiligen.

(2) Der Vorsitzende meldet der Gesellschaft den Tod des Grafen Giuseppe Aria, Besitzers des Grundes der Nekropole von Marzabotto, eines um die Archäologie sehr verdienten Mannes.

(3) Dr. **Hans Hildebrand**, Secretär des internationalen Congresses für vorgeschichtliche Archäologie, fordert zu lebhafter Betheiligung an demselben auf.

Derselbe schreibt

über die Kartirung der antiquarischen Funde in Schweden.

Im Zusammenhang mit der geologischen Untersuchung Schwedens werden, in Folge eines Vorschlags der k. Akademie der Alterthumskunde zu Stockholm, die Alterthümer verzeichnet und in die geologischen Karten aufgenommen. Die Zeichen, die dafür verwandt werden, geben nur die Art der Alterthümer an, ob es Erdhügel, Steinhügel, gelegte Steine, aufgerichtete Steine, Runen-Steine, Ringwälle u. s. w. sind. Eine Zeitbestimmung wird nicht versucht. Da für die Geologen das Aufsuchen der Alterthümer nur ein Nebengeschäft ist, können ihre Angaben natürlich keine Vollständigkeit beanspruchen.

Die genannte Akademie hat von der Regierung jährlich eine Summe von 2000 schwed. Kronen (etwa = 2222 Reichsmark) zur Verfügung bekommen, die in Stipendien vertheilt wird. Jeder Stipendiat hat einen bestimmten Bezirk zu durchwandern, eine archäologische Beschreibung zu verfassen, die Alterthümer in einer Karte aufzuzeichnen u. s. w. Was damit gewonnen wird, kann als ein ganz gutes, allein nicht ganz ausreichendes Material betrachtet werden.

Die beiden Amanuensen der Akademie, die zugleich Conservatoren des archäologischen Museums sind, haben die Verpflichtung, jeder den halben Sommer sich mit archäologischen Untersuchungen auf dem Lande zu beschäftigen.

Jetzt sind die Vorarbeiten so weit gediehen, dass ich den Anfang einer archäologischen Beschreibung des ganzen Landes gemacht habe. Ich nehme einen District,

für welchen wir gute Karten haben und der früher von den Geologen oder von den Stipendiaten oder von uns Conservatoren untersucht ist. Die früheren Beobachtungen werden controlirt und wenn möglich completirt, die Gräber werden geöffnet, die Beschreibung wird von einer Karte begleitet, wo nicht nur die Art, sondern auch das Alter der Alterthümer, und nicht nur die Alterthümer selbst, sondern auch die Fundbeschreibungen verzeichnet werden. Die Beschreibung wird hardenweise abgefasst; ich hoffe, den ersten Abschnitt dem Congress vorlegen zu können. Wir werden auch eine Localität der betreffenden Harden besuchen. Auch die verschiedenen Vorarbeiten werden dem Congresse vorgelegt werden. —

Der Vorsitzende bemerkt hierzu, dass auch in Deutschland die Kartirung lebhafter betrieben werde, und dass hoffentlich bereits auf der im September dieses Jahres zu Dresden tagenden Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft über mehrere Bezirke vollständige Vorlagen gemacht werden dürften. Uebrigens werde sich der Vorstand mit der geologischen Landesanstalt in Beziehung setzen, um zu bewirken, dass auch bei uns die Geologen zugleich die Alterthumsfunde registriren.

(4) Hierauf werden noch briefliche Mittheilungen des Herrn H. Hildebrand an den Vorsitzenden verlesen

über prähistorische Menschenopfer und Kannibalismus in Schweden.

Ich habe einen Grabhügel geöffnet, wo die Kiste ein Gerippe enthielt, das Spuren von Wirkungen der Gicht zeigte. Ich vermuthe, dass es die Arthritis urica war. Wenn es Sie interessirt, kann ich Ihnen einige Knochen übersenden. Das Grab kann der Erzzeit zugetheilt werden.

Die Beweise für den Kannibalismus der Steinzeit finde ich auch wenig überzeugend. Für Menschenopfer während der Erzzeit habe ich in Schweden, wie es mir scheint, Beweise gefunden. Im soeben genannten Grabe fand ich zu den Füssen des gichtkranken Mannes das gebogene Gerippe eines Kindes. Freilich könnte es kaum zu derselben Zeit, wie der Vater, gestorben sein. Man hat aber in derselben Gegend ein zweites Grab gefunden, wo ein Kindesgerippe zu den Füssen eines grossgewachsenen Individuums placirt war. Ich öffnete in derselben Gegend (im nordöstlichen Schweden) ein drittes Grab aus der Erzzeit. Der Beerdigte lag auf dem Rücken ausgestreckt in einer scheinbar gut erbauten Steinkiste und war bis an die Decksteine mit Erde bedeckt, mit Ausnahme der Füsse, um welche ich einige Gerippe in hockender Stellung fand, die ganz unbedeckt innerhalb der Kiste waren. Zufälligerweise hob ich gerade den Deckstein jenes Endes der Kiste zuerst auf, und fand die Knochenhügel sich aus einer dünnen Schicht von Sand erhebend. Schon unter dem zweiten Deckstein fing die vollständige Erdfüllung an.

(5) Herr Dr. **Sachs** in Cairo dankt in einem Schreiben vom 30. März c. für seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede und macht zugleich folgende Mittheilung über die von Miani aus dem Monbuttu-Lande mitgebrachten

Pygmäen vom Akka-Stamme.

Vermuthlich dürften Sie schon von anderer Seite erfahren haben, dass wir seit einigen Wochen hier in Cairo zwei Zwerge beherbergen, welche aus dem Innern Afrikas kommend, den Berichten von der Existenz ganzer in der Nähe des Aequators lebender Pygmäenstämme eine neue Stütze verliehen.

Der vor Jahresfrist bei den Monbuttus verstorbene Italiener Miani, jener unermüdliche Afrikawanderer, der wegen seines etwas planlosen und darum von verhältnissmässig so geringem Erfolg begleiteten Herumziehens nicht recht den Namen

eines Afrikareisenden im guten Sinne verdient, hatte dieselben mit seinem übrigen Nachlass der geographischen Gesellschaft in Rom vermacht. Die ganze Erbschaft war darauf nach Chartum gebracht worden und harrte dort lange weiterer Verfügung. Es ist ein eigenthümlich günstiges Geschick, dass gerade unser Schweinfurth, durch den die Pygmäenfrage wieder zur Discussion gekommen ist, in Egypten weilte, als ein Brief des Consularagenten Hansal aus Chartum eintraf, der sehr richtig auf die Wahrscheinlichkeit hinwies, dass, wenn man nicht alsbald Sorge für eine zweckmässige Unterbringung der beiden Burschen trüge, dieselben in ihrem derzeitigen Zustande ganz verkommen oder sich gar verlieren würden. Durch die von Schweinfurth bei dem Präsidenten der römischen Geographischen Gesellschaft nachgesuchte Vermittlung wurde auf diplomatischem Wege erreicht, dass die egyptische Regierung alles aufbot, um die Hinterlassenschaft Mianis in Sicherheit und die Zwerge auf dem schnellsten Wege nach Cairo zu bringen. Hier bleiben sie vorläufig, ein Gegenstand lebhaften Interesses, bis auf weitere Bestimmung der römischen Geographischen Gesellschaft, welche übrigens erst dann das Recht der Verfügung über dieses seltene Erbe erhielt, als aus dem schriftlichen Vermächtniss Mianis sich herausgestellt hatte, dass Timbo und Charallah nicht seine Sklaven, sondern seine Adoptivsöhne gewesen.

Beide Burschen machen zunächst den Eindruck ganz entschiedener Zwerge, die ohne auch nur einen Augenblick ihre Jugend zu verleugnen, fast durchweg, namentlich in den Gliedmaassen, viel kleinere Dimensionen aufweisen, als die Altersgenossen normaler Rassen. Bei den ganz unzuverlässigen Angaben, die man von dem ihnen zur Begleitung mitgegebenen Negersoldaten (aus Chartum) erhält, ist man bei der Altersbestimmung nur auf einige empirisch werthvolle Zeichen angewiesen. Ich hatte zufällig Gelegenheit, Timbo, der 1,12 M. und Charallah, der 1,00 M. misst, im ungezwungenen Spiel zu beobachten, und man konnte keinen Augenblick in Zweifel sein, dass die ganze Art, Haltung und Bewegung die erwachsener Kinder waren. Sie sind beide von hellkaffeebrauner — Café au lait — Farbe. Die Haut ist sehr geschmeidig und glatt, das Haupthaar stark und gekräuselt, die Augen gross und dunkel, die Nase breit und platt, der Mund breit, der Gesichtsausdruck intelligent. —

Gern hätte ich die auf Befehl des Khedive angefertigte, obwohl sehr mangelhafte und für unsere Zwecke nicht recht brauchbare Photographie mitgeschickt: doch ist dieselbe bis jetzt nicht verkäuflich und die Abgabe derselben, wie es scheint, aufs Strengste verboten. Sobald sich eine Abbildung wird erlangen lassen, werde ich zuverlässig dieselbe einschicken.

Leider ist es mir nur möglich gewesen, von dem kleineren Charallah einige Maassbestimmungen zu machen, die ich hier trotz deren Unvollständigkeit beilege, weil ich meine, sie könnten in den Händen derer, welche besser, als ich, mit ihnen umzugehen verstehen, von einigem Nutzen sein.

Man wird abwarten müssen, was die gewiss in Bälde veröffentlichten Notizen Mianis Genaueres über Herkunft und Alter seiner Adoptivsöhne sagen. Ich halte den grösseren Timbo, welcher ausser den hintersten Backzähnen sein vollständiges Gebiss hat, für wenig über 15 Jahre und stütze mich dabei namentlich auf den Umstand, dass Scham- und Achselhöhlenhaare kaum nachzuweisen, dagegen in der Crena ani und in den Nasenlöchern reichlich Haare vorhanden sind, so wie sie bei gleichaltrigen Individuen anderer Rassen schwerlich in dieser Mächtigkeit vorkommen dürften. Die Geschlechtstheile sind sonst im Verhältniss zu dem übrigen Körper gut entwickelt. Bei dem Mangel jedes Vergleiches ist es schwer, die Stimme für die Taxirung des Alters zu benutzen. Geberden und körperlicher Character des ganzen Individuums sprechen indess dafür, dass Timbo nicht jünger als 15 Jahre ist. —

Dem kleineren Charallah fehlen die zwei letzten Backzähne, ebenso die bei

Timbo reich entwickelten Vibrissae und die Haare ad nates: ich schätze ihn nicht unter 10, sicher nicht über 12 Jahre.

So viel über die beiden Zwerge, welche wahrscheinlich bald zum Gegenstand eingehenderer Untersuchung werden dürften. Den auffallendsten Eindruck beim ersten Anblick machen bei beiden der verhältnissmässig sehr grosse Kopf, die kleinen Hände und Füsse und der colossale Hängebauch.

Charallah, $1_{,00}$ Meter hoch, etwa 10—12 Jahre alt.

Circumferenz des Hängebauches in der Nabelhöhe	65	Centim.
Entfernung des Proc. xiphoid. bis zur Symphyse	31	"
Circumferenz des Thorax in der Brustwarzenhöhe	55	"

Am Schädel ergaben sich mittelst des Tasterzirkels:

Von Spina mental. bis zur vordersten Haarwuchsgrenze	16½	Centim.
" " " " " Nasenwurzel	9½	"
" " " " " Scheitelhöhe	21	"
" " " " " protub. occipit ext.	18	"
" " " " " meat. audit. ext.	10½	"
" " " " " angul. maxill. inf.	8½	"
Von der Nasenwurzel bis zur Scheitelhöhe	16	"
" " " " " protub. occip. ext.	17	"
" " " " " meat. audit. ext.	10	"
" " " " " angul. maxill. inf.	10	"
Von d. vorder. Haarwuchsgrenze bis zur Incis. jugul. sterni	18	"
Von einem äuss. Gehörgang bis zum andern	11	"
Von der prot. occip. ext. bis zur vertebr. promin.	12	"
Grösste Distanz zwischen den Jochbögen	11½	"
Distanz der äusseren Augenwinkel	10½	"
" " inneren " "	3	"
Nasenbreite an den Flügeln	3½	"
Breite des Mundes	3½	"
Distanz beider Unterkieferwinkel	8	"

(6) Herr Dr. **C. H. Berendt** in New-York übersendet eine Anzahl von Photographien zur

amerikanischen Ethnologie und Archäologie.

(Hierzu Taf. VII und VIII).

1. Aufzeichnung eines Gesanges der Winnebago Indianer in Wisconsin (Text). Auf ein flaches Holzstück eingegraben. Ein ähnliches, auf Baumrinde gemalt, findet sich in der Sammlung der Historischen Gesellschaft von New-York. (Taf. VIII).

2. Photographie einer Choctaw Indianerin, einem Theile des Stammes angehörig, welcher aus der Gegend von Mobile nach dem Nordosten des Staates versetzt, jährlich mit Weib und Kind Mobile besucht, und vor der Stadt in einem Lager kampirt. Vorwand Handel; wirklicher Zweck Prostitution der jungen Indianerinnen und Saufgelage.

3. Photographische Aufnahme einer Gruppe von Aeltesten der „Six Nations", auf ihrer Reservation in Canada. (Taf. VII Fig. 1). Herr Horatio Hale schreibt mir darüber: I have had the pleasure of bringing to light a collection of wampum records of the six nations, commemorating the principal events in their history, from the formation of their confederacy, some four or five hundred years back, to the beginning of the present century. Their method of mnemonics is based on the ordinary Indian picture-writing, but is in some respects a decided advance upon

it. I have had the belts themselves photographed, and at the same time had a picture taken of the six leading chiefs who interpreted their meaning to me. The wampum belt which the speaker holds in his hand is one of those which represent the first treaty made with the English, about two hundred years ago. There are four of these belts, which, as explained by the chiefs indicate the leading provisions of the treaty with much accuracy. — Die Namen der 6 Aeltesten mit ihrer Erklärung befinden sich auf der Rückseite des Blattes, von der Hand des Herrn Hale, dem Verfasser der Ethnology and Philology of the United States Exploring Expedition (1838—1842) under the command of Charles Wilkes, U. S. Navy, Philadelphia 1846 4°, ein Werk, das von A. Gallatin im 2. Bande der Transactions of the Am. Ethnological Society, N.Y. 1848 überarbeitet und erweitert wiedergegeben ist, unter dem Titel: Hales Indians of North West America and Vocabularies of North America, 163 S. Einleitung und 130 S. Text.

4. Zwei photographische Ansichten von einer auf der Insel Cozumel ausgegrabenen Gesichts-Vase, aus grobkörnigem braunem Thon, 14 Zoll hoch. (Maya Indianer). Die auf Cozumel gefundenen Alterthümer sind roher gearbeitet als die auf der Halbinsel gefundenen; die Skulpturen zeichnen sich jedoch durch eine kräftige Charakteristik aus (Taf. VII, Fig. 2—3).

5. Zwei photographische Ansichten einer bei Orizaba (Mexico) gefundenen Thonfigur, 8″ hoch (Taf. VII, Fig. 4). Sehr feines Material von rother Farbe. Ob der Name, unter dem es mir übergeben, authentisch, lasse ich dahingestellt. Tlaca-tecolotl heisst: Mensch-Uhu. Die Figur trägt eine doppelte Maske, einen Uhu-Kopf über dem eines Tigers. Ueber die Bedeutung der unter dem Namen Idolos, Götzenbilder, bekannten und vielfach aufgefundenen kleinen Thonfiguren streiten die Gelehrten noch. Götzen oder Penaten — Spielzeng für Kinder (viele sind mit Klappern oder Pfeifen ausgerüstet, und zwar (in Tmatan) immer die Männer mit den letzteren, die weiblichen Figuren mit Klappern) — oder Portraits, persönliche Erinnerungen (in einer Gegend Tabascos tragen alle Figürchen, die ich gesehen, einen scharf individualisirten Gesichts-Ausdruck und zeigen meist Deformitäten oder deuten auf Krankheitserscheinungen hin, wie Pusteln, Wunden, Geschwülste. Ich habe ein Stück dieser Art bei einem gewewissen Nates in Jonuta gesehen, das halbseitige Gesichtslähmung vortrefflich wiedergab. — Vielleicht haben die Vertreter dieser verschiedenen Ansichten Alle Recht, insofern diese Figürchen in dem einen Falle dem einen, im anderen Falle dem andern Zwecke dienten. Es verdient bemerkt zu werden, dass dieselben sowohl im Bereiche der Nahuatl-Stämme (Mexicaner u. s. w.), als in dem der Maya-Familie (Yucatan, Chiapas, Tabasco, Guatemala) bei Nachbarvölkern, die mit beiden keinerlei Sprachverwandtschaft haben und weit in Central-Amerika hinein vorkommen, ohne auffallende und charakteristische Verschiedenheiten zu zeigen; doch sind Kenner oft im Stande, den Fundort einer ihnen vorgelegten Figur mit Sicherheit anzugeben, wobei mehr gewisse Eigenheiten der technischen Ausführung als der allgemeine Charakter den Ausschlag geben.

6. Stereoskopische Ansicht einer gegossenen Silbergruppe, einem Peruanischen Grabe entnommen (Taf. VII, Fig. 5). Ein Indianer ist damit beschäftigt, einen Affen über freiem Feuer zu braten. Es ist dies, unter etwa einem Dutzend ähnlicher Gruppen, welche mir zu Gesichte gekommen, die einzige unverfänglichen Inhalts. Die übrigen waren alle im höchsten Grade obscön und zeigen, dass die von Römern und Griechen uns berichteten unnatürlichen Geschlechtsbefriedigungen den „Naturvölkern“ der neuen Welt keineswegs fremd waren. —

(7) Herr **Kopernicki** zu Krakau macht in einem Briefe an den Vorsitzenden vom 25. März folgende Mittheilungen

über die Golden.

Ich sage Ihnen hiermit meinen höflichsten Dank für den mir gütigst übersandten Sitzungsbericht der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 12. Juli v. J. — Es war mir ein wahres Vergnügen, daraus zu erfahren, dass mein Gypsabguss des Giliaken-Schädels Ihnen zu Ihrem höchst interessanten und lehrreichen Vortrag über die Rasseneigenthümlichkeiten der Golden und ihrer Nachbarstämme an der Ost-Sibirischen Küste dienlich sein konnte.

Bezüglich der letzteren erlaube ich mir die Bemerkung, dass der Name „Rothhaarige", den die Chinesen den Orotschonen gaben, ungegründet ist, da selbe gleich anderen Mongolen schwarzes Haar haben. — Dies weiss ich von meinem Verwandten und Freunde A. Giller, der einige Zeit unter den Orotschonen am rechten Ufer des Schylka weilte, und dieselben in seinem polnischen Werke: „Opisanii Zabajkalsky krainy" (Beschreibung des Transbajkalischen Landes. 3 Bde. Lpzg. 1867) folgendermaassen beschreibt:

„Die Orotschonen sind hässlich, von kleinem, seltener mittlerem Wuchse, mit rundem Kopfe, niedriger Stirn, brauner Gesichtsfarbe, kleinen, schiefen, dunkelbraunen oder schwarzen Augen, schütteren Augenbrauen, grossem Gesichte mit vorstehenden Backenknochen, flacher Nase, schwarzem, ungekämmtem, durch Staub und Schmutz in lange, herabhängende Zotten zusammengeklebtem Haar; Haarwuchs sehr sparsam". —

Giller's Werk enthält mitunter sehr interessante ethnographische Daten über die Orotschonen. — Sollten Ihnen die von andersher geschöpften Nachrichten über dieses Volk mangelhaft erscheinen, so würde es mir ein wahres Vergnügen sein, Ihnen mit einer deutschen Uebersetzung bezüglicher Stellen aus Giller dienen zu können.

(8) Beim Bau der Eisenbahn von Schaffhausen nach dem Bodensee ist in einer Höhle bei Thäingen ein höchst interessanter Fund, nämlich ein Renthiergeweih mit eingeritzten Thierzeichnungen, gemacht und von Prof Heim in Heft 5 Band XVIII der „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich" beschrieben worden. Herr Virchow macht darauf aufmerksam, dass nunmehr die Zweifel an den südfranzösischen Funden wohl verstummen werden, und dass es nicht mehr beanstandet werden könne, eine von den Pyrenäen bis zum Bodensee sich erstreckende prähistorische Bevölkerung von gleichartiger Cultur zuzulassen.

(9) Herr **Bastian** spricht über eingegangene Photographien von Gabunnegern, Choctaws, Singalesen und Bewohnern Aden's, auch von Alterthümern aus Neu-Granada, die der Freundlichkeit des deutschen Ministerresidenten, Herr Dr. Schumacher, zu danken sind.

(10) Herr **Virchow** hat durch Vermittelung des Herrn Dr. Heinemann in Vera Cruz folgenden Brief des Herrn José M. Melgar y Serrano d. d. Vera Cruz, 15. Decbr. 1873, erhalten, betreffend

mexikanische Alterthümer.

Der Unterzeichnete nimmt sich, ermächtigt durch seinen Freund Dr. Heinemann, die Freiheit, Ihnen die folgenden Zeilen und mit diesen ein Heftchen zu übersenden, welches er über Mexikanische Alterthümer in Spanisch veröffentlicht und welches genannter Herr auf seinen Wunsch ins Deutsche übersetzt hat.

Indem ich das vorliegende Werkchen, das erste der von mir veröffentlichten, Ihnen vorlege, geschieht dies nicht aus Eitelkeit, sondern in dem Glauben, dass in

Europa die Daten noch nicht genügend bekannt sind, welche sich für vorhistorische Studien in den Manuscripten und Monumenten meines Vaterlandes auffinden lassen. Der kolossale Kopf von Hueyapam beweist, dass in fernen Zeiten hier eine von der Aztekischen sehr verschiedene Menschenrasse existirte. Die in Palenque aufgefundenen Medaillen beweisen, dass die Gründer jener Stadt den astronomischen Mythus des Hercules ingeniculus kannten, welcher das Herbstäquinoctium bezeichnete.

Das kosmogonische Ei mit den 2 Gesichtern beweist, dass beide Continente in Beziehung gestanden haben, da sich dieselben kosmogonischen Mythen vorfinden.

Dasselbe wird durch das Tau an dem Altar von Palenque bewiesen. —

Die Titel der übersandten Schriften des Herrn Melgar lauten:

1) Examen comparativo entre los signos simbolicos de los teogonias y cosmogonias antiguas y los que existen en los manuscritos mexicanos publicados por Kingsborough y los altos relieves de una pared de Chichan-Itza. Vera Cruz 1872.
2) Juicio sobre lo què sirvio de base a las primeras teogonias. Traduccion del manuscrito Mayo perteneciente al Sennor Miró. Vera Cruz 1873.

Herr Bastian berichtet über den Inhalt der von Herrn Melgar gemachten Mittheilungen Folgendes:

Die aus der mexicanischen Vorgeschichte erhaltenen Traditionen haben mehrfach Anlass zu abenteuerlichen Combinationen gegeben, wie sie z. B. in den sonst oft verdienstvollen Arbeiten Brasseur de Bourbourg hervortreten und auch der Verfasser der hier eingeschickten Abhandlung Herr José Maria Melgar (die Uebersetzung einer von ihm unter dem Titel: Estudio sobre la antiguedad y origen de la cabeza colosal de typo étiopico, que existe in Hueyepam, en el canton de los Tuxtlas veröffentlichten Broschüre) ist nicht frei davon. Dies bei Seite gelassen, sagt sie in ihrem Beginn:

Als ich mich im Jahre 1862 in San Andrés Tuxtla, einem Dorf des Staates von Vera-Cruz, aufhielt, erfuhr ich bei Gelegenheit meiner Ausflüge von einem kolossalen Kopf, den man wenige Jahre vorher auf folgende Weise blosgelegt hatte. Ein und eine halbe Legua entfernt von Hueyápam auf einer Zuckerplantage, welche an dem westlichen Abhange des Gebirgszuges des San Martin gelegen ist, entdeckte ein Arbeiter genannter Plantage während er mit Ausholzung eines Terrains behufs Maisanpflanzung beschäftigt war, einen zum Theil blosgelegten Gegenstand von der Gestalt eines umgestürzten Kessels und benachrichtigte den Besitzer der Hacienda von diesem Funde, dieser ordnete sofort die Ausgrabung an und an Stelle eines Kessels fand sich der genannte Kopf, den man jedoch seiner Grösse, (er misst 2 Ellen in der Höhe bei entsprechendem Umfang), und seiner Schwere wegen, (er besteht nämlich meiner Meinung nach aus Granit), aus dem gemachten Loch nicht herausheben konnte. Man sprach von diesem Fund, ohne demselben besondere Wichtigkeit beizulegen, bis ich auf einer der Excursionen, die ich behufs Aufsuchung von Alterthümern anstellte, denselben in Augenschein nahm. Mein Erstaunen war gross; ohne Uebertreibung ist genannter Kopf von ausgezeichneter Arbeit wie die beifolgende Photographie beweist, was mich aber mehr überraschte war der Aethiopische Typus, den er wiedergiebt.

Der Verfasser bezieht sich dann auf die bei Boturini, Idea de una nueva historia general de la America septentrional) gefundene Bemerkung Francesco Nunnez' (Bischof von Ciudad real in Chiapas und Soronusco), dass die Anhänger Votan's, des Herrn der heiligen Trommel (Señor del palo hueco), in ihrem Kalender die Wochentage nach sieben Schwarzen gezählt und die tolteksche Charactere Tecpatl, Calli, Tochtli, Acatl durch Votan, Lambat, Been und Chirax ersetzt. Es wird ferner auf darauf bezügliche Stellen in Humboldt's Vues des Cordillères (S. 72) verwiesen, sowie auf Orozco y Berra (1855): D. Manuel Orozco y Berra im Artikel Chronologie des Anhangs zu dem Universallexikon der Geschichte und Geographie schreibt: „Um noch mehr

die Beziehungen der Maya-Sprache mit der von Chiapas darzulegen, wollen wir in dem fortfahren, was genannter Bischof sagt indem er hinzufügt: die Indier haben grosse Furcht vor den Schwarzen, weil bei ihnen die Erinnerung an einen der Vorfahren derselben von Aethiopischer Farbe fortdauert, der ein grosser Krieger und sehr grausam war, den die von Ochus und anderen Dörfern der Ebene sehr verehrten und den sie Jalahau nennen, was so viel sagen will, als Oberneger oder Herr der Schwarzen. Obgleich die Erklärung von Boturini über diesen Punkt wahrscheinlich sein kann, scheint mir dies im höheren Grade der Fall zu sein mit der folgenden, dass Jalahau, Herrscher derer von Ochus, wo er verehrt wurde, die Benennung Herr der Schwarzen angenommen habe, mehr wegen des Namens des Volkes als wegen derer Körperbeschaffenheit, denn chus in der Maya-Sprache bedeutet Kohle und alle Welt kennt deren schwarze Farbe, und da er Herr der Chuques war, nannten sie ihn den Namen des Volkes übersetzend den Herr der Kohlen und mit schlechter Anwendung dieses Wortes den Herr der Schwarzen. Die Indier benannten ihre Dörfer entweder nach dem Namen ihrer Anführer, wie z. B. in dieser Halbinsel (Jucatau) noch der von Chus existirt, oder weil sie an dem Orte als sie ihn bevölkerten, Kohle fanden herstammend von einem in jenen Wäldern so häufigen Brande. Der Name Jalahau ist verschiedenen Orten dieser Halbinsel gemein und man kann ihn zusammensetzen aus den 2 Worten Jal, Sohn des Weibes und Ahul, König, also Sohn einer Königin; Yaal, Wasser und Ayau, König, womit eine Quelle ausgezeichneten Wassers für den Gebrauch des Königs bezeichnet wird."

Es folgt dann eine Abhandlung „Ueber die in Palenque aufgefundenen Medaillen und über das kosmogonische Ei", wobei eine der im Besitz von Ramon Ordoñez befindlichen Kupfermedaille, die von Dupaix aufgefunden wurde, ähnliche Cabrera's besprochen wird, auf welcher der auch in jener dargestellte Adler eine Schlange im Schnabel trägt, und eine bei Kingsborough veröffentlichte Zeichnung Dupaix: (Vierter Band, dritte Expedition, Platte 8).

Unter verschiedentlichen Citationen aus Dupuis: „Origine de tous les cultes" wird auf phönizische Reminiscenzen in Palenque und anderen in Yucatan gegründeten Städten hingewiesen. Dazu werden die Abbilder zweier (im Besitz des Verfassers befindlicher) Idole veröffentlicht, von denen das Eine zwei vereinigte Symbole (das kosmogonische Ei, Symbol der Schöpfung und die zwei Gesichter, Symbol der Zeugung), das andere die Schöpfung im zerbrochenen Ei darstelle, ein Anschluss an indische, ägyptische, griechische, japanische und andere Cosmogonien.

Die Abhandlung schliesst mit Nachträgen, die in der Hauptsache unverkürzt wieder gegeben werden mögen:

Nach den Ueberlieferungen des pueblo Tzendal (eine Bevölkerung, die noch heute in Chiapas existirt) war es zwischen den Mündungen des Tabasco oder Usumacinta, dass Votan in Begleitung derjenigen erschien, welche die Vorsehung dazu ausersehen hatte, unter seiner Anführerschaft Gründer von Palenque und der amerikanischen Civilisation zu sein.

Bei vielen Nationen unter dem Namen Herz des Volkes verehrt, erscheint Votan ebenso oft als ein geheimnissvolles Geschöpf, erhaben über die Menschheit, an welches die primitiven Völker in ihren Religionsgebräuchen wie an einen Vermittler zwischen Gotte und Menschheit glaubten und der deren Weisheit und Macht versinnbildlichte, als ein Fürst oder Gesetzgeber, der kommt, um die wilden Stämme Amerikas der Barbarei zu entreissen und sie in Gesetzen, Religion, Regierung, Ackerbau und Künsten zu unterrichten.

Die Uebereinstimmung in den Ueberlieferungen der Tzendales, Quichees und Mexicanos in Bezug auf die unter dem Namen Votan, Gucumas, Cukulcam und Que-

tzacohuatl dargestellten Personen könnten glauben machen, dass im Anfang der Geschichte eine Person so verschiedene Namen vereinigt habe, aber die Vergleichung aller Ueberlieferungen zwingt uns 2 zuzulassen, Votan und Quetzacohuatl die Namen Gucumas und Cukulcam bedeuten dasselbe wie letzterer.

In dem Manuscript der Quichees erscheint eine Art Cosmogonie, wo die erste Erschaffung des Planeten beschrieben wird; da aber in dieser Beschreibung sich vielleicht Ereignisse unter dem Schleier der Symbolik einmischen, finden wir, dass die Worte, welche unzweifelhaft die Ankunft Votans in diesen Gegenden andeuten, (denn man glaubt ein Segel oder Schiff zu erkennen, welches seine Richtung nach einer unbekannten Gegend nimmt, in deren Beschreibung man die Küsten Amerikas mit seinen hohen Bergen, grossen Flüssen und Seen erkennt), sich vermengen mit der ersten Erscheinung der irdischen Natur.

Die Erzählung in genanntem Manuscript fährt fort, die Namen der Gründer und Erzeuger anführend und sagt über ihren Ursprung Folgendes: „Wir besitzen nicht mehr das Rathsbuch, woraus man klar sehen könnte, dass wir von der anderen Seite des Meeres kamen, von dem Orte, welcher Camuhibal heisst, was so viel sagen will, als wo es dunkel ist.“ Man sieht sie ankommen, aber man weiss nicht woher, man könnte sagen sie sind über den Wassern, aus welchen sie geheimnissvoller Weise hervorzugehen scheinen. Sie nennen die Atribute ihres Gottes, welche sind Hurahan, die Stimme des Donners, das Wetterleuchten und der Blitz und gründen Palenque, dessen wahrer Name Nachal (Haus der Schlangen) ist (wie im Hebräischen von ähnlicher Bedeutung).

Als diese Männer ankamen, waren die Leute, welche sie diese Länder bevölkernd antrafen, die Quinames oder Giganten, allen Lastern der ursprünglichen Gesellschaft ergeben.

Die zweite Einwanderung erfolgte in Potoncham und Xicalanco, wo Gucumas und die ihn begleitenden Anführer ihre Landung bewerkstelligten. Zamna einer der Führer civilisirt Iucatan.

Der angezogene Text sagt. „Noch nichts zeigte Votan die hohen Bestimmungen an, welche ihm die Ueberlieferungen beilegen, als andere Fremdlinge an jenen Gestaden erschienen; diese kamen in grossen Schiffen und kleideten sich in lange und weite Gewänder, weshalb man sie tzesquil oder Männer in Weibertracht nannte, welcher Beiname ihnen in dem Lande blieb. Eine Ueberlieferung fügt hinzu, dass sie die Sprache Nahuatl redeten und dass sie es waren, welche dieselbe nach Amerika brachten.

Seine Niederlassung in dem Lande war sehr bald von Verbindungen mit den Tzendal-Jungfrauen gefolgt. Erleuchtet und unterrichtet von ihnen arbeitete Votan mit Weisheit an der Einrichtung seiner Staaten und von dieser Epoche datirt in Wirklichkeit die Gründung des Kaiserreiches Palenque.

Gemäss denselben Ueberlieferungen, machte Votan in seinem langen Leben grosse Reisen nach den Ländern, woher diese Fremdlinge gekommen waren und von daher brachte er die Kenntnisse mit, welche ihm dienten und den Titel des ersten Gesetzgebers von Amerika.

Bis nach dem Orient erstreckten sich seine Reisen, deren er vier machte und dieselben in einem Werk beschrieb, in welchem er hinzufügt, dass er von Imos abstammt, was so viel bedeutet als Rasse des Cham, (die Schlange), der seinen Ursprung herschreibt von Chivin oder Valum Chivin.

Folgt eine Citation aus Humboldt's Histoire de la géographie du nouveau continent (t. I, S. 195).

Als Zamna nach Jucatan kam, begleitet von einer beträchtlichen Anzahl Priester, Krieger und Künstler aller Berufsarten, alle tüchtig, damals gab man der Halbinsel den Namen Maayha, Land ohne Wasser (wie im Hebräischen Wasser als mayin). Er

bewirkte, dass dieses Land zu jenem Glanze gelangte, welchen seine Ruinen bezeugen. Nach dem Tode von Zamna bestatteten sie diesen in Tzamal, später widmeten sie ihm einen Tanyal, vergötterten ihn und beteten ihn an unter dem Namen Kab-ul oder die wirkende Hand. Obgleich vorher gesagt wird, es sei in Potomhan oder Xicalanco gewesen, wo die zweite Einwanderung erschien, erzählt man später, es sei Panuco, wo sie zum ersten Mal anlangten; ihre Erinnerungen beziehen sich auf den fernen Osten, den grosse Länder und Meere von ihnen trennten und wo in Frieden mit einander weisse und schwarze Menschen lebten, Tas, Xghe, Pa, Qui, Chivi, Geha, Wiлach, Zaqhi, Winachi; damals lebten in Eintracht die Schwarzen und Weissen.

In dem erwähnten Panuco lässt die Ueberlieferung die Nahoas sich ausschiffen, die von ihrem Lande in 7 Schiffen abgereist waren, die sie Chicomostoc nannten oder die 7 Grotten; sie waren es, die wie es heisst, dem Orte, wo sie landeten, den Namen Panuco gaben, denn Panuco bedeutet Hafen oder Landungsplatz.

Nichts deutet an, woher die Nahoas kamen; man weiss nur nach verschiedenen Ueberlieferungen, dass sie von den Gegenden ausgingen, wo die Sonne aufgeht. Sie waren von Weisen und Wahrsagern begleitet und man nannte sie deshalb Amoxques, d. h. Erfahrene in den Schriften. Den Oberbefehl hatte der Señor por excelencia, genannt Quetzacohuatl, was in den Quichees Manuscripten durch Gucumas übersetzt wird. Er war es, der mit der heiligen Decke betraut war, unter der die Gottheit sich vor den menschlichen Blicken verbarg und er allein erhielt die Anweisungen, um sein Volk zu leiten.

Nachdem die Nahoas das Land, welches sie suchten, erforscht hatten, setzten sie ihre Fahrt die Küsten entlang fort, ohne die hohen Gebirge Mexico's aus dem Gesicht zu verlieren; so kamen sie, wie die Ueberlieferung hinzufügt, nach Tamoamhau. Man erkennt in diesem Namen den Küstenstrich, der sich von Campeche oder Potonchan bis nach der Mündung des Tabasco erstreckt.

Der Bischof Las Casas berichtet, dass sich in diesem Theil von Jucatan die Erinnerung an 20 berühmte Anführer erhalten hat, die von Osten kamen und unter Befehl von Cukulmam viele Jahrhunderte zurück gelandet waren; dass sie in lange und weite Gewänder gekleidet waren und grosse Bärte trugen.

Xicalanco, gelegen auf der Spitze einer Insel zwischen der Lagune von Terminos und dem Meer, gehört seiner Lage nach zu dem Lande von Nonohualco, ein Name, welchen die Mexikaner den vom Tabasco und Usumasinta bewässerten Gegenden gaben. Es war eine Seestadt von beträchtlicher Bedeutung und ihre Märkte genossen in Amerika einen Ruf von Reichthum ähnlich den phönizischen in Asien.

Man muss glauben, dass sie ihren Ursprung dem Gucumas oder Quetzacohuatl verdankte und dass ihre Küsten der Schauplatz der ersten Versuche dieses Gesetzgebers waren, die Lage dieser Wilden zu ändern, welche der Quichee-Text als Leute aus lehmigem Lande und Leute von Holz bezeichnet.

Es folgt dann die weitere Erzählung, wie Quetzacohuatl zur Auffindung der Nährpflanzen geführt wird und sonst Bekanntes.

Ausserdem liegen zwei gedruckte Abhandlungen bei:

Examen comparativo entre los signos simbolicos de las teogonias y cosmogonias antiguas y los que existen en los manuscritos mexicanos publicados por Kinsborough, y los altos relieves de una pared de Chichen-Itza (Vera-Cruz 1872), sowie Sobre lo que sirvio de Case a las pimeras teogonias, traduccion del manuscrito mayo, perteneciente al Señor Miro. Observaciones sobre alguenos otros datos encontrados en los monumentos y manuscritos mejicanos, que prueban las comunicaciones antiquisimas, que existieron entre el viejo y el nuevo mundo (Vera-Cruz 1873). Es werden darin Auszüge gegeben aus der Schöpfungsgeschichte der Quiche im Popoloub, und von den

ersten Menschen, die aus Holz geschnitzt waren und zu Grunde gingen: Asi fué in destinccion, fueron inundados por una resina espesa que cayó del cielo. El pajaro nombrado Xicotcovach, vino à arrancarle los ojos de sus órbitas, el Camalotz les cortó la cabeza, el Cotzbolan devoró sus carnes, el Tecumbalan rompió y molió sus huesos y sus cartilagos, y sus cuerpos fueron reducidos à polvo y dispersados para castigo de sus personas. Porque ellos no habian pensado en su madre y padre, aquel que es el corazon del cielo, cuyo nombre es Huracan, por su causa la faz de la tierra se oscureció, y una lluvia tenebrosa comenzó, lluvia de dia, lluvia de noche, Entonces llegaron los animales grandes y pequenos y los hombres se vieron maltratados por la madera, y la piedra, todo lo que les habia servido habló, sus cazuelas, sus platos, sus ollas, sus perros, sus gallinas, todo lo que tenian se les sublevó y los maltrató. Die so von allen Naturgegenständen verfolgten Menschen versuchten umsonst zu fliehen, da wenn sie sich auf die Häuser retten wollten, diese zusammenfielen, wenn auf die Bäume, diese sie abschüttelten, wenn in die Höhlen, diese sich schlossen, und so ging dieses erste Menschengeschlecht zu Grunde. Se dice que su posteridad, se ve en estos pequeños monos, que viven hoy en los bosques, es el signo que quedo de ellos, porque de madera solamente se compuso su carne por los cuidados del creador y el formador. Por lo cual es, que este pequeño mono se parece al hombre, prueba que es de otra generacion de seres humanos, que no eran sino manequites, o hombres trabajados de madera (S. 9). Der sich in seinem Stolze Herr der Welt wähnende Vukub Cakix (Gemahl der Chimalmat) ward von Hunahpu und Xbalanque, ebenso wie seine Söhne Zipacna, der Bergbildner, und Cabracan, der Erderschütterer, getödtet, und als auf der weiteren Sendung Vok's der Vak's (durch Huracan) Hunahpu (aus dessen abgeschnittenen Kopf die Frucht des Baumes Hunhun entstand, durch den die ihn betrachtende Prinzessin geschwängert wurde) und Xbalanque in der Unterwelt eingekerkert waren, stiegen sie daraus zum Himmel empor als Sonne und Mond, während die von ihm getödteten Söhne Zipacna's in Sterne verwandelt wurden.

(11) Herr v. **Dücker** aus Bückeburg legte

die griechischen Alterthümer

vor, über welche er auf dem Congresse zu Brüssel 1872 gesprochen hat. Es waren vorzugsweise keilförmige polirte Steinäxte von kleiner zierlicher Form aus Gneis, Diorit, Kieselschiefer und Eisenkiesel. Die Fundorte waren Attika und die Insel Euböa. Ein kleines derartiges Werkzeug von kaum 2 Centim. Länge aus Kieselschiefer und von sehr feinem Schliffe war besonders auffallend.

Ausserdem befand sich in der Sammlung eine grössere Anzahl von feinen Obsidianabsplissen nebst entsprechenden 3—4 Centim. langen Kernen dieses Minerales, von welchen solche Stücke abgeschlagen waren. Herr v. Dücker erwähnte besonders, dass solche Stücke in den verschiedensten Gegenden Griechenlands gefunden wurden, während der Obsidian an natürlicher Fundstelle nur auf einigen Inseln in der Nachbarschaft von Santorin vorkomme Hieraus sei zu schliessen, dass es eine Periode gegeben haben müsse, in welcher dieses Material von den Bewohnern Griechenlands sehr geschätzt gewesen sei. Sehr bemerkenswerth sei es, dass die alten Schriftsteller von allen diesen griechischen Steinwerkzeugen keine Erwähnung thäten, mithin die Periode von deren Anwendung in der alten classischen Zeit wahrscheinlich schon wieder ganz vergessen gewesen sei.

Endlich zeigte Herr v. Dücker auch eine grössere Anzahl von Bruchstücken fossiler Knochen von Pikermi, welche höchst eigenthümliche alte Brüche und Eindrücke erkennen liessen. Redner wiederholte seine Ansicht, dass diese Knochen auf intellectuelle Weise zerschlagen an ihre geologische Lagerstätte gekommen seien.

Herr **Virchow** erinnert an die durch Herrn Hirschfeld und Herrn v. Heldreich eingesendeten altgriechischen Steingeräthe (Sitzungen vom 24. Mai 1871 und 14. Juni 1873).

Herr **Hartmann** bemerkt, dass er Murex-Schalen mit lebenden Thieren zu Venedig, Padua, Chioggia und auf Malta in ganz ähnlicher Weise, wie es sich in der von Herrn v. Dücker vorgelegten Sammlung zeige, habe aufschlagen sehen, um sich des Inhaltes der Gehäuse zu bemächtigen, der häufig auf der Stelle roh hinuntergeschluckt werde.

(12) Herr **Steinthal** sprach

über die Völker und Sprachen des grossen Oceans.

Das ethnische Gewirr auf den Inseln des Indischen, Chinesischen und Grossen Oceans scheint in neuester Zeit eine recht ansprechende Lösung finden zu sollen. Gestützt auf den vortrefflichen Semper, hat Friedrich Müller in seiner Ethnologie die Ansicht durchgeführt, wonach wir auf jener Inselwelt (abgesehen von Australien mit seiner ihm eigenen Bevölkerung), nur zwei Menschen-Racen anzunehmen hätten, welche theils rein, theils mit einander vermischt erscheinen; nämlich die hellere malayische Race mit gelber Hautfarbe und schlichtem Haar und die dunkele Papúa-Race, mit schwarzbrauner oder schwarzer Hautfarbe und krausem Haar. Reine Papúas sollen sein die Bewohner auf Neu-Guinea und den westlich von letzterm liegenden Ke- und Aru-Inseln, wie auch auf den nordwestlichen Inseln Misol, Salawatti und Waigiu. Reine Papúas sollen auch sein die sogenannten Negritos auf den Philippinen. Demnach wären Papúas und Negritos gar nicht von einander verschieden, nur dass der erstere Name malayisch, der letztere europäisch ist. Diese Race bewohnte aber ursprünglich die ganze Inselwelt. Zu ihr kam später die malayische Race hinzu. Auf den grösseren Inseln, den Sunda-Inseln und den Philippinen war Raum für ein Nebeneinander-Wohnen beider Racen. Die Malayen nahmen die Küsten und die Ebenen in Besitz und verdrängten die Papúas oder Negritos in das gebirgige Innere. Auf den kleineren Inseln musste theils eine Vertilgung der schwächern Papúa-Race durch die stärkere, theils eine Vermischung beider in den mannichfachsten Graden erfolgen.

Diese Ansicht hat für mich so viel verlockendes, dass ich sie der isolirenden Ansicht Gerland's, der ausser der Malayischen und Papúanischen Race noch eine besondere Melanesische und Mikronesische Race annimmt, vorziehen möchte. Indessen fehlt noch viel daran, dass sie fest begründet wäre, und sie findet bei namhaften Ethnologen Widerspruch. Für mich lag aber die Frage vor: entspricht dem angenommenen physischen Racen-Verhältniss auch das Verwandtschafts-Verhältniss der Sprachen? und könnte letzteres zur nähern Bestimmung der Mischungen beider Racen beitragen?

Zuerst aber eine principielle Bemerkung. Wo giebt es denn ein unvermischtes Volk? Weder in der cultivirten, noch in der uncultivirten Menschheit. Ferner aber ist doch jede Volksmischung (mit kaum nennenswerthen Ausnahmen) eine wirkliche physiologische Blutsmischung und nicht bloss mechanische Mengung. Darum bildet auch jedes Volk eine Einheit, und wie kann man also in besonderem Sinne von einem Mischvolk reden? Ebenso die Sprachen. Wie könnte man z. B. das Französische eine Mischsprache nennen, obwohl wir wissen, dass sich lateinische, germanische und celtische Elemente in ihr finden, da ja doch sämmtliche Elemente geistig und phonetisch von einem und demselben Princip beherrscht und geformt werden? — Man wird indessen wohl leicht zugestehen, dass man unterscheiden müsse je nach dem

Erfolge der Mischung. Wenn das eine Element das andere sich so assimilirt, dass das andere sich nur durch geringe Einwirkung auf das erstere und durch geringe Mitwirkung an dem Ergebniss der Mischung, wenn überhaupt durch irgend welche, geltend macht: so werden wir nicht von Mischung reden. Wo aber in Folge der Mischung der beiden Elemente ein eigenthümliches Drittes entstanden ist, das vielleicht von jedem der beiden gewisse Eigenschaften, von keinem aber alle unverändert behalten, oder das die Merkmale beider durch einander gemässigt hat, so dass es als Mitte zwischen beiden gelten kann: da werden wir eine Mischung annehmen.

Hieran knüpft sich wohl unmittelbar eine andere Frage, die für die Darwinsche Descendenz-Theorie besonders wichtig sein dürfte, nämlich: soll man in offenbaren Mittelformen zwischen zwei Varietäten oder Racen das Ergebniss einer Mischung beider letzteren erkennen, wie wir soeben angenommen haben? oder zweitens soll man darin Uebergangsformen aus der einen Gestalt in die andere, namentlich etwa aus der niedern in die höhere annehmen? oder drittens soll man die Mittelform vielmehr als die Urform für die beiden Extreme ansehen, welche Urform ihre beiden Seiten getrennt vererbt hat und so, sich spaltend und nach den Extremen doppelseitig sich entwickelnd, zwei Arten aus sich geschaffen hat? — Ich weiss nicht, in wie weit diese Fragen einer Erörterung werth und bedürftig sind. Für die Sprachforschung aber sind zwar in den Fällen stammverwandter Sprachen die zweite und dritte Annahme fast ausschliesslich geltend. Für Sprachen verschiedenen Stammes jedoch, wie in unserm Falle, kann nur die erste Annahme Geltung haben.

Kommen wir hiernach zu unserer Frage: Wie verhalten sich die Sprachen der Völkerschaften, in denen eine Mischung der Malayen-Race und der Papúa-Race angenommen wird?

Auf den Sunda-Inseln und auf den nordöstlich und nördlich von diesen liegenden Philippinen sind nach Müllers Annahme die Bevölkerungen der beiden Racen getrennt und rein; und auf dem östlich von den Sunda liegenden Neu-Guinea haben wir bloss die reinen Papuas. Nun aber nach Osten vorschreitend, kommen wir von den Philippinen zu den Carolineninseln oder nach Mikronesien, von Neu-Guinea nach Melanesien. Dies sind die eigentlichen Sitze der Mischung. Endlich im Osten sind die Polynesier, in denen der malayische Typus nicht ohne bedeutende papuanische Beimischung geblieben ist. So hätten wir drei Sprachverhältnisse zu erwarten, entsprechend der Sonderung beider Racen im Westen, der geringern Mischung im Osten. der starken Mischung in der Mitte. Dass der höchste Mischungsgrad in der Mitte liegt, scheint damit zusammenzuhängen, dass sich hier auch Neu-Guinea findet, wo die Papúas ausschliesslich herrschen. Ueber die Richtigkeit dieser Ansicht enthalte ich mich jedes Urtheils; sie bietet mir nur einen bequemen Anhaltspunkt zur Anordnung der betreffenden Sprachen.

Das Sprachverhältniss nun, wie ich es ansehe, entspricht dem dargelegten physischen nicht völlig genau; widerspricht ihm aber auch nicht geradezu.

Durch Wilhelm's v. Humboldt und Buschmann's Forschungen ist die Thatsache des Malayisch-Polynesischen Sprachstammes festgestellt. Innerhalb dieses Stammes unterscheidet man drei Gruppen: die Malayo-Javanische, die Tagalische und die Polynesische Gruppe. Zur ersten gehören: das eigentlich Malayische auf der Halbinsel Maláka und auf den Küsten von Sumatra, ferner Javanisch (mit dem alt-poetischen Kawi-Dialekt) und Sundaisch auf Java, das Bali auf der gleichnamigen Insel, Bima und Sambawa auf Sambawa, das Lampong im Süden und das Kedschang im südwestlichen Theil von Sumatra, das Battak auf derselben Insel südlich von Atschin an den Küsten und die Sprache von Atschin; das Dayakische auf Borneo; Bugis und Mangkasar auf Celebes. Zur zweiten Gruppe gehören: die Sprachen der Philippinen,

nämlich Tagala, Bisaya, Pampanga, Pangasinan, Ilocos, Cagayan, Bicol, Ibanag; ferner die Sprache von Formosa. Auch die Sprache von Madagascar wird zu dieser Gruppe gerechnet. Die polynesische Gruppe endlich ergeben die Hawaii- (Sandwichs-) Inseln, dann südlich in etwas westlicher Richtung Samoa (Schifferinseln), Tonga (Freundschafts-Inseln) und Neu-Seeland (Maori); dann westlich von Tonga liegend Rarotonga, Tahiti (Gesellschafts-Inseln), endlich nordöstlich Nukahiwa (Marquesas-Inseln) und südwestlich die Oster-Insel.

Diese dritte Gruppe, wie sie räumlich den beiden ersten fern und von ihnen durch zwischenliegende Inselgruppen getrennt ist, steht zu ihnen auch sprachlich nicht in so enger Verwandtschaft, wie jene beiden Gruppen unter einander; und wie die Polynesen auch leiblich den malayischen Typus nur in grosser Annäherung an den papuanischen darstellen, so zeigen zwar ihre Sprachen immer noch wesentlich malayische Form, aber doch unter so bedeutenden Besonderheiten, dass sie einer eigenen Darstellung bedürfen. Die Polynesen zeigen ihre Misch-Natur besonders dadurch, dass sie ihren malayischen Urtypus auf den verschiedenen Inseln in verschiedenen Graden bewahrt und in verschiedenen Graden in der Richtung zum Papúa-Typus umgestaltet haben. Ob die Sprachen je in demselben Grade ihre malayische Form und ihren malayischen Wortschatz bewahrt haben? weiss ich nicht. Der Parallelismus zwischen leiblichem und sprachlichem Verhältniss mag immerhin nur im Grossen und Ganzen gelten, und ich wage nicht zu behaupten, dass die Hawaier und Neuseeländer, also die Nördlichsten und Südlichsten, wie sie die dunkelste Hautfarbe zeigen (was also nicht von der Hitze abhängen kann, aber auch schwerlich von einem mühevolleren Leben, also nur von der Mischung), so auch die abweichendsten Sprachformeu hätten. Zur Erklärung eines mangelhaften Parallelismus würden sich Gründe genug finden lassen.

Dass wir ferner die vollste Entwickelung der Sprachen auf den Sunda-Inseln und den Philippinen finden, und dass (mag man nun den höheren Standpunkt der Grammatik dieser Sprachen als den ursprünglichen ansehen, von welchem die Polynesier herabgesunken sind, oder als einen später gewonnenen, während die Polynesier die ursprüngliche Dürftigkeit bewahrt haben) die Wortformen hier weniger verstümmelt sind, als im Osten: dies wird man mindestens mit der grösseren Reinheit und Ungemischtheit des leiblichen Typus nicht in Widerspruch finden.

So bleiben uns noch die Negritos auf den Philippinen, welche reine Papúas sein sollen, und die Mikronesier und Melanesier, welche Misch-Völker sein sollen. Ich wiederhole, dass ich die Richtigkeit dieser Aufstellung nicht behaupte, sondern nur mir gefallen lasse. Zu ihrer Prüfung vom anthropologischen Gesichtspunkte fehlen mir die Bedingungen. Nun würde ich sagen, ich lasse sie hypothetisch gelten: wenn ich die sprachlichen Beweise dafür bringen könnte. Da aber auch letztere, wie ich bekennen muss, nur problematischen Werth haben, so bleibt alles problematisch.

Bekanntlich ist bis jetzt unsere Kenntniss der betreffenden Sprachen mindestens eben so mangelhaft, oder wohl noch mangelhafter, als die physische und psychische Kenntniss jener Völker. Namentlich aber um Volksmischungen nach der Sprache zu beurteilen, dazu gehörte die vollste Beherrschung und das tiefste Eindringen in das Sprach-Material.

In Bezug erstlich auf die Melanesischen Sprachen muss ich der Ansicht, welche mein geschätzter Freund Friedrich Müller sowohl im „linguistischen Theil“ der „Reise der Novara“ als auch wiederholt in seiner „Ethnographie“ ausgesprochen hat, widersprechen. Melanesisch sind nämlich die Völker und Sprachen auf den Fidschi-Inseln (westlich von Tonga und Samoa), dann, weiter westlich, auf Baladea (Neu-Caledonien), dann nördlich auf den Loyalitäts-Inseln, den neuen Hebriden, endlich den Salomons-Inseln. Müller nennt diese Sprachen geradezu eine Gruppe des malayisch-polynesischen

Sprachstammes. Dann hätten wir nach seiner Ansicht die bedenkliche Anomalie, dass die Melanesier „leibliche Papúas" (Ethnogr. S. 99) mit Malayischer Sprache sind. Hier sei „der schlichthaarige Malaye in dem kraushaarigen Papúa spurlos untergegangen" — leiblich betrachtet; nichts desto weniger sei die Melanesische Sprache ein „Abkömmling der malayischen Ursprache". Beweise für seine Ansicht von der Sprache hat Müller nicht gegeben; und nach der besonnenen und umsichtigen Darlegung der Melanesischen Sprachen (soweit diese in Europa zugänglich waren), welche Conon von der Gabelentz gegeben hat, muss ich bei der Ansicht dieses vortrefflichen Forschers bleiben, dass jene Sprachen einen eigenthümlichen Stamm bilden.

Die Mikronesier nennt Müller (Ethnogr. S. 292 f.) Malayen mit starker Mischung, ohne dass jedoch der Malaye im Papúa-Blut untergegangen wäre. Er stellt sie also mit den Polynesiern zusammen. Von ihrer Sprache war nichts bekannt.

Ebenso wenig wusste man von den Negrito-Sprachen.

Auch Gerland (Anthropologie VI, 515) begeht einen Fehler, wenn er nicht nur Melanesien und Australien zu einer grossen Abtheilung zusammenfasst, sondern dann auch bei der genauern Gruppirung Melanesien und Neu-Guinea mit den anliegenden Inseln nicht von einander sondert.

Nun haben wir von demselben Herrn Dr. Adolf Bernhard Meyer, der uns die Schädel von den Philippinen geschickt hat, auch einige Vocabulare der Negrito-Sprachen erhalten[1]) Erstlich etwa hundert Wörter und sieben kleine Sätze des Tiruray-Dialekts, der an der Westküste von Mindanao am linken Ufer des Rio grande del Sur, in der Nähe von Pollok gesprochen wird. Es ist gesammelt von einem Jesuiten-Priester. Von demselben stammt auch ein Wort-Verzeichniss (etwa 70 Wörter und 30 Sätze) aus einem andern Dialekt von Mindanao, der mehr im Innern gesprochen wird. Drittens etwa 100 Wörter und 20 Sätze der Solog- oder Sulu-Sprache auf dem gleichnamigen Archipel, von einem Mestizen, der als Dolmetscher auf einem englischen Schiffe diente. Derselbe stammte von einem englischen Vater und einer inländischen Mutter und sprach englisch, spanisch, tagalisch, visayaisch und Solog gleich gut. In derselben Sprache gab noch ein Jesuitenpriester etwa 15 Sätze. Dieselben Sätze gab derselbe auch in der Sprache der Samal-Laud, der seeräuberischen und handeltreibenden Stämme der Insel Samal, welche im S von Mindanao im Meerbusen von Davao liegt. Dann folgt ein Vocabular von der Insel Siau, im S. von Mindanao und Sangi, im N. von Celebes, von einem Missionär auf derselben, ebenfalls gegen 100 Wörter enthaltend. Dann zwei parallele Vocabulare der Negrito-Dialekte von Mariveles (der Provinz Bataan) und Zambales auf Luzon, von Dr. Meyer selbst gesammelt, etwa 120 Wörter umfassend. Endlich theilt derselbe ein Vocabular des Papúa-Dialects auf der Nordost-Küste von Neu-Guinea in der Gegend der Astrolabe Bay mit, das er von Offizieren eines russischen Kriegsschiffes erhalten hatte, etwa 40 Wörter enthaltend.

Diese Vocabulare sind völlig planlos gemacht und können darum den Nutzen nicht gewähren, den sie selbst bei so geringem Umfang haben könnten.

Ich besitze ausserdem noch einige reichhaltigere Vocabulare von Negrito-Dialekten auf Luzon, welche Semper gesammelt und mir anvertraut hat. Ich werde dieselben nächstens veröffentlichen. Besonders dankbar aber bin ich diesem ausgezeichneten Reisenden für ein vielleicht nahezu tausend Wörter umfassendes und von grammatischen Notizen begleitetes Vocabular der Sprache auf den Palau-Inseln, welche er während seines zehnmonatlichen Verkehrs mit den Palau's sammelte.

---

[1]) Mir liegt vor ein Abdruck aus „Tijdschrift voor Taal, Land en Volkenkunde in Nederl. Indie-Batavia 1872. In deutscher Sprache.

Eine genauere Durchforschung dieser Hülfsmittel, zu denen noch das gegen tausend Wörter umfassende Vocabular des Meifurischen Papua-Dialekts in der Gegend des Hafens Dore (im NW. Neu-Guineas) kommt (Nieuw Guinea, onderzocht etc. 1862), dürfte manches wichtige und sichere Ergebniss liefern. Bei meiner, genau genommen, doch nur flüchtigen Bekanntschaft mit dieser Sprach-Masse glaube ich wenigstens folgende Bemerkungen verantworten zu können.

So gewiss die Zusammengehörigkeit der malayisch-polynesischen Sprachen zu einem Stamme ist, so sicher sind die Sprachen der andern Völkerschaften, Negritos, Mikronesen, Melanesen und Papuas, von erstern durchaus zu trennen; sie sind ihnen stammhaft durchaus fremd Hierdurch wird lexikalische Mischung nicht ausgeschlossen. Sie fehlt allerdings den beiden Dialekten von Neu-Guinea gänzlich oder doch fast gänzlich; nur die Zahlwörter von Dore, wie sie angegeben sind, sind von vier ab entlehnt. Dagegen ist der Wortschatz bei den anderen dunkeln Stämmen ziemlich stark, und bei allen ziemlich gleichmässig mit malayisch-polynesischen Elementen gemischt. Nicht nur aber für Werke des Gewerbfleisses und Gegenstände des Handels, sondern auch für die gemeinen Vorstellungen von Naturgegenständen und für die alltäglichen, zum Leben gehörigen Thätigkeiten haben jene Völkerschaften entlehnte Wörter, wie für Haus, Wasser, Auge, sterben, essen etc. Ferner ist zu beachten, dass sie in diesen ursprünglich fremden Wörtern eine grosse Uebereinstimmung zeigen, nicht nur dass sie häufig alle für dieselben Vorstellungen ein fremdes Wort haben, sondern auch alle dasselbe in fast derselben Lautform. Diese Lautgestalt aber ist keineswegs besonders entstellt, meist ursprünglicher, als die polynesische Form, und ebenso vollständig, wie die der westlichen Sprachen dieses Stammes. Sie stimmt aber sehr oft gar nicht etwa mit der zunächst liegenden Sprache überein; die fremden Wörter der Negrito-Dialekte auf den Philippinen z. B. sind keineswegs immer tagalisch, sondern stimmen mit Wörtern bald auf Borneo, bald auf Java, bald mit der eigentlich malayischen Form. Auch dürften wir allenfalls für diese Negritos einen Verkehr mit der helleren Race voraussetzen, aber nicht für die Mikronesen und Melanesen.

Dies alles führt zu der Annahme, dass die Mischung jener Sprachen nicht einem blossen Verkehr, sondern einer Bluts-Mischung entsprungen ist, und zwar mit einem Volke malayischen Stammes, welches heute gar nicht mehr besteht, sondern in den Mischungen zu Grunde gegangen ist, und dass sich dies nicht in den letzten Jahrhunderten, sondern vor Jahrtausenden zugetragen hat, vielleicht noch bevor das tagalische Volk sich auf den Philippinen sesshaft niedergelassen hat. Das Verhältniss wäre also bei diesen Stämmen, wie bei den romanischen Völkern, wo sich die Romanen mit Germanen mischten. Wie also die germanischen Wörter im Französischen (anders die französischen Wörter im Deutschen) nicht entlehnte heissen können, sondern zum eigentlichen französischen Sprachschatz gehören: so sind auch bei jenen dunkeln Völkern die Wörter malayischen Stammes nicht entlehnt, sondern gehören ihnen durch Beimischung.

Nun würde man gern sehen, wenn es möglich wäre, die nicht dem malayischen Stamme entsprossenen, sondern dem Urgute der Sprachen der Negritos, Mikro- und Melanesen angehörigen Wörter als unter sich und mit den Wörtern der Papúa-Dialekte auf Neu-Guinea übereinstimmend nachzuweisen. Denn so war ja die Voraussetzung: zwei Racen, die sich rein im Malayischen und Papúanischen Stamme zeigen, bringen eine Mischung hervor. Nun war vom malayischen Element die Rede; jetzt wäre zu sehen, wie es mit dem papuanischen steht.

Hierauf ist zu erwidern, dass eine Verwandtschaft des Wortschatzes jener Völker mit dem papuanischen gar nicht besteht. Nun ist es merkwürdig, dass auch die

Negritos mit den Mikronesen und diese mit den Melanesen, ja letztere unter sich auch keine Verwandtschaft zeigen, wie auch die Dialekte unter sich nicht. Ich kann also nur die Bemerkung von Gabelentz bestätigen: „Es offenbart sich hierin ein auffallender Unterschied zwischen den mélanesischen und polynesischen Sprachen, welche letztere trotz des weiten Raumes, über welchen sie ausgebreitet sind, fast nur als Dialekte einer Sprache anzusehen sind. Bei den Melanesiern dagegen, deren Wohnplätze im Ganzen näher beisammen liegen, hat jede kleine Insel ihre eigene Sprache oder gar deren mehrere. So herrschen auf Vanikoro drei Sprachen und von Tana wird ähnliches behauptet".

Da wir aber auch sonst verschiedene Sprachstämme innerhalb derselben Race finden, z. B. das Baskische, das völlig isolirt dasteht, während die Basken doch zur kaukasischen Race zu rechnen, noch Niemand Bedenken gehabt hat: so spricht die Vielfältigkeit der Sprachen bei den Papuas und den dunkeln Bewohnern der Inseln nicht gegen ihre Racen-Einheit. Freilich auch nicht dafür.

Nur einen sprachlichen Zug finde ich in jenen Sprachen, der sie eben so sehr unter einander verbindet, als sie vom malayischen Stamme trennt: dies ist der Accent. Er liegt im malayisch-polynesischen Stamme auf der vorletzten Sylbe; in den Negrito-Sprachen und auf den Palau-Inseln (wie ich aus Semper's Vocabularen ersehe, wo die Quantität der Vocale und der Accent durchweg bezeichnet ist) auf der letzten Sylbe. Dies wird man nicht gering anschlagen in Sprachen, wo der Accent einen so festen Platz hat. Hier bedeutet wohl eine andere Legung des Accents geradezu einen andern Stamm.

Ich komme noch einmal auf die Mischung der Wörter. Selbst das Französische, wohl die gemischteste unter den romanischen Sprachen, zeigt für die alltäglichen Vorstellungen, wie essen, trinken, Auge u. s w. keine germanischen, sondern romanische Elemente. Durch die blosse Mischung also wird es nicht erklärt, dass die dunkeln Völker gerade auch in dem üblichsten Wortkreise malayische Elemente aufgenommen haben; das muss noch einen besondern Grund haben. Und hier scheint mir folgendes wohl beachtenswerth.

Der Sprachforscher weiss längst, dass, was wir heute eine concrete Vorstellung nennen, für den ursprünglichern Menschen sehr abstract und noch unerfassbar war. Dies bewährt sich auch für unsere Frage. Die dunklen Völker lernten allerdings erst durch die Mischung mit Malayen gewisse Abstractionen kennen, welche es wenigstens für sie waren, wenn sie es auch nicht für uns sind, und benannten dieselben mit dem eingemischten Worte. So sehen wir z. B. in essen keine Abstraction; aber für den Palau muss es wohl eine solche gewesen sein. Denn er hat drei ureinheimische Wörter: frühstücken, Mittags und Abends essen, aber keins für essen schlechthin. So tritt das malayische *mangá* (selbst in den eingemischten Wörtern springt der Accent um) für essen im Allgemeinen ein. Das Schwein scheint uns sehr concret. Ureinheimisch ward aber nicht diese Thier-Art benannt, die ja ein Abstractum ist, sondern das männliche anders als das weibliche, und das noch nicht einjährige, welches noch nicht gegattet war, anders als das ältere. So ward die Art Schwein mit dem malayischen Namen *băbí* benannt. Für alle Fälle kann freilich diese Betrachtung nicht ausreichen.

Ich komme zu den Zahlwörtern. Von früheren Reisenden wurde mehrfach behauptet, dieses und jenes Volk sei so wild, so uncultivirt, dass es nicht über fünf zählen könne. Vor einem Viertel-Jahrhundert etwa hat der berühmte Sprachforscher Pott solche Reden damit vernichtet, dass er nachwies, wie in solchen Fällen, wo es nur fünf Zahlwörter gab, das quinäre Zahlsystem vorlag. In neuester Zeit haben gewisse Anhänger Darwin's, welche sich auf ihre Wissenschaft betreffs der Abstammung

des Menschen von dem Affen viel zu gute thun, und welche sich darin gefallen, den Menschen als möglichst thierisch darzustellen, jene abgewiesene Behauptung von der Unfähigkeit des Zählens wiederum hervorgeholt. Selbst Sprachforscher haben die Behauptung aufgestellt[1]), „das Zahlsystem der Melanesier scheine ursprünglich wie das der Australier und Papuas nicht über drei hinausgereicht zu haben; erst durch polynesischen Einfluss habe sich dasselbe erweitert" (Friedrich Müller, Ethnogr. S. 313, Gerland-Waitz, Anthropologie VI, 619 ff, beide gestützt auf Gabelentz, die melanesischen Sprachen S. 258). Zugestehen muss man, dass fast alle dunkeln Völker, selbst die Papuas auf Neu-Guinea, die Zahlwörter bald von fünf ab, bald schon früher, bald gänzlich von den Polynesen entlehnt haben[2]). Indessen, was ist damit bewiesen? Dass wirklich jene Völker nicht weiter zählen konnten, als ihre eigenen Zahlwörter reichten? Hatten sie vielleicht auch keine Wörter für alle Vorstellungen, welche sie jetzt mit einem polynesischen Worte bezeichnen? und hatten sie die Vorstellung selbst nicht? Wussten sie nicht, was essen, Haus, Schwein u. s. w. ist? Wussten jene Völker, welche bis in den Anfang dieses Jahrhunderts im Stein-Zeitalter lebten, nicht, was ein Stein ist, da sie ihn mit dem malayischen *bátu*, tagalischen *bato*, javanischen *watu* bezeichnen? Der Stein heisst nämlich bei den Negritos auf Mindanao *batau*, auf dem Solog-Archipel *batu*, auf Luzon *bató*, auf den Palau *băd*, *păd*, auf Fidschi und den Neuen Hebriden *vatu*, Anatom *hat*, Fate *făt*. Diese Völker hatten sicherlich auch ein Wort für Stein, wie es auch auf den Salomons-Inseln erscheint. Gerade aber, können wir uns denken, weil dieses Wort vorzugsweise irgend ein Werkzeug aus Stein bedeutet, darum nehmen sie gern für das Stein-Material, den blossen Körper, das fremde Wort.

Daraus also, dass jene Völker fremde Zahlwörter haben, folgt nicht, dass sie vorher gar keine hatten, sondern nur, dass sie aus irgend einem Grunde die eigenen gegen fremde umtauschten. Die Melanesen haben eine Zeitrechnung nach Monden und Nächten; die Palau haben Wörter nicht nur für heute, morgen und gestern, sondern auch für vorgestern, vor drei und vor vier Tagen, und ebenso für übermorgen, über drei und über vier Tage. Das ist ein genaues Messen der Vergangenheit und Zukunft. Dass die Finger die Lehrer im Zählen waren, bleibt für alle Völker wahrscheinlich. Das Wort der Palau aber für zählen *momassérk* scheint darauf zu führen, dass die Zeitrechnung den Begriff des Zählens bestimmte. Dieses Wort bedeutet nämlich eigentlich „aufsteigen", von Sonne und Mond „aufgehn." Alt-einheimischen Zahlwörtern aber begegnen wir auf Anatom (Neuen Hebriden) und besonders den Loyalitäts-Inseln. Hier liegt klar ein quinäres System vor. Bedenkt man nun, wie unbequem es ist, schon von sechs ab Zusammensetzungen zu gebrauchen, so begreift man, wie man auf Anatom von da ab englisch zählt, und dass man ander wärts schon früher die polynesischen Zahlwörter aufnahm.

Steht es also durch die Thatsachen fest, dass die Melanesen eigene Zahlwörter hatten, so mag noch der Gedanke dazu kommen, dass von selbst (d. h. ohne Unter-

---

[1]) Müller hat auch den Ausspruch eines englischen Reisenden citirt, die Sprache der Negritos auf den Philippinen sei gleich „dem Zwitschern der Vögel." Ich bemerke dies von meinem Freunde mit einigem Bedauern und hätte solche Flecke seinem trotz manches Zweifelhaften recht guten Buche fern gewünscht. Ganz abgesehen von aller Humanität, halte ich solche Aeusserungen kurzweg für ungebildet. Wie dürfte wohl dem Negrito die englische oder deutsche Sprache klingen? Wie klang Luthers Deutsch dem spanischen König Karl I.?

[2]) Zu verwundern ist Gerland, welcher „jede Entlehnung (von Zahlwörtern) aus dem Polynesischen abweist", weil wir z. B. die Zahlwörter der Fidschi „genau übereinstimmend auch auf Neu-Guinea wiederfinden". Sind denn letztere nicht dem Polynesischen entlehnt?

richt, wie ihn wohl die christlichen Missionäre geben) kein Volk ein fremdes Zahlsystem annimmt, wenn es nicht schon aus sich selbst zählen gelernt hat.

Nicht der Beweis aber, dass die dunkeln Völker schon ursprünglich zu zählen verstanden, ist für mich das Wichtige, weil es mir das von selbst Verständliche zu sein scheint; mich zieht vielmehr die Thatsache an, dass allerdings der Zahlbegriff bei jenen Völkern noch vielfältig in einer sehr materiellen Weise erscheint und nicht zur vollen Abstraction durchgedrungen ist. Und das ist es, was ich jenen Darwinistischen Menschenverächtern entgegen halte: bei den niedrig stehenden Völkern ist wirklich alles anders als bei uns (und so auch das Zählen), aber es ist doch alles nicht äffisch, sondern menschlich. So oft ich in den Geist jener Völker blicken zu können glaube, meine ich in einen Kinder-Kopf zu schauen. Immer aber sehe ich da Menschen.

Das Wesen der Zahl bei den dunkeln Völkern scheint mir darin zu liegen, dass sie weniger zählen, als messen, insofern nämlich, als sie von dem concreten gezählten Gegenstande und dessen eigenthümlicher Natur niemals oder nicht durchweg absehen, wie wir dies auch etwa beim Messen zu thun pflegen. Ihre Zahlen sind darum immer an sich schon, mehr oder weniger, benannte Zahlen und nie reine Abstracta. So haben z. B. die Palau verschiedene Zahlwörter, jenachdem einfach gezählt wird oder bestimmte Gegenstände gezählt werden, und dann wird abermals unterschieden, ob Dinge gezählt werden, welche lang und dünn oder kurz und dick sind. Im Fidschi, um noch ein deutlicheres Beispiel zu geben, giebt es für bestimmte Mehrheiten je nach dem Gegenstande besondere Wörter: *buku* zwei Cocosnüsse, *buru* zehn, *koro* hundert Cocosnüsse; dagegen heissen zehn Kähne *udu-udu*, zehn Fische *bola* u. s. w. wie wenn bei uns Paar sogleich ein Paar besonderer Dinge, Schock eine Anzahl bestimmter Gegenstände bedeutete.

Ich will Ihre Aufmerksamkeit nicht länger in Anspruch nehmen. Es war hier nicht meine Absicht, tiefer auf den psychischen Zustand der Völker einzugehen. Nur dies wollte ich zeigen, dass, wenn der Anthropologe aus physischen Gründen glaubt nur zwei Racen in mannigfacher Mischung in den Bewohnern der Inselwelt zu erkennen, die Sprachwissenschaft dagegen keinen Einspruch thun könnte. Noch weniger aber kann sie, wie jetzt die Sachen liegen, eine so einfache Ansicht positiv unterstützen. —

Herr **Virchow** bemerkt hierzu:

Die überaus dankenswerthen Mittheilungen des Herrn Steinthal sind vor der Hand etwas schwierig mit den Ergebnissen der physischen Anthropologie in Einklang zu bringen. Obwohl die übereinstimmenden Angaben aller neueren Forscher eine gewisse Mannigfaltigkeit der Typen unter den Papuas von Neu-Guinea lehren, welche auf alte Mischung der Rassen hindeutet, so lassen sich die Papuas doch bis jetzt weder mit den Negritos und Mincopies, noch mit den Australiern in Uebereinstimmung bringen. Sollte es auch gelingen, in der mikronesichen Bevölkerung sowohl papuanische, als auch Negrito-Beimischungen nachzuweisen, was einige Wahrscheinlichkeit für sich hat, so würde daraus doch noch nichts für eine Verwandtschaft der Negritos und Papuas unter einander folgen. Vom linguistischen Standpunkt aus hat es neuerlich Herr Bleek versucht, die Australier des Südens in eine nahe Beziehung zu der Dravidischen Bevölkerung des südlichen Hindustan zu bringen (Journal of the Anthrop. Institute of Great Britain 1872. Vol. I. p. 89). Sollte sich dies bestätigen, so würden die Papuas als eine spätere Einschiebung zu betrachten sein, da eine Verbindung zwischen Australien und Indien nur über Neu-Guinea gedacht werden kann. Indess vom physischen Standpunkte aus wäre eine solche Verbindung vorläufig

ebenso schwer begreiflich, da man sich bis jetzt weit mehr dahin neigen muss, die Dravidier den Negritos anzunähern, als den Australiern, welche ihrerseits die grössten Unterschiede von den Negritos (Aëtas) darbieten. —

(13) Herr **Zannoni**, der sehr verdiente Leiter der Ausgrabungen der Certosa von Bologna theilt in einem an den Vorsitzenden gerichteten Schreiben mit, dass eine grössere Publikation von ihm unter dem Titel

Gli scavi della Certosa di Bologna

erscheinen werde. Der Vorsitzende fordert zu zahlreicher Betheiligung auf. Das Werk wird in 2 Theilen erscheinen, 300 Seiten in Folio stark und von 150 Tafeln begleitet sein.

(14) Als Geschenke wurden mit Dank angemeldet:

1) Feldmanowsky: Roczniki Towarzystwa Przyjaciól Nank Poznańskiego, T. I, II, VI.
2) E. Morselli: Sopra una rara anomala dell' osso malare. Modena 1872.
3) —: Nota dei crani con sutura frontale esistenti nel R. Mnseo Anatomico di Modena.
4) Annuario della Società dei Naturalisti in Modena. Ser. II, Anno VII, VIII, Fasc. 1.

Sitzung vom 9. Mai 1874.

(1) Als neues Mitglied wurde proclamirt:
Herr Graf Wladzimirz-Dzieduczyki in Lemberg (Galizien).

(2) Herr **Hans Hildebrand** schreibt in einem Briefe d. d. Stockholm, 26. April,
über schwedische Felsenzeichnungen und Bronceseit.

Was die Technik der Felsenzeichnungen betrifft, so war Brunius, der mehrere Jahre die Restauration der Domkirche zu Lund leitete und deshalb viel mit Steinmetzen verkehrte, der Ansicht, dass sie mit Stein ausgeführt wären, d. h. eingerieben. Er wollte sie freilich deshalb der Steinzeit vindiciren, allein in der Erzzeit konnte man ja auch den Stein als Werkzeug bisweilen verwenden. Ein norwegischer Bildhauer, der jetzt in Rom lebt, hat uns gesagt, dass der Granit am besten nicht mit Meisseln gearbeitet wird, sondern mit Holzhämmern in der Weise, dass die Oberfläche zerquetscht wird; die Körner, die dadurch gebildet sind, werden mit dem Hammer behandelt und sie setzen somit das Werk der Aufreibung fort. Als der Mann noch in Norwegen war, ward ein grosser Löwe aus Granit unter seiner Leitung in dieser Weise ausgearbeitet. Die Bilder der Felsenzeichnungen scheinen freilich in dieser Weise eingerieben zu sein; ein Durchschnitt nimmt sich so aus ——◡——.

Das Werk von Brunius "Fórsök til fórklaringar öfver Hällristningar" mit 15 Tafeln scheint Ihnen nicht bekannt zu sein. Ich hoffe, dass wir später ein Werk über unsere Felsenzeichnungen publiciren werden. Nordenskjöld will schon jetzt diejenigen Ostgotlands veröffentlichen.

Wo Herr Friedel von den nordischen Ansichten über die Blüthe der Broncezeit im Norden spricht, ist es mir nicht ganz klar, ob er nicht die in Deutschland nicht selten vorkommende irrige Auffassung unserer Meinung — oder wenigstens meiner — hat. Man hat — und zwar Prof. Lindenschmit — die Politik ein wenig hineingemischt und in dem Worte von der Blüthe der nordischen Erzkultur einen Ausfluss eines nordisch-skandinavischen Patriotismus gesehen. Das ist aber, was mich wenigstens betrifft, ganz irrig, denn die nordische Erzzeit giebt uns gar keine skandinavischen Vorstellungen; ihr Gebiet umfasst viel mehr, als die Länder der nordisch-skandinavischen Völker. „Die nordische Erzkultur“ gehört nicht nur Süd-Schweden, Süd-Norwegen und Dänemark an, sondern auch Nord-Deutschland von der Weichsel an bis gegen die Weser oder — wenn ich mich nicht allzusehr irre — bis in Nord-Niederland hinein. Was ich von der nordischen Erzzeit sage, gilt somit für Nord-Deutschland ebensowohl wie für Schweden.

Uebrigens ist die Zusammenstellung der verschiedenen Erzzeit-Provinzen, die offenbar von sehr verschiedenem Alter sind, sehr interessant. Ich bin soeben mit einer skizzirten Ausführung dieser Zusammenstellung beschäftigt.

Die letzte Lieferung vom Werke Madsens (Lief. XXVII) bringt die Abbildung des Deckels eines Erzgefässes, der eine Menschenfigur zeigt, die, wenn ich mich nicht irre, dem Kutscher der Quadriga der Münzen des makedonischen Philipps nachgebildet ist. Dies giebt ein recht wichtiges Datum für die Spätzeit des Erzalters.

(3) Herr Dr. **Heinrich Bolan** am Johanneum in Hamburg berichtet in einem Briefe an den Vorsitzenden, d. d. 20. April, über die in der Sitzung vom 18. Oct. besprochenen

peruanischen Guanogötzen.

„Indem ich Ihnen für die gütige Mittheilung Ihres Vortrages über unsere Guanogötzen meinen verbindlichsten Dank ausspreche, übersende ich Ihnen zugleich einliegend die Abschrift des den Götzen beigegebenen Certificats in deutscher Uebersetzung. Die Sorgfalt, mit der eine Unterschrift immer wieder durch die anderen beglaubigt worden, spricht dafür, welche Wichtigkeit man dem Funde selbst an Ort und Stelle beilegte.

„Man hat am selben Orte, wo unsere 3 Götzen gefunden wurden, noch mehrere ähnliche Bildwerke gefunden, die leider „verloren" gegangen sind.

„Unsere Götzen haben eine Höhe von resp. 71 Cm. (mit dem 5 Cm. dicken Fussbrett), 37 Cm. und 33 Cm. — Von den durch Herrn Dammann photographirten irdenen Gefässen gehören zur selben Schenkung nur die 3 in der untersten Reihe abgebildeten Stücke, also gerade diejenigen, die auf der Ihrem Vortrag beigegebenen Tafel dargestellt sind; — ob sie demselben Fundorte angehören, scheint mir sehr zu bezweifeln: weder sind sie in dem beigegebenen Certificat erwähnt, noch finden sie sich auf den Originalphotographien des Fundes. Ich glaube, dass sie aus altperuanischen Gräbern stammen; daher sind nämlich auch die 3 ähnlichen Gefässe, die Sie auf der Dammann'schen Photographie in der ersten Reihe finden, daher auch eine ganze Collection Gefässe von ähnlicher Form und Arbeit, in deren Besitz unser Museum ist.

„Wir haben das ganze Geschenk von Herrn Wilh. Scheel, einem Hamburger in Lima; es ging uns durch dessen Bruder, der hier wohnt, zu. Auf neuere Erkundigung erfuhr ich von diesem: er sei der Meinung, dass Alles im Guano gefunden, doch könne ich Recht haben. Er wird seinem Bruder in der Angelegenheit schreiben, in etwa 3 Monaten werde ich wohl Näheres wissen und Ihnen dann weitere Mittheilungen machen können.

„In Bezug auf die Gefässe erlaube ich mir noch, hinzuzufügen, dass an dem in der Mitte dargestellten Krug ausser der schönen schon von Ihnen erwähnten Mäanderlinie besonders noch auffällt, dass er nicht auf der Drehscheibe geformt, sondern aus 2 Stücken zusammengesetzt worden ist; die Nähte sind deutlich erkennbar. Die beiden Doppelgefässe sind musikalische Instrumente, deren beide Bäuche mit einander verbunden sind. Man bläst in den Hals des einen Gefässes (auf der Photographie links) hinein und erhält einen Ton etwa wie von einer Weidenpfeife. Die Luft strömt aus dem links dargestellten Doppelgefässe aus einem Loche am Bauche des Vogels, der auf dem anderen Halse hockt, heraus. — Das andere Doppelgefäss ist von ähnlicher Bildung; nur finden wir 5 Löcher zum Ausströmen der Luft, je eins an jeder Seite des Kopfes und an der Basis des Schnabels und eins oben auf dem Scheitel — Sinnig ist die Verzierung dieser Blasinstrumente mit einem Vogel resp. einem Vogelkopf.

„Zu demselben Geschenke gehören noch 3 Gefässe, eins davon etwa von der Form des schon abgebildeten Kruges, aber mit 2 sehr kleinen Henkeln. Dasselbe ist ebenfalls aus 2 Stücken zusammengesetzt und mit schwarzen, rothen und gelben

Linien verziert. Das 2. und 3. sind flaschenförmig; der Hals derselben theilt sich nach unten in zwei Schenkel.

„Schliesslich will ich mir nur noch zu bemerken erlauben, dass die von Ihnen erwähnte „Adlernase“ sich nur an dem grösssten Holzbild findet, an dem kleineren gut erhaltenen Stücke hat die Nase einen geradlinigen Rücken“.

Das in dem Briefe des Herrn Bolan erwähnte Certificat lautet folgendermaassen:

(Stempel der Insel Macabi).

Der Staatsbürger Samuel M. Palacio, Capitän zur See auf der Kriegsflotte der Republik Peru, Gouverneur der Inseln Guañape und Macabi.

Attestire: dass am 18. Januar d. J. zwischen der festen Guano-Schicht, die die nördliche Insel dieser Gruppe bedeckt, in einer Tiefe von 60 engl. Fuss eine aus Holz geschnitzte Figur angetroffen, dass der Ort, an welchem sie gefunden, vorher nicht berührt worden ist und dass von ihr, sowie von einigen anderen merkwürdigen Gegenständen der Kapitän Felix H. Benary photographische Abdrücke genommen hat.

Eine dieser Photographien, mit meiner Unterschrift versehen, begleitet dieses Certificat, welches ich zu dem Ende ertheile, um besagter Figur alle erforderliche Authenticität zu geben: ihre weit mehr als 100jährige Existenz zwischen der Guano-Schicht — (deren thierischer Ursprung wohl nicht zu bezweifeln ist) — sowie das ausserordentliche Alter dieser Läger und die Civilisation der Völker, die einst diesen Erdtheil bewohnten, zu beweisen.

Insel Macabí, den 28. Februar 1871.

Für den Herrn Gouverneur:
(gez.) Carlos R. Colmenares,
Sekretair der Regierung.

Zeuge:
(gez.) Tadeo A. Verlo,
Administrator der Insel.

(gez.) Jos. D. Harris,
Ingenieur der Guano-Handelsgesellschaft.

Es folgen zahlreiche weitere Beglaubigungen des Gouverneurs selbst, der Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten und des Auswärtigen, endlich des Geschaftsträgers des norddeutschen Bundes, Herrn Theodor v. Bunsen.

Auf den dazu gehörigen Photographien finden sich ausser den 3 auf Tafel XV des vorigen Bandes abgebildeten Götzen noch 5—6 andere kleinere Figuren, meist sitzend mit untergeschlagenen Beinen, darunter mindestens noch 3 mit dem um den Hals geschlungenen "Stricke". —

(4) Herr Westphal hält unter Vorstellung mehrerer Aphasischen einen Vortrag über

Aphasie.

Von dem Begriffe der Aphasie, wie er sich gegenwärtig entwickelt hat, lässt sich keine einfache Definition geben. Man versteht darunter einen Complex von Sprachstörungen und von Störungen einzelner psychischer Vorgänge, die zu der Sprache in inniger Beziehung stehen. Studirt ist dieser Symptomencomplex vorzugsweise bei Patienten, welche an einer, gewöhnlich schlagartig entstandenen, Lähmung der rechten Körperhälfte (des rechten Armes und Beines und einzelner rechtsseitiger Gesichtsmuskeln), an einer sogenannten rechtsseitigen Hemiplegie litten, eine Affection, welche erfahrungsgemäss und in Uebereinstimmung mit bekannten anatomischen Thatsachen auf eine Erkrankung gewisser Theile der linken Hirnhälfte zu beziehen ist. In diesen Fällen rechtsseitiger Hemiplegie pflegt die Erscheinung der Aphasie, wenn sie einmal vorhanden ist, sehr stark ausgesprochen zu sein und dauernder zu bestehen, so dass hier die Einzelheiten der Störung am besten studirt werden können.

Allerdings kommen auch Fälle von andauernder Aphasie ohne alle Lähmung oder mit sehr unbedeutenden Lähmungserscheinungen, z. B. mit nur geringfügiger Lähmung der rechten Gesichts- oder Zungenhälfte, vor, allein sie sind im Ganzen seltener; von Wichtigkeit sind sie für das Studium der Aphasie insofern, als der Patient sich dabei der rechten Hand zu bedienen vermag und man besser über seine erhaltene oder etwa gleichzeitig verloren gegangene Fähigkeit zu schreiben urtheilen kann, als dies bei den auch am rechten Arm Gelähmten der Fall ist. Schliesslich kommt die Aphasie noch als eine schnell vorübergehende anfallsweise Erscheinung vor, welche in einer nur vorübergehenden Functionsstörung des Hirns (wahrscheinlich ohne gröbere anatomische Veränderungen) begründet ist. Es sind dies zum Theil selbständig auftretende Anfälle, die oft mit migräneartigem, linksseitigem Kopfschmerz einhergehen, zum Theil schliesst sich das Symptom der Aphasie an epileptische Anfälle an, kommt vorübergehend in acuten Krankheiten vor u. s. w.

Diese vorübergehenden Zustände sind besonders insofern den erst erwähnten, dauernden und meist unheilbaren gegenüber von Interesse, als der Kranke nach Beseitigung des Anfalls über die während desselben von ihm selbst beobachteten psychischen Vorgänge mit Erfolg befragt werden kann.

Aus der Summe aller derartiger Beobachtungen ist nun der Begriff der Aphasie abstrahirt, deren einzelne Erscheinungen der Vortragende ausführlich an drei Patienten demonstrirt. Der erste derselben, Hart.. , war durch einen vor Kurzem erlittenen Schlaganfall rechtsseitig gelähmt. Sein Gesichtsausdruck war lebhaft und machte den Eindruck guter Intelligenz. Die bestehende Aphasie zeigte einen hohen Grad, der Patient konnte weder spontan ein Wort hervorbringen, noch auch nachsprechen. Sollte er die Zunge herausstrecken, so öffnete er zuerst nur den Mund, ohne sie herauszubringen, und ein Unerfahrener hätte wohl auf den Gedanken kommen können, die Bewegungen der Zunge seien gelähmt. Dass dem nicht so sei, demonstrirte der Vortragende, indem er bald darauf den Patienten noch einmal, und nun mit Erfolg, die Zunge herausstrecken hiess, die sich nach allen Richtungen hin frei beweglich zeigte. Er wies bei dieser Gelegenheit schon jetzt darauf hin, dass die Sprachstörung der Aphasischen nicht in einer Lähmung der willkürlichen einfachen Zungenbewegungen ihren Grund habe; dieselben seien vielmehr — wenn nicht Complicationen vorhanden — stets ausführbar. Sprach man ihm ein Wort vor, so öffnete er den Mund, machte allerlei unzweckmässige grimassirende Bewegungen mit demselben, strengte sich sichtlich an, der Aufforderung Folge zu leisten, brachte aber stets nur die Laute: „Tschi, tschi" oder „akoko" heraus. Auch einzelne Vocale oder Consonanten war er unfähig nachzusprechen; liess man ihn aber aus einem Buche vorlesen — er hatte lesen gelernt — so brachte er (ganz gleichgültig, welche Buchstaben in dem vorgehaltenen Texte wirklich vorhanden waren), wie buchstabirend die Laute a, u, ä u. s. w. heraus, die er auf Aufforderung zu sagen auch nachher ausser Stande war. Es konnte dies Experiment mehrmals mit demselben Erfolge wiederholt werden.

Auf Dictat schrieb er mit Hülfe der linken Hand seinen Namen auf die Tafel. Anderes (Buchstaben, Zahlen, Worte) vermochte er auf Dictat nur zum kleinen Theile richtig zu schreiben, dagegen hatte er in der Kranken-Abtheilung, aufgefordert, den Namen seiner Frau zu schreiben, richtig „Louise" geschrieben. Legte man ihm eine Anzahl von Gegenständen vor (Messer, Schlüssel, Kreide u. s. w.) und forderte ihn auf, diesen oder jenen zu ergreifen, so wählte er meist den richtigen, zuweilen aber, namentlich nachdem der Versuch einige Male wiederholt und die Gegenstände gewechselt worden, war er schwankend und irrte sich. — Forderte man ihn auf seine Nase zu zeigen, so sperrte er den Mund grimassenhaft weit auf oder zeigte die Zunge und zeigte

dann auch wohl einmal richtig darauf hin; verlangte man von ihm, er solle die Bewegung des Essens mit einem Löffel vormachen, so hob er meist den Arm in die Höhe oder er machte eine wunderliche Bewegung, welche nicht die des Essens war; nach wiederholter Aufforderung und Erläuterung brachte er schliesslich nach öfterem Hin- und Hertasten die entsprechende Bewegung zu Stande.

Der zweite Kranke (Has...), welcher keine Lähmungserscheinungen zeigte, hatte noch einen ziemlich reichlichen Wortvorrath zur Disposition, sprach leidlich fliessend, jedoch fehlten ihm zuweilen Worte oder er sprach einzelne Worte mit verkehrter Silbenstellung oder sonst fehlerhaft aus, brauchte auch geradezu falsche Worte. Noch stärker trat die Störung hervor, wenn er einzelne Gegenstände benennen sollte, er brachte dann das Wort dafür oft gar nicht heraus, sagte ein falsches, wobei er sich des Irrthums theils bewusst war, theils nicht. Vorgesprochene Worte sprach er richtig nach, auch schwerere und mehrsilbige, bei ihm ungewöhnlichen, unbekannten und fremdländischen dagegen kam erst immer nur der ungefähre Klang heraus, nach einiger Uebung indess immer das Wort selbst (u. A. bei „Staffelei"). Vorgelegte Gegenstände sucht er richtig aus; auch wenn ihm ein anderer, im Zimmer befindlicher Gegenstand genannt wird, zeigte er ihn richtig. Vorgelegte Buchstaben (welcher Buchstabe ist das?) benannte er zuerst falsch und nur einige richtig, nachher ging es besser; legt man ihm Buchstaben (etwa 7 bis 10) vor und fordert ihn auf, diesen oder jenen zu zeigen (wo ist a? u. s. w.), so suchte er die geforderten richtig aus. Seinen Namen schrieb er auf Geheiss richtig; im Uebrigen wollte er nicht ordentlich schreiben gelernt haben, so dass Versuche nach dieser Richtung hin nicht anzustellen waren.

Der dritte Kranke, welcher bereits seit dem Jahre 1871 rechtsseitig gelähmt war, sprach sehr geläufig und fliessend, konnte auch alles Vorgesprochene nachsprechen, war vielfach humoristisch in seinen Aeusserungen und machte durchaus nicht den Eindruck, als wenn eine der unter Aphasie einbegriffenen Erscheinungen bei ihm vorhanden wäre. Liess man ihn jedoch aus einer Anzahl von etwas ungebräuchlicheren Gegenständen einen auswählen, so irrte er sich öfter, nannte ein anderes Wort oder tastete an den einzelnen Silben herum, bevor er sie zusammenbrachte, verwechselte auch z. B. dabei die weisse mit der blauen Kreide, sah dann aber, corrigirt, seinen Irrthum ein. Sein Gedächtniss — er war Schauspieler gewesen — hatte seiner Angabe nach gelitten, er konnte viele der ihm sonst zu Gebote stehenden Stellen aus bekannten Stücken nicht mehr hersagen, war vielmehr auf ein paar derselben beschränkt. Sehr interessant war bei ihm vor Allem die Thatsache, welche der Vortragende wiederholt constatirte, dass der Patient auf Dictat gut zu schreiben vermochte, während er das Lesen nicht zu Stande brachte. Hatte man ihn ein Wort an die Tafel schreiben lassen, löschte es dann aus und schrieb, ohne dass Patient zusah, dasselbe Wort an die Tafel, so vermochte er das soeben noch selbst geschriebene Wort nicht zu lesen. Allerdings gelang es ihm nach einiger Zeit, aber immer nur, wie er selbst sehr anschaulich auseinandersetzte, vermittelst einer Art List, indem er mit dem Finger die einzelnen Buchstaben des angeschriebenen Wortes gleichsam nachzog und so s c h r e i b e n d las; auch zählte er sich wohl bei Entzifferung einzelner Worte die Summe der einzelnen Buchstaben ab und probirte so, ob das Wort, wie er es gelesen zu haben glaubte, in der That dem geschriebenen entsprechend war.[1])

---

[1]) Zu bemerken ist, dass eine bei diesem Patienten bestehende rechtsseitige laterale Hemiopie (Ausfall der rechten Hälfte des Gesichtsfeldes beider Augen) nichts mit dieser Unfähigkeit zu lesen zu thun hatte.

Schon die Verschiedenheit der bei diesen drei Kranken zu beobachtenden Erscheinungen wird die Behauptung rechtfertigen, dass sich das Phänomen der Aphasie — denn alle drei Kranke sind nach der gebräuchlichen Anwendung des Wortes den Aphasikern zuzurechnen — nicht in eine einfache Formel bringen lässt. Indess sind die Erscheinungen noch viel mannigfaltiger, als sie bei diesen wenigen Patienten in kurzer Zeit demonstrirt werden konnten. So können einzelne Kranke ein vorgesagtes Wort im Zusammenhange nicht aussprechen, wohl aber jede Silbe desselben einzeln; umgekehrt kann manchmal ein mehrsilbiges Wort oder eine kurze Phrase nur im Zusammenhange ausgesprochen werden, nicht aber eine einzelne Silbe aus einem der Worte oder ein einzelnes Wort aus der Phrase; ein in Frankreich beobachteter Patient konnte sagen: tout-de-même, aber nicht même; andere Male können einsilbige Worte, z. B. „ja!" nicht ohne Verdoppelung der Silbe (ja ja!) ausgesprochen werden, oder es wird constant, wie der Vortragende bei einer aphasischen Frau sah, an Substantiva die Diminutivendigung angehängt (Tischchen, Stühlchen für Tisch, Stuhl etc.) Ein Wort, welches beim Vorsagen nicht nachgesprochen werden kann, kommt oft beim spontanen Sprechen und in einer zufälligen Verbindung ganz leicht und zwanglos heraus, während es andererseits wieder vorkommt, dass ein Wort nur auf Vorsprechen, nicht aber spontan hervorzubringen ist.

Wenn man nun auch jede dieser Einzelerscheinungen durch eine gewisse Formel ausdrücken kann, so ist eine solche für die bei einem bestimmten Kranken zu beobachtenden Gesammterscheinungen nicht zu finden, geschweige denn für alle hierher gehörigen Fälle. Wenn ein Kranker z. B. einen vorgelegten Gegenstand (Schlüssel) nicht benennen kann, dagegen denselben richtig aus einer Anzahl vorgelegter Gegenstände auswählt, wenn man ihm das Wort dafür giebt, auch das Wort selbst auszusprechen im Stande ist, so darf man sich für diesen bestimmten Vorgang wohl des allgemeinen Ausdruckes bedienen, der Kranke konnte zu dem Gesichtsbilde (dem vorgelegten Schlüssel) nicht das dazu gehörige Klangbild (Wortbild) finden, — das Gesichtsbild löste nicht das dazu gehörige Klang- (Wort-) bild aus, — wohl aber zu dem Klangbilde das entsprechende Gesichtsbild, d. h. die Leitung vom Gesichtsbilde zum Klangbilde war unterbrochen, dagegen die vom Klangbilde zum Gesichtsbilde erhalten; oder aber, wenn er, wie der dritte Patient, auf Dictat schreiben, aber nicht lesen konnte: die Leitung vom Klangbilde (Wortbilde) zum Gesichtszeichen (des Klangbildes) war unterbrochen, nicht aber umgekehrt u. s. w.

Indess hiermit wird in keinem einzigen Falle der ganze Umfang der Störung bei den einzelnen Kranken ausgedrückt, ja, die Störung der Verbindung zwischen Klang- und Gesichtsbildern (resp. -zeichen), welche sich bei einem ersten Versuche ausschliesslich nach der einen Richtung zu erstrecken schien, zeigt sich bei einem anderen Versuche wohl auch nach der anderen Richtung hin, und anderweitige Störungen kommen hinzu, so dass eine erst aufgestellte Formel nicht mehr passt.

Ebenso vorsichtig muss man, wenn ein Kranker weder Vorgesprochenes wiederholen, noch spontan sprechen oder Gegenstände bezeichnen kann, mit dem allgemeinen Schlusse sein, dass es sich in diesem Falle um eine absolute „Unterbrechung der Uebertragung einer Klangvorstellung (Wortvorstellung) auf den Sprachapparat" handle — da unter gewissen Umständen z. B. im Affecte, diese scheinbar vollständig verloren gegangene Verbindung sich als noch bestehend erweist, indem alsdann Worte glatt und fliessend herauskommen, deren Aussprache vollkommen unmöglich geschienen hatte. Wie sonderbar diese Umstände oft sind, davon gab der erste Patient ein Beispiel, von dem man bei weniger eingehender Untersuchung hätte glauben können, dass die Möglichkeit der Uebertragung der Klangbilder a, o, ü u. s. w. auf den

Sprachapparat vollkommen verloren gegangen war; trotzdem brachte er diese Laute gut und deutlich heraus, sobald man ihm irgend ein beliebiges Buch in die Hand gab.

Es scheint dem Vortragenden, der noch eine grosse Menge anderer Thatsachen nach dieser Richtung hin beibringen könnte, dass schon auf Grund des Angeführten kaum ein Zweifel darüber bestehen kann, dass man es bei dem Phänomen der Aphasie nicht mit einem einfachen Vorgange, sondern mit einer sehr complicirten Störung zu thun hat, und dass es rein willkürlich ist, eine Formel dafür aufzustellen, die doch immer nur sehr bedingt und in gewissen Grenzen richtig ist, aber niemals die Erscheinungen erschöpft oder ihr eigentliches Wesen darstellt. Wer solche Formeln aufstellt, hat eben die Kranken nicht genau und andauernd genug nach allen Richtungen hin untersucht, nicht genug mit ihnen experimentirt und die Experimente nicht genug mit Rücksicht auf die möglichen Fragestellungen variirt. Aus demselben Grunde kann man die Mehrzahl dieser Kranken nicht — wenn man der Natur getreu bleiben will — in scharf abgegrenzte Kategorien bringen, obwohl diese oder jene Erscheinung bei dem einen relativ mehr, bei dem anderen weniger in den Vordergrund tritt.

In Betreff der Gehirnveränderungen, welche in den Leichen rechtsseitig gelähmt gewesener Aphasiker angetroffen werden, liegen viele Beobachtungen vor. In einer grossen Zahl von Fällen fand man eine gewisse Partie einer Gehirnwindung des Vorderlappens der linken Seite zerstört (dass die Gehirnveränderungen sich überhaupt bei Hemiplegien, gleichgültig ob mit oder ohne Aphasie, auf der den gelähmten Gliedern entgegengesetzten Seite finden, wurde bereits oben erwähnt); die betreffende Hirnwindung wird in Deutschland und Frankreich gewöhnlich als die dritte Stirnwindung (der linken Seite) bezeichnet, eine Bezeichnung, die der Vortragende beibehalten will, wiewohl sie von einigen Autoren, vielleicht mit mehr Recht, als erste beschrieben wird. Die Zerstörung dieser Windung also, vorzugsweise ihres hinteren Abschnittes (Broca), wurde als Ursache der Aphasie betrachtet, und man ging nun anscheinend consequent weiter, indem man den Sitz der Sprache, das „Sprachcentrum", wie man sich ausdrückte, in diese Windung der linken Hirnhälfte verlegte.

Bevor man eine so weit gehende Annahme macht, lohnt es sich wohl, die Thatsachen genau zu prüfen, auf denen sie basirt. Vergleicht man ohne vorgefasste Meinung die Sectionsbefunde und Krankengeschichten, so ergiebt sich als durchaus unbestreitbar, dass ganz derselbe Symptomencomplex der Aphasie, ohne dass man klinisch eine Differenz aufzustellen vermöchte, bei Lebzeiten auch da vorhanden war, wo nach dem Tode andere Hirntheile als der genannte (theils in der Nähe liegende, theils ganz entfernte, z. B. Stellen des Hinterlappens) zerstört waren, während die genannte Windung sich als ganz intact erwies. Der Vortragende selbst hat einige exquisite Fälle der Art beobachtet. So ist es denn auch gekommen, dass verschiedene Beobachter den Sitz des „Sprachcentrums" verschieden localisirten: in beiden Vorderlappen (Bouillaud), in die linke Hemisphäre (Dox), den linken Schläfenlappen, Reil'sche Insel u. s. w.

Wollte man aber sebst diesen Thatsachen als negativen den positiven mit Zerstörung der dritten linken Stirnwindung gegenüber weniger Werth beilegen, so sind doch die Fälle nicht weg zu disputiren, in denen die linke dritte Stirnwindung zerstört war, ohne dass bei Lebzeiten eine Spur von Aphasie bestand, während andererseits wiederum gleichfalls ganz sichere Fälle beobachtet sind, in denen bei Zerstörung der rechten dritten Stirnwindung Aphasie vorhanden war. Derartige Fälle kann man nicht wegleugnen, sie existiren in der That, ohne dass die Kritik ihnen etwas anhaben kann. Indess auch sie wurden von den Anhängern der Lehre vom Sitze der Sprache

in der linken Hemisphäre resp. der dritten linken Stirnwindung im Sinne ihrer Theorie zu deuten versucht.

Dem Einwande, dass die Existenz eines einseitigen Sprachcentrums bei der anatomischen Symmetrie beider Hirnhälften überhaupt im höchsten Grade unwahrscheinlich sei, stellte man nämlich zunächst die Thatsache entgegen, dass eine Ungleichheit der Function, die also ihrerseits rückwärts auf anatomische oder physiologische Ungleichheit der Hemisphären schliessen lasse, auch in den Extremitäten vorhanden sei, da wir zu feineren Verrichtungen sowohl wie zu Kraftleistungen uns vorzugsweise der rechten oberen Extremitäten bedienen. Es müsse also, da, wie oben erwähnt, die Wirkung der Hirnhälften eine gekreuzte ist, die linke Hemisphäre, von der die Bewegungen der rechten Extremitäten beherrscht werden, eine in gewisser Beziehung bevorzugte sein, und es sei daher nicht so auffallend, als es zuerst scheine, dass in der linken Hirnhälfte allein (oder vorzugsweise) die Sprache ihren Sitz habe. Würde nun einmal — und diese Fälle seien in der That relativ selten genug — Zerstörung der linken dritten Stirnwindung angetroffen ohne Aphasie, so seien dies Ausnahmen, die den Ausnahmen der Linkshändigkeit an die Seite zu setzen seien. Ebenso wie es einzelne Menschen gäbe, die linkshändig seien, deren rechte Hemisphäre also ausnahmsweise die bevorzugte, so gebe es ausnahmsweise auch so zu sagen rechtssprachige Menschen, deren rechte Hemisphäre mit Bezug auf das Sprachcentrum ausnahmsweise bevorzugt sei. Würde nun bei diesen die dritte Stirnwindung links zerstört, so träte keine Aphasie ein, da sie ihr Sprachcentrum in der rechten Hemisphäre haben, umgekehrt aber erfolge bei ihnen Aphasie nach Zerstörung der entsprechenden rechten Windung.

Mit Bezug auf diese Theorie war es von Interesse, die Rechts- oder Linkshändigkeit einmal derjenigen Hemiplegischen festzustellen, welche bei Zerstörung der rechten dritten Stirnwindung aphasisch, und sodann derer, welche bei Zerstörung der linken nicht aphasisch waren. Ein genügendes pathologisch-anatomisches, mit Rücksicht auf diese Frage der Rechts- oder Linkshändigkeit während des Lebens gesammeltes Material liegt bis jetzt nicht vor, dagegen hat man begonnen, das klinische Material nach dieser Richtung hin zu studiren. Interessante Beobachtungen verdanken wir u. A. in dieser Beziehung einem englischen Arzte, Dr. Ogle[1]); unter etwa hundert Fällen von Hemiplegie mit mehr oder weniger Beeinträchtigung der Sprache, bei denen er die Rechts- oder Linkshändigkeit der Patienten feststellte, fand er nur drei, welche linkshändig waren, und nur diese drei waren linksseitig gelähmt, alle übrigen rechtsseitig. Aehnliche Fälle beobachtete Dr. Hughlings Jackson u. A. Da nun die linksseitige Lähmung mit Erkrankung der rechten Hirnhälfte zusammenfällt, so wäre hier in der That Aphasie bei Erkrankung der Hemisphäre aufgetreten, welche nach der Theorie nur ausnahmsweise durch den Sitz des Sprachcentrums bevorzugt ist, ein Vorzug, der sich ausserdem durch die von jeher bestehende Linkshändigkeit des Patienten zu erkennen gegeben hätte. Es würde sich also um einen ausnahmsweise linkshändigen und rechtssprachigen Menschen gehandelt haben, bei dem Aphasie erfolgen musste, wenn sein rechts befindliches Sprachcentrum zerstört wurde.[2])

Um dem Einwande zu begegnen, dass die Erscheinung der Rechtshändigkeit bei der ungeheuren Mehrzahl der Menschen gar nicht organisch bedingt, sondern auf

---

[1]) William Ogle, dextral preeminence. Philosoph. Transact. Vol. 45, 1871, S. 279.

[2]) Es fehlt hier allerdings der anatomische Beweis, dass nicht ausser dem rechtsseitigen Heerde, welcher die linksseitige Hemiplegie bedingte, noch ein linksseitiger vorhanden war, der eventuell Aphasie ohne Hemiplegie bewirkte.

audere Momente, namentlich Erziehung, zurückzuführen sei, hebt Dr. Ogle zuerst einige schon öfter geltend gemachte Beobachtungen hervor: grössere Schwere und grösseres specifisches Gewicht der linken Hemisphäre, grösseren Reichthum an Windungen derselben in den Stirntheilen (bei 2 von Ogle beobachteten linkshändigen Frauen war es umgekehrt); die allerdings bestrittene frühere Entwickelung der linken Hemisphäre beim Foetus; die Bedeutung der nur rechts sich findenden Arter. anonyma — uud berichtet auf Grund eigener Untersuchungen, dass er die linke Arter. carotis communis und interna bei 12 von 17 rechtshändigen Männern breiter fand, während von 3 linkshändigen Personen bei zweien keine Differenz bestand, bei einer aber die rechte Art. carotis commun. und interna doppelt so gross war, als links, eine Differenz, die sich auch an den Gehirnarterien zu Gunsten der rechten Seite fand. Hiernach würde also bei rechtshändigen Menschen im Allgemeinen der linken, bevorzugten Hemisphäre auch ein grösserer Blutreichthum zukommen, eine Thatsache, die allerdings auch so interpretirt werden könnte, dass der grössere Blutzufluss erst Folge der grösseren functionellen Thätigkeit der linken Hemisphäre sei. Von Interesse sind mit Bezug auf die in Rede stehende Frage noch einige von dem genannten Autor an Thieren angestellte Untersuchungen, die der Vortragende, da sie weniger bekannt zu sein scheinen, erwähnen will.

Es stellte sich nämlich heraus, dass auch die grosse Mehrzahl der Affen rechtshändig ist, wovon man sich überzeugen kann, wenn man sich vor ein Affenhaus stellt, und einem Affen einen begehrenswerthen Gegenstand so vorhält, dass die Entfernung desselben von seiner rechten und linken Seite gleich gross ist. Nur einzelne wenige Affen greifen dann mit der linken Hand danach, die übrigen mit der rechten; die aber, welche einmal mit der linken Hand gegriffen haben, thun es auch beständig, ebenso wie diejenigen, die zuerst mit der rechten gegriffen haben, stets mit dieser wieder greifen. Nur höchst selten kommt eine Ausnahme davon vor, wie ja auch ein rechtshändiger Mensch wohl einmal mit der Linken zugreift. Etwas Aehnliches findet bei Papageien statt; von 86 dieser Thiere, welche wiederholt untersucht wurden, stellten sich unveränderlich 63, wenn man ihnen eine Nuss zu verzehren gab, auf das rechte Bein, während sie mit dem linken Fuss die Nuss tractirten; die übrigen 23 stellten sich ebenso unveränderlich auf das linke. Papageien waren indess die einzigen Vögel, an denen diese Thatsache constatirt werden konnte.

So interessant auch alle diese Argumente sind, welche zur Stütze der Hypothese eines linksseitigen Sprachcentrums herangezogen wurden, so wenig sind sie doch geeignet, die Frage zum Abschluss zu bringen. Ueberhaupt aber muss man sich nach Ansicht des Vortragenden zunächst einmal darüber klar werden, was man sich denn unter einem Sprachcentrum eigentlich vorstellt?

Er glaubt überzeugt zu sein, dass man sich nicht immer etwas Klares darunter gedacht hat. Dass die gesammten Klangbilder (Klang-, Wortvorstellungen) nicht an einer ganz circumscripten Stelle des Gehirns entstehen resp. aufbewahrt werden, unterliegt wohl keinem Zweifel und dürfte auch von Niemandem behauptet werden; man könnte sich also höchstens darunter einen Ort vorstellen, zu welchem von allen Wortvorstellungen aus, mögen sie entstehen, wo sie wollen, Leitungswege führen und an welchem ihre Uebertragung auf den Sprachapparat vor sich geht. Dies scheint nach unseren gegenwärtigen anatomischen und physiologischen Vorstellungen der einzig denkbare Begriff zu sein, den man mit einem Sprachcentrum verbinden kann und auch dieser ist unbestimmt und dunkel genug. Bei der Aphasie aber handelt es sich durchaus nicht allein um diese Störung, die zuweilen nicht einmal sehr ausgeprägt ist, sondern jedesmal noch um vielfache andere Störungen in psychischen

Vorgängen, wie z. B. in der Bildung der Wortvorstellungen, der Combination dieser mit anderen Vorstellungen, dem Mangel an Verständniss des Gesprochenen u. s. w.; die Störung in der Uebertragung der Wortvorstellungen auf den Sprachapparat kann immer nur als ein Theil der Gesammtstörung betrachtet werden. Hiernach würde die Annahme der Erkrankung oder Zerstörung eines „Sprachcentrums" bei der Aphasie keinen rechten Sinn mehr haben.

Aus allem vorliegenden Material darf man, namentlich mit Berücksichtigung der bei der Aphasie unleugbar nachgewiesenen pathologisch-anatomischen Befunde an verschiedenen Stellen des Gehirns, will man den wissenschaftlichen Boden nicht verlassen, nur schliessen, dass an verschiedenen Stellen des Hirns (resp. der Hirnrinde) Apparate vorhanden sind, deren Zerstörung den Sprachmechanismus und die dazu in Beziehung stehenden psychischen Vorgänge in verschiedener Weise beeinträchtigen kann, ähnlich wie man einen künstlichen Mechanismus in Unordnung bringen kann, wenn man an dieser oder jener Stelle — nicht an allen — eine Schraube oder eine Feder entfernt. Auch eine gewöhnliche Hemiplegie — ohne Aphasie — kann ihren Grund in der Erkrankung verschiedener Hirntheile haben, wenngleich am häufigsten die Erkrankung in der Gegend der grossen Hirnganglien ihren Sitz hat; man betrachtet aber deshalb diese Gegend noch nicht als ein „Centrum" für die Bewegung der Extremitäten der anderen Seite. So mögen also auch für die Aphasie bestimmte Hirngegenden in Folge ihrer anatomischen Einrichtung und des Zusammenliegens von gewissen Leitungsbahnen eine besondere Bedeutung haben, ohne dass man deshalb für jetzt von einem Sprachcentrum reden und die Thatsache für die Localisation der geistigen Thätigkeiten — gegen die der Vortragende im Uebrigen durchaus nichts einzuwenden hat — verwerthen darf. Es ist zu hoffen, dass die Fortschritte der Hirnanatomie und Physiologie in Verbindung mit einem genaueren Studium der einzelnen Fälle und genauer Bestimmung der in ihnen vorgefundenen anatomischen Erkrankung zu weiterer Aufklärung führen werden; wiewohl gerade die letzte Forderung aus Gründen, die in dieser Versammlung nicht zu erörtern sind, ganz ausserordentliche Schwierigkeiten darbietet; es ist nämlich, um nur Eins hervorzuheben, nicht immer der Krankheitsheerd als solcher, sondern oft die für die gröbere Betrachtung wenig oder gar nicht hervortretende Veränderung der Umgebung desselben, welche die Symptome bedingt.

Schliesslich erwähnt der Vortragende noch der eigenthümlichen Art des Denkens, die bei den Aphasischen stattfinden muss, welche sowohl die Fähigkeit zum sprachlichen, schriftlichen, ja zu dem conventionellen Ausdrucke durch Geberden verloren haben, als auch Gesprochenes nicht verstehen. Von ihnen ist anzunehmen, dass sie auch nicht mehr in Worten (Klangbildern) zu denken im Stande sind, und dennoch ist es, wie man sich aus ihren Handlungen überzeugen kann, augenscheinlich, dass sie Schlüsse machen und urtheilen. Wahrscheinlich erfolgt bei ihnen das Denken vorwiegend in Gesichtsbildern, und hat, wie bereits Trousseau hervorgehoben, eine gewisse Analogie zu dem Denken Taubstummer. Ein französischer Professor, welcher, weil er einmal an einem vorübergehenden Anfalle von Aphasie litt und seinen psychischen Zustand während desselben beschrieb, eine gewisse Berühmtheit in der Geschichte der Aphasie erlangt hat, behauptete, dass er während des Anfalls ganz gut und logisch zu denken im Stande gewesen sei. Es ist das vielleicht, und zwar auf Grund seiner eigenen Schilderung, zu bezweifeln; dem Vortragenden selbst gab ein College, welcher zeitweise von vorübergehender Aphasie mit migräneartigem Kopfschmerz befallen wurde — die Anfälle waren in seiner Familie erblich — auf specielles Befragen an, dass er während des Zustandes, abgesehen von der Unfähigkeit zum richtigen Ausdruck durch Worte, ein

entschiedenes Gefühl allgemeiner Verwirrung im Kopfe spüre und das Denken zwar nicht aufgehoben, aber doch sehr wesentlich gestört sei.

(15) Herr **Johannes Bochenek** erläutert durch ausführliche Tafelzeichnungen in genetischer Weise die von ihm vorgelegten Abbildungen

über den Kanon der menschlichen Gestalt.

Derselbe behält sich eine ausführlichere Darstellung vor.

Ausserordentliche Sitzung am 16. Mai 1874.

Vorsitzender Herr **Virchow.**

(1) Als neue Mitglieder werden angemeldet die Herren
Verlagsbuchhändler Stricker in Berlin.
Dr. Eggel, ebendaselbst.
Louis Schwendler, Superintendant Electrician Governt. Telegraphs in India, Calcutta.
Berthold Ribbentrop, East Indian Forest Dept., Lahore.

(2) Graf **Uwaroff**, als Präsident des Organisationscomités, übersendet die Einladung zu dem dritten russischen archäologischen Congress, der vom 14. August bis 4. September d. J. in Kiew abgehalten werden soll.

Der Vorsitzende bedauert die wenigstens theilweise Coincidenz dieses Congresses mit dem in Stockholm stattfindenden internationalen und die dadurch herbeigeführte Unmöglichkeit, an beiden Congressen theilzunehmen.

Für die Bibliothek ist eingegangen die 7. Lieferung des photographischen anthropologischen Atlas von Dammann.

(3) Herr **Keller-Leutsinger** zeigt eine Reihe vortrefflicher Bilder von Rassentypen und Landschaftszeichnungen aus Brasilien.

(4) Herr **Witt**-Bogdanowo zeigt

ein thönernes Räuchergefäss von Obornik.

Das sehr sonderbare, leider zerbrochene Gefäss wurde im Kreise Obornik (Posen) gefunden. Es hat die Gestalt einer Krone, an deren vier Ecken sich menschliche Figuren befinden: zwei weibliche, eine männliche, eine fehlt. Da sich darin drei, zum Durchgange der Luft geeignete Höhlungen finden, so vergleicht der Vortragende das Gefäss mit gewissen Thongeräthen aus Gräbern, wie sie sich im Posener Nationalmuseum befinden, die gewöhnlich als Räuchergefässe betrachtet werden.

Herr **Löwenberg** erwähnt, dass derartige Geräthe mehrfach, z. B. am Goplo-See, bei Mogilno u. s. gefunden seien.

(5) Herr **Ed. Krause jun.** übergiebt Scherben von Thongefässen und ein Stück von einer aus Sand und Theer zusammengesetzten, 8 Fuss hohen Masse, die in der Nähe des Schlachtensees, nicht weit von Zehlendorf, in der Erde gefunden sei und die er für ein Götzenbild hält.

Herr **Virchow** bemerkt, dass die Scherben, welche aus blaugrauem, sehr dichtem, klingendem Thon bestehen, offenbar mittelalterlicher Herkunft sind. Das sogenannte Götzenbild müsse erst genauer geprüft werden. [1])

(6) Herr **Bastian** übergiebt im Namen des Herrn Jagor eine Reihe von Photographieen von Bewohnern der Andamanen und Formosa's.

(7) Herr **Schott** liest eine Abhandlung über

Abulghasi und Sanang-Setsen.

Unter den Verzeichnern erdichteter und wirklicher Begebenheiten der Völker Turaniens nehmen der Mongole Sanang-Setsen und der östliche Türke Abulghasi hervorragende Stellen ein, wie sie auch mancher Berührungspunkte wegen merkwürdig sind. Beide leiteten ihr fürstliches Geschlecht von Tschinggis-Chan, obgleich des Letzteren Familie durch fortgesetzte starke Vermischung eine türkische geworden. Beide waren Zeit- und Altersgenossen, denn Abulghasi erblickte 1605 das Licht der Welt, Sanang-Setsen nur ein Jahr früher. Beide entschlossen sich zum Schreiben, als ihnen im Sinne Götz von Berlichingen's nichts oder kaum etwas zu thun blieb. Abulghasi schrieb oder dictirte den „Stammbaum der Türken" bis nahe an sein 1664 erfolgtes Ableben; Sanang-Setsen vollendete sein unbetiteltes Werk zwei Jahre vorher. Durch die ungeheuere Strecke zwischen dem Amu-darjâ (Oxus) und der nördlichsten Krümmung des Hoang-ho lebenslang von einander geschieden, ahnte keiner von Beiden des Andern Dasein, geschweige denn ihre Vetterschaft. Beider Werke haben Sagen und mehr oder minder verbürgte Schicksale Innerasiens zum Vorwurf, und in Beiden macht ein von Aussen hergeholtes religiöses Element neben dem einheimischen kriegerischen sich mächtig geltend: bei Abulghasi der über Persien nach Turkistan verpflanzte Islâm; bei Sanang-Setsen der aus dem tibetischen Hochlande in seiner dort ausgebildeten hierarchischen Gestalt zwei Mal nach der Mongolei gewanderte Buddhismus. Demgemäss beginnt der Sultan von Charesm (Chiwa) sein Werk mit der Schöpfung des Menschen nach muhammedanischer Mythe; der ostmongolische Stammhäuptling aber mit einer Weltentstehung nach indisch-buddhistischen Lehren. Beide Schriftsteller überspringen in dem sagenhaften Theil ihrer Werke grosse Abgründe der Zeiten, und eine Zeitrechnung beginnt bei ihnen erst mit ihrem gemeinsamen Urahn. Dem Mongolen bleibt das Dasein des Islâm wie der Name Türken fremd, und Abulghasi verliert die Mongolen des äussersten Ostens, nachdem sie China erobert, aus dem Gesichte, den westlich von China bis in Europa hinein gegründeten Staaten der Tschinggisiden sich zuwendend. Sanang-Setsen erzählt die Vertreibung seiner Stammgenossen aus China und begleitet sie dann jenseits der Grossen Mauer, während Abulghasi endlich seiner charesmischen Heimath zuwandert, um sie auch im Geiste nicht wieder zu verlassen.

Abulghasi eröffnet sein Buch mit einer Vorrede; Sanang-Setsen beschliesst das seinige mit einem kurzen Nachschreiben. Hier allein spricht Letzterer von sich in der ersten, sonst, wo er sich handelnd aufführt, nur in der dritten Person. Er bittet, die Mängel seiner Arbeit zu verzeihen und wo es angeht ihnen abzuhelfen, und wünscht, dass seinen Lesern aus den mitgetheilten Thatsachen wie aus einem treuen

---

[1]) Bei einer mit Herrn Voss unternommenen Besichtigung ergab sich, dass eine allerdings ungemein grosse, walzenförmige Masse aus erstarrtem Theer und grobem Sand vorlag, deren scheinbares Kopfende wahrscheinlich erst in letzter Zeit weiter bearbeitet ist. Es ist zu vermuthen, dass an der Stelle früher eine Theerschwelerei gewesen ist. Virchow.

Spiegel die Lotosblume der ewigen Weisheit erblühen möge. Abulghasi sagt im Vorworte, er unternehme ein Werk, das er keinem seiner Unterthanen hätte übertragen können und führt ein hierher gehörendes osttürkisches Sprüchwort an: Das verwaiste Kind schneidet sich seinen Nabel eigenhändig zurecht (üksüs üs kindükin üsi kiser). Es komme euch (fährt er fort) nicht in den Sinn, dass ich (da oder dort) aus Parteisucht Falsches berichte, oder dass ich Ruhm erstrebe. Mancherlei hat Allah mir gnädig geschenkt, insonderheit drei Talente. Das erste ist die Kriegskunst: ich verstehe wie man zu Felde zieht, sei es mit Wenigen, sei es mit Vielen (den grossen und kleinen Krieg) und wie mit Freund und Feind zu verhandeln ist (sonach die diplomatische Kunst als Theil der Kriegskunst betrachtet). Zweitens verstehe ich Dichtungen der verschiedensten Art und bin der arabischen, persischen und türkischen Sprache kundig [1]). Drittens kenne ich Namen, Lebenslauf und Regierung aller Fürsten, die seit Adam in Arabien, Iran, Turan und Mongolistan gelebt, und weiss, was sie Gutes oder Schlechtes gethan. Im Verstehen der Poesie und der Welthändel mögen Irâk und Hindustan gegenwärtig meines Gleichen aufweisen, — wollte ich nein sagen, so könnte ich irren. Aber im Verstehen der Kriegführung giebt es heutzutage unter Muslimen und Ungläubigen aller von mir gesehenen Länder wohl Keinen, der mir gewachsen wäre. Jedoch das Antlitz der Erde ist breit (jir jüsi king turur) und es wäre kein Wunder, wenn es auch Länder gäbe, von denen ich nichts erfahren.

Als ächter Muhammedaner von dem Grundsatze ausgehend, dass der Islâm, d. i. die Hingebung (ergänze "an den einen Gott") so alt sei wie die Welt selber und sein oft und lange getrübtes Licht von Zeit zu Zeit wieder aufblitze, lässt Abulghasi den Ogus, angeblichen Enkel Noah's, diesen nur türkischer Sage angehörenden ersten Welteroberer, schon in der Wiege rechtgläubig und sogar Bekehrer sein, nachdem Japhet's Nachkommen, zu denen er gehörte, eine längere Periode hindurch dem Götzendienst verfallen gewesen. Ogus, dessen kindliches Lallen schon Allah! Allah! lautet, während seine Pfleger nicht ahnen, was gemeint sei, droht in einem Traumgesichte seiner Mutter, ihre Brust nicht anzunehmen und zu sterben, wofern sie nicht unverzüglich den einen wahren Gott bekenne. Der ganz unhistorische Held konnte den ihm angedichteten Islâm schon vertragen: dass seine Nachkommen bald wieder die Manen ihrer Väter anbeteten, giebt unser Autor zu verstehen, deutet aber nicht auf einen Termin des Umschlags oder eine besondere Veranlassung.

Seinem grossen heidnischen Ahnherrn widmet Abulghasi ruhige gegenständliche Anerkennung. Er berichtet ohne missbilligenden Zusatz, dass Tschinggis, als ihm ein frommer Scheich die Religionspflichten der Muhammedaner herzählte, an der Pilgerfahrt nach dem heiligen Hause zu Mekka Anstoss genommen, weil es unstatthaft sei, dem höchsten Wesen einen bestimmten Wohnort anweisen zu wollen. [2])

Bei Schilderung der Gräuel in Buchara's Moschee, als mongolische Rosse auf die am Boden zerstreuten Blätter des Korâns ihre Hufe setzten, als der Eroberer in

---

[1]) Der Verfasser bringt also hier Verschiedenes in eine Rubrik. Wörtlich sagt er: "Drittens verstehe ich Mesnewi's, Kasîden, Ghaselen, Mukatta'a's, Rubâ'î's, überhaupt alle Dichtungsarten, und kenne den Sinn der arabischen, persischen und türkischen Sprachen."

[2]) Jedenfalls beruhte dies auf einem Missverständniss des erlauchten Hörers, denn die Muslimen sind so weit entfernt, ihren Allah in der Ka'aba wohnend zu denken, dass vielmehr jede Aeusserung, welche als Zweifel an Gottes Allgegenwart gedeutet werden kann, bei ihnen für Todsünde gilt, daher nicht einmal "Gott im Himmel" zu sagen erlaubt ist. Warum überlässt hier Abulghasi den berichtigenden Zusatz seinen Lesern und macht ihn nicht lieber selber?

eigner Person das Mimber bestieg und dem Volke seine und seines gewesenen Machthabers Sünden in's Gesicht schleuderte, sich den von Gott gesandten Rächer nennend — selbst hier, wo Tschinggis jedem Muslim wie eine Ausgeburt der Hölle, ein Dämon in Menschengestalt erscheinen müsste, begegnen wir nicht Ausrufen der Empörung oder gar der Verfluchung.

Die unerbittliche Strenge der muhammedanischen Satzung gegen Nicht-Muhammedaner gestattet unserem Abulghasi nicht, den von ihm jedenfalls aufrichtig bewunderten Ahnherrn, trotz seiner mittelbaren Verdienste um den Islâm (welchem die meisten späteren Tschinggisiden mit ihren Stammesgenossen huldigten), in's Paradies einziehen zu lassen. [1]) Nachdem er der letzten Ermahnungen des Weltstürmers gedacht, fügt er möglichst unbestimmt hinzu: "Dann entflog der Vogel seiner Seele dem Käfig seines Körpers", wogegen wir, wo Einer als Muslim stirbt, bei demselben Autor immer lesen: "Er ging zu Allah's Erbarmen ein", oder "Er wanderte aus dem Hause der Vergänglichkeit in's Haus der Ewigkeit".

Verwundern darf man sich daher, wenn unser im Punkte der Seligsprechung offenbar so gewissenhafter Autor eine mongolische Wundersage, deren Gegenstand Alung Goa, die gefeierte Ahnfrau der Tschinggisiden, mit sichtbarer Vorliebe und wahrhaft schön wiedererzählt. Die verschiedenen Berichte aus westasiatischer Rohrfeder und ostasiatischem Pinsel stimmen alle darin überein, dass die keusche Wittwe eines mongolischen Stammesfürsten neun Generationen vor Tschinggis auf übernatürliche Weise drei Söhne empfangen habe, von deren einem Tschinggis und seine fünf Brüder (darunter der durch riesige Muskelkraft ausgezeichnete Belgetej und der nie sein Ziel verfehlende Schütze Chasar), die Söhne eines Fürsten Jesugej, in gerader Linie abstammten.

Im Monatsberichte hiesiger Academie (1873, Seite 6—7) habe ich Abulghasi's Erzählung der Sage nach meiner Uebersetzung mitgetheilt. Jetzt will ich Sanang-Setsen's Bericht, der mir damals nicht zur Hand war, folgen lassen. Minder anziehend als die besonders durch Alung Goa's sieghafte Selbstvertheidigung sich empfehlende Bearbeitung des Türken, hat der kürzere Bericht des Mongolen doch seinen eigenthümlichen Werth. Zwei fürstliche Brüder bemerken in einem Wanderzug eine überaus reizende Jungfrau, und der ältere beschliesst, für seinen jüngeren Bruder um sie zu werben. Nun liest man weiter: "Beide gingen auf den Zug los und erfuhren, die Jungfrau sei ausgezogen um sich Land (einen neuen Weideplatz) auszusuchen. Sie heisse Alung Goa und sei die a u f r e i n e W e i s e g e b o r e n e (**arik joson-a türüksen**) Tochter der Baragodschin, der Gattin Churitai Mergen's vom Stamme Chojar Tümet. Doa Sochor warb nun um sie für seinen Bruder Dobo Mergen und gab sie ihm zur Frau. Nachdem zwei Söhne geboren waren, starb Dobo Mergen. Der (verwittweten) Fürstin aber erschien nachmals (soll heissen: nach einer Reihe von Jahren) jede Nacht i m T r a u m e ein Wesen von der Gestalt eines reizenden Jünglings und verschwand mit Anbruch des Tages wieder. Sie erzählte dies öfter ihren Schwiegertöchtern [2]) und gebar dann als einzeln Lebende (Wittwe) drei Söhne (folgen die Namen). Als diese Söhne erwachsen waren, sprachen böswillige Leute: "Ist es auch Sitte, dass eine

---

[1]) Dagegen nennt der Jesuit d u H a l d e den unter seinem Regierungspraedicat Khang-hi bekannten Mandschukaiser unbedenklich den hochseligen (le très-feu), weil er, obschon selber ungetauft bleibend, die Jesuiten in seinen Staaten ungestört predigen liess.

[2]) In seiner Ausgabe des Sanang-Setsen giebt J. J. S c h m i d t das hier entsprechende Wort **abisun** durch "weibliche Umgebung" wieder, vermuthlich weil er Bedenken trug, die übernatürliche Empfängniss so gar lang nach der natürlichen eintreten zu lassen, dass A. G. schon Schwiegertöchter hatte!

als Wittwe Lebende gebiert? In euer Haus pflegte ein gewisser Machali von der Familie Bajagud lediger Weise (als Junggesell) zu kommen — von diesem mögen sie wohl sein." Solche Reden erregten — wie es weiter heisst — bei den zwei Söhnen aus der Ehe mit Dobo Mergen Verdacht wider ihre Mutter. Diese erzählte ihnen nun erst, wie es bei Empfängniss der drei jüngeren Söhne zugegangen und ermahnte sie, statt Anfeindung derselben lieber mit ihnen einträchtig zu leben.

Wir erfahren also aus Sanang-Setsen, dass die alten Mongolen Jahrtausende vor Verkündigung der berühmten immaculata conceptio in unserem Abendlande es für schicklich hielten, eine Frau, der ein höheres Wesen beizuwohnen nicht verschmähte, schon unbefleckt empfangen werden zu lassen! Alung Goa war ja, wie man lieset, "auf reine Weise geboren", und wird noch ausdrücklich Tochter der Gattin des Churitai Mergen, also nicht des Letzteren, genannt! Wie es bei jenem Empfangenwerden zugegangen, darüber lässt uns die Chronik im Dunkeln, theilt aber hinsichtlich des Selbstempfangens der Alung Goa einen Klatsch mit, wie er überall auf Erden Erhabenes in den Staub ziehen will.

Ein Umstand, auf welchen Abulghasi zur Ehrenrettung der Alung Goa (oder, wie sie bei ihm heisst, Alanko) grosses Gewicht legt: die Vererbung der weissen Haut- und grauröthlichen Augenfarbe jenes räthselhaften Besuchers der keuschen Wittwe, und zwar auf neun Generationen mit Einschluss des Tschinggis und der fünf Brüder desselben, wird von Sanang Setsen, wie von dem ebenfalls mongolischen Verfasser der viel kürzeren, Altan Tobtschi, d. i. "Goldner Knauf" (kostbarer gedrungener Inbegriff) betitelten Chronik gänzlich mit Stillschweigen übergangen. Den unvermischten Mongolen scheint also dies Indicium himmlischer (oder kakerlakischer?) Abkunft des Tschinggis, wenn es ihnen überhaupt bekannt gewesen, unerheblicher erschienen zu sein, als dem aus Mischung entstandenen Chane von Chiwa. [1])

In dem eben genannten "Goldknaufe" giebt Alung Goa den Mond selber in Jünglingsgestalt als ihren Schwängerer an, und dahin scheint auch die weitere daselbstige Bemerkung zu passen, dass dieser Himmelskörper in Gestalt eines gelben Hundes, welcher (wie Jemand, der eben etwas köstliches genossen) sein Maul beleckte, wieder abgezogen sei. Ist hier an den Hund einer jagenden Mondgottheit zu denken, so hätte der Besitzer beim Abschied in seinen eignen Köter sich verwandelt! Uebrigens habe ich sonst in ganz Turanien von Jagdliebhaberei des Mondes nicht die leiseste Spur entdeckt.

Das Werk des Sultans von Charesm war die Frucht einer nach vieljährigen, zwar sieggekrönten, aber harten Kämpfen endlich eingetretenen Musse; aber die Nachwirkungen übergrosser Strapazen streckten den Verfasser sehr bald auf ein Krankenlager, das er nicht wieder verliess. Abulghasi starb noch vor der Vollendung seines, zum grössten Theile Schreibern in den Kalem dictirten Werkes, an welches sein Sohn Anusch Muhammed die letzte Hand legte. Sanang-Setsen war, als er sein Buch

---

[1]) Abulghasi sieht in Bordschigin, dem Familiennamen der Vorfahren des Tschinggis seit Alung Goa, eine Anspielung auf ihre Augenfarbe, weil dieses Wort so viel als grauröthlich (der Form gemäss nur graulich, grisâtre) bedeutet. Sanang Setsen erwähnt zwar Bordschigin als Familiennamen des Tschinggis und lässt Budantsar, den dritten der übernatürlich gezeugten Söhne Alung Goa's, und Tschinggis-Chan's Urahn in gerader Linie, für seine Nachfahren den Namen wählen, scheint aber von einer Beziehung zu physischen Besonderheiten der Träger desselben nichts zu wissen. Die chinesich abgefasste Geschichte der Mongolen in China sagt: Budantsar habe "anders als gewöhnliche Menschen" ausgesehen, was aber etwaige Neugier nur reizt, nicht befriedigt.

ohne Namen schrieb, nach vergeblichen Bemühungen um die Selbständigkeit seiner Ordus [1]), d. h. um ihre Freihaltung von fremdem Joche, machtloser Vasall des damals jugendlich kraftvollen Mandschu-Staates, und es bedurfte eben buddhistischer Weltverachtung, um in die neue Lage sich zu finden. Vorschub that ihm dabei das Liebäugeln der ersten Mandschu-Kaiser mit der "Heilslehre". Diese hatte nämlich des Sanang Setsen gleichnamiger Aeltervater sammt allem pfäffischen Zubehör den Ostmongolen aus Tibet zurückgebracht; denn seit ihrer Verwilderung nach der Vertreibung aus China war diese Nation Jahrhunderte lang um ihr Seelenheil unbekümmert gewesen. Derjenige, der sich und ihr wieder dazu verhalf, offenbarte übrigens noch eine naive Mischung von Kriegersinn und Glaubensbedürfniss, als er, dem eignen Zeugnisse seines Urenkels gemäss, mit seinen Leuten gegen Tibet aufbrechend, den hohen Geistlichen des Landes folgendes Entweder-Oder zuschickte, das an verwandte Aeusserungen heidnischer germanischer Häuptlinge unseres Mittelalters erinnert: "Wollt ihr uns huldigen, so wollen wir euere Religion annehmen, wo nicht, so werden wir feindlich über euch herfallen". Der rauhe Krieger wollte die Religion erobern, um sie zu bekennen, und bewahrheitete so seinerseits das von Sanang Setsen selbst bei anderer Gelegenheit citirte Sprüchwort: "Die Einsicht des Mongolen ist gering, aber sein Stolz ist gross (**bilik ütsüken, omok jeke**)."

Wie Sanang Setsen schon am Eingange seines, mit Benutzung von sieben anderen, deren Titel er anführt, abgefassten Werkes alle Weltgeschicke von buddhistischem Standpunkte betrachtet und indisch gefärbte, die Urzustände Tibet's und der Mongolei verschleiernde Mythengewebe als reine Thatsachen aufnimmt: so erscheint er in dem Zeitraume des politischen Verfalles seiner Stammesgenossen als blinder Verehrer einer Priesterschaft, die in ihren hervorragendsten Vertretern alles Weltliche verdunkelt. Der Dalai-lama wird ausdrücklich die Sonne (naran) genannt, der jeder weltliche Herrscher als gehorsamer Mond (saran) gegenüber steht oder stehen sollte. Von heiligen Lama's (Superioren) gewirkte Wunder verzeichnet unser Gewährsmann mit der Glaubensfreudigkeit eines mittelalterlichen Chronikschreibers, dem seine Klosterzelle die Welt ist.

Nur wo Sanang Setsen die Blüthezeit der Mongolen behandelt und so lange die Titanengestalt des grossen Eroberers ihm vorschwebt, erscheint er vom Lamaismus nicht angekränkelt und erhebt sich aus mönchischer Schwüle in frischere Luftströmung. [2]) Beispiel sei die folgende Erzählung aus Tschinggis-Chan's Jugend, als er noch Temudschin hiess:

"Die Taidschigud stahlen dem Temudschin seine acht gelben Reitpferde. Nach Entdeckung des Diebstahls bestieg er ein Pferd seines Bruders Belgetej, und setzte, von den Hufspuren im Grase sich leiten lassend, den Dieben nach. So kam er zur Heerde des Bogordschi, eines Sohnes Nagu Bajan's vom Stamme Arulad. Dieser fragte ihn: "Fürstensohn vom Hause Bordschigen (s. oben), was ist dein Begehr?" Temudschin erwiderte: "Diebe haben vor Tagesanbruch meine Reitpferde weggetrie-

---

[1]) Dieser Stamm hauset noch innerhalb der grossen nördlichen Biegung des Hoang-ho und ausserhalb desjenigen Theiles der Grossen Mauer, welcher ihn von der chinesischen Provinz Schensi scheidet. Die Ordus rühmen sich der Abkunft von Tschinggis-Chan's hervorragendsten, dem Hoflager desselben (seinem kaiserlichen Ordu) zunächst gestandenen Kriegern. Nach Kowalewski bauen sie heutzutage Hirse und Weizen.

[2]) Doch trägt er den Glauben an "Verwandlungen" (Chubilgane), an die "Drachen der Unterwelt", und vielleicht einiges Andere offenbar aus dem Lamaismus in jene Periode hinein.

hen und ich komme auf Grases Spur, dich zu fragen, ob du Kunde davon erhalten." Da sagte Bogordschi: "Dein hartes Geschick ist mir zu Ohren gekommen; [1]) auf dem Pfade der Männer bin ich nicht Fremdling (kenne des Mannes Beruf); ich will dir zur Seite bleiben." Sofort bestieg er seinen Falben und sie begaben sich zusammen auf die weitere Verfolgung. Als es schon zu dunkeln begann, erblickten sie vieles Volk, das im Kreise gelagert ruhte. Temudschin wollte allein angreifen, aber Bogordschi sprach: "Sohn vom Geschlechte Bordschigin! gesegnet sei dieser Tag, an dem wir Waffenbrüder geworden! sollte ich zurückweichen, wenn es Gefahren mit dir zu theilen gilt?" Beide drangen nun vereint in den Kreis, bemeisterten sich der gestohlenen Rosse und traten den Rückweg an. Als sie in Nagu Bajan's Jurte eingekehrt waren und dieser den Hergang vernommen hatte, lächelte der Alte, sie Beide anblickend, und sprach dann halb abgewendet unter Thränen: "Des Mannes Pfad ist einer (**erejin mür nigen bui**), solches vergesset nie." Seit jenem Tage blieben Temudschin und Bogordschi in Lust und Leid unzertrennliche Genossen." [2])

Unter den ziemlich zahlreichen, in Streckverse mit Stabreimen gekleideten Ergüssen lebhafter Erregung findet sich auch einer zum Preise Bogordschi's, den unser Autor Tschinggis-Chan in den Mund legt, als dieser sich einmal gedrungen fühlte, seine Bevorzugung des theueren, immer todesmuthigen und opferbereiten Waffenbruders öffentlich zu rechtfertigen.

Ich habe diese Ergüsse, zu denen auch die Todtenklage bei Tschinggis-Chan's Bestattung und die Jeremiade des aus China geflohenen [3]) letzten der dortigen Tschinggisiden gehört, mit einem von Jean Paul erfundenen Worte Streckverse genannt, weil ich auf den Nachweis metrischer Gliederung derselben verzichten muss. Von den fast immer ungleich gestreckten Zeilen enden oft mehrere nacheinander mit demselben Worte, nie mit einem wahren Reime. Aber regelmässig beginnen mehre nacheinander mit gleicher Silbe oder gleichem Anfangslaute, sei er Selbst- oder Mitlauter, und zuweilen wiederholt sich dieser Stabreim in der Mitte; oder einander entsprechende Wörter in der Mitte zweier aufeinander folgenden Zeilen haben wieder ihre eigene, von derjenigen der Anfangswörter verschiedene Alliteration.

Als Beispiel mögen folgende Zeilen dienen:

Gegen ortu-dur tschinu gerel oron amui
Gemten jalatan [4]) *tschinu gatana choran amui*

wörtlich: glänzend Jurte in Dein Licht einfallend ist, Uebelthäter Verbrecher dein draussen harrend sind. D. h. In Deine glänzende Jurte fällt (bereits) das Tageslicht;

---

[1]) Diese Aeusserung ist nicht auf den vorliegenden Pferdediebstahl, sondern auf die mannigfachen Anfeindungen und Gefahren zu beziehen, die Tschinggis als Jüngling zu bestehen hatte.

[2]) So hatte Geser-Chan seinen Dsese Schikir, Frithiof seinen Björn, Kalewsohn seinen Alewsohn u. s. w., der Herzensfreunde griechischer Vorzeit und des David mit seinem Jonathan zu geschweigen.

[3]) S. meinen Artikel "Die letzten Tage der Mongolenherrschaft in China", abgedruckt 1851 in den Abhandlungen hiesiger Academie der Wissenschaften. Auf der letzten Seite dieses Artikels bitte ich die Worte "hunderttausendmal hunderttausend" in "zehntausend mal zehntausend" zu verwandeln.

[4]) Jalatan malefactores (synonym von gemten) lese ich statt des sinnlosen jamatan der Schmidt'schen Ausgabe des Sanang Setsen (S. 78).

Deine Uebelthäter und Verbrecher (die Dir Böses zugedacht Habenden) stehen draussen ihres Urtheils gewärtig.[1])

Beide Zeilen, ob zufällig oder absichtlich von beinahe gleicher Silbenzahl (was seltenen Vorkommens), enden, wie man sieht, auf amui (einen Ausdruck des gegenwärtigen Seins ohne Zahl und Person) und haben Beide nach der fünften Silbe tschinu Dein, also einen zweiten Gleichlaut. Der Stabreim g mit e (eigentlich ä) oder a bildet die erste Silbe Beider und wiederholt sich in Beider Mitte. Ausserdem dürften wohl das zweimalige or in der ersten Zeile, wie das dem zweiten dieser or entsprechende chor der zweiten Zeile nicht ohne rhythmischen Grund oder Nebenzweck gewählt sein.

Die sehr weite Verbreitung des Stabreims unter den turanischen Völkern erhält hier neue Bestätigung, und es wird somit immer unwahrscheinlicher, dass die Finnen Europa's erst durch Scandinavier in dessen Besitz gekommen.

(8) Hr. Virchow spricht

über nordische bemalte Thongefässe und über die archäologische Bestimmung einiger Epochen unserer Vorzeit.

Bei einem Besuche des polnischen Nationalmuseums zu Posen fand ich zu Ostern dieses Jahres zu meiner Ueberraschung mehrere, deutlich bemalte Thongefässe aus einem vorhistorischen Gräberfelde mit Leichenbrand von Nadziejewo bei Schroda. Zahlreiche Funde von Bronze und Eisen, schöne Perlen von Email und blauem Glas könnten auf eine spätere Zeit deuten, obwohl im Ganzen die Beschaffenheit des überaus mannichfaltigen und zahlreichen Thongeräthes eine grosse Aehnlichkeit mit dem Gräberfelde von Zaborowo bei Priment erkennen lässt.

Es war mir bis dahin nur ein einziges bemaltes Thongefäss aus prähistorischer Zeit aus unserem Lande bekannt geworden, aber ich hatte seine Echtheit einigermaassen angezweifelt, weil mir gar keine weiteren Analogieen dazu bekannt waren. Es war eine in der Sammlung des Gymnasiums zu Glogau aufbewahrte kleine Henkelurne aus dortiger Gegend von hellgelbem, hier und da mehr röthlichem oder auch mehr grauem Thon und von glatter, matt glänzender Oberfläche, 65 Mm. hoch, am Bauch 75, am Boden 22, an der übrigens sehr unregelmässigen Mündung 48 Mm. im Durchmesser, mit etwas umgelegtem Rande, kurzem und etwas ausgeschweiftem Halse, und mit ganz kleinen Henkeln an dem Umfange des Bauches. Die Malerei, hauptsächlich aus schwarzbraunen Linien bestehend, bildet einen Gürtel um den oberen Umfang des Bauches, dicht unter dem Halse. Zwischen linearen Zeichnungen, welche Dreiecke mit nach unten gerichteten Spitzen umgrenzen, findet sich ein deutliches Sonnenbild: eine braunrothe Kreisscheibe, die nach aussen mit kurzen, schwärzlichen Strahlen besetzt ist.

Die Gefässe von Nadziejewo unterscheiden sich freilich von diesem Gefässe durch Form, Grösse und Zeichnung erheblich. Aber die Thatsache, dass auch hier farbige Zeichnungen auf den Thon aufgetragen sind, und dass dieser Thon sich durch seine helle Farbe sehr auffällig von dem gewöhnlichen Material der in diesen Gräberfeldern sonst vorkommenden graugelben oder blassrothen, zuweilen schwarzen Gefässe unterscheidet, ist doch in hohem Maasse bemerkenswerth; wir werden auch bald sehen,

---

[1]) Oder, in schlechte deutsche Reime gebracht:

In Dein glänzendes Gezelt
Tageslicht schon fällt;
Die an Dir sich vergangen,
Draussen harrend bangen.

weshalb der Fortschritt von bloss ornamentalen farbigen Stellen bis zu der Darstellung bestimmter Figuren, — ein gewiss sehr grosser Fortschritt, — in einer einzigen Bevölkerung geschehen sein muss. Vielleicht ist auch das von Bedeutung, dass die Zusammenstellung der Farben (braunrothe oder schwarzbraune Zeichnung auf lichtgraugelbem oder weisslichem Grunde) ganz ähnlich auf altgriechischen und altetrurischen Thongefässen vorkommt. Die schönsten Exemplare unter den bemalten Gefässen sind niedrige, ziemlich weite, aber platte Schalen mit etwas breitem Boden, niedrigem, oben abgesetztem Rande und schwach ausgelegtem Bauch, der bei einzelnen glatt, bei einer durch zwei breite, seicht vertiefte Ringe gegliedert ist. Auf der Wölbung des Bauches sind in grösseren Abständen von einander braunrothe, breite Striche oder Tupfen, an welche sich bei einer Schale noch wieder lichtbräunliche Striche anschliessen. Eine Schale hat einen braunrothen Rand und auf dem oberen Theil des Bauches weisse, in Form von Dreiecken mit nach unten gerichteter Spitze angeordnete, breite Linien auf lichtbräunlichgelbem Grunde. Eine Schale endlich ist ganz dunkelbraunroth, glänzend und mit einer erhabenen Zickzack-Verzierung um den Bauch versehen, — ein Muster einer zierlichen und saubern Ausführung.

Das Gräberfeld von Nadziejewo hat ausserdem eine grosse Menge von Thongeräth der verschiedensten Art und von sonstigen Altsachen geliefert, so dass daraus fast ein kleines Museum für sich hergestellt werden könnte. Von Metall ist sowohl Bronze, als Eisen gefunden worden; ja, was besonders auffällig ist, in einer Urne sollen neben einander ein durchbohrter und polirter Hammer von Diorit, ein grosser Schleifstein, viel Eisen, namentlich ein Pferdegebiss und etwas Bronze gelegen haben. Ich erwähne ausserdem eine Sichel von Eisen mit Bronze-Nieten, und einen gestielten Knopf von Eisen mit Wollengewebe. Sehr schöne Perlen von Email und Glas, blau mit weiss, auch Thonperlen, ähnlich denen von Lichterfelde bei Berlin, sind vorhanden. Unter den Thongeräthen bemerke ich namentlich ein lampenartiges Hohlgefäss mit plattem Stiel, welches einen Vogel darstellt und seiner ganzen Anlage nach dem Ochsen von Zaborowo (Sitzung vom 10. Mai 1873. Taf. XIII, Fig. 1) entspricht, sowie zahlreiche Hohlgefässe mit gefensterten Wandungen, ähnlich gewissen altgriechischen Untersätzen, die Conze beschreibt; wahrscheinlich waren es Räuchergefässe. Unter den Ornamenten der schwarzen Gefässe schienen mir am wichtigsten gewisse Zeichnungen, welche wie Gardinen oder Zeug-Guirlanden aussahen.

Als ich einige Tage nach Ostern, am 10. April, nach Jena kam und in das dortige germanische Museum trat, ward ich nicht wenig überrascht, als ich sofort ein Paar ganz ähnliche bemalte Schalen (Nr. 527 und 574) erblickte, wie ich sie in Posen gesehen hatte. Sie waren weisslich und mit rothbraunen und schwärzlichen Streifen verziert. Auf meine Nachfrage theilte mir Hr. Klopfleisch, der sehr verdiente Begründer dieser schönen Sammlung (die freilich in sehr schlimmer Weise untergebracht ist), mit, dass diese Schalen aus Schlesien stammen und zwar von Pagelau (Pavelau?) im Kreise Trebnitz (rechtes Oder-Ufer). Von eben daher besitzt das Jenaer Museum eine Bronze-Fibula, deren Bügel ganz so in Form eines aufgeblähten Segels gearbeitet ist, wie man sie in Italien so weit verbreitet findet. Auch notirte ich noch Nr. 504: einen kleinen Topf von weisslichgrauer Farbe mit rothem Rand und vertieften Streifen; Nro. 532: einen grösseren Topf mit rothem Rand, und endlich einen ganz grossen Topf mit rothen Knöpfen.

Ich wandte mich nunmehr nach Breslau an Hrn. Luchs mit der Bitte um Benachrichtigung, ob sonst aus Schlesien ähnliche Funde bekannt seien. Die Antwort ging dahin, dass das Breslauer Museum eine grössere Zahl solcher Gefässe enthalte. Zugleich wurde mir der 16. Bericht des Vereines für das Museum schlesischer Alterthümer (Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Breslau 1871) übersendet, in

welchem sich eine interessante und durch eine farbige Tafel erläuterte Abhandlung des Hrn. Pastor Haupt zu Lerchenborn über diesen Gegenstand findet. Es wird in dieser Abhandlung zunächst nachgewiesen, dass schon Kruse und Büsching gemalte Thongefässe von Massel, Wohlau und Neumarkt beschrieben haben und dass im Breslauer Museum derartige Schalen von Beichau vorhanden sind; sodann folgt eine genauere Beschreibung eines Gräberfeldes von Leschwitz, einem Dorfe am nördlichen Ufer der Katzbach bei Parchwitz. Von letzterem stimmen die in Fig. 4 und 5 wiedergegebenen ganz mit denen von Nadziejewo und Pagelau, dagegen zeigt die Schale in Fig. 3 mit ihrem Sonnenbilde und ihren schwarzen Dreiecken die höchste Aehnlichkeit mit der Zeichnung der freilich weit grösseren Glogauer Urne. [1])

Wir erhalten somit für die bemalten, offenbar zusammengehörigen Thongefässe ein, wenngleich ziemlich ausgedehntes, so doch wohl begrenztes Gebiet, welches sich vom rechten Ufer der Warthe oberhalb Posen (Nadziejewo) bis auf das linke Ufer der mittleren Oder (Leschwitz, Neumarkt) erstreckt, seine Hauptentwickelung jedoch auf dem rechten Ufer der Oder erreicht. Hier liegt namentlich das seit Kruse so berühmt gewordene Massel im Trebnitzer Kreise, dessen Alterthümer schon früh den Gedanken an italische Handelsbeziehungen erregt haben. Nördlich und westlich von da scheint nichts Aehnliches beobachtet zu sein; namentlich habe ich im Berliner Museum keine näheren Beziehungen auffinden können. Nichtsdestoweniger lässt sich nicht verkennen, dass die Gräberfelder, in welchen die bemalten Gefässe vorkommen, im Ganzen nach Anordnung und Einrichtung der Gräber und nach der Gesammtheit der in ihnen vorkommenden Geräthe sich dem von mir in früheren Vorträgen als „lausitzer" bezeichneten Typus anschliessen.

Wenn ich schon damals zu dem Schlusse kam, dass diese Gräberfelder einem germanischen Volke angehört haben möchten, welches Handelsbeziehungen nach dem Süden hatte, so dürften die bemalten Schalen und Urnen diese Vermuthung eher unterstützen. Auch der Umstand, dass gerade neben einem solchen bemalten Schälchen eine Bronze-Fibula zu Tage kam, deren Bügel wie ein vom Winde aufgeblähtes Segel aussieht, spricht für den südlichen Weg: sowohl in den alten Gräbern von Bologna, als in denen von Pompeji findet sich diese, im Ganzen bei uns überaus seltene Form. Dazu kommt die sonderbare Art von Hohlgefässen mit geschlitzten Fenstern, wie sie in dieser Form auch nur eine geringe räumliche Ausbreitung zu haben scheint. Denn die Incense Cups, die Thurnam (On ancient British barrows. P. II. London 1873. p. 82. Fig. 50—52) aus Wiltshire, Berkshire und Carnarvonshire beschreibt, sind anders gebaut, und die altgriechischen Gefässe, von denen Conze drei Exemplare aus den Sammlungen von Würzburg, Sèvres und London anführt und abbildet, unterscheiden sich sowohl durch künstlerische Ausführung, als auch durch Grösse und Gestalt. Nichtsdestoweniger müssen alle diese Gefässe eine analoge Anwendung gefunden haben, nämlich um glühende Kohlen aufzunehmen. Die von Hrn. J. M. Hildebrandt eingeschickten und in der Sitzung vom 18. October 1873 vorgelegene Räuchergefässe der Somali sind sonderbarerweise unter

---

[1]) Ich habe seitdem Gelegenheit gehabt, auf der Naturforscherversammlung in Breslau durch Hrn. Haupt selbst in der ersten Sitzung der anthropologischen Section sowohl diese Schale, als auch die in Fig. 1 abgebildete Schale mit dem Vogelkopfgriff zu sehen. In beiden sind die übrigens sehr dick aufgetragenen und daher stellenweise geradezu erhabenen Farben nicht schwarz, wie in der Zeichnung, sondern schwarzbraun. Nur die Sonnenscheibe ist dunkelbraunroth und die Farbe so dick, dass sie hie und da abblättert. Nach der Mittheilung des Hrn. Haupt ist in denselben Gräbern ausserdem eine grössere Zahl weisslicher und hellgelber Gefässe ohne Farbe und kleiner Henkelgefässe gefunden worden.

allen bekannten Thongeräthen diesen gefensterten Gefässen der Provinz Posen am ähnlichsten.

Ich schliesse an diese Erörterung einige Bemerkungen über die Gesichtsurnen. Als ich zuerst die Aufmerksamkeit auf sie lenkte, kannte man sie nur aus Pomerellen. Es kam dann die Urne von Liebenthal am rechten Weichsel-Ufer hinzu, indess hatte sich bis zu der Zeit, wo Hr. Berendt seine grössere monographische Arbeit veröffentlichte, das Gebiet der Gesichtsurnen noch immer nicht wesentlich über Pomerellen hinaus erweitert. Auch in dieser Beziehung kann ich jetzt neue Funde erwähnen, welche ein benachbartes, wenngleich bis jetzt noch nicht durch die zu erwartenden Verbindungsglieder unmittelbar angeschlossenes Gebiet betreffen. Wir verdanken die Kenntniss desselben den ebenso umsichtigen, als glücklichen Forschungen des Hrn. Kasiski in Neustettin. Bei meinem Besuch daselbst (27. April) fand ich ihn im Besitze von 6 Gesichtsurnen, einzelne ganz vollständig, andere defekt, jedoch so, dass über ihren Charakter kein Zweifel bleiben konnte, sämmtlich in der Umgegend Neustettin's in Steinkistengräbern gefunden. Er beabsichtigt, im Laufe des Sommers die Gegend von Bütow und Lauenburg zu durchforschen, um wenn möglich eine direkte Verbindung mit den pomerellischen Fundstätten herzustellen. Indess gleichviel, ob ihm dies gelingen wird oder nicht, so steht doch so viel schon durch seine bisherigen Nachweise fest, dass man den Gedanken aufgeben muss, in den Verfertigeren der Gesichtsurnen ein besonderes Küstenvolk, etwa irgend eine maritime Colonie von fremden Leuten, zu sehen. Es war offenbar ein weit ins Land hineinreichendes, sesshaftes Volk.

In dem Landwehrzeughause zu Neustettin, in welchem Hr. Kasiski seine Sammlung aufgestellt hat, fiel mir bei der Vergleichung der verschiedenen Urnen etwas Anderes auf, welches mir von einiger Bedeutung zu sein scheint. Schon in meiner ersten Besprechung der Gesichtsurnen (Zeitschrift für Ethnologie 1870. Bd. II. S. 76, 84, Fig. 1 u. 2) machte ich auf die eigenthümlichen mützenartigen Deckel derselben aufmerksam. Abgesehen von ihrer äussern Form zeichnen diese sich dadurch aus, dass sie nicht, wie die gewöhnlichen Urnendeckel, über den Rand der Urne übergreifen, sondern dass sie vielmehr eine stöpselartige Verlängerung haben, welche enger ist als der Deckelrand, und auch enger, als die Mündung der Urne; sie werden also in diese Mündung eingesetzt und sitzen fester. Die Technik, welche auf ihre Anfertigung verwandt wurde, muss daher eine mehr entwickelte gewesen sein. Nun zeigte sich in der Sammlung des Hrn. Kasiski, dass eine allmähliche Reihe von Uebergängen von den Gesichtsurnen mit Mützendeckeln zu einfachen Urnen, die jedoch immer noch dieselbe Deckelform haben, stattfand. Diese letzteren Urnen näherten sich in ihren sonstigen Eigenschaften sehr bestimmt dem lausitzer Typus, obwohl keine einzige Buckelurne unter ihnen war, während Schalen mit rundlichen Eindrücken, genau wie in der Lausitz, sich mehrfach zeigten. Ich zweifle daher nicht, dass man die Gesichtsurnen, so eigenthümlich auch ihr Auftreten ist, doch nicht mehr als eine ganz isolirte Erscheinung auffassen darf. Schliessen sie sich durch die einfachen Mützenurnen dem lausitzer Urnenkreise an, so wird auch ihre chronologische Stellung mit denselben gemeinsam erörtert werden müssen, eine Betrachtung, zu der übrigens schon die Form dieser Gräber, die von Hrn. Kasiski sogenannte Steinkiste, und die Gruppirung mehrerer Urnen in dem einzelnen Grabe Veranlassung bot.

Ich darf nicht verschweigen, dass meine Auffassung mit den Ansichten des Hrn. Kasiski über die Chronologie der von ihm untersuchten Gräber nicht übereinstimmt. Er hält die Gräber mit einfachen Aschenurnen für wendische und relativ junge, die Steinkistengräber und die Gesichtsurnen für sehr alt. Mein Besuch im Posener National-Museum hat mich aber in meiner Auffassung nur bestärkt,

Zunächst fand ich dort eine gut erhaltene Gesichtsurne von Lednagóra (Eisberg), 1½ Meilen von Gnesen. Sie ist gross, schwarz, lackirt, mit Nase, Ohren, Augen und Mund versehen, trägt einen Halsring aus Blättchen und seitlich Andeutungen von Armen, in gleicher Art ausgeführt und nur durch die durch 5 Eindrücke bezeichneten Finger verständlich. Erweitert sich damit das Gebiet der Gesichtsurnen sehr weit nach Süden und tief in das Binnenland hinein, so erscheint es nicht mehr auffällig, wenn auch hier Mützenurnen vorkommen. Was aber meiner Ansicht nach als ein unumstösslicher Beweiss der von mir ausgesprochenen Meinung anzusehen ist, das ist der Umstand, dass es hier auch Urnen giebt, welche die Mützendeckel und die Ohren der Gesichtsurnen haben, jedoch nichts weiter; in den Ohren tragen sie Bronzeringe, wie sie bei den Gesichtsurnen mehrfach beobachtet sind (Zeitschr. f. Ethnologie II. S. 77. Fig 2. Ebendaselbst Taf. VIII. Fig. 4). Diese Ringe sind viel zu zart, um zu irgend einem technischen Zwecke gedient zu haben; sie würden offenbar ausgerissen sein, wenn man das Gefäss an ihnen hätte tragen oder aufhängen wollen. Sie sind offenbar Ohrringe und von rein ornamentaler oder symbolischer Bedeutung.

Solche Ohrenurnen sind im Posener Museum aus dem grossen Gräberfelde von Palzyn bei Schroda, nahe Miloslav. Sie sind zum Theil schwarz, zum Theil gelb, haben kleine Henkel und bilden ganz unzweifelhafte Uebergänge zu den lausitzer Formen. Nicht ohne Interesse ist es, dass an derselben Fundstelle eine Kinderklapper in Form eines aufgeblähten Kopfkissens vorhanden ist, an welcher gleichfalls ein kleiner Bronzering befestigt ist. Sonst ist dieses Feld ausgezeichnet durch prächtige und grosse Bronzen, namentlich Celte, Paalstäbe, Henkel oder Bügel, Ringe, Fibeln (ähnlich, wie sie Hr. Kasiski aus den von ihm als wendische bezeichneten Gräbern besitzt), Nadeln u. s. w, aber auch durch Eisensachen, namentlich grosse Eisenringe, zum Theil einfache, zum Theil gedrehte (Halsringe). Zahlreiche Urnen, denen von Palzyn ähnlich, finden sich auch aus dem Gräberfelde von Slopanowo bei Wronke.

Ich halte es danach für ausgemacht, dass ein allmählicher Uebergang von dem Typus der Gesichtsurnen durch den der Ohr- und Mützenurnen zu dem einfacheren lausitzer Typus besteht. Vielleicht wäre es nach dieser Erfahrung zweckmässiger, den Namen „lausitzer" Typus aufzugeben. Aber es ist schwer, ihn durch einen anderen zu ersetzen, und am Ende wird er verstanden werden. Ich gebrauche ihn daher vorläufig und bis auf Weiteres in dem alten Sinne. Hatte ich schon in meiner ersten Mittheilung die Zeit der Gesichtsurnen durch die Mischung von Bronze und Eisen charakterisirt, worin mir Hr. Mannhardt beitrat, so wird diese Auffassung durch die gegenwärtigen Mittheilungen nur bestätigt. Wir werden daher alle diese Funde als vorslavische anzusehen haben und als spätesten möglichen Zeitpunkt für diese Fabrikation das 4. Jahrhundert annehmen dürfen.

Für slavisch halte ich dagegen unsere Pfahlbauten und Burgwälle, wenigstens ihrer Mehrzahl nach, deren Thongeräth von dem der eben verhandelten Gräberfelder gänzlich verschieden ist. Ich habe darüber bei früheren Gelegenheiten wiederholt gesprochen und zugleich die Gründe angegeben, weshalb ich annehme, dass dieselben bis zur christlichen Zeit bestanden haben. Auch hier bin ich in der Lage, eine neue Thatsache anführen zu können, welche für die Chronologie von Bedeutung ist. Ich besuchte auf eine Einladung des gegenwärtigen Domainenpächters, Hrn. Mundt am 17. März d. J. eine schon im Frühjahre 1870 einmal von mir betrachtete Stelle bei dem Dorfe Potzlow in der Uckermark, südlich von Prenzlau zwischen den grossen Uckerseen gelegen. Daselbst befindet sich, ausser einer alten Landansiedelung am Ufer des grossen Potzlow-See's, in letzterem auf einer niedrigen Halbinsel ein

Burgwall von mässigen Dimensionen, an dessen Fusse schon früher im Wasser des See's zahlreiche Pfahlspitzen sichtbar geworden waren. Hr. Mundt hatte jetzt den Burgwall abzufahren begonnen und es waren dabei allerlei unerwartete Dinge zu Tage gekommen, zu deren Aufklärung er meine Hülfe wünschte. Ich fand nun in der That, was mir in gleicher Weise noch nirgend in unserem Lande entgegengetreten war, einen Aufbau, welcher ganz an die mittelitalienischen Terramaren erinnerte und insofern meinen Ausspruch auf dem Congresse von Bologna bestätigte. Hoffentlich wird diess Hrn. de Mortillet, der neulich ironisch ausrief: La Prusse veut avoir aussi ses palafittes, nicht erzürnen. Wie man bei den oberitalienischen Terramaren in den obersten Schichten der Hügel römische, tiefer etruskische Sachen findet, endlich aber im Grunde häufig auf Pfahlbauten stösst, die einem voretruskischen Volke angehört haben, so trat auch bei Potzlow unter dem aufgeschütteten Walle, der übrigens an Einschlüssen sehr arm zu sein scheint, in der Tiefe, und zwar wenig über dem Niveau des See's erhaben, ein grosser Pfahlbau hervor, bestehend aus senkrecht eingerammten und aus horizontal gelagerten Balken, über welchen letzteren ein fast zusammenhängender Boden aus rundlichen Baumstämmen sich ausbreitet. Die Culturschicht lag zum grössten Theil unter den horizontalen Balken; sie war gebildet durch angeschwemmte Seegewächse und Sträucher, in welchen zahlreiche Topfscherben mit dem „Burgwall-Ornament“, gespaltene und bearbeitete Thierknochen in grosser Menge u. s. w. enthalten waren. Zunächst über dem Balkenwerk kam eine Lage von Seesand, darauf sehr wechselnde Schichten: an vielen Stellen eine neue Culturschicht mit weisslicher Brandasche, jedoch mit wenig Scherben und Knochen untermischt. Darüber erst folgte die viel spätere Aufschüttung des Burgwalles.

Von Metallgegenständen wurde nicht viel gefunden. Ausser einem Ring von Bronze (oder Messing?) waren es wesentlich eiserne Sachen, namentlich einige grössere Waffenstücke. Das bemerkenswertheste unter diesen war eine platte eiserne Lanzenspitze (oder ein Dolch) von fast 28 Cent. Länge, die leider so stark verrostet war, dass ihre Einrichtung nicht mehr ganz genau erkannt werden konnte. Zu meiner höchsten Ueberraschung zeigte sich unter der mächtigen Rostdecke, welche mit der Feile und mit Salzsäure entfernt werden musste, jederseits auf der Mitte des Blattes die wundervollste Tauschirarbeit aus Kupfer und Silber. Dieselbe bildet, wie der Mittelnerv eines Blattes, eine bis 8 Mm. breite Zone von etwa 11 Cent. Länge, in welcher die Kupfer- und Silberplättchen so abwechseln, dass ein regelmässiges, aus langgezogenen Kreuzen und punktirten Linien bestehendes Silberornament in einen Kupfergrund eingesetzt erscheint.

Dieser Fund ist für unsere Gegenden ein Unicum. Aehnliche Gegenstände, namentlich Tauschirarbeiten von Silber in Eisen oder von Kupfer in Eisen, sind im Norden, besonders auf der jütischen Halbinsel und in Skandinavien gefunden worden. Die Zusammensetzung von Kupfer, Silber und Eisen in einem einzigen Stück ist mir überhaupt sonst nicht bekannt. Alle diese Arbeiten gehören dem späteren Eisenalter an, wo die Verbindungen mit Byzanz und dem Morgenlande neue Handels- und Beuteartikel gebracht und ihre Rückwirkungen auf die nordische Technik ausgeübt hatten. Indess wird man wohl kaum annehmen wollen, dass eine solche Arbeit, wie das Lanzenblatt von Potzlow, eine einheimische war. Wo sollte bei uns eine solche Technik sich entwickelt haben? Man wird daher wohl nicht fehlgehen, wenn man ihm einen morgenländischen Ursprung zuschreibt. Zählen doch noch heut zu Tage die eingelegten Waffen von Java zu den vortrefflichsten Leistungen dieser Art. Ich zweifle nicht, dass das Lanzenblatt in die Zeit der arabischen Münzen gehört, die ja auch in der Uckermark gefunden sind, und so gewinnen wir für den Pfahlbau

von Potzlow [1]) eine ähnliche Zeitrechnung, wie sie die Münzfunde des Silberberges von Wollin für den dortigen Pfahlbau an die Hand geben.

Auch in dieser Richtung kann ich noch einige Zusätze aus dem Posener National-Museum machen. Als ich mich darin nach Thongefässen mit den Ornamenten des Burgwalltypus umsah, fiel mir ein Topf mit Wellenzeichnung um den Hals und einfachen, etwas breiten Horizontalfurchen um den Bauch in die Augen, welcher ganz an die Töpfe der Pfahlbauern erinnerte. Ich erfuhr von Hrn. Feldmanowski, dass dieser Topf bei Dzierzchenica zwischen Schroda und der uralten slavischen Burg Giecz, gefüllt mit Silbermünzen und zerbrochenem Silberschmuck, beim Pflügen gefunden sei, und zwar am Fusse eines Hügels, der jetzt noch Premislausberg genannt wird und auf dem eine, im 12. Jahrhundert von den Böhmen zerstörte Burg gestanden. Die Münzen sind nach der Mittheilung des Hrn. Feldmanowski aus dem 9. bis 12. Jahrhundert, und zwar meist deutsche.

Ein zweiter grosser Münzfund ist bei Glembokie zwischen Gnesen und Pudewitz im Kreise Schroda gemacht und zwar gleichfalls beim Pflügen auf dem Acker. Die Münzen, meist polnische aus dem 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts, die spätesten von 1205, lagen in einem Thongefäss, dessen Boden einen Kreuzesstempel trägt, während der Rand das Wellenornament und der übrige Theil des Gefässes Gruppen von Querlinien zeigt.

Wenn man gegen diese Funde einwenden kann, dass es sich um vereinzelte Gefässe handelt, so will ich an sich auf das Vorkommen derselben keinen allgemein entscheidenden Werth legen. Denn ich gestehe zu, dass ein Ornament, welches vielleicht Jahrhunderte lang im Gebrauch war, nicht unmittelbar mit dem Eintritt der neuen christlichen Cultur verschwunden sein wird. Wie ich überzeugt bin, dass nicht alle Töpfe und Scherben mit dem Wellenornament aus dem 12. oder 13. Jahrhundert seien, so nehme ich an, dass viele von ihnen viel weiter zurückreichen und vielleicht aus dem 9. oder 8. Jahrhundert herstammen. Nur das folgt, dass sie auch noch bis zum 13. Jahrhundert im Gebrauch waren. Dieses Volk muss aber ein slavisches gewesen sein, wenn auch vielleicht ein Theil seiner Hinterlassenschaft kein slavisches Fabrikat war. Wir werden es gewiss glauben, wenn Adam von Bremen von der Anwesenheit der Graeci im alten Julin spricht; ja, wir werden annehmen müssen, dass orientalische und griechische Händler das Land weit und breit durchzogen haben. Damals war es, als das Volk in Pfahlbauten wohnte und daneben und zum Theil darauf Burgwälle errichtete. Aber auch in dieser Annahme ist es möglich, dass Jahrhunderte zwischen den einzelnen Funden dieser Periode liegen, und so ist es wohl möglich, dass der Pfahlbau im Grunde des Burgwalles von Potzlow einige Jahrhunderte älter ist, als der Wall selbst, ohne dass er desshalb aufhörte, die Gründung eines Volkes derselben Nation zu sein, wie der später darauf geschüttete Wall. Zwischen beiden aber lag eine Zeit, wo der See seinen Ufersand über den verfallenen und verlassenen Pfahlbau spülte.

---

[1]) Schon früher (Sitzung vom 11. Juni 1870) setzte ich ihn in eine späte Eisenzeit.

Sitzung vom 13. Juni 1874.

Vorsitzender: Herr Virchow.

(1) Als neue Mitglieder wurden proclamirt:

Herr Geheime Medicinalrath Dr. Gerlach, Director der Thierarzneischule zu Berlin.

Herr Dr. Bernhardt, daselbst.

Herr Alphons Stübel, z. Z. in Satacunga, Herr Dr. W. Reiss, z. Z. in Riobamba und Herr Oscar Flex zu Ranchi danken für ihre Ernennung zu correspondirenden Mitgliedern.

(2) Die pommersche Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde zu Stettin feiert am 15. d. M. ihr 50jähriges Jubiläum. Herr Virchow wird ermächtigt, die Glückwünsche unserer Gesellschaft am Festorte persönlich zu überbringen.

(3) Von Seiten der Gesellschaft soll am 21. d. M. eine Excursion nach Wildberg bei Neustadt a. d. Dosse behufs Besichtigung des dortigen Burgwalles und nach Neu-Ruppin behufs Besichtigung der archäologischen Sammlung des dortigen Gymnasiums unternommen werden.

(4) Der Vorsitzende legt ein Exemplar der von Mitgliedern hiesiger Akademie der Wissenschaften ausgearbeiteten Instruction für Officiere und Aerzte Sr. Majestät Corvette Gazelle vor und ersucht die Anwesenden, etwaige persönliche Wünsche dem Herrn Kommandanten des Schiffes rechtzeitig übermitteln zu wollen. Das Schiff wird zunächst die Astronomen nach Kerguelen Land und später nach Mauritius bringen und dann über Australien und Melanesien zurückkehren.

(5) Herr Marinestabsarzt Dr. Klefeker berichtet in einem Briefe, d. d. Sidney, 8. April, dass er im Auftrage des Herrn v. Müller aus Melbourne den Schädel eines Westaustraliers, sowie verschiedene Waffen mitbringe.

(6) Herr Resident Riedel übersendet mit Schreiben, d. d. Gorontalo, 20. Januar, 10 Photographien von Papúa's in Neu-Guinea, sämmtlich aufgenommen von Herrn van der Crab, Commissarius von Neu-Guinea, 1871. Dieselben werden auf einer Tafel des Dammann'schen anthropologischen Atlas veröffentlicht werden.

(7) Die von der deutschen anthropologischen Gesellschaft angeregten Untersuchungen der deutschen Schuljugend in Bezug auf die Färbung der Augen, der Haare und der Haut sind bis jetzt im Elsass, in Bayern, Bremen und den reussischen Ländern in Angriff genommen.

(8) Herr Dr. **W. Reil** in Cairo übersendet durch Vermittelung des Herrn von Quast

bearbeitete Feuersteine von Helwân (Aegypten)

nebst folgender Erläuterung:

Vier Stunden (26 Kilometer) von Cairo südlich, zwischen den Gebirgszügen der arabischen Wüste und dem Nil, liegt in einer Ausdehnung von ungefähr 4 Kilometer ein sandiges und felsiges Plateau, das nicht nur 8 lauwarme Schwefelquellen (dem Badeetablissement Hélouan dienstbar) enthält, sondern auch sonst, wie ein Schwamm, mehrere Wasseradern in seinem Boden zwischen thonigen Sandschichten birgt, die dem tertiären Kalk aufgelagert sind. Dieser Umstand reichlicher Wassermenge, wenn auch salzigen Wassers, ist um so auffallender, als das Plateau von Hélouan 40 Meter über dem mittleren Wasserspiegel des Nil und 1—4 Kilometer vom Nil östlich liegt, auch kein nennenswerth hoher Gebirgszug vorhanden ist, der als Druckwerk wirken könnte. Es bleibt nur die Annahme, dass dieselben vulkanischen Kräfte welche die Schwefelquellen aus einer, der Temperatur von 32° Celsius nach, nicht unbedeutenden Tiefe heraufbefördern und in Masse von über 1000 Kubikmeter täglich frei abfliessen lassen, durch Durchsickerung in die umgebenden Bodenschichten letztere fortwährend durchtränken. — Die Oberfläche des Plateaus von Hélouan besteht theils aus von den Bergen herabgewaschenem Kalksteingeröll, theils aus Sand, thonigem Sande, halbverwittertem Gyps, dünnen Kochsalz- und Magnesia-Lagen und compact gewordenem Sande, einer Art Sandstein jüngster Formation, in welchem grosse Stücke versteinerten Holzes und Kieselknollen an einzelnen Stellen gefunden werden (Miocen-Bildung).

Wenngleich es bisher nicht gelungen ist, den geschichtlichen Beweis dafür zu liefern, dass die Schwefelquellen von Hélouan früher, als zur ersten arabischen Zeit, ausgedehnter Benutzung übergeben wurden, so lässt sich doch bei der bekannten und allen Völkern zu allen Zeiten innewohnenden Vorliebe für Quellen, besonders warmen und sonst ausgezeichneten, annehmen, dass auch die Schwefelquellen von Hélouan in frühester Zeit wenigstens bekannt waren und von den damaligen Einwohnern Aegyptens besucht und benutzt wurden. Die älteste historische Quelle findet sich bei dem arabischen Kompilator Macrisi, welcher erzählt, dass der ägyptische Herrscher Abdul Assis ibn Maruan beim Ausbruche der Pest[1]) Fostad (erste Ansiedlung der Araber vor Gründung Cairo's) verliess, sich gegen Osten in die Wüste an einen Ort zurückzog, wo er die Quellen fassen, Bäder, Paläste und Moscheen bauen liess, Datteln und Weinreben pflanzte und lange mit seinem Hofstaat und Soldaten residirte. Fassung und Badebassin der grossen Hauptquelle ist auch von mir wieder aufgefunden worden, sowie auch zahlreiche Trümmerfelder auf dem ganzen Plateau alte arabische Bauten nachweisen lassen. Eine halbe Stunde östlich im Gebirge befindet sich auch ein kegelförmiger Berg, der von seiner Spitze an durch einen 4 Meter Durchmesser haltenden behauenen Schacht 21 Meter tief durchbohrt ist und — aus den Trümmern eines Sarkophages aus schwarzem Granit zu schliessen — wahrscheinlich einem alten ägyptischen Könige, vielleicht vor dem Pyramidenbau, zur Grabstätte diente. Inschriften fehlen.

Seit December 1871, wo ich die ersten Silexsplitter von Menschenhand geschlagen auffand, habe ich gegen zehn Fundstellen entdeckt, die alle das gemeinschaftlich haben, dass sie sich in fast unmittelbarer Nähe der neu aufgefundenen Schwefelquellen und anderer wasserreicher Orte finden. Die Silexsplitter liegen hier lose auf dem Sande, manchmal viele zusammen, manchmal über einen grossen Raum

---

[1]) Circa 722 p. C.

durch Wind und Regengüsse zerstreut. Nie finden sich in unmittelbarer Nähe der Fundstellen Lager von Silexknollen der Wüste, entgegen den sogenannten Fundstellen von Hamy, Lenormand und Arcelin, die ihre angeblichen Silexwaffen gerade inmitten unzählbarer Knollen der Kieselgeschiebe auf den Bergen auflasen. —

Das Material, aus welchem die Silexsplitter von Hélouan herausgeschlagen sind, ist so verschiedenartig an Farbe, dass ich der Ueberzeugung bin, nur zum geringen Theil seien die in den Wüsten um Hélouan herum und in der gegenüberliegenden libyschen Wüste vorkommenden Silexknollen benutzt worden, sondern man habe das Material aus anderen Gegenden, zum Theil wenigstens, bezogen. Während nämlich schwarze und braune, auch graue Silexknollen in den beiden Wüsten nahe Hélouan genug vorkommen, fehlt die reine gelbe und rosenrothe Feuersteinfarbe daselbst gänzlich. Ich habe dieselbe aber zahlreich in den Kalkfelsen, Miniéh gegenüber z. B., gefunden.

Was die Methode der Bearbeitung anbetrifft, so übergehe ich etwa hierauf bezügliche Versuche und Hypothesen. Die Merkmale menschlicher Bearbeitung stehen bei den Kennern von Silexwaffen fest; Täuschungen sind bei den in Hélouan gefundenen Gegenständen nicht möglich, wohl aber bei den oberägyptischen Funden der oben angeführten Gelehrten. Einige der beifolgenden Sammlung angefügte Stücke (Nr. 8) von Kieselsplittern, die in einer zwischen Thonlagern eingeschlossenen miocenen Schicht von Kieselgerölle gefunden wurden, wo ähnliche nach vielen Tausenden aufzulesen wären, mögen als Beispiel dienen, dass lackartiger Ueberzug und ausgebrochene Facetten nicht untrügliche Merkmale von durch Menschenhand hergestellten Silexgeräthen sind. Weit wichtiger ist die immer unwandelbar wiederkehrende Form der Silexsplitter, hervorgebracht theils durch die Spaltungsgesetze der Silexknollen — muschelig — theils durch die Intention des Schlagenden, der einen Gegenstand von bestimmter Form zu einem bestimmten Gebrauche herstellen wollte: z. B. Pfeilspitzen, Messer, Schaber und Kratzer, in Form von Meissel oder Säge. Letztere Form vor allem, sowie die beigelegten Nuclei, an deren Facetten man die menschliche Bearbeitung am deutlichsten sieht, möchten wohl den hartnäckigsten Zweifler überzeugen, dass dergleichen Formen nicht ein Spiel des Zufalls sein können.

Die Frage, ob die in Hélouan gemachten Funde einer sogenannten prähistorischen Zeit von Aegypten anzupassen sind, möchte ich nicht bejahen, da ich die Behauptung aufzustellen wage, man könne in Aegypten vielleicht selbst noch im ersten Zeitraum arabischer Herrschaft Pfeilspitzen aus Silex statt eiserner gebraucht haben, so gut als die jetzigen Beduinen noch Luntenflinten führen, trotzdem, dass sie Percussionsgewehre à 2 Thaler in allen Läden Cairo's kaufen können. Prähistorisch ist eben ein sehr relativer und elastischer Begriff. —

Die übersandte Sammlung enthält nach Herrn Reil's Angabe folgende Gegenstände:

Nr. I. Sägeförmig bearbeitete Silex;
„ II. gut charakterisirte Pfeilspitzen;
„ III. weniger gute Pfeilspitzen;
„ IV. Kratzer, Schaber oder Messer;
„ V. grössere Schaber oder Messer;
„ VI. bei Bearbeitung abgefallene Splitter;
„ VII. Nuclei, an welchen die Arbeit des Abschlagens ersichtlich;
„ VIII. natürliche Kieselsplitter und abgewetzte Kiesel aus einem zwischen Thonschichten vorkommenden Kieselgeschiebe des Plateau von Hélouan.

Herr **Virchow**:

Die Gesellschaft muss Herrn Reil sehr dankbar sein für das höchst lehrreiche

Geschenk. Man wird darnach nicht anstehen können, in Helwan eine alte Arbeitsstätte für Feuersteingeräth anzuerkennen. Kann man auch darüber streiten, ob die von Herrn Reil angewandten Namen überall zutreffen, namentlich für die Pfeile, so muss doch die künstliche Zubereitung der unter Nr. I bis VII erwähnten Gegenstände zum grössten Theil als unzweifelhaft zugestanden werden. Ausser den Nuclei sind es namentlich die ganz kleinen und überaus zierlichen, theils prismatischen, theils vierseitigen Messerchen (Sägen?), welche sich an bestimmte Formen anderer Orte anschliessen. Sollten die gleichfalls kleinen und zugleich spitzigen Spähne (Nr. II u. III) wirklich Pfeilspitzen sein, was möglich ist, so dürfte daraus ein prähistorisches Datum allerdings abzuleiten sein, denn auch die wildesten Völker der Jetztzeit pflegen doch mehr zubereitete Pfeilspitzen zu benutzen, als diese da. Die mit Nr. VIII bezeichneten Splitter lassen an ihren abgerundeten Kanten erkennen, dass sie vom Wasser gerollt sind. Für Abbé Bourgeois und seine Freunde würden sie indess genügen, den tertiären Menschen zu beweisen.

Herr **Ascherson** bemerkt, dass die in Aegypten aufgefundenen Steine nicht immer sicher die Entscheidung möglich machen, ob sie künstlich geschlagene oder in natürlicher Weise zersprungene sind. Professor Zittel hat auf der Reise in die libysche Wüste sehr genau darauf geachtet und in der That Stücke gefunden, welche künstlich hergestellt zu sein scheinen.

(9) Herr **M. Bartels** hat aus Rom eine Photographie der inzwischen in Italien angelangten Akkáknaben eingesandt (vgl. Sitzung vom 18. April), desgleichen werden die an Herrn Schweinfurth aus Alexandrien eingesandten und vorzüglich ausgeführten Photographien derselben vorgelegt.

Herr **Reil** hat an den Vorsitzenden über diese Pygmäen die nachfolgenden brieflichen Angaben, d. d. Hélouan, 28. April, eingesendet:

„Durch die Zeitungen werden Sie wohl erfahren haben, dass aus dem Nachlasse des Afrikareisenden Miani vor einigen Monaten unter Führung eines schwarzen ägyptischen Unteroffiziers zwei sogenannte Pygmäen aus Centralafrika hier ankamen und einstweilen vom Vicekönig aufgenommen und verpflegt wurden. Die politische Frage, wem die Jungen gehören sollten, Italien als Erben Miani's oder dem ägyptischen Gouvernement, wurde im Interesse der Wissenschaft zu Gunsten Italiens entschieden, und ich glaube, sie sind nach Florenz oder Rom nebst den sehr wenig Aufschluss gebenden Papieren Miani's abgegangen.

„Ich habe die Männerchen im Auftrage des Vicekönigs gesehen und untersucht, einige Tage, nachdem der gerade in Cairo anwesende Richard Owen sie auf Wunsch des Kedive auch besucht und sein Gutachten über sie abgegeben hatte.

„Ich fand zwei knabenartige Individuen von 0,85 Meter und 1,00 Meter Grösse, reine Rundköpfe mit graugelbem, sehr wolligem Kopfhaar, fast dreilappigen Nasenflügeln, mässig gewulsteten Lippen, lebhaftem und sehr intelligentem Gesichtsausdruck, Hängebauch und mageren Extremitäten. Der kleine jüngere hatte noch nicht alle Zähne gewechselt und ich halte ihn 9—10 Jahr alt. Der ältere hat überall die zweiten Zähne gut und stark entwickelt. Die Genitalien sind die von kleinen Kindern, lange Vorhaut, sehr kleine Hoden, beim jüngeren sogar ein Hode noch im Kanal, keine Spur von Schamhaaren oder Bart beim Aelteren, den ich nicht über 15 Jahre taxire. Aus dem begleitenden schwarzen Unterofficier war nichts vernünftiges herauszubringen. Er behauptet, alle Leute jenes Stammes, selbst der Sultan, wären so klein, derselbe habe aber einen weissen Bart. — Owen erklärt in seinem Gutachten die Indi-

viduen für einer Pygmäen-Rasse angehörend. Ich halte diesen Schluss aus den beiden einzigen vorliegenden Exemplaren für doch etwas gewagt! Ehe ich nicht ein Regiment devon sehe und zwar mit Frauen und Kindern, glaube ich's nicht."

Herr **Schweinfurth** erklärt dem gegenüber, dass er an der Echtheit der Akka's nicht das geringste Bedenken habe.

(10) Herr **Gerhard Rohlfs** hat einige

Köpfe aus den Oasen Dachel und Siuah

mit folgendem Schreiben übersendet:

„Es handelt sich um Köpfe aus der Oase Dachel. Ich glaube nämlich, dass diese Köpfe von den Ureinwohnern der Oase herstammen. Ich fand dieselben in einem zugemauerten Felsgrab, alle Personen in hockender Stellung. Ohne nach egyptischer Art in einem Kasten begraben zu sein, waren alle mit einer Matte bedeckt; ausserdem befand sich ein hölzernes Gesicht und eine Thonurne im Grabe. Die Körper sowie auch der Kopf aller, waren sorgfältig eingewickelt nach Art der Mumien. Sobald die beiden Köpfe anlangen, werde ich dieselben Ihnen zusenden. Messungen, welche Ascherson und ich an einzelnen Individuen vorgenommen haben, wage ich kaum vorzulegen. Die Instructionen sind zu vage und zum Theil wohl irrthümlich, indem einige Theile offenbar statt mit dem Tasterzirkel mit dem Bande oder umgekehrt gemessen werden müssen."

Hr. **Virchow** theilt über die Schädel Folgendes mit:

Die von Hrn. Rohlfs mir übersendeten Gegenstände sind 3 Schädel aus der Oase Dachel und 2 mumificirte Köpfe aus der Oase Siuah (Jupiter Ammon). Letztere [1]) sind vorläufig nicht weiter ausgelöst worden, um die höchst charakteristischen physiognomischen Eigenthümlichkeiten nicht zu zerstören, und es lassen sich daher von ihnen nur einige, mehr äusserliche Notizen geben. Erstere waren bis auf wenige Reste mumificirter Hauttheile an den Gesichtsknochen des einen Schädels gänzlich rein, und auch im Innern fand sich nur bei dem einen eine flache, dicke Scheibe von scheinbar eingetrockneter Hirnsubstanz.

Der Kopf Nr. I von Siuah, an welchem noch ein beträchtliches Stück des Halses ansitzt, ist von eingetrockneter, sehr eng anliegender, meist hellbraun, stellenweis bräunlichgrau aussehender Haut überzogen und zeigt kurzes, straffes, glattes, etwas fuchsiges Haar. Das Gesicht ist lang und schmal, die Jochbeine sehr eng anliegend, die feine Nase hat einen nur wenig gebogenen Rücken, die sehr feinen Lippen decken grossentheils die wenig vorspringenden Zähne, das Kinn ist sehr lang, flach dreieckig und mit breiter Basis versehen, die Kieferwinkel springen stark nach aussen vor. Der Kopf ist gross und länglich; bei einer Länge von 184 und einer Breite von 138 Mm. berechnet sich ein Index von 75,0.

Der Kopf Nr. II gehört einem noch jugendlichen Individuum an. Auf dem Schädel haften noch Stücke eines verschossenen, stellenweise blauen Gewebes an; auch sitzen im Gesicht hie und da angeklebte grobe Wollenfäden. Zwischen den Lippen und an anderen Oeffnungen kleben ziemlich fest schwärzlichbraune, harzige Stoffe. Auch hier ist die Kopfform mehr länglich, jedoch durch stark vorspringende Tubera etwas eckig; bei einer Länge von 176,5 und einer Breite von 135 Mm. berechnet sich ein Index von 76,4. Kurzes, glattes, etwas röthliches Haar liegt auch

[1]) Nach einer späteren Notiz stammen sie aus dem von Tausenden von Felsgräbern durchlöcherten „Todtenberge" Gebel Mut.

hier der bräunlichen Kopfhaut an. Die Gesichtsbildung ist ähnlich, nur sind ganz besonders die sehr kleinen Ohren und die etwas vollere Entwickelung des Unterkiefers zu erwähnen, dessen mittlerer Theil sich breiter vorwölbt und von dessen Kronenfortsatz aus ein dickerer Wulst sich schräg nach vorn und unten erstreckt.

Der Gesammteindruck dieser Köpfe lässt sie ägyptischen Mumienköpfen ähnlich erscheinen. Nur die lichtere Färbung der Oberfläche, welche vielleicht einer längeren Berührung mit der Luft und dem Lichte zugeschrieben werden muss, unterscheidet sie von den frisch aus ihren Grabkammern genommenen Mumienköpfen Aegyptens. Eine genauere Untersuchung kann später vorgenommen werden, falls es nöthig befunden wird.

Die Schädel von Dachel sind recht verschieden. Nr. 2 gehört einem noch sehr zarten Kinde an. Nr. 1 und 3 stammen von Erwachsenen, und zwar war Nr. 3 sehr gut erhalten, Nr. 1 dagegen in seinen hintern zwei Drittheilen gänzlich zertrümmert und in hohem Maasse brüchig, so dass seine Reconstruction, die im Ganzen völlig gelang, nur unter Anwendung grösserer Massen von Klebstoff möglich war und die Maasse dadurch ein wenig beeinflusst werden. Jedoch meine ich, dass diese Unsicherheit nicht hoch zu veranschlagen ist, da die Oberfläche sich recht gleichmässig geformt zeigt. Bei Nr. 1 fehlt leider der Unterkiefer, bei Nr. 3 sind die Aeste abgebrochen. Während der erstere, sicherlich männliche Schädel stark zur Brachycephalie hinneigt und zugleich sehr hoch ist, erweist sich Nr. 3, vielleicht weiblich, als ein niedriger Dolichocephalus Der kindliche Schädel Nr. 2 schliesst sich ihm nahe an und gehört genau demselben Typus an.

Die Messungen der Schädel von Dachel haben folgende Ergebnisse geliefert:

	1.		2.		3	
Capacität	1380?				1250	
Grösster Horizontalumfang	500		440		497	
Grösste Höhe	140		116		133,5	
Entf. des For. magn. von der vorderen Fontanelle	140		116		134	
„ „ „ „ „ „ hinteren „	118		102		104	
Grösste Länge	175		160		179	
Sagittalumfang des Stirnbeines	129		112		131	
Länge der Sutura sagittalis	130	364	117	323	136	367
Sagittalumfang der Hinterhauptsschuppe	105		94		100	
Entf. des Meatus audit von der Nasenwurzel	101		84		101	
„ „ „ „ „ Spina nas.	101,5		82		99	
„ „ „ „ oberen Alveolarrand	107		84		104,6	
„ „ „ „ Kinn	—		92		122	
„ „ For. magn. von der Nasenwurzel	99		84,5		99	
„ „ „ „ „ „ Spina nas.	87		77		89,5	
„ „ „ „ „ „ oberen Alveolarrand	90		77,5		94	
„ „ „ „ „ „ Kinn	—		82		107,5	
„ „ „ „ „ „ Wölbung des Hinterhaupts	56		48		58	
Länge des Foramen magn. occip.	40		34		31	
Breite „ „ „ „	34		27		27	
Grösste Breite	137,5		117		127	
Oberer Frontaldurchmesser	60		47		50	
Unterer „	89		82		95	
Temporal „	119,5		86,6		114	
Parietal „	130,4		117		124,4	
Mastoideal „ äusserer	121,5		95		113	
Mastoideal „ Spitzen	104,3		85		96	

	1.	2.	3.
Jugal „	129	94,4	126
Maxillar „	59	50	56
Querumfang (von einem Gehörgang zum anderen)	315	275	300
Breite der Nasenwurzel	21	15	24
„ „ Nasenöffnung	27	19	24,2
Höhe der Nase	52	36	45
„ des Gesichts (Kinn bis Nasenwurzel)	—	80	107,5
Breite der Orbitae	38	33	39
Höhe „ „	34	30	31
Umfang des Oberkieferrandes	132	94	134
„ „ unteren Unterkieferrandes	—	121	—
Mediane Höhe des Unterkiefers	—	22	32
Höhe des Kieferastes	—	40	—
Entfernung der Kieferwinkel	—	62	—
„ „ Gelenkfortsätze des Unterkiefers	100	77	91
Gesichtswinkel (Nasenwurzel, Spina nas, Gehörgang)	75	83	81
Diagonaldurchmesser (Kinn bis Scheitel)	—	189	229
Daraus berechnet sich:			
1) Der Breitenindex zu	78,5	73,7	70,9
2) Der Höhenindex zu	80,0	72,5	74,5
3) Der Breitenhöhenindex zu	101,8	98,3	105,1

Im Einzelnen ist über die Dachel-Schädel Folgendes zu sagen:

Nr. 1, obwohl männlich, ist doch im Ganzen von zartem Knochenbau. Dem Anscheine nach ist der ganze hintere Abschnitt des Schädels, besonders links, längere Zeit der Luft ausgesetzt gewesen und in Folge davon gebleicht und brüchig geworden, während das Gesicht und die vorderen Schädeltheile, namentlich auf der rechten Seite frisch und mehr bräunlichgelb, wie Mumienknochen, aussehen und ganz fest sind. An einzelnen Stellen der Jochbeine sassen noch Fetzen von mumificirten Weichtheilen. Die Zähne sind tief abgenutzt, einzelne Backzähne mit cariösen Wurzeln versehen, die Weisheitszähne vollständig entwickelt. — In der Seitenansicht erscheint der Schädel trotz seiner beträchtlichen Höhe ziemlich gestreckt. Die grösste Höhe liegt drei Finger breit hinter der vorderen Fontanelle. Die Stirn ist stark gewölbt, das Hinterhaupt fällt schnell ab, jedoch in schöner Curve. In der Norma verticalis ist die Schädelcurve ziemlich breit-oval, jedoch etwas schief, indem der Durchmesser von links vorne nach rechts hinten etwas kürzer ist, als der entgegengesetzte. Die Suturen sind stark gezackt, am wenigsten in der Gegend der vorderen Fontanelle; links liegt in der Gegend der temporalen Fontanelle ein länglicher Schaltknochen. Die Stirn- und Scheitelhöcker sind recht kräftig entwickelt. Die Stirn ist hoch, die Glabella tief, der Nasenwulst stark, jedoch von weniger dichtem Bau, als sonst; er erstreckt sich seitlich über dem Orbitalrande fort, jedoch deutlich von ihm abgesetzt. Die Hinterhauptschuppe ist gross und zwar auch in der Breite; ihre stärkste Wölbung liegt über der schwachen Protuberanz. Die Muskelansätze sind durchweg kräftig: die Linea semicirc. temp. kreuzt das Tuber parietale, und am Hinterhaupt hat der untere, sehr gesenkte Theil tiefe Muskelfurchen. Auch die Incisura mastoidea ist sehr tief. Das Foramen magn. occip. ist gross und von mehr elliptischer Gestalt; die Gelenkfortsätze sitzen sehr weit nach vorn. — Das Gesicht ist mehr schmal. Die vorspringenden Punkte der Jochbeine unten an der Sutur zeigen eine gerade Entfernung von 99 Mm. und die Jochbogen treten wenig vor. Orbitae hoch. Die Nase schmal, jedoch kräftig, scheinbar gerade, ziemlich stark vortretend. Tiefe

Fossae caninae. Mässig vorspringender, 17 Mm. hoher Alveolarrand. Die Schneidezähne leider (nachträglich) abgebrochen, ihre Wurzeln verhältnissmässig klein. Palatum von mässeiger Grösse, 42 Mm. lang und 41 breit. Flügelfortsätze niedrig und schwach. Gelenkgruben des Unterkiefers sehr weit, namentlich nach rückwärts so stark ausgeweitet, dass der äussere Gehörgang stark abgeplattet ist.

Nr. 2, der Kinderschädel, ist recht gut erhalten, von bräunlichgelber Farbe, und mit Unterkiefer versehen. Von den Backzähnen sind nur die zwei vordersten herausgetreten; das Alter kann also auf höchstens 3 Jahre veranschlagt worden. Auch die Synchondrosen an den Proc. condyloides sind noch nicht verknöchert, ebenso ist noch ein Theil der Inca-Naht offen. Der Schädel ist ausgezeichnet dolichocephal, nach vorn sehr schmal, in der Gegend der Scheitelhöcker am breitesten. Durch einen Schaltknochen in der rechten Lambdanaht ist der Schädel etwas schief. Die schön gewölbte, aber schmale Stirn zeigt eine Andeutung von Crista frontalis und eine volle, gewölbte Glabella ohne irgend eine Abgrenzung des Nasenwulstes. Die Spitze der Lambdanaht ist etwas abgeflacht. Sehr lang vorspringendes Hinterhaupt, besonders in der Grundansicht. Foramen magnum auffällig gross und nach hinten spitz elliptisch. — Am Gesicht hohe Orbitae, deren Dach äusserlich mit weisslichen, stark vascularisirten Osteophyten besetzt ist. (Auch am Unterkiefer periosteale Auflagerungen). Die Nase hoch und durchweg schmal mit wenig vertiefter Wurzel und mässig vorspringendem, etwas abgerundetem Rücken. Der Rand des Oberkiefers tritt nicht stärker vor, als bei europäischen Kinderschädeln gleichen Alters. Die verhältnissmässig grossen Zähne sind mehrfach cariös, namentlich zeigen sich Löcher auf der Fläche der Schneidezähne. Von recht auffallender Beschaffenheit ist der Unterkiefer, namentlich gegenüber dem Unterkiefer deutscher Kinder. Einerseits ist das mediane Stück bis zu den Backzähnen hin stark vorgewölbt und zugleich sehr hoch und kräftig, ohne jedoch prognath zu sein: nur der Alveolarrand springt ganz wenig vor. Das Kinn ist ausgemacht dreieckig, die Spitze des Dreiecks niedrig, die seitlichen Winkel scharf abgesetzt. Andererseits sind die Fortsätze nebst dem Winkel ungemein stark. Die horizontale Breite der gemeinsamen Basis der Fortsätze beträgt 28 Mm. und die Winkel springen so stark nach unten vor, dass, wenn man den Unterkiefer auf eine Tafel stellt, er auf den Winkeln und dem Kinn, wie ein Dreifuss, ruht. Der untere Rand hebt sich dann in der Gegend des dritten Backzahnes frei von der Fläche der Tafel ab. Gleichzeitig läuft vom vorderen Rande des Kronenfortsatzes ein dicker Wulst schräg nach vorn und unten über die vordere Fläche des Seitentheils: genau hinter diesem Wulst beginnt der beschriebene Absatz des Aststückes.

Der wahrscheinlich weibliche Schädel Nr. 3 ist bis auf den leider stark verletzten Unterkiefer vortrefflich erhalten und von gelblicher, im hinteren Abschnitte mehr gelbbräunlicher Färbung. Als er ankam, war er in ungewöhnlichem Grade mit Fliegenschmutz besetzt, als habe er lange frei gestanden. Seine Gestalt ist schmal länglich, die Seiten steil und abgeplattet, die Stirn hoch, aber schmal, die Schläfen gleichfalls eng, der Scheitel trotzdem ziemlich hoch mit grösster Elevation dicht hinter der Kranznaht. Das Hinterhaupt gleichfalls schmal und weit vorgestreckt, namentlich der obere Theil der Schuppe sehr gleichmässig gewölbt. Die Nähte stark zackig, nur die Pfeilnaht zwischen den sehr genäherten Foramina parietalia etwas einfach. Die Seitentheile der Kranznaht unterhalb der Linea semicircularis beiderseits synostotisch, ebenso die Sutura spheno-frontalis. Auch zeigt sich diese ganze Gegend, mit Einschluss der Ala magna tempor., etwas verdickt und mit anomalen, ziemlich weiten Gefässlöchern versehen. Die Spitze der Lambdanaht ist stark abgeflacht. Die Plana temporalia sind sehr hoch und überschreiten nicht nur die Schei-

telhöcker, sondern sie erreichen auch mit weiter Curve die Lambdanaht. Einen Finger breit über der Spitze der letzteren sind beide Muskelflächen nur 88 Mm. (Bandmass) von einander entfernt. Dagegen nehmen die occipitalen Muskeln nur eine kleinere Fläche ein; nach oben sind ihre Ansatzflächen durch eine sehr deutliche Linie abgegrenzt. Die Protuberantia occip. ist schwach. Die Warzenfortsätze dick und unregelmässig durch mehrere Einschnitte. Das Hinterhauptsloch ist auffällig klein, von kurz-ovaler Gestalt und mit dicken Rändern versehen. Die sehr kurzen Gelenkhöcker liegen auch hier weit nach vorn. Ausserdem findet sich am vorderen Umfange des Loches ein medianer, rückwärts gerichteter Vorsprung und vor demselben, auf dem vorderen Rande ein flacher, scheinbar zur Aufnahme des Atlas bestimmter Falz. Die Flügelfortsätze sind sehr niedrig; nur ihr äusseres Blatt ist breit. — Die sanfte Stirn hat einen schwachen Nasenwulst und wenig vortretende Höcker. Die Orbitae niedrig und mehr breit, als hoch. Die Vorsprünge der Wangenbeine sind 103 Mm. von einander entfernt und wenig vorstehend. Fossae caninae tief. Nasenbeine leider etwas defekt, Nase schmal und niedrig, ihre Wurzel wenig tief gestellt, der Rücken abgerundet, jedoch schmal und etwas eingebogen. Sehr schwacher alveolarer Prognathismus. Die sämmtlichen Zähne und zwar auch die Schneidezähne des Oberkiefers tief bis in das Dentin hinein abgenutzt und zugleich so ausgehöhlt, dass eine quere Vertiefung entsteht und der Schmelz vorn und hinten übersteht. Das Palatum kurz, 44 Mm. lang, 36 breit. Am Unterkiefer sind leider die Vorderzähne fast sämmtlich verloren, jedoch erweisen sich die Alveolen gross, und der wenig vorspringende Alveolarrand bildet nach vorn fast einen Kreisabschnitt. Der mittlere Theil des Unterkiefers ist überhaupt sehr stark und hoch, leicht vorgewölbt; das Kinn breit und dreieckig, etwas über den sonstigen Rand erhoben; innen eine starke doppelte Spina mentalis. Die Gelenkgruben des Unterkiefers weit und tief, nach hinten stark ausgelegt, nach vorn etwas auf die Wurzel des Jochfortsatzes übergreifend.

Es fragt sich nun zunächst, ob die beschriebenen drei Schädel zu einer und derselben Kategorie gehören oder verschiedenen Volksstämmen zuzuschreiben sind. Dass der Kinderschädel Nr. 2 und der wahrscheinlich weibliche Schädel Nr. 3 zusammen gehören, habe ich schon gesagt. Die Differenzen in den Indices erklären sich einerseits durch das verschiedene Alter, andererseits durch gewisse pathologische Zustände des Schädels Nr. 3. Das Kind weicht namentlich in der Höhe wesentlich ab, aber das ist eine allgemeine Eigenschaft dieses Alters. Der erwachsene Schädel dagegen ist durch vorzeitige Synostose beider Temporalgegenden so auffällig gestört, dass die geringe Breite, namentlich dieser Gegenden, sowie die starke Abplattung der Seitenflächen als eine durchaus individuelle und zwar krankhafte Erscheinung angesehen werden müssen. Ob die ungewöhnliche Grösse der temporalen Muskelansätze dieses krankhafte Verhältniss begünstigt hat, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, doch ist es möglich. Sieht man jedoch von diesen Differenzen ab, so erscheint der Kinderschädel in der That als ein gutes Specimen der Rasse, und es ist nur zu bedauern, dass die grossen Eigenthümlichkeiten seines Unterkiefers sich an dem sehr defekten Unterkiefer des Schädels Nr. 3 nicht vergleichen lassen. Soweit dieser Kiefer vorhanden ist, stimmt er jedoch mit dem kindlichen überein, und es darf daher diesem Verhalten ein gewisser Werth beigelegt werden.

Schwieriger ist es dagegen, den männlichen Schädel Nr. 1 in eine gleich nahe Beziehung zu bringen. Er unterscheidet sich in seinen Hauptverhältnissen nicht unerheblich von den beiden anderen, ganz besonders in der Breite und mehr in der Höhe. Bestimmte individuelle Motive für diese Erscheinung vermag ich nicht aufzufinden. Ich muss daher die Möglichkeit einer wirklichen Stammesverschiedenheit

zugestehen. Indess ist zu erwägen, dass der Schädel Nr. 3 sich als ein in mehrfacher Beziehung pathologischer ausgewiesen hat und dass die Synostosen desselben geeignet sind, gerade auf die Gestalt maassgebend einzuwirken. Erwägt man nun, dass die Differenz der Indices (78,5 und 70,9 für die Breite, 80,0 und 74,5 für die Höhe) durch eine normale Entwickelung des Schädels sich jedenfalls verkleinert haben würde und dass die Verschiedenheit des Geschlechtes wiederum geeignet ist, einige Abweichung der Zahlen zu erklären, so würde immerhin eine viel grössere Annäherung erreicht werden, als sich nach den nackten Zahlen erwarten lässt. Ich würde dieser Betrachtung einen geringeren Werth beilegen, wenn der Gesammteindruck mehr für eine absolute Trennung spräche. Dieser Eindruck ist jedoch, namentlich der Gesichtsbildung wegen, der, dass unmöglich zugestanden werden kann, dass einer der Schädel die Eigenschaften eines Negerschädels besässe oder auch nur auf eine Kreuzung mit Negerblut hinwiese, dass vielmehr beide Schädel eine gewisse Gemeinschaft der Abkunft andeuten, welche auf dem Boden der nordafrikanischen Völker ihre Erklärung finden kann. Allerdings lässt sich nicht nachweisen, dass die vorhandene Differenz durch die angestellten Erwägungen so weit vermindert werden kann, um auf eine reine Rasse zurückzukommen; immer braucht man zu der Erklärung die Annahme gewisser Mischverhältnisse.

Eine solche Mischung ist auch in Aegypten nicht abzulehnen. Ich besitze durch die Güte des Hrn. Mariette-Bey eine kleine Sammlung zum Theil chronologisch bestimmter Schädel aus ägyptischen Gräbern, von denen einzelne sehr alt sind. Ich will davon nur 3 erwähnen, weil sie für die Illustration des Gesagten am meisten geeignet sind. Der eine von ihnen stammt aus Abul Neggah (Theben) und gehört der 18. Dynastie an; die zwei anderen sind von Sakkárah und von ihnen ist der eine (a) der 4. Dynastie zugeschrieben. Ihre Verhältnisse sind folgende:

	Abul Neggah.	Sakkárah. a	Sakkárah. b
Breitenindex	75,0	82,8	80,1
Höhenindex	74,7	77,7	77,1

Wir finden hier also Differenzen, welche ebenso gross sind, als die der Dachel-Schädel Nr. 1 und 3, wenn wir bei letzterem die pathologischen Störungen und die Geschlechtsabweichungen beseitigen. Ich bin daher um so mehr geneigt, auch diese letzteren Schädel in ähnlicher Art zu betrachten, wie ich es bei den ägyptischen thue, mit denen sie auch sonst, wie ich versichern kann, eine durchgreifende Uebereinstimmung darbieten.

Ich bin nicht in der Lage, Vergleichungen mit einer genügenden Anzahl nordwestafrikanischer Schädel von helleren Stämmen anzustellen. Nur das kann ich aus eigener genügender Vergleichung bestätigen, dass selbst die Guanche-Schädel sich innerhalb solcher Grenzen bewegen, dass eine nahe Beziehung nicht ausgeschlossen wird. Ich kann daher so weit gehen, zu sagen, dass sämmtliche Dachel-Schädel, wie die Siuah-Köpfe, einer nordafrikanischen, nicht nachweisbar mit Negerblut gemischten Rasse angehört haben müssen, dass die ersteren aber Verschiedenheiten zeigen, welche sich weder durch bloss individuelle, noch durch sexuelle Eigenthümlichkeiten genügend erklären lassen. Nichts steht jedoch der Annahme entgegen, dass dieselbe gemischte Bevölkerung, wie sie sich in Aegypten fand, auch die Oasen bewohnt habe.

Besonders aufmerksam machen muss ich noch auf den Umstand, dass die grössten Besonderheiten sich im Kauapparat darstellen. Schon bei dem dreijährigen Kinde zeigt der Unterkiefer so grosse Abweichungen von der uns geläufigen Form, dass ich mich veranlasst sah, sie weitläufig zu schildern. Einige dieser Abweichungen

finde ich auch an dem Unterkiefer des Schädels Nr. 3, von dem nur der mittlere Theil erhalten ist, wieder, und es ist doppelt zu bedauern, dass der Mangel eines Unterkiefers bei Schädel Nr. 1 in dieser Richtung jede Vergleichung hindert.

Dazu kommt eine ganz ungewöhnliche Ausdehnung der Muskelansätze der Kaumuskeln am Schädel, welche namentlich nach hinten eine so grosse Fläche einnehmen, dass der grössere Theil der Scheitelbeine bei Nr. 3 davon bedeckt ist, und dass beide Flächen sich einander schliesslich bis auf 88 Mm. nähern. Mit dieser Stärke der Kaumuskeln correspondirt die Breite des Aststückes am Unterkiefer und die eigenthümliche Gestalt des Kieferwinkels am Schädel Nr. 2 vollständig. Ebenso die ausgedehnte Abnutzung der Zähne bei Individuen, die scheinbar noch dem kräftigen Lebensalter angehören. Namentlich bei Nr. 3 sind auch die Schneidezähne bis zu einer Tiefe abgenutzt, wie sie an einer solchen Zahl von Zähnen sonst fast gar nicht gesehen wird. Auch die sonderbare Richtung dieser Abnutzung, welche ein scharfes senkrechtes Gegeneinanderwirken der Zähne des Unter- und Oberkiefers voraussetzt, ist zu berücksichtigen. Freilich deutet die Häufigkeit cariöser Stellen, welche schon bei dem Kinde vorkommen, auf eine gewisse Schlechtigkeit der Nahrung hin, aber die Art der Abnutzung ist dadurch allein nicht erklärlich; nur für die Erklärung der Tiefe derselben gewährt der Nachweis einer krankhaften Disposition einen gewissen Anhaltspunkt. Jedenfalls weist Alles darauf hin, dass die Menschen von Dachel schon damals eine mit grosser Anstrengung des Kauapparates verbundene, sehr gleichmässige, also einseitige Nahrung zu sich nahmen, dass also die vorliegenden Schädel nicht etwa eingewanderten oder fremden Elementen zugeschrieben werden dürfen, wozu auch sonst in ihrer physischen Beschaffenkeit kein bestimmter Hinweis gegeben ist.

Die Aehnlichkeit des Schädels Nr. 1 von Dachel mit den Schädeln von Sakkarah, welche nach der Bestimmung des Hrn. Mariette-Bey in eine sehr frühe Zeit zurückversetzt werden müssen, namentlich mit dem Sakkarah-Schädel b ist gross genug, um die Meinung des Hrn. Rohlfs zu unterstützen, dass er hier einen Schädel der Urbevölkerung aufgefunden habe. Und wenn der Schädel von Abul Neggah aus der 18. Dynastie als näherer Verwandter der Dachel-Schädel Nr. 2 und 3 angesehen werden dürfte, so ist damit zunächst wohl Alles ausgedrückt, was bei einer so kleinen und in sich verschiedenartigen Sammlung ohne gewaltsame Interpretation gesagt werden kann.

(11) Herr **Ascherson** hat auf Veranlassung des Herrn Vorsitzenden während der letzten Reise mit Herrn Rohlfs an 4 Personen die Gestalt der Füsse in der Art abgezeichnet, dass er die Contouren unmittelbar auf einem Bogen Papier nachgezogen hat. Das Ergebniss ist höchst charakteristisch. Während bei einem jungen Manne aus Weimar (Taf. IX, Fig. 4) die Füsse ganz comprimirt sind, zeigen die Afrikaner (Fig. 1—3) in zunehmendem Maasse die natürlichen Formen.[1])

[1]) Erklärung der Tafel IX.

Fig. 1. Abzeichnung der Füsse eines 6jährigen Mädchens von Farafreh, welches sicher noch keine Schuhe getragen hat.

Fig. 2. Die Füsse eines etwa 30jährigen Dinka-Negers, Namens Mobrak, der fast immer barfuss geht.

Fig 3. Die Füsse von Said, aus Kennsi (Unter-Nubien), etwa 20 Jahre alt, der nur bei feierlichen Gelegenheiten Schuhe trägt.

Fig. 4. Die Füsse von Ernst Walther aus Weimar, 19 Jahre alt.

Der Vorsitzende fordert zur Veranstaltung ähnlicher Contourzeichnungen auf, indem er darauf aufmerksam macht, dass selbst an den Statuen antiker Künstler die Füsse in der Regel deformirt sind, ein Umstand, der namentlich die weiblichen Statuen in hohem Maasse verunziert.

(12) Herr Bauinspector **Geiseler** in Brandenburg a. H. übersendet nebst beifolgendem, an den Vorsitzenden gerichteten Briefe, d. d. 25. Mai, Zeichnungen

polygonaler Steine und eines neuen Bronzeschwertes.
(hierzu Taf. X.)

Vor sehr langer Zeit theilte ich Ihnen einige mir interessante Funde von bearbeiteten Granitsteinen mit, welche ich an einzelnen Stellen der von den Ausläufern des Fläming gebildeten Senkungen und Thaleinschnitten ausgegraben hatte.

Nur an solchen Orten, wo alte Gräber (Semnonen, Wenden, es lässt sich die Zeit hier wirklich noch nicht bestimmen) nachweisbar, wenn auch bereits früher geöffnet waren, sind diese Steine aufgefunden, also von einem zwischen Brandenburg und Belzig belegenen Dorfe Ragose ab bei Dippmannsdorf, Lütte, namentlich aber in nächster Nähe Nähe von Belzig, dem wendischen Beltizi oder Belizi. Die ersten Steine fand ich in Gräbern selbst, und wurde ich zuerst zu der Annahme gedrängt, es seien Steine zu Cromlechs, Menhirs oder Stonehengen.

Weitere Ausgrabungen haben mich vom Gegentheil überzeugt. Die Steine lagen in den Gräbern nicht nach einem gewissen Systeme oder in einer bestimmten Figur, sondern ganz unzusammenhängend hier und dort, in einem Falle sogar mit einer Feuersteinwaffe zusammen. Ich habe diese Steine ferner nicht nur in den Gräbern, sondern in der Nähe derselben, mitunter sogar in einer Entfernung von $^3/_4$ Meile davon sporadisch vorgefunden.

Als ich vor längerer Zeit Ihnen Mittheilung machte, hatte ich nur einige Exemplare vorgefunden. Mittlerweile habe ich meine Sammlung bedeutend vervollkommnet, und dieselbe zählt jetzt ca. 40 Stück. Es ist möglich, nunmehr nach einem gewissen Prinzip zu schematisiren, und ich habe dies versucht.

Anbei habe ich die Ehre, Ihnen eine Copie eines Versuches dazu ganz ergebenst zu übersenden.

Dass das Material theils grobkörniger, theils feinkörniger Granit ist, habe ich bereits früher erwähnt.

Ich muss noch eines Punktes Erwähnung thun. Bei dem grössten Exemplare befinden sich um die Mitte schmale Rinnen von 1—2 Cm. Breite und ebenso viel Tiefe, welche augenscheinlich zu irgend einem Zwecke, vielleicht um Thierdärme dort zu befestigen, eingearbeitet sind.

Gleichzeitig gestatte ich mir, Ihnen die Zeichnung (Taf. X) eines vor 14 Tagen 7' unter einer Torfschicht im Thon bei Schmergow ausgegrabenen Bronzeschwertes zu übersenden.

Hr. **Virchow** bemerkt, dass die beschriebenen und durch Abbildungen erläuterten Steine zu derselben Kategorie gehören, die er in den Sitzungen vom 11. Juni und 9. Juli 1870 (Zeitschr. II. 357. 453), sowie vom 10. Juni 1871 genauer besprochen hat. Es kann wohl nicht mehr zweifelhaft sein, dass es natürliche Gebilde sind. —

(13) Hr. Dr. **Brückner** zu Neu-Brandenburg hat unter dem 11. Mai an Hrn. Virchow einen Schädel übersendet aus

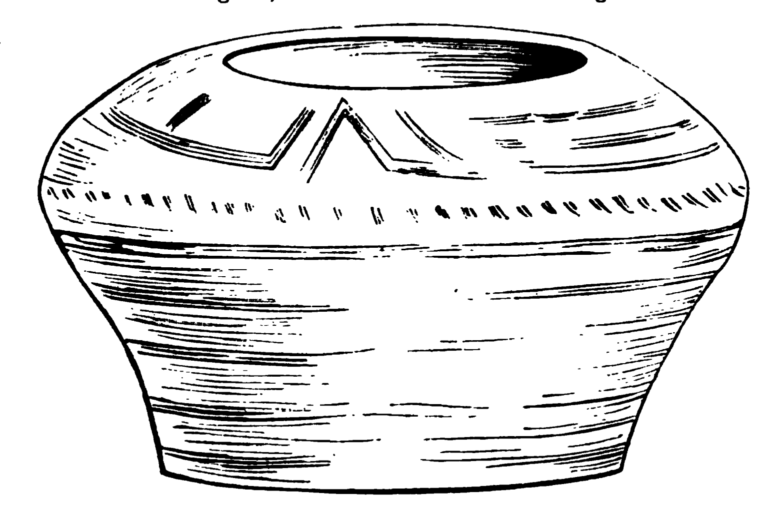
einem Gräberfelde bei Bargensdorff.

Er schreibt darüber Folgendes:

Beim Bau der Berliner Nordbahn wurde $^1/_2$ Meile von hier auf der Feldmark des Bauerdorfes Bargensdorff ein flacher Hügel durchschnitten und kamen bei der Gelegenheit einige 40 Skelette zu Tage. Wir haben leider die Sache erst erfahren, als der Durchstich fertig und die Knochen verstreut waren. Doch ist es mir gelungen, bis dahin 5 Schädel zu bekommen. Den ersten Schädel, der mir zu Händen gekommen ist, sende ich Ihnen zu. Von ganz besonderem Interesse an demselben ist der Unterkiefer. Derselbe ist in der Gegend der Schneidezähne durch und durch mit einem grünlichen Farbstoffe durchzogen, und hat eine chemische Untersuchung gezeigt, dass die Farbe von Kupfer herrührt. Herr Präpositus Boll sprach die Ansicht aus, dass dort ein Obolus gelegen haben müsse. Die Sitte, mit einem Obolus zu beerdigen, sei auch bei den alten Germanen vorgekommen. Die Sitte scheine asiatischen Ursprunges zu sein und sei durch die Wanderung arischer Völker nach Griechenland und Deutschland gebracht worden. Im Alt-Griechischen bezeichne δανάκη sowohl eine persische Münze als auch den Obolus, den man den Verstorbenen mitgab. Genaueres über diesen Gegenstand sei vielleicht zu finden in der Dissertation: Christian Ehrenfried Seyffert, de nummis in ore defunctorum repertis, Jenae 1749, 4. Die Ansicht ist sehr plausibel. Bedenkt man dann, dass die Christen die Verstorbenen nicht können mit einem Fährgeld für den Charon beerdigt haben, und dass die Wenden, die vor der christlichen Zeit in unseren Gegenden wohnten, durch Verbrennung bestatteten, so dürfte der vorliegende Schädel aus der Zeit vor Einwanderung der Wenden herrühren und wäre sein Alter auf etwa 2000 Jahre zu schätzen.

Bemerken muss ich aber noch, dass ich ausser dem beifolgenden Unterkiefer noch zwei andere Unterkiefer aus dem Leichenfelde bei Bargensdorff gesehen habe, beide aber keine grünliche Färbung haben. Die fragliche Sitte der Beerdigung mit einem Obolus würde also nicht eine allgemeine gewesen sein können.

Ausser menschlichen Gebeinen wurde in dem Einschnitt nur noch ein Gefäss aus Urnenmasse gefunden. Eine Zeichnung dieses Gefässes in natürlicher Grösse liegt bei. Es ist aber fraglich, ob dieses Gefäss mit den gefundenen Skeletten in



Verbindung steht. Bei der Art, wie der Einschnitt hergestellt wurde, kann man dies nicht genau bestimmen, denn da die Arbeiter von unten arbeiteten, so kamen die Skelette stückweise mit dem Erdreich von oben heruntergekollert. Auch das Gefäss fand sich in dem heruntergestürzten Erdreich.

Der Einschnitt ist 30 bis 40 Fuss tief, besteht oben aus Kies und in diesem lagen die Skelette etwa 3 Fuss unter der Oberfläche. Sie dürften früher etwas tiefer gelegen haben, da die Kuppe durch die Beackerung flacher geworden zu sein scheint. —

Herr **Virchow**: Eine genaue Messung des Schädels ist wegen mancher Defekte nicht möglich. Im Ganzen scheint er einer dolichocephalen Gruppe anzugehören, wie ich sie auch sonst schon aus Mecklenburg-Strelitz gesehen habe. Eine vergleichende Untersuchung sämmtlicher gefundener Schädel, welche gewiss wünschenswerth ist, würde dies entscheiden. Die Schlussfolgerungen des Hrn. Brückner in Bezug auf den Gebrauch des „Fährgeldes" sind nicht ganz zutreffend. Nach den Ermittelungen der Hrn. Schwartz und Kuhn wird in der Priegnitz der Leiche noch jetzt hie und da eine Münze zur Fahrt in's Jenseits in den Mund gesteckt, und es wäre daher wohl möglich, dass auch diese Leichen neueren Ursprunges wären. Bei der Heimlichthuerei der Leute erfordert es freilich einige Schwierigkeit, diess herauszubringen. Um so wichtiger wäre es daher, den fraglichen Hügel noch einmal darauf zu prüfen, ob keine archäologischen Anhaltspunkte anderer Art gewonnen werden können.

(14) Alsdann beginnt die auf der Tagesordnung der heutigen Sitzung angekündigte

Discussion über Aphasie.

Herr **Hitzig**. Sie werden sich vielleicht noch erinnern, dass ich meinen Vortrag (Sitzung vom 14. März) in der Absicht hielt, nachzuweisen, dass in dem Grosshirn einzelne psychische Fähigkeiten besondere Heerde besässen; andererseits schloss Herr Westphal seinen Vortrag (Sitzung vom 9. Mai) mit der Schlussfolgerung, dass aus denjenigen Symptomen und Krankheitsbildern, die er hier demonstriren konnte, hervorginge, dass das Sprechvermögen wenigstens keine Lokalisirung im grossen Gehirn besässe. Es könnte demnach scheinen, als ob zwischen unsern beiden Ansichten eine grosse und unausfüllbare Kluft bestände; ich glaube indessen, dasa dies keineswegs der Fall ist, und die wenigen Bemerkungen, die ich machen möchte, sollen dazu dienen, diese Ansicht zu beweisen. Gerade die interessanten Thatsachen, die Herr Westphal vorgeführt hat, werden Sie zu der Ueberzeugung gebracht haben, dass dasjenige, was man Aphasie nennt, nicht etwas Einfaches ist, sondern dass eine ganze Reihe von Symptombildern, welche aus vielen einzelnen, von einander abweichenden Zügen zusammengesetzt sein können, immer noch mit dem gemeinsamen Namen Aphasie bezeichnet wird. Es war nun nicht meine Absicht, diese ungemein schwer zu schildernden Dinge hier in einer ausführlichen Weise darzustellen. Herr Westphal hat bereits hervorgehoben, wie schwierig es ist, nicht nur diese Thatsache Andern klar zu machen, sondern auch nur für sich selbst einen allgemeinen gültigen Ausdruck für die hier in Frage kommenden Dinge zu gewinnen. Mir kam es darauf an, eine gewisse Thatsache, welche ich nach der von mir eingeschlagenen Richtung hin für vollkommen beweisend halte, anzuführen. Ich hatte meine Anschauung der älteren von Flourens gegebenen gegenübergestellt. Nach diesem Foscher sollte im Gehirn eine Lokalisirung überhaupt nicht existiren; es würde also jede Verletzung des grossen Gehirns oder jede Bethätigung seiner einzelnen Theile durch irgend einen Reiz ganz dieselben Symptome in äusserlich wahrnehmbaren Zeichen hervorbringen müssen. Ich würde also durch Verletzung jedes einzelnen Theiles des Gehirns sowohl Taubheit, als Blindheit, als Lähmung hervorbringen müssen. Nun giebt es entschieden eine grosse Zahl von Fällen — und

diese hatte ich bei meiner Besprechung allein im Auge —, bei denen die fragliche Störung zusammenfällt mit einer ganz circumscripten Verletznng, und es giebt wieder eine grosse Zahl anderer Fälle, bei denen andere Theile des grossen Gehirns verletzt werden, ohne dass irgend etwas dieser Störung Aehnliches beobachtet wird. Ich halte solche Erscheinungen für hinlänglich beweisend, und ich kann nicht der Ansicht sein, dass andere Fälle, deren Richtigkeit ich durchaus nicht in Abrede stelle, — sie sind mir sehr wohl bekannt, — vorläufig als Gegenbeweise sehr in's Gewicht fallen. Wir kennen die Funktionen der Oberfläche des Gehirns ausserordentlich wenig, so dass wir nicht ersehen können, in welcher Weise Störungen, wenn sie in ausgedehntem Maasse auftreten, wirken. Das Sprechvermögen, welches Sie in sehr verschiedener Weise gestört sahen, hängt mit allen andern psychischen Functionen, von denen es ja auch nur eine ist, vielfach zusammen, vielleicht mehr als sonst die psychischen Functionen unter einander zusammenhängen, und so wird es in sehr verschiedener Weise gestört werden können. Es ist nicht anzunehmen, dass es in allen Fällen gelingt, das Sprachvermögen aus den psychischen Functionen in der Weise zu eliminiren, wie wir einen Mauerstein aus einer Wand entfernen können.

Nachdem ich Ihnen das gesagt habe, was ich aus Veranlassung des Vortrages des Herrn Westphal sagen wollte, dürfte es Sie interessiren, zu hören, dass ich heute ein amerikanisches Journal bekommen habe, aus dem hervorgeht, dass die Untersuchungen, von denen ich berichte, von einem amerikanischen Arzte am Menschen nachgemacht sind. Bei einer kranken Frauensperson war das Scheitelbein beider Seiten durch krebsartige Wucherungen verloren gegangen und der Arzt hat die Oberfläche des Gehirns sowohl, als die tiefer liegenden Theile durch Einstecken von Nadeln, durch elektrische Ströme und äusseren Druck gereizt. Es traten ähnliche Erfolge wie bei unsern letzten Versuchen ein, und ausserdem ein halbseitiger, der Epilepsie ähnlicher Anfall. Dieser kühne Arzt berichtet ferner, dass er, als die Person gestorben war, sehr gut die Spuren der Nadelstiche im Gehirn habe verfolgen können. Ich will dahin gestellt sein lassen, ob bei uns nicht der Staatsanwalt auf solche Versuche anfmerksam werden würde

Herr **Westphal**. Ich unterlasse es, die Discussion weiter fortzuführen, da ich glaube, dass sie zu sehr in das medicinische Gebiet hinüber spielen würde. Ich habe die Thatsachen angeführt, auf die sich meine Anschauungen stützen, und ich glaube, wir werden bei einer Discussion derselben nicht viel weiter kommen.

Herr **Steinthal**. Ich habe an dieser Frage kein medicinisches Interesse, und insofern dürfte ich hoffen, Sie würden Alle das Interesse an der Sache nehmen, welches ich habe. Ich habe ein rein sprachwissenschaftliches Interesse, und doch muss ich wieder bezweifeln, ob Sie gerade ein speciell sprachwissenschaftliches Interesse nehmen werden. Indessen glaube ich, dass diese Frage ein viel allgemeineres Interesse hat; wen würde nicht der Zusammenhang zwischen geistiger Thätigkeit und materieller Organisation interessiren, und darum handelt es sich ja hier. Das Sprechen ist an und für sich schon eine geistige Thätigkeit. Niemand stösst Laute aus, bloss um Laute auszustossen, nicht einmal das Thier. Wenn der Hund bellt, ist allemal eine geistige oder seelische Anregung des Thieres vorhanden, und wir können dem Bellen des Hundes einen Sinn unterlegen. Also wir haben es in der Sprache entschieden mit dem Zusammenhang geistiger Thätigkeit und materieller Organisation zu thun, und wenn es gelingt, genau einen Ort im Gehirn nachzuweisen, von dessen Gesundheit die Sprache abhängt, so wäre das für jeden Menschen

höchst interessant zu wissen. Darum möchte ich allerdings bei diesem Gegenstand verweilen und ich hoffe, Herr Professor Westphal wird mir gern folgen wollen.

Was ich bemerken möchte, ist dies: Die Sprache ist ein ganz complicirtes Ding, und ich wünschte vor Allem, dass alle diejenigen, die sich um diese Frage bekümmern, das festhalten wollten, dass, wenn von Sprache die Rede ist, allemal drei Factoren in Betracht kommen. Ich kann das ganz kurz darlegen. Es verhält sich mit der Sprache wie mit jedem Kunstwerke. Betrachten Sie ein Kunstwerk, welches Sie wollen, Gemälde oder Büste, so unterscheiden Sie sehr leicht drei Punkte, die Sie von jedem dargelegt verlangen, der Ihnen Rechenschaft geben soll. Erstens etwas rein Materielles: ist das Bild aus Marmor oder Gusseisen, aus Erz oder aus irgend etwas Anderem? Ebenso hat die Sprache etwas ganz materielles, nämlich den Laut. Die Lauterzeugung ist etwas rein Organisches, etwas rein Physikalisches, also etwas durchaus Materielles. Aber das ist so wenig schon Sprache, wie blosser Marmor oder Erz oder Farbe und Leinewand ein Kunstwerk ist. Dazu kommt etwas Anderes, wovon man sagt: das ist dargestellt. Nun vielleicht so etwas wie Napoleon, in Fontainebleau abdankend, oder Lessing, oder Kant. Man hat hier ein Kunstwerk, aber zwischen Kant und Gusseisen liegt eine grosse Kluft, und wer diese beiden Dinge angegeben hat, hat von der Thätigkeit des Künstlers gar nichts gesagt. Wenn man wissen will, was der Künstler gemacht hat, dann verlangt man so etwas: in welcher Weise ist Napoleon oder Kant dargestellt worden, in welcher Situation, wie ist seine Gemüthsstimmung, seine Haltung und sein Gesichtsausdruck? Dann bekommt man zum Theil ganz specielle, zum Theil allgemeine Angaben, wie: sitzend oder stehend, die Mundwinkel hängend, das Auge abwärts gesenkt u. s. w.; dann gewisse Punkte, welche geeignet sind, den allgemeinen Typus, den allgemeinen Charakter und die Situation der Person uns zur Anschauung zu bringen.

Ebenso haben Sie, wenn Sie sprechen, regelmässig drei verschiedene Punkte in jedem Augenblicke, selbst wenn Sie den kleinsten Satz aussprechen. Gesetzt Sie sagen: das Licht brennt dunkel, oder im Gegentheil: es brennt hell, was geschieht da? Erstlich, Sie als Hörende haben einen rein materiellen Eindruck bekommen durch das Gehör, Sie haben Schälle vernommen, und der Sprechende im Gegentheil hat diese Schälle erzeugt in rein materieller Weise; wie diese Schälle erzeugt werden und wie sie vernommen werden, ist durchaus Gegenstand der Physik und der Physiologie. Es ist aber dabei noch mehr, Sie haben eine bestimmte Anschauung bekommen, also hier in unserem Beispiele die Anschauung von einem dunkel brennenden Licht, und wenn etwa gesagt wird: Jemand sass im Zimmer, die Lampe brannte dunkel, so haben Sie wirklich die Anschauung von einem Menschen, der im Zimmer sitzt, und das Zimmer ist dunkel erleuchtet. Diese Anschauung ist eine Folge der vernommenen Laute und umgekehrt können wir von dem Redenden sagen, diese Anschauung sei die Urheberin der ausgesprochenen Laute. Diese Anschauung aber bekommen Sie, ganz gleichgültig, ob deutsch oder französisch oder in irgend einer andern Sprache geredet wird. Wenn also Ihnen Jemand nur den ausgesprochenen Inhalt giebt, so hat er von dem Eigenthümlichen der Sprache noch gar nichts berührt; wenn Jemand noch die Laute dazu berücksichtigt, dann hat er allerdings wohl einen Theil der Eigenthümlichkeiten der Sprache berührt; denn die Laute in den verschiedenen Sprachen sind verschieden. Aber es fehlt noch etwas ganz Anderes. Ich könnte sagen: die Lampe brannte dunkel, aber ich könnte ganz denselben Gedanken auch in deutscher Sprache ganz anders ausdrücken: das Zimmer war wenig erleuchtet, die Lampe warf einen geringen Schein, und welche Wendung man immerhin nehmen kann. Wenn Sie sich das einmal vergegenwärtigen, was eigentlich in Ihrem Geiste erfolgt ist durch solch einen Satz, so ist das wirklich, wie

ich schon vorhin andeutete: Sie haben nun ein Bild, Jemand sitzt in einer dunkeln Stube oder vielleicht umgekehrt, eine Dame wandelt auf und ab in einem sehr hell erleuchteten Zimmer. Das ist ein Bild, das Sie sich sehr lebhaft vergegenwärtigen können. Sie denken dabei gar nicht mehr daran, durch welche Wortverbindung oder Satzverbindung und Satzgestaltung in Ihnen solch Bild erzeugt worden ist. Es könnte das in mannichfacher Weise entstanden sein durch viele Sprachen und durch viele Sätze in derselben Sprache. Das Bild also, was Sie sich entworfen, ist etwas ganz Anderes als die grammatische Verbindung, welche in dem Satze ist. In dem Satze: „die Lampe brannte dunkel" haben Sie Subject, Prädicat und Adverbium, d. h. also, während Sie eine ganz einfache Erscheinung vor sich haben, hat die Sprache dieselbe in drei verschiedene Vorstellungen: Lampe, brennen und dunkel, getheilt. Wenn Sie die Anschauung davon bilden, so haben Sie höchstens eine Lampe und dann das Zimmer mit einer dunkeln Beleuchtung vor sich, also eine ganz einheitliche Erscheinung; die Sprache giebt dafür drei ganz verschiedene Elemente und formt jedes Element für sich, sie thut also etwas, was in der Anschauung selber gar nicht liegt.

Ich weiss nicht, ob das hinreichen wird, um zu zeigen, dass der Erfolg eines gesprochenen Satzes, also das Bild, welches vorgeführt wird, etwas Anderes ist, als der Satz, welcher aus verschiedenen Wörtern besteht, die einheitlich geformt sind. Aber diese Zerlegung in Wörter, diese drei Vorstellungen mit ihrer eigenthümlichen Verbindung sind auch etwas ganz Anderes, als die blossen physikalischen Laute, welche ausgesprochen und gehört werden. Ich will annehmen, dass es Ihnen klar geworden ist, dass sich diese Dreiheit in jeder Sprache, in jeder Rede nachweisen lässt. Wenn das ist, so frage ich: wie soll nun bei der Lokalisirung des Gehirns die Sache gedacht werden? steckt in einem Centrum jede von diesen drei Seiten der Sprache? oder ist nur eine einzige Seite vorhanden? oder, wenn nur eine vorhanden ist, wo sind die anderen? oder wie stehen die anderen im Zusammenhang mit diesem Centrum? Das wäre das, was ich Herrn Hitzig zu bedenken gebe, dass, wenn man sagt, die Sprache ist lokalisirt, es nicht genügt, zu zeigen, dass hier ein Punkt ist, von welchem aus die Sprachorgane bewegt werden. Das gilt nur für den materiellen und physiologischen Theil des Sprechens und es ist die Frage zu beantworten, wie das mit den übrigen beiden zusammenhängt, welche ganz anderer Art sind.

Ich möchte hieran Folgendes knüpfen: Es sind ganz dieselben Bewegungen, die wir machen, wenn wir sprechen oder kauen; da bewegt sich der Unterkiefer, die Zunge und die Lippen und ich wüsste nicht zu sagen, welcher Unterschied vorhanden ist. Ist nun das Centrum für Kauen und Sprechen ganz dasselbe? Die Nerven, die dabei betheiligt sind, sind auch dieselben; also hierüber bitte ich noch um weitere Belehrung.

Das Andere bemerke ich gegen Herrn Westphal. Wenn ich Hrn. Westphal verstanden habe, so zweifelt er daran, dass man die Erscheinungen, welche bei der Krankheit, die man Aphasie nennt, zu Tage kommen, irgendwie allgemein bezeichnen könne, und sie genauer als oberflächlich unter dem Namen „Aphasie" zusammen zu fassen vermöge. Es schien mir, als wenn er sie für so verschieden halte, dass irgendwie ein tieferes Classificiren und Characterisiren dabei nicht möglich wäre. Ich glaube nun, man kann allerdings wohl eine genauere Charakterisirung und Classificirung der Erscheinungen, die man unter „Aphasie" zusammenfasst, vornehmen, wenn man diese drei verschiedenen Rücksichten der Sprache festhält. Wenn man also nun sich klar macht, wie die Krankheit entstehen kann, so findet man Kategorien oder Klassen, in welche die einzelnen Erscheinungen wohl zu vertheilen

sind. Ich meine nicht, dass man einfache Kategorien aufstellen könnte für die gesammte Krankheit der einzelnen Person, aber wohl für die einzelnen Erscheinungen an ihr. Ich meine nun, die Sprache hat eine ganz äusserliche Seite, und wenn diese äusserliche physiologische Thätigkeit gestört wird, so entsteht eine ganz einheitliche Erscheinung, für die ja auch schon der Name gefunden ist, die Anarthrie, d. h. die Unfähigkeit zu articuliren.

Es kommt vor, dass Jemand ein Wort in sich tragen kann, so wie wir die Wörter auch haben, wenn wir sie nicht aussprechen; wenn wir denken, lesen oder schreiben, so haben wir ein Wort in uns, aber wir sprechen es nicht aus. Nun kann Jemand das Wort in sich haben und ist unfähig, es auszusprechen; er ist nicht fähig, dieses innere Klangbild auf die motorischen Nerven zu übertragen und damit dieses vorgestellte Wort so zu äussern, dass dasselbe äusserlich hörbare Laute habe. Dann aber kann weiter der Fall eintreten, dass nicht nur das Lautbild keine Kraft hat, sich zu äussern, sondern das Lautbild selber ist vergessen; es ist also zweitens das Gedächtniss gestört. So geht es uns Gesunden auch häufig, dass wir uns auf irgend einen Namen nicht besinnen können, dass wir von irgend einer Person, die wir genau in unserer Vorstellung haben, nicht wissen, wie sie heisst. Dabei hat man nun verschiedene Grade: es kann Jemand alle Substantiva vergessen haben, oder möglicher Weise alle Wörter. Endlich kann es vorkommen, dass er zwar die Wörter wohl einzeln alle beherrscht, aber doch in der Weise mangelhaft, dass er niemals einen Satz aussprechen kann, er fängt einen Satz an mit dem Subject und er findet das Prädicat nicht, er hat das Verbum behalten, er weiss aber nichts Anderes hinzuzusetzen; kurz, die Leute sprechen in halben Sätzen, so dass man rathen muss, was sie wollen.

Das alles kann geschehen, ohne dass irgendwie das Erkenntnissvermögen dieser Person, ihre eigentliche Intelligenz verletzt wäre. Die Personen sind fähig, ihre Arbeiten zu verrichten, sie begreifen alle Dinge, erkennen die Dinge sehr gut, sie wissen auch, wo sie sind; aber es kann vorkommen und es wird häufig vorkommen, dass auch ihre Intelligenz geschwächt ist in höherem oder geringerem Grade, wie es auch vorkommt, dass sehr tief Gestörte doch die Sprechfähigkeit behalten. Kurz, es kann im Allgemeinen jede Seite für sich erkranken: 1) die Intelligenz, das Denken und Erkennen überhaupt, 2) die Fähigkeit, Sätze zu bilden, 3) das Gedächtniss für Wortbilder und 4) die Fähigkeit, die Wortbilder in Lauten auszudrücken. Ich möchte wissen, ob es nicht möglich sein sollte, hiernach alle die einzelnen Erscheinungen zu classificiren, jeder ihren Ort anzuweisen und damit eine Erklärung zu geben; denn für alle diese Erscheinungen müssen wir psychologische Erklärungen geben. Aber zunächst verzichte ich und begnüge mich mit diesen Bemerkungen.

Herr **Westphal.** Es kann mir nicht in den Sinn kommen, allen Einzelheiten in dem Vortrage des Herrn Steinthal zu folgen; ich möchte mir daher nur eine einzige Bemerkung erlauben. Die Schwierigkeit, die Erscheinungen bei der Aphasie in Kategorien zu bringen, ist viel grösser, als Herr Steinthal anzunehmen geneigt ist. So scheint es ihm z. B. sehr einfach zu sein, dass bei einer gewissen Kategorie die Klangbilder vorhanden sind, aber die Uebertragung auf den Sprechapparat fehlt. Es kommt nun aber vor, dass ein Patient das vorgesprochene Wort nicht nachsprechen kann, dass er es aber ein anderes Mal im Laufe des Gespräches flüssig ausspricht. Das passt dann nicht in die Kategorie und ist nicht darin unterzubringen. Ich habe einst das Vergnügen gehabt, einen hervorragenden Mann der „Geisteswissenschaften", Herrn Professor Dilthey, an das Bett mehrerer aphasischer Personen zu führen; ich demonstrirte ihm die Erscheinungen und bat ihn, sie in Kate-

gorien zu bringen. Er gestand, dass er den Versuch dazu aufgeben müsse. Ich würde mir ein grosses Vergnügen daraus machen, Herrn Steinthal solche Kranken zur Disposition zu stellen, und es wäre interessant, wenn es ihm gelänge, zu bestimmten Thatsachen zu gelangen. Es ist deshalb so schwer, weil die Erscheinungen bei einem und demselben Kranken wechseln; man geräth schliesslich in Verzweiflung, weil die Vorstellung, die man sich eben über einen gewissen Vorgang in Betreff der aphasischen Störung bei einem Patienten gebildet, im nächsten Augenblicke durch eine neue Thatsache zerstört wird. Die Schwierigkeit ist in der That sehr gross und nicht so einfach zu überwinden.

Herr **Lazarus**. Ich möchte Herrn Westphal gegenüber in Bezug auf seine letzte Methode, Fortschritte in der Wissenschaft herbeizuführen, einigen Protest einlegen. Er ist der Ansicht, dass, wenn die Medicin einen Fortschritt machen will, sie sich einen Laien holt und ihn an das Bett setzt, um durch seine Erkenntniss, die er in der medicinischen Wissenschaft gewonnen hat, Fortschritte in derselben herbeizuführen. Das ist nicht die Art, wie eine Wissenschaft wächst. Die Schwierigkeit, Kategorien aufzustellen, hat sich aus dem Vortrage des Herrn Steinthal deutlich genug ergeben.

Wenn wir vier Elemente haben, welche zu berücksichtigen sind, wenn es fraglich ist, ob diese vier Elemente alle lokalisirt sind — sie mögen nun lokalisirt sein oder nicht — und in Combinationen bestehen, welche verschieden vor sich gehen, so ergiebt sich, dass es von grosser Schwierigkeit sein wird, Kategorien für diejenigen Zustände zu finden, welche alle diese vier Combinationen nicht nur im normalen Zustande, sondern auch im Krankheitszustande zur Erkenntniss bringen sollen. Dies überhebt die Wissenschaft durchaus nicht, dass sie suchen muss, wie man im Stande ist, durch die blosse psychologische Analyse Kategorien zu finden. Wenn man auch hierzu nur sehr langsam gelangen kann und wenn man sich oft überzeugen muss, voreilig Kategorien aufgestellt zu haben, so ist das noch immer kein Grund für die Wissenschaft, sich der Aufsuchung solcher Kategorien zu begeben; denn ich weiss nicht, wie man auf diese Art zur Erkenntniss der Thatsachen gelangen soll.

Demnächst möchte ich etwas hinzufügen zu dem, was Hr. Steinthal gesagt hat: Mir scheint, dass die Aufmerksamkeit aller derer, welche sich mit Aphasie befassen, auf Folgendes zu lenken sein wird (und vielleicht werden die Aerzte viel Gelegenheit dazu haben, und gewissermaassen durch Probiren auf Rechnung der Aphasie, soweit sie das Sprechen betrifft, Kategorien finden). Ich meine nämlich, wenn zur Sprache das Verstehen der Sprache gehört, so wird der Begriff Aphasie nicht damit erschöpft sein, dass man sagt: Sie ist eine Störung in der Möglichkeit, zu sprechen, sondern ebenso besteht sie in der Unmöglichkeit, das Gesprochene zu verstehen. Das ist unzweifelhaft zu vermuthen, dass wenn die Sprache lokalisirt ist im Gehirn in Bezug auf die motorische Thätigkeit der Lauterzeugung, schwerlich dieselben Organe, dieselben Nervenstränge oder Theile des Gehirns dazu dienen werden, auch die empfangenen Laute aufzunehmen und sie zu verbinden mit den in uns empfangenen Vorstellungen, die mit diesen Lauten verknüpft sind. Folglich würde eine Untersuchung, wie sich das rein Aphasische verhält in Bezug auf das Verstehen, eine weitere Ergänzung sein, und uns über Vieles forthelfen. Wir würden nicht gerade leichter, sondern noch schwerer zu Kategorien für die Aphasie gelangen, immerhin aber Leitpunkte finden, um das Gebiet der Erfahrungen in der Aphasie zu bereichern. Je reicher die Thatsachen sind, desto leichter wird es gelingen, eine Organisation ausfindig zu machen.

Herr **Virchow**. Ich möchte einem Missverständniss vorbeugen. Wenn man zuhört, glaubt man leichter zu verstehen, als die Herren, welche an der Debatte theilnehmen. Ich glaube, es ist ein Missverständniss, wenn die Herren von der sprachlichen Seite annehmen, es bestehe eine Abneigung der Aerzte, scharfe Kategorien aufzusuchen. Ich möchte vielmehr betonen, dass dies möglichst scharf schon geschehen ist. Innerhalb der Aphasie sind eine Menge von Specialisirungen vorgenommen, um danach die Kategorie zu unterscheiden, welche in dem einzelnen Fall sich uns darstellt. Indess giebt es für alle Kategorien einen gewissen Hauptpunkt, der von Anfang an im Vordergrund gestanden hat bei diesen Untersuchungen; aber indem er sich vielfach mit anderen Punkten combinirt, kommt man allerdings dahin, dass man das Gebiet der Aphasie einmal enger, ein anderes Mal weiter nimmt. Aber wenn man specialisiren und den einzelnen Fall auf seine besondere Formel beziehen will, so fehlt es schon jetzt nicht an gangbaren Bezeichnungen. Der Hauptpunkt bleibt jedoch der, dass es sich handelt um die Fähigkeit, das Wort zu finden, oder dasjenige zu thun, was man in der Musik „treffen“ nennt. Nun hat Herr Steinthal mit Recht hervorgehoben, dass diese Schwierigkeit sich im Leben sehr vielfach findet. Wenn wir fremde Sprachen zu sprechen versuchen, so haben wir Worte zu finden für das, was wir ausdrücken wollen. Wir haben den Begriff, aber wir tappen oft lange umher, ehe wir auf das richtige Wort kommen. Es ist das ein ähnlicher Process, wie derjenige, wo Jemand eine Kunstfertigkeit einüben will. Er spielt ein musikalisches Instrument, aber er ist mit der Fähigkeit, seine Finger dem Instrument anzupassen, noch nicht soweit vorgerückt, dass er jeden Augenblick bequem jeden Ton greifen kann; er hat Schwierigkeiten, jedesmal den richtigen Griff zu finden, also gewisse besondere Combinationen in den äusseren Organen herzustellen. Bei der Aphasie beruht die Schwierigkeit jedoch nicht in den äussern Organen, sondern im Gehirn; denn es ist keine Schwierigkeit in der Zunge vorhanden. Es handelt sich vielmehr nur um Combination von Vorgängen, welche im Gehirn stattfinden. Das ist ja das Motiv, weshalb diese Frage sowohl von der Psychologie, als auch von der Pathologie verfolgt wird.

Nun befinden wir uns in einer grossen Verlegenheit (keiner von den Herren hat die ganze Tiefe der Frage erörtert) insofern, als eine Reihe von möglichen Erklärungen vorliegt, aber keine, welche bis jetzt sicher gestellt ist. Es fragt sich zuerst, ob eine bestimmte Windung der linken Seite diese Hemmung mit sich bringt. Die Erledigung dieser Frage schien Anfangs dahin zu gehen, dass gerade an der linken Seite das Organ der Sprache sässe und nicht rechts. Beweisende Fälle sind möglichst scharf beobachtet worden, und wir haben einen trefflichen Zeugen dafür unter uns, Herrn Th. Simon aus Hamburg, der einen der am meisten characteristischen Fälle dieser Art beschrieben hat: bei einer Landpartie fiel ein Mann vom Pferde und verlor unmittelbar nach diesem Fall die Fähigkeit des Sprechens überhaupt, d. h. des Wortefindens. Bei der Section fand sich ein kleiner Knochensplitter abgesprengt in der betreffenden Windung. Nun widerstreitet es aber an sich aller Wahrscheinlichkeit, dass ein solches Vermögen nur auf einer Seite sitzen sollte, und es sind in der That Fälle bekannt, wo bei Verletzung der rechten Seite sich dieselbe Störung gefunden hat. So ist die weitere Frage entstanden, ob die Menschen die Gewohnheit haben, nur die eine Seite des Gehirns zu benutzen, indem sie eine Operation, welche sie mit beiden Seiten vornehmen könnten, nur mit einer ausführen. Dann wäre es möglich, dass, wenn auf der einen Seite der Defect eingetreten ist, die andere supplementarisch zu Hülfe genommen werden könne. Diese Frage ist im Augenblick nicht bestimmt zu beantworten. Es ist eine Erklärung, die für viele Fälle ausreicht und die an sich innerhalb der zulässigen Breite liegt, der aber meiner Meinung

nach die Evidenz fehlt. Wenn sie sich bestätigte, so liesse sich eine grosse Zahl von Möglichkeiten aufstellen, wie zwischen gewissen äusseren Theilen und gewissen Theilen des Gehirns, welche in naher Beziehung zur Seelenthätigkeit stehen, diejenige Vermittelung geübt wird, deren Vorhandensein sich in der wirklich gesprochenen Sprache uns darstellt. Dass eine Unterbrechung in dieser Vermittelung gelegentlich auch durch blosse Ermüdung, durch Congestionen zum Kopfe, durch ganz vorübegehende Einflüsse, durch blosse Zerstreutheit, wie man sagt, zu Stande kommt, ist unzweifelhaft. Alle diese anderen Fälle lassen sich jedoch schwerer analysiren; nur die eigentliche Aphasie im engeren Sinne des Wortes bietet jene Reinheit, jene Isolirung der Erscheinung dar, welche die Untersuchung begünstigt, indem wir eben nur e i n e n verletzten Punkt finden.

Ich glaube also, dass der Vorwurf, als bestände bei den Aerzten irgend eine Aversion davor, die Vorgänge, welche das Zustandekommen der Sprache bewirken, zur Erörterung zu bringen, ungerechtfertigt ist. Aber es handelt sich in der That bei der Aphasie nicht um diesse grosse Erörterung, sondern nur um einen einzelnen Fall oder ein einzelnes Verhältniss. Die Möglichkeiten der äusseren Bewegung, der Bewegung der Zunge und des Kehlkopfes, diese Möglichkeiten sind alle da; keine von ihnen ist direct abgeschnitten. Auf der anderen Seite ist häufig die volle Fähigkeit da, die begrifflichen Actionen eintreten zu lassen, welche nothwendig sind zur Herstellung des Wortes; doch kaum, dass der Begriff im Menschen bewusst wurde, tritt die Unmöglichkeit ein, den besonderen Terminus zu finden, der zur Aussprache nothwendig ist. Wir vermögen bei den gewöhnlichen Hemmungen dieser Art zuweilen diese Schwierigkeiten zu überwinden; wir überwinden sie durch Uebung, häufiger noch durch Zwang und Druck, den wir vermittelst anderer Seelenthätigkeiten auf uns selber ausüben. Wenn aber unter bestimmten krankhaften Umständen eine Hemmung eintritt, welche trotz aller Uebung und trotz alles Zwanges es doch unmöglich macht, das Wort zu finden, so geht daraus hervor, dass irgendwo eine mechanische Unterbrechung eingetreten ist. Diese Unterbrechung muss an einer bestimmten Stelle existiren und man kann sie unmöglich an eine ausserkörperliche Stelle verlegen. Irgendwo fehlt die materielle Verbindung; der richtige Weg kann nicht betreten werden, weil er abgeschnitten ist, und es sind im besten Falle g e w i s s e U m w e g e zu ermitteln, auf denen sich die Sache dann vollzieht.

Geht man über dieses nächste Gebiet der Aphasie hinaus, so kommt man zu Complicationen, wie sie in vielen einzelnen Fällen gegeben sind. Es können ebenso gut Lähmungen der Zunge, wie Lähmungen des Vorstellungsvermögens hinzutreten. Aber diese Complicationen muss man ausscheiden. Für die eigentliche Untersuchung muss man an dem einfachen Problem festhalten: W o l i e g t d i e H e m m u n g, d i e S c h w i e r i g k e i t, d a s s f ü r e i n e n o f f e n b a r f e r t i g e n B e g r i f f d a s W o r t n i c h t g e f u n d e n w e r d e n k a n n? Bei der Benutzung einer fremden Sprache kommt man leicht in eine analoge Lage. Hier kommt es vor, dass Jemand, der in eine Zwangs-Position versetzt wird, der genöthigt ist, unter allen Bedingungen zu sprechen, zuweilen über eine Fähigkeit disponirt, von der er selbst überrascht wird, dass er sie besitzt; wir betreten also offenbar unter besonderem innerem Druck Wege, die wir unter gewöhnlichen Verhältnissen und noch mehr bei gewissen Perturbationen gar nicht finden und ermitteln können. Aus solchen Erwägungen komme ich dazu, mir vorzustellen, dass hier ein zusammengesetzter Act vorhanden ist, bei welchem eine gewisse Summe von körperlichen Elementen verbunden wird, jedoch nicht immer auf demselben Wege. Wird der gewöhnliche Weg unterbrochen und der mögliche Umweg nicht bald practicabel, so werden Unterbrechungen in der Verbindung der Elemente eintreten, welche in der äusseren Erscheinung sich documentiren, bald in

der Aufhebung ganzer Reihen von Worten, bald in dem Finden einzelner bestimmter Worte oder einzelner Abschnitte von Wörtern, wie das unter Umständen auch vorkommen kann.

Herr **Steinthal.** Ich möchte hieran die Frage knüpfen, ob meine vorhin aufgeworfene Frage beantwortet ist. Glauben Sie, dass es ein Centrum giebt für folgende zwei Fälle? Jemand hat einen Wortlaut klar im Sinn, er kann ihn aber nicht aussprechen; der Beweis, dass er ihn im Sinne hat, ist der, dass er ihn schreiben und lesen kann, und ihn versteht; aber dennoch kann er ihn nicht aussprechen. Zweitens giebt es die Thatsache, dass er sich auf diesen Wortlaut innerlich nicht besinnen kann, er weiss nicht, wie das Ding genannt wird.

Haben nun diese Erscheinungen, der Gedächtnissmangel einerseits und die Unfähigkeit andererseits, ein im Gedächtniss wohl vorhandenes Wort nicht aussprechen zu können, ein und dasselbe Lokal? Danach hatte ich Herrn Hitzig gefragt.

Glauben Sie, Herr Professor Virchow, dass das der Fall ist?

Wenn Jemand im Stande ist, kein Wort auszusprechen, also Gelesenes nicht vorlesen kann und es dennoch versteht, indem er es mit den Augen auffasst, so muss er ganz entschieden ebenso die Wortlaute, die Klangbilder in sich haben, wie wir sie in uns haben, er muss dieselben Vorstellungen haben wie wir, es fehlt aber die Fähigkeit, diesen Klangbildern Laute zu geben. Ein Anderer kann in das Buch sehen, liest und versteht nichts, und möglicherweise kann derselbe Kranke einmal Gelesenes verstehen, und ein anderes Mal nicht verstehen. Das sind verschiedene Thatsachen, die verschieden beurtheilt werden wollen.

Herr **Hitzig.** Auf die eine Frage des Herrn Steinthal möchte ich nur etwas Thatsächliches noch schärfer hervorheben, als es mir bis jetzt der Fall gewesen zu sein scheint: dass ich bei meinen Versuchen nicht daran gedacht habe, ein Sprachcentrum reizen zu wollen. Es handelte sich nur darum, bestimmte Muskeln in Bewegung zu setzen, welche die Zunge und die Kiefer zu bewegen haben. Der Hund spricht natürlich nicht, giebt aber auch sonst keinen Ton von sich, ausser, wenn ich ihm weh thue. Zweitens möchte ich darauf hinweisen, dass ich nicht behauptet habe, und nicht behaupten will, dass die Bedingungen für die Sprache sämmtlich an einer circumscripten Stelle, in der dritten Stirnwindung, lokalisirt seien. Ich habe nur gesagt, dass durch Zerstörung dieser Stelle das Sprechvermögen häufig zerstört wird, und das sind zwei sehr verschiedene Dinge. Das Sprachvermögen kann sich aus der Function vieler Stellen zusammensetzen.

Die anderweitigen Fragen des Herrn Steinthal wird vielleicht einer der anderen Herren zu beantworten wünschen.

Herr **Westphal** Der Herr Vorsitzende hat mich schon gegen den Vorwurf verwahrt, als wären wir nicht bemüht, die Erscheinungen bei der Aphasie in Kategorien zu bringen. Was bisher darin geleistet ist, ist überhaupt von den Aerzten geschehen; es würde daher meiner Ansicht nach von grossem Interesse sein, wenn auch die Herren Psychologen ihrerseits sich bemühten, die Sache an den Kranken selbst zu studiren. Wir haben das Unsrige gethan und sind bis zu einem gewissen Punkte gelangt; mögen nun die Psychologen den Versuch machen, ob es möglich ist, einen Schritt weiter zu kommen. Es ist mir nicht bekannt, dass das geschehen wäre; bei einem Studium der Kranken selbst würden sie dann doch vielleicht etwas anders urtheilen.

Herr Steinthal. Ich selbst habe im Jahre 1871 ausführlich darüber geschrieben und ich kann versichern, dass Alles, was in medicinischen Zeitschriften veröffentlicht war, mir bekannt war; eine ganze Menge von Thatsachen habe ich geordnet, so dass damit eine psychologische Erklärung über das Wesen der Krankheit gegeben war. Das habe ich im Jahre 1871 gethan und es thut mir leid, dass das dem Herrn Vorredner entgangen ist.

Herr Westphal. Die Arbeit des Herrn Steinthal ist mir sehr wohl bekannt; ich legte aber den Accent auf das Selbstuntersuchen an Kranken, bei welchem Einem erst die Schwierigkeiten entgegentreten, die ich erwähnt habe; man wird sich ihrer erst deutlich bewusst, wenn man, von gewissen Voraussetzungen ausgehend, gleichsam mit dem Kranken experimentirt nach den verschiedensten Richtungen hin und die Versuche vielfach variirt und wiederholt.

Herr Simon. Wenn es mir erlaubt ist, einige Worte hinzuzufügen, so möchte ich Herrn Steinthal auf die Schwierigkeit hinweisen, die der einzelne Fall gerade für die Deutung, die er gebracht haben will, darbietet. Es ist sehr leicht, einen Fall unter verschiedene Kategorien zu bringen; aber die Erkrankungs-Heerde springen nicht von einem Centrum zum andern. Während man der Annahme huldigen muss, dass ein bestimmter Heerd ziemlich stationär ist, so sieht man bei den Kranken die allerverschiedensten Zustände, die Herr Steinthal aufgezählt hat, wechseln und in bunter Reihenfolge wiederkehren. Und doch ist derselbe Heerd da, und es liegt kein Grund vor zu glauben, dass Veränderungen stattgefunden haben. Darin liegt die Schwierigkeit der Deutung und des Weiterkommens in der Deutung.

Was die Frage selbst anbetrifft, so kann man nur sagen: Es giebt bestimmte Partien des Gehirns, nach deren Verletzung andere Störungen der Sprache, als nur eben in der Lautbildung selbst vorkommen. In der Beziehung, glaube ich, ist der Fall, auf den schon Herr Virchow hinwies, darum so wichtig, weil er einer der reinsten und von Nebenverletzungen freieste war. Ein Mann stürzt bei einem Spazierritt vom Pferde, er hebt sich aber sofort wieder auf, und will sich wieder in Lauf setzen; weder Besinnungslosigkeit, noch Lähmung tritt ein, er fühlt sich so kräftig, dass er das Pferd wieder packt, um sich hinauf zu schwingen, aber als ein zufällig auf dem Platze anwesender Arzt ihn nach etwas fragt, zeigt es sich, dass er kein Wort hervorbringen kann, nicht einmal seinen eigenen Namen. Es stellt sich heraus, dass er die Worte kennt, denn er kann durch Nicken, durch Kopfschütteln, überhaupt durch Zeichen antworten, aber er ist nicht im Stande, die Antwort durch Worte hervorzubringen. Es fand sich nun bei der Untersuchung, dass ein kleines Stück aus dem Schädel heraus gesprungen, dass aus der inneren Tafel ein Knochensplitter hineingedrungen war in die Windung, welche man schon früher als den Sitz der Sprache bezeichnet hat. Wenn diese ursprüngliche Verletzung sehr klein war, und nur in dem Eindringen des Splitters bestand, und der Kranke gar nicht sprechen konnte, so war es um so interessanter, dass er später — die Krankheit dauerte mehrere Wochen — mit der Zeit sprach, aber er sprach falsch. Dies ist einer der Fälle, wo es ausserordentlich schwierig wird, psychologische Schlüsse aus der Beobachtung der Sprachveränderung selber zu ziehen.

Herr Virchow. Da es schon ziemlich spät geworden ist, so möchte ich meinerseits nur auf die an mich gerichtete Frage Folgendes bemerken: Ich bin geneigt, theoretisch einen Unterschied zu machen zwischen dem Fall, wo Jemand unfähig ist, ein gehörtes Wort zu reproduciren, und dem Fall, wo er nicht im Stande ist,

das Wort zu finden, welches er sucht. Ich würde mich nicht wundern, wenn es möglich wäre, diese zwei Verhältnisse territorial auseinander zu bringen. Allein ich muss zugestehen, dass es bis jetzt kaum möglich ist, diese Trennung in einem wirklichen Falle herzustellen, weil mehr oder weniger die Dinge sich durcheinander ziehen. Das zeigt sich ja auch in der musikalischen Erfahrung bei denjenigen Leuten, welche grosse Schwierigkeit haben, sich bestimmter Melodien zu erinnern, die ihnen gleichwohl bekannt sind. Diese Leute pflegen auch schwerer neue Melodien zu lernen. Es müssen also allerdings jene zwei Fähigkeiten sehr nahe mit einander verwandt sein, und die Möglichkeit, dass Jemand gleichzeitig nach beiden Richtungen hin fehlt, liegt sehr nahe. Die eine Fähigkeit liegt viel mehr auf dem Gebiete des eigentlichen Gedächtnisses und der Erinnerung, die andere betrifft die Möglichkeit der sofortigen Reproduction eines materiell aufgenommenen Klangbildes. Die psychologische Verschiedenheit erkenne ich an, aber ich bin nicht im Stande, zu glauben, dass die Fälle sich praktisch so auseinander bringen lassen, wie in der Theorie.

Herr **Steinthal**. Der Sinn meiner Bemerkungen würde falsch aufgefasst werden, wenn man meinte, ich hätte den Medicinern vorgeworfen, sie wüssten die Sache nicht zu erklären, während die Psychologen es wüssten. Wenn ein Vorwurf vorgelegen hat, so sollte es der sein, dass die Mediciner etwas erklärt zu haben glauben, was ihnen die Psychologen nicht zugestehen können, und zwar weil Unterschiede, welche der Psychologe machen muss, von den Medicinern nicht berücksichtigt worden sind. Wenn ich mich geirrt habe, dass die Mediciner glauben, erklärt zu haben, dann musste meine Bitte, mich hierüber zu belehren, unerfüllt bleiben, weil die Mediciner es nicht können. Es bleibt unentschieden, wie es sich mit diesem Centrum verhält, ob ausser diesem Centrum, welches blos für äussere Lauterzeugung geltend gemacht werden kann, ein anderes anzunehmen ist, oder ob alles übrige, was mit Sprachthätigkeit verbunden ist, auch an demselben Centrum sein Lokal hat. Das bleibt unentschieden; klar scheint nur das eine zu sein, dass es ganz bestimmte Stellen giebt, wodurch die Lautfähigkeit gestört wird.

Herr **Virchow**. Wir werden später mehr über diese Frage discutiren können, denn ich denke, die Erfahrung der Pariser anthropologischen Gesellschaft, die wiederholt darauf zurückgekommen ist, wird sich auch bei uns herausstellen. Ich werde das Meinige gern dazu beitragen, diese Sache zu verfolgen; ich wünsche nicht, dass sie den Schein des Mysticismus bewahre.

(15) Herr **Guttstadt** berichtet

über Ausgrabungen in Pomerellen.

Bei Neukrug, der nächsten Poststation auf dem Wege von Berent nach Danzig und Schöneck ist östlich von der nach Schöneck führenden Chaussee durch die Herren Kreis-Kassenrendant Hinterlach in Berent und Postvorsteher Kauenhoven in Neukrug im October v. J. ein Grab eröffnet worden, das $^2/_3$ über, $^1/_3$ unter der Erde, eine Tiefe von ca. 2 Meter hatte und an den Seitenwänden wie ein Brunnen mit Steinen ausgelegt war. Fast 1 Meter unter der Oberfläche fand man Knochen eines menschlichen Skelets und 0,9 Meter tiefer wiederum solche Knochen; doch waren es in beiden Fällen nur Ober- und Unterschenkel, Bruchstücke einer Kniescheibe; von Schädel, Rippen, Becken keine Spur. In der Lage jedes Skelets fanden sich je ein Stückchen Eisen, ähnlich einer Messerklinge, und Ueberreste von Holzkohlen. Die Lage der Knochen hat leider nicht festgestellt werden können, weil dieselben innerhalb des engen

Raumes der Steineinfassung nach einander herausgeholt sind. Das geöffnete Grab liegt nicht allein, es befinden sich in der Nähe noch mehrere Grabstätten.

Nicht weit davon ist auf dem zu Skridlowo gehörigen Acker eine Urne von bedeutender Grösse gefunden worden, deren Halstheil leider bereits defekt ist; doch ist ein kleiner Bronzering, ähnlich einem an Gesichtsurnen sich gewöhnlich vorfindenden Ohrringe, daneben entdeckt worden, so dass man daraus wohl schliessen kann, dass auch diese Urne zur Kategorie der Gesichtsurnen gehört. Uebrigens sind in der Nähe von Neukrug, 2 Meilen in nordöstlicher Richtung, schon im Kreise Karthaus bei Ober-Prangenau, 2 Urnen ausgegraben worden, die, gut erhalten, alle Kriterien darbieten, die die Bezeichnung „Gesichtsurnen" rechtfertigen. Im Auftrage der genannten Herren werden diese Gegenstände als Geschenk für die Sammlung des Vereins überreicht, ein werthvoller grosser Bronzering und ein zu einer Ritterrüstung gehöriges Metallstück zum Verkauf ausgelegt.

(16) Herr **Virchow** spricht, unter Vorlage des Fundes, über die Auffindung einer

gerippten Bronzecyste, mit Schmuck gefüllt, bei Primentdorf.

Unter den prähistorischen Kunstgegenständen haben ein ganz besonderes Interesse erregt die sogenannten Cysten oder Eimer von Bronze. Ihr eigentliches Gebiet ist das alte Etrurien, wo sie vielfach in den Grabkammern aufgefunden sind, meist gefüllt mit Gegenständen des weiblichen Schmuckes. Auch das Berliner Museum besitzt eine Reihe derartiger Schmuckcysten (Friederichs Antiquarium. 1871. S. 21.) Von ihnen verschieden sind sowohl in Form, als Ausführung meist cylindrische Gefässe, häufig mit grossen Bügeln zum Tragen und mit einer Reihe erhabener Ringe oder Rippen versehen, welche in regelmässigen Abständen und in paralleler Anordnung die Aussenwand zieren. Diese Cysten haben die Gestalt moderner Eimer. Man kannte sie längere Zeit nur aus Ländern diesseits der Alpen. So hat Herr Lindenschmit (Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Bd. II. Heft III. Taf. 5) Eimer dieser Art aus der Gegend von Mainz (Fig. 7) und aus einem Grabhügel von Luttum bei Verden in Hannover (Fig. 8) abgebildet; er erwähnt, dass allein bei Luttum und Nienburg 5 Stück davon aufgefunden worden sind. Die von Hallstadt sind noch zahlreicher und durch die Beschreibung des Freiherrn v. Sakken genügend bekannt geworden.

Trotzdem wurde erst bei Gelegenheit des Congresses von Bologna die allgemeine Aufmerksamkeit der Archäologen auf den Werth dieser Gefässe gelenkt. In den Necropolen von Marzobotto und von der Certosa waren solche gerippte Bronzecysten zu Tage gekommen und zwar sonderbarerweise als Aschen- oder genauer Bein-Urnen. Sie enthielten die gebrannten und zerschlagenen Knochen der Todten. Im Beisein der Congressmitglieder wurde eine prächtige Cyste dieser Art mitten im Schiff der in der Certosa stehenden Kirche freigelegt, und wir hatten volle Gelegenheit, sie in natürlicher Lage zu sehen und die Entleerung ihres Inhaltes zu beobachten. Eine Abbildung einer solchen Cyste findet sich in dem officiellen Bericht (Congrès international de 1871. p. 243. Fig. 1). Der Graf Conestabile hat damals ihre Bedeutung hervorgehoben und im Einverständniss mit den Herren Cavedoni und Gozzadini sich dahin ausgesprochen, dass sie einer localen Industrie angehören, welche von der Latiums und Central-Etruriens verschieden und dem circumpadanischen Etrurien eigenthümlich gewesen sei. Nur eine einzige Cyste war damals in den Gräbern der Certosa ohne Knocheninhalt gefunden; sie zeichnete sich zugleich durch vollkommenere Ornamente aus.

Seitdem hat Herr Lindenschmit (Alterthümer Bd. III. Beilage zu Heft I.

1871. S. 8) diese Gefässe, in Verbindung mit anderen Bronzevasen des Nordens, von Neuem besprochen und mit Recht ihre Bedeutung für die Entscheidung der Frage nach der etruskischen Heimath vieler nordischen Bronzen hervorgehoben. Besonders eingehend hat ferner Herr Bertrand (Révue archéologique. 1873. Nouv. Série. Vol. XXV. p. 361. Pl. XII et XIII) darüber gehandelt und die Hauptformen abgebildet. Er sieht in ihnen die Erzeugnisse eines hyperboräisch-celtischen Kunstfleisses, der später durch die Gallier in das circumpadanische Etrurien eingeführt und dort heimisch gemacht sei. Er erwähnt aus Frankreich einen Grabeimer von Monceau-Laurent, commune de Magny-Lambert, und einen wahrscheinlich auch aus einem Grabe stammenden von Gommeville (Côte-d'Or), und citirt dann die Funde von Grauholz bei Bern, Eyggenbilsen bei Tongern, die deutschen, österreichischen und norditalischen Funde, unter letzteren schon 5 ältere, vor der Aufdeckung der Gräberfelder von Marzobotto und Bologna gemachte. Seine Ansicht geht dahin, sie dem 4. Jahrhundert Rom's, ungefähr dem Jahre 350 vor unserer Zeitrechnung zuzuschreiben, — eine Ansicht, gegen welche der Graf Conestabile (Sovra due dischi in bronzo antico-italici. Torino 1874. p. 72) gegründete Bedenken erhebt. Er bringt namentlich einen Bericht des Hrn. Zannoni über die Gräber der Certosa bei (p. 87), aus welchem hervorgeht, dass neuerdings in Bologna zwei in Form und Verzierung identische Cysten gefunden sind, deren Muster mit dem der Cyste von Magny-Lambert und zum Theil mit dem der einen von Hallstadt übereinstimmt, dass jedoch die Cystenfunde überhaupt den ältesten Theilen bolonesischer Gräberfelder angehören. Dass diese aber um mehrere Jahrhunderte weiter rückwärts zu setzen sind, als die Annahme des Hrn. Bertrand zulässt, wird wohl von der Mehrzahl der Archäologen zugestanden werden.

Ich will endlich noch bemerken, dass ausser einem Funde von Panstorf bei Lübeck, den ich jedoch nicht näher kenne, meines Wissens ein gerippter Bronzeeimer niemals östlich von der Elbe ausgegraben worden ist. Unser Museum besitzt sehr schöne Bronzeurnen aus diesem Gebiet. Ich erwähne ausser der bekannten Urne von Gnevikow bei Ruppin (II. 1733. v. Ledebur, Das Königliche Museum. S. 95. Taf. IV.) ein solches Gefäss von Bornim bei Potsdam, dessen Bügel mit einem Engelskopfe versehen ist (II. 5664), ein grosses ovales Gefäss mit mächtigen winkeligen Griffen, das wie frisch gegossen aussieht, von Höckericht im Kreise Ohlau, Schlesien (II. 324. v. Ledebur. S. 47. Taf. IV), ein anderes hohes und schlankes Bronzegefäss mit kurzen Griffen von Münsterwalde bei Marienwerder, Westpreussen (II. 3264) und ein grosses, weitbauchiges Gefäss mit schrägherablaufenden, etwas gewundenen Rippen von Zerbst (Sachsen) nebst einem anderen (II. 4248 und 4249). Allein keines dieser Gefässe gehört genau in die hier behandelte Kategorie, und es konnte daher scheinen, als habe die Elbe das Gebiet der quergerippten Bronzeeimer scharf abgegrenzt. Da auch in den scandinavischen Ländern meines Wissens nirgends ein solcher Eimer entdeckt worden ist, so erhielt diese Auffassung noch eine gewisse Verstärkung.

Um so mehr war ich überrascht, als ich vor wenigen Wochen ein vorzügliches Exemplar eines Bronzeeimers, der in jeder Beziehung mit den bisher bekannten zusammengehört, aus der Provinz Posen erhielt. Der glückliche Finder des Gräberfeldes von Zaborowo, Hr. Thunig übersandte mir dasselbe mit folgendem Bericht vom 19. Mai:

„Ich liess gestern in Primentdorf auf einem Stück Lande, welches zum Obrabruchwiesen-Meliorationsverbande gehört und von mir in Acker umgeschaffen worden ist, sogenannte Grabebeete machen. Bei Gelegenheit dieser Arbeitsausführung wurde von einer Arbeiterin ein im höchsten Grade interessanter Fund gemacht. Es wurde

dort in einer Tiefe von 2 Fuss in sogenanntem Quell- oder Seesande ein kleiner 20 Cm. hoher und im Durchmesser 21 Cm. haltender, kunstvoll gearbeiteter, nicht gelötheter, sondern genieteter, mit zwei spiralig gedrehten beweglichen Henkeln versehener Bronze-Eimer gefunden. Dieser Eimer ist mit einem eisernen Deckel versehen gewesen. Letzterer war aber vom Rost dermaassen angegriffen, dass er bei der Zutageförderung des Eimers in sandartigen Staub zerfiel. Im Eimer selbst fanden sich folgende Gegenstände vor:

1) ein kunstvoll gearbeiteter, runder Bronzegegenstand, in Form eines Diadems und zum Oeffnen und Zumachen, wie ein Schlüsselhaken eingerichtet. Die äussere Peripherie dieses Gegenstandes passt genau in das Innere des Eimers.
2) ein achtfach spiralig aufgewundenes, mit Gravirungen versehenes Bronzeblech. Vielleicht Armband?.
3) die Hälfte eines ebensolchen Gegenstandes (Armbandes) in drei aneinanderpassenden Stücken.
4) vier egal grosse Bronze-Tragenieken.
5) zwei Bronzenadeln, die unten platt, schneckenartig aufgewunden sind. Leider haben meine Leute von beiden Nadeln die Spitzen abgebrochen.
6) ein eisernes Aextel. Auch dieses ist vom Rost so zerfressen, dass dss Oehr beim Abwaschen zerbröckelt war.

„Weiter befand sich nichts in diesem Eimer. Die heutigen Nachgrabungen förderten nur einige Urnenscherben zu Tage. Diese beweisen indess Nichts; denn in einer Entfernung bis circa $^1/_2$ Meile vom Obrabruch oder vom Primenter-See findet man keinen Sand, gleichviel ob derselbe als Acker, Wiese, Hutung oder Wald benutzt wird, der nicht mit Urnenscherben vermengt wäre. Ja, auf den trocken gelegenen Wiesen und Hutungsflächen dürfte es in der That schwer fallen, einen Maulwurfshaufen zu finden, der nicht Urnenscherben enthielte. Ich bin schon längst der festen Ueberzeugung, dass gerade der Maulwurf der Hauptzerstörer der unter der Erdoberfläche enthaltenen Urnen ist. Als Curiosum will ich noch anführen, dass alle meine Leute in Primentdorf behaupteten, der Eimer und sein Inhalt seien nicht alt, sondern einem Kupferschmidt gestohlen und dort verborgen worden. Und in der That, wenn man von der Zerstörung des eisernen Eimerdeckels durch Rost und von der schönen Patina, mit welcher der Eimer überzogen ist, absieht und nur die Bronzegegenstände betrachtet, so wird man versucht zu meinen, sie gehörten einer neueren Zeit an."

Diese Versuchung ist nach dem früher Angeführten nicht gross: es kann auch nicht der mindeste Zweifel darüber sein, dass es sich hier um einen sehr alten Fund handelt, und dass die Gegenstände desselben von weither eingeführt sind.

Ich erinnere hier zunächst daran, dass, wie ich in den Sitzungen vom 13. Januar 1872 und 10. Mai 1873 des Näheren dargelegt habe, in der Nähe von Zaborowo und zwar an der westlichen Seite des Primenter Sees ein grosses Gräberfeld liegt, welches Urnen mit Knochenresten und neben ihnen allerlei Geräthurnen aus Thon in reichster Menge enthält. Mancherlei andere Funde, namentlich seltene Bronzen, eigenthümliche Steine, besonders die von mir als Eier- und Käsesteine bezeichneten, einzelne eiserne Geräthe, sind damals schon beschrieben worden. Zaborowo selbst, oder wie jetzt die Domäne genannt worden ist, Unterwalden, stösst fast unmittelbar an die Stadt Priment, welche am Nordende des Sees gelegen ist; zwischen beiden verläuft der Kanal, welcher zu dem grossen Entwässerungssystem des Obra-Bruches gehört. Letzteres erstreckt sich in der Richtung von Osten nach Westen in grosser Breite und nähert sich der schwacherhöhten Stelle, auf welcher die Stadt Priment liegt, sehr beträchtlich. Sehr wahrscheinlich ist daher in dieser Gegend von jeher der

Uebergang von dem östlichen Ufer und den weiter zurückgelegenen Theilen der jetzigen Provinz Posen gewesen, da das Obra-Bruch vor der Anlegung der Entwässerungs-Kanäle ein fast ganz unpassirbares Sumpfland dargestellt hat. Oestlich stösst wiederum fast unmittelbar an die Stadt Priment die Gemeinde Primentdorf, welche schon auf dem östlichen Ufer des Sees liegt.

Soweit ging meine Kenntniss der Situation und ich bat daher Hrn. Thunig, mir die Fundstellen genauer zu bezeichnen und wenn möglich, noch weitere Nachforschungen in der Nähe veranstalten zu lassen. Die Antwort ging dahin, dass Letzteres schon geschehen, jedoch ausser Urnenscherben nichts gefunden sei. Nur sei zu erwähnen, dass zur Zeit, als der Südkanal geschlagen wurde, in der Nähe und zwar in der untersten Torfschicht Goldbarren, eingeschlossen in ein verwittertes Drahtgitter, gefunden seien. Was die Fundstelle selbst betreffe, so ziehe sich längs des Obra-Bruches (also östlich von Primentdorf) ein sanft abgedachter, niedriger, diluvialer Höhenzug fort, und etwa 300 Schritt von dem Rande desselben entfernt, auf einem Grundstücke, der Gorwal genannt, habe der Eimer gelegen. Diese Stelle bilde eine schwache insularische Hervorragung im Obra-Bruche. Etwa 300 Schritte nordöstlich von da liege das Propsteifeld, auf welchem ein Weg sei, der mit Urnenscherben förmlich gepflastert wäre.

Auf eine erneute Anfrage wegen der Goldbarren berichtete Hr. Thunig, der Südkanal sei 1857 von Neudorf bis Sniaty aufwärts ausgehoben. Bei dieser Aushebung sei man in der Nähe von Ciemyn auf die Barren gestossen. Man habe circa 50 Stück, alle von gleicher Grösse und Form, gefunden; jedes sei etwa 6 Zoll lang, in der Mitte etwas dicker, als an den Enden, letztere vollständig rund, dagegen der übrige Theil dreiseitig mit abgerundeten Kanten gewesen. Der Arbeiter, welcher diess aus eigener Anschauung wisse, gebe die Dicke in der Mitte zu 1, an den Enden zu $^1/_2$—$^3/_4$ Zoll an. Jedes Stück sei mit einem grünlichen Ueberzuge versehen gewesen. Sie hätten unterhalb der Torfschicht auf dem Seesande, etwa 3—4 Fuss tief unter der Oberfläche gelegen. Ganz in der Nähe hätten ganz kleine Pferdehufeisen und Ueberreste von einem Wagen gelegen; beides aber so verwittert, dass es an der Luft alsbald zerfallen sei. [1]) Ausserdem meldete Hr. Thunig noch, dass er bei Urbarmachung des Gorwal, kaum 20 Schritte von der Stelle entfernt, wo die Bronzesachen lagen, selbst ein ganz kleines Pferdehufeisen gefunden habe, welches aber gleichfalls gänzlich in Roststaub zerfiel.

Es wird nach diesen Mittheilungen wohl nicht ausgemacht werden können, falls nicht weitere und unerwartete Thatsachen hinzukommen, ob zwischen dem Gräberfelde von Zaborowo und dem Bronzeeimer vom Gorwal irgend ein Zusammenhang bestanden habe, und noch weniger, ob der Goldfund von Ciemyn irgend etwas damit zu thun hat. Immerhin werde ich versuchen, was sich etwa weiter ermitteln lässt. Nur das möchte ich hervorheben, dass ein so grosses Gräberfeld allerdings eine grössere Bevölkerung und zwar eine sesshafte voraussetzt, und dass in Bezug auf die Bronzen des Gräberfeldes bis jetzt nichts vorliegt, was gegen eine Beziehung derselben zu den in dem Bronzeeimer enthaltenen spricht.

Für jetzt wissen wir ganz bestimmt, dass dieser Eimer keine gebrannten Gebeine enthielt und auch zu keinem Grabe gehörte, sondern die

---

[1]) Ich habe später von Herrn Landrath v. Unruhe-Bomst, welcher die Goldstangen selbst gesehen hat, erfahren, dass dieselben in den Besitz des verstorbenen Herrn v. Czarnecki auf Rakowitz, des Grundeigenthümers der betreffenden Bruchfläche, übergegangen sind und wahrscheinlich nicht mehr existiren. Herr v. Unruhe beschreibt sie als gleichmässige Gussstangen.

Eigenschaft einer Schmuckcyste zeigt und sich den Moorfunden anschliesst. Er steht also seiner Eigenschaft nach den eigentlichen etrurischen Cysten näher, als man nach den sonst diesseits der Apenninen gemachten Erfahrungen vermuthen durfte. Andererseits zeigt er, wie ein grösserer Theil anderer Moorfunde, einen Reichthum des Inhaltes, welcher es kaum als zulässig erscheinen lässt, anzunehmen, dass er zufällig versunken sei. Vielmehr wird man wohl annehmen müssen, dass er, gleich vielen andern Bronzefunden, absichtlich in der Erde oder im Sumpfe verborgen worden ist.

Den ebenso prägnanten, als bezeichnenden Beschreibungen des Hrn. Thunig habe ich noch Einiges hinzuzufügen:

A. Der Eimer (20 Cm. hoch, 21,5 im Lichten weit) zeigt im grössten Theil seiner äusseren Oberfläche ein glänzendes, wie lackirtes, mehr blass- oder graugrünes Aussehen. Nur am oberen Umfange fehlt diese Patina, indem hier überall rauhe und zum Theil recht dicke braunrothe, an mehreren Stellen glänzende Schichten von Eisenrost aufsitzen, welche beim Klopfen leicht abspringen und dann zuweilen den ursprünglichen Metallglanz des Gefässes hervortreten lassen. Derselbe Rost sitzt auch an vielen Stellen der Henkel oder Bügel, welche dem Rande aufgelegen haben, und an den Oesen, in welche die Bügel eingehängt sind. Der umgelegte Rand des Eimers und einzelne Theile der Oesen sind von der chemischen Zerstörung mit ergriffen und eingesprungen, in kleinen Theilchen auch abgesprungen. Indess sind diese Verluste glücklicherweise so geringfügig, dass sie auf die Gesammtform des Eimers nicht den geringsten Einfluss ausüben. Wo die Patina mit einer Feile heruntergenommen wird, da erscheint ein tiefgelber, schwach in's Röthliche schimmernder Metallglanz. Innerlich sind die Verhältnisse ungefähr dieselben. Nur ist die Patina weniger ausgebildet und an vielen Stellen ist die Oberfläche durch grüne feinkörnige Ansätze rauh. Offenbar sind an diesen Stellen kohlensaure Sickerwässer eingedrungen, denn gerade an der Seite, wo dieser Bronzerost am stärksten ist, findet sich auch im Grunde des Eimers eine dicke Lage von Eisenrost, welche den Boden und einen Theil der Seitenwand bedeckt.

Dass dieser Eisenrost zum grossen Theile von dem eisernen Deckel herstamme, der nach der Angabe des Hrn. Thunig den Eimer geschlossen hat, ist höchst wahrscheinlich. Wenigstens habe ich unter den mir übersendeten Eisentrümmern kein Stück auffinden können, welches deutlich die doch wahrscheinlich platte und dünne Beschaffenheit eines Deckels verriethe. Möglicherweise stammt ein Theil des am Boden des Gefässes aufgehäuften Rostes von der im Eimer aufgefundenen Axt her, deren Stielende sehr defekt ist; offenbar ist die Axt anderen Einflüssen ausgesetzt gewesen, da sich an vielen Stellen ihrer allerdings stark verrosteten Oberfläche blaue Anflüge von phosphorsaurem Eisen vorfinden. Aehnliche blaue Färbungen sitzen auch stellenweise am Grunde des Eimers.

Es giebt aber noch eine dritte Quelle für den Eisenrost, namentlich für die Beschläge der Randtheile des Eimers. Bei einer genaueren Betrachtung ergiebt sich nämlich, dass unter dem nach aussen umgelegten Rande sich Ringe von starkem Eisendraht befinden. Die einzelnen Strähnen desselben besitzen an den besser erhaltenen Stellen 2—3 Mm. Dicke. Sie sind sehr stark mit Rost überzogen, auch sehr brüchig, aber doch an vielen Stellen noch so weit erhalten, dass man mit der Feile deutlich erkennbare Schliffflächen von blaugrauem Glanze erzielen kann. Wie viele solcher Drähte unter dem Rande liegen, ist nicht recht zu erkennen; mindestens sind überall zwei vorhanden.

Der cylindrische Theil des Eimers, die ganz senkrechte Wand, besteht aus einem einzigen Stücke starken Bronzebleches, dessen gerade abgeschnittene

Enden auf der einen Seite, gerade unter dem Ansatze der Henkel, dicht über einander gelegt und durch Bronzenägel fest zusammengehalten sind. Die Seitenwand ist mit 11, in ziemlich gleichmässigen Abständen von einander stehenden, parallelen Reifen oder Rippen besetzt, von denen die unterste unmittelbar am Boden, die oberste dicht unter dem umgelegten Rande sich befindet. Jede Rippe bildet eine flachrundliche Hervorragung von etwa 6 Mm. Basalbreite und von etwa 2 Mm. Höhe; ihr entspricht innen eine breite Furche. In dem Zwischenraum zwischen je zwei Rippen liegt jedesmal, und zwar nicht überall in gleicher Entfernung von den beiden Rippen, bald etwas höher, bald etwas tiefer eine Linie von feinen, dicht an einander stossenden, erhabenen Punkten, denen auf der inneren Fläche gleichfalls feine Grübchen entsprechen.

Die erwähnten Nägel oder Niete sitzen immer in einem Zwischenraum, also auf einer punktirten Linie. Es sind ihrer demnach 10, von denen jedoch der oberste zugleich als Befestigungspunkt für den mittleren Theil der Oese dient. Die 9 unteren haben sehr breite, ganz platte, dicht anliegende Köpfe von etwas unregelmässig runder Form und verschiedener Grösse; ihr Durchmesser schwankt zwischen 9 und 12 Mm. Die Köpfe auf der Innenwand treten viel stärker hervor, sind dagegen ungleich kleiner; ihr Flächendurchmesser variirt zwischen 6 und 8 Mm., ihre Dicke beträgt 1 bis 1,5 Mm. An mehreren Stellen ist das Blech der Wand etwas nach innen um den Nagelkopf aufgeworfen, woraus man schliessen darf, dass die Nägel von aussen eingetrieben worden und dann erst durch Hämmern abgeplattet worden sind.

An denjenigen Nägeln, durch welche die Oesen befestigt sind, jederseits 3 an der Zahl, scheint das umgekehrte Verfahren eingehalten zu sein. Wenigstens liegen hier die grösseren und platten Köpfe an der Innenwand, während die kleineren und dickeren aussen hervorstehen. Auch erscheint an einzelnen das Blech innen etwas vertieft.

Der im Allgemeinen horizontale und nur ganz schwach nach innen convexe Boden ist in der Art mit der Seitenwand verbunden, dass letztere an der untersten Rippe scharf umgebogen und gegen die unter sie eingreifende Bodenplatte angedrückt ist. Der Rand steht in Folge davon um 5—7 Mm. tiefer als die Bodenplatte, welche bei aufrechter Stellung die Erde nicht ganz erreicht. Der umgelegte Theil ist nicht nur etwas ungleich in der Höhe, sondern auch in Beziehung auf die Dichtigkeit der Anlegung des umgebogenen Saumes. Auch sieht man auf den nächsten Abschnitten des Bodenstückes eine Reihe seichter, sich in verschiedenen Richtungen kreuzender Vertiefungen, wahrscheinlich die zurückgebliebenen Zeichen der angewendeten Hammerschläge. Es ist eine nicht ganz saubere Arbeit.

Das gleichfalls starke Bodenstück selbst hat, von unten her betrachtet, folgende Einrichtung: Zunächst nach aussen ist ein Ring von etwa 25 Mm. Radial-Durchmesser, in der natürlichen Höhenlage des Bodenstückes. Dann folgt ein von innen nach aussen hervorgetriebener Ring von 22 Mm. Radial-Durchmesser, welcher eine platte. um 1—1,5 Mm. vorspringende Erhöhung bildet. An einer Stelle sieht man, scheinbar hervorgebracht durch einen ungeschickten Hammerschlag, an der Grenze des ersten und zweiten Ringes einen kleinen, halbmondförmigen Bruch oder Sprung. Alsdann folgt ein dritter innerer Ring von 40—42 Mm. Radius, der wieder in dem gewöhnlichen Niveau liegt. Endlich im Centrum befindet sich eine stark vertiefte, nach innen fast knopfförmig vorspringende, runde Vertiefung von 10 Mm. Durchmesser, umgeben von 3 gleichfalls vertieften, concentrischen Ringen, von denen jeder 2 Mm. Radialdurchmesser hat und von dem benachbarten durch schmale Zwischenräume getrennt ist, welche bis in das Niveau der gewöhnlichen Bodenfläche hervortreten.

Alle diese Zeichnungen wiederholen sich an der Innenfläche, natürlich in umgekehrter Gestalt.

Dagegen giebt es aussen an der, übrigens mit sehr schöner und dicker Patina überzogenen Bodenfläche noch einzelne Erscheinungen, die innen nicht zu bemerken sind. Zunächst unregelmässige Vertiefungen, welche ich sämmtlich für Hammereindrücke halten muss, ganz besonders stark an dem breiteren Innenring. Sodann etwas ungeschickt angelegte Einritzungen, welche mit derselben Patina, wie der übrige Boden, überzogen, also unzweifelhaft alt sind. Es sind diess radiale Striche oder Strahlen in dem breiten inneren und in dem äussersten Ringe. In dem inneren Ringe zähle ich ihrer 14: sie sind in etwas unregelmässigen Abständen von dem innersten concentrischen Ringe bis zu dem breiteren erhabenen Aussenringe gezogen; einige ganz fein und oberflächlich, andere etwas breiter und tiefer. An einzelnen derselben sieht man ganz feine Längsriffe, an anderen ganz feine und dichte Querriffchen, so als wenn ein scharfes Instrument mit nicht ganz glatter Fläche oder mit nicht gleichbleibendem Druck sie hervorgebracht hätte. Es entsteht so eine Art von Sonnenbild, ohne dass ich jedoch behaupten möchte, dass dies die Absicht des Verfertigers gewesen wäre. — Die Striche in dem äusseren Ringe correspondiren keineswegs mit den inneren, obwohl sie dieselbe Richtung haben. An einer Stelle stehen 5 in Abständen von etwa 5 Mm. von einander, an einer andern 3, an zwei anderen 4. Die Hammereindrücke erschweren es sehr, sie zu erkennen, und ich will nicht dafür stehen, ob nicht noch mehrere solcher Stellen vorhanden waren.

Dass der obere Rand umgelegt ist und zwar über starken Eisendraht, ist schon gesagt. Dicht unter ihm, und zwar an dem obersten Zwischenrippenraum sind die zwei Henkelösen befestigt, die eine gerade über der Reihe der Nietnägel, die andere auf der entgegengesetzten Seite. Jede Oese besteht aus einem starken drehrunden Bronzedraht von 4—5 Mm. Dicke, der in der Mitte und an seinen zwei Enden, welche scharf abgeschnitten und platt sind, durch je einen Nagel befestigt ist. Zwischen je zwei Befestigungspunkten erhebt sich der Draht in Form einer einfachen Schlinge (schlangenförmig) über den Rand, um hier das Ende eines Bügels aufzunehmen.

Jeder der beiden Bügel bildet einen flachen, sehr regelmässigen Bogen. Er ist in der Mitte am dicksten, fast 7 Mm., verjüngt sich allmählich gegen die Enden, greift dann mit einer schnellen Krümmung durch die Oese, und ist jenseits derselben so weit zurückgebogen, dass sich dieses Stück dem eigentlichen Bogen anlegt, ein Aushaken also unmöglich ist. Die Spitze endlich ist abgeplattet und wieder nach aussen eingebogen, so dass das ausserhalb der Oese befindliche Stück stark an den bekannten Vogel- (Schwanen-) Eindruck gewisser alter Bronzen erinnert. Der mittlere dickere Theil des Bügels ist bis auf eine Entfernung von 45 Mm. von der Oese mit dichten schrägen Spiralfurchen besetzt, so dass er wie gedreht aussieht; die äusseren Abschnitte sind glatt, jedoch mit einer gewissen Zahl unregelmässiger Längsflächen versehen und dadurch stellenweise von fast polygonalem Querschnitt, also offenbar gehämmert. Ich füge noch hinzu, dass an den spiraligen Theilen des Bügels die erhabenen Linien ziemlich breit sind, und theils einen scharfen, theils einen breiten Rücken zeigen, woraus zu folgen scheint, dass die Feilung, vermittelst welcher die Spiralfurchen hervorgebracht sind, aus freier Hand ausgeführt ist.

Das Mitgetheilte wird zur Genüge darthun, dass der beschriebene Bronzeeimer sich den schon bekannten gerippten Eimern nicht nur anschliesst, sondern dass er auch mit einzelnen derselben eine höchste Uebereinstimmung des Details darbietet. Man braucht nur die Tafeln des Hrn. Bertrand zu durchmustern, um sofort zu sehen, dass einer der Eimer von Hallstadt (Pl. XIII. Fig. 9) mit unserem Eimer

vom Gorwal verwechselt werden könnte, wenn der erstere noch die intercostalen Punktreihen besässe, welche ein anderer, freilich nur mit einem Bügel versehener Eimer von Hallstadt (Pl. XIII. Fig. 11) allerdings zeigt. Nächstdem kommen die Eimer von Eyggenbilsen (Fig. 4) und die von Luttum und Pansdorf (Fig. 6 et 7), welche sämmtlich ähnliche Oesen mit zwei Henkeln besitzen und, soviel ich aus den Abbildungen ersehen kann, auch ähnliche gepresste Zeichnungen des Bodenstückes. Indess scheinen hier die Bügel überall glatt zu sein, so dass die Uebereinstimmung unseres Eimers mit dem zuerst genannten von Hallstadt, der gleichfalls zwei mit Spiralwindungen versehene Bügel besitzt, um so auffälliger hervortritt.

Verschieden davon sind die mir bekannten italienischen, schweizerischen und französischen gerippten Eimer, insofern bei ihnen blosse Griffe oder Handhaben an den Eimern sitzen, welche ziemlich tief am Umfange der Seitenwand befestigt sind. Diess gilt von denen von Marzobotto und Bologna und ebenso von denen von Magny-Lambert (Bertrand Pl. XII. Fig. 1) und von Grauholz (ebendaselbst Fig. 3). Indess ist diese Differenz doch nicht zu hoch zu veranschlagen, da auch in Hallstadt ein solcher Eimer (Pl. XIII. Fig. 8) gefunden ist, welcher überdiess mit denen von Magny-Lambert und zweien von Bologna in Muster und Ausführung ganz übereinstimmt.

Herr Genthe, welcher in seiner neuesten verdienstlichen Schrift (Ueber den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden. 1874. S. 21) die gerippten Eimer an die Spitze seiner Betrachtungen stellt, hat daher — nicht mit Unrecht — diese zwei Klassen mit einander vereinigt und die gesammten Funde, wie seine Vorgänger[1], zusammengestellt. Wenn nun das Gebiet dieser Funde durch unsern Nachweis weit nach Osten, bis über die Oder hinaus gerückt ist, so ist damit eine neue Thatsache gewonnen, welche die von mir früher, namentlich in der Sitzung vom 6. December 1873 ausgeführte Ansicht bestätigt, dass auch bei uns, wie im Gebiete des Rheines und der Weser, ein vom Süden ausgehender Import von Bronzewaaren stattgehabt hat, denn es ist wohl unzweifelhaft, dass wir es hier nicht mit dem Erzeugnisse einer einheimischen Industrie zu thun haben. Die Herstellung der grossen Tafeln von dünnem Bronzeblech, die daran befindliche gepresste Arbeit, die Technik des Nietens und Umlegens des Bronzebleches, die feine Hämmerung und die Ciselirung der Bügel deuten auf eine hoch entwickelte Gewerbsthätigkeit, welche man fast im modernen Sinne als Fabrikthätigkeit bezeichnen könnte. Da, wo eine solche Fabrikation möglich war, musste ein grosser Absatz, ein ausgebreiteter Handel vorhanden sein.

Es ist ferner in Betracht zu ziehen, dass die geringe Ausdehnung, in welcher an diesen Eimern eigentlicher Guss in Anwendung gekommen ist, der Mangel einer Löthung, ja die ganze Ausstattung und die vielfache Anwendung des Hammers auf eine weit zurückgelegene Epoche der südlichen Fabrikation hinweisen. Vorläufig haben wir in Griechenland gar keine Anhaltspunkte dafür; in Italien kommen wir bis zum 4., vielleicht sogar bis zum 8. Jahrhundert vor Christi Geburt, ehe wir analoge Produkte antreffen. Wollte man dagegen einwenden, dass trotzdem diese Eimer römisches Fabrikat gewesen sein könnten und erst in einer viel späteren Zeit eingeführt seien, so muss ich dagegen anführen, dass noch nirgends in unzweifelhaft römischen Stätten ähnliche Eimer nachgewiesen sind. Wir werden daher die Eimer als Zeugnisse der archaischen Kunst ansehen müssen.

[1]) Ich möchte hier darauf aufmerksam machen, dass Vaudrevanges (Wallerfangen) bei Saarlouis auf deutschem (preussischem) Gebiete liegt und nicht, wie Hr. Genthe (S. 137) anzunehmen scheint, zu Frankreich gehört.

Ob damit die Annahme eines direkten etruskischen Handels bis zu unseren Gegenden hin in einer so frühen Zeit dargethan ist, muss ich vorläufig dahingestellt sein lassen. Unzweifelhafte Merkmale führen vorläufig nur bis Hallstadt, auf dessen Bedeutung ich schon wiederholt aufmerksam gemacht habe. Hallstadt, im alten Noricum gelegen und aller Wahrscheinlichkeit nach eine celtische Ansiedelung, mag allerdings einen grossen Transithandel entwickelt haben. Indess sprechen doch zahlreiche Thatsachen dafür, dass daselbst auch eine sehr entwickelte Localindustrie bestanden hat, die freilich ihre Muster wohl nicht, wie Hr. Bertrand vermuthet, nach Oberitalien eingeführt, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach von da bekommen hat. Immerhin ist für den schon früher von mir angetretenen Beweis einer alten Handelsstrasse von der Donau zur Oder und Weichsel ein neues wichtiges Argument gewonnen.

B. Der sehr reiche Inhalt des Eimers hat an sich keine für uns neue Form gebracht. Sein Werth scheint mir hauptsächlich darin zu bestehen, dass er die chronologische Fixirung gewisser, in unserem Nordosten viel verbreiteter Schmucksachen gestattet. Ich halte mich in der Besprechung an die von Hrn. Thunig gewählte Zahlbezeichnung:

1) ein mit erhabenen Windungen in entgegengesetzter Richtung versehener Halsring (Torques) von 20,5 Cm. Durchmesser aus Bronze mit mattgrüner, schöner Patina. Es ist einer von jenen Ringen, deren technische Herstellung durch nachträgliche Drehung eines kantigen Metallstabes Hr. Schwartz nachgewiesen hat. Die einzelnen Windungen sind hoch und scharf. Man unterscheidet 7 Knotenpunkte, von denen aus jedesmal nach zwei Richtungen hin entgegengesetzte Windungen ausgehen. Der Ring ist so gut erhalten, dass er noch bequem geöffnet und mit seinen hakenförmig gebogenen Enden geschlossen werden kann.

2—3) Zwei aus einem gleichfalls noch vollständig federnden und fast überall noch gelbglänzendem Bronzeband von 8 Mm. Querdurchmesser bestehende Armringe. Der eine ist gebrochen, der andere ganz unversehrt. Letzterer hat 8 Umgänge und eine Gesammthöhe von 68 Mm. Die innere Seite des Bandes ist durchweg vertieft, die äussere vorgerundet; zugleich zeigt diese eine, wenngleich nicht sehr zierliche, so doch gefällige Verzierung, in welcher Gruppen von geraden Strichen gewisse Abtheilungen begrenzen, innerhalb deren kurze Schrägstriche in linearer Aufreihung angebracht sind. In jeder Abtheilung finden sich zwischen den Reihen der Schrägstriche, der Mittellinie entsprechend, je 3 rundliche Grübchen, welche eingepresst sind, und denen daher auf der Rückseite kleine Vorsprünge entsprechen. Die anderen Zeichnungen sind eingravirt.

4) Vier sehr schwere und starke Bronzeringe, 10,5 Cm. im queren, 9,2 Cm. im geraden Durchmesser, mit einer in dem letzteren Durchmesser gelegenen Oeffnung. Sie gehören zu jener zweifelhaften Gruppe, die man bald als Arm- oder Fussringe, bald als Gewandverzierungen deutet. Sie bestehen aus einer gebogenen, plattrundlichen Bronzestange, deren äussere Oberfläche 3 tiefe Cannellirungen trägt. Die Enden sind an der Oeffnung scharf abgeschnitten und an der äusseren Seite mit je 3 tiefen Querfurchen versehen.

5) Zwei Bronzenadeln von 24 Cm. Länge, am Ende in eine schöne flache Spirale von $5^3/_4$ Windungen gelegt. Die Spirale hat 40 Mm. im grössten Durchmesser. Das Stück der Nadel, aus welchem die Spirale gebildet ist, hat eine grössere Stärke und ist vierkantig; es ist so aufgerollt, dass jedesmal auf der Fläche der Spirale eine scharfe Kante hervortritt. Der freie Theil der Nadel ist rund, aber etwas auf der Fläche gebogen.

6) Eine kleine eiserne Axt mit rundem Stielloch, dessen hintere Umgrenzung

abgebrochen ist. Das Stielloch hat einen Durchmesser von 20 Mm., das Blatt ist 82 Mm. lang, am Stiel 20 Mm. breit und 8 Mm. dick. Die Schneide ist leicht gerundet, an einem Ende etwas ausgebrochen, ursprünglich wahrscheinlich 45 Mm. breit. Die Form des ganzen Werkzeuges ist daher eine mehr längliche und schmale; die obere Kante fast gerade, die untere etwas stärker gekrümmt. Dicker Rost bedeckt alle Theile.

Das Vorkommen von Eisen bei einem Bronzefund gilt bei uns gewöhnlich als ein Anzeichen einer späteren Zeit. Die Erfahrungen des skandinavischen Nordens werden in dieser Beziehung meist ohne Kritik auf unsere Verhältnisse übertragen. Wenn es aber unzweifelhaft ist, dass auch in Oberitalien Eisen schon in der ältesten historischen Zeit im Gebrauche war, so wird es gewiss nichts Auffälliges an sich haben, zu meinen, dass auf demselben Wege, auf welchem südliche Bronzegeräthe zu uns gelangten, auch eiserne Geräthe eingeführt wurden. Für die Frage der einheimischen Eisenfabrikation wird dadurch ja nichts entschieden.

Sitzung am 11. Juli 1874.

Vorsitzender: Hr. Virchow.

(1) Als neuaufgenommene Mitglieder werden proklamirt:

Herr Legationsrath Humbert zu Berlin.

Herr Kreisphysikus Dr. Jacob in Coburg.

(2) Der Vorsitzende legt das Programm der vom 14. bis 17. September d. J. in Dresden stattfindenden Generalversammlung der deutslhen anthropologischen Gesellschaft vor.

Herr Hans Hildebrand, Secretair des am 7. August in Stockholm zusammentretenden internationalen Congresses für prähistorische Anthropologie und Archäologie, hat an den Vorsitzenden allerlei geschäftliche Mittheilungen für die am Congresse theilnehmenden Mitglieder gelangen lassen.

(3) Den Wünschen des Vorstandes der Gesellschaft entsprechend, hat die Königliche Akademie der Wissenschaften dem Afrikareisenden Hrn. Joh. Mar. Hildebrandt die Summe von 2000 Thalern behufs Studiums der Galaländer in Ostafrica bewilligt.

(4) Der Aufruf des Vorstandes (Sitzung vom 14. März d. J.) wegen Beschaffung des Materials zur prähistorischen Kartographie hat vielfache Anregungen gegeben. So hat Hr. Schwartz für die Provinz Posen einen besonderen Aufruf erlassen und sich zur Zusammenstellung der dortigen Fundstellen bereit erklärt.

Herr v. Levetzow zu Gr. Wubiser bei Morin in der Neumark schreibt Folgendes:

Auf der hiesigen Feldmark sind mehrfach Kegelgräber aufgedeckt worden, deren Steinkisten die Scherben von Urnen enthielten, welche leider verworfen sind. In einer Urne fand sich ein Ring von Bronce in der Grösse eines Trauringes, welcher in meinem Besitze ist. Das Grab lag rechts an dem Wege von hier nach Morin nicht weit vom Dorfe.

Ferner wurden am Wege von hier nach Kl. Wubiser bei Vertiefung des Grenzgrabens mit einigen Urnenscherben gefunden: 1) ein sog. Spiralzierrath, 2) zwei ovale, nicht geschlossene Ringe von 6½ Cm. Längen- und 5½ Cm. Breitendurchmesser, 3) eine Nadel mit starkem Oehr von 10 Cm. Länge, alle Gegenstände von Bronze.

Am Wege von Latzkow nach Müggenburg in dem Königl. Forst wurde endlich ein vorzüglich erhaltener und besonders sauber und zierlich gearbeiteter Dolch von Bronze ausgegraben, welcher sich, wie die vorher genannten Gegenstände, gleichfalls in meinem Besitze befindet.

In Bellin bei Bärwalde N. M. wurde bei der Werbung von Feldsteinen ein Opfer- oder Begräbnissplatz, wahrscheinlich aus germanischer Zeit entdeckt, welcher Urnen verschiedener Grösse und zahlreiche gut erhaltene und sauber gearbeitete Gegenstände von Bronze, als Arm-, Fuss- und Kopf-Spangen, Heftel, Knöpfe, Messer, eine Lanzenspitze u. s. w. enthielt. Der Platz lag links am Wege von Bellin nach Stölpchen, ungefähr auf der Hälfte des Weges. Die Gegenstände sind im Besitz des Fräuleins von Kahle zu Bellin. Alte wendische Burgwälle finden sich mehrfach, z. B. bei Kl. Mantel am See.

Sogenannte Wendenfriedhöfe sind oft, z. B. hier, in Gossow u. s. w. aufgedeckt worden und haben Urnen verschiedener Grösse und einzelne Gegenstände von Bronze, als Spindeln etc. und von sehr verrostetem Eisen geliefert.

(5) Herr Resident **Riedel** zu Gorontalo auf Celébes hat 25 vortreffliche Photographien von Indonesiern eingeschickt. Ein Theil davon wird in dem Atlas des Hrn. Dammann veröffentlicht werden.

(6) Herr **Pigorini** übersendet ein Blatt der Gazzetta di Parma mit Nachrichten über die

Terramaren von Casaroldo und Castione.

Er berichtet darin, dass, entsprechend einem von dem internationalen Congresse zu Bologna ausgesprochenen Wunsche, die italienische Regierung die Terramare von Casaroldo di Samboseto in der Gemeinde Busseto angekauft habe, um sie der Nachwelt zu erhalten. Neuere Untersuchungen haben im Grunde sowohl dieses Hügels, als der Terramare von Castione Pfahlbauten nachgewiesen.

Herr **Virchow**, indem er darauf hinweist, wie wünschenswerth es sei, auch bei uns für die Erhaltung ausgezeichneter Denkmäler der Vorzeit Sorge zu tragen, macht besonders aufmerksam auf den zwischen Halle a/S. und Merseburg gelegenen

Bornhök,

welchen er am 30. Mai besucht hat. Es ist diess ein etwa 50 Fuss hoher, ganz und gar künstlich ausgeschütteter, kegelförmiger Hügel von fast spitziger Gestalt, der sich auf einer weiten Ebene zwischen den Dörfern Gröbers (Eisenbahnstation) und Lochau, weithin sichtbar, erhebt. Schon vor längerer Zeit soll König Friedrich Wilhelm IV. in die Basis desselben einen Stollen haben eintreiben lassen, ohne dass etwas Besonderes gefunden sei. Nachher hat ein benachbarter Gutsbesitzer das Recht erworben, den Hügel im Laufe von 40 Jahren abzufahren, um mit der guten Erde seine Felder zu düngen. Gegenwärtig ist schon mehr als die Hälfte weggefahren, aber der Rest bildet noch eine höchst imposante Ruine. Ja, durch das Abtragen ist ein mächtiges Profil blossgelegt, welches die Art des Auftrages bequem zu übersehen gestattet. Eine Reihe abwechselnder, sehr mächtiger Lagen von schwarzer, torfiger und von gelber, lehmiger Erde, entsprechend den Bodenverhältnissen der Nachbarschaft, ist so übereinander geschichtet, dass jede Lage vom Rande her niedrig beginnt und gegen die Mitte hin bis zu einer Dicke von 5—10 Fuss anwächst. An mehreren Stellen sind die Schichten durch Anhäufungen grosser Geröllsteine unterbrochen. Menschliche Ueberreste scheinen gar nicht gefunden zu sein, dagegen sammelte der Vortragende aus den tieferen Schichten einzelne Knochen vom Schwein und Rind. Der Name Bornhök (der an Bornstädt, Bornhövd anklingt) bedeutet wohl Brennhöhe oder Brandhügel, und es muss angenommen werden, dass der Hügel als ein Opferplatz, vielleicht auch in Kriegszeiten als ein Platz zu Feuersignalen gedient hat. Nach den Knochen von Hausthieren zu urtheilen, muss ein sesshafter Stamm

ihn errichtet haben. Jedenfalls ist er das grösste Denkmal dieser Art in unseren Landen.

(7) Herr **Ascherson** übergab einige Bruchstücke

thönerner Gefässe aus der Libyschen Wüste,

deren Masse durch die eingemengten grossen Kalkspathkrystalle an die mancher Thongeschirre von prähistorischen Funden erinnert. Dieselben kamen ihm während der Rohlfs'schen Expedition zur Erforschung der Libyschen Wüste zuerst in der Nähe des Brunnens Keraui, 1⅔ Tagereisen östlich von der Oase Faráfreh vor und glaubte er sich berechtigt, sie wegen ihrer Structur für Reste der Gebrauchsgegenstände älterer Bevölkerungen zu halten. Indess war Vortragender sehr erstaunt, in der genannten Oase diese Thongeschirre, namentlich als Wassergefässe, noch jetzt in Gebrauch zu finden. Besonders waren auf dem Begräbnissplatze von Faráfreh, wo auf den Gräbern häufig Gefässe aufgestellt sind, die an gewissen dem Andenken der Todten gewidmeten Tagen gefüllt werden, fast nur Geschirre von dieser Masse zu finden. Vortragender hat diese rohen Töpferei-Erzeugnisse indess nur in dieser kleinen, von nur ca. 80 Familien bewohnten, von keinem grösseren Verkehr berührten Oase angetroffen. In Dachel und Chargeh hat die keramische Industrie bereits einen weit höheren Standpunkt erreicht, und geben ihre Erzeugnisse, namentlich die porösen, als Wasserkühler dienenden Thonkrüge (Gullah's) denen des Nilthals wenig nach.

(8) Hr. **Le Coq** übergiebt einen von Hrn. G. von Overbeck schon vor Jahren mitgebrachten, sehr gut gearbeiteten, in Kamtschatka zum Todtwerfen von Vögeln benutzten Pfeil mit steinerner Spitze als Geschenk für die Gesellschaft.

(9) Herr **Bartels** spricht

über einige der Alsener ähnliche Gemmen.

Es ist Ihnen bekannt, dass im November 1871 unserer Gesellschaft von Hrn. Professor Beyrich ein mit roh eingeschnittenen Figuren verzierter Stein übergeben wurde, der sich bei Sonderburg auf Alsen unter der Erde gefunden hatte: die sogenannte Gemme oder der Runenstein von Alsen.

Sie erinnern sich ferner, dass uns vor Kurzem ein Schreiben des Hrn Professor Engelhardt in Kopenhagen zuging, worin wir auf eine Arbeit des Professor Stephens aufmerksam gemacht werden, welche derselbe im ersten Hefte der Aarböger for Nordiske Oldkyndighed og Historie veröffentlicht hat. Er beschreibt darin zwei der unsrigen ganz ähnliche Gemmen, welche sich im nordischen Museum in Kopenhagen befinden, und er liefert uns damit den Beweis, dass wir in der Alsener Gemme nicht, wie wir bisher annehmen mussten, ein Unicum besitzen. Die in unserer Bibliothek nicht vorhandene Publikation liegt uns durch die Freundlichkeit unseres Herrn Vorsitzenden heut zum ersten Male vor.[1])

Ich wollte mir nun erlauben, Ihre Aufmerksamkeit noch auf zwei dieser Gruppe von Kunstwerken angehörige Exemplare zu lenken, welche bereits seit einer längeren Reihe von Jahren hier in Berlin öffentlich ausgestellt sind, aber meines Wissens in unserer Gesellschaft bisher noch nicht besprochen wurden.

Bekanntlich befindet sich im obersten Stockwerk des Königl. neuen Museums die Abtheilung für Kleinkünste oder die sogenannte Kunstkammer. Der kleinste der

---

[1]) Tre „Barbarisk-Classiske" Gemmer, fundne i Danmark. Af Prof. George Stephens, a. a. O. S. 50—56 mit 7 Holzschnitten.

vier hierzu gehörigen Säle, der Sternsaal, ist zur Aufbewahrung kirchlicher Alterthümer bestimmt. In demselben sind freistehend auf Postamenten zwei Reliquarien aufgestellt. Das kleinere von diesen, Nr. 236, ist bezeichnet als „reich mit Gemmen verziertes Reliquarium aus dem 14. Jahrhundert". Es ist in Form einer kleinen gothischen Kirche in Holz gearbeitet, ringsherum mit Tempera-Heiligen bemalt und am Dach und den vier Seitenwänden, wie ja schon die Bezeichnung sagt, in reichster Weise mit einer grossen Anzahl grösserer und kleinerer Gemmen geschmückt. Diese Gemmen sind sämmtlich in edlem Stile gearbeitet bis auf zwei und diese beiden eben sind es, über die ich mir erlauben wollte, vor Ihnen zu sprechen.

Die grössere befindet sich an der vorderen Schmalseite des Reliquariums. Es ist, soweit meine mineralogischen Kenntnisse reichen, ein Sardonyx, in den drei menschliche Figuren von rohester Zeichnung ganz flach hineingeschnitten sind; zwei dieser Figuren sind durch einen langen, spitzen Kinnbart als männliche gekennzeichnet. Die dritte ist unbärtig, über ihr Geschlecht bleibt man aber bei der Unvollkommenheit der Zeichnung völlig im Unklaren. Die Körper sind durch ein langgestrecktes Dreieck, Arme und Beine je durch einen geraden Strich gebildet. Die Füsse sind durch einen angesetzten kleinen Querstrich angedeutet. Ich gebe Ihnen hier die Abbildung umher. Es sind jedoch dem Zeichner die Figuren alle zu dick gerathen, wie Sie hier an diesem, allerdings auch nicht vollkommenen Gypsabguss sehen können. [1]) Die drei Personen haben sich die Hände gereicht und scheinen nach oben zu blicken, nach zwei Gegenständen, welche über ihnen in der Luft schweben. Es sind diese vollkommen identisch mit den Gebilden auf der Alsener Gemme, welche zuerst für Binderunen gehalten wurden und dem Stein den Namen gaben. Es hat, wie Sie wissen, später Herr v. Ledebur die Vermuthung ausgesprochen, dass diese Dinge Vögel vorstellen sollten und diese Deutung erscheint mir auch für den eben besprochenen Stein die wahrscheinlichste.



Vergleichen wir nun diese vier Gemmen mit einander, so fällt uns sofort die fast vollständige Uebereinstimmung in der Darstellung und in der Art der Ausführung auf. Ueberall haben wir dieselbe Zahl und Anordnung der Figuren; überall dieselbe primitive Rohheit der Zeichnung. Es ist immer wieder derselbe Gegenstand, in fast derselben Weise dargestellt. Auf der kleinen Kopenhagener Gemme fehlen die in der Luft schwebenden Gebilde gänzlich; auf der grösseren finden sich statt der Vögel zwei Gegenstände, welche wie die Zweige eines Baumes, Palmen- oder Tannenzweige, aussehen. Ich kann mich aber dem Eindruck nicht verschliessen, dass diese Zweige aus den Vögeln nur durch Hinzufügung zweier Seitenstriche entstanden, also eine Vervollkommnung der Vögel sind.

Herr Professor Engelhardt vermuthet, dass es sich bei diesen Gemmen um die barbarische Nachbildung eines klassischen Originals handelt. Ich glaube aber, man kann noch weiter gehen und behaupten, dass sie sämmtlich von demselben Meister gearbeitet, oder doch wenigstens aus derselben Kunstwerkstätte hervorgegangen sind. [2]) Es ist dann die grosse gegen die anderen als ein Fortschritt anzusehen, da die Vögel, wie wir sahen, zu Palmenzweigen ausgebildet sind. Den grössten Fortschritt haben wir aber auf der Alsener zu constatiren: denn auf dieser hat der Künstler die Figuren ganz bedeutend belebt, indem er durch die geknickte Zeichnung der Beine der ganzen Gruppe die tanzende Bewegung gab.

---

[1]) Die erwähnten Fehler sind auf den beigegebenen Holzschnitten vermieden.

[2]) Wie ich aus der mir bisher dem Wortlaute nach unbekannten Arbeit von Stephens ersehe, spricht er hierüber dieselbe Ansicht aus.



Gestatten Sie mir, meine Herren, noch einige Bemerkungen über die zweite Gemme. Sie ist an der hinteren Schmalseite des Reliquariums angebracht und in Lapis lazuli in derselben flachen, unvollkommenen Weise, wie die vorher besprochenen, eingeschnitten. Sie unterscheidet sich aber in manchen Beziehungen von den vorigen. Schon der Charakter der Zeichnung ist ein wenig anders, wenn auch nicht minder roh und primitiv. Auch sind hier nicht drei, sondern nur zwei Figuren dargestellt. Dieselben bieten beide die Profilansicht dar, stehen aber in verschiedenem Niveau, so dass die eine sich etwas höher befindet als die andere. Eine ist wieder durch den spitzen Kinnbart als Mann gekennzeichnet. Sie haben sich die zugekehrten Hände gereicht nnd halten mit denselben gemeinsam ein Gebilde, das man wohl für einen Zweig ansehen muss. Er ist denen ähnlich, die auf der grossen Kopenhagener Gemme dargestellt sind, jedoch sind die kleinen Seitenzweige auf der vorliegenden sehr viel kürzer gehalten. Vielleicht ist der Vorgang auch so anzusehen, dass die eine Person aus der Hand der anderen den Zweig erhält. Einige kurze Fortsätze, welche von dem Kopfe der einen Figur ausgehen, sehen wie eine Krone aus. Mitten an dem Beine der einen Figur ist durch Ausspringen des Steines ein unförmliches Knie entstanden.

Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass auch für dieses Kunstwerk ein klassisches Original vorgelegen hat und ich möchte wohl glauben, dass es sich um eine Victoria handelte, welche dem Krieger die Siegespalme überreicht. Das antike Modell ist aber weder für diese, noch für die vorher besprochenen vier Gemmen bis jetzt bekannt geworden, und auch unter den in der hiesigen Königl. Gemmensammlung ausgestellten Originalen und Gypsabgüssen habe ich keine einzige Darstellung finden können, welche man mit einiger Wahrscheinlichkeit für das Vorbild derselben ansprechen könnte.

Ueber die Herkunft unserer beiden Gemmen weiss man nichts Bestimmtes; auch diejenige des Reliquariums ist unbekannt. Aher wäre sie es auch nicht, so würde sich hieraus jedenfalls doch nichts Sicheres über den Ursprung unserer Gemmen folgern lassen, da, wie wir sahen, ja auch eine Menge Gemmen von der besten klassischen Arbeit an dem Reliquarium angebracht sind. Die Geistlichen nahmen eben zur Ausschmückung ihrer Heiligenschreine alle Edelsteine, welche sie bekommen konnten.

Aber sowohl die Alsener Gemme, als auch die beiden Kopenhagener und damit auch die aus derselben Werkstatt stammende grössere Berliner Gemme werden wir wohl bestimmt als nordische Arbeiten anzusehen haben. Denn die drei ersten sind im Gebiete des alten nordischen Reiches in der Erde gefunden worden, nämlich zwei bei der berühmten alten Abtei Roeskilde auf der Insel Seeland und die dritte bei Sonderburg. [1]) Bei der grossen Aehnlichkeit der Arbeit wird dann aber wohl auch die kleinere Berliner Gemme als aus derselben Gegend stammend betrachtet werden müssen. Bei fernerer Untersuchung von Reliquarien und ähnlichen Alterthümern wird es vielleicht gelingen, noch mehr dieser Gruppe angehörige Kunstwerke aufzufinden.

(10) Herr **Friedel** spricht

über Gnidelsteine.

---

[1]) **Stephens** glaubt durch altnordische Goldbrakteaten, welche römischen Münzen nachgebildet sind, beweisen zu können, dass diese Gemmen etwa in das vierte oder fünfte Jahrhundert n. Chr. zu setzen sind.

Unter den aus der heidnischen Vorzeit überkommenen Steingeräthen befinden sich nicht selten, neben Steinen in Rollen- oder Walzenform, solche in Form vollkommener oder mehr oder weniger abgeplatteter und gedrückter Kugeln, ferner ogivale, konische, birnförmige Steine, die flachkugeligen bisweilen mit zwei nicht ganz durchgehenden Löchern oder auch nur mit einer seichten Vertiefung auf einer Seite versehen, Steine, deren Deutung den Archäologen, Ethnologen und Anthropologen seit jeher Schwierigkeiten bereitet. Diese Steine im Gewicht von ca. 1/4 bis 2 Pfd. sind theils künstlich bearbeitet, theils rein natürliche Steine, Geschiebe, Gerölle, wie sie in unseren Sand- und Kieslagern, Bächen, Flüssen, Meeren vorkommen. Auch diese natürlichen Steine wird man nämlich in gewissem Sinne als Geräthe ansprechen, wenn sie theils in Grabstätten oder Urnen oder mit künstlicheren Geräthen in vorgeschichtlichen Wohnstätten, wie es der Fall ist, immer wiederkehren.

Man sieht in diesen Steinen je nach ihrer Grösse und Form und je nach der individuellen Anschauung des Sammlers Amulette, Symbolsteine, Gewichte, Behausteine, Schleudern, Reibe- und Mahlsteine, Kornquetscher und Glättsteine.

Jeder Beitrag also, der wenigstens einen Theil dieser Sachen, für deren Bedeutung im Haushalt des vorgeschichtlichen Menschen schon die Häufigkeit des Vorkommens spricht, aufklären hilft, wird festzuhalten sein.

Dies ist die Bedeutung derjenigen Suite von Steinformen, meist flachkugelig oder halbkugelig und mit einer oder zwei Vertiefungen versehen, in die eben die Fingerspitze passet, die ich unter dem plattdeutschen Namen Gnidelsteine (hochdeutsch Glättsteine) kurz zusammenfasse. [1])

Aus dem Gedächtniss der lebenden Generation fast entschwunden, finden sich hie und da in dörfischen und städtischen Haushalten dunkelgrüne, fast schwarze Glasklumpen, von der Gestalt eines flachen Kugelabschnittes vor, welche auf der runden Seite glatt sind und hier deutliche Beweise eines schleifenden und polirenden Gebrauchs zeigen, während sie auf der platten Seite eine wenig tiefe, innen etwas rauhe, kreisrunde Vertiefung haben (Durchmesser des Glases auf der platten Seite 5 bis 9 Cm., der Vertiefung 1 bis 2 Cm., der grössten Höhe des Kugelabschnitts 2 bis 4 Cm.). Diese Gnid- oder Gnidel-Steine spielten eine nicht unwichtige Rolle in der Hauswirthschaft und sind aus der letzteren, wie so viele andere Geräthschaften, Sitten und Gebräuche erst durch den modernen Industrialismus verdrängt worden, der mittelst der Maschinen- und Kapitalskraft so massenhaft und so billig producirt, dass er selbst die privateste Hauswirthschaft allmählig beseitigt.

Nach dem Mestorf'schen Bericht (Corr. Bl. 1874. S. 30) sind dgl. Glassteine bekannt von den Färöer, Norwegen, Schweden, Nordschleswig, Holstein, Hannover, wo sie zum Auspressen der Nähte in der Leinwand-, Tuch- und Pelzkleidung benutzt wurden. Herr Chr. P. Hansen in Keitum auf Sylt theilt mir mit, dass die „Glidstijner“ noch jetzt auf Sylt in alten Häusern, doch wohl nicht mehr zum Gebrauch vorkommen, wie er (im 1. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts geboren) überhaupt nie Gelegenheit gehabt habe, deren Anwendung zu sehen. Fig. 1 stellt einen Glättstein der Hansen'schen Sammlung, der zu den grössten bekannten gehört, dar.

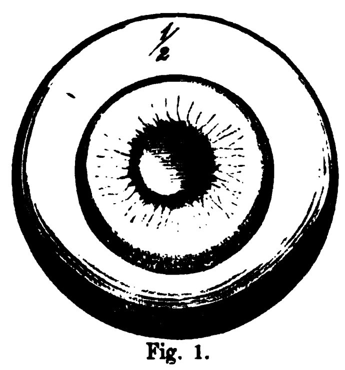


Fig. 1.

Der Mestorf'sche Bericht fordert auf zu untersuchen, in wiefern sich der Gebrauch der Gnidsteine

[1]) Auf nordfriesich Gnidjalstian, auf Sylterfriesich Glidstijner genannt. Daneben kommt plattdeutsch „Gliersteen“, friesisch „Glüürstijn s. v. w. Glanzstein als Benennung vor.

noch weiter erstrecke. In Süddeutschland und Oesterreich solle derselbe unbekannt sein. [1])

Ich bin nun in der Lage, das Gebiet dieses merkwürdigen Geräths in gläserner Gestalt auf zwei neue Provinzen, Pommern und Brandenburg, auszudehnen, wie es auch nur eine Frage der Zeit sein wird, dass man sie in Mecklenburg feststellt.

Anfang Mai d. J. sah ich sie in Stralsund und Greifswald, vor Kurzem, durch Hrn. Dr. Voss darauf hingewiesen, auch unter Funden der jedem Berliner denkwürdigen Stelle von Kohlhasenbrück bei Potsdam.

Herr Budach, Besitzer einer kleinen, aber merkwürdigen Sammlung von nordischen Alterthümern in Greifswald, besitzt ein ganzes und zwei beschädigte Exemplare aus der Stadt und hat den Gebrauch der Glasglätter selbst noch in seiner Jugend (vor 40 bis 50 Jahren) in Neuvorpommern gesehen. Man gab namentlich dem zu Schürzenzeug bestimmten, selbst gewebten und blau gefärbten Hauslinnen damit Glanz, indem man sich dabei einer einfachen Vorrichtung (Fig. 2) bedienten. —

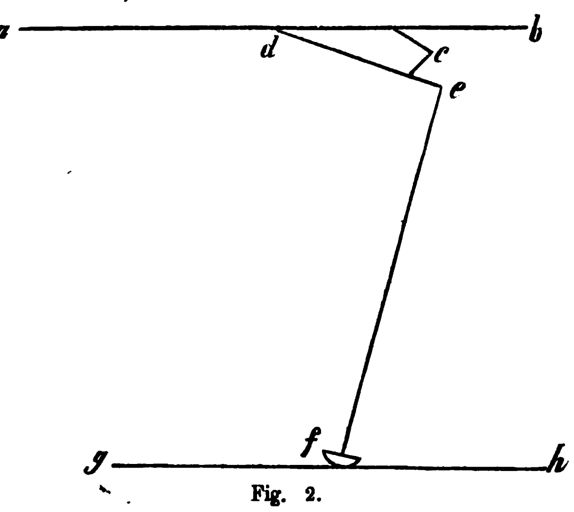


Fig. 2.

An der Zimmerdecke *ab* befand sich eine eiserne Feder *c*, unter derselben ein Brett *de* und hieran eine Stange *ef*, welche bei *f* in die Vertiefung der platten Seite des Gnidelsteins passte. Letzterer wurde nun auf einer Tischplatte *gh* mit Kraft hin und hergeschoben, so dass er dem auf *gh* liegenden Schürzenzeug Appretur verlieh.

Sehr merkwürdig ist es nun, dass diese gläsernen Gnidelsteine unter den jüngst ausgegrabenen Resten des alten Handelsemporiums Birka, des schwedischen Vineta's, aufgefunden sind, dessen Untergang in die letzten Kämpfe des dortigen Heidenthums, in die 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts fällt; deshalb besonders merkwürdig, weil Glassachen und Glasreste aus heidnischer Zeit im Norden (zum Norden rechnen wir hier Norddeutschland mit) so selten sind und über die erste Einführung sowohl wie

---

[1]) D. d. Kiel den 4. Juli 1874 schreibt Frl. J. Mestorf mir: „Die Frage beschäftigte mich diesen Winter und es gelang mir, zwei Gnidelsteine aus verschiedenen Districten Holstein's für unser Kieler Museum zu erwerben, wie wir deren bereits mehrere aus Schleswig (ohne Angabe der Herkunft) besassen. In Holstein benutzen die alten Bauer- uud Bürgerfrauen sie hier und dort noch zum Pressen der Nähte und als Stopfsteine (d. h. als Unterlage beim Stopfen der Leinwand oder Strümpfe). Brieflich wurde mir die Mittheilung, dass der Gnidelstein auch am linken Elbufer, z. B. in Stade, bekannt sei. Eine ältere Dame von dorther hatte sich nicht gewundert, dass man denselben in Gräbern [z. B. 1871 in norwegischen Gräbern der jüngeren Eisenzeit] findet, indem es in ihrer Jugend noch Brauch gewesen sei, alle Nähgeräthschaften, welche zur Anfertigung des Sterbekleides gedient hätten, mit in den Sarg zu legen, weil damit nicht ferner für Lebende gearbeitet werden dürfe. (Dass auch in Holstein noch jetzt hie und da der Kamm, womit der Todte gekämmt, in den Sarg gelegt wird, ist bekannt.) Ein Glättstein in Bügeleisenform wurde dem Museum in diesem Winter gebracht, angeblich aus Hannover." —

über die erste Anfertigung von Glas im Norden alle alten Nachrichten zu schweigen scheinen.

Ist es zuverlässig, dass die in Birka nicht weniger gefundenen Glasperlen dort in Schweden verfertigt seien, so erscheint die Möglichkeit, dass auch die Gnidelsteine aus Glas dort verfertigt sind, unterstützt. Jedenfalls verlohnt es sich, diesem eigenthümlichen Apparat nach allen Völkern und Ländern hin weiter nachzuspüren.

Der im Königl. Museum zu Berlin befindliche gläserne Gnidelstein (Nr. I. 2384), von ähnlicher Form, nur kleiner wie Fig. 1, ist äusserst verwittert und bekundet hierdurch schon sein hohes Alter. Nach dem Bericht des Frhrn. v. Ledebur (Die Alterthümer-Funde bei Kohlhasenbrück. Sitzung des Vereins für die Geschichte Potsdams vom 28. Sept. 1864. Mitth. II. Theil. 1866. S. 23 und Fontane, Wand. durch die Mark Brandenburg. III. S. 354 u. 452) scheinen die dortigen Fundstücke der Eisenperiode und zwar der spätesten Zeit und damit jener Gnidelstein also der Epoche vor Albrecht dem Bären, etwa der Zeit anzugehören, aus welcher die Gnidelsteine von Birka stammen, vielleicht wiederum einer der mehrfach festgestellten Züge, welche Norddeutschlands Cultur mit der Skandinaviens zur Bronze- und Eisenzeit verbunden haben.

Als Stopf- und Nähsteine dienen in Neuvorpommern diese Glasstcine, die beiläufig so wenig beachtet werden, dass sie in den Sammlungen zur Zeit äusserst selten sind, noch jetzt; im Allgemeinen bedient man sich aber in Pommern, Mecklenburg und Brandenburg als Stopf- und Nähsteine auf dem Lande natürlicher runder platter Steine; in den Städten dienen gegenwärtig dazu bereits rundliche Kissen, welche in einem festen Einsatz von Leder oder Pappe gefügt und mit Sand gefüllt sind, auch (z. B. in Berlin) noch den Namen Nähsteine, gleichsam in Erinnerung an das Steinalter, an die Zeit führen, wo einfache Steine dem gröberen Handgebrauch genügten. Auch die gläsernen Gnidelsteine haben, weil eben nur aus Glas, nicht aus Stein gefertigt, den Namen „Steine“ mit Unrecht, hierin einem weit verbreiteten völkerpsychologischen Gesetz folgend, wonach das Surrogat, der vertretende Gegenstand häufig den Namen des vertretenen annimmt.

Dergleichen rohe Gnidelsteine, granitische Geschiebe, besitze ich von der bekannten Fundstätte von Ralswiek auf Rügen. Wie sie, scheinen in ähnlicher Weise verschiedene der aus der Stein- und Bronzezeit herrührenden Steine theils freihändig, theils unter Benutzung eines in ein Loch eingefügten Holzgriffes gebraucht worden zu sein. Namentlich machen mir die Nähte der Lederbekleidungen (ungegerbte Hirsch- und Rindshaut), die man in Torfmooren findet und die theilweise der Bronzezeit angehören (vgl. die Sammlungen von Kopenhagen, Kiel, Hannover, Dublin) den Eindruck, als wenn sie, nachdem das Leder, um es gefügiger zu machen, an den Säumen nass gemacht worden, in solcher Weise ausgepresst und ausgeglättet worden sind.

Unter den Steinen aus den belgischen Renthierhöhlen, also der paläolithischen Epoche angehörig, wie solche im Brüsseler Museum verwahrt werden, scheinen mehrere zum Glätten und Pressen von Fellen gebraucht worden zu sein. Unter neolithischen Geräthen mag hierhin gehören Fig. 32 von Worsaae's Nordiske Oldsager, Ausg. von 1859 und Nr. 14 von Nilsson's Steinalter, Ausg. von 1869. War die Steinkugel ganz durchbohrt (wie bei Klemm, German. Alterthumskunde Taf. XI. Fig. 8), so steckte man einen Stock als Welle oder Axe hindurch, fasste die Enden mit beiden Seiten und liess dann den Gnidelstein wie ein Rad wirken. Einen aus hartem Stein gefertigten Gnidelstein mit seichtem Loch auf einer Seite in Form und Grösse den gläsernen ähnlich, habe ich selbst 1869 auf Sylt gefunden und dem Königl. Museum zu Berlin geschenkt. — In der Sammlung des Herrn Stadtgerichts-

rath **Rosenberg** in Berlin befinden sich zwei ähnliche Steine, einer von **Rügen**, der andere in der Familie des Hrn. Directors **Wilhelm Schwartz** (Mitsammlers der Nordd. Sagen) vererbt. Im British Museum bemerkte ich einen halbkugeligen Gnidelstein (ohne Loch, also nur mit der Hand geführt) von St. Clements auf Jersey und einen dgl. (ca. 3³/₄" lang, 3" breit und 2" hoch) „found on the site of ancient huts at Holyhead (Anglesea)", 1868 geschenkt von W. **Owen Stanley**. Eben hierher bin ich geneigt einen schön geglätteten halbkugeligen egyptischen Stein zu rechnen, der in Alexandrien ausgegraben und von Mr. **Peace Pratt** 1852 in die eg. Abth. des brit. Museums geschenkt worden ist, um so mehr, als er mit einem vollständigen und einem theilweise erhaltenen, aus weicherem Stein gefertigten Instrument zusam-

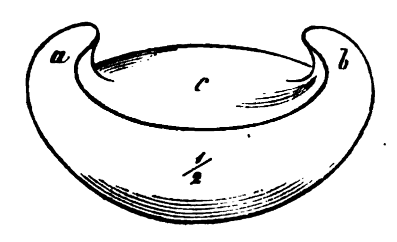


Fig. 3.

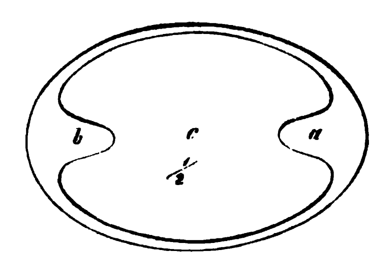


Fig. 4.

men gefunden ist, Instrumenten, die eine Anzahl von Längsvertiefungen haben und vielleicht Flachsbrecher gewesen sind. Fig. 3 gibt eine Skizze des Steins von der Seite, Fig. 4 seine Grundlinien von oben gesehen. Bei *c* ist er ausgehöhlt, um einen Griff aufzunehmen, welcher durch die vorspringenden Hörner *a* und *b* noch mehr Halt bekommt.

Für den weitverbreiteten Gebrauch der **gläsernen** Gnidelsteine spricht auch ihre Erwähnung in den Kindermärchen, wo namentlich die Augen von Hexen, Kobolden, Ungeheuern, Schlangen, Drachen u. s. w. mit ihnen direct verglichen werden. Ein bekanntes sylter Hexenlied beginnt mit den Worten:

„Gleesooge seet üp Stinkenbarig
En glüüret en de Daageruad"
(„Glasauge sass auf dem Steinchenberg
Und stierte in das Morgenroth".)

Die Hexe hat hier von dem mit dem stieren Glanz ihres Auges verglichenen gläsernen Gnidelstein ihren Namen, überhaupt wird man eher an die letzteren, nicht etwa an die modernen künstlichen Glasaugen, zu denken haben, wo alte Sagen und Märchen von stieren gläsernen Augen und dgl. erzählen.

Beachtenswerth ist es ferner, dass die Gnidelsteine im Norden hie und da als plattrunde Bälle von **hartem Holz** mit Handhabe vorkommen, auch hier wiederum trotz des andern Stoffes „Steine" genannt.

In dieser Form haben sie sich in den mitteleuropäischen Gebirgsländern bis weit in die österreichischen Staaten hinein noch jetzt erhalten, nur dass sie aus dem Eingangs ausgeführten Grunde meist ihrem Gebrauch als Glättsteine untreu geworden und ausschliesslicher auf ihre vorher erwähnte, mehr secundäre Anwendung als Näh- und Stopfsteine im Lauf der Zeiten beschränkt worden zu sein scheinen. Es geht durch unsere mitteleuropäischen Bergländer ein Culturzug hindurch, der auch in dem felsigen Norwegen wiederkehrt und den ich soeben im fernsten Westen Europa's, in den Berglanden Irlands nicht minder bestätigt gefunden habe, dass im Gebirge die

Kunst des Holzschnitzens und die Vorliebe für diese Kunst überall verbreitet und besonders volksthümlich ist, ungleich mehr als in irgend welchem Flachlande. Man hat deshalb von jeher dort trotz des zur Hand liegenden Steinmaterials viel mehr Geräthschaften für Haus- und Feldwirthschaft aus Holz gefertigt und gewissermassen in diesem Material erfunden, als dies in den Ebenen geschehen ist. Wenigstens scheint solches für die Scandinaven, Germanen und Kelten nachweisbar zu sein.[1])

So findet man denn den Gnidelstein in hölzerner Gestalt im Harz, in Thüringen, Bayern, Schlesien, Böhmen, Tyrol u. s. w. — In den Badeörtern unserer Gebirge, wo Holzschnitzereien für den Gebrauch der Kurgäste seit alter Zeit angefertigt werden, nimmt der Gnidelstein auch zierliche, für die zarten Finger unserer Damen berechnete Formen an, wie Sie aus diesem, von hartem Buchsbaum geschnitzten Exemplar von Landeck (Grafschaft Glatz) ersehen, ein zierliches Instrument (6,5 Cm. Durchm., 2 Cm. hoch, Durchm. der Höhlung 1,5 Cm., Länge des in die Höhlung passenden Griffs), das gleichwohl nichts ist, als eine verfeinerte Ausgabe eines in der nordischen Vikingerzeit bereits aus Glas, in noch weit entlegenerer Vorzeit aber aus Stein verfertigten oder durch einen natürlichen Stein ersetzten Hausgeräths der primitivsten menschlichen Cultur.

Ist es den vereinten Bemühungen, hauptsächlich unserer Gesellschaft, gelungen, in verhältnissmässig kurzer Zeit die bis dahin dunkle Frage der Glätt- und Schlittknochen aufzuklären und deren Verbreitung über einen grossen Theil von Europa festzustellen, so dürfen wir wohl hoffen, dass uns dasselbe bezüglich der Gnidelsteine ebenfalls gelingen werde.

Sie, meine Herren, um Ihre Mitwirkung nach dieser Seite hin zu ersuchen, ist hauptsächlich der Zweck meiner Mittheilung gewesen.[2])

Herr **Lecoq** bemerkt hierzu, dass ein ähnlicher, wie der vom Vortragenden (Fig. 2) gezeichnete Apparat mit einer marmornen Halbkugel zum Glätten des Glanzpapiers noch jetzt in den Papier-Fabriken gebraucht werde.

(11) Herr **Virchow** erstattet Bericht über die am 21. Juni

nach Wildberg und Neu-Ruppin unternommene Excursion.

(Hierzu Taf. XI.)

Die diesjährige Excursion der Gesellschaft, obwohl, wie gewöhnlich, nur auf

---

[1]) **Es** gibt für diese Erscheinung verschiedene Erklärungen: Der plastische Sinn, welcher allen Bergbewohnern wegen ihrer vorzugsweise „plastischen“ Umgebung (Felsbildungen, groteske Steine etc.) eigen sein soll. Ferner das vorzügliche Holzmaterial, indem namentlich in den rauheren und alpinen Regionen die Bäume theils härteres Holz bekommen, als in der Ebene, theils durch andere Arten mit besonders zähen Wurzeln und Aesten, die zum Schnitzen und Drechseln sich vorzüglich eignen (vgl. Pinus pumilio) ersetzt werden u. dgl. mehr.

[2]) Nachträglich theilt mir Herr Senator Lübbe in Wilster (West-Holstein) mit, dass in seiner Gegend die rundlichen Feuerstein-Knollen, die sich als Geschiebe in den Ablagerungen des Geestlandes am Rande der Marsch finden, wie von jeher so noch heut Gnidelsteine genannt werden. Es bestätigt auch dies meine Vermuthung, dass man vor der Einführung der tief in das Mittelalter zurückreichenden gläsernen Glättsteine ähnlich geformte aus natürlichem Stein (namentlich Feuerstein) zum Glätten gebraucht hat. Hinsichtlich der Orthographie schreibt mir Dr. Voss, dass wohl besser Knidelstein zu schreiben sei, da das Wort knideln (knüdeln) im Plattdeutschen gebräuchlich sei, auch wohl das Hochdeutsche knittern, knillen etc. daran anklinge. Vgl. z. B. röge, schwedisch röka, plattd roken, hochd. rauchen. — Ich muss die Entscheidung den Germanisten überlassen; der betr. Anlaut ist schwer zu fixiren und wird westlich der Elbe, auch in der cimbrischen Halbinsel, soweit mir verständlich mehr als ein **g**, östlich der Elbe allerdings mehr wie ein **k** empfunden.

einen Tag beschränkt, war doch so gut vorbereitet, dass in kürzester Zeit eine vollständige Uebersicht der in Aussicht genommenen Gegenstände erreicht wurde.

Die Fahrt richtete sich zunächst nach dem Burgwall von Wildberg, einem schon lange bekannten (v. Ledebur, Die heidnischen Alterthümer des Reg.-Bez. Potsdam, S. 31), der Sage nach früher mit einer Burg besetzten, künstlich aufgeschütteten Erdhügel, unmittelbar am linken, sehr sumpfigen Ufer der Temnitz, am Eingange zu dem alten Lande Ruppin gelegen. Der gegenwärtige Besitzer, Hr. Amtmann Müller zu Wildberg, ist seit einiger Zeit damit beschäftigt, die Erde des Hügels zur Verbesserung seiner Felder abzufahren, und wir fanden daher mitten durch die Aufschüttung eine tiefe Strasse gebrochen, zu deren Seiten die Durchschnitte einen bequemen Ueberblick über den Aufbau des Walles gestatteten. Es konnte um so weniger ein Zweifel über die künstliche Errichtung bleiben, als nirgends gewachsener Boden zum Vorschein kam, vielmehr überall schwarze, mit Kohlen und Ueberresten menschlicher Thätigkeit durchsetzte Erde bis zum Grunde hin aufgeschlossen war.

Hr. Müller übergab uns ein Kistchen mit Fundgegenständen, von denen die Mehrzahl einer späteren Zeit, wahrscheinlich dem Mittelalter angehört. Unzweifelhaft sind dahin zu rechnen einzelne, meist bläulichgraue Scherben von Gefässen, die aus ganz dichtem, klingendem Thon bestehen, deutlich die Spuren der Drehscheibe zeigen und in der ganzen Form die Gewohnheiten des Mittelalters verrathen. Am meisten war diess der Fall mit einem roth glasirten, engen Bodenstück, dessen Rand mit welligen Ausbiegungen reich besetzt ist. In dieselbe Kategorie ist auch die Mehrzahl der Eisensachen zu stellen, unter denen allein drei Schlüssel, ein halbes, sehr starkes Hufeisen mit noch darin steckendem Nagel, Gürtelhaken, kleine Messer, Hespen und andere schwer bestimmbare Gegenstände sich befinden. Die Schlüssel namentlich sind sehr gross, mit kreisförmigen Griffen und mächtigen, theils soliden, theils ein- oder mehrmals eingeschnittenen Bärten. Alles übrigens stark verrostet. Es kommt hinzu, dass im westlichen Theile des Walles, in einer Tiefe von über 10 Fuss, ein viereckiges Fundament von mächtigen Geschiebeblöcken, scheinbar die Basis eines Thurmes, aufgedeckt war. Man wird also wohl zugeben müssen, dass hier eine mittelalterliche Burg gestanden haben kann.

Ganz verschieden zusammengesetzt waren die von uns untersuchten anstehenden Schichten des Walles. Die Bruchstücke von Thongeräth, welche zahlreich darin vorkommen, entsprechen durchaus dem Typus der gewöhnlichen Burgwälle und der norddeutschen Pfahlbauten. Grobes, meist schwärzliches Material, mit viel Glimmer und gröberen Gesteinstrümmern untermischt, kaum gebrannt, ohne Zeichen der Drehscheibe, zum Theil ganz ohne Ornament und nur mit unregelmässigen Fingerstrichen besetzt, zum Theil mit den sehr charakteristischen breiten, wellenförmigen oder sich kreuzenden Linien oder mit Reihen eingedrückter Punkte oder Nageleindrücke an dem Rande versehen.

Wir fanden ausserdem eine sehr schöne, lange Bohrnadel aus Hirschhorn, an einem Ende zugespitzt und polirt, am anderen roh abgeschnitten und mit einem unvollendeten Loche versehen: sodann einen kleinen, länglichen, oben abgebrochenen Schleifstein aus Schiefer mit gut gebohrtem Loch an einem Ende; Eberzähne, Gebisse und andere Knochen von Schweinen, Rindern, Schafen. [1])

---

[1]) Schon vor einigen Jahren erhielt ich durch die Güte der Herren Rosenberg und Schwartz einige Topfscherben, sowie Schweinezähne von Wildberg. Erstere waren zum grösseren Theil mittelalterlich, darunter eine mit unregelmässig viereckigen Eindrücken. Auch von dem Walle von Alt-Friesack waren Scherben dabei, die meisten grob, mit Kieselfragmenten

Diese Funde lassen keinen Zweifel darüber, dass ein grosser Theil des Burgwalles jedenfalls einer älteren Zeit angehört, welche nach den früher von mir entwickelten Gründen allerdings bis an die christliche Periode reichen mochte. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, dass namentlich in der Ornamentik des Topfgeräthes, welches durchweg ungehenkelt ist, manche, an anderen Orten nicht bemerkte Eigenthümlichkeiten hervortreten, welche der localen Industrie zuzuschreiben sein mögen. Während in der Regel das Wellenornament unserer Burgwälle aus mehreren, 3—5 und noch mehr parallelen, mehr oder weniger stark gebogenen Wellenlinien besteht, welche horizontal um den Hals des Gefässes laufen, und offenbar mit einem mehrzinkigen gabelförmigen Instrument eingeritzt sind, so finden sich hier einzelne Scherben mit stehenden (vertikalen) Zickzacklinien. Bei anderen sieht man zwei getrennte Wellenornamente über einander: ein höheres mit sehr langen und stark eingebogenen Wellen, und ein tieferes mit ganz niedrigen, ja fast ebenen Curven, letzteres ausserdem durchkreuzt von Gruppen gerader oder schräger, kurzer Linien und nach unten besetzt mit noch kürzeren und schrägeren Strahlen. Auch kommen solche Bruchstücke vor, auf denen sowohl einfache Ringe, als weit ausgreifende Curven um den Hals laufen, welche aus kurzen, gebogenen und zum Theil punktirten, parallelen Eindrücken bestehen. Endlich solche, wo unter dem Wellenornament etwas erhabene Leisten liegen, auf welchen sehr tiefe, aber kurze, schräge Eindrücke angebracht sind. Genug, eine Fülle örtlicher Motive, welche die Arbeiter, wie es scheint, in freier Conception, jedoch innerhalb des einmal gegebenen Formenkreises ausbildeten. Ich erwähne endlich einen sehr starken, ganz schwach concaven Topfboden von sehr grobem, schwärzlichem Thon, auf dessen Unterseite in der Mitte ein rundlicher Doppeleindruck befindlich ist, ähnlich dem, welchen ich aus dem Pfahlbau des Daber-Sees beschrieben habe (Sitzung vom 10. Decbr. 1870. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. III. Taf. VI. Fig. III).

Hr. Müller ist ausserdem Besitzer einer kleinen, aber recht werthvollen Sammlung von Alterthümern, unter denen namentlich bemerkenswerthe Bronzen befindlich sind. Für mich war besonders überraschend ein, freilich kleines Bruchstück einer gerippten Bronzecyste, welches Hr. Müller die Güte hatte, mir zu überlassen, und welches ich daher vorzeigen kann. Nachdem ich eben erst in der vorigen Sitzung über diese merkwürdigen Geräthe gesprochen und ein wohl erhaltenes Exemplar davon aus dem Obra-Bruche in der Provinz Posen hatte zeigen können, war es gewiss ein besonderer Glücksfall, hier ganz unerwartet einen neuen Fundort constatiren zu können. Es ist dies eine an der Grenze der Priegnitz gegen Mecklenburg, in der Nähe von Meyenburg, gelegene Gruppe von Gräbern, auf welche ich sogleich zurückkommen werde. Was das Bruchstück selbst angeht, so hat dasselbe eine Höhe von 9 und einen Querumfang von 24 Cm. Zwei Rippen sind daran erhalten: die eine am Rande des Bruches gelegene, unvollständig, die zweite, in der Mitte des Stückes, ganz unversehrt (natürlich, soweit das Bruchstück vorhanden ist). Letztere hat eine Breite (Höhe) von 15 Mm., ist convex und flach gerundet, von innen her entsprechend vertieft, und durchweg glatt. Der Zwischenraum zwischen beiden Rippen beträgt 28 Mm.; auf der anderen Seite der Mittelrippe, wo man keine weitere Andeutung einer Rippe sieht, misst der intercostale

---

durchsetzt und meist ohne Verzierung. Beide Fundorte zeigen eine absolute Verschiedenheit des Thongeräthes von dem Gräberfelde von Bienenwalde, welches Hr. Schwartz beschrieben hat. Letzteres hat sehr feine Geräthe von glänzend schwarzem oder glänzend gelblichem Aussehen und mit reicher Ornamentik, welche sich viel mehr den Gräberurnen der Lausitz anschliesst. Auch Gefässe mit grossen Henkeln sind darunter.

Raum bis zum anderen Rande des Bruches 31—32 Mm. Beide Zwischenräume sind mit rundlichen Hervorragungen von kaum 1 Mm. Durchmesser besetzt, denen innen kleine Grübchen entsprechen; an einzelnen Stellen finden sich auch statt der Hervorragungen kleine runde Löcher, die jedoch wohl erst später entstanden sind, da auch sonst einige Löcher in dem Stücke vorhanden sind. In jedem der beiden Intercostalräume stehen diese Knöpfchen oder Körner in je 5 Horizontalreihen, die einzelnen Knöpfchen durch Zwischenräume von je 3 Mm. Breite getrennt. Die Reihen sind höchst ungenau, stellenweise weder parallel noch gerade. In gewissen Abständen (etwa 66 Mm.) werden die Horizontalreihen durch senkrechte Reihen unterbrochen, so dass eine Art von Gliederung in der Verzierung entsteht. An diesen Stellen sind ausserdem wenigstens zwei benachbarte Reihen durch eingeschobene, in senkrechter Richtung stehende, kurze Reihen von Knöpfchen verbunden, wodurch niedrige und lange Parallelepipeda gebildet werden.

Dieses so beschaffene Stück ist aussen von einer schönen grünen Patina überzogen, innen dagegen an vielen Stellen noch von ganz frischem gelblichen Metallglanz. Es besteht aus sehr dünnem und noch immer sehr biegsamem Blech, welches in einer ganz ähnlichen Curve gebogen ist, wie die Cyste vom Gorwal bei Primentdorf, so dass man wohl annehmen darf, dass beide Gefässe von ungefähr gleicher Weite waren. Könnte nach dieser Beschreibung noch irgend ein Zweifel über die Natur des Geräthes bleiben, so würde derselbe durch die Thatsache beseitigt werden, dass zum Glück an dem einen Seitenrande zwischen beiden Rippen die Stelle erhalten ist, wo die gerade abgeschnittenen Enden des Bronzeblechs über einander gelegt und durch Bronze-Niete zusammengefügt waren. Zwei solcher Nietnägel sind noch vorhanden: sie stimmen in jeder Beziehung mit den Nägeln der Obra-Cyste überein. Aussen ganz platte, runde Köpfe oder Scheibchen von je 8 und 10 Mm. Durchmesser; innen stark hervorragende, noch mit deutlichen Hammereindrücken versehene Köpfe von je 5 und 7 Mm. Durchmesser. Zwischen diesen Nieten ist das Blech glatt und frei von allen jenen feinen Hervorragungen, welche den übrigen Theil der Intercostalräume bedecken.

Wir sahen später in Neu-Ruppin noch zwei ausgezeichnete Bronzegegenstände von derselben Fundstätte, welche Hr. Müller an Hrn. Superintendent Kirchner überlassen hat. Das eine derselben hat ungefähr die Form eines kleinen etrurischen Spiegels und Hr. Kirchner ist geneigt, es wirklich für einen Spiegel zu halten. An einem dünnen Stiel sitzt ein sehr dünnes, flaches, rundes Blatt mit rundlichen Eindrücken und einem centralen Punkt. Uns schien es eine ungewöhnlich grosse Schmucknadel zu sein. — Das andere ist ein sehr grosser und breiter Bronzering ohne Oeffnung, nur mit einem dicken Knopfe versehen, vielleicht ein Haarring. Endlich besitzt Hr. Müller noch von ebenda eine Goldspange.

Seiner Mittheilung nach stammen diese Gegenstände aus Gräbern auf dem Gebiete von Schabernack, einem Vorwerk von Bergsol in der Nähe von Meyenburg, welche schon vor Jahren geöffnet worden sind. Er beschrieb uns zwei Arten von Gräbern.[1]) Das uns hier besonders interessirende Grab hatte eine beträcht-

[1]) Nachträglich theilt mir Hr. Müller Folgendes darüber mit: „Ich fand zwei Arten Gräber: 1) hoch über die Erde hervorragende Gräber. Sie haben in der Mitte zwei, ursprünglich wohl aufrecht nebeneinander stehende grosse Steine, so dass ein Raum von ca. 2 Fuss dazwischen bleibt, und einen Stein oben quer darüber, ein Dach bildend, ganz mit Erde beschüttet; sie sind später versackt und mehr zusammengefallen. Zwischen diesen Steinen fand ich in jedem Grabe eine Urne, theils Bronze, theils Thon, jedoch alle zerdrückt, worin Asche und Ueberreste von Knochenkohlen sich fanden. Neben diesen Urnen fand ich verschiedene Gegenstände, die Sie bei mir gesehen, auch das goldene Armband, und immer Ueberreste von

liche Grösse. Es war ein Hügelgrab von etwa 5 Fuss Höhe, umgeben von einem Steinkranze von 5—6 Fuss Breite, auf der Spitze von einem grossen Geschiebeblock bedeckt. Gerade unter diesem Block, in einer Tiefe von etwa 3 Fuss stand in dem Sande eine Urne, neben welcher die erwähnten Gegenstände lagen. In derselben Höhe war der Abhang des Hügels aussen gleichfalls mit Steinen bedeckt.

Zweierlei Thatsachen sind daher klar gestellt: 1) dass der Bronzeeimer mit anderem Bronze- und Eisengeräth in einem Grabe gefunden ist, ähnlich wie diess bei den hannoverschen Eimern der Fall war, 2) dass derselbe im Grossen mit den anderen norddeutschen Bronzeeimern übereinstimmt, aber in Beziehung auf die Grösse (Breite) der Rippen, die stärkere Entfernung derselben von einander und die reiche Verzierung der Zwischenfelder sich von ihnen unterscheidet. In allen diesen Beziehungen schliesst er sich an jene, in meinem letzten Vortrage aufgeführte Gruppe an, welche durch einen Eimer von Hallstadt, den von Magny-Lambert (Bertrand l. c. Pl. XII. Fig. 1 u. Pl. XIII. Fig. 8) und zwei von Bologna gebildet wird. Nur ist die Vertheilung der Punkte oder Körner bei den fremden Eimern eine andere, insofern dieselben in schrägen rhombischen Feldern mit glatten Zwischenräumen angeordnet sind. —

Von Wildberg begaben wir uns nach Ruppin, wo bald nachher auch Hr. v. Quast und Hr. Superintendent Kirchner von Walchow anlangten. Letzterer hatte die grosse Freundlichkeit gehabt, unserem Wunsche entsprechend, einen Theil seiner schönen Sammlung mitzubringen. Es kann hier nicht versucht werden, alles dasjenige auch nur namentlich anzuführen, was wir bei ihm gesehen haben; ich muss mich darauf beschränken, aus der überaus werthvollen Sammlung einige besonders bemerkenswerthe Stücke zu erwähnen:

1) Eine eiserne Fibula mit goldener Platte von Hohen-Wutzen, sehr lang, 11,5 Cm. messend, aus dickem, an dem Griff gewundenen Draht. Daneben ist ein grosser Bronzering mit Oeffnung und viereckigen Endstücken gefunden.
2) Eine Bronze-Fibula mit zwei grossen runden Endplatten und einem zwischen denselben befindlichen, stark gebogenem Bügel mit Golddraht vom Wunderberg bei Lichterfelde, westlich von Neustadt-Eberswalde. Von ebendaher stammt ein Bronzepfeil und ein Feuersteinpfeil.
3) Ein einfacher Goldring (Halsring) mit einfacher Hakeneinrichtung aus dem Torf von Walchow.
4) Ein ganz grosser Bronze- (Hals-) Ring zum Haken, mit Sonnenzeichen und Strichen geziert.
5) Ein Hirschhornhammer mit Sonnenzeichen (kleinen concentrischen Kreisen) aus dem Torfe von Gransee, ganz ähnlich einem im Stralsunder Museum befindlichen.

eisernen Schwertern. Um diese Steine war nach allen Seiten ca. 4 Fuss Erde, dann kam ein Steinkranz von ca. 4 Fuss Breite und c. 6 Fuss Höhe, dann wieder ein Erdkranz von c. 4 Fuss Breite, und nochmals ein Steinkranz von ca. 4 Fuss Breite, alles mit Erde beschüttet. Sämmtliche Steine in diesen Kränzen waren nicht unter 6 Zoll und wenige über einen Fuss im Durchmesser, und in solcher Menge, dass ich aus einigen Gräbern 40 Schachtruthen Steine gefahren habe. 2) Platte Gräber, mit dem Erdboden ziemlich gleich. Diese Gräber, ebenfalls rund, hatten einen Durchmesser von ca. 20 Fuss, der ganze Raum war auf ca. 2 Fuss Tiefe mit grösseren Steinen angefüllt, von 1—1½ Fuss Durchmesser. In der Mitte fand ich Scherben von Steinkrügen und Knochenkohlen, einen sogenannten Spiegel von Bronze, ein Bronze-Messer, einen Steinhammer und zwei bronzene Lanzenspitzen, aber kein Eisen. 3) fand ich einen grossen runden Platz, mit grossen aufrecht stehenden Steinen, Stein an Stein, befriedigt, etwa 50 Fuss im Durchmesser, in der Mitte ein grosser platter Stein; sämmtliche Steine sahen aus dem Erdboden hervor. Glas habe ich in keinem Grab gefunden.

6) Ein platter Spindelstein aus Sandstein mit Sonnenzeichen.
7) Ein sehr schwerer und solider Bronzesporn.

Die Sammlung des Gymnasiums ist ihrem Hauptantheile nach aus einer Schenkung des Grafen Ziethen zu Wustrau hervorgegangen, indess seitdem, namentlich unter der Leitung des früheren Direktors Hrn. Schwartz, in einigen Richtungen gewachsen. Leider ist nur ein unvollständiger, in Bezug auf die Steinsachen jedoch ausreichender, noch von Hrn. Rosenberg gefertigter Katalog vorhanden; wir haben von demselben Abschrift nehmen lassen. Derselbe umfasst aus der Ziethen'schen Sammlung 179 Nummern, ungerechnet 66 Urnen und 2 Kessel; dazu kommen noch 19 neuere Erwerbungen, zum grossen Theil Bronzen, sowie einzelne mittelalterliche und ethnologische Gegenstände. Das interessanteste Stück der Sammlung, der dreirädrige Bronzewagen von Frankfurt a/O., war leider nicht zu sehen, da er augenblicklich verliehen war, indess blieb doch des Merkwürdigen genug. Auch hier muss ich mich auf einige Hervorhebungen beschränken:

1) Unter den Dolchen, einer an sich selteneren Waffe, finden sich mehrere bemerkenswerthe. Nro. 96 ist ein 27 Cm. langer Bronzedolch (Taf. XI. Fig. 1), der 1839 bei Wildberg gefunden ist, vortrefflich erhalten bis auf einen kleinen Theil der Spitze, ohne edlen Rost. Die Klinge ist 16,3 (mit dem, durch den übergreifenden Rand des Griffes gedeckten Theil 17,3) lang und an der Basis 4,5 Cm. breit. Die mediane Blutrille scharf ausgebildet. Der eigentliche Griff 7,8 Cm. lang, mit Querringen verziert; der Knopf (b) hat 24 und 30 Cm. im Durchmesser und ist mit einem Kreuz versehen, zwischen dessen Armen schräge Linien angebracht sind.

   Nr. 97 ist ein ganz ähnlicher, 1842 bei Jarmen 8 Fuss tief im Torf gefundener Bronzedolch (Taf. XI. Fig. 2), ganz ohne Rost, 22 Cm. lang. Die Klinge 10,5 lang und an der Basis 3,7 breit; der eigentliche Griff 8,3 lang, gleichfalls mit Querringen, die jedoch in Gruppen stehen; der Knopf einfach. An der Klinge greift der Griff jederseits mit einem halbmondförmigen Ausschnitt (wie auch in Nr. 96) über.

   Nr. 56 ist ein polirter Steindolch (Taf. XI. Fig. 3), 1835 bei Lögow gefunden, von grünlichem Material, 15,7 Cm. lang, in vielen Stücken den vorigen ähnlich, nur dass der mit einem kleinen Knopfe versehene Griff nur 2,9 Cm. lang ist, während die Klinge über 11 Cm. misst. In einer Notiz des Katalogs ist die Echtheit des Stückes seiner Analogie mit den Bronzedolchen wegen in Frage gestellt: es scheint mir dazu jedoch kein Grund vorzuliegen. Die relative Seltenheit der Bronzedolche an sich und die um 4 Jahre ältere Erwerbung des Steindolches widerlegen wohl den aufgeworfenen Zweifel. Dagegen tritt hier die Wahrscheinlichkeit hervor, dass der Steindolch in der Bronzezeit nach einem schon gegebenen Bronze-Muster gefertigt ist.

   Nr. 128, eine blattförmige Dolchklinge von Bronze, im Katalog als „Bronzespitze in Form der Dolchklingen“ aufgeführt, bei Wildberg (?) 1859 (1839?) gefunden, ohne Rost, ohne Griff. Das verbreiterte Ende zeigt drei Nietlöcher zum Befestigen der Klinge.

2) Drei Bronzeschwerter mit langem Griff: Nr. 95 von Mirow in Mecklenburg-Strelitz, Nr. 96 ohne Fundort und Nr. 13 (im Anhang) aus dem Torfmoor bei Alt-Ruppin.

3) Acht Celte und 13 Paalstäbe von Bronze, unter letzteren gleichfalls ein Stück vom Wunderberge bei Lichterfelde. Ein Paalstab von Eisen (Nr. 118) ist einem anderen von Bronze (Nr. 110) mit stark gerundeter Schneide so ähnlich, dass auch hier eine Nachbildung angenommen werden muss.

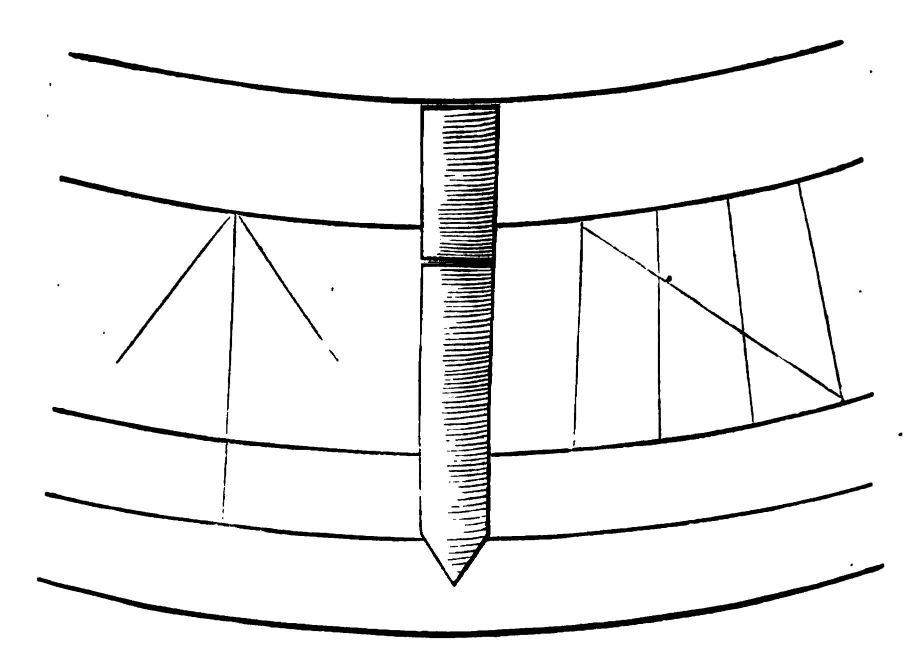
4) Eine grössere Anzahl bronzener Lanzenspitzen, darunter eine aus dem Torfe von Lichterfelde bei Neustadt-Eberswalde (Nr. 125).
5) Ein grosser, mehrmals in entgegengesetzter Richtung gewundener Halsring von Bronze (Nr. 161) ohne jeden Rost, mit übereinander greifenden Haken an den Enden. Derselbe hat, wie der ganz ähnliche Ring aus dem Bronzeeimer von Primentdorf, mehrfache Windungsknoten, und zwar 9. Der Fundort scheint leider unbekannt zu sein.
6) Zahlreiche Armringe aus Bronze.
7) Diademe aus Bronze, darunter wieder eines aus dem Torfe von Lichterfelde (Nr. 177).
8) Ein sogenannter Commandostab von Bronze, zu Trieplatz gefunden (Nr. 1 im Anhang, abgebildet bei Klemm, Germanische Alterthümer). Ueber Urnenfunde und ausgedehnte Erdwälle an derselben Stelle berichtet v. Ledebur (a. a. O. S. 18).
9) Eine Bronzenadel von 34 Cm. Länge, aus einem Kegelgrabe von Bellin bei Güstrow, 1869 von Zülow gegeben. Am stumpfen Ende ein plattrunder Knopf, darunter eine Reihe ringförmiger Anschwellungen; der grösste Theil ganz glatt.
10) Zwei grosse und schwere Kessel von fast gleichartiger Einrichtung. Der eine (Taf. XI. Fig. 4) ist aus Bronze (oder Messing?), 21 Cm. hoch, 61,5 im grössten Umfange, mit zwei eckigen Griffen versehen, mit geraden Füssen, weitem Bauch, an den sich unter scharfem Winkel der breit ausgelegte Rand anschliesst. Der andere (Taf. XI. Fig. 5) ist von Eisen, fast 22 Cm. hoch, 63 Cm. an grössten Umfange, mit ganz gleichen Griffen, gleichem Rand und Bauch, und um den letzteren mit einem Doppelgurt versehen. Von den drei Füssen ist noch einer ganz unverletzt; dieser zeigt ein besonderes Fussblatt (bei b Frontalansicht dieses Fusses).

Von wo diese Kessel herstammen, habe ich nicht erfahren.[1]) Ihre gute Erhaltung, ihre Form und die Massenhaftigkeit des darauf verwendeten Materials sprechen für eine späte Zeit, vielleicht sogar für eine mittelalterliche. Indess ist diess keineswegs entschieden, und ich möchte daher die Aufmerksamkeit der Forscher besonders auf sie lenken, um diese Frage einmal auszutragen. Manche eiserne „Grapen", wie sie im Küchengebrauch unserer Gegenden sind, haben ähnliche Formen; ja, dieselbe Form und dieselben Griffe mit der spitzwinklig herausstehenden Gestalt kommen auch an Thongeräth der verschiedensten Perioden vor. Es sind jedoch selbst eiserne Gefässe ähnlicher Art in alten Gräbern gefunden. So wird von einer eisernen Urne mit Henkel und 3 Füssen, „wie die heutigen Grappen", berichtet (v. Ledebur, Das Königl. Museum vaterl. Alterthümer. S. 127), welche in einem Grabhügel mit Steinkasten bei Störpcke im Kreise Salzwedel lag; Stücke einer anderen eisernen Urne aus derselben Gegend, gleichfalls aus einem Grabhügel, sind an unser Museum (II. 1082) gelangt.

Andererseits sind ähnliche Kessel aus Bronze (oder Messing?) mehrfach als Moorfunde bekannt. Ich selbst erhielt ein ausgezeichnetes Exemplar davon durch Vermittelung des Hrn. Dr. G. Hildebrand zu Tribsees in Neu-Vorpommern, welches ein Arbeiter beim Torfstechen in Giemersdorf etwa 5 Fuss unter der Grasnarbe fand. Dieser Kessel ist 11 Pfund schwer, 20,5 Cm. hoch, 96 im grössten Umfange, 27,5 an der Mündung weit. Er besitzt 3 niedrige Füsse von 44 Mm. Länge, welche

[1]) Nachträglich theilt mir Hr. Director Schwartz mit, dass sie im Rhinluch, also im Torf gefunden und in den vierziger Jahren vom Grafen Ziethen erworben sind.

nach unten dreieckig zugespitzt, nach oben breit und zwar dreiseitig sind, indem sie eine hintere breite und zwei, in einer medianen Kante zusammenstossende, schmälere, vordere Flächen haben. Ueber der Mitte des Bauches liegen 3 schmale erhabene Leisten. Der obere Rand ist stark ausgelegt. An ihm sitzen zwei Griffe von spitz eckiger Gestalt, mit einem horizontalen und geraden oberen Schenkel und einem etwas nach innen eingebogenen unteren. Innen zeigt der Kessel eine schön glänzende gelbe Metallfarbe, aussen ist er (durch neueren Gebrauch) russig. An einer Seite findet sich jederseits neben dem Henkel auf der obersten Abtheilung des Bauches eine erhabene Zeichnung, ähnlich den mittelalterlichen Marken, nämlich links ein Pfeil mit langer Mittellinie und zwei kürzeren schrägen Strichen,[1]) rechts



4 nach oben etwas convergirende und leicht gebogene senkrechte Striche, welche von einem langen, von links oben nach rechts unten verlaufenden Schrägstrich durchsetzt werden.

Hr. Hildebrand liefert folgenden Fundbericht:

„Eine halbe Stunde nordöstlich von Tribsees liegt an der Trebel eine Domänez Namens Giemersdorf. Die Trebel ist auch dort, wie fast ihrer ganzen Länge nach bis zur Peene, mit Torfwiesen eingefasst. Ein paar hundert Schritt ca. von den jetzigen Ufern der Trebel in jenen Torfwiesen ist der Kessel beim Torfstechen in einer Tiefe von etwa 4—5 Fuss gefunden. Andere Gegenstände, Geschirr, Knochen, Geweih, Metalle sind nicht dabei gefunden worden; der Mann hat freilich auch nur nach Geld gesucht. Der Kessel war nur mit Torfmoder angefüllt. — Die mündliche Ueberlieferung sagt, dass früher die Trebel die ganze Breite jener Torfwiesen ein-

[1]) Hr. Schwartz erinnert sich, dass in den Ruppiner Akten eine Correspondenz des Grafen Ziethen mit Hrn. Kuhn sich findet, welche einen derartigen Kessel betrifft, der eine ähnliche Marke gehabt, nur dass die letztere am untern Ende des Pfeils noch zwei gabelförmig gestellte Ausläufer zeigte. Es muss dies also noch ein dritter Kessel gewesen sein, da die Marke auf keinem der beiden in Ruppin befindlichen zu sehen ist.

genommen habe, dass in grauer Vorzeit hart bei Tribsees zwischen auswärtigen Seefahrern und Eingeborenen eine Seeschlacht geliefert worden sei; dass vor etwa 100 bis 200 Jahren noch bei Bassendorf, einem Gute südlich von Tribsees, eine ziemlich bedeutende Schiffswerft, vermuthlich für Flusskähne, existirt habe".

Zu den letzteren Angaben des Hrn. Hildebrand bemerke ich, dass die Nachricht von einer Seeschlacht bei Tribsees sich wohl auf den Raubzug bezieht, den König Knud von Dänemark im Jahre 1184 von Stralsund aus über Tribsees bis Lübchin und gegen Güstrow hin unternahm (vgl. Mecklenb. Jahrb. 1858. XXIII. 300 und 1863. XXVIII. 270). Allein seine Schiffe blieben schon damals bei Stralsund (Strela), und das Trebel-Moor war ein, nur auf gewissen Wegen passirbarer Sumpf (palus Circipensium). Ob man mit dem Grapen jedoch bis zu diesen Zeiten zurückgehen darf, ist wohl zweifelhaft.

Immerhin wird man jedoch anerkennen müssen, dass die Bronze-Grapen bis ziemlich weit zurückreichen dürften; dafür spricht schon ihre alterthümliche Form. Ein Giesserzeichen neben dem einen Henkel wird auch von einem solchen Grapen erwähnt, der zu Wendelstorf bei Cröpelin in Mecklenburg beim Ausmodern einer Grube in einer Tiefe von 14 Fuss gefunden wurde (Meckl. Jahrb. 1853. XVIII. 267). Vielleicht liessen sich übrigens gerade aus Mecklenburg, wo eine grössere Zahl solcher Geräthe ausgegraben worden ist, genauere Anhaltspunkte für die chronologische Bestimmung der einzelnen Grapenformen gewinnen.

(12) Herr **Bastian** sprach über die Ehe, als ersten Anfang der Gesellschaft, mit späterer Erweiterung, die Auffassung der Verwandtschaftsgrade im Gegensatz mit exogenen oder endogenen Ehen, den Communismus, Hetärismus, die Bedingungen der Polygamie oder Polyandrie, sowie die Formen der Eheschliessung. Eine ausführlichere Mittheilung bleibt für die Zeitschrift für Ethnologie vorbehalten.

Sitzung vom 17. October 1874.

(1) Der Vorsitzende Herr Virchow entschuldigt den Ausfall der Sitzung am 10. d. M. durch die auf diesen Tag erfolgte Verlegung der Monats-Sitzung der Geographischen Gesellschaft. Um jedoch für die Zukunft ähnlichen unangenehmen Collisionen auszuweichen, wird nach Beschluss des Vorstandes und des Ausschusses in der zu Statutenänderungen bestimmten December-Sitzung der Antrag an die anthropologische Gesellschaft gestellt werden, künftig (unter Abänderung des §. 19 der Statuten) die ordentlichen Sitzungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft jedesmal auf den dritten Sonnabend im Monat zu legen.

An Stelle des auf einer Reise nach Persien behufs photographischer Aufnahme des Venusdurchganges begriffenen Professor Fritsch ist durch den Vorsitzenden Hr. Dr. Voss für den Rest des Jahres in das Sekretariat berufen worden.

(2) Als neue Mitglieder wurden proclamirt:

Herr Dr. Abeking,
Herr Rentier Goslich,
Herr Fabrikant Behmer,
Herr Dr. Wolf und
Herr Geheimrath Dr. Eulenburg, sämmtlich zu Berlin.
Herr Dr. Veckenstädt in Cottbus.

Zu correspondirenden Mitgliedern sind ernannt worden:

Herr Reichsarchivar Bror Emil Hildebrand zu Stockholm.
Herr Lorange, Director des Alterthumsmuseums zu Bergen.
Herr Dr. Aspelin zu Helsingfors.
Herr John Evans, Präsident der brittischen geologischen Gesellschaft, zu Nash Mills, Hamel Hampstad, England.
Herr Professor Jeffries Whyman zu Cambridge, Ma. U. S. America.

(3) Die Gesellschaft genehmigt den Ankauf einer durch Dr. Arnold Schetelig offerirten Sammlung von altspanischen und Formosa-Schädeln. Ueber die ersteren handelt ein Bericht des Hrn. Schetelig im Archiv für Anthropologie. (1874. Taf. V—XVII), in welchem er nachzuweisen sucht, dass die bei Almuñecar in Andalusien aufgefundenen Reihengräber einem deutschen Einwandererstamme des 5. oder 6. Jahrhunderts angehört haben möchten.

(4) Der Vorsitzende berichtet über einen Vorschlag des Hrn. Ernest Chantre zu Lyon (Projet d'une légende internationale pour les cartes archéologiques préhistoriques), welcher dem internationalen Congresse zu Stockholm unterbreitet wor-

den ist. Letzterer hat eine Commission ernannt, zu der auch Herr Virchow gehört; dieselbe soll einen Bericht über diesen Vorschlag machen, der in die Comptes rendus des Congresses aufgenommen werden und auf dem nächsten internationalen Congresse zu Pesth zur Beschlussfassung gelangen soll. Da man in Stockholm hofft, den Druck des Generalberichtes schon bis zum nächsten Sommer zu vollenden, so wird die Commission bald an die Arbeit gehen. Der Vorsitzende ersucht daher die mit der deutschen Kartographie beschäftigten Mitglieder, ihm ihre Bemerkungen über den Vorschlag des Hrn Chantre schleunig zugehen zu lassen.

(5) Von der Section des sciences de la Commission Royale Belge des échanges ist durch Vermittelung des Hrn. Unterrichtsministers eine Liste von Gypsabgüssen prähistorischer, an verschiedenen Lokalitäten Belgiens aufgedeckter Funde eingeschickt worden, welche zum Tausch angeboten werden. Es befindet sich darunter die Mehrzahl der wichtigeren Funde aus den Höhlen des Lesse-Thals.

(6) Der Magistrat zu Berlin eröffnet mittels Schreibens vom 26. August Folgendes:

„Dem Vorstande theilen wir, mit Rücksicht auf den uns übermittelten Aufruf vom 18. März d. J., in der Anlage Abschrift der an den Chef-Ingenieur der städtischen Canalisation heut erlassenen Requisition mit dem ergebensten Bemerken mit, dass wir einen ähnlichen Auftrag auch den verschiedenen städtischen Bau-Inspectionen haben zugehen lassen.“

Abschrift.

„In Verfolg der in diesem Jahre ergangenen Aufforderungen der Königlichen Ministerien des Handels, der Finanzen, des Cultus und der landwirthschaftlichen Angelegenheiten zur Sammlung und Erhaltung der vaterländischen Alterthümer und unter Berücksichtigung des § 71 der Städteordnung vom 30. Mai 1853 ersuchen wir Ew. Hochwohlgeboren, bei Gelegenheit der Ausführung der städtischen Canalisation auf die Erhaltung und Sammlung der vorkommenden Fundstücke prähistorischen und historischen Interesses thunlichst zu rücksichtigen.

„Die Canalisations-Arbeiten sowie die zu erwartenden Anlagen auf den Rieselfeldern decken den Boden in und um Berlin in einer Ausdehnung und Tiefe auf, wie solches zuvor niemals geschehen ist, es ist deshalb die Chance, belehrende und für die Geschichte der Stadt und des Landes bedeutsame Funde zu machen, eine um so erheblichere, als dergl. Funde schon, wie die öffentlichen und privaten Sammlungen lehren, in unserer Gegend bei weitaus geringeren Erdarbeiten fast regelmässig gemacht worden sind.

„Die Würdigung der Gegenstände aus historischer Zeit unterliegt in der Regel keinen erheblichen Schwierigkeiten, während diejenigen Reste aus vorgeschichtlicher (heidnischer) Zeit, auf die es vornehmlich ankommt, auf dem anliegenden Circular des Vorstandes der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 14. März d. J., sub I a bis g und II a bis h verzeichnet sind.

„Wir ersuchen Sie, hiernach die Herren Baubeamten zu instruiren, durch letztere aber besonders auf die beschäftigten Arbeiter einwirken zu lassen, da von deren Achtsamkeit die Gewinnung der Fundstücke erfahrungsmässig am meisten abhängt.

„Die Fundstücke selbst, mit kurzer Notiz über Localität und sonstige Umstände des Fundes versehen, wollen Sie an den Decernenten und Commissarius der städtischen Sammlungen Herrn Stadtrath Friedel abliefern lassen. Dieselben sollen dazu dienen, der archäologischen und historischen Abtheilung des zu begründenden städtischen Museums eingereiht zu werden.“

Herr **Friedel**, als Commissarius des Magistrats, theilt zugleich mit, dass die beabsichtigte märkische Sammlung der Stadt nur den Zweck verfolge, eine Lücke der hiesigen Sammlungen auszufüllen, und dass die städtischen Behörden daher gern in Verbindung mit den gelehrten Gesellschaften, welche der Geschichte und Vorgeschichte der Mark Brandenburg ihre Thätigkeit zuwenden, in directer Verbindung vorgehen möchte.

Der Vorsitzende ertheilt die Zusage, dass die Gesellschaft ihrerseits das Vorgehen des Magistrats mit Freude begrüsse und gern ihre Hülfe zur Förderung eines so nützlichen Zweckes darbieten werde.

(7) Der Director des Königl. Münzcabinets, Herr **Friedländer**, ergänzt durch folgende Zusammenstellung sein in der Sitzung vom 15. April 1871 vorgelegtes und in der Zeitschrift für Ethnologie Bd. IV. S. 162 abgedrucktes Verzeichniss

römischer und älterer Münzfunde.

Bernickow bei Königsberg, Neumark. Münze des Nerva. Handschriftl. Verzeichniss von Alterthumsfunden, mitgetheilt vom Appellationsgerichtsrath Langerhans in Frankfurt a. d. Oder (jetzt in Leipzig.)

Wrechow bei Königsberg, Neumark. Eine römische Münze. Ebenda.

Königsberg, Neumark. Æ des Marc Aurel. Ebenda.

Sagritz in der Lausitz. Eine römische Münze, Ebenda.

Crossen. Angeblich sind vier römische Münzen gefunden, ich habe sie gesehen, eine war falsch. Langerhans citirt den Apotheker Ludwig in Crossen, dieser hatte mir die Münzen gezeigt.

Bobersberg. Æ Cararalla, Langerhans.

Naumburg am Bober. Æ Helena Mutter Constantins des Gr. und Æ Theodora, Langerhans ebenfalls nach Apotheker Ludwig. Es wäre auffallend, dass nur zwei Münzen von zwei Kaiserinnen gefunden worden sein sollten, ohne Münzen von Kaisern, welche weit häufiger sind.

Müncheberg. 1863, Æ Domitian, Langerhans.

Kaseburg in Pommern. Goldmünzen von Honorius (1), Theodosius II (1), Leo I (1), Anastasius (3) alle zusammen. Brief von Hering an Virchow 1872.

Malchow bei Schlawe. AV Nero, ebendaher.

Wittstock, Kr. Greifenhagen. Æ Domitian, ebendaher.

Gr. Zarnow bei Pyritz. Æ Faustina, ebendaher.

Damm. Æ Maximianus (welcher?), ebendaher.

Rübenhagen, Kr. Regenwalde. „Caesar Germanicus“, diess ist wahrscheinlich ein Æ Nero, der diese Titel führt, nicht etwa Germanicus. Ebendaher.

Bei Graudenz am Meler See. Æ Domitian und Æ Faustina iunior. 1872 von Kanzleidirector Freytag in Graudenz eingesandt.

Graudenz. Æ M. Aurelius, ebenso.

An der Culm-Graudenzer Grenze. Æ Vitellius, ebenso.

Markung Grubenstetten und Markung Eckenbrechtsweiler, G. H. Baden. Je eine Regenbogen-Schüssel und ausserdem ein Aureus des Nero mit sitzender Roma. Dass der Nero zusammen mit einer Regenbogenschüssel gefunden sei, ergab die Nachricht nicht; es wäre auch unwahrscheinlich. Mündliche Nachricht eines Herrn aus dem Badenschen 1872.

Stein bei Reichenbach in Ostpreussen. Æ Traian und Æ M. Aurel. Mündliche Mittheilung eines Gutsbesitzers aus dieser Gegend, Mai 1873 im Münzcabinet. Er sagte, bei Hohendorf a. Tippel in derselben Gegend seien häufig römische Æ besonders der Antonine gefunden worden.

Zwischen Inowraclaw und Strzelno. Aureus der Julia Domna, von Herrn Kaufmann Michael Levy, Dec. 1873 vorgezeigt. Diese Gegend ist reich an römischen Münzfunden.

Dreileben bei Magdeburg. Aureus des Placidius Valentinianus (des III.), eine barbarische Nachahmung der römischen Münze, aber mit lesbarer Aufschrift und mit antiker Goldöhse. In der Sammlung des verstorbenen Directors Wiggert in Magdeburg.

Platikow bei Gusow (bei Seelow). Aureus des Numerian im K. Münzcabinet.

Dippmannsdorf bei Belzig. Bronzemünze der Faustina maior. Gemeldet an das Münzcabinet 1873.

Mederan im Samland. Bronzemünze Neros, 1873 gemeldet im Münzcabinet.

Jessen bei Wittenberg. Æ Hadrian, 1874 vorgezeigt im Münzcabinet.

Warbende bei Fürstenwerder, Ukermark. Æ Antoninus Pius, Brief des Finders an das Münzcabinet 1874.

Treptow an der Tollense. Bronzemünze von Deultum in Thracien unter Gordianus Pius geprägt, im Münzcabinet. Die Fundnachricht rührt von einem jungen Herrn G. Fink, Buchhändler, her, welcher wiederholt versicherte, die Münze sei dort 1874 ausgepflügt worden.

Auf dem Dars, Neuvorpommern, ist 1874 ein Silberfund gemacht worden, der leider nur theilweise gerettet worden ist; wahrscheinlich gelangen die geretteten Gegenstände in das Stralsunder Museum. Es ist eine Münze von Karl dem Gr. in Dorestad (Niederland) geprägt, und eine Anzahl persischer Sassaniden- und arabischer Münzen, welche sämmtlich zur Zeit Karls des Gr. geprägt sind. Endlich ein Silberzierrath gleich einem grossen Nagel ohne Kopf, vierkantig, etwas gebogen. —

Herr **Wallbaum** übersendet eine Notiz aus der Bromberger Zeitung vom 15. Juni über den

Münzfund von Siedlimowo,

worin der Besitzer, Herr v. Sydow, Folgendes berichtet:

Bei der diesjährigen Sommersaat-Bestellung wurden auf einer Anhöhe zwei Münzen gefunden, welche ich bei näherer Untersuchung für römische erkannte, — später, während der Pfingstferien, als ich mit meinen Kindern mir das Vergnügen machte, an der Stelle, wo diese zwei Münzen gefunden waren, Nachgrabungen zu machen, fanden wir neben 1/2 Pfund Scherben, 79 römische Münzen; — nach der Ernte beabsichtige ich an dieser Stelle noch umfassendere Nachgrabungen anzustellen. Die Münzen sind meistentheils alle sehr wohl erhalten und classiren sich folgendermassen:

1.	Von Kaiser	Vespasianus sind	20	Münzen
2.	„	Domitianus „	2	„
3.	„	Nerva „	3	„
4.	„	Trajanus „	5	„
5.	„	Hadrianus „	16	„
6.	„	Hadrian und Trajan	2	„
7.	„	Antoninus Pius	20	„
8.	„	dessen Frau Faustina	9	„
9.	„	Marcus Aurelius	1	„
10.	„	Augusta Lucilla (Schwester des Kaisers Commodus)	1	„
			79	Münzen.

(8) Herr v. **Cohausen** übersendet ein Blatt des Rheinischen Kuriers vom 15. October mit einem Berichte

über die Renthierhöhle bei Steeten (Nassau).

Die Gegend von Steeten zwischen Runkel und Limburg a. d. Lahn ist schon seit 50 Jahren als eine Fundstätte von urweltlichen Thiergebeinen bekannt Es hatten sich sowohl in den Spalten eines zwischen Steeten und Dehrn an die Lahn vortretenden Dolomitfelsens die Knochen von Bären, Tigern, Hyänen und Mammuth gefunden, als waren auch durch den nassauischen historischen Verein in zwei Höhlen — der Wildscheuer und dem Wildhaus, die sich in der Thalschlucht eines bei Steeten mündenden Baches öffnen, solche Knochen und Zähne, aber auch Bruchstücke von Renthiergeweihen ausgegraben worden. — Die Anthropologie war damals noch eine sehr junge, um nicht zu sagen unbekannte Wissenschaft; der vorhistorische Mensch war noch nicht aus dem Nebel der Mythe und philosophischen Supposition in die greifbare Wirklichkeit hervorgetreten, und wenn man die dürftigen Artefakte von Feuerstein und gebranntem Thon fand, so wurden sie noch nicht beachtet. Die damaligen Fundstücke nahmen daher nur ein paläontologisches, noch kein höheres, sich auf den Menschen beziehendes Interesse in Anspruch. Allein bei der vorjährigen Versammlung der deutschen Anthropologen in Wiesbaden machte Hr. Virchow darauf aufmerksam, dass die Renthiergeweihe der Runkeler naturhistorischen Sammlung die Spuren der Bearbeitung durch Menschenhand zeigten, und im Spätsommer dieses Jahres hörte man ausser von Knochen auch von Gefässscherben, welche in der erstgenannten Höhle gefunden worden seien. Der Nassauische Alterthums- und Geschichtsverein, in dessen Bereich dadurch die Erforschung jener Fundstücke überging, säumte nicht, eine wissenschaftliche Untersuchung der Höhle zu beschliessen und unverzüglich ins Werk zu setzen, damit nicht Unberufene die besten Fundstücke davon trügen und in Privatbesitz oder ins Ausland brächten und die Thatsachen verdunkelten. Vom löblichem Eifer und vom Glück geleitet, hatte bereits ein Schüler des Gymnasiums zu Hadamar, O. Siebert, in der Höhle einen äusserst interessanten, wohlerhaltenen Topf von eiförmiger, an der Mündung ausgeschweifter Gestalt mit eigenthümlichen Schraffirungen und Strichmustern verziert, gefunden und mit gleichzeitig gefundenen Knochen dem Alterthumsmuseum in Wiesbaden zum Geschenk gemacht. Die Höhle, welche den Namen Wildscheuer führt, zeigt an der Mündung einen dreieckigen Querschnitt von 5 bis 6 Meter Basis und gleicher Höhe, der sich allmälig so vermindert, dass er an dem bis jetzt zugänglichen 12 Meter vom Eingang entfernten Ende sich bis auf den Boden senkt und hier nur ein enges Schlupfloch übrig lässt, durch das man noch 4—5 Meter weiter kriechen kann. Der Oberst v. Cohausen, welcher die Arbeiten leitet, hat nun begonnen, die Höhlensohle vorläufig zwei Meter tiefer zu legen, indem er auch bereits das nach dem Bachbett steil abstürzende Vorland um eben so viel vertieft hat. Bei dieser Arbeit, bei welcher man immer einen senkrechten Ort (Erdwand) von zwei Meter Höhe vor sich hat, stiess man, noch ehe die eigentliche Höhle erreicht war, auf unzählige, aber immer zerschlagene Knochen, Geweihe und Zähne, und damit gemischt auf eine grosse Menge von Feuersteinmessern. Beim weiteren Vorgehen traf man nicht ganz so tief eine Brandschichte und inmitten derselben einen grossen Haufen Asche und verbrannter Knochen aller Art. Thonscherben wurden in dieser Tiefe bis jetzt nicht gefunden, aber die Mischung und durch Kalkfiltrate bewirkte unmittelbare Verbindung von mächtigen Elfenbeinsplittern mit Feuersteinmessern gibt von dem Zusammenleben des Menschen mit dem Mammuth ebenso Zeugniss, wie es mit dem Renthier bereits constatirt ist. Denn sicherlich war es den Besitzern der Feuersteinmesser nicht um eine osteologische Sammlung, sondern um das Fleisch der Thiere und um

das Mark ihrer Knochen, die sie zerspalteten, zu thun. Man kann sagen, dass die Ausgrabung mitten in die Küchenabfälle, ja in die ganze Unordnung der **Küche selbst** gefallen ist.

(9) Herr Baron **A. Uexküll** berichtet in einem an den Vorsitzenden gerichteten Schreiben d. d. Coburg, 15. October, über

Gräberfelder am Rennsteig in Thüringen.

Ich entdeckte Ende vorigen Monats bei einem Aufenthalt in Limbach am Rennsteig, dass dort zu beiden Seiten des Rennsteigs sowohl, wie auf den nahen Bergkuppen längliche Hügelgräber in ungeheuerer Anzahl förmlich das ganze Land bedecken. Da auf den Höhen des Thüringer Waldes der Ackerbau nur sehr unbedeutende Flächen einnimmt, das ganze Land von Wald bedeckt ist, so sind hier die Verhältnisse zur Erhaltung prähistorischer Denkmale ausserordentlich günstig, zumal auch eine geordnete Waldkultur, die Rodungen voraussetzte, erst seit einigen Decennien Platz gegriffen hat. Zwischen Neuhaus und Neustadt am Rennsteig ist die Zahl der Gräber unberechenbar; man findet dort kaum eine Stelle, die frei von denselben wäre. So ist auch der Blassberg (den oben zum Theil ein alter Wall umzieht) ebenfalls mit solchen Hügeln bedeckt. Dieselben sind alle länglich, 3—5 Meter lang, 2—3 Meter breit, bei 40—70 Cm. Höhe. Die von mir geöffneten, 6 an der Zahl, enthielten keine Scherben, viel Aschenerde und Kohlen, die besonders an einer Stelle des Grabes grössere Anhäufungen bildeten, wo dieselben trichterförmig in den gewachsenen Boden hineinreichten. An Beigaben fand ich bisher blos vollkommen von Rost zerstörtes Eisen, dessen ursprüngliche Form nicht zu bestimmen ist; auch diese braunen Massen, die chemisch untersucht worden sind, kommen nur sehr spärlich vor. Dann fand ich in einem Grabe 2 gleiche eigenthümliche Gebilde vom härtestem (noch nicht bestimmten) Holze. Diese Hügel sind in ihrer Natur bisher nicht erkannt worden. Die Förster hielten sie für „alte Waldbrüche". So eben geht mir die Nachricht zu, dass eine uralte Seitenstrasse des Rennsteigs, die in südlicher Richtung sich von demselben abgrenzend vom Kamm des Gebirges zu den „Langen Bergen" führt, ebenfalls von solchen Grabfeldern umgeben sei. Ob solches richtig ist, weiss ich nicht, da ich keine Gelegenheit bisher hatte, diesen alten hier wohl bekannten Weg zu erforschen; ich kenne bloss das Mirsdorfer Grabfeld, das an dieser Strasse belegen ist, dessen runde Hügelgräber aber keine Aehnlichkeit mit den Gräbern am Rennsteig oder auf dem Blassberge zeigen. Durch diese Funde wird die Bedeutung des Rennsteigs, wenigstens des östlichen Theiles desselben, in ein neues Licht gestellt. Eine so zahlreiche Bevölkerung, als diese unzähligen Gräber aufweisen, kann auf der Höhe des Waldes nie existirt haben — es muss wohl angenommen werden, dass die Anwohner des Gebirges von Weitem ihre Todten zur Bestattung hinauf gebracht haben. Im nächsten Frühjahre beabsichtige ich die übrigen Theile des Rennsteigs zu besuchen.

(10) Herr **Hauchecorne** zeigt

eine Urne, einen Steinhammer und Hirschknochen von Langenbogen (Prov. Sachsen).

Die von der Königl. Langenbogener Grubenverwaltung in Artern unterm 4. April 1874 eingesendete Urne nebst Wirbelknochen, Beinknochen, Schulterknochen und Rippen eines Hirsches sind aufgefunden worden innerhalb des Grubenfeldes der Langenbogener Grube am südlichen Hange des Dreihügelberges auf Wanslebener Flur, in dem dem Gutsbesitzer Hoffmann in Wansleben gehörigen Planstück Nr. 96. Das Steinwerkzeug ist bei der Urne gefunden.

Die aus ungewöhnlich lichtgelblichem Material bestehende und sehr eigenthüm-

lich verzierte Urne ist dem K. Museum übergeben worden, während die übrigen Gegenstände der Sammlung der K. Bergakademie einverleibt sind.

(11) Herr **A. Schnetter** zu Werder bei Potsdam berichtet in einem Schreiben vom 31. August

über Mammuth- und Bronzefunde, sowie Gräberfelder in der Nähe von Werder.

In Folge der Aufforderung des Vorstandes der Berliner Anthropologischen Gesellschaft erlaube ich mir, einige Mammuth-Reste zu überschicken.

Dieselben lagen sämmtlich auf meinem Ziegeleigrundstücke in Phöben bei Werder und zwar theils im Thon, theils auf demselben in einer Kieslage und zwar ungefähr 2000 Schritt westlich vom Dorfe entfernt im nördlichen Abhange des Erdeberges. Ein, dem überschickten ganz gleicher Zahn wurde vor Jahren hier auf dem südlichen Ende der Insel Werder im Kies gefunden.

Die überschickten Bronzesachen fand man auf der Feldmark Werder und zwar 200—300 Schritt südwestlich vom Haltepunkt der Berlin-Magdeburger Eisenbahn in Aschenurnen, deren beim Urbarmachen des Bodens dort eine Menge gefunden, aber durch die Arbeiter als werthlos zerstört wurden. Die Urnen selbst standen zwar einzeln, doch auf einem nur mässigen Terrain, das eben angebaut wurde, was nicht ausschliesst, dass dort einst ein Begräbnissfeld gewesen sein mag, vielleicht das des nordischen Dorfes Zernow, das in der Nähe des kleinen Zernow-See gelegen haben soll.

Zwischen diesem Begräbnissfeld und dem Zernow-See, und zwar am Abhange eines Berges fand vor mehreren Jahren ein Weinbergsbesitzer beim Rajolen des Bodens eine volle Kiepe voll Bronzesachen dicht bei einander, die, wie es schien, mit einem Netze umspannt gewesen. Es waren Armspangen, Haarnadeln, Mantelspangen, Ketten u. dgl., die der unwissende Finder, ohne auch nur einen gebildeten Mann zu Rathe zu ziehen, an einen Gelbgiesser in Potsdam verkauft hat. Mehrere werthvolle Stücke soll von diesem später der Sanitätsrath Zielenziger in Potsdam für seine Sammlung erstanden haben. Ich habe erst nachträglich von diesem Funde Kenntniss erhalten. Sämmtliche Stücke waren von schön oxydirter Bronze.

Noch muss ich bemerken, dass auf einem grossen Begräbnissfelde nördlich vom Zernow-See vor ungefähr 30—35 Jahren Hunderte von Urnen, sämmtlich mit Steinen eingefasst und mit einem Thondeckel versehen, gefunden wurden; sie zerfielen aber, sobald man sie an die Luft brachte. In mehreren derselben fand man ebenfalls Schmucksachen, besonders Ringe von Bronze. Sie massen im Durchmesser 6", in der Höhe 5", und hatten die gleiche Form, wie die vorhin bezeichnete. Das Feld liegt auf dem Rittergute Kemnitz, hart an Werderscher Grenze.

(12) Herr **Wallbaum** zu Gusow schreibt

über Alterthümerfunde bei Carzig und Neuhoff (Kr. Lebus).

Auf einem Felde des Ritterguts Carzig bei Lebus wurden beim Pflügen Urnenscherben und eine ganze Urne herausgebracht. Leider fehlte mir bis jetzt die Zeit, mich persönlich an Ort und Stelle zu begeben, die Urne habe ich aber erhalten; sie ist 16,7 Cm. hoch, hat am Boden 9, am Bauche 16, an der Mündung 9,5 Cm. Durchmesser, besitzt zwei Henkel, einen länglichen Hals und geringe, lineare Verzierungen um den Bauch. Ob andere Gegenstände gefunden worden sind, habe ich noch nicht erfahren können.

Interessanter ist der Fund bei Neuhoff. Das zum Rittergut Platkow gehörige Vorwerk Neuhoff liegt kaum eine Viertelmeile nordwestlich von Platkow, grenzt mit Neuhardenberg (dem alten Quilitz) und ist wenig mehr entfernt von der alten Oder

wie Platkow. Auf einem Theile des Ackers, welcher „der Quilitzwinkel" heisst, wurden beim Pflügen eine Menge Steine, Scherben, Holzkohlen und, da ich dem Inspector des Vorwerks grosse Vorsicht anempfohlen hatte, auch 7 resp. 8 ganze Gefässe, 2 Bronzegegenstände, 1 Spindelstein und 2 Stückchen von einem Hirschgeweih, die Spuren von Bearbeitung an sich tragen, gefunden. Im Allgemeinen sei gesagt, dass die Gefässe aus demselben Material bestehen und auch dieselben oder ganz ähnliche Formen haben, wie die bei Platkow gefundenen (vgl. Sitzung vom 18. Oct. 1873). Es fiel mir auf, dass die Feldsteine, unter denen zerdrückte Urnen — also nur Scherben — gefunden wurden, nicht im Feuer gewesen, auch nicht, wie bei Platkow in Lehm gelegt waren, sie waren nur neben- und übereinander gepackt. Nur an einer Stelle wurden verbrannte resp. verkohlte Balken und auch geschwärzte Steine gefunden und in diesen oder bei diesen auch die meisten Gefässe. Das ganze Ackerstück, der Quilitzwinkel, trägt auch nicht, wie gewöhnlich derartige Urnenfelder, den bekannten Charakter; es besteht aus graugelblichem Sand ohne Beimischung von Kohlenstückchen etc. Mehrere Urnen waren mit Knochenüberresten gefüllt und sind bei diesen Urnen Bronzegegenstände, die mit einer hübschen Patina überzogen sind, gefunden worden.[1]) Es scheint mir hiernach unzweifelhaft, dass die Gegend von Gusow, Platkow, Neuhoff, Neuhardenberg (Quilitz) zu gleicher Zeit, von gleichen Stämmen bewohnt wurde.

Schliesslich wollte ich noch erwähnen, dass ich in jüngster Zeit bei Platkow auf dem Gericke'schen Acker unter zwei grossen Feldsteinen die Scherben einer Urne gefunden habe, wie sie mir bei den vielen Platkower Funden noch nicht vorkamen: sie sind durch und durch schwarz und aussen polirt und mit gestrichelten Linien (horizontalen, senkrechten und schrägen) verziert.

(13) Herr **Jeitteles** übersendet d. d. Wien, 8. October, nachstehendes Schreiben an den Vorsitzenden nebst einem vortrefflichen Exemplar eines modernen

Knochenschlittens aus dem Salzkammergut.

(Taf. XII, Fig. 1—3.)

Ich habe einen Salzburger Collegen gebeten, Ihnen als Geschenk für die Sammlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft ein höchst merkwürdiges Geräth aus der Steinzeit der Gegenwart (wenn ich so sagen darf) zu übermitteln: nämlich einen Knochenschlitten, wie solche vereinzelt noch jetzt am Trum- oder Matt-See (im nördlichen Theile des Herzogthums Salzburg) zum Fahren über die gefrorene Seefläche gebraucht werden. Die Zeichnung einer zweiten, noch jetzt üblichen Form mit drei Knochen, sowie der von dem auf dem Schlitten Sitzenden (Reitenden) zum Anstemmen an die Eisfläche und zu der dadurch bewirkten Fortbewegung gebrauchten „Schiebstelzen" schliesse ich diesem Briefe bei. Solche „Beinschlitten" sind auch noch auf manchen oberösterreichischen See'n in Gebrauch. Auch zum Schlittschuhlaufen über die Seefläche hin bedient man sich hie und da an den See'n des Salzkammergutes noch der Knochen (Metatarsen oder Metacarpen von Pferd oder Rind), wie ich von See-Anwohnern vernahm. Dasselbe soll auch noch auf einigen bairischen See'n der Fall sein.

Wäre ich nicht jetzt mit Arbeit überhäuft, so könnte ich Ihnen noch von einigen andern „modernen Erinnerungen an die Steinzeit" in Salzburg Mittheilung machen, wie denn die Urzeit des Menschengeschlechtes noch heut zu Tage hart neben Eisenbahn- und Telegraphen-Stationen mitten in Europa fortbesteht. So giebt

[1]) Eines dieser Stücke, ein verzierter Beschlag, dürfte aus dem Mittelalter stammen. Ein anderes Stück scheint zu einer Fibula gehört zu haben.

es unweit Hallein zwei förmliche Troglodyten, die in Höhlungen der Nagelflue-Bänke der Gegend leben. So geniesst man in einigen Theilen Salzburg's und Kärnten's noch jetzt ein pechschwarzes sog. „Klaffbrod", bereitet aus Roggen mit zahllosen Unkrautsamen, wie es vor 4000 Jahren nicht primitiver gegessen worden sein dürfte."

Herr **Virchow** erinnert daran, dass er schon in seiner ersten Mittheilung über die Schlittknochen (Sitzung vom 5. Nov. 1870) erwähnte, dass er selbst noch als Knabe in Pommern einen „Piekschlitten" besessen habe. Diese Pieken entsprachen den von Hrn. Jeitteles als Schiebstelzen bezeichneten Stäben. Nur hatte sein Schlitten keinen Sitzstuhl, sondern man sass direkt mit ausgestreckten Beinen auf dem einfachen Brette. Jedenfalls sei die Gesellschaft dem Herrn Geber zu ganz besonderem Danke verpflichtet, und sie könne sich Glück wünschen, dass die von ihr gegebene Anregung eine so umfassende Feststellung des noch jetzt vorhandenen Gebrauches der Schlittknochen ergeben habe.

(14) Hr. **N. v. Miklucho-Maclay** schreibt dem Vorsitzenden aus Gessir bei Ceram-Laut unter dem 19. Februar über

die Brachycephalie der Papuas in Neu-Guinea.

Als ich vor meiner zweiten Reise nach Neu-Guinea meine Sammlungen in Buitenzorg einpackte, öffnete ich eine Kiste, deren Existenz ich ganz vergessen hatte. Sie enthielt 3 Schädel, die ich in den letzten Tagen meines Aufenthaltes an der Maclay-Küste im December 1872 erhalten hatte. Zwei derselben gehörten den Bewohnern des Bergdorfes Englam-Maua, der dritte einem Manne des Küstendorfes Gumbu an.

Diese Schädel sind durch ihre Brachycephalie bemerkenswerth und überschreiten beträchtlich die Mittelmaasse, die ich in meinen „Anthropologischen Bemerkungen über die Papuas der Maclay-Küste" angegeben habe. Der von mir angegebene Breitenindex betrug im Mittel 77 (den Längenindex = 100 angenommen); dieses Verhältniss bewog mich auch, die Papuas der Maclay-Küste dolichocephal zu nennen.

Dagegen zeigte:

1) ein Schädel von Englam-Maua den Breitenindex 82,58
2) „ „ „ „ „ „ „ 86,45
3) „ „ „ Gumbu den Breitenindex . . 81,21

Diese drei Zahlen berechtigen zu dem Schlusse, dass unter den Papuas der Maclay-Küste sowohl brachycephale, als dolichocephale Individuen vorkommen, und dass die Dolichocephalie durchaus kein Characteristicum der Papuas von Neu-Guinea ist.

Ich danke für die zugesandten Sitzungsberichte der Berliner Gesellsch. für Anthropol., Ethnol. und Urgeschichte, die ich schon im October des vorigen Jahres erhalten habe. Ihr Vortrag „über die Schädel von Neu-Guinea" hat mich sehr interessirt, obwohl ich nicht mit Allem einverstanden bin; wie z. B. mit dem, was Sie über die Negritos sagen. Ich kann in Folge eigener Beobachtung durchaus nicht die Negritos als „absolut verschieden" von den Melanesiern betrachten. Seitens der Kraniologie ist auch, wie mir scheint, der Unterschied gehoben, da, wie vorhin gesagt, nicht alle Papuas Neu-Guineas dolichocephal sind.

Noch eine Kleinigkeit erlaube ich mir zu berichtigen.

Ihre Vermuthung, dass das Werk des Herrn C. E. von Baer meine Reise nach Neu-Guinea veranlasst hat, ist nur insofern richtig, als jedes ausgezeichnete Werk uns zu neuen Forschungen anspornt. Ich habe auch dieses Werk

mehrfach mit Aufmerksamkeit gelesen, ich wäre aber vielen anderen Autoren gegenüber ungerecht, wenn ich dem ausgezeichneten Werke C. E. von Baer's allein meinen Entschluss, nach Neu-Guinea zu gehen, zuschreiben wollte. Auch muss ich gestehen, dass dabei nicht bloss rein anthropologische Fragen mich bestimmt hatten; die Ethnologie dieser noch so indifferenten Stämme zog mich an, und gerade diese Seite der Forschung gab mir später in Neu-Guinea auch viel Befriedigung während des Zusammenlebens mit einem sich noch in der Stein-Periode befindenden Menschenstamm.

Wie sich der hochverehrte Herr zum Plan meiner Reise persönlich verhielt, ergiebt sich aus einem Briefe, den er mir im September 1870 nach St. Petersburg geschrieben hat, in welchem er meinen Entschluss, nach Neu-Guinea zu gehen, durchaus nicht billigt, wegen der Gefahr, der ich mich aussetzen wollte, und worin er mir den Rath giebt, mich auf die Philippinen zu beschränken, wo eine reiche wissenschaftliche Ausbeute sicher sei, und wo sich keine besondere Gefahr mit der Forschung verbinde. — Ich bedauere nicht, meinen Entschluss festgehalten zu haben.

Ich hoffe, nach der Rückkehr von meiner zweiten Excursion nach Neu-Guinea (nach der Küste von Papua-Kowiay), die ich jetzt unternehme, einige Zeilen von Ihnen zu erhalten, sowie die folgenden Sitzungsberichte der Gesellschaft.

Ich schicke den Brief mit einer Makassar'schen Prau, die nach den Aru-Inseln und dann nach Makassar geht. —

Herr **Virchow** erinnert daran, dass er selbst in seinem Berichte über zwei, ursprünglich von Hrn. v. Maclay gesammelte und von Hrn. Ad. B. Meyer eingesendete Schädel von Neu-Guinea (Sitzung vom 15. März 1875) die grosse Verschiedenheit derselben unter sich und die fast an Brachycephalie grenzende Schädelform des einen hervorgehoben habe. Auch in seiner späteren Mittheilung über die Schädel von Darnley Island (Sitzung vom 15. Nov. 1873) habe er ähnliches nachgewiesen. Trotzdem scheint ihm die Frage über den Zusammenhang der Papuas und der Negritos noch nicht entschieden, da der Breitenindex allein nicht ausreicht, um ein so gewichtiges Urtheil zu begründen. Zunächst müsste man doch mindestens etwas über die Höhe und die Capacität erfahren, worüber er im Anhange zu Hrn. Jagor's Buch über die Philippinen (S. 374) für die Negritos Angaben gemacht habe. Indess seien auch diese erst genau zu prüfen, da, wie in der Sitzung vom 15. Juni 1872 von ihm nachgewiesen worden, mehrere der damals besprochenen Negrito-Schädel künstliche Deformationen erkennen liessen. Auf alle Fälle müsse das ganze Gesicht und der Körperbau mit in Vergleich gezogen werden. Immerhin zeige sich, wie wenig Sicherheit unser Wissen über die Schwarzen des fernen Ostens darbiete.

(15) Herr **R. A. Philippi** zu S. Jago de Chile übersendet unter dem 29. Mai c. folgendes Schreiben

über die Cunco-Indianer und die Töpferei in Chile.

(Hierzu Taf. XIII. Fig. 1—3.)

Anfang d. M. habe ich dem deutschen Consul in Valdivia, Hrn. Otto Muhm, ein kleines Kistchen für die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte übergeben, um es an Ihre Adresse durch die Hamburger Dampferlinie zu befördern. Dasselbe enthält einige Schüsseln und Krüge, welche mein Sohn aus alten Gräbern der Cunco-Indianer in unserer Besitzung San Juan erhielt, die er im Januar d. J. eröffnet hat.

Die Cuncos sind ein Zweig der chilenischen Indier, dessen Heimath vom Valdiviafluss im Norden begränzt war; im Westen reichten sie bis an das Meer, im

Osten scheinen sie nicht weit in die grosse Ebene hineingereicht zu haben, welche in der Provinz Valdivia, wie im ganzen mittleren und südlichen Chile, den Raum zwischen dem niedrigen, breiten, plateauartigen Küstengebirge. Cordillera de la costa, und den hohen Anden einnimmt. Ich glaube nicht, dass die alten spanischen Geschichtsschreiber die Grenzen dieses Stammes genauer bezeichnen, es kommt auch wenig darauf an.

Bei der Eroberung des Landes fanden die Spanier offenbar eine sehr zahlreiche einheimische Bevölkerung vor, und scheinen die positiven Angaben der Schriftsteller durchaus nicht übertrieben, wie u. a. die zahlreichen alten Begräbnissplätze beweisen. Weniger die Kriege mit den Spaniern und die einheimischen Fehden, als die Pocken, die Syphilis und der Branntwein haben diese einheimische Bevölkerung so vermindert, dass sie jetzt vielleicht nicht den achten Theil so viel beträgt, wie vor 250 Jahren.

Die Gräber liegen fast immer in der Richtung von Ost nach West und sind ziemlich leicht daran zu kennen, dass das Erdreich über ihnen eingesunken ist. Die Leichen wurden in einer Canoa, d. h. in einem ausgehöhlten Baumstamm begraben, auf dem Rücken liegend, aber die Knie nach oben gegen das Kinn hin gebogen, wie dies, glaube ich, in ganz Südamerika Gebrauch war. Das Gesicht sah nach Westen, und war der Glaube, die Todten würden über das Stille Meer fahren, und am jenseitigen Ufer in einem Lande von allen möglichen, einem Indianer wünschenswerthen Herrlichkeiten auferstehen und ein seliges, ewiges Leben geniessen. Für diese Reise gab man ihnen Proviant ins Grab, Maiskörner, geriebenes Maismehl, Chicha, d. h. ein gegohrenes Getränk, welches wohl dazumal ausschliesslich aus gekauten Maiskörnern bereitet wurde.

In den vier von meinem Sohn im Januar geöffneten Gräbern fand sich keine Spur von Schmucksachen, von Waffen und anderem Geräthe ausser Schüsseln und Töpfen vor, ja auch die Knochen waren verschwunden bis auf ganz unbedeutende Fragmente. Die Lage der Gräber am Abhange eines Berges auf einer Art Terrasse und in einer Waldlichtung ist nicht der Art, um eine besonders schnelle Verwitterung zu erklären. Sollen wir ein sehr hohes Alter der Gräber annehmen? Sind die Knochen der Indier leichter verwesbar, als die anderer Menschenracen? Azara sagt (Voyages dans l'Amérique méridionale. Tom. II. p. 59): Un homme qui avait vécu longtemps parmi les Guaranys chrétiens m'assure, quil avait observé dans les cimetières, que les os des Indiens se convertissaient en tierre beaucoup plus tôt, que ceux des Espagnols.

In den Gräbern, die ich vor mehreren Jahren mit meinem Sohne und einigen Freunden bei Osorno öffnete, wovon die Knochen ziemlich gut erhalten, aber sie stammen auch wohl aus einer späteren Zeit, da wir ausser silbernen Schmucksachen auch Glasperlen und verrostetes Eisen fanden, die dort beerdigten Indianer also offenbar schon Verkehr mit den Spaniern gehabt hatten.

Die von meinem Sohne ausgegrabenen Schüsseln und Krüge unterscheiden sich wenig von den noch jetzt gebräuchlichen, nur wird jetzt meist besserer Thon genommen; merkwürdig ist aber die eine Schüssel durch ihre Bemalung. Gegenwärtig werden die Schüsseln, Teller u. s. w. niemals bemalt. Die Art der Bemalung durch lauter gerade, mit einander Winkel bildende Striche wird Sie frappiren, und es scheint, dass bei den meisten Völkern diese Art der Verzierung von selbst entstanden ist und den ersten Anfang der Malerei gemacht hat.

Die jetzigen Cuncos-Indianer sind zwar alle zum Christenthum bekehrt, bewahren aber nichts desto weniger sehr viel von ihrem alten Glauben, nur im Geheimen, und wenn sie es unbemerkt möglich machen können, so legen sie noch heute zu ihren Todten Schüsselchen mit Harina tostada (den auf einem Stein zerriebenen, ge-

rösteten Weizen, Gerste oder Mais), und einen kleinen Krug mit Chicha, welche letztere jetzt aber Apfelwein ist, mit ins Grab.

Gestatten Sie mir noch ein Paar Bemerkungen über die Töpferei in Chile. Ein früherer Schüler von mir, der junge Advokat D. Toribia Medina, hat kürzlich unserem Museum ein Paar Krüge (Fig. 2 u. 3) aus der Hacienda del Tambo mitgebracht, welche von den Einwohnern an der Mündung des Rapel verfertigt sind, welche noch ziemlich unvermischte Indianer sind. Zwei derselben stellen weibliche Figuren vor, und würde ich sagen, es seien ziemlich getreue Conterfeie unserer Damen zu der Zeit, wo die grossen Crinolinen Mode waren und man keine Füsse erblickte, wenn diese Leute jemals eine solche Modedame gesehen hätten; die Taille war nicht wespenartig. Die Oeffnung des Kruges befindet sich im Scheitel, und ein Hut dient als Stöpsel. Der dritte Krug (Fig. 1), etwa 8 Zoll lang, stellt einen Ochsen vor, und zwar auf sehr getreue Weise. Keines dieser Gefässe hat die geringste Beziehung zu religiösen Vorstellungen, sie sind der freie Ausfluss der Phantasie ihrer Verfertiger und deren Lust an freiem Schaffen. Der Ochs ist ein harinera, d. h. ein Gefäss für die harina tostada, und von der röthlichen Farbe des Thones; die beiden Krüge sind mit einem schwarzen glänzenden Ueberzuge versehen, der mit einer schwarzen Erde bewirkt wird, und hat die eine Dame ein buntes Kleid an.

Die zweite Bemerkung ist folgende: In ganz Chile wird die Töpferei noch ganz so betrieben, wie vor der Ankunft der Spanier, und nur von Indiern oder Nachkommen derselben, aus freier Hand, ohne Drehscheibe, und meist unterscheiden sich sogar die Schüsseln, Krüge u. s. w. in der Form nicht einmal von denen, welche man in den Gräbern der vorspanischen Zeit findet. Sie sind alle ohne Glasur, roth, seltener schwarz, und lassen das Wasser durch, wenn sie nicht vorher „curirt" sind. Dies geschieht, indem man das Geschirr auf Kohlen erhitzt und dann Milch hineinschüttet. Mein Sohn hat die Absicht, Ihnen hierüber später eine ausführlichere Mittheilung zu machen. Er ist seit Anfang d. M. zum Professor der Botanik an der Universität, sowie zum Lehrer der Naturgeschichte am „Instituto nacional" oder Lyceum ernannt. —

Der Vorsitzende bemerkt, dass inzwischen auch ein Schreiben des Consuls des deutschen Reiches, Hrn. O. Muhm zu Valdivia vom 26. Juni eingegangen sei, welches den Abgang der Sendung mit dem Dampfer Denderah anzeigt, dass jedoch die Kiste selbst noch nicht eingetroffen sei. —

(16) Herr Professor **Fr. Merkel** zu Rostock übersendet unter dem 8. Juli Beschreibung und Abbildungen einer

im Torf gefundenen hölzernen Fischotter-Falle.

(Hierzu Taf. XIV.)

In den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft (Sitzung vom 14. Juni 1873. Zeitschr. f. Ethnol. 119) ist von Dr. G. Hildebrandt ein Holzgeräth beschrieben, welches zu Tribsees in Neu-Vorpommern gefunden ist. Der Einsender glaubt in demselben einen Fischkasten zu sehen.

In den Besitz der unter meiner Direktion stehenden ethnographischen und prähistorischen Universitätssammlung kam vor kurzer Zeit ein Fundstück, welches dem Tribsenser so sehr gleicht, dass die gleiche Bestimmung der beiden Werkzeuge völlig unzweifelhaft ist.

Das Geräth, aus Eichenholz, ziemlich roh, jedoch augenscheinlich mit metallenen Werkzeugen gearbeitet, erinnert entfernt an die Form eines Kahnes (Fig. 1) mit flachem Boden. Seine Dimensionen sind grösser als die des Tribsenser, nämlich seine Länge 920,6 Mm., seine grösste Breite 280 Mm. Wie in dem erwähnten, so

ist auch in dem hiesigen Fundstück in der Mitte eine viereckige, im Boden ausgestemmte Oeffnung. Sie ist, wie dort, mit zwei hölzernen, flachen, auf einen Falz schlagenden Klappen verschlossen, welche mittelst hölzernen Zapfen in dazu angebrachten Riemen beweglich sind und sich auf und zu drehen lassen (Fig. 1 und 2). Die Klappen haben, was von dem Tribsenser Exemplar nicht bemerkt wird, an den Seiten eine erhöhte Kante und es passt ihr Seitenrand in aufgeschlagenem Zustande genau auf den abgeschrägten Rand des „Kahnes" (wenn ich mich so ausdrücken darf). In der Mittellinie des ganzen Geräthes, d. h. also an dem Rand, mit welchem die beiden Klappen zusammentreffen, sind in regelmässigen Abständen an jeder Klappe drei Halbringe ausgearbeitet, welche sich mit den correspondirenden der andern Klappe zu runden Löchern ergänzen. Es macht den Eindruck, als seien die Löcher durch Ausschleifen des Holzes hergestellt (Fig. 1 u. 2).

An den beiden Seitentheilen des Geräthes beginnt, neben der viereckigen Oeffnung der Mitte, der Boden des „Kahnes" in gleichem Niveau mit dem Rande der Klappen (Fig. 1), senkt sich aber dann absteigend bis zu einer Tiefe von 92 Mm. vom oberen Rande. In der Mittellinie der beiden Seitentheile ist eine Leiste stehen geblieben (Fig. 1 L), welche in gleicher Höhe mit den Rändern des ganzen Geräthes gelassen ist. Sie findet sich in ähnlicher Weise auch in dem Tribsenser Exemplar.

Ganz nach der Seite hin, wo der Boden am tiefsten abfällt, sind querdurchgehende viereckige Löcher (Fig. 1*) angebracht, welche die beiden Seitenwände und die mittlere Leiste in gerader Richtung durchbohren. An der einen Seite war, als das Geräth in meine Hände kam, noch ein verwittertes Holzstück durchgesteckt, welches nur noch von der einen Seite bis zur mittleren Leiste reichte (Fig. 2*).

Die Kehrseite des Fundstückes ist glatt und es ist hier ausser der viereckigen Mittelöffnung nichts Bemerkenswerthes. Ebenso zeigen auch die beiden glatt abgeschnittenen Kopfenden nichts besonderes. Die Höhe des Geräthes beträgt an der Stelle der viereckigen Oeffnung 94 Mm., an den Kopfenden 120 Mm.

Gefunden wurde das eben beschriebene Stück auf dem Gute Samow bei Gnoien, der Besitzung der verwittweten Frau Boldt. Es lag im Torf eingebettet, in einer Tiefe unter dem Boden, „reichlich so hoch, wie eine Thüre". Man darf also wohl annehmen, 6—7 Fuss tief.

In der Nähe des Geräthes fand sich ein sehr grosses Geweih eines hirschartigen Thieres mit schaufelförmigen Enden, von dem zur Zeit des Fundes noch lebenden Herrn Boldt für das Geweih eines Elenthieres erklärt. Dasselbe zerfiel beim Ausgraben und konnte nicht gerettet werden. — In unmittelbarer Nähe des Hauptfundstückes aber fanden sich noch einige kleinere Holzgegenstände, welche der Verwitterung Widerstand geleistet hatten und von denen einige auch in meine Hände gelangt sind.

Zuerst sind zu erwähnen etwa ein halbes Dutzend runder, etwa anderthalb Zoll dicker Stäbe, die sämmtlich abgebrochen sind; die Bruchstücke sind ein bis zwei Fuss lang und passen nicht zusammen, rühren also wohl von verschiedenen Stöcken her. Dann ist das unter Fig. 3 dargestellte, kahnartig ausgehöhlte, an der Kehrseite mit etwas erhöhtem Kiel versehene, kleine Instrument aus weichem Holz zu erwähnen. Es ist in drei, auch an der Abbildung kenntlichen Bruchstücken gefunden. Die Bruchflächen sind alt und nicht beim Ausgraben entstanden. Nur bei * ist eine frische Bruchstelle; hier befindet sich ein durchgehender Ast, der vielleicht den Stiel des Instrumentchens darstellte. Der letzte Gegenstand ist das als Fig. 4 abgebildete, zolldicke schaufelförmige Holzstück. Nach Aussage von Frau Boldt, die mir bereitwilligst und gütigst Auskunft über alle Umstände bei der schon vor mehreren Jahren stattgehabten Ausgrabung gab, waren mehrere solche Stücke gefunden worden, die jedoch bei dem mehrmaligen Transport bis auf das eine abgebildete verloren gegangen sind.

Was unn noch zuletzt die Bedeutung der Fundstücke anlangt, so möchten sie wohl geeigneter sein, Vermuthungen über dieses jedenfalls weiter verbreitete Geräth anzustellen, als das unvollkommenere von Tribsens.

Mit der zuerst von Dr. Hausmann ausgesprochenen Meinung, dass man es mit einem Fischbehälter zu thun habe, kann ich mich nicht befreunden, denn einmal ist nicht abzusehen, wie selbst das hiesige Stück, welches doch grösser ist, wie das Tribsenser, in dem kleinen, 285 Mm. langen und 135 Mm. breiten Viereck Raum für ein eingehängtes Netz bieten sollte. Ferner sind bei einer solchen Auffassung weder die stehen gebliebene Leiste (Fig. 1 L), noch die in Gesellschaft des hiesigen „Kahnes" gefundenen kleineren Holzstücke verständlich. Um nichts zu versäumen, habe ich jedoch den ganzen Fund einer Anzahl erfahrener hiesiger Fischer gezeigt, die einstimmig erklärten, dass das Instrument zu keiner Zeit beim Fischfang benutzt worden sein könne. Speciell erklärten sich dieselben ohne Bedenken gegen die Auffassung als Fischbehälter. Eine Menge anderer Leute, wie Erbauer von Torfmühlen, Landleute, Gewerbtreibende wussten mir ebenfalls keinen Bescheid zu geben.

Eine Ansicht wurde jedoch beim Finden der Gegenstände von dem nun verstorbenen Herrn Boldt ausgesprochen, welche, wie mir scheint, das Richtige trifft. Er hielt nämlich die sämmtlichen Stücke für Bestandtheile einer Falle, in welcher kleinere Säugethiere, in specie die in der Gegend von Samow einst sehr häufige Fischotter, gefangen worden seien. Der Finder hatte gewiss die beste Gelegenheit, sich die richtigste Anschauung über die Bedeutung der Fundstücke durch ihre gegenseitige Lage im Torf und die ganze Topographie des Fundes zu bilden, und so möchte auch ich mich dieser Anschauung, bis etwa eine bessere Erklärung gegeben wird, anschliessen.

(17) Herr **Carl Georg Graf Sievers** spricht unter Vorlegung ausgezeichneter Proben

über Feuersteingeräthe vom Ufer des Burtneck-See's (Livland)
(Hierzu Taf. XIII, Fig 4 - 9.)

Der Burtneck-See, circa 57° 41—42′ nördl. Breite und 42° 51′ östl. Länge belegen, von dessen Ufern meine Steinartefacten herstammen, befindet sich in einer der fruchtbarsten Gegenden Livlands, die manche Beweise einer uralten Cultur noch jetzt aufzeigt, z. B. eine Eiche, deren Alter A. von Löwis „Die Eichen Livlands" auf mindestens 700 Jahre schätzt, bei welcher die Aeste sich so nahe dem Boden entwickelt haben, dass sie nie im einigermaassen geschlossenen Walde gestanden haben kann; den Fund von mehreren Steinbeilen in der Umgegend,[1]) und von zahlreichen gespaltenen Knochen an einer Stelle seines Ufers, unter denen namentlich mehrere Unterkiefer mit abgespaltener Aussenwand; endlich von Feuersteinsplittern an einer anderen Uferstelle. Dieses alles veranlasste Professor Dr. Grewingk, mit mir im Sommer 1872 im Pastorat Burtneck zu reisen, wo wir bei unserer Ankunft eine, von einer Seite geschliffene Feuerstein-Pfeilspitze mit diversen Versteinerungen, von den Kindern des Pastors Girgensohn am Seeufer aufgelesen, erhielten. Wenige Tage später wurden mir etwa 150 Feuersteinsplitter (der Feuerstein wird sonst nur im Gerölle des Meerstrandes, 50 Werst vom See gefunden) und darunter ein Steinkern und eine Menge Stücke von prismatischen Messern und ein Paar Wochen darauf die auf Taf. XIII mit Nr. 4 bezeichnete Pfeilspitze gebracht. Im Mai 1873 reiste ich selbst hin, und wurde bei dieser Gelegenheit die Pfeilspitze Nr. 5 an der-

[1]) In Ostrominski 2, Ohlushof 1, Panten 1, vide Dr. Grewingk „Das Steinalter von Livland".

selben Stelle, und an einer andern eine Menge Splitter, Messerstücke und 2 Steinkerne gefunden. Kurze Zeit darauf an weiteren Fundstellen die Lanzenspitze Nr. 6 und die Pfeilspitze Nr. 7. Im Frühjahr 1874 wurden an der zuerst erwähnten Stelle die Pfeilspitzen Nr. 8 und Nr. 9 und die übrigen Stücke von Spitzen gefunden und mir nebst einer Menge Splitter und Messerstücke, deren in Summa jetzt gegen 500 vorhanden, gebracht. In der Nähe befindliche alte Gräber sind leider durch mehrmaliges Beerdigen von Leichen an derselben Stelle (in mehreren Lagen übereinander ohne Särge, also meist wohl heidnisch), wie es scheint, vollständig zerstört; wenigstens habe ich wohl verschiedene alte Thierknochen, vermischt mit alten Menschenknochen, (darunter die von Dr. Grewingk erwähnten Bieberknochen) jedoch kein erhaltenes altes Skelet oder Grab auffinden können.

Von einer am Ausflusse des Sees gelegenen Stelle wurde mir in diesem Sommer berichtet, dass daselbst sehr viele Knochen vorhanden, so dass schon seit vielen Jahren ohne Düngung abwechselnd Gerste und Erbsen mit gutem Ertrage gebaut werden, und dass man beim Graben in einem Hügel daselbst, der sich etwa 9 Fuss über die Fläche erhebt, nach 1½ Fuss auf eine Schichte von Fischschuppen von ca. 6 Zoll Mächtigkeit. und dann auf Muschelschaalen gestossen sei, in welchen man bis 7 Fuss von der Oberfläche hinab gegraben habe, ohne ein Ende zu finden. Leider konnte ich wegen geschehener Aussaat daselbst solches nicht sofort untersuchen. Doch ist es mir wenigstens eine weitere Bestätigung meiner Hoffnung, dass am Burtneck-See noch Wohnstätten aus der Steinzeit einst gefunden werden.

Es giebt eine recht merkwürdige lettische Sage vom Burtneck-See. Einst sei der See vom Tierel Morast her (der Tierel ist ein grosser Morast mit hohen Sanddünen als Ufer, die für ein früheres Vorhandensein eines Sees daselbst reden, durch welchen die Sedde, der Hauptzufluss des Sees, fliesst) durch die Luft herangeflogen, und habe sich in sein jetziges Bette hineingewühlt, wobei den Anwohnern die Kunde geworden, dass der See in seinem jetzigen Bette verbleiben werde, wenn sie innerhalb 8 Tagen ihn mit seinem richtigen Namen anrufen könnten.

Die Aeltesten hätten jedoch vergeblich hin und her gerathen, und bei Jedermann Umfrage nach dem Namen gehalten, so dass der See wieder angefangen habe, unruhig zu werden und brausend in seinem Bette hin und her zu strömen, um mit dem Ablaufen der Frist weiterzuziehen. Da, im letzten Augenblicke, hätten sich die Aeltesten eines kleinen gefangenen estnischen Hütermädchens, die bei ihrer Heerde ganz vergessen gewesen, erinnert, und dieselbe ebenfalls befragt, welche ihn mit dem richtigen Namen Astyjerwe angerufen und so in sein Ufer gebannt habe. Weil es aber ein Mädchen und kein Junge gewesen, durch den der richtige Namen genannt worden, sei der See nicht mehr so fischreich, wie früher; auch sei ihm das Brausen des Nachts geblieben, weil der richtige Anruf erst im letzten Augenblicke geschehen, wo er schon zum Abzuge zu brausen begonnen habe.

Der Name „Astyjerwe", der auch jetzt noch den Letten bekannt, wenn auch ungebräuchlich, ist ein estnisches Wort, welches Schwanzsee oder Schwanz des Sees bedeutet. Die Esten sind bei den Letten verachtet ihrer Unreinlichkeit und groben Wesens wegen; Iggauns (lettische Bezeichnung für einen Esten) gilt als Schimpfwort. Das Brausen des Sees ist eine eigenthümliche Erscheinung, die ich von der Treppe meines Hauses in Ostrominski an windstillen Abenden des Mittsommers angehört, einmal direkt beobachtet habe. Im Mittsommer nämlich tritt etwa 1½ Stunden nach Sonnenuntergang bei völlig ruhiger Luft auf dem Lande eine Windströmung in der Richtung der Längsachse des Sees ein, welche recht starken Wellenschlag und damit das mehrere Stunden andauernde Brausen hervorbringt. Gehört hatte ich es häufig. Einmal war ich im Mittsommer auf der Jungwildjagd in der

Nähe des Dieker Gesindes, so lange ich zum Schiessen sehen konnte, und wollte eben mit einem Boote nach Hause fahren, bei völliger Windstille und spiegelglattem See, während am Horizonte die von Nordwest nach Nordost hinüberziehende Abendröthe ihr letztes Licht auf den See warf, als ich das Brausen von Burtneek herkommend hörte und in etwa 1½ Werst Entfernung einen dunklen Streifen bewegten Wassers auf dem See sah. Ich liess also direkt hineinrudern, stiess bald auf einen ziemlich starken Wind, zog mein Segel auf und fuhr so hinab bis zur Insel Engsall. Bald nachdem ich dieselbe passirt hatte, liess der Wind so sehr nach, dass ich zum Rudern greifen musste, um ans Ufer zu gelangen, während die Wellen brausend an dasselbe stiessen. Am Ufer war völlige Windstille. Ich ging zu Fusse in den Hof und hörte auch dort, auf der Treppe stehend, noch lange das Brausen des Wassers im See, während sich kein Lüftchen auf dem Lande rührte.

Wohl weiss ich, dass diese Erscheinung aus dem verschieden raschen Abkühlen der Luft über dem Lande und dem Wasser erklärt werden wird; dem, der diese Gesetze der Natur aber nicht kennt, macht sie einen tiefen Eindruck.

(18) Herr **Paul Ascherson** spricht unter Vorlegung von Beispielen über

wächserne Votivabbilder von Kevelaer.

(Hierzu Taf. XII, Fig. 4—6.)

Das Interesse der Gegenstände, für die ich Ihre Aufmerksamkeit nur für einige Augenblicke in Anspruch nehmen will, liegt lediglich in ihrer Provenienz; wenn Sie erfahren, dass dieser Gegenstand einen menschlichen Körper vorstellen soll, so muss Ihnen der Kunststyl, der beinahe an die Zeiten der Gesichtsurnen erinnert, auffallen; da er indessen ganz frisch ist, so werden Sie vermuthen, dass er aus einem entfernten Welttheile herstamme. Das ist aber nicht der Fall. Die Sitte, wenn man sich im Gebet um Heilung körperlicher Krankheiten an die Gottheit oder an Heilige wendet, Abbilder des leidenden Körpertheiles zu widmen, ist uralt. Es fällt mir die Stelle im 1. Buche Samuelis, 6. Capitel, ein, wo die Philister mit heimlichen Krankheiten geschlagen werden und goldene Abbilder ihrer leidenden Körpertheile im Schatze Jehova's niederlegen. Seit der Zeit ist die Sitte nicht ausgestorben, und dafür, dass sie auch in unserem deutschen Vaterlande besteht, kann ich als Zeugniss jenes herrliche Gedicht von Heine: „Die Wallfahrt nach Kevelaer“ anführen, wo es heisst:

„Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund',
Und wer einen Wachsfuss opfert,
Dem wird der Fuss gesund.“

Wer, wie ich vor einigen Wochen, Gelegenheit hatte, diesen berühmten Wallfahrtsort zu besuchen, wird überrascht sein, dass in Deutschland Gegenstände von so prähistorischer Gestalt, wie die ex voto dargebrachten Gaben, zu einem ernsthaft gemeinten Zwecke benutzt werden.

Fig. 4 soll einen Kopf vorstellen, wie er bei Kopfschmerzen geopfert wird.

Fig. 5 sind „janze Körpers“, wie mich die Verkäuferin belehrte.

Endlich diese vierzackigen Objecte (Fig. 6) werden in Krankheiten des Viehes geopfert: denn sie sollen Abbilder von thierischen Körpern vorstellen. Es ist die archaistische Form, welche man zu religiösen Zwecken ja so oft anzuwenden pflegt, in Kevelaer um so auffallender, weil die Verehrung der Mutter Gottes daselbst von verhältnissmässig jungem Ursprunge, nämlich kaum zweihundert Jahre alt ist.

Vielleicht ist es von einigem Interesse, ganz kurz die Herkunft dieser Mutter Gottes zu erwähnen, die lange nicht so wunderbar, wie man es eigentlich von einem

so wunderthätigen Bilde erwarten sollte, sondern von, man möchte sagen, nüchternem Charakter ist. Ein umherziehender Krämer aus der Stadt Geldern erhielt während des dreissigjährigen Krieges, 1642, von einem Soldaten ein Heiligenbild geschenkt, welches eine Mutter Gottes in Luxemburg vorstellt, die lange nicht so gefeiert ist, wie ihr Abbild werden sollte. Er brachte dasselbe in einem kleinen Bildstock an und liess ihn in Kevelaer aufstellen; noch in demselben Jahre erhielt es ungeheuren Zulauf, und es entwickelte sich so die auf das reichlichste ausgestattete Wallfahrts-Kapellen- und Kirchen-Gruppe, welche sich jetzt dort findet.

(19) Der als Gast anwesende Herr Graf **Zichy** stellt einen jungen, von ihm aus Abyssinien mitgebrachten, aus der Gegend von Ankobar in Schoa gebürtigten Galla vor. Dieser dunkelschwärzlichbraun gefärbte, wohlgebaute Sohn des Orma-Volkes, welchen die syrische Qeffîeh und das abyssinische, reich bordirte Nationalcostüm vortrefflich kleiden, benimmt sich mit männlichem Anstand und beantwortet die an ihn in deutscher und arabischer Sprache gerichteten Fragen in freier, offener, selbst heiterer Weise.

Herr **Bastian** zeigt kleine geschlagene Steinpfeile, welche der ethnologischen Abtheilung des Königl. Museums vom Grafen Zichy zum Geschenk gemacht worden sind. Dieselben sind an den in der Nähe von Berbera (an der Somali-Küste) befindlichen Ruinen gefunden worden. Sie besitzen ihr besonderes Interesse dadurch, dass sie auf die Lokalität der Steinwaffen führenden Aethiopier hinweisen.

(20) Herr **J. M. Hildebrandt**, der bekannte Erforscher der Bogos- und Somali-Gebiete, sprach der Gesellschaft seinen Dank für die ihm von letzterer gewährte Reiseunterstützung und Anregung in warmen Worten aus und entschuldigte die geringe Ausdehnung seiner Erfolge durch die grosse Knappheit der ihm zur Verfügung gestellten Mittel. Der Versuch, ausgedehntere Messungen Lebender vorzunehmen, wurde ihm sehr erschwert durch den Widerstand der Leute. Trotzdem hoffe er auch in dieser Beziehung mehr bieten zu können, nachdem er jetzt reichlicher ausgestattet sei. —

(21) Herr **Virchow** hielt einen Vortrag über

die physische Anthropologie der Finnen.

Ich habe zwei Gründe, den von mir angekündigten Vortrag zu verkürzen, erstens die sehr vorgerückte Zeit und das Vorhandensein mehrerer anderer wichtiger Vorlagen, und zweitens einen besonderen Umstand, der mich allerdings in eine unerwartete Schwierigkeit versetzt hat. Ich hatte nach dem Schlusse des Stockholmer Kongresses, veranlasst durch meinen Freund, Herrn Professor Hjelt von Helsingfors, den Gedanken zur Wirklichkeit reifen lassen, eine Besichtigung der Finnen in ihren Ursitzen vorzunehmen, um endlich einmal über die Schwierigkeiten, welche sich der blos literarischen Forschung über die physischen Verhältnisse dieses Volkes entgegen stellen, hinwegzukommen. Ich hatte das Glück, Herrn Wattenbach zu bestimmen, diese Reise, wenigstens zum grösseren Theil, mitzumachen. Wir wurden in Finland in jeder Weise auf das Vortrefflichste unterstützt in unseren Bestrebungen und ich kann nicht Rühmens genug sagen von der Liebenswürdigkeit, mit der alle Kreise des Volkes uns entgegen gekommen sind. Wir haben so in kürzerer Zeit ein nicht ganz kleines Stück des Landes bis ziemlich tief in das Innere hinein kennen gelernt. Ich bemerke dabei, dass die Schwierigkeiten, von denen Herr Hildebrandt soeben

gesprochen hat, von mir in glücklichster Weise überwunden werden konnten, weil es, zum Theil in Folge der eigenthümlichen Verwaltungseinrichtungen des Landes, zum Theil durch die überraschend vorgeschrittene Cultur des Volkes möglich war, gewisse Haufen der Bevölkerung so zu fassen, dass absolut gar keine Schwierigkeiten bestanden, an ihnen zu messen, was nur irgend gemessen werden sollte; es war nur Mangel an Zeit, der mich gehindert hat, über ein kleines Maass hinaus zu gehen. Einerseits die unerwartete Entwickelung der Fabrik-Industrie, die, begünstigt durch den unglaublichen Wasserreichthum des Landes, sowie durch die neue Ausdehnung der Holzbenutzung auf die Papier-Fabrikation, eine ungewöhnliche Förderung erlangt hat, andererseits die ausgedehnten Anstalten aller Art, unter denen zu unseren Zwecken sich ganz besonders Gefängnisse und Strafanstalten eigneten, erwiesen sich als sehr förderlich. In letzterer Beziehung erwähne ich das Vorhandensein grosser, entweder für männliche, oder für weibliche Strafgefangene bestimmter, an verschiedenen Orten errichteter Central-Anstalten, welche aus grossen Bezirken des Landes ihr Material beziehen. Dazu kommt der eigenthümliche Umstand, dass bei der abgesonderten Stellung, welche das Grossfürstenthum Finland zu dem russischen Reiche einnimmt, ein Hin- und Herschieben von Verbrechern stattfindet, wobei sie zeitweise an gewissen Stationen bleiben; hier findet sich dann Alles durcheinander.

Eines der ersten und ein selbst für unsere finnischen Begleiter überraschendes Ergebniss dieser Besuche war der Nachweis der grossen Zahl von Zigeunern, welche sich in dem Lande befinden und zwar auf den verschiedensten Punkten. Es stellte sich alsbald heraus, dass gewisse Eigenthümlichkeiten in der Erscheinung einzelner Individuen in Zusammenhang mit diesen Wanderleuten gebracht werden konnten.

Wir hatten auf dem ersten Theil unserer Reise, der sich mehr den nordwestlichen Abschnitten des Landes zuwandte, Hrn. Professor Hjelt persönlich zu unserer Disposition; er führte die Conversation mit den finnischen Leuten. Auf der östlichen Tour, die mich bis in die Nähe des Ladoga-Sees und fast bis an die Thore Petersburgs brachte, war ein ausgezeichneter finnischer Linguist, Hr. Dr. Donner, so gütig, uns zu begleiten.

Nun habe ich gerade heute Morgen einen Brief von diesem Herrn erhalten, der eben den Gegenstand der Verwirrung für mich bildet. Ich hatte mich nämlich gewöhnt, meine Vorstellungen über die finnischen Stämme auf eine Schulkarte [1]) von Finland zu stützen, welche nicht bloss die Verwaltungsbezirke des Landes angiebt, sondern auch in einer Ausdehnung, wie sie bei uns nicht gerade in den Schulen gebräuchlich ist, die ethnologischen Abschnitte. Durch besondere Farben sind die verschiedenen Stämme bezeichnet, auf deren Existenz man bei uns, namentlich wegen des kleinen Maassstabes der bei uns gebräuchlichen Karten, am wenigsten vorbereitet ist. In Wirklichkeit ist dieselbe bei der Grösse des Landes leicht begreiflich. Auch historisch ist nichts sicherer, als die Anwesenheit verschiedener finnischer Stämme innerhalb des eigentlichen Finlands; sie gehen mindestens eben so weit auseinander, wie die deutschen Stämme. Eine Einheit der Finnen existirt weder der Geschichte, noch den gegenwärtigen Verhältnissen nach. Aber die Stammesgrenzen sind schwer festzustellen, und Herr Donner, der sich die Aufgabe gestellt hat, die einzelnen Territorien auf die Dialekte hin zu studiren, hat mir heute neue und zum Theil ganz abweichende Erfahrungen darüber mitgetheilt, die erst durch unsere Reise zu voller Klarheit gelangt sind.

Betrachtet man die Gesammtheit der ethnologischen Verhältnisse Finlands, so

[1]) Suomenmaan Kartta. Koulujen tarpeeksi toimittanut vuo una 1870 Maurus Wijkberg.

stellen sich dieselben nach Norden hin ungleich einfacher dar. Hier kommt man schon in das Gebiet der lappischen Stämme hinein. Etwas weiter südlich folgt ein etwas dunkles Gebiet, welches auch linguistisch weniger untersucht ist, die Provinz Oester-Botten. Hier existirt weit nach Norden, an den Ufern des bottnischen Meerbusens, ein gewisser Küstenbezirk, der noch gegenwärtig bewohnt ist von einem Stamm, der den in Schweden und Norwegen, namentlich im letzteren, sehr gebräuchlichen Namen der Quänen oder Koinun führt. Man sieht auch an diesem Beispiel wieder, wie ein Stammesname sich durch den Contact mit Nachbarvölkern auf das Ganze ausgedehnt hat. Wir waren nicht in der Lage, eine grössere Zahl von Personen aus diesem Bezirk zu sehen, indess trafen wir einige Mädchen aus dem Quänenland in dem Zuchthaus von Willmanstrand, dessen Insassen der Mehrzahl nach wegen Kindsmord im Gefängniss sind. Eines derselben, ein 24jähriges Mädchen aus Uleaborgs-Län, könnte als eine anziehende Erscheinung in jedem europäischen Lande gezeigt werden.

Weiter südlich schieben sich die Stammes-Verhältnisse immer dichter ineinander. Es ist diess das Gebiet, in welches von Westen her die Schweden mit ihren Colonisationen, von der anderen Seite noch in historischer Zeit finnische Stämme, welche von Russland her vordrangen, sich ihren Weg gebahnt haben. Wenn Sie auf die bei uns freilich etwas vernachlässigte finnische Geschichte [1]) einen Blick werfen, so werden Sie sich überzeugen, dass bis in das 13. und 14. Jahrhundert hinein vielfach die einzelnen Stämme, und namentlich zwei unter ihnen, hervortreten, nämlich die östlichen, welche mit dem deutschen Namen gewöhnlich „Karelen" genannt werden, und die westlichen: die Tavaster oder „Häme". Zwischen diese zwei Stämme, von denen man weiss, dass sie in einer relativ späten Zeit, etwa seit dem 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ihre Einwanderung in Finland vollzogen haben, und die seitdem vielfach theils unter sich, theils mit den Russen und Schweden, im Kampf gewesen sind, hat sich ein Stamm eingeschoben, der in der historischen Entwickelung des Landes nicht in gleicher Weise hervortritt, wie er es gegenwärtig linguistisch und physisch thut, die sogenannten Savolaks. Nach der bisherigen Annahme wohnten in der Umgebung des Ladoga-Sees und von da etwas weiter nördlich und westlich Karjala, von denen ich besonders bemerken will, dass sie sich bis in das russische Gebiet und bis auf die Ostküste des Ladoga-Sees erstrecken; dann folgen die Savolaks und dann die Häme. Weiter nach Westen ist auf der Karte noch ein besonderes Gebiet abgegrenzt, welches auch sprachlich viele Besonderheiten haben soll, der Bezirk Satakunta.

Diese Eintheilung wurde bis dahin als ganz sicher angesehen; es stellte sich aber schon bei unsern Untersuchungen der Körperbeschaffenheit der Bewohner heraus, dass vielfach die Thatsachen nicht recht passten, und dass namentlich, je weiter östlich wir kamen, die Karjala immer weiter vor uns zurückwichen, ja dass wir sie, ohne unsere Reise zu weit auszudehnen, gar nicht erreichen konnten. Die einzige Station, wo mir, abgesehen von den Gefängnissen, Leute unter dem Namen der Karjala als Bewohner entgegentraten, war der in der Nähe des grossen Saima-Sees, nördlich von den mächtigen Stromschnellen des Imatra, gelegene Ort Neitsniemi. Aber auch da erfuhren wir wieder, dass, wenn wir die eigentlichen Karjala haben wollten, wir bis nach Kurkijoki, Hiitola und Jaakimvaara ganz hoch am Ladoga-See gehen müssten. Ich hatte aber nicht mehr Zeit, diese Reise zu machen. Seitdem haben sich jedoch, wie Hr. Donner schreibt, die Herren Linguisten zusammengethan, welche früher diese Gegend bereist haben; sie haben ihre Erfahrungen aus-

[1]) Yrjö Koskinen, Finnische Geschichte. Leipzig 1874.

getauscht und sich dahin verständigt, dass die Karjala da, wo sie bisher in Finland angenommen wurden, gar nicht vorhanden sind. Sie schieben sie noch weiter nach Osten hinaus. Ein grosser Theil der Betrachtungen, welche ich bis jetzt angestellt hatte, namentlich die Mittel, welche ich aus meinen Messungen berechnet hatte, waren daher auf Prämissen begründet, welche schon gegenwärtig sich nicht als durchweg haltbar erweisen. Meine Notizen sind jedoch so correkt, dass ich, unter Zugrundelegung der neuen Angaben, meine Zahlen umrechnen und zu einer andern Zeit die Ergebnisse vortragen kann. Heute beschränke ich mich darauf, Ihnen eine Spezialanschauung zu liefern zu der Frage, ob die Finnen, wie man behauptet hat, schwarz, braun oder brünett sind, oder wie sie sich sonst verhalten. Sie sehen hier finnische Haarproben auf weissen Tafeln und zwar geographisch geordnet. Zur Vergleichung hängt daneben eine Tafel mit Zigeuner-Haar und zwar von Leuten aus Familien, welche keineswegs frisch in Finland eingewandert sind, sondern fast durchweg schwedische oder finnische Namen tragen und nach den Mittheilungen, welche ich heute noch von Hrn. Donner bekommen habe, schon lange im Lande sind. Sie sind also schon geraume Zeit denselben klimatischen Verhältnissen ausgesetzt, unter denen die Finnen selbst leben.

Die Vergleichung dieser Tafeln macht es leicht verständlich, warum die Finnen die Zigeuner die „Schwarzen" nennen. Sie haben für sie einen besonderen, von der Farbe hergenommenen terminus technicus: Mustaleinen (von musta, schwarz). Die Verschiedenheit ist höchst augenfällig. Eines Tages, als wir eben über den Saima-See fuhren, jenen mächtigen See, der sich drei Tagereisen weit nach Norden mit dem Dampfschiff befahren lässt, bemerkte ich am Landungsplatze in Joutsen ein kleines, ganz braunes Mädchen mit tiefbraunen Augen, schwärzlichem Haar und sehr brünettem Teint, — eine höchst ungewöhnliche Erscheinung, nachdem ich Tag um Tag nur blonde Kinder gesehen hatte. Die kleine Person interessirte mich ausserordentlich; es wurde alles versucht, um zu ermitteln, ob sie nicht irgend von fremden Eltern stamme; es liess sich jedoch nichts herausbringen, und wir verliessen die Station, ohne dieses damals für mich einzige Problem gelöst zu haben. Erst als ich in Wiborg in dem grossen Gefängniss Pantsarlahti 6 Zigeuner zugleich vorfand und das Nationale derselben aufgenommen wurde, drang bei einem derselben der Name seines Wohnortes, Joutseno, an mein Ohr, — das war der Ort, wo ich das Mädchen gefunden hatte. Jetzt erst stellte sich heraus, dass dort eine kleine Zigeuner-Colonie hauste.

Ich kann meine Erfahrungen über die Farbe der Finnen im Ganzen dahin resumiren, dass wir eigentlich brünette Finnen gar nicht gesehen haben; ich kann sagen, nicht einen einzigen. Personen, welche braune Augen hatten, waren so selten, dass ich in meinen Aufzeichnungen nur einzelne wenige Exemplare habe notiren können, und auch diese waren kaum brünett in ihrer ganzen Erscheinung zu nennen. Sonst sind durchweg alle Nüancirungen von blau vertreten, häufig das allerlichteste Wasserblau, ein fast weissliches Blau bis zum dunkelsten Kornblau herauf; vielfach erschienen auch graublaue Nüancirungen. Wo wir auch waren, östlich sowohl wie westlich, fanden wir weit überwiegend blaue Augen und eine im Ganzen helle Hautfarbe. Natürlich bei Leuten, die viel im Freien und den Wirkungen der Sonne ausgesetzt sind, zeigte sich die helle Hautfarbe nur an Theilen, die für gewöhnlich bekleidet waren. In meinen Proben sehen Sie öfters eine Haarfarbe, die sich allerdings einem dunklen Braun nähert, aber stets haben diese Haare die Eigenschaft, an Stellen, die der Luft exponirt sind, zu bleichen, goldig oder nahezu blond zu werden. In Tammerfors untersuchte ich eine überwiegend männliche Fabrikbevölkerung, welche kurz geschnittenes, also sehr bedecktes Haar trägt; hier herrscht die braune

Haarfarbe vor. Bei der weiblichen Bevölkerung kommen viel häufiger hellere Nüancen vor, bei den Kindern ganz weissliche oder weissgelbe. Es ist also ganz unzweifelhaft festgestellt, dass, welchen Stamm man auch im Süden Finlands — ich spreche dabei nicht von den Küsten, sondern von Binnenlandschaften Südfinlands — untersuchen mag, Alles hellfarbig ist.

Was die Lappen anbetrifft, so ist bekannt, dass sie durchschnittlich dunkles Haar und dunkle Augen haben; indess das habe ich durch Mittheilungen der zuverlässigsten Augenzeugen constatirt, dass auch unter ihnen hellfarbige und blonde Personen vorkommen. Immerhin ist das eine Frage für sich. Das ist aber gewiss von höchster Bedeutung, dass wir jetzt wissen, dass die Finnen blond sind, dass sie also mit den als brünett ausgegebenen Brachycephalen von Deutschland, Frankreich und Italien in keinem Zusammenhange stehen. Es giebt demnach auch blonde Brachycephalen, denn die Brachycephalie sämmtlicher finnischer Stämme in Finland ist über allen Zweifel erhaben.

Ich wollte noch Eins hinzufügen, was vielleicht Hrn. Hildebrandt interessiren wird: Ich habe Gelegenheit gehabt, nachdem ich diese Reise gemacht und eine Reihe von Kopf- und Gesichts-Messungen an Lebenden ausgeführt hatte, noch einige Messungen an Schädeln anstellen zu können. Ich kam etwas verspätet nach Helsingfors, und da ich bis zum nächsten Dampfschiff warten musste, so sah ich die anatomische Sammlung des dortigen Museums durch. Alle Schädel derselben sind mit Ursprungs-Nachweisen versehen, so dass man dieselben territorial genau klassificiren konnte. Da hat sich zu meiner Ueberraschung herausgestellt, was ich nicht vermuthet und erwartet hatte, dass für die hauptsächlichen Verhältnisse die berechneten Mittel in beiden Kategorien beinahe vollständig übereinstimmten. Ich habe zum Beispiel für die Savolaks einen Breiten-Index der Schädel von 81,6 aus Messungen an 14 lebenden Individuen berechnet; fast dasselbe Resultat, nämlich 81,8, erhielt ich aus der Messung der Schädel. Sie werden zugestehen, dass es nicht besser stimmen kann. Nun ist dies nicht etwa zufällig, sondern auch die andern Maasse, wenngleich sie natürlich an Lebenden etwas grösser ausfallen müssen, sind doch in regelrechtem Verhältnisse zu einander. Ich fand z. B. im Mittel der grössten Breite bei lebenden Savolaks 147,9, bei Schädeln 144,5 und ebenso für die grösste Länge 180,6 und 176,5. Ich könnte ähnliche Ergebnisse für die Gesichtsverhältnisse anführen.

Es geht aus diesen Messungen hervor, dass man mehr, als sich erwarten lässt, erzielen kann durch eine korrekte Methode und namentlich durch eine derbe Messung — man muss nämlich die Mess-Instrumente stark eindrücken, um die Weichtheile etwas zu comprimiren — und dass man im Wesentlichen auch bei Lebenden die Hauptzahlen für die anthropologische Klassifikation finden kann. Für weitere ethnologische Untersuchungen hat die Erfahrung etwas stärkendes, dass man nicht immer bloss auf Schädel angewiesen ist, sondern auch in anderer Richtung vorwärts kommen kann.

(22) Herr **Voss** sprach

über Ausgrabungen bei Hohenkirchen und Braunshain im Zeitzer Kreise.

Durch Auftrag der General-Direction der Königl. Museen ward mir die ehrenvolle Aufgabe zu Theil, im Zeitzer Kreise, nahe der Altenburgischen Grenze, in einer an Alterthümern reichen Gegend, Ausgrabungen zu veranstalten. Nachdem in der Nähe des Dorfes Hohenkirchen durch Herrn Thärmann die Existenz zahlreicher Grabhügel mit Steingeräth nachgewiesen war, hatte der Herr Unterrichtsminister einige derselben unter Leitung des Herrn Klopfleisch von Jena, sowie später des

Herrn Professor Virchow öffnen lassen. Wie Sie Sich erinnern werden, sind über die Resultate dieser Untersuchungen von unserm Herren Vorsitzenden auch wiederholt kürzere Berichte mitgetheilt worden (Sitzungen am 10. Mai und 18. October 1873). Darnach war es noch nicht mit Sicherheit constatirt, ob es reine Brandgräber oder Skeletgräber seien, da Herr Klopfleisch Skelettheile fand, welche er für die eines Kindes hielt, während Herrn Virchow's Untersuchung dies in Frage stellte, insofern derselbe keine Knochen, sondern nur grössere Urnen mit einem ungewöhnlich kalkreichen erdigen Inhalt fand.

Ende August begab ich mich an Ort und Stelle und begann nach einer kurzen Besichtigung der verschiedenen Fundlocalitäten im Beisein des Herrn Dr. Jacob aus Coburg am 28. August die Ausgrabungen. Ehe ich auf diese selbst näher eingehe, sei es mir erlaubt, einige allgemeine archäologisch-topographische Notizen über die Gegend mitzutheilen. Es sollen sich nämlich diese Hügelgräber von Krossen an der Elster in östlicher Richtung über Altenburg fort bis zu dem Waldplateau, die „Leina" genannt, erstrecken. Sie finden sich auf den früher wohl meist bewaldeten, jetzt zum grössten Theil in Ackerland verwandelten Höhen der Terrainwellen jenes gegen die Vorberge des Thüringer Waldes, des Frankenwaldes und Erzgebirges hin sich allmählig erhebenden Hügellandes. In den Einsenkungen liegen die Sitze der heutigen Bewohner, meist von kleinen, auf jenen Höhen entspringenden Gewässern durchflossen, zum Theil vielleicht heute noch an denselben Stellen, wo zur Zeit der Errichtung jener Grabhügel die damaligen Bewohner der Gegend sich niedergelassen hatten. Hierauf deuten einige rundwallähnliche Erhebungen, die sich in manchen Ortschaften jener Gegend finden und jetzt nicht selten auf ihrer Mitte eine Kirche tragen. Ich nenne in dieser Beziehung: Frankenau, Braunshain, dessen aus Quadern erbaute Kirche 1829 abgetragen wurde, Grossenstein, dessen mittelalterliche, jetzt noch zum Theil erhaltene Kirchhofsbefestigung auch wohl nur eine schon in alten Zeit vorgenommene, damals zeitgemässe Umwandlung der alten Ringwallbefestigung ist. Für die Sesshaftigkeit der Bevölkerung, welche uns die genannten Hügelgräber hinterlassen hat, spricht die ausserordentlich grosse Zahl der Gräber. Hierauf bezügliche Untersuchungen sind allerdings unter heutigen Umständen auf jenen zu Beerdigungsplätzen benutzten Ringwällen schwer zu bewerkstelligen. Jedenfalls würde man gelegentlich wohl hierauf zu achten haben.

Eine Partie der von mir besichtigten und zum Theil untersuchten Grabhügel liegt im Leitholdshain, einem Walde zur Markung der Dörfer Hartroda und Dobra gehörig. Es sind, soviel ich gesehen, 3 Gruppen. Eine ungleich bedeutendere Zahl von Hügeln findet sich auf der Markung des Rittergutes Braunshain, auf welcher 5 Gruppen grösserer Hügel zu unterscheiden sind, eine bereits abgefahrene mit eingerechnet. Zwischen diesen beiden Localitäten liegt noch ein einzelner grosser Hügel an einem Kreuzwege in der Nähe des Dorfes Hartha, ziemlich auf dem höchsten Punkte der Anhöhe. Er heisst deshalb im Volksmunde „der Höhhügel." An seine Entstehung knüpft sich eine Kirchensage. Ausserdem existirt noch eine grössere Gruppe in Pölzig in dem dortigen herrschaftlichen Park, welcher sich bis in die Gärten des Ortes hinein erstreckt und ehemals eine bedeutend grössere Fläche bedeckte. Auch in Heuckenwalde, wo Herr Klopfleisch ebenfalls gegraben hat, sollen noch einige Hügel vorhanden sein. Das bedeutendste und ergiebigste Feld ist aber, wie schon erwähnt, der Braunshain, auf der Markung des gleichnamigen Ortes gelegen, wo jetzt durch Abschlagen des Waldes die Hügel besser sichtbar werden, wo sie aber auch, da der Waldboden in Ackerland umgewandelt werden soll, der völligen Zerstörung entgegensehen. Die erste der dortigen Gruppen, jetzt schon abgefahren, lag hart an dem die Grenze zwischen dem Preussischen und dem Altenburgischen

Gebiete bezeichnenden Wege. Sie sollen sehr ansehnlich gewesen sein, von etwa 40—50 Fuss Durchmesser bei etwa 10—12 Fuss Höhe. Die zweite Gruppe liegt nordwestlich davon, aus 11 grösseren Hügeln bestehend; eine dritte Gruppe nahe bei dieser, etwas weiter nordwestlich, am Rande des zur Abholzung bestimmten Waldes und eine vierte und fünfte Gruppe westlich und nördlich von diesen beiden im dichten Walde. Ich habe hier nun mehrere Hügel der zweiten, dritten und vierten Gruppe untersucht. Die Anordnung der Gruppen ist eine völlig unregelmässige. Die einzelnen Hügel liegen bald 20—30 und mehr Schritte von einander entfernt, bald ganz nahe bei einander, mit den Peripherien sich fast berührend. Ebenso sind sie in Grösse und äusserer Form sehr verschieden. Im Ganzen lassen sich der Grösse nach drei Kategorien unterscheiden. Die erste umfasst Hügel von sehr beträchtlicher Grösse, von 30—40 Fuss Durchmesser bei 3—4 Fuss Höhe, dann ist eine mittlere Grösse zu unterscheiden, von etwa 20 Fuss Durchmesser bei ungefähr 2 Fuss Höhe und endlich finden sich sehr zahlreiche kleine Hügel von 10—12 Fuss Durchmesser bei 1 Fuss Höhe, theils zwischen diesen grösseren Hügeln liegend, theils um dieselben gruppirt. Sie lassen aber ebenfalls keine geregelte Anordnung erkennen. In der Nähe der grösseren Hügel liegen sie dichter, in weiterer Entfernung von denselben weitläufiger. Die Mehrzahl der Hügel hat eine rundliche, flach gewölbte Form; ihre Grundfläche ist nahezu kreisrund, doch giebt es auch einige, welche eine ovale Grundfläche und bei einem Querdurchmesser von etwa 20—25 Fuss eine etwa das Doppelte betragende Länge haben. Besonders hervorragend durch ganz abweichende Grössenverhältnisse sind ein sehr grosser, aber sehr flacher Hügel in einer Gruppe des Leitholdshains und ein Hügel in der dritten Gruppe (Gruppe II der von mir dort untersuchten). Letzterer hat eine Länge von etwa 80 Fuss bei 60—70 Fuss Breite und 6 Fuss Höhe.

Ebenso mannichfaltig wie die Grösse ist auch der Inhalt der Hügel und dessen Vertheilungsweise, während die Construction derselben hinsichtlich der Schichtung eine sehr gleichmässige ist. Im Allgemeinen findet man Folgendes: Eine dünne, etwa 6 Zoll starke humose Schicht bildet die Decke; unter derselben findet sich eine in den oberen Partien mehr merglige Lehmschicht, welche meistens die Beigaben enthält und unter dieser eine sehr feste, nur mit schweren Hacken zu bearbeitende dunkelbraune bis schwärzliche Schicht, welche in ihren oberen Partien viele weissliche Einsprengungen zeigt und deren Mächtigkeit je nach der Höhe des Hügels sehr wechselt. Sie reicht meistens bis zu 1 Fuss unter das Niveau des umgebenden Terrains hinab und dürfte wegen ihres Gehaltes an Kohlenpartikeln wohl als eigentliche Brandschicht anzusprechen sein. In ihr findet man in den höheren Hügeln einen Theil der Beigaben. Auf diese Schicht folgt der sogenannte gewachsene Boden in seiner natürlichen Lagerung, ein zäher gelbbrauner Lehm.

In den grösseren Hügeln finden sich nun fast durchgängig Urnen. In einem 40 Fuss langen und 25 Fuss breiten ovalen Hügel, der in der Mitte eine geringere Breite und dadurch eine achterförmige Gestalt hatte, fand ich aber, trotzdem der ganze Hügel auf das Sorgfältigste abgetragen wurde, keine Urne. Ebenso fehlen sie in den kleinen Hügeln. Die Zahl der Urnen beträgt zwischen 1 bis etwa 5. Meist sind sie in der Mitte des Hügels frei in den Boden hineingestellt, namentlich wenn nur 1 oder 2 beigesetzt sind. Bei dem Vorhandensein einer grösseren Zahl ist jedoch die Anordnung eine andere. Es stehen dann eine oder mehrere Urnen in der Mitte und einige, aber ohne besondere Regelmässigkeit, in der Nähe des Hügelrandes. Der Inhalt der Urnen ist in einigen eine aschenartige Masse, in anderen aber derselbe merglige Lehm, in dem sie beigesetzt sind und der oft Spuren von starker Feuereinwirkung zeigt, so dass er röthlich gefärbt ist und an der Innen- und Aussen-

seite der Gefässwandung ziemlich fest anhaftet. Wenn nun auch der äussere Anschein dafür spricht, dass jener weissliche Urneninhalt Asche ist, so wird das doch erst durch eine chemische Analyse zur vollen Sicherheit erhoben werden können, da die Oberfläche des umgebenden Terrains ein sehr weisser Kreidemergel ist und deshalb nur schwer durch blossen Anblick von Asche unterschieden werden kann. Die Form der Urnen selbst ist auch eine sehr mannichfaltige. Es finden sich ungehenkelte (becherförmige), einhenklige (topfähnliche) und zweihenklige (eigentlich urnenförmige), letztere mit weitem Bauch, engerer oberer Oeffnung und stark nach Aussen umgebogenem Rande. Sie sind theils unverziert, theils mit schnurartigen, eingedrückten Ornamenten reichlich und nicht ohne Geschmack versehen. Diese Verzierungen scheinen einem grösseren Abschnitte jener Gegend eigenthümlich zu sein. Sie finden sich auf einigen Urnen des hiesigen Königl. Museums aus dem Saalkreise und kommen vielleicht häufiger in der Gegend von Halle vor. Wenigstens sind in der Sammlung des Sächsisch-Thüringischen Vereins einige sehr schöne Exemplare aufgestellt, welche wohl aus der Gegend stammen. Im Uebrigen haben diese Ornamente grosse Aehnlichkeit mit jenen, welche sonst als der Steinzeit eigenthümlich angesehen werden. Die Henkel der Gefässe sind kräftig ausgebildet und zum Theil ebenfalls verziert. Auch sind bei einigen sogar die unteren, dem Boden nahen Partien mit Verzierungen bedeckt. Das Material ist ein an der Aussenfläche hellroth gebrannter Thon. Bei manchen, weniger stark gebrannten Gefässen hat derselbe nur eine leicht gelbbraune Farbe und bei einigen ist der Brand nur so schwach, dass der Thon seine graue Farbe behalten hat. Woher das Material stammt, konnte ich nicht näher untersuchen. Der überall in dortiger Gegend gefundene gelbbraune Lehm, welcher auf der Ziegelei des Rittergutes Braunshain zu Ziegeln verwerthet wird, färbt sich durch das Brennen zwar ebenfalls ziemlich lebhaft roth, ähnlich der Farbe der stärker gebrannten Urnen, aber das Rohmaterial selbst hat ein anderes Aussehen: es ist gelbbraun, während der zu den Urnen verwendete Thon grau ist. Die Gefässe wurden leider meistens schon stark zertrümmert aufgefunden. Es dürfte aber wohl gelingen, einige zu reconstruiren. Auch fanden sich vereinzelte Urnenbruchstücke, meistens in kleinen Scherben, welche vielleicht als Beigaben mit in das Grab gelegt wurden.

Die sonstigen Beigaben bilden ausschliesslich Steinwerkzeuge, unregelmässig durch den Hügel zerstreut. In den kleineren und niedrigeren Hügeln finden sie sich fast nur in der Lehmschicht, in den höheren mit mächtigerer Brandschicht dagegen auch zum Theil in der letzteren. Es sind polirte Steinäxte aus verschiedenem Material und Feuersteingeräthe. Manche von den Aexten sind sehr sorgfältig gearbeitet, andere wieder nachlässiger. Ebenso zeigen einige der Feuersteingeräthe einen hohen Grad technischer Sicherheit, wie z. B. prismatische Messer von ausgezeichneter Form, während andere, z B. Pfeilspitzen, so roh gearbeitet sind, dass man nur durch Vergleich das Object mit Sicherheit bestimmen kann. Die Pfeilspitzen, welche unter den Feuersteingeräthen bei Weitem am häufigsten vertreten sind, haben eine sehr verschiedene Grösse, von $^1/_2$ bis zu 2 Zoll Länge; sie sind durchgängig geschäftet und grösstentheils ganz flach und abgeplattet, einzelne aber mehr compact und einige wenige dreikantig, mit bajonnetartiger Spitze. Ausserdem fanden sich noch häufiger kleine trapezförmig zugerichtete Absplisse mit einer scharfen, einer Schneide ähnlichen Kante, ähnlich den nordischen Pfeilspitzen mit breiter Schneide, aber grösser und bedeutend breiter. Vielleicht dienten sie als Schaber oder auch als Schneidewerkzeuge. Einige derselben haben eine hohlmeisselartige Schneide.

Da der Boden auf dem ganzen Terrain ausserordentlich arm an Steinen ist (nur in dem von der etwa fussdicken Kreidemergelschicht bedeckten Lehm finden sich

öfter Geschiebe), so kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass ein häufigeres Vorkommen von Steinen künstlichen Ursprunges ist, dass namentlich grössere oder scharfkantige Steine in die Hügel hineingetragen sind. Feuerstein kommt allerdings in der Gegend häufiger vor, sogar bis zu kindskopfgrossen Stücken, aber erst jenseits des Dorfes Hartha. Die übrigen zu Aexten verarbeiteten Gesteine sollen erst in weiterer Entfernung, 1—2 Stunden weit, anstehend gefunden werden. Meine Zeit erlaubte mir leider nicht, diese Punkte durch eigene Anschauung festzustellen; einen gegendkundigen Geologen zu consultiren, hatte ich leider auch nicht die Gelegenheit, und so gebe ich diese Notizen nach meinen an Ort und Stelle bei den Bewohnern eingezogenen Erkundigungen, natürlich mit allem Vorbehalt. Die Zahl der Beigaben war eine sehr verschiedene. In einigen Hügeln mittlerer Grösse fanden sich mehrere Aexte und Pfeilspitzen und nur etwa 2 Urnen; in einem anderen grossen dagegen etwa 5 Urnen, aber nur die Schneide einer polirten Axt und einige wenige Pfeilspitzen.

Wesentlich verschieden sind die Befunde in den Hügeln der dritten Kategorie. Bei ihrer geringen Erhebung über das Niveau der Umgebung waren sie, so lange der Wald noch stand, kaum bemerkbar gewesen. Sie liessen sich aber, sobald man auf sie aufmerksam geworden war, auch auf dem schon gerodeten und sogar auch auf dem schon beackerten Terrain an der kreisförmig scharf abgegrenzten Verschiedenheit der Bodenfärbung deutlich erkennen. Während der Boden im Allgemeinen wegen des Kreidemergels weiss erscheint, zeichnen sie sich durch lehmgelbe Färbung aus. Bei den intacten Hügeln zeigte sich nämlich ebenfalls unter der dünnen humosen Schicht eine mergelhaltige Lehmschicht, auf welche eine harte, oft nur unzusammenhängende, meist auch nur dünne dunkelbraune Schicht mit starken weisslichen Einsprengungen folgte, ganz ähnlich den oberen Partien der untersten Schicht in den grossen Hügeln. Diese untere Schicht reichte auch hier meistens bis zu einer Tiefe von 1 Fuss unter das Niveau der Umgebung, wo alsdann der gelbe zähe Lehm des Untergrundes zum Vorschein kam. Als sicheres Zeichen von Brandspuren konnten in der bei Weitem grössten Mehrzahl Kohlenstückchen und in mehreren auch rothgebrannte Lehmerde nachgewiesen werden. Die Fundobjecte lagen, gleichwie in den grossen Hügeln, meistens in der Lehmschicht, seltener in der unteren Schicht. Die Ausbeute war aber sehr ungleich. In dem einen fanden sich z. B. 7 Pfeilspitzen, in einem anderen ein Thonwirtel und mehrere Feuersteinsplitter, in noch anderen vereinzelte Urnenbruchstücke, z. B. ein einzelner Henkel oder ein grösseres Stück der Seitenwand; ferner in manchen 1 oder 2 Pfeilspitzen, in verschiedenen aber nur kleine Kohlenstückchen und in einzelnen ausser der Gleichmässigkeit in der Schichtung nichts bemerkenswerthes. Ich habe 22 Hügel dieser Kategorie untersucht; theils wurden sie ganz abgetragen, in manchen Fällen nur eine breite Mittelgasse mit kreisförmiger Erweiterung in der Mitte durchgelegt, auch wo es sonst angemessen erschien und leichter zu bewerkstelligen war, über das Kreuz geführte Einschniite mit kreisförmiger Aushebung im Centrum gemacht. Nur in einem ganz nahe an der Peripherie zwischen zwei grösseren gelegenen Hügel fand ich nichts als Lehmmergel ohne die charakteristische Schichtenfolge, und muss ich deshalb annehmen, dass derselbe anderen Ursachen seine Entstehung verdankt, als die übrigen.

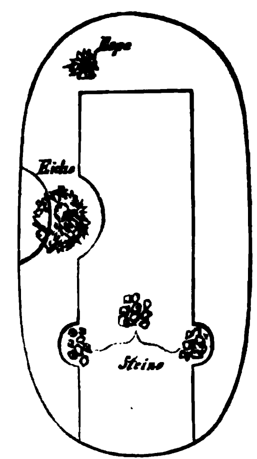
Woher stammen aber diese? Dass sie von Menschenhand aufgeworfen wurden, dafür spricht ihr Inhalt und die Gleichmässigkeit der Schichtung. Es handelt sich nun darum, ob sie der neueren Zeit angehören oder mit den grösseren gleichalterig sind. Stammten sie aus einer jüngeren Zeit, so könnte man der Brandspuren wegen vermuthen, dass es Kohlenmeiler oder vielleicht auch Lagerfeuer gewesen sein möchten. Hiergegen aber sprechen wieder die Regelmässigkeit der Schich-

tung, die geringe Menge noch erhaltener Kohlenstückchen und die Fundstücke selbst, welche jedenfalls keine zufälligen Beimengungen sind; denn wie sollten sie sich in so grosser Zahl gerade an diesen beschränkten Stellen finden, wenn sie nicht absichtlich dort hingelegt wären? Dazu kommt die, trotz der mannichfachen Unterschiede, immerhin grosse Uebereinstimmung mit dem Befunde der grossen Hügel, sowohl hinsichtlich der Anordnung und des Materials der einzelnen Schichten, als auch in Bezug auf die Fundobjecte selbst, welche denselben Typus zeigen. Es könnte nun noch in Frage kommen, ob es nicht vielleicht Wohnplätze aus der Zeit der Errichtung jener grossen Grabhügel sein möchten. Alsdann aber würde man doch wohl eine Art von Heerdstelle in den Hügeln finden, sei es eine mit Lehm ausgeschlagene Vertiefung, sei es ein Steinpflaster. Auch müssten sich dann doch wohl auch mehr, auf eine stattgehabte Haushaltung bezügliche Geräthe oder deren Bruchstücke finden, namentlich mehr Topfscherben. Ferner würde die Schichtung, wie wir es ja bei unseren Burgwällen sehen, bei längerem Verweilen an jenen Wohnplätzen eine mannichfaltigere sein müssen. Gegen die Annahme, dass wir Opferhügel vor uns haben, spricht, die Brandspuren ausgenommen, der ganze übrige Befund. Wir werden deshalb wohl berechtigt sein, anzunehmen, es seien auch diese kleinen Hügel, deren Zahl hundert weit übersteigt, von demselben Volke, welches die grossen Hügel uns hinterlassen, zu demselben Zwecke, zur Bestattung ihrer Todten, errichtet worden. Nun würde wohl leicht der Unterschied zu machen sein, dass die hier Bestatteten, wegen der Geringfügigkeit der Beigaben an Zahl und Werth, aus geringerem Stande gewesen sind. Im Uebrigen ging man bei Errichtung der Hügel in gleicher Weise, wie bei den grossen, zu Werke. Man hob den Boden etwa einen Fuss tief oder etwas darüber aus, verbrannte die Leiche oder vielleicht auch nur einen Theil derselben, und bedeckte die Residuen mit der ausgehobenen Erde, wobei man die Beigaben in den sich wölbenden Hügel mit hineinwarf.

Nachträglich ist mir berichtet worden, dass in einem solchen kleinen Hügel nach meiner Anwesenheit daselbst ein durchbohrter Steinhammer mit einem kleinen Steinbeile zusammen gefunden wurde, auch erhielt ich vor Kurzem die Nachricht, dass aus einem anderen jener kleinen Hügel eine lange steinerne Schmalaxt zu Tage gefördert sei. Auch ist nach meiner Meinung wohl anzunehmen, dass die zahlreichen Funde, welche die Arbeiter bei dem Ausroden dort machen, zum grösseren Theil aus solchen kleinen Hügeln stammen. Bei dem Fortgange der Arbeiten hoffe ich hierüber noch andere Nachrichten zu erhalten.

Das grösste Monument, welches ich untersuchte, war der oben erwähnte Tumulus von 80 Fuss Länge und 60—70 Fuss Breite bei 6 Fuss Höhe. Er war noch mit grossen Bäumen bestanden und seine Masse zu gewaltig und zu schwer zu bearbeiten, um eine vollständige Durchforschung in kurzer Zeit zuzulassen. Ich machte deshalb einen Einschnitt der Länge nach und mehrere Quereinschnitte, sämmtlich bis auf den Urboden hinabgehend. Wiederum traf ich unter der einen halben Fuss dicken humosen Schicht eine 1—2 Fuss mächtige Schicht von mergligem Lehm und darunter eine stellenweise bis zu 5 Fuss mächtige, sehr feste, fast schwarze Schicht von guttaperchaähnlicher Resistenz. An dem nordöstlichen Rande fand ich auf einem Raum von etwa 10 Fuss Durchmesser 4—5, leider schon in situ zertrümmerte Urnen, von denen zwei oberflächlicher, aber schon in der schwarzen Schicht standen und durch eine etwa 3 Zoll dicke ungebrannte Lehmschicht von den darunter stehenden geschieden waren. Die eine derselben schien schon in Scherben beigesetzt zu sein. Zwischen ihnen fanden sich zerstreut 3 Steinäxte, 3 prismatische Feuersteinmesser und eine angeschliffene Dolchspitze oder eine Art Dolchmesser, ebenfalls aus Feuerstein; letztere 4 Stücke lagen auf einer Stelle dicht beisammen. Ausserdem stiess

ich in der Mitte des Hügels auf eine Steinanhäufung. Es waren 3 centnerschwere und 55 faust- bis kopfgrosse Sandsteinbruchstücke, welche unregelmässig bei einander und auf einander gelagert waren. Einige zeigten Spuren von starker Brandeinwirkung. Die darüber liegende Lehm- und Kohlenschicht war intact. Dieser Umstand, sowie die regellose Lagerung und die ungeeignete Form der Steine selbst schliessen die Annahme aus, dass man es hier vielleicht mit einem Kunstproduct der Neuzeit, einem künstlichen Fuchsbau etwa zu thun habe. Hiergegen sprach sich auch das Urtheil eines Sachverständigen, der während der Untersuchung dieser Stelle zugegen war, aus. Wir haben es darnach wohl mit einer Art Steinsetzung zu thun, welche aus dem Grunde einen etwas dürftigen Character hat, weil grössere Steine erst aus verhältnissmässig bedeutender Entfernung — einige Stunden weit — herbeigeschafft werden mussten. Etwas Aehnliches fand sich noch in einem Hügel der vierten Gruppe, einem ovalen Hügel (Doppelhügel?), auf dessen einem Ende 3 solcher Anhäufungen von Steinen mit Brandspuren aufgedeckt wurden. Dieselben waren ebenfalls unregelmässig aufgehäuft und bildeten ein gleichschenkliges Dreieck, dessen Scheitel in der Mittellinie des Hügels lag und dessen Basis senkrecht zu der Längsachse des Hügels der Peripherie desselben zugewendet war. In der Nähe von den die Basis bildenden Steinanhäufungen fanden sich je 2—3 Urnen, theils in der Lehmschicht, theils tiefer in der Brandschicht. Es sind dies die einzigen Spuren von Steinsetzung, welche ich getroffen habe, wenn nicht ein grösserer, an seiner unteren, durch Feuereinwirkung abgesprungenen Fläche geglätteter, etwa centnerschwerer Granitblock in kugliger Form, der aus einem der kleinen Hügel stammt, auch noch hieher zu rechnen ist. In den Hügeln bei Pölzig soll man allerdings auch auf ähnliche Vorkommnisse gestossen sein; ebenso, wie mir jetzt nachträglich berichtet wurde, in einem anderen Hügel der dritten Gruppe, den ich, da er im dichten Walde lag, noch nicht gesehen hatte.



Die verhältnissmässig sehr dürftigen Fundresultate in einem so grossen Hügel, namentlich aber die ganz unsymmetrische Anhäufung der Fundobjecte an einer beschränkten Randstelle regten die Frage an, ob die Anordnung der Beigaben nicht eine peripherische sei, zumal auch bei einem, an einer anderen Stelle nahe dem Rande gelegenen Dachsbau durch das Scharren der Thiere Urnenscherben zu Tage gefördert waren. Ich liess deshalb nahe dem Rande, parallel der Längsachse des Hügels, noch zwei Einschnitte machen und fand in dem einen in der schwarzen Schicht noch eine Urne. In dem anderen wurde ein etwa faustgrosser Stein zu Tage gefördert, der einen roh gearbeiteten Kopf, mit einer Art Mütze bekleidet, vorstellt. Leider war ich im Moment der Auffindung nicht unmittelbar zugegen und erhielt das Object erst aus zweiter Hand. Da nun Funde dieser Art zu den grössten Seltenheiten gehören, deshalb stets mit äusserster Vorsicht aufzunehmen und zu prüfen sind, ausserdem aber auch einige ähnliche Fundobjecte aus dortiger Gegend vorliegen, so dürfte dadurch Gelegenheit geboten sein, hierüber ein anderes Mal besonders zu berichten.

Im Leitholdshain, einer ziemlich dicht bestandenen älteren Schonung, und in Pölzig, wo ich einen in einem Bauerngarten gelegenen Hügel öffnete, konnte ich, obwohl die Ausgrabung wegen des Bestandes mit Bäumen nur in sehr beschränktem Maasse möglich war, doch im Allgemeinen dieselben Verhältnisse, wie in den Hügeln des Braunshains, constatiren. Es wurden in ähnlichen Schichten ähnliche Gegenstände gefunden.

Im Ganzen habe ich 13 grosse und mittlere und 22 kleine Hügel untersucht. Fassen wir nun schliesslich die Ergebnisse der Ausgrabungen kurz zusammen, so finden wir, dass sämmtliche Befunde hinsichtlich der Zeit auf die jüngere Steinperiode deuten. So sorgfältig auch gearbeitet wurde, — und ich kann hierin meine Arbeiter nur loben, wie Sie dies ja auch aus den vorgelegten minutiösen Fundobjecten ersehen, — so gründlich auch die möglichst bevorzugte Methode der totalen oder partiellen Abtragung angewendet wurde, so habe ich doch nirgend einen Anhalt gefunden, der auf das Vorhandensein von Metall schliessen liesse. Ein zinnerner Knopf, welcher ganz oberflächlich lag und sicherlich modern ist, und zwei eiserne Nägel, welche etwa 1½ Fuss tief zwischen unvermodertem Holze in durcheinandergeworfenen Schichten gefunden wurden, waren alles, was an Material zu Tage gefördert wurde. Allerdings werden im Braunshain auch durchbohrte Hämmer gefunden, einer soll sogar in einem kleinen Hügelgrabe gefunden sein. Jedoch dürfte die Durchbohrung, wie wir heute wissen, kein Argument für den Gebrauch von Metall sein. Wir müssen deshalb die Periode des geschliffenen Steines als Zeitbestimmung festhalten. Ebenso wenig wie Metall fand ich Spuren von Skelettheilen, mit Ausnahme von einigen kleinen Thierknochen, welche aus Fuchsbauen stammten und ein verhältnissmässig noch sehr recentes Aussehen hatten. Auf eine Leichenbestattung schien nur in einem kleinen Hügelgrabe der Umstand hinzudeuten, dass die in demselben als Beigaben enthaltenen Pfeilspitzen in der Richtung von Ost nach West in einem etwa mannsbreiten, durch die Mitte des Hügels verlaufenden Streifen gefunden wurden und dass in einem anderen kleinen Hügel in ähnlicher Richtung eine muldenähnliche, mit jener braun und weiss gesprenkelten Masse der Brandschicht gefüllte Vertiefung verlief. In den übrigen 20 Gräbern der gleichen Kategorie fand ich aber nichts Aehnliches. Auch würde es wohl schwer zu erklären sein, wozu jene grossen Feuer gedient haben sollten, welche nöthig waren, um eine Kreisgrundfläche von etwa 40 Fuss Durchmesser einige Fuss hoch mit Kohle zu bedecken. Es dürfte demnach wohl anzunehmen sein, dass wir Brandgräber vor uns haben, ohne Skeletbeisetzung.

Schlieslich möchte ich mir noch gestatten, die Notiz hinzuzufügen, dass Bronze in jener Gegend sehr wenig gefunden wird. Auf dem ganzen Areal Braunshain sind seit Menschengedenken 4 Paalstafs gefunden. In der Gegend von Pölzig, auf der „Wüstenrodig" genannten Flur, sollen öfter Bronzefunde gemacht worden sein. Auch sollen auf dem dortigen Gräberfelde in der Nähe des Parkes römische Münzen von Constantin und Diocletian aufgehoben sein. Ausserdem wurde bei dem zwei Stunden entfernten Corbusen ein Hügel abgefahren, in welchem man einen grossen durchbohrten Steinhammer und einen Paalstaf fand. Eine grössere Menge Kupferschlacken sollen dabei ebenfalls zum Vorschein gekommen sein, jedoch habe ich von denselben bisher noch Nichts zu Gesicht bekommen. Es würde von grossem Interesse sein, die Vertheilung der Bronze gegenüber den zahlreichen Funden aus der Steinzeit einigermaassen zu erfahren und würde es deshalb für dortige Localforscher sehr verdienstlich sein, hierüber statistisches Material zu sammeln. Hoffentlich werden die zahlreichen Alterthumsvereine der Gegend uns hierzu ihre Mitwirkung nicht versagen.

Herr **Virchow** betont das hohe Interesse, welches gerade diese Gräberfelder in Bezug auf prähistorische Topographie darbieten. Sie bezeichnen eine uralte Grenze zwischen westlichen und östlichen Völkern. Soweit wir wenigstens bis jetzt wissen, sind weiter östlich fast gar keine ähnlichen Gräber beobachtet worden. Schon in geringer Entfernung gegen Norden von da ändert sich der Charakter der Gräber. Er selbst hat deshalb vor einiger Zeit Ausgrabungen von Hügelgräbern in der Nähe von Weissenfels geleitet; diese ergaben jedoch Bronzefunde. Ungefähr bis in den Theil

des Saalthals zwischen Weissenfels und Naumburg scheinen auch die Urnenfelder des Ostens zu reichen, um dann aufzuhören. Diese Erfahrung war der Grund, warum der Vortragende bei dem Herrn Unterrichtsminister die weitere Verfolgung gerade dieser Gräber betrieben hat. Auch er konnte wesentlich nur Steingeräth in den Gräbern des Braunshains finden. In einem derselben kam freilich ein verrosteter Eisenpfeil zu Tage, indess lag derselbe schon in einer Tiefe von kaum 2 Fuss, so dass die Wahrscheinlichkeit einer späteren, vielleicht zufälligen Einbringung nicht ausgeschlossen ist.

(23) Herr **Friedel** berichtet hiernächst

über Steinwerkstätten der Mark Brandenburg.

Auf die Zeitungsnachricht, dass auf dem Cladower Sandwerder in der Havel bei Potsdam und etwa $^1/_2$ Meile nordwestlich von dem neuen Bahnhof Wannsee ein Hünengrab gefunden sei, begab ich mich mit Hrn. Dr. Voss und dem Entdecker, Hrn. Kaufmann Vogel jun. aus Potsdam, zu Anfang October d. J. an Ort und Stelle, besuchte auch den Platz nachträglich noch.

Der Thatbestand war folgender:

Der Werder bildet ungefähr ein längliches Rechteck, dessen lange Seiten von Norden nach Süden laufen und dessen Umfang ca. $^1/_4$ Meile beträgt. An der südöstlichen Ecke hängt die Insel bei dem jetzt ungewöhnlich niedrigen Wasserstande durch einen ca. 250 Schritt langen Dammweg mit dem Lande zusammen. Ob dieser Damm eine vorgeschichtliche Unterlage hat oder neuern Ursprungs ist, ist nicht ermittelt; bei Hochwasser wird er überspült. An der West-, Süd- und Ostseite fällt das Ufer ca. 30 bis 60 Fuss steil zum Fluss ab; nach Norden dacht sich der Werder allmälig ab. Ungefähr durch die Mitte der Insel läuft ein noch ziemlich markirter Sattel, und macht es den Eindruck, als wenn sie hier durch einen Querwall durchschnitten gewesen sei, der mit den hohen Ufern des südlichen Inseltheils ungefähr ein Quadrat von ca. 1600 Schritt Umfang bilden mag. Auf dem gewachsenen grobsandigen Boden dieses Theils lagert feinkörniger Dünensand, der hie und da wallartige Erhöhungen mit Einsattelungen bildet, von denen sich aber bei der beweglichen Natur des jetzt einigermaassen durch Kieferncultur gedämpften Flugsandes schwer sagen lässt, in wie weit die Menschenhand im Spiel gewesen. Es kommt hinzu, dass der innere Raum des Quadrats längere Zeit unter Cultur gestanden hat und dabei hie und da nivellirt worden ist, was die Uebersicht erschwert. Immerhin kann ein vertiefter geschützter Raum, ausreichend für den Aufenthalt einer grössern Anzahl Menschen, noch jetzt angenommen werden.

In der Richtung auf den Damm, also nach Südosten ist die Düne bis ca. 6 Fuss Tiefe aufgerissen und zum Theil den Abhang hinuntergefegt.

Auf dem solchergestalt blossgelegten und schon durch ausgiebige, im Querprofil deutlich darstellbare Aschen- und Kohlendepots als der von Menschen in früherer Zeit betreten gekennzeichneten Urboden fanden sich an einzelnen Stellen runde und platte Geschiebe von Faustgrösse bis zum Durchmesser von 1 Fuss, ersichtlich künstlich und absichtlich in Menge zusammengeschleppt. Die Steine zeigen sich von solchen, wie sie im natürlich abgelagerten Boden bei uns vorkommen und gerade in der Nachbarschaft bei Wegebauten zu Tage liegen, auf den ersten Blick durchaus verschieden. Sie sind bröcklig, ohne die übliche Epidermis normaler Geschiebe, zum Theil sind sie zersprungen und zerbrechen in der Hand. Manche sind deutlich geschwärzt oder geröthet und weisen den Befund von Steinen auf, die wiederholentlich und energisch im Feuer gewesen sind und die zum Theil, als sie glühend waren, mit Wasser in Berührung gekommen sein mögen. Andere Steine

sind noch fest, jedoch mit Gewalt zerschlagen. Eine grosse Masse von Feuersteinsplittern, theils länglichen prismatischen Absplissen, theils breiten und spatelförmigen, endlich eckigen Stücken (nuclei) liegt unordentlich verstreut herum, dgl. eine beträchtliche Menge von grober, mit Steinbisschen vermengter Töpferwaare. Diese Steinbisschen sind scharfkantig, daher nicht von Kies herrührend, sondern aus durch Brennen und raschem Abkühlen zerbröckeltem Granit gewonnen. Die Fragmente sind mehrere Centimeter dick, schlecht gebrannt, morsch, aussen mit Röthel bestrichen, innen geglättet ohne Bemalung. Die meisten Scherben haben verwaschene und verwitterte Ränder, ein Beweiss, dass es sich nicht etwa um zertrümmerte Todtenurnen, sondern um Wirthschaftsabfälle handelt, um so mehr als sie so wenig zu einander passen (gerade wie in den schweizerischen Pfahlbauten, in den dänischen Kjökkenmöddinger und den mittelitalischen Terremaren), dass es kaum möglich ist, ein auch nur handgrosses Fragment aus aneinander passenden Scherben zu reconstruiren. Sie haben offenbar fortgeworfen lange Zeit an der Oberfläche gelegen, sind dann vom Sande bedeckt und nach dessen Verwehung nunmehr wieder blosgelegt worden.

Die meisten der Feuerstein-Werkzeuge sind zerbrochen, einzelne ersichtlich bei der Fabrication verunglückt, viele andere aber augenscheinlich erst durch den Gebrauch verdorben.

Obwohl es sich hier um viele Tausende von durch Menschenhand zugerichteten Feuersteinen handelt, ist auch nicht eine Spur geschliffenen Feuersteingeräths vorfindlich. Gleichwohl geht ein sicheres Gesetz durch die Behandlung des Steins hindurch und haben sich einzelne Stücke wohl erhalten, welche eine primitive und dennoch bewundernswerthe Technik verrathen.

Ich fand eine wohlerhaltene Pfeilspitze mit breiter Schneide, ähnlich der bei Nilsson Steinalter unter Nr. 36 abgebildeten, ferner neben einem Angelbeschwerer und Grundsucher [1]) einen Angelhaken oder richtiger eine Spitzangel, alles aus Feuerstein. Bei der 24 Mm. langen Spitzangel, an welcher die Angelschnur in der Mitte befestigt wird, ist der Fisch (beim Hechtfang, wozu die vorliegende Angel hauptsächlich gedient haben mag, ein Gründling oder Uekelei) so aufgespiesst, dass der Köder die Angel thunlichst deckt und dass er möglichst noch eine Zeit trotz der Verletzung lebendig bleibt, um den zu überlistenden Fisch besser anzulocken. Auch zum „Dargen“ kann die Spitzangel verwendet werden, sie wird dann mit dem Köder ins Wasser geworfen vom Hintertheil eines in angemessenem Tempo geruderten Nachens. Der so erzeugte Strom hält den Köder ziemlich oben und versetzt ihn in eine vibrirende Bewegung, welche den „Hai der Flüsse“ besonders reizt. Man würde mit dieser Spitzangel heut Hechte, Barse, Bleie, Quappen, Welse fangen können. Um den scheinbar so einfachen Apparat herzustellen, haben, wie sich bei scharfer Betrachtung zeigt, über 30 Steinplitterchen abgelöst werden müssen. Aehnliche Spitzangeln von Knochen und Bronze sind in den schweizer Pfahlbauten gefunden; ich selbst habe mit einer solchen aus Holz geschnitzten Spitzangel in diesem Sommer Kinder in England mit Erfolg angeln sehen. Sie ist überall als eines der ältesten Angelgeräthe verbreitet und wird im Grossen (bis 1 Fuss lang) z. B. von Südseeinsulanern als Haifischangel gebraucht. Freilich hat im Allgemeinen der umständlichere, im Ganzen aber den Fisch sicherer festhaltende Haken die Spitzangel zurückgedrängt.

Ein schönes spatelförmiges Instrument (Schaber?) erinnert an Nr. 470 von Evans' Stone Implements of Great Britain. Es zeigt deutlich, dass es, wie die

[1]) Gewicht, das an einer Schnur auf den Grund gelassen wird, um die Tiefe des Wassers und die darnach und nach der Lebensweise des zu fangenden Fisches nothwendige Stellung der Angel zu bemessen.

meisten der in ähnlichen Ansiedlungen an unseren Flüssen und Seen, aus nur kleinen, selten über 125 Gr. schweren Feuersteinen hergestellt ist. Daher die Kleinheit der übrig gebliebenen Nuclei, von denen die zahllosen Splitter meist prismatischer Form abgesprengt sind. Die grösste Messerklinge aus Flint hat 62 Mm. Länge.

Eine Anzahl „Rullesteener" und „Knakkesteener" nach dänischer Terminologie, jene glatt behufs eines egal rollenden, diese rauh behufs eines quetschenden Drucks, vollenden die wirthschaftliche Ausstattung.

An Knochen, noch mehr an Geräthen, dieselben spärlich erhaltenen Reste, wie meist in diesen Wohnstätten; einen Schweinezahn fand Dr. Voss, einige Spuren von Schuppen möchten Cyprinoiden angehört haben.

Wir haben es hiernach mit Wohn- und Fabrikationsstätten aus der reinen Steinzeit, und zwar mit einer ziemlich rohen Cultur derselben, jedoch immer noch innerhalb der jetzigen Erdbildung, zu thun. Diese Plätze liegen gewöhnlich auf geschützten Stellen, Werdern, Inseln, Halbinseln, in Terrainfalten, welche sie verbergen, und am Wasser, welches sie schützt. In Pommern, Schleswig-Holstein und der Mark von mir beobachtet, weisen sie auch nicht ein einziges geschliffenes Steingeräth auf.

Mitunter sind mitten in diese abgelegenen Wohnstellen Todtenurnen aus späterer Zeit (Eisen- und Bronzesachen enthaltend) hineingesetzt, ein deutlicher Beweis, dass damals schon diese Wohnstellen als solche nicht mehr existirten, und bei der veränderten und fortgeschrittenen Cultur, namentlich dem Vorhandensein von Metallgeräthen, die rohen Feuersteinfabrikate nicht mehr beachtet wurden.

Die Cultur dieser Steinzeit erinnert an die Kjökkenmöddinger der dänischen Steinzeit, ohne dass sich hinsichts der Gleichaltrigkeit mit letzteren ein Beweis oder eine Widerlegung vorbringen und die Frage anders, als in der bekannten Divergenz von Worsaae contra Steenstrup stellen liesse. Wäre dies Inselvolk, wie das dänische Ufervolk, auch bei uns älter, als das Volk der geschliffenen Steinsachen? oder haben wir es nur mit dem armen Volk, vielleicht einer inferioren Kaste, gegenüber einem gleichzeitigen herrschenden und deshalb mit besseren, d. h. geglätteten Steinwerkzeugen ausgerüsteten Stamm zu thun?

In den Kjökkenmöddingern sollen einige Specimina geschliffener Geräthe (ob in wirklich originärer Lagerung?) vorgekommen sein. Die Frage würde sich daher bei uns günstiger, beziehungsweise schärfer präcisiren, indem in den norddeutschen Wohnstätten der bezeichneten Art unter wohl über 100,000 durch Menschenhand mehr oder minder zugerichteten Feuersteinen mir auch nicht ein Beispiel von Steinschliff bekannt geworden ist.

Ein Umstand mag schliesslich noch hier mehr angedeutet, wie argumentirt werden. Wir müssen uns in der Urzeit die Mark, wie ein Schriftsteller es im Groben ausgedrückt hat, „zwischen Sumpf und Sand" denken, das Wasser vielfach überwiegend und das Land inselartig vertheilt. Wie nun in der ältesten Steinzeit der Schweiz (neolithischer Epoche) der Mensch um des Schutzes willen gegen seines Gleichen und gegen wilde Thiere auf Inseln lebte, so bei uns: nur mit dem Unterschiede, dass der Schweizer der Steinzeit, wegen Mangel an natürlichen Inseln solche künstlich in Form der Pfahlbauten herstellen musste, während der Märker der Steinzeit wegen Ueberflusses an natürlichen Inseln in vielen Strichen seines Landes der mit Steinwerkzeugen so überaus mühselig herzustellenden Pfahlbauten entbehren konnte.

Vielleicht dass hierin die Erklärung der auffälligen Thatsache zu finden ist, wonach, während die Mark doch an primitivem Steingeräth gesegnet ist, keine Pfahlbauten daselbst aus der reinen Steinzeit bekannt sind.

Später als die hydrographischen Verhältnisse geregelter und die Bevölkerung durch Einwanderung und natürliche Vermehrung zahlreicher wurde, scheint das Bedürfniss, auch an denjenigen Stellen, wo es an natürlichen Inseln fehlte, eine Wasserdeckung zu gewinnen, in der That auch dort die Anlage von Palafitten nothwendig gemacht zu haben. In diesen märkischen Pfahlbauten findet sich aber deshalb, soweit sie bisher bekannt sind, durchweg Bronze- und Eisengeräth.

Ohne schon jetzt ein Dogma aufzustellen, empfehle ich folgende vorläufige Hypothesen der paläoethnologischen Untersuchung:

1) Die auf Inseln und sonst in der Nähe des Wassers in der Mark vorkommenden Ansiedlungen mit Ablagerungen und Resten der geschilderten Art gehören zwar der neolithischen Zeit, jedoch einer Cultur an, welche geschliffene Steinwerkzeuge nicht kannte;
2) die in der Mark zahlreich vorkommenden geschliffenen Steinwerkzeuge gehören einer späteren Zeit, die theilweise den Ackerbau schon kannte, an, während die zu 1 geschilderte, mehr primitive Cultur auf Jäger- oder Fischerstämme deutet, die vielleicht mit der Viehzucht bereits nicht unbekannt waren, bezüglich welcher jedoch die Uebung des Ackerbaues noch festzustellen bleibt;
3) sind beide Steinculturen zu 1 und 2 gleichalterig, so fragt es sich, ob die Verfertiger der Sachen zu 1 einem anderen Stamme oder mindestens innerhalb desselben Stammes einem niedrigen Stande (Sklaven, Hörigen) angehörten, als die Besitzer der geschliffenen Stein-Werkzeuge;
4) von der Betrachtung zu 1 und 3 sind jene künstlerisch verzierten Steingeräthe ausgeschlossen, die in der Bronzezeit, theilweise in der Eisenzeit, vorkommen und in ihren eleganten Formen (vgl. z. B. Worsaae Nordiske Oldsager, 1859, Fig. 103 bis 109, Nilsson Steinalter, 1868, Fig. 172, 173, 178, 179, Evans Stone implements of Great Britain 1872, Fig. 118 bis 121) theils Metallgeräthen nachgebildet, theils mit Hülfe solcher angefertigt erscheinen.

Nachdem eine Zeitlang die Meinung sich Steenstrup's Annahme nur einer Periode des neolithischen Zeitalters zugewendet, kommt man neuerdings wieder von dieser Ansicht zurück und wendet sich für gewisse Theile vorerst des nördlichen Europas derjenigen Worsaae's zu, welche dieser Gelehrte soeben auf dem internationalen Congress in Stockholm glänzend vertheidigt hat.[1]) Hans Hildebrand neigt der Worsaae'schen Hypothese zu,[2]) für welche sich Hr. Engelhardt entschieden ausspricht.[3]) Um so interessanter dürfte es sein, die angeregten Fragen nunmehr auch in Norddeutschland zu ventiliren. —

Bezugnehmend auf den Vortrag über „Gnidelsteine" legte hiernächst der Vortragende 3 dergl. aus Hohenkirchen, Kreis Zeitz, an der Altenburgischen Grenze vor. Sie sind aus Glas, werden daselbst, nach Bemerkung des Dr. Voss,

[1]) Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques. 2e. Séance, 8. Août 1874. Vgl. meine Notiz im Corr.-Blatt des Deutschen Fischereivereins. 1874. S. 88.

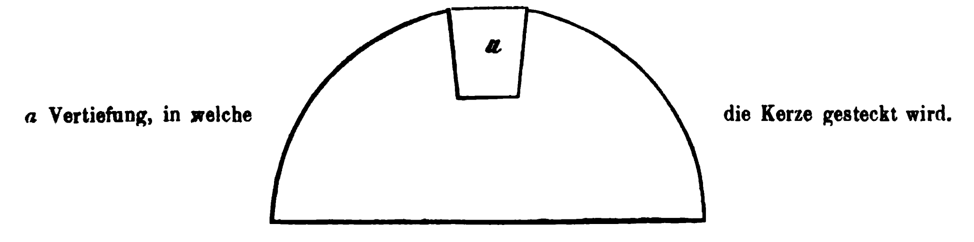
[2]) „Die Frage, ob das nordische Zeitalter in 2 Perioden zerfällt, in die der behauenen und geschliffenen Flintsteine, wird von W. bejahend, von St. verneinend beantwortet, und ist noch nicht als erledigt zu betrachten. Nach meiner Ansicht spricht Vieles für eine Annahme zweier Perioden" Hildebrand: Das heidn. Zeitalter in Schweden. 1873. S. 67.

[3]) Mr. Engelhardt cite en Danemark plusieures découvertes récentes démontrant dans ce pays une période de transition entre l'époque des Kjökkenmöddings et celle des Dolmens. Ce sont des ateliers de fabrication situés dans l'île d'Oeland qui paraissent être les stations les plus intéressantes à signaler. (Compte-rendu sommaire des séances du Congrès internat. 1874, Nr. 3. p. 5.)

der sie erworben, Reibesteine genannt. Im Gebrauch sind sie auch da nicht mehr. — In der Fürstl. Rudolstädtischen Sammlung befindet sich ein anscheinend sehr altes gläsernes Exemplar. — Nachrichten darüber, dass gläserne Gnidelsteine bei Mierow in Mecklenburg, bei Stettin und Cammin in Pommern, bei Trebnitz in Schlesien früher gebraucht wurden, sind eingegangen. — Hr. Olderog von Petersdorf auf Fehmarn hat seine Mutter noch 1858 einen dgl. Stein hantiren sehen. — Graf Sievers aus Livland kennt den Ausdruck Gnidelstein von Livland. Sie sind dort jedoch anders construirt (Gnidelknochen?); er gibt an, dass ihm öfters auf dem Lande Billardkugeln und Glasstöpsel von den Karaffen gestohlen und als Gnidelsteine verwendet worden seien. — In Wiersdorf bei Salzwedel (Altmark) kennt man die Gnidelsteine überhaupt nicht, wohl aber Gnidelknochen (Metatarsus oder Metacarpus von Pferd und Rind), die ganz ähnlich gebraucht wurden. — Nach Mittheilung des Frl. Mestorf hat Hr. Leemans (Leyden) den Gebrauch der Gnidelsteine von Glas in den Niederlanden festgestellt. Auch dort sind sie jedoch bereits durch die moderne Industrie beseitigt.

Endlich legt Herr Friedel ein nicht minder alterthümliches und durch moderne Industrieerzeugnisse verdrängtes Geräth, den sog. „Licht-Stein" vor. Man kann im nördlichen Europa 3 aus vorhistorischer Zeit stammende Beleuchtungsarten constatiren: Thran- (Oel-) Lampe, Kienspahn und Wachslicht. Alle drei sind geographisch und in gewissem Sinne auch paläoethnologisch gesondert. An den Seeküsten (namentlich Nordsee und nördl. Atlant. Ocean) die Thranlampe, das Brennmaterial geliefert durch ölige oder thranige Seethiere, die Lampe durch eine grosse Seeschnecke, der Docht durch das Mark von Binsen und anderer Pflanzen. Der Vortragende, welcher vor Kurzem das westliche Irland besuchte, constatirt den Gebrauch von Fusus antiquus als primitiver Lampe noch jetzt in Connemara. In Nadelholzdistricten dient statt dessen der Kienspahn, in den Haidedistricten, wo viel Immennahrung ist, das Wachslicht als Beleuchtungsmaterial. Das Wachslicht kann nicht, wie der Kienspahn, einfach in eine Fuge geklemmt werden, sondern verlangt, (um das Träufeln zu verhindern) einen Apparat, welcher es senkrecht aufzustellen ermöglicht; das ist der Lichtstein. Anfangs ein wirklicher Stein mit einem Loch, in das ein mittlerer Finger etwa 20 Mm. tief hineinpasst, (Vortragender zeigt einen Stein von Freienwalde a/O, der möglichenfalls hierzu gedient haben mag) später eine Halbkugel aus Thon, sehr roh construirt, mit einem ähnlichen Loch in der Mitte, wie deren 2 sehr alte aus Oderberg in der Mark erworbene vom Vortragenden gezeigt werden. Es wäre in paläoethnologischer Beziehung vielleicht nicht unlohnend, auch das Auftreten dieser ursprünglichen Leuchter zu verfolgen. Wie das primitivste Geräth gewöhnlich das zweckentsprechendste, freilich auch unästhetischste zu sein pflegt, zeigt sich auch hier; in Berlin hat man aus Anlass der vielen Illuminationen in den Jahren seit 1864 einen billigen Leuchter aus Gips in ganz ähnlicher Form, wie sie der alte Lichtstein hat, construirt und mit Erfolg, freilich nur für den angegebenen Zweck, in den Handel gebracht.

Abbildung eines alten märkischen Lichtsteins in ½ Grösse:



a Vertiefung, in welche die Kerze gesteckt wird.

(24) Herr **Bastian** zeigt einige Steinwerkzeuge vor aus einer dem Ethnologischen Museum durch Hrn. Consul Spiegelthal in Smyrna zum Geschenk gemachten Sammlung, die aus dem Gygäischen See, einer in Lydiens alter Geschichte berühmten Oertlichkeit, herstammt.

(25) Als Geschenke wurden auch vorgelegt und mit Dank angenommen:

1) Bror Emil und Hans Hildebrand: Teckningar ur Svenska Statens Historiska Museum. Första Häftet.
2) Sà da Bandeira: O trabalho rural africano e administração colonial. Lisboa 1874.
3) W. Schlötel: Die Berliner Akademie und die Wissenschaft. Heidelberg 1874.
4) Zenkteler: Beiträge zu den Ausgrabungen in der Provinz Posen. XXIX. Programm des Gymnasiums zu Ostrowo.
5) Schillmann: Geschichte der Stadt Brandenburg a. d. Havel. Das. 1874.
6) Handelmann: Vorgeschichtliche Steindenkmäler in Schleswig-Holstein. Kiel 1874.
7) B. A. Meyer: Anthropologische Mittheilungen über die Papuas von Neu-Guinea. Wien 1874.

Sitzung vom 14. November 1874.

Vorsitzender Herr Virchow.

(1) Als neuaufgenommene Mitglieder wurden proklamirt:
Herr Schriftsteller Woldt,
Herr Kaufmann Levin, beide in Berlin wohnhaft.

(2) Der Magistrat von Berlin hat unter dem 19. October folgendes Schreiben an den Vorstand gerichtet, betreffend

das neue Märkische Provinzial-Museum.

„Aus dem Bericht des Magistrats-Commissarius für Archiv, Bibliothek und Sammlungen, des Herrn Stadtrath Friedel, haben wir zu unserer besonderen Freude ersehen, dass der Vorstand der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte sich bereit erklärt, dem Magistrat für die Auswahl, Ordnung und Bearbeitung der in den städtischen Sammlungen befindlichen Objecte, namentlich soweit solche anthropologische, ethnologische und urgeschichtliche Beziehung haben, wissenschaftlichen Beistand auf die Dauer zur Verfügung zu stellen.

Indem wir hierfür dem Vorstande, dem Ausschusse, und insbesondere dem Hrn. Vorsitzenden der Gesellschaft unsern wärmsten Dank aussprechen, bitten wir, dem Vorschlage, wonach die Gesellschaft uns für jedes Jahr drei Mitglieder bezeichnen will, welche die nöthige wissenschaftliche Stütze gewähren, nunmehr gefälligst Folge zu geben und uns zunächst pro 1875 die Namen der betreffenden Herren mitzutheilen.

Wir brauchen wohl nicht besonders zu versichern, wie wir mit Vergnügen, soweit es der Dienst unserer Beamten ermöglicht, unsere Sammlungen, sobald solche gehörig geordnet und aufgestellt sind, der geehrten Gesellschaft für ihre Zwecke auf das Bereitwilligste zugänglich machen werden."

Der Vorstand wird nach Beschluss der Gesellschaft drei Delegirte wählen und dem Magistrate für das Jahr 1875 für den oben erwähnten Zweck zuweisen.

Der Vorsitzende legt den „Eintheilungsplan der Berliner städtischen Sammlungen nebst Angabe der darin aufzustellenden Gegenstände" vor und ersucht den anwesenden Magistrats-Commissarius, Hrn. Friedel, (Mitglied der Gesellschaft) um eine Erläuterung des Gegenstandes. Derselbe äussert sich dahin:

A. Nach diesem Plane werden die mancherlei, theilweise seit Jahrhunderten im städtischen Besitz befindlichen Objecte culturgeschichtlicher Beziehung vereinigt, wissenschaftlich geordnet und je nach Gelegenheit vermehrt werden. Eine derartige Centralstelle für die Mark hat bisher gefehlt, indem die hiesigen grossen Königlichen Staatsmuseen ganz andere und umfassendere, jetzt auf das ganze deutsche Reich, sowie auf alle ausserdeutschen Länder gerichtete Beziehungen verfolgen und nach dieser Richtung hin sammeln.

Die Eintheilung der Städtischen Sammlungen ist bei dem einfachen Culturentwickelungsgang der Mark unschwer zu construiren:

I. Vorgeschichtliche (heidnische) Epoche der Mark.

(Vom ersten Auftreten des Menschen in der Mark bis zur vollen historischen Zeit.)

[Diluvium — jüngstvergangene Erdbildung.]

a) Aeltestes Stein-Zeitalter.

[Alluvium — noch andauernde Erdbildung.]

b) neueres Stein-Zeitalter.
c) Bronze-Zeitalter.
d) Eisen-Zeitalter.

II. Geschichtliche (christliche) Epoche der Mark.

(Mittelalter und Neuzeit.)

e) Die Mark unter den Markgrafen.
f) Die Mark unter den Kurfürsten.
g) Die Mark unter den Königen.

III. Beiträge zur vergleichenden Culturgeschichte.

(Objecte, welche nicht märkischer Beziehung sind, dennoch aber in so fern ein Interesse haben, als aus Vergleichung mit ihnen die Classificirung der märkischen Gegenstände klarer und übersichtlicher wird.)

B. Dem Aufruf des Magistrats ist ein Informationsbogen beigefügt, welcher nicht allein den eben erwähnten Eintheilungsplan, sondern auch eine gedrängte Erläuterung der Objecte enthält, welche ad I bis III gesammelt werden.

Diese Erläuterung copirt im Wesentlichen diejenige, welche dem Circular der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 18. März 1874 (vergl. S. 27 bis 31 der Verhandlungen der Berl. Gesellsch. für Anthropol., Ethnol. u. Urgesch., Jahrgang 1874) beigegeben ist, unter Hinzufügen einer ähnlichen Instruction für das Mittelalter und die Neuzeit.

C. Wie das eben erwähnte Circular zur Angabe literarischer Notizen Zwecks einer allgemeinen Alterthümer-Statistik und einer prähistorischen Karte für das gesammte Gebiet zwischen Elbe und Weichsel auffordert, so hat der Informationsbogen den gleichen Zweck für das engere Gebiet der Mark (Altmark inbegriffen). Es sind, nachdem die an die Anthropologische Gesellschaft eingesendeten, auf die Mark bezüglichen Fundnotizen, Fundkarten, Uebersichtspläne etc. bereits der neu geschaffenen Centralstelle beim hiesigen Magistrat mitgetheilt worden, von letzterer 36 Sammelkästen (1. Generalia. 2. Berlin. 3—32 die Kreise der Provinz Brandenburg, 33—36 die Kreise der Alt-Mark) angelegt worden. Jeder Kasten erhält einen doppelten Rotulus a) nach den Gegenständen (Pfahlbauten, Burgwälle, Hünengräber etc.), b) alphabetisch nach den Localitäten derartig, dass die Fundstellen auf der Generalstabs-Karte, möglichst auch auf der Reimann'schen Special-Karte, aufgefunden werden können. Aus diesen Materialien wird dann die Uebertragung auf die Hauptkarte, deren Redaction sich der Vorsitzende der Anthropologischen Gesellschaft, Herr Professor Virchow, vorbehalten, erfolgen. Die prähistorische Generalkarte von Deutschland wird alsdann dem beabsichtigten Entwurf eines Reichsgesetzes zum Schutz der nationalen Denkmäler unterstellt werden können.

Neben diesen Arbeiten ist seit einer Reihe von Jahren bereits Seitens des Magistrats aus den im Städtischen Archiv befindlichen, ca. 12000 pergamentenen und papiernen, auf Berlin und die Mark bezüglichen Urkunden durch den Stadt-Archivar, Hrn. Fidicin, eine in 87 Sammelkästchen untergebrachte Regestensammlung angelegt, welche die in den Dokumenten enthaltenen culturgeschichtlichen Beziehungen nach den verschiedenen Gegenständen übersichtlich im Auszuge zusammenstellt.

Durch diese 3 Hülfsmittel: die Regesten, die Alterthümer-Statistik und die Fundkarten, hofft der Magistrat dem Märkischen Provinzial-Museum diejenige wissenschaftliche Grundlage zu geben, welche den Anforderungen der Gegenwart an dergleichen wissenschaftliche und gemeinnützige Institute entspricht.

Von dem Bau eines besonderen Museumsgebäudes ist, entgegen den in den Zeitungen verbreiteten Nachrichten, zur Zeit nicht die Rede; man wird sich im Gegentheil bis auf Weiteres mit der bescheidensten Unterkunft begnügen, bis sich herausstellt, ob die Theilnahme des Publikums, auf welche das Unternehmen in erster Linie zu rechnen hat, es den Communalbehörden gerechtfertigt erscheinen lässt, auch ihrerseits für eine elegantere äussere Ausstattung und Aufstellung der Sammlungen ein namhafteres Opfer zu bringen. —

Der Vortragende ersucht die Anwesenden, dem angestrebten Zwecke ihre volle Theilnahme zuzuwenden.

(3) Ferner ist von dem Magistrats-Commissarius Hrn. Friedel unter dem 10. d. M. folgendes Schreiben eingegangen, betreffend

Ausgrabungen älterer Gräberstätten in Berlin.

„Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich im Auftrage des Magistrats eine Collection Schädel und Knochen für die Anthropologische Gesellschaft als Geschenk zu überweisen, welche bei der Legung von Gasröhren auf dem Schlossplatz zwischen der Breiten- und Brüderstrasse in diesem Herbst ausgegraben sind. Leider sind bei früheren Regulirungsarbeiten bereits die Gerippe theilweise durcheinander geworfen worden, so dass wir vollständige nicht sammeln konnten.

„Ueber die historischen Verhältnisse des hier bestandenen Kirchhofs wird ein archivalischer Bericht herzustellen versucht. Abschrift des letzteren werden wir nicht verfehlen, Ihnen mitzutheilen.

„Desgleichen ist auf dem Grundstück der Königsstädtischen Realschule, Keibelstrasse 31, ebenfalls auf altem Kirchhofsterrain eine Suite von Schädeln ausgegraben worden, welche Ihnen für die Gesellschaft nicht minder binnen Kurzem zur Verfügung gestellt werden wird.

„Die städtischen Behörden würden es ihrerseits gewiss dankbar acceptiren, falls die Anthropologische Gesellschaft von den Doubletten und sonst entbehrlich erscheinenden Berlinischen und Märkischen Objecten für die diesseitigen Sammlungen, welche sich allmählich durch die immer mehr wachsende Theilnahme des Publikums zu einem Märkischen Provincial-Museum von selbst zu erweitern scheinen, gelegentlich gütigst mittheilen wollte."

Die betreffenden Schädel und sonstigen Gebeine nebst einigen alten Sarggriffen sind eingegangen, und es wird später darüber berichtet werden.

Als Gegengeschenk werden der Magistrats-Sammlung zunächst alte märkische Mühlsteine überwiesen.

(4) Der Hr. Cultusminister hat dem Vorsitzenden der Gesellschaft Berichte des Hrn. Pinder, Direktor des Museums in Cassel, mitgetheilt

über Urnengräber in der Provinz Hessen.

1) Bei Wehlheiden in der Nähe von Cassel findet sich ein ausgedehntes Gräberfeld ohne alle äusserlich erkennbaren Merkmale, namentlich ohne Hügel. Die Gräber liegen je 6 Schritt von einander entfernt und enthalten eine oder mehrere, dicht zusammengedrängte Urnen, in welchem letzteren Falle nur eine, mit einem Deckel versehene Urne Knochen enthält. Zuweilen liegen über den Urnen bronzene Hals- und Armringe, Bernstein- und Glasperlen.

Die Halsringe sind nach beiden Seiten in entgegengesetzter Richtung gewunden. Vereinzelt kam auch Eisen vor, namentlich wurde eine eiserne Armspange, auf welcher Bernsteinringe gesessen hatten, gewonnen. Kleinere, zum Theil mit Henkeln versehene Gefässe, zuweilen zierlich ornamentirt, standen umher. Auch eine umfangreiche Brandstätte, von gewaltigen Steinblöcken eingefasst, mit reichlichen Kohlen und einer rothgebrannten Lehmunterlage, wurde blossgelegt.

2) Bei Lembach in der Nähe von Wabern traf man ausser einem grossen Steingrabe über 100 Hügelgräber, bald mit, bald ohne Steinkranz, bald mit Anfängen eines innern Steinaufbaues, bald ohne solche. Grössere und kleinere Urnen, höhere und flachere Scherben und Töpfe, mit Strichen und Punkten verziert, in einer Urne eine grosse eiserne Nadel mit goldenem Knopfe, ausserdem eine eiserne Fibel, eine eiserne Form und Stücke eines Bronze-Armringes waren schon früher ausgegraben worden. Auch hier waren die Aschenurnen mit Deckeln geschlossen.

3) Bei Grifte in der Nähe von Guntershausen wurden drei grosse, mit Steinkränzen und starker innerer Kegelstructur aus Steinen versehene Hügelgräber geöffnet. Eine grosse bronzene Nadel, welche am Ende ein in einen Kreis gelegtes Kreuz zeigt, ein eng gewundener Halsring und einige ganz kleine Ringe aus Bronze waren das erste Ergebniss. Urnen von etwas roherer Arbeit kamen zu Tage.

4) Bei Grossenritte sind in einer grösseren Erhöhung Urnen mit gebrannten Knochen, einigen Eisenresten und einem bronzenen Halsringe mit doppelter Windung angetroffen.

5) Bei Carlshafen zwischen Weser und Diemel traf Hr. Pinder Hügel, die er für Hünengräber hielt. Sie sind noch nicht untersucht.

Der Vorsitzende constatirt mit Vergnügen die Fortschritte, welche die vorhistorische Kunde des hessischen Landes nunmehr macht, und namentlich die für die Kenntniss der Urnengräber so wichtigen Funde in einem bisher so sehr vernachlässigten Landestheil. Fränkische Gräber mit Leichenbestattung sind bisher noch nicht aufgefunden worden.

(5) Herr **H. H. Bancroft** hat dem Vorsitzenden d. d. San Francisco, Ca., 15 Juli, zur Kenntnissnahme eine Reihe von Probebogen eines grösseren Werkes über die

Ethnologie der pacifischen Küstenländer

eingesendet, welches sehr eingehend die physischen Verhältnisse, die Geschichte, die Sitten und die Religion der dortigen Völker erörtert und dem Anscheine nach auf Grund ungewöhnlich ausgedehnter literarischer Forschungen ausgearbeitet ist.

(6) Herr Geh. Rath **Martin** macht Mittheilung aus einem Briefe seines Sohnes, des Hrn. **Otto Martin**, zu Nasandon bei Coëtempoë, Neu-Caledonien, d. d. 31. Januar, welche sich beziehen auf Anfragen des Vorsitzenden

über die Eingebornen Neu-Caledoniens.

Was Herrn Professor Virchow's Bemerkungen über Caledonien anbetrifft, so bitte ich Dich, demselben mitzutheilen, dass ich mehrere Schädel, sowie Arm- und Beinknochen in meinem Besitze habe, und dieselben gerne nach Berlin schicken werde. Professor Virchow spricht von den Beschreibungen des hier lebenden Père Montrouzier: dieser Missionar ist als einer der intelligentesten bekannt, und dürften seine Aussagen vollständig Glauben verdienen, um so mehr als er schon seit über 27—30 Jahren hier sich aufhält.

Ich hebe das um so mehr hervor, als ich mehrere Individuen kenne, die, obgleich sie von hohen Körperschaften hierher gesandt worden sind, sich oft durch Unglaubwürdigkeit auszeichnen.

Ein Gelehrter und französischer Marinearzt, der besonders hier Botanik arbeitete, der Dr. Vieillard (ich glaube in Caën) wird über Neu-Caledonien mancherlei Auskunft geben können.

Was die platte Nase anbetrifft, so habe ich sie oft genug gesehen, und kann ich sagen, dass die Schwarzen einen grossen Stolz darauf legen. Ich hatte früher einen schön gebauten kräftigen Schwarzen, der sehr stolz darauf war, dass ich ihm den Namen Kartoffelnase gab; er stahl mehrmals Teller, um dieselben in runde Stücke (von der Grösse eines Frankenstückes) zu verarbeiten, mit denen er seiner Nase, durch Hineinstecken in die Nasenlöcher, ein noch breiteres Ansehen gab. Der Umstand, dass der Schwarze, wie andere von derselben Inselgruppe, auf eine breite, flache Nase stolz war, lässt wohl annehmen, dass dieses Verhältniss künstlich hervorgerufen ist.

Was die Intelligenz und Bildungsfähigkeit der Neucaledonier und der Schwarzen der New-Hebrides anbetrifft, so können wir Pflanzer uns nicht beklagen. Ich habe jetzt Schwarze von sehr verschiedenen Inseln, bei denen ich mehr oder weniger stumpfe Nasen gesehen habe. Besonders sehen die Knaben, nachdem sie ein oder zwei Jahre bei einem Europäer gelebt und dort regelmässige Nahrung und gute Behandlung gehabt haben, sehr gut aus; ich habe schwarze Jungen, die an Pfiffigkeit einem Berliner Gassenjungen wenig nachstehen.

Ich muss hier übrigens erwähnen, dass ich, neben den Berichten eines R. P. Montrouzier, wenig Neues mitzutheilen im Stande bin. Die Verhältnisse bringen es mit sich, dass wir mit dem Privatleben der Schwarzen wenig bekannt sind, während die Missionare oft als Aerzte etc. bei denselben thätig sind.

Es besteht übrigens ein grosser Unterschied zwischen der Intelligenz der Schwarzen im Innern der Inseln und der an der Küste wohnenden; bei meinen Leuten giebt es kein grösseres Schimpfwort, als „man belong bush" (Inlandbewohner), im Gegensatz zu „man belong salt water" oder Küstenbewohner; die erstere Bezeichnung wird nur selten angewandt, indem sie hart empfunden wird. Es ist sehr auffallend, wie wenig die Wilden von ihrem Geburtsort hinweg streifen, ich habe Schwarze gekannt, die, obgleich sie kaum 3 deutsche Meilen von der See wohnten, nie dorthin gekommen waren.

(7) Herr **Ernst Küster** spricht über

Ausgrabungen am Silberberge bei Wollin.

Ein Badeaufenthalt in Misdroy gab mir im verflossenen Sommer Gelegenheit, in Verbindung mit meinem ältesten Bruder, dem Kreisgerichtsrath Küster in Stettin, einige Untersuchungen in der durch Herrn Virchow's Ausgrabungen [1]) so interessant gewordene Umgebung der Stadt Wollin vorzunehmen. Ich hatte dabei mein Augenmerk in erster Linie auf den sogenannten Silberberg gerichtet. Der Silberberg ist eine im Norden der Stadt gelegene Erhebung, welche durch eine tiefe Schlucht in eine östliche und westliche Hälfte zerlegt wird. Durch diese Schlucht führt ein Fahrweg, welcher von der Stadt kommend zunächst die sumpfige Vorstadt „die Gärten" passirt, um dann in genannten Hohlweg einzumünden. Zu beiden Seiten des Weges sind bedeutende Strecken des Berges abgetragen; man gewann hier das

[1]) cf. Virchow. Ausgrabungen auf der Insel Wollin. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Sitzung vom 13. Januar 1872.

Material zum Bau von Schanzen, welche im Laufe der letzten Jahrhunderte in den über die Insel gar häufig hinwegziehenden Kriegsstürmen abwechseld von Kaiserlichen, Schweden und Brandenburgern zum Schutze der Stadt errichtet worden sind. Die östliche Wand des Hohlweges wurde zunächst untersucht. Es fand sich hier eine mehrere Fuss mächtige, schwarze Culturschicht, in welcher zahlreiche Knochen von Säugethieren, Vögeln und Fischen, sowie eine zahllose Menge von Topfscherben von dem bekannten, durch Herrn Virchow geschilderten Burgwalltypus Zeugniss ablegten von einer ausgedehnten alten Ansiedelung. An Metallgegenständen fanden sich: 1) eine zusammengebogene Metallplatte mit Nieten und einer durch Punkte hergestellten zierlichen Zeichnung, welche mit grüner Patina überzogen ist. Das Stück hat offenbar als Beschlag eines andern Gegenstandes gedient. Nach einer von Herrn Prof. Salkowsky vorgenommenen Untersuchung besteht es aus einer sehr kupferreichen Legirung, welche wenig Zink, kein Zinn enthält. Die Niete scheinen ganz von Kupfer zu sein, da sie einen rothen Strich geben. 2) Ein stark verrostetes Stück einer eisernen Messerklinge. Endlich wurde mir nachträglich, angeblich von demselben Fundort, ein verziertes und abgebrochenes, grün überzogenes Metallstück gebracht, dessen Verwendung sich nicht erkennen lässt. Das Stück besteht ebenfalls aus Messing, da es kein Zinn oder doch nur Spuren desselben enthält.

Indessen wurde meine Aufmerksamkeit bald auf die andere, westliche Seite des Hohlweges gelenkt, da in der herabgestürzten Ufererde sich sofort menschliche Skelettheile vorfanden. Dieser Theil des Silberberges dacht sich nach Westen hin sanft ab; auf der Höhe, etwa 100 Schritt vom Rande des Hohlweges entfernt, steht eine Windmühle mit dazugehörigem Wohnhause. Dieses Terrain scheint von einer sehr umfangreichen Begräbnissstätte eingenommen gewesen zu sein. Der Besitzer desselben, der Müller, erzählte mir, dass schon, so lange er denken könne, mit dem Sande ganze Wagenladungen menschlicher Gebeine abgefahren seien, und dass dies schon seit Jahrhunderten der Fall, lässt sich nach einer später zu erwähnenden Notiz, sowie nach verschiedenen von dieser Stelle herrührenden Münz- und Silberfunden mit Sicherheit vermuthen. Wie weit die Gräberstätte noch jetzt reicht, habe ich bei der Kürze der mir vergönnten Zeit nicht feststellen können. Ueberall, wo ich 30—40 Fuss vom Abhange entfernt graben liess, traf ich immer noch auf menschliche Skelette. Die Leichen lagen in losem, gelbem Sande ½—1 Meter unter der Oberfläche, zum Theil ziemlich dicht nebeneinander, zuweilen in grösseren Zwischenräumen. Der Kopf war meistens nach Osten gewandt, doch fanden sich auch einzelne Leichen mit nach Norden, eine mit nach Westen gerichtetem Kopfende, so dass ein bestimmtes Lagerungsprincip nicht erkennbar war. Die Knochen waren recht gut erhalten; einzelne Schädel aber zerfielen auch bei grosser Vorsicht. Es ist mir gelungen, 8 mehr oder weniger vollkommene Schädel zu erlangen; einer davon gehört einem ganz jungen Kinde an und war schon in der Erde zerdrückt. Der Herr Vorsitzende hat die Güte gehabt, dieselben zu untersuchen und wird Ihnen über das Resultat der Untersuchung selber Mittheilung machen.

In Gesellschaft dieser Skelette wurden folgende Gegenstände aufgefunden: 1) Neben dem schon erwähnten Skelet eines ganz jungen Kindes und zwar in der Gegend des Halses ein einfacher Schmuck, der offenbar um den Hals getragen worden ist. Er besteht aus zwei umeinander gewundenen Kupferdrähten, so dass ein Ring entsteht, dessen eine Hälfte durch einen dritten Draht verstärkt ist. In diesem Ringe hängt ein zweiter, viel kleinerer Ring, ebenfalls aus zwei zusammengewundenen Drähten bestehend. 2) Neben dem Skelet eines älteren, weiblichen Kindes von 12—15 Jahren 3 Gegenstände, welche allem Anscheine nach ebenfalls als

Halsschmuck gedient haben. Es sind dies eine durchbohrte Quarzperle und 2 durchbohrte Metallplatten. Die eine derselben, dünn, mit Patina überzogen und etwas concav, täuschte ursprünglich eine Münze vor; doch hat sich nach einer von Herrn Salkowsky vorgenommenen Untersuchung herausgestellt, dass dieselbe aus Bronze besteht. Die zweite Platte ist eine durchbohrte Silbermünze, welche Herr Friedländer, Direktor des hiesigen Münzcabinets, zu untersuchen die Güte hatte. Er erklärt dieselbe für eine vom Herzog Bernhard II. von Sachsen geprägte Münze, welche auf der einen Seite das Bild des Kaisers Conrad II., auf der andern eine eigenthümliche Zeichnung, eine sogenannte Kirchenfahne trägt. Nur die Rückseite ist leidlich gut erkennbar. Die Münze dürfte ungefähr in das Jahr 1030 zu setzen seien. 3) Neben dem Skelet eines Mannes eine eiserne Messerklinge, welche durch eine Ausschweifung am Rücken nach der Spitze zu lang zugespitzt ist. 4) Neben einem andern Skelet 2 grosse eiserne Nägel, von denen der eine noch in einem mit Eisenrost imprägnirten Stück Eichenholz steckt. Es scheint mir zweifellos, dass dies der Ueberrest eines eichenen Sarges ist.

Endlich ist zu erwähnen, dass in der über den Skeletten liegenden Erde vielfach Urnenstücke gefunden wurden, die aber offenbar nur zufällig dahin gerathen sind, dadurch, dass sie zur Zeit, als die Gräber angelegt wurden, sich schon in der Erde befanden. Ein Vergleich derselben mit denen an der andern Seite des Hohlweges zeigt keinen wesentlichen Unterschied; sie stammen also ungefähr aus derselben Zeit, wie jene. Alle bestehen aus einem mit grobem Kies gemischten Thon, der auf dem Bruch dunkelgrau, fast schwarz aussieht; nur einzelne Stücke zeigen in Folge von Brand ein mehr röthliches Ansehen. Auf der Aussenseite sind sie durch ein System horizontaler oder schräger oder gewellter Linien verziert. Eines unter diesen Bruchstücken, ein Randtheil, zeigt schon ein ziemlich zierliches Ansehen im Vergleich zu den andern Geschirrresten. Da die Altersgrenze der Grabstätten nach unten durch den Münzfund festgestellt ist, so bilden diese Scherben eine recht gute Bestätigung der Virchow'schen Ansicht, dass diese Dinge aus der spätern Slavenzeit stammen.

In welche Zeit ist nun aber das Alter der Grabstätten zu setzen? Dürfen wir für dieselben nicht ein höheres Alter als 1030 beanspruchen, so scheint a priori nichts dagegen zu sprechen, wenn man, verführt durch die Gegenstände, welche eine Bestattung in eichenen Särgen verbürgen, das Ganze als Ueberrest einer ziemlich modernen Zeit ansieht. Nun existirt ein historisches Dokument, welches in dieser Hinsicht von Interesse ist und auf welches mich Herr Postvorsteher Vauck in Wollin aufmerksam machte. Die Greifswalder Universitätsbibliothek besitzt unter dem Namen: Mss. Pom. Quart. 12, ein von A. G. Schwarz geschriebenes Excerpt des Chronicon Pomeraniae von Lubbechius, in welchem sich ein Brief befindet unter dem Titel: Joh. Lubbechii Schreiben an David Chrytaeus von denen in Augenschein genommenen damaligen Merkmalen der Städte Julin, Wineta und Arkona vom J. 1590. [1]) In diesem Schreiben, welches übrigens reich ist an allerlei Phantasien, heisst es vom Silberberg: „Er ist vor allen andern sehr hoch, auf welchem, wie man sagt, ein Schloss oder Burg soll aufgerichtet gewesen sein, worinnen „viele Wohnungen gebauet sein; daselbst findet man noch unter den alten abgebrochenen Grund- und Ecksteinen silberne Münzen, ingleichen siehet man daselbst „auch zuweilen Gebeine und Ribben von sehr grossen Leuten gleich den Riesen.“ Thatsächlich geht aus dieser Mittheilung, welche übrigens nur nach den Angaben Wolliner Bürger gemacht zu sein scheint, hervor, dass man diesen Begräbnissplatz

---

[1]) Veröffentlicht im Feuilleton der Neuen Stettiner Zeitung vom 24. Januar 1874.

schon damals kannte und als einen sehr alten ansah. — Dazu kommt, dass an derselben Stelle wiederholt arabische und silberne Schmuckgegenstände gefunden sind, welche nach v. Ledebur's Zeugniss [1]) nicht lange über das Jahr 1012 hinausreichen dürften, da diesem Jahre die letzte arabische Silbermünze angehört, welche in baltischen Ländern gefunden ist. Herr Dr. Voss machte mich darauf aufmerksam, dass der oben beschriebene Kupferring an orientalische Schmuckgegenstände von derselben Localität und von andern Punkten der baltischen Länder erinnere, welche im hiesigen Museum aufbewahrt sind, und in der That hatte ich bei der Vergleichung dieser Dinge den Eindruck, als ob der Kupferring eine rohe locale Nachahmung eines orientalischen Vorbildes sein müsse. Endlich ist daran zu erinnern, dass mit dem Jahre 1125 die Bekehrung Wollins zum Christenthum erfolgte. Eine neubekehrte Bevölkerung dürfte am meisten geneigt sein, ihren Todten irgend welche christlichen Symbole mit in's Grab zu geben, und liegt bei dem Fehlen derselben der Schluss nahe, dass die Grabstätte noch der Heidenzeit angehört. Demnach glaube ich nicht allzusehr fehlzugehen, wenn ich die Herstellung der Gräberstätte etwa ins Jahr 1100 setze, also in die Zeit der Handelsblüthe der alten Stadt Julin.

Schliesslich möchte ich an diese Mittheilung noch eine Bitte knüpfen. Da Wollin seiner Zeit die bedeutendste Handelsstadt im nordöstlichen Europa war, so ist zu vermuthen, dass fortgesetzte Ausgrabungen daselbst noch zu wichtigen Fingerzeigen für die prähistorischen Forschungen in unsern Gegenden führen können. Nun hat der Herr Vorsitzende schon vor 2½ Jahren verheissen, dass die Gesellschaft ihr Augenmerk auf diesen Punkt richten werde. Ich bitte diesen Entschluss möglichst bald in Ausführung zu bringen, um die dort in der Erde lagernden historischen Schätze nicht verloren gehen zu lassen. Der Silberberg z. B. wird von Jahr zu Jahr weiter abgetragen und bis jetzt hat sich in Wollin selber noch Niemand gefunden, welcher die Verschleuderung etwaiger Funde durch unberufene Hände zu hindern versuchte. Es dürfte hier also in ganz besonderem Maasse Eile geboten sein.

Die Fundgegenstände, Schädel sowohl als Metallstücke, mache ich dem Museum der Gesellschaft zum Geschenk. —

Herr **Virchow** knüpft hieran, unter Vorlage von drei der von Hrn. Küster ihm übergebenen und zum Theil sehr gut erhaltenen Schädeln, eine Besprechung des Fundes:

In Beziehung auf die letzte Mahnung glaube ich allerdings, dass es sehr wünschenswerth ist, ihr nachzukommen. Ich persönlich bin von der Fortsetzung meiner Arbeiten abgehalten worden durch die Schwierigkeit derjenigen Stellen, welchen ich meine Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Sie sind sumpfig, liegen in nächster Nähe der Dievenow und haben fast das ganze Jahr hindurch so viel Wasser im Untergrunde, dass diejenige Tiefe, welche mich der Pfahlbauten wegen interessirt, nur unter besonders günstigen Verhältnissen zu erreichen ist. Dieses Jahr habe ich überdiess mit andern Dingen zu thun gehabt, so dass ich ausser Stande war, die Angelegenheit zu fördern; ich habe aber nicht die Absicht, sie liegen zu lassen, vielmehr werde ich sie im nächsten Jahre, wenn irgend möglich, wieder aufnehmen. Es ist mir jedoch sehr erwünscht, zu sehen, wie von verschiedenen Seiten aus dasselbe Ziel zu erreichen versucht wird.

Ich habe aus der Reihe der von Hrn. Küster mir übergebenen 8 Schädel diejenigen drei mitgebracht, welche präsentabel und transportabel sind. Die Mehrzahl der Schädel war in einem solchen Zustande von Zertrümmerung, dass es eine nicht

[1]) v. Ledebur. Ueber die in den baltischen Ländern in der Erde gefundenen Zeugnisse eines Handelsverkehrs mit dem Orient zur Zeit der arabischen Weltherrschaft. Berlin 1840.

geringe Anstrengung gekostet hat, sie so weit herzurichten, dass sie im Grossen und Ganzen messbar sind. Die drei, welche hier stehen, waren verhältnissmässig gut conservirt, und sie sind sehr geeignet, ein Bild derjenigen Verhältnisse zu gewähren, welche bis jetzt aus dem Gräberfelde erkannt werden können.

Archäologisch will ich zunächst darauf aufmerksam machen, dass bei einer genaueren Betrachtung dieser Schädel sich bei mehreren eine sehr starke grüne Färbung einzelner Theile zeigt, welche durch die erwähnten sonstigen Fund-Objecte nicht ganz ihre Erklärung gefunden hat. Bei dem einen Schädel (Nr. VIII) ist diese Färbung sehr charakteristisch, und zwar rechts am Jochbogen, links über dem Warzenfortsatz: es geht daraus hervor, dass in dieser Gegend ein Ohrring (mindestens ein Bronzegeräth) gelegen hat. Noch interessanter in Beziehung auf eine Frage, die neulich (Sitzung vom 13. Juni) hier besprochen wurde, ist die Thatsache, dass bei einem jugendlichen Schädel (Nr. V) am Unterkiefer und zwar in der Mitte des Zahnrandes sich eine grüne Färbung findet. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass auch hier der Obolus für den Fährmann mitgegeben ist, wie bei dem damals besprochenen mecklenburgischen Schädel. Die von Hrn. Küster erwähnte Quarzperle, die durchbohrte Messingplatte und die Silbermünze von 1030 sind bei dem Schädel Nr. II, der einem noch sehr jungen Kinde gehört, gefunden worden; der Halsschmuck aus Kupferdraht gleichfalls bei einem Kinde Nr. III, und die Klinge eines eisernen Messers bei dem starken männlichen Schädel Nr. VII.

Von den drei Schädeln, die ich hier vorlege, dürfen wohl zwei (Nr. IV u. VIII) als weibliche zu betrachten sein, während der dritte (Nr. VII) ein männlicher und zwar von scheinbar sehr beträchtlichen Dimensionen ist. Um so mehr ist es bemerkenswerth, dass der Anschein ein täuschender ist; denn die Messung der Schädelcapacität hat ergeben, dass derselbe nur 1350 Cubikcent. hat, — ein immerhin ausgiebiges Maass, aber gewiss erheblich unter der Schätzung, welche wohl ein Jeder nach der blossen Betrachtung desselben angestellt haben wird. Der Eindruck der Grösse resultirt einerseits aus der ungewöhnlichen Kräftigkeit der Gesichtsknochen, andererseits aus der beträchtlichen Länge, welche sowohl am Schädelgrunde, als am Hinterhaupt hervortritt.

Der Schädel eines jungen Mannes (Nr. VI) der wegen seiner Gebrechlichkeit nicht mitgebracht werden konnte, kommt ihm im Rauminhalt nahe, indem er 1310 Cubik-Cent. misst. Dagegen hält der weibliche Schädel Nr. VIII nur 1250 Cub.-Cent.

Bei einer vergleichenden Untersuchung der Schädel hat sich herausgestellt, dass, wenn man zunächst von einem ganz jugendlichen (Nr. V) und den zwei Kinderschädeln (Nr. II u. III) absieht, die unter sich recht abweichende Verhältnisse darbieten, die übrigen Schädel sich in zwei Gruppen bringen lassen, — eine Ordnung, die nur in Beziehung auf das Verhältniss der Länge zur Höhe bei dem einen männlichen Schädel (Nr. VII) gestört wird. Es ergiebt sich nehmlich, dass in Bezug auf den Hauptindex, welcher gewöhnlich im Vordergrunde der Betrachtung steht, d. h. das Verhältniss von Länge und Breite, wenn die Länge = 100 gesetzt wird, ein Theil der Schädel ausgesprochene Langschädel sind, ein anderer in die Mittelklasse hinein gehört, also mesocephal oder genauer subbrachycephal ist. Die Längenbreiten-Indices der männlichen Schädel, die für die Charakteristik der Rasse als die am meisten bezeichnenden angesehen werden, sind für Nr. VII 73,7 und für einen andern, ebenfalls recht grossen und stattlichen Schädel (Nr. I) 75,5. Dagegen hat der Schädel eines jungen, übrigens vollständig erwachsenen und sehr kräftigen Mannes, der freilich im Gesichtstheil sehr defekt ist, Nr. VI, einen Index von 78,0. Bei den zwei weiblichen Schädeln besteht eine gleiche Variation. Der eine ist dolichocephal und relativ niedrig, der andere zeigt eine geringere Länge, die sich dann

freilich durch die grössere Höhe ausgleicht. Der Breitenindex beträgt bei dem einen weiblichen Schädel 74,2, bei dem andern 76,9. Was die Höhenverhältnisse angeht, so zeigen die Männer darin eine grosse Verschiedenheit, indem der eine (Nr. VII) den sehr geringen Höhenindex von 66,2 zeigt, der andere dagegen (Nr. I) 75,5 und der dritte (Nr. VI) sogar 78,5 hat. Bei dem einen weiblichen Schädel (Nr. IV) beträgt der Höhenindex 73,4 und bei dem andern (Nr. VIII) 78,6. Die genaueren Angaben der übrigen Zahlen werde ich später anfügen.

So verschieden die eigentlichen Schädelverhältnisse sind, so zeigt sich doch eine recht auffällige Uebereinstimmung in der Gesichtsbildung, namentlich der männlichen Köpfe. Bei allen ist das Gesicht ungemein kräftig und namentlich die Kiefer sind in allen Theilen stark entwickelt. Der Unterkiefer vorzugsweise ist hoch und das Kinn springt weit vor, bei Nr. VII so stark, dass eine fast progeneische Form entsteht. Die Zähne sind gross und breit, daher die Zahnbogen bei allen mehr oder weniger vorgeschoben. Die Nase hat eine breite Wurzel, eine im Allgemeinen schmale Oeffnung und einen stark vorspringenden Rücken. Die Augenhöhlen sind hoch und tief; bei den Frauen etwas niedriger. Die Jochbogen dagegen liegen verhältnissmässig eng an, so dass der Gesammteindruck des Gesichts ein edler ist.

Im Ganzen ergiebt die Vergleichung, dass einige der Wolliner Schädel, nehmlich die dolichocephalen, sich anschliessen an die Funde anderer Gräberfelder, von denen wir gewohnt und zum Theil auch berechtigt sind, sie als germanische anzusehen. Es zeigt sich also auch bei dieser Gelegenheit wieder, wie sich bei den antiquarischen Forschungen die Fragen durcheinander schieben. Während Hr. Küster aus seinen archäologischen Beobachtungen, und gewiss mit Recht, geneigt ist, dieses Gräberfeld in eine Zeit zu setzen, welche einigermaassen durch die gefundene Münze charakterisirt wird, also in das 11. Jahrhundert, in eine Zeit, wo bekanntermaassen an dieser Stelle eine irgendwie ausgiebige deutsche Einwanderung noch nicht stattgefunden hatte, so kommen wir bei der craniologischen Betrachtung in die Lage, scheinbar deutsche Schädel zu finden. Es wird also wohl mancher weitergehenden Untersuchung bedürfen, um diese Differenz zwischen der archäologischen und der naturwissenschaftlichen Untersuchung auszugleichen. Man könnte z. B. auf den Gedanken kommen, dass entweder einzelne dieser Schädel oder viele derselben nicht dem eigentlich ansässigen Volke angehört haben. Da Wollin schon in der Zeit, von der hier die Rede ist, eine bekannte Handelsstadt, urbs celeberrima, war, welche von weit her besucht wurde, so ist es denkbar, dass Fremdlinge an dieser Stelle mit beerdigt worden sind[1]). Andererseits könnte auch die Frage aufgeworfen werden, ob an dieser Stelle nicht auch noch in späterer Zeit Beerdigungen stattgefunden haben. Da das Gräberfeld unmittelbar an derjenigen Stelle liegt, wo in historischer Zeit, namentlich im dreissigjährigen Kriege und in den Kriegen zwischen Schweden und Brandenburg, viel geschanzt worden ist, so würde ich nicht erstaunt sein, wenn Jemand gerade von dieser scheinbar germanischen Bildung der Schädel aus auf den Gedanken käme, dass es sich um eine Beerdigungsstätte handelt, die mit späteren militairischen Verhältnissen etwas zu thun hat. Dieser Gedanke wird dadurch einigermaassen gestützt, dass die grösseren männlichen Langschädel in der That in eine engere Vergleichung gestellt werden können mit nordgermanischen, skandinavischen Formen. Ich habe meine letzte Anwesenheit in Stockholm benutzt, um mir als eine besondere Gunst von Hrn. von Düben ein Paar Schädel aus dem

---

[1]) Nach G. W. v. Raumer (Die Insel Wollin und das Seebad Misdroy. Berlin 1851) werden zuerst in einer Urkunde von 1174 dänische Colonisten, 1208 slavische, deutsche und dänische Tabernae auf der Insel erwähnt.

Iuseum Retzius auszubitten, und ich lege von dort einen überaus charakteristischen ınd als typisch zu bezeichnenden Schweden-Schädel vor. Sie werden nicht verkenıen, dass derselbe in seinen Hauptverhältnissen sich den dolichocephalen Wolliner Schädeln annähert. Bei einer specielleren Untersuchung ergiebt sich namentlich, lass auch dieser Schädel sich durch diejenige Eigenschaft, welche den Schädel VII 7on Wollin am meisten charakterisirt, durch die relative Niedrigkeit im Verhältniss ur Länge auszeichnet. Denn er hat auch nur einen Höhenindex von 69,9 bei inem Längenindex von 75,5. Immerhin ist hier noch ein nicht geringer Unterschied n den Maassen, da der Schädel VII die Zahlen 66,2 und 73,7 ergiebt, und in Bezug auf die Capacität der Schwede 1570, der Wolliner nur 1350 Cub.-Cent. zeigt.

Ich habe dann noch eine Bemerkung zu machen. Ueberall in Europa herrscht jetzt eine gewisse Leidenschaft, an irgend welchen älteren Schädelformen Prognathismus zu sehen. Herr de Quatrefages ist auf dem Punkt angelangt, dass er nach seiner Erzählung, wenn er sich in einen Omnibus setzt, alle seine Begleiter ansieht, ob sie prognathe oder nicht prognathe Gesichtsbildung haben. Ich benutze diese Gelegenheit, um Sie darauf aufmerksam zu machen, dass, wenn man bloss die nackten Schädel betrachtet, auch der Scandinavier ein gewisses Maass von Prognathismus zeigt, vermöge der sehr starken Entwickelung der Zähne im Oberkiefer. Sie mögen daraus ersehen, dass man nicht jede Art von Vorsprung sofort mit dem schlimmen Namen des Prognathismus belegen und daraus eine negerartige oder australische Beziehung ableiten darf, sonst kommen wir in die Lage, dass wir selbst den reineren Formen der germanischen Stämme eine starke Beimischung australischen oder sonst schwarzen Blutes zuschreiben müssen. Dieser Prognathismus resultirt aus der Kräftigkeit der Zahnbildung. Die Zähne sind von einer ausgezeichneten Grösse und Breite; ihre Breite ist das Motiv für die Vergrösserung des Zahnbogens. Diese Form ist daher nicht im engeren Sinne als prognathe anzusehen; es handelt sich um einen rein alveolaren Prognathismus. Sobald man einen solchen Schädel in die richtige horizontale Lage bringt, so gehen die Kiefer sofort zurück, es mildert sich das Verhältniss des Vorsprunges, und es wird ersichtlich, dass diese Schädel trotz ihrer grossen Zahnbogen in das Gebiet der Orthognathie gehören.

Die genaueren Messergebnisse derjenigen 5 Schädel von Erwachsenen, welche sich vollständiger wieder herstellen liessen oder besser erhalten waren, lieferten für das Gräberfeld am Silberberg folgende Tabelle:

	Männliche.			Weibliche.	
	I	VII	VI	IV	VIII
acität	—	1350	1310	—	1205
ster Horizontalumfang	531	536	503	490	494
ste Höhe	143	130,5	137	128,5	136,5
f. des For. occip. von der vorderen Fontanelle .	141	128,5	132	126	136,7
" " " " " hinteren " .	120	121	114	108,5	111,5
ste Länge	189,4	194	175	175	173
ttalumfang des Stirnbeines	129	126	128	120	125
ge der Sutura sagittalis	134 } 387	125 } 380	130 } 372,5	124	128 } 370
ttalumfang der Hinterhauptsschuppe	124	129	114,5	—	117
. des äussern Gehörganges von der Nasenwurzel	104	111	96	103	98,5
" " " vom Nasenstachel .	104	110,5	103	98,5	102
" " " " Alveolarrand des Oberkiefers .	112	117,5	110	102,4	109
" " " " Kinn	133	148	133?	120	130,5

	Männliche.			Weibliche.	
	I	VII	VI	IV	VIII
Entf. des For. occip. von der Nasenwurzel	104	101	89	94	97,5
„ „ „ „ vom Nasenstachel	96	96	86	84	89,4
„ „ „ „ „ Alveolarrand des Oberkiefers	98	99,5	93,5	84	92,6
„ „ „ „ „ Kinn	117	124	109?	99	107
„ „ „ „ von der Hinterhauptswölbung	64	68,5	58,3	—	55
Länge des Foramen occipitale	34	38	37	—	32
Breite „ „ „	27	32	28	—	28
Grösste Breite	143	143	136,5	130	133,5
Oberer Frontaldurchmesser	66	63	52	60,5	59
Unterer „	101,5	96,5	95,5	90	93,5
Temporaler Durchmesser	124	125	111	113,5	113,5
Parietaler „	135	125,5	117	112	119,6
Oberer mastoidealer Durchmesser	120	128	118	113	117,6
Unterer „ „	105,5	108,6	101,5	94,5	114,5
Jugaler „	128	132	122	121	120,5
Maxillarer „	63	63,6	65	51	62,4
Querumfang von einem äussern Gehörgang zum andern	335	310	312	292	305
Breite der Nasenwurzel	24	22	21	19	24
„ „ Nasenöffnung	24	22,4	–	23	26
Höhe der Nase	53	53	50	47	48
„ des Gesichts	126	131	117	98,5	109
Breite der Orbita	38	40	—	36	37,5
Höhe „ „	32	34	—	31	28
Umfang des Oberkiefers	130	145	140	115	133
„ „ Unterkiefers	185	207	—	(2×86)	182
Mediane Höhe des Unterkiefers	35	35	—	31	-
Höhe des Kieferastes	64	67	—	53	61
Entfernung der Kieferwinkel	100	97	-	-	92
„ „ Gelenkfortsätze	101	113	96,5	90	93
Gesichtswinkel	72	72	66	80	74
Diagonaldurchmesser	245	250	240	216	236

Für die Indices, für welche auch die jugendlichen und mehr verletzten Schädel benutzt werden können, erhalten wir folgende Uebersicht:

	Männliche.			Weibliche.		Jugendlicher.	Kindlicher.
	I	VI	VII	IV	VIII	V	II
Längenbreiten-Index	75,5	78,0	73,7	74,2	76,9	78,1	79,8
Längenhöhen-Index	75,5	78,5	66,2	73,4	78,6	72,1	80,4
Breitenhöhen-Index	100,0	100,3	91,2	98,8	102,2	92,2	100,7

Es lässt sich nicht verkennen, dass diese Zahlen untereinander grosse Verschiedenheiten darbieten und dass es fast unthunlich erscheint, allgemeine Mittelzahlen zu berechnen. Was den Kinderschädel Nr. II anlangt, so war er so zertrümmert, dass seine Zusammenfügung die grössten Schwierigkeiten machte, und die Sicherheit der Zahlen ist daher etwas beschränkt. In geringerem Maasse gilt dies auch für den jugendlichen Schädel Nro. V. Indess folgt daraus noch nicht, dass sich die all-

gemeine craniologische Stellung dieser Fälle nicht bestimmen liesse. Vielmehr schliesst sich der Kinderschädel Nr. II dem weiblichen Schädel Nr. VIII und dem Schädel des jungen Mannes Nr. VI ziemlich nahe an. Eine zweite Gruppe bilden der männliche Schädel Nr. I und der weibliche Nr. IV. Der männliche Schädel Nr. VII und der jugendliche Nr. V stehen weder unter sich, noch mit den andern in vollem Einklang, denn wenn sie auch in Bezug auf die Höhenverhältnisse einander näher treten, so schliesst sich Nr. VII in Bezug auf die Breitenverhältnisse an die zweite, Nr. V dagegen an die erste Gruppe an:

		Gruppe 1. VI, VIII, II.	Gruppe 2. I, IV.	VII	V
Längenbreiten-Index	Mittel	78,2	74,8	73,7	78,1
Längenhöhen-Index	Mittel	79,1	74,4	66,2	72,1
Breitenhöhen-Index	Mittel	101,0	99,4	91,2	92,2

Ich habe in der letzten Zeit mehrere Gruppen von Schädeln aus zum Theil ganz sicheren, zum Theil wahrscheinlich germanischen Gräberfeldern untersucht, namentlich aus einem Gräberfelde bei Wiesbaden (Vierter Generalbericht der deutschen anthropol. Gesellsch. S. 11), einem bei Platkow in der Mark (Sitzung am 18. Oct. 1873) und einem bei Bohlsen in Hannover (Sitzung am 14. März 1874). Mit diesen, in zahlreichen Punkten übereinstimmenden Schädeln harmonirt eigentlich nur die zweite Gruppe. Der Schädel Nr. VII geht in Bezug auf die Höhe schon beträchtlich unter das dort gefundene Maass und schliesst sich gewissen nordwestdeutschen Schädeln an, welche ich nächstens besprechen werde. Die erste Gruppe dagegen nähert sich schon der Brachycephalie und ist sowohl in dem Verhältniss der Höhe, als in dem der Breite so abweichend von den übrigen, dass bis auf Weiteres der Zweifel aufrecht erhalten werden muss, ob in den Wolliner Schädeln die Ueberreste einer einheitlichen Bevölkerung vorliegen. Vorläufig erscheint die Annahme einer gemischten Bevölkerung als die wahrscheinlichste, und nur die grössere Uebereinstimmung in der Gesichtsbildung legt die Frage nahe, wie weit allenfalls geschlechtliche und individuelle Eigenthümlichkeiten die subbrachycephale Bildung erklären. —

Herr **Wattenbach** erinnert an das Auftreten der Jomsvikinger auf der Insel Wollin.

(8) Herr **Riedel** übersendet mit Schreiben d. d. Gorontalo, 25. Juni und 14. Juli

Schädel von Sunda-Insulanern.

„Es ist mir angenehm, Ihnen wieder etwas Näheres über die künstliche Verbildung des Kopfes mitzutheilen. In Central-Selebes besteht jetzt noch unter den Völkern, welche To Ragi, Ton Dai, To Rau und To Mori heissen, die Sitte, die Köpfe ihrer Kinder künstlich zu verbilden. Vierzig Tage nach der Geburt werden die Schädel der Knaben zwischen drei Brettern eingeklemmt. Den Apparat nennt man paupi. Die Klemmung an beiden Seiten des Gesichts geschieht, wie man mir mittheilt, um die Männer im Krieg unerschrocken zu machen. Die Schädel der Mädchen werden auf eine andere Art difformirt. Man nimmt dazu ein Stück in der Sonne getrocknete Erde oder Brick, porempe genannt, umwickelt dasselbe mit Fuja oder ausgeklopfter Baumrinde

und bindet es an die Stirne fest, um dieselbe breit zu machen und dadurch die Schönheit der Weiber zu vermehren. Die Kunstbewirkung dauert vier bis fünf Monate ununterbrochen. Die Schädel von einigen Kaili-Mädchen difformirt man ebenso.

„Um der Brust der Knaben ein breites Aussehen zu geben, wird dieselbe auch zwischen zwei Brettern eingeklemmt.

„Turajos Seite 335, Ethn. Zeitschr. 1872 muss geschrieben werden To radja's oder To ri adja's, eine collective Benennung der Stämme, welche das Binnenland bewohnen, von gleicher Bedeutung, wie das Wort Alifuru. Ethn. Zeitschr. III. Seite 364.

„Für C. Dammann's Anthrop. Ethnol. Album sende ich Ihnen mit der Post wieder einige ostindische Typen.

„Den Vortrag von Dr. A. B. Meyer über den äusseren physischen Habitus der Papuwa's habe ich mit Theilnahme gelesen. Die Schlussfolgerungen 1, 2 und 3 sind meiner Erfahrung gemäss wahr. Wiewohl niemals auf Neu-Guinea gewesen, habe ich successive mehr wie 50 Papuwa's, Männer, Weiber und Kinder, observirt. Indessen bin ich neugierig, die Beschreibung der psychischen Eigenthümlichkeiten, die ethnologischen und linguistischen Besonderheiten von demselben Autor bald zu lesen.

„Durch Zwischenkunft des deutschen Consuls in Mangkasar sende ich Ihnen per Overlandmail

einen Schädel von einem Holontaloën, N.-Selebes,
einen Schädel von einem Buooler, N.-Selebes, difformirt,
einen Schädel von einem Sangi-Insulaner,
einen Schädel von einem Mangindano-Insulaner

für das craniologische Museum der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin."

Hr. **Virchow**: Ich behalte mir vor, ein anderes Mal über die übersendeten Schädel, welche vortrefflich erhalten sind und einen höchst dankenswerthen Zuwachs unserer Sammlung darstellen, zu berichten. Indess zeige ich schon heute den von Hrn Riedel erwähnten Schädel eines Buool-Mannes von Nord-Celebes, weil er eine ausgezeichnete Erweiterung unserer Belagsstücke für die auf den Inseln des indischen Archipels geübte künstliche Deformation darstellt. Die Hauptwirkung hat auf das Hinterhaupt stattgefunden, welches von der Gegend der Scheitelhöcker bis zur Linea nuchae superior fast senkrecht abfällt. Der untere, für die Muskelansätze bestimmte Theil der Hinterhauptsschuppe ist auffallend kurz. Auch die Stirn ist etwas platt und breit, jedoch steht sie eben nur schief zurück. Die Nase ist ganz intakt. Die Druckrichtung ging also von der Stirn zum Hinterhaupt, welches wahrscheinlich auf einem Brett aufgelegen hat.

(9) Herr **Joh. Maria Hildebrandt** hält einen Vortrag

über die Ssomal, Sing. Ssomali.

(Eine ausführliche Arbeit Hildebrandt's über die Ssomal mit 2 Tafeln wird in dem I. Heft des neuen Jahrganges der Zeitschr. für Ethnologie erscheinen.)

Derselbe legte eine Anzahl sehr schön ausgeführter Photographien von männlichen und weiblichen Ssomal vor, theils von ihm selbst, theils von den Herren Charles Nedey und Captain Elton zu Aden aufgenommen.

Der Vorsitzende macht auf die sehr vollständigen Reihen photographischer Aufnahmen von Völkertypen der afrikanischen Ostküste durch den Vorredner aufmerk-

sam. Dieselben zeichnen sich durch sehr geschickte Gruppirung und übersichtliche Aufstellung der Einzelgestalten aus. Es wird eine Vervielfältigung dieser höchst interessanten Darstellungen auf lithographischem Wege in den Schriften der Gesellschaft vorbereitet.

(10) Herr **Virchow** berichtet, unter Vorlegung einzelner Fundobjecte, über neue, von ihm so eben unternommene

Ausgrabungen bei Zaborowo.

(Hierzu Taf. XV.)

Ich will einige Gegenstände vorzeigen, welche ich im Laufe des letzten Monats durch Ausgrabungen in der Provinz Posen gewonnen habe. Diese Funde bewegen sich zum Theil in merkwürdiger Weise — es gehört ja zu allen Dingen etwas Glück — in dem Kreise gewisser Betrachtungen, welche ich erst vor kurzer Zeit (in den Osterferien) in einigen Museen anzustellen Gelegenheit hatte, und sie erweitern in dieser Richtung das Feld der Beobachtung in auffälliger Weise. Sie werden sich erinnern, dass ich im Laufe des letzten Sommers (Sitzung vom 16. Mai) Ihnen Mittheilungen machte über bemalte Thongefässe, welche aus Urnenfeldern der Provinzen Schlesien und Posen gewonnen waren und von denen ich Specimina in dem Provinzial-Museum in Posen, in der Sammlung des Gymnasiums zu Glogau und in dem germanischen Museum in Jena gefunden hatte. Von dem Glogauer Gefäss habe ich seit jener Zeit durch Hrn. Oberlehrer Scholtz eine freilich nicht ganz vollkommene, farbig ausgeführte Skizze erhalten, welche ich hiermit zeigen will. Diese Skizze ist deshalb besonders von Interesse, weil es sich hier um ein topfartiges Gefäss handelt, während jene andere Illustration, auf welche ich schon das vorige Mal zu sprechen kam, diejenige, welche von dem um die Vorgeschichte Unterschlesiens wohlverdienten Pastor Haupt in Lerchenborn in dem Berichte des schlesischen Provinzial-Museums gegeben wurde, sich auf eine, in ganz ähnlicher Weise ornamentirte kleine flache Schale bezieht. Auch diese Zeichnung ist nicht ganz exact, wie ich mich bei Gelegenheit der Naturforscher-Versammlung zu Breslau, wohin Hr. Haupt seine Hauptfunde gebracht hatte, überzeugt habe. Indess ist das ein für meine heutige Betrachtung untergeordneter Punkt. Die Hauptsache ist, dass letztere Schale (von Leschwitz in Schlesien) an ihrem Bauche mehrmals ein rothes, scheibenförmiges Bild der Sonne mit einem schwarzbraunen Centrum und ebenso gefärbten kurzen Strahlen (Taf. XV a) trägt, während dazwischen eigenthümliche, gleichfalls braunrothe, mehrfach zusammengesetzte Dreiecke, angebracht sind. Der Glogauer Topf zeigt ganz dasselbe, auf gelblichem Untergrunde die beiden Hauptfarben: ein dunkles Roth und ein schwärzliches Braun; aus letzterem auf den Bauch des Gefässes eingetragen dieselben mathematischen Figuren und zwischen ihnen in unverkennbarer Weise die rothe Scheibe der Sonne mit einem braunen Strahlenkranz. Gewiss eine höchst bemerkenswerthe Uebereinstimmung.

Nun mache ich ferner darauf aufmerksam, dass sich auf der Tafel des Herrn Haupt (Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Bd. II. Heft 4) noch mehrere andere Zeichnungen befinden, darunter namentlich noch eine schon von Büsching abgebildete Urne von Neumarkt, welche wiederum die Dreiecke, nur in etwas anderer Anordnung, und eine rothe Sonnenscheibe zeigt; von letzterer gehen jedoch nur nach oben Strahlen ab, während die übrigen $^2/_3$ des Umfanges durch einen Kranz von runden Punkten eingenommen werden. Ausserdem weise ich hin auf ein eigenthümliches Zeichen, welches ein paar Mal wiederkehrt (Taf. XV, b) Es steht namentlich auf einer bemalten Urne von Leschwitz und auf einer nicht gemalten,

sondern nur geritzten Schale von Petschkendorf, und es gleicht ungefähr einem griechischen Ypsilon oder einem hebräischen Aïn.

Ich hatte mich nun vor einigen Wochen nach Zaborowo oder Unterwalden am Obrabruch an denselben Platz begeben, von dem ich Sie schon früher und auch in diesem Jahre mehrmals unterhalten habe, und von dem ich schon sehr mannichfaltige und merkwürdige Dinge gewonnen hatte. Es ist dort ein sehr ausgedehntes Gräberfeld, dessen Ausbeutung in diesem Augenblicke dringend nothwendig erschien, weil es eine königliche Domaine ist, deren Pachtverhältniss im Laufe des nächsten Frühjahrs sich ändert. Da der jetzige Pächter, Hr. Thunig, in hingebender und, ich kann wohl sagen, aufopfernder Weise alle seine Kräfte an die wissenschaftliche Ergründung der Sache setzt, so hielt ich es für meine Pflicht, die vielleicht letzte Gelegenheit zu nützen, um meinerseits den wichtigen Ort recht genau zu untersuchen. Diess ist denn, und zwar mit überraschendem Erfolge, geschehen. Ich will jedoch heute bloss über ein paar Punkte berichten, da ich eine zusammenfassende Darstellung des Ganzen erst für eine spätere Zeit in Aussicht nehmen kann.

Während der Zeit, wo ich mit zweien meiner Kinder in Zaborowo war, öffneten wir einige 30 Gräber auf dem schon früher von mir besuchten Gräberfelde (Sitzung vom 10. Mai 1873 und vom 13. Januar 1872). Dasselbe liegt auf einer seichten Anhöhe, welche von Westen her gegen das Ufer des Primenter See's ganz flach abfällt. Diese Fläche ist mit Gräbern in ausserordentlich grosser Zahl erfüllt. Jedoch bietet die Oberfläche selbst nicht die mindesten Hinweise dar. Sie ist gänzlich eben und ohne alle Erhöhungen. Nur der Pflug hatte am Fusse des Abhanges allmählich die Gräber gestreift; dadurch war man zuerst auf die Sache aufmerksam geworden. Die Ausdehnung gegen die Höhe hin war sogar erst in diesem Jahre erkannt worden. Gräbt man nun systematisch, so findet man an den besser conservirten Stellen, und diese liegen namentlich nach der Höhe zu, etwas (1—2 Fuss) unter der Oberfläche, die ganz eben darüber fortgeht, zuerst einen mächtigen Steinmantel, aus grossen, zum Theil gespaltenen, zum Theil rohen Geschiebeblöcken gebildet. Leider ist nirgend erkennbar, dass diese Steine mit der Absicht aufgesetzt sind, ein Gewölbe oder eine Kammer zu bilden. Obwohl sie die Urnen bedecken und umgeben, so haben sie doch keinerlei regelmässige Stützen unter sich; sehr selten wird eine Anordnung bemerkbar, als seien Trag-Steine zur Unterstützung des Mantels hingesetzt. Im Gegentheil, man muss wohl annehmen, dass, nachdem in der Tiefe das eigentliche Grab bereitet, d. h. die Urnen aufgestellt waren, dieses Grab direct mit Erde überschüttet worden ist. Es lässt sich das durch mancherlei Umstände beweisen, namentlich durch die Art, wie auch diejenigen Gefässe, welche noch mit Deckeln geschlossen gefunden worden, vollständig mit Erde gefüllt sind. Auch ist diese Erde in einer Weise mit dem sonstigen Inhalt vermischt, dass es unzulässig erscheint, anzunehmen, die Gefässe seien mit irgend einer anderen Füllung versehen und so eingesetzt worden, und die Erde sei erst nachträglich hinzugekommen. Auch die umgestürzten Gefässe werden ebenso mit Erde angefüllt gefunden. Meine Vorstellung ist also die, dass man alles Beigesetzte mit Erde überschüttete und dann über das Ganze Steine aufhäufte, unbekümmert darum, was aus dem wurde, was darunter lag. Ich habe hier ein Paar von meinen Kindern und Hrn. Oberförster Rörig aufgenommene Ansichten mitgebracht, welche zeigen, wie sich ein einzelnes Grab darstellt, nachdem die bedeckende Erde weggenommen ist. Man sieht dann auf eine Anhäufung grosser Steine, nicht selten Blöcke von einigen Centnern Schwere, die meisten allerdings von geringerer Grösse, aber doch gross genug, um durch ihre Last eine sehr nachtheilige Einwirkung auf die darunter gelegenen Gegenstände auszuüben. Manchmal kamen einzelne Bestandtheile der

eigentlichen Gräber-Einrichtung schon zwischen den eingesunkenen Steinen zum Vorschein, ehe noch ein Stein weggenommen war, und Sie können sich wohl vorstellen, dass unter diesen Umständen das Meiste vollkommen zerdrückt oder gänzlich zertrümmert war. Scherben erschienen dann unter den Steinen, auch wenn sie noch so vorsichtig weggenommen wurden, in sehr grosser Zahl und zum Theil in solcher Kleinheit, und so auseinander geworfen, dass es bei der grossen Zahl einzelner Objecte überaus schwer wurde, eine vollständige Sammlung herzustellen.

Wie ein solches Grab, wenn es einigermaassen conservirt war, aussah, ergiebt sich aus der doppelten Aufnahme desjenigen Grabes, von dem ich vorher den Steinmantel in Abbildung zeigte. Die eine ist eine mehr malerische (Taf. XV, Fig. 1), die andere eine mehr geometrische Aufnahme. Ein grosser Raum war im eigentlichen Sinne des Wortes gefüllt mit Thongeräthen und zwar so, dass manchmal nur eine einzige mit gebrannten Knochen gefüllte Urne vorhanden war, um welche herum jedoch 15, 20, ja bis 50 und mehr kleinere und grössere der verschiedenartigsten Beschaffenheit angeordnet waren, oder so, dass einige, 2, 3 mit gebrannten Knochen gefüllte Urnen in einer gewissen Entfernung von einander vorhanden und dann um jede derselben, wie um ein Centrum, die kleineren Gefässe vertheilt waren. Jedenfalls, wie Sie schon aus der Aufnahme eines Grabes (Fig. 1) ersehen können, würde, wenn alle diese Urnen erhalten wären, der Reichthum ein so grosser sein, dass man alle Museen der Welt, die in diesem Augenblick bestehen, mit Exemplaren davon bequem versorgen könnte. Leider ist aber der Bruch so sehr die Regel, dass es die grösste Schwierigkeit macht, ein grösseres Gefäss intact zu erhalten. Dabei muss ich übrigens bemerken, dass nach dem Habitus der Fundstellen die Vermuthung manchmal nicht abzulehnen war, dass auch schon zerbrochene Gefässe in die Gräber hineingekommen sein müssen: gerade die interessanteren Gefässe, auf die ich alsbald zu sprechen kommen werde, waren so defect, dass es mir, trotzdem dass ich mit der äussersten Anstrengung arbeitete, theils persönlich, theils mit der Hülfe recht gebildeter und aufmerksamer Personen, grösstentheils der Familienmitglieder, der Gutsbeamten und Nachbaren, kaum möglich gewesen ist, ein einziges dieser werthvolleren Stücke auch nur in den Bruchstücken vollständig zu erhalten.

Herr Thunig hatte die grosse Freundlichkeit gehabt, da er von meiner bevorstehenden Ankunft benachrichtigt war, schon vorher einige Gräber durch seine sehr eingeübten Leute so weit frei legen zu lassen, dass die Ränder der Gefässe an der Oberfläche der noch festliegenden Erdschicht zu Tage traten. An einigen Gräbern waren die Gefässe ganz isolirt und ich muss sagen, dass ich selten in meinem Leben eine grössere Ueberraschung gehabt habe, als in dem Augenblicke, wo ich an das erste Grab herantrat, und mein Blick auf ein Gefäss fiel, welches bis zum Verwechseln derjenigen Schale ähnlich ist, welche Herr Haupt auf der Tafel IX des schlesischen Provinzial-Museums abgebildet hat und zwar aus einer sehr entfernten Fundstelle. Denn das Gräberfeld, wo seine Urne herrührt, liegt am linken Oderufer in der Gegend der Katzbach, während es sich hier um ein weit mehr nördlich auf dem rechten Oderufer weit nach Osten zu gelegenes Gebiet handelt. Ich habe dieses Gefäss (Taf. XV, Fig. 2) mitgebracht, um es Ihnen zu zeigen; es ist glücklicherweise noch zum grösseren Theile gerettet worden, so dass alle hauptsächlichen Abschnitte mehrmals daran wiederkehren. Ich habe jedoch, da sich an dem Gefäss des Hrn. Haupt, was ich inzwischen kennen gelernt hatte, eine starke Abblätterung zeigte, und die Erblassung der Farben an meinem Schälchen schon von vorn herein sehr vorgerückt war, wegen der äussersten Wichtigkeit des Gefässes den grösseren Theil desselben mit gewöhnlichem Gummi überzogen und nur einen kleinen Theil in seiner natürlichen Beschaffenheit bewahrt. Sie werden sehen, dass hier an drei

verschiedenen Stellen das Bild der Sonne sich wiederholt und zwar als runde, rothe Scheibe mit braunem Saume und mit einem Kranze von braunen Punkten umgeben, wie auf der Urne von Neumarkt. Auch stehen hier nach oben je 6 grössere Strahlen, die bis an den Rand des Schälchens reichen. Dazwischen sind ähnliche lineare und dreieckige Zeichnungen, obwohl nicht so ausgeführt, wie an den Haupt'schen Gefässen. Aber, was gewiss bemerkenswerth ist, überall dieselbe Wahl der Farben: lichtgelber Thon, fast kirschrothe Färbung der Sonnenscheibe und schwärzlichbraune Linien und Punkte. Allein noch viel mehr auffallend und sicherlich im höchsten Grade bemerkenswerth ist der Umstand, dass im Innern der Sonne jedesmal in schwarzbrauner Farbe dasselbe „Y“ steht, welches ich von jenen schlesischen Gefässen erwähnt habe.

Die Bedeutung dieses Fundes in archäologischer Beziehung scheint mir sehr erheblich zu sein. Manche andere, zum Theil sehr weit entlegene Beziehungen knüpfen sich daran. Das auffälligste Beispiel ist wohl eines jener sonderbaren, mit einer Schiffzeichnung versehenen kleinen Bronzemesser mit gewundenem Griff, wie sie in Dänemark mehrfach gefunden sind. Es ist von Herrn Worsaae (Nordiske Oldsager, 1853, Fig. 75, Vgl. meine Tafel XV. Fig. c.) abgebildet, und es steht uns desshalb besonders nahe, weil es in einer Ecke das ν, in der andern das Sonnenbild mit einem Strahlenkranze zeigt. Einige andere Abbildungen auf derselben Tafel bei Hrn. Worsaae schliessen sich hier an. Auf der andern Seite gehört hierher die Beschreibung, welche Hr. Lindenschmit (Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Bd. III. Beilageheft S. 23) von dem fraglichen Zeichen gegeben hat. Es ist das sogenannte Triquetrum, das sich von mittelländischen Münzen her weit in den Norden verbreitet hat, und das auch auf nordischen Münzen und zahlreichen nordischen Bronzegegenständen vorkommt. Auf Thongefässen scheint es jedoch ausserhalb des von mir bezeichneten Gebietes noch niemals beobachtet zu sein, am wenigsten in der merkwürdigen Verbindung mit der Sonnenscheibe, wie es uns auf den schlesischen Gefässen getrennt, auf der Schale von Zaborowo aber zum ersten Male vereinigt und in einander gezeichnet entgegentritt.

Der Zusammenhang der technischen und artistischen Tradition ist in diesem Falle so sicher gestellt, wie nur etwas sicher sein kann. Wenn man den Boden des niedrigen Schälchens betrachtet mit seiner ausserordentlich zierlichen und sauberen Ausführung, wenn man die feine Qualität des Thons ins Auge fasst, der sich ganz unterscheidet von dem gewöhnlichen Thon unserer nordischen Urnen, und der sich vollkommen dem Material und der Farbe der südeuropäischen Gefässe anschliesst, wenn man endlich die Benutzung der Farben und die Ausführung symbolischer Zeichnungen in Erwägung zieht, so wird Niemand darüber in Zweifel bleiben können, dass wir hier eine selten hohe Entwickelung der Töpferkunst vor uns haben, und dass diese Entwickelung einen inneren Zusammenhang der verschiedenen Bevölkerungen anzeigt, welche einstmals in der Gegend der Katzbach, ferner, wie ich besonders betonen muss, in der Gegend von Massel und in dem an Alterthümern so reichen Trebnitzer Kreise, und endlich am Primenter See, wiederum an einer Stelle, deren archäologische Bedeutung gewiss nicht bezweifelt werden kann, gewohnt haben.

Obwohl wir mit der grössten Aufmerksamkeit die Gräber und die ausgeworfenen Erdmassen durchsucht haben — und es gehört in der That nicht nur Ausdauer, sondern auch Aufmerksamkeit dazu —, so haben wir doch kein zweites Gefäss gefunden, welches diese Zeichnung hatte; dagegen eine grosse Zahl anderer, an denen die Farben so schwach sind, dass man danach suchen muss, um sie zu finden. Ich habe das einzig vollständig erhaltene Gefäss dieser Art, gewiss eine schöne und

auch das Auge des Künstlers einigermaassen befriedigende Schale mitgebracht; es gehört aber schon Aufmerksamkeit dazu, um zu sehen, dass sie bemalt ist. Bei ganz genauer Betrachtung erkennt man daran blass-bräunliche Zeichnungen, welche sich um die ganze Schale herum erstrecken. Derartige niedrige flache Schalen mit breitem flachem Boden und ganz blassen gelblichen und bräunlichen Zeichnungen fanden sich in der Mehrzahl der Gräber. Ich bin nicht im Stande gewesen, eine vollständige Ausstellung dieser Gefässe zu veranstalten, weil die Scherben, die ich mitgebracht habe und die so viel wie möglich zusammengefügt sind, eine solche Gebrechlichkeit besitzen, dass der Transport möglicherweise alle unsere Arbeit vernichtet haben würde.

Trotz solcher Besorgnisse habe ich jedoch das schönste unter diesen bemalten Gefässen, welches unverletzt zu bewahren mir gelungen ist, mitgebracht (Tafel XV, Fig. 1, Nr. 17). Leider hat es schon bei der Ausgrabung durch das Kratzen eines Arbeiters stark gelitten. Es ist eine kleine Urne von 100 Mm. Höhe, sehr weitem Bauch und kurzem Halse. Sie hat aussen und innen eine dunkelrothe Grundfarbe, auf welche ein glänzendes Schwarz aufgetragen ist. Dabei sind aussen an 3 Stellen je 2 dreieckige Felder ausgespart, zwischen denen jedesmal eine (sonnenartige?) vertiefte, aber im Schwarz liegende Figur steht, nehmlich ein grösserer vertiefter runder Eindruck, welcher von einem Kranz kleiner runder Grübchen umgeben ist. Die innere Seite des Randes zeigt auf rothem Grunde eine schwarze Guirlande von wellenförmiger Gestalt Ich glaube nicht, dass irgend ein Gefäss bei uns im Norden aus einem einheimischen Gräberfeld existirt, welches nur entfernt in Beziehung auf Geschmack und zierliche Bearbeitung diesem an die Seite gestellt werden könnte; es genügt, sowohl in Beziehung auf Bemalung und sonstige Ornamentik, als auch in Bezug auf Form, allen Wünschen.

Welche Farben es sind, die man bei diesen Dingen verwendet hat, ist bis jetzt noch nicht genau festgestellt worden; Herr Liebreich hat aber die Güte gehabt, sich bereit zu erklären, einige Untersuchungen vorzunehmen. Das Roth dürfte wohl Eisenoxyd sein, dagegen ist es mir zweifelhaft, was die braune Farbe bedeutet. Nicht ohne Interesse ist es, zu erwähnen, dass in einem Grabe ein sehr schöner Reibstein zu Tage gekommen ist, der leider durchgebrochen ist; er liegt sehr bequem in der Hand und zeigt am Ende eine sehr deutlich benutzte, abgeriebene Fläche, welche merkwürdiger Weise an einzelnen Stellen dieselbe braunrothe Farbe darbietet, welche wir an den Gefässen wahrnehmen. Ausserdem sind auch einige Schalen gefunden worden, in denen der Sand durch eine dunkelrothe Substanz so stark gefärbt ist, dass er stellenweise fast blutroth aussieht. Obgleich es sich allerdings um eisenhaltiges Terrain handelt, so möchte ich doch nicht behaupten, dass die natürlichen eisenschüssigen Stellen des Bodens diese Färbnng erzeugt haben; die Möglichkeit kann ich freilich nicht in Abrede stellen.

In Bezug auf die Fabrikation möchte ich noch ein paar Bemerkungen machen. Zunächst, was dieses sehr schöne Gefäss zeigen wird, treffen wir hier eine ungemein fortgeschrittene Kenntniss in der Aufsuchung und in der Herstellung des fein geschlemmten Thones, aus welchem die Gefässe geformt sind. Ich bin wenigstens zweifelhaft, ob jeder Thon sich dafür eignen würde. Wir erkennen zweitens eine besondere Kunst im Brennen: wie man sich an einzelnen Bruchstücken selbst feinerer Schalen überzeugen kann, existirt auf dem Bruche noch dasselbe schwärzliche Grau des Thones, dass wir bei unseren gewöhnlichen Urnen auch äusserlich sehen, wie es sehr deutlich an den Scherben vom Silberberge hervortritt. Die helle, fast weisslich gelbe Farbe der äusseren Flächen ist also nicht etwa erzielt worden durch einen von Natur so gefärbten Thon, sondern es ist die Art des Brandes, welche das gemacht hat; es scheint der Brand in reducirender Flamme ausgeführt worden zu sein, eine

Aufgabe, welche, wenn sie absichtlich ausgeführt werden soll, schon eine hohe Stufe der Technik voraussetzt.

Es kommt drittens hinzu, dass wir Formen finden, welche sich so weit erheben über die gewöhnliche Erscheinung, welche uns sonst die alten Töpferwaaren darbieten, dass man sicherlich schliessen muss: die Töpferei in dem bezeichneten Gebiete muss ganz weit über die Summe der gewöhnlichen Leistungen der damaligen Kunst hinausgegangen sein. Um zu zeigen, wie weit die künstlerische Freiheit in der Benutzung des Materials und in der Herstellung besonderer Formen entwickelt war, so müsste ich, um das anschaulich zu machen, ganze Tische mit solchen Gefässen besetzen, was, wenn wir erst mehr Raum haben werden, einmal geschehen kann. Indess kann ich mir nicht versagen, Ihnen wenigstens einige dieser Gegenstände vorzuführen. Da ist zunächst ein kleines, ziemlich schweres Töpfchen von lichtgelbem Thon, mit zwei kleinen eckigen Oehsen am Bauche und ganz engem Fusse, am untern Theil mit drei vertieften Absätzen, um den Bauch gestrichelt und von überaus gefälliger Form. Hier sehen Sie ein schwarzes Schälchen mit erhabener Arbeit, wie es sicherlich nicht hübscher componirt und sauberer ausgeführt werden konnte. Ich fand ferner eine grosse Buckel-Urne mit doppelten Henkeln und weiter Ausbauchung, welche ringsum mit derartigen erhabenen Leisten besetzt war; leider war sie so gedrückt, dass sie in allen Richtungen Sprünge besass. Ich habe alle Scherben, welche davon zu haben waren, auf das Sorgfältigste gesammelt, aber ich weiss nicht, ob es möglich sein wird, sie zu reconstruiren. Sie sehen hier ein Bruchstück, welches von einer Buckelurne herstammt, an der aussen ein, wie es scheint, graphitisches Schwarz, innen ein lebhaftes künstliches Roth vorhanden ist. Um die Buckel laufen in weitem Abstande zierliche Kränze von Punkten, und die Zwischenräume zwischen Buckel und Kranz sind noch wieder ganz fein liniirt, so zart und fein, dass man nur bei der äussersten Aufmerksamkeit die Linien erkennt.

Sie sehen dann hier einen Urnendeckel, welcher mich besonders interessirt hat, weil ich auf das umgekehrte Verhältniss zuerst in Kopenhagen aufmerksam wurde. Noch heutigen Tages giebt es wenige Gegenstände, welche in oder auf der Erde gefunden werden, und welche so sehr das Interesse der Finder erregen, wie die versteinerten See-Igel mit ihren sehr zierlichen Zeichnungen auf der Oberfläche. Diese Versteinerungen finden sich in einer relativ so grossen Häufigkeit in alten Gräbern und selbst in Urnen vor, dass man nicht umhin kann, anzunehmen, dass sie absichtlich hineingelegt sind. Sie müssen damals schon als etwas Besonderes betrachtet worden sein, was sich leicht begreift, da die Leute gewiss nicht gewusst haben, was sie daraus machen sollten. In Kopenhagen wurde ich aufmerksam auf Deckel von Urnen, welche unzweifelhaft nach dem Muster des See-Igels gearbeitet waren, und hier können Sie die Deckschale einer Brandurne sehen, welche auf ihrer inneren Seite diese Zeichnung zeigt. Sie ist allerdings nur vierstrahlig [1]) und man kann den Einwand machen, die Aehnlichkeit sei zufällig; aber ich denke, wer sich das ansieht, wird zugestehen, dass ein natürliches Muster benutzt sein muss, und ein näher liegendes Muster, wie der See-Igel es darbietet, dürfte kaum gefunden werden können.

Die Zahl der zierlichen und kleinen Gefässe ist ausserordentlich gross. Besonders interessant darunter ist eine grössere Zahl kleiner Doppelgefässe, wo zwei Schalen oder zwei Hörner oder zwei Näpfe mit einander verbunden sind. Auch die Mehrzahl dieser Gefässe ist überaus künstlich, indem sie innen durch ein kleines

[1]) Hr. Beyrich machte mich bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, dass gelegentlich nur vierstrahlige Echiniten gefunden werden.

Loch verbunden sind, so dass, wenn eine Flüssigkeit in dem einen war, sie allmählich, z. B. beim Trinken, in das andere überfliessen konnte. Ob das jedoch der allgemeine Zweck war, will ich nicht entscheiden.

In einer Knochenurne fand ich eine grössere Zahl schöner, blauer, durchbohrter Perlen (Halsband); aus einer anderen kamen zwei grosse Bernsteinperlen zu Tage.

Nun habe ich noch zu erwähnen, dass in den grossen Brandurnen — in den übrigen und namentlich in den kleineren Gefässen war nie etwas anderes als Erde, mit Ausnahme der schon erwähnten Schalen, in denen scheinbar etwas Gefärbtes ist — sich regelmässig Bronze vorfand, und zwar sehr hübsche Bronze. Jedoch war kein Stück darunter, welches vollständig mit dem Inhalt des in der Sitzung vom 16. Mai d. J. von mir vorgelegten Bronze-Eimers vom Gorwal (auf der entgegengesetzten Seite des Sees) übereinstimmt. Ich lege zunächst eines der in bekannter Form mehrmals gefundenen Sichel-Messer vor. Sodann erinnere ich an das sonderbare Kettengehänge, welches ich schon früher (Sitzung vom 13. Januar 1872) gezeigt habe. Das schönste und zierlichste, was diesmal von Bronze gewonnen wurde, ist eine kleine Pincette, welche, was Patina anbetrifft, wohl den edelsten Bronzen gleich steht, und was Zierlichkeit der Arbeit anbetrifft, ebenfalls eine solche Genauigkeit der Ausführung zeigt, wie man sie heutigen Tages nur immer anwenden würde. Da sie der Ueberlieferung nach zum Bartzwicken gebraucht worden ist, so werden einige kleinere Gegenstände, die nach ähnlichen Mustern angefertigt sind und damit zusammen lagen, wohl ähnlichen Zwecken gedient haben: es dürften kleine Ohrenschmalzringe gewesen sein. Ausserdem waren zahlreiche Ringe allerlei Art, Nadeln u. s. w. vorhanden. Dasjenige dagegen, dessen Mangel für mich am meisten auffallend war, sind die gewöhnlichen Fibulae. Es ist bis jetzt aus dem ganzen Gräberfelde, trotzdem dass nunmehr mindestens 60 Gräber geöffnet sind, niemals eine Fibula von der römischen Form gefunden worden. Alle diejenigen Gegenstände, die wir bis jetzt ermittelt haben und von denen man sagen kann, dass sie wahrscheinlich eine Fibula dargestellt haben, sind so zerfallen, dass ich ausser Stande bin, ein genaues Bild zu geben, wie sie beschaffen gewesen sein mögen. Hier ist z. B. eine aus Bronzedraht gewundene grössere Scheibe, welche am Ende einen Bruch zeigt. Dabei lag ein starker Bügel, der an einem Ende in eine Spiralröhre aufgewunden ist und der an dem anderen Ende eine starke Biegung zeigt, in welche mit Bequemlichkeit eine Nadel hineingehakt werden könnte. Endlich fanden sich Stücke von einem geraden Dorn, von dem angenommen werden kann, dass er die Nadel darstellt. Dass das eine Fibula war, ist mir nicht zweifelhaft; sie dürfte einige Aehnlichkeit mit der von Hrn. Worsaae (Nordiske Oldsager. 1859. Fig. 228) abgebildeten besessen haben, nur dass die Spiralscheibe grösser und der Bügel stärker gebogen ist.

Eine andere Thatsache ist in hohem Maasse interessant: Früher waren Eisenstücke so spärlich gefunden worden und sie waren so wenig characteristisch, dass es zweifelhaft erschien, ob sie nicht bei der Ausgrabung aus andern Schichten des Landes hinzugekommen seien. Bei den gegenwärtigen Ausgrabungen ist festgestellt worden, dass sehr viel Eisen da ist, auch grosse Stücke, das meiste allerdings in so stark angegriffenem Zustande, dass es begreiflich ist, wenn die kleineren Gegenstände fast ganz zerstört sind. Unter diesen Eisensachen sind einzelne ganz exquisite Geräthe, freilich keine Schwerter und vollkommeneren Waffenstücke, aber z. B. ein ziemlich grosses Instrument, welches wohl als eine Bewehrung einer Stosswaffe angesehen werden kann. Ein anderes ist in Form eines Celtes gearbeitet, und gleichfalls ein recht voluminöses Stück. Ferner ein kleineres Stück, nach demselben Muster, wie das zuerst erwähnte. Ebenso zahlreiche Ringe von sehr verschiedener Grösse.

Viel wichtiger noch ist ein anderer Umstand. Niemals ist mir bis jetzt an einer Grabstelle eine so grosse Zahl von Fällen vorgekommen, wo dieselben Gegenstände, welche sich in Bronze vorfinden, auch in Eisen ausgeführt worden sind, und wo das nämliche Muster, was der Bronze zu Grunde gelegen hat, auch bei der Ausführung in Eisen benutzt worden ist Die eben beschriebene Spiralplatte mit Fibulaartigen Bestandtheilen wiederholt sich mehrfach in Eisen. Sie sehen hier z. B. ein solches Fragment, wo am Ende noch der Ausläufer erhalten ist. Es finden sich ferner dieselben Formen des Armringes, wie wir sie auch aus Bronze haben. Diese Uebereinstimmung geht ziemlich weit und ich habe namentlich ein Stück mitgebracht, welches mir besonders merkwürdig erscheint. Es war nämlich schon früher auf einem benachbarten Felde ein eigenthümliches Bronzegeräth gefunden worden, eine Art von breitem und kurzem Schabemesser, mit leichten Verzierungen versehen, an der Schneide sehr dünn und scharf, eine seltene Form, die bis jetzt wenig bekannt ist. Sie sehen hier die entsprechende Eisenform, die wir aus einer Urne des Gräberfeldes heraus gewonnen haben, freilich sehr stark angegriffen durch Rost, aber doch von so übereinstimmender Gestalt, dass Niemand in Zweifel sein wird, dass das parallele Stücke sind.

Diese Parallele erstreckt sich auch auf eine Erscheinung, mit deren Beschreibung ich meinen Vortrag schliessen will. Eins der sonderbarsten und mir bis jetzt gänzlich fremden Vorkommnisse war folgendes: Die grössten Urnen und zwar Todten-Urnen, die durchschnittlich eine etwas mehr ausgelegte Form hatten, waren mit einem über den Urnenrand flach übergreifenden Deckel, der manchmal ausgezeichnet verziert war, bedeckt; ich habe davon glücklicher Weise ein paar unversehrte Stücke gerettet. Nun gab es einige Urnen, bei denen das Verhältniss so war, dass der Rand noch weiter ausgelegt war; bei ihnen war eine etwas kleinere Deckschale angewendet, so dass der Deckel nicht aussen übergriff, sondern innerhalb des Urnenrandes eingesetzt war. In solchen Fällen haben wir drei Mal um den Rand des Deckels herum, also innerhalb des Urnenrandes, einen grossen Ring von Metall gefunden. Nachdem wir zweimal einen solchen Ring von Eisen angetroffen hatten, wobei derselbe einmal in deutlich erkennbarer Weise so gebildet war, dass er mittelst übereinander greifender Haken geschlossen werden konnte, so ist nachträglich durch Hrn. Thunig nach meiner Abreise ein eben solcher, jedoch ganz geschlossener Bronze-Ring gefunden worden. Es ist diess das grösste Stück von Bronze, das aus diesem ganzen Felde zu Tage gekommen ist, ein ganz gleichmässiger, ohne alle Zierathe fortlaufender Ring von 21 Cm. Durchmesser, dessen Dicke ungefähr die eines Kleinfingers ist.

Sollte einem der Herren Anwesenden etwas Aehnliches bekannt sein, so würde ich ihm ausserordentlich dankbar sein für weitere Nachweise.

(11) Frau Baronin **von Seydlitz und Kurzbach** schenkt der Gesellschaft als Andenken an die mehrjährige Mitgliedschaft ihres verstorbenen Gemahls eine prachtvolle

Urne von Rombczyn.

(Hierzu Taf. XVI.)

Herr **Virchow** bemerkt darüber Folgendes:

Schon vor Jahren hatte ich die merkwürdige Urne bei meinem Freunde v. Seydlitz in Dresden gesehen und den Wunsch ausgesprochen, dass dieselbe nicht in Privathänden bleiben möge. Ich bin jetzt um so mehr dankbar für das freundliche Geschenk der Wittwe, als dasselbe in der Reihe der von mir verfolgten Urnenformen eine noch mehr hervorragende Stellung einnimmt, als ich damals be-

urtheilen konnte. Wie mir scheint, gehört dieselbe jenen Uebergangsformen der Provinz Posen an, über welche ich in der Sitzung vom 16. Mai d. J. sprach, und welche ich mit dem Namen der Mützenurnen belegte.

Schon der Fundort ist von Wichtigkeit. Sie wurde in einem mit Steinen umsetzten Grabe in Rombczyn bei Wongrowietz, Reg.-Bezirk Bromberg, gefunden. Dieser Ort liegt nördlich von Gnesen, etwa in der Mitte zwischen der Netze und der nördlichen Krümmung der Warthe. In der Nähe von Gnesen befindet sich, wie ich damals anführte, der südlichste bekannte Punkt, wo eine Gesichtsurne entdeckt ist. Südlich von Gnesen am mittleren und westlich von Wongrowitz am untern Warthe-Laufe liegen die Gräberfelder von Palzyn und Slopanowo, wo Ohren- und Mützenurnen gefunden sind. Endlich habe ich noch zu erwähnen, was mir damals entgangen war, dass nach einer Mittheilung des Hrn. Crüger (Ueber die im Reg.-Bezirk Bromberg aufgefundenen Alterthümer und Wanderstrassen. Mainz 1872. S. 15. Taf. I, Fig. 1) in der Nähe von Lobsens, also nördlich von der Netze, und insofern wichtig als Verbindungsglied mit den Neustettiner Funden, eine Gesichtsurne mit Augen, Nase und Ohren gefunden ist. In dieser lagen zwei gekrümmte Knopfnadeln von Eisen[1]) und in der Nähe eine eiserne, mit Silber und Gold plattirte Gürtel-Agraffe.

Schon diese Anführungen werden genügen, die Bedeutung der Urne von Rombczyn in das Licht zu stellen. Andere Argumente entnehme ich aus der Beschaffenheit der Urne selbst. Bevor ich sie weiter ausführe, gebe ich eine kurze Beschreibung der Urne:

Das Gefäss ist bis auf den Boden, welcher gänzlich fehlt, ziemlich unverletzt. Seine äussere Oberfläche ist glänzend schwarz, wie polirt, die innere grauschwarz und matt, beide scheinbar sehr gleichmässig und nur durch seichte Abblätterungen stellenweise etwas grubig. Auf dem untern Bruch ist die Wand 8 Mm. dick und das Material erweist sich als etwas grob. Der Durchmesser der Bodengegend beträgt 145 Mm. Darüber baucht sich das Gefäss schnell aus: in seinem grössten Querumfang misst es 885 Mm. Dann verjüngt es sich bald wieder und geht, oberhalb der noch zu erwähnenden Verzierungen, in einen engeren, lang ausgeschweiften Hals von 110 Mm. Höhe über. Die Mündung hat 115 Mm. im Durchmesser und ist von einem ganz glatten, einfachen Rande umgeben. Der Deckel ist 48 Mm. hoch und hat unten einen Durchmesser von 120 Mm. Er ist aussen ganz glatt, hat eine schwache Andeutung einer „Krempe“ und eine etwas abgerundete kegelförmige Gestalt. Innen ist der marginale Theil platt, die Mitte dagegen ausgehöhlt und zugleich ausgebrochen; wahrscheinlich war hier früher eine stöpselartige Verlängerung angefügt. Ohne Deckel ist die Urne 305 Mm. hoch.

Die sehr eigenthümliche Verzierung umgiebt den unmittelbar unter dem Halse gelegenen Abschnitt bis zur grössten Ausbauchung hin. Sie besteht, wie die Zeichnung auf Taf. XVI ergiebt, aus einfachen und aus unterbrochenen Linien, von denen die letzteren als Begleiterinnen und Verstärkungen der längeren einfachen Linien auftreten. Beide Arten von Linien sind verhältnissmässig tief und breit, und offenbar mit einem am Ende etwas verbreiterten Griffel eingeritzt. Die unterbrochenen Linien zeigen kurze, nicht ganz in einer Flucht liegende, stellenweise geradezu schräg gestellte Längseindrücke. Nach oben schliesst die Zeichnung mit drei horizontalen Linien ab; nach unten fehlt diese Begrenzung. Von der untersten Horizontal-Linie gehen zunächst 5 grössere, dreieckig angelegte Felder nach unten ab,

---

[1]) Dieselben sind sehr ähnlich einer Bronzenadel, die Hr. Kasiski (Das Gräberfeld bei der Persanziger Mühle. S. 22. Fig. 14) aus einer Gesichtsurne von Persanzig abbildet.

deren Basis nach oben gewendet ist. Indess nur ein Dreieck hat unten eine wirkliche Spitze; bei den vier andern scheint sich der Künstler in seiner Disposition verrechnet zu haben: sie schneiden mit einer schmalen Seite ab, weil sie zu gross angelegt waren. Freilich finden sich dafür an dieser Stelle andere Linien, die wenigstens an einem Felde die Spitze des Dreieckes ergänzen, und es liesse sich denken, dass der Künstler auch absichtlich eine gewisse Mannichfaltigkeit der Zeichnung habe erzielen wollen. Jedes der Felder ist durch tiefe, meist schräg gestellte, sich kreuzende Linien schraffirt; nur an einem Felde sind drei Systeme sich durchschneidender Linien vorhanden.

Der Raum zwischen den Feldern ist jedesmal eingenommen von einem zierlichen Gitter- oder Netzwerk von Linien, die hier überall in der schon erwähnten Weise dreifach sind. Die Art der Anordnung erhellt am besten aus der Zeichnung; ich mache jedoch darauf aufmerksam, dass diese Linien in der Mehrzahl nach unten frei auslaufen und öfter gabelförmig enden. Nur das habe ich noch zu erwähnen, dass nicht wenige der Linien mit einer weissen Masse erfüllt sind. Ob diess eine ursprüngliche, zum Zwecke der Färbung angewandte, vielleicht kreidige Masse war, oder ob später ein Gypsabguss genommen ist, kann ich nicht entscheiden. Für letztere Deutung könnte der Umstand sprechen, dass einzelne rundliche Flecke, wie von ausgespritzten Tropfen, an verschiedenen Stellen ausserhalb der Linien zu sehen sind.

Diese Beschreibung und vielleicht noch mehr die Zeichnung auf Taf. XVI wird darthun, in wie hohem Maasse die ganze Gestalt und Einrichtung der Urne an die Gesichtsurnen erinnert. Man möge nur die Tafeln des Hrn. Berendt (Die pommerellischen Gesichtsurnen. Königsb. 1872), namentlich auf Taf. IV die Gesichtsurnen aus der Gegend von Dirschau, vergleichen. Obwohl an unserer Urne jede Andeutung eines Gesichtes fehlt, so entspricht doch der hohe und im Verhältniss zierliche Hals, der mützenartige Deckel und der niedrige, weit ausgelegte Bauch in jeder Beziehung dem General-Schema. Je weniger die wirkliche Plastik an der Urne vertreten ist, um so ausgiebiger ist dasjenige eingeritzte Ornament ausgefallen, welches schon bei den früher bekannten Gesichtsurnen fast von allen Betrachtern als Andeutung eines Hals-, Brust- oder Gürtelschmuckes aufgefasst wurde. Es findet sich bei etwa der Hälfte aller Gesichtsurnen. Unser Fall hat den Vorzug, dass er keinen Zweifel darüber lässt, dass eine Art von Halskragen aus feineren Fäden, gewissermaassen der erste Anfang eines Spitzenkragens hat dargestellt werden sollen. Da sich aber voraussetzen lässt, dass der Künstler Vorbilder für seine Zeichnung in seiner Nähe gehabt hat, so dürfte es wohl zulässig sein, dieses Muster zur Charakteristik der Tracht und der Technik jenes Volkes zu verwenden.

Ich kann mich schliesslich nicht enthalten, gerade bei Gelegenheit dieses Zierrathes auf die viel besprochene „Runen"-Urne von Danzig (Zeitschr. für Ethnol. 1870. Bd. II. Taf. VIII. Fig. 3) zurückzukommen. Auch bei ihr scheint mir nunmehr der „Runen-Ring" nichts Anderes zu sein, als ein solcher Spitzen- oder Troddelkragen, bei dem an einer horizontalen Schnur herabhängende und am Ende gabel- oder dreizackförmige Troddeln dargestellt werden sollten.

(12) Als Geschenke sind eingegangen: Von Hrn. **A. Tuckerman**:

1) On the Author of the Eikon Basilika.
2) The Greeks of to Day.

Ausserordentliche Sitzung am 28. November 1874.

Vorsitzender Herr Virchow.

(1) Die Herren Hildebrand sen. und Evans danken für ihre Ernennung zu correspondirenden Mitgliedern.

(2) Madem. **Clémence Royer** zu Paris übersendet folgendes Schreiben, betreffend

die Autochthonie der Aryer in Europa.

„J'ai l'honneur d'adresser par votre entremise à la Société anthropologique et ethnologique de Berlin, un Article sur Zoroastre, son époque et sa doctrine, en rapport avec les migrations aryennes, extrait de la Revue de Philosophie Positive qui l'a publié dans ses numéros de Mars, Avril, Juillet et Aout 1874.

Je crois être arrivé à établir dans ce travail que l'époque de Zoroastre ne peut être ni antérieure à Ninus, ni postérieure à Cyrus, et que la dynastie des Keaniens, des traditions eraniennes, doit être distinguée de celle des Achemenides à laquelle elle est antérieure. Quelques synchronismes probables m'ont permis d'assigner à une époque qui ne peut remonter au delà du XXV siècle avant notre ère, la separation des Iraniens ou Aryas du Nord, et des Hindous, ou Aryas du Sud, et la fuite de ceux-ci sur l'Indus.

De ces dates il résulte que les Aryens, certainement établis en Europe dès l'âge de la pierre polie, ne peuvent y être venus de l'Asie, où tous les documents historiques témoignent de leur venue récente, les représentant comme des conquérants d'une origine occidentale, et que la route suivie par leurs migrations doit avoir été d'Occident en Orient et d'Europe en Asie par la presqu'île thrace et l'Asie mineure et non d'Orient en Occident par le Caucase et la plaine Sarmate.

Jai cru devoir ajouter au texte imprimé des notes manuscrites indiquant les passages d'Hérodote et de Diodore qui prouvent l'origine occidentale des peuples Aryens, notes que les exigences de la publication m'avaient forcée de supprimer.

Les résultats sont contraires, je le sais, aux opinions généralement adoptées par la plupart des linguistes aryanisants qui ont une tendance à s'abuser sur l'antiquité des textes écrits qui sont l'objet de leurs commentaires et qui, en dépit des recherches faites à ce sujet par les indianistes anglais, allongent outre mesure la chronologie des peuples Aryens de l'Asie occidentale sur la foi des calculs astronomiques toujours possibles retrogressivement.

Déjà précédemment, au Congrès archéologique de Bruxelles en 1872 (Comptes rendus, p. 574) et depuis dans la société d'anthropologie de Paris (Bulletins de la soc. d'anthropol. tome VIII, p. 502, 678 et 903 et tome IX, p. 54) j'ai présenté diverses objections contre l'opinion qui fait naître la race blonde en

Asie, où il n'y a point de blonds, ou du moins ils ne se montrent que comme des exceptions individuelles, ou par petits groupes erratiques dont l'existence s'explique aisément par des migrations relativement récentes venues d'Europe.

L'argument principal que j'invoque pour soutenir que la race blonde est indigène en Europe et a dû fournir à la presqu'île européenne, (île jusqu'au début de l'époque géologique quaternaire) la plus ancienne population humaine, c'est qu'en Europe seulement la plupart des enfants naissent blonds et ne brunissent qu'avec l'âge. Ils trahissent ainsi par leurs caractères embryologiques qu'ils appartiennent à une race originairement blonde, dont les mélanges avec les races brunes de l'Atlas et de l'Asie n'ont pu altérer et faire disparaître l'influence atavique, toujours plus puissante sur les jeunes sujets que sur les adultes.

Ces prémisses posées il devient aisé de démontrer comment la race blonde européenne indigène a produit dans le midi de l'Europe (principalement par son mélange avec la race brune du Renne que ses relations ethniques rapprochent des Basques, des Guanches et des Berbers) un rameau metis brun qui est devenu le propagateur du genre aryen et la source principale des migrations aryennes. Celles-ci sont arrivées en Asie en suivant les contours du bassin mediterranéen et semblent avoir franchi le Bosphore vers le commencement de l'âge du Bronze, époque indiquée comme étant celle de leur expansion par les travaux philologiques d'Ad. Pictet.

„Dans un autre article (publié dans la République Française, 22 Sepb. 1874) sur la transition de l'âge de la pierre taillée à l'âge de la pierre polie j'ai ajouté quelques développements à l'appui de la même thèse en discutant et refutant l'opinion qui fait apporter la civilisation de la pierre polie en Europe, avec l'agriculture, le tissage et la poterie, par les conquérants aryens venus d'Asie.

„J'ai aussi l'honneur, Mr. le Président, d'appeler votre attention sur une communication que j'ai faite récemment sur le même sujet à la société d'anthropologie de Paris et qui paraîtra dans le prochain fascicule de ses Bulletins.

„Il en aura été de la question des origines Aryennes (ou comme on a dit longtemps, indo-européennes) comme de tous les autres problèmes de la science. Entre deux hypotheses contraires, également possibles, l'esprit humain a été entrainé, par une étude incomplète des faits, à prendre d'abord la fausse.

„J'espère, Monsieur le Président, que vous voudrez bien me faire l'honneur de donner communication de ma lettre à la Société anthropologique et ethnologique de Berlin, afin d'attirer l'attention de ses membres, sur une des plus importantes questions de l'ethnogenie de la race blanche d'où dépend la solution du problème subordonné des origines celtiques et germaniques."

Die in dem Schreiben der Madem. Royer erwähnte Schrift über Zoroaster ist eingegangen und wird den Mitgliedern zur Kenntnissnahme vorgelegt.

(3) Herr **Schwartz** zu Posen schreibt unter dem 24. October mit Uebersendung der Fundgegenstände

über Moorfunde aus der Provinz Posen.

1) Obenauf liegt ein Schädel (mit 2 Zähnen), gefunden in einem Torfmoor zu Bolichowa, 1 Meter tief. Nachdem er eingeschickt, sind die abenteuerlichen Ansichten, welche über ihn bestanden, als beseitigt anzusehen. Man hält ihn für den Kopf eines Raubthieres (Wolfes?), sähe ihn aber gern sicher bestimmt.
2) 4 Scherben, 5 Geräthe von Knochen (zum Theil wenigstens), ein Steininstru-

ment (Messer?) und vier Thierknochen, gefunden bei Pawlowice (bei Rocketnitza) in einer Tiefe von $1^1/_2$ Meter. Es sind dies Proben von einer Menge ähnlicher Sachen, die man dort an einem Paar alter Feuerstätten gefunden. In einer Wiese nämlich, die offenbarfr üher ein See war, hebt sich an zwei Stellen der Boden so hervor, dass es den Eindruck macht, als stände man vor zwei einstmaligen Inseln. In der erwähnten Tiefe findet sich hier förmliches Steinpflaster, aber die Steine „durchgebrannt wie Grütze", sagt der Bericht; da liegen die betreffenden Sachen dann massenweis. Einen grossen Topf in Gestalt einer Punschbowle hat man ganz herausgebracht. Urnen sind es nicht, sondern Kochgeschirr; die Art des Brennens und die Verzierungen sind ebenso, wie bei den Sachen, die Hr. Witt aus einem hiesigen Pfahlbau hat, und stimmen genau zu den von mir auf der Höhe von Binenwalde und in Alt-Friesak gesammelten, von denen seiner Zeit Hr. Virchow eine Probe von Hrn. Rosenberg und mir erhalten hat.

Nach der Bestimmung des Hrn. Schütz gehört der Kopf ad 1 einem weiblichen Elch an. Unter den Knochen von Pawlowice unterscheidet man solche vom Rind, Schwein und Schaaf. Ausserdem finden sich Scherben mit den Ornamenten des Burgwalltypus, geschlagene Feuersteine, Schlittknochen, Nadeln und Bohrer von Bein- und Geweihstücken.. Der Vorsitzende hält es daher für möglich, dass an der Fundstelle wirklich ein Pfahlbau bestanden habe, und fordert zu weiteren Untersuchungen auf.

(4) Herr **Virchow** hält einen Vortrag über

Ausgrabungen bei Weissenfels.

Ich beabsichtige, schon als Ergänzung zu den Mittheilungen, welche Ihnen in der Sitzung vom 17. October Herr Voss über seine Ausgrabungen bei Hohenkirchen gemacht hat, einen kurzen Bericht zu geben über Untersuchungen, welche ich um Pfingsten in der Gegend von Weissenfels veranstaltet habe, und welche, obwohl sie materiell keine grossen Ergebnisse geliefert haben, doch einige nicht uninteressante Punkte klargelegt haben. Die erste Veranlassung dazu gab eine Anzeige, welche im December 1873 an das Cultusministerium durch den Hrn. Kreisbaumeister Heidelberg eingegangen war, wonach in der Leisslinger Flur zwischen Weissenfels und Naumburg auf einem Felde, genannt die Rodeleite, südöstlich vom Dorfe Rödichen, etwa 20 Hügelgräber aufgefunden waren, von denen ein Theil schon ausgeräumt sei. Es fänden sich hochgelegene Steinkreise, und es seien daraus Urnen, Aschenkrüge, Steinwaffen und Bronzeringe gesammelt worden. Da in Folge der fortschreitenden Culturarbeiten, womit die Bauern beschäftigt sind, die Gefahr nahe gerückt war, dass sämmtliche Gräber zerstört werden möchten, so fasste ich den Entschluss, die Angelegenheit persönlich zu prüfen. Die Untersuchung fand am 28. bis 30. Mai d. J. statt. Es betheiligten sich daran ausser Hrn. Heidelberg die Herren Oberst v. Borries, Oberstabsarzt Stahmann, Stabsarzt Niether, Oberstlieutenant Gümbel, Hauptmann Kernel und mehrere andere Männer von Weissenfels.

Das betreffende Feld liegt westlich von der Stadt Weissenfels, zwischen Rödichen und Schönburg, auf der höchsten Höhe der steil abfallenden Uferberge, welche den südlichen Rand des Saalthales bilden. Gerade über auf dem andern Ufer liegt das Schloss des Grafen Zech, Goseck; unten im Thale die Oeblitzer Mühle. Diejenigen Gräber, welche auf freiem Felde lagen, waren verschieden grosse, meistens ziemlich umfangreiche flachkegelförmige Erdhügel von $1^1/_2$—$2^1/_2$ Meter Höhe, in der Regel ohne alle Steinsetzungen, wobei jedoch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, dass

letztere früher vorhanden gewesen sein mögen. Ein anderer Theil der Gräber, etwa 8 an der Zahl, lag in dem unmittelbar anstossenden Walde, das Rothe Holz genannt, war mit Bäumen bestanden und mit Moos überwachsen, bildete aber doch sehr umfangreiche Erhöhungen von beiläufig 20 Schritt im grössten Durchmesser an der Basis. Mehrere der im Walde gelegenen Gräber waren offenbar früher geöffnet, denn sie zeigten tiefe trichterförmige Einsenkungen; einige dagegen schienen fest geschlossen. Nach der Aussage eines Nachbarn sei der grosse Hügel in den zwanziger Jahren von dem Landrath Lepsius und dem Herrn Metzner aus Langendorf untersucht und dabei ein grosser Steinhammer gefunden; dann habe man aufgehört. Der Hügel sei mit Kirschbäumen bepflanzt gewesen. Auch Herr Klopfleisch habe einige Hügel geöffnet.

Der grösste der freigelegten Hügel und zugleich der am meisten östliche, ein sehr hervorragender, auf dem höchsten Punkte des Gräberfeldes gelegener Tumulus von $2^1/_2$ Meter Höhe, war noch von auffallend grossen Steinen umgeben. Obwohl er quer durchgegraben und zu einem grossen Theile abgetragen wurde, so fand sich nichts, was irgendwie auf die Existenz eines Grabes schliessen liess. Vielmehr habe ich die Ueberzeugung gewonnen, dass es sich da entweder um einen Verbrennungsplatz oder um einen Opferplatz gehandelt hat. Im Innern desselben, $^1/_2$ Meter unter der aus Lehm bestehenden Oberfläche, zeigte sich in Form eines Trichters schwarze, offenbar kohlenhaltige Erde, in der ausser wenigen zerschlagenen Knochen von Hausthieren nur einzelne, sehr verstreute, rohe Scherben von Töpfen gefunden wurden. Die Steine, welche aussen um denselben herumstanden, gehörten zu den grössten erratischen Blöcken, welche man in jener Gegend findet, die bekanntlich arm an derartigen Geschieben ist. Der erwähnte Bauer theilte übrigens mit, dass früher vor dem grossen Hügel noch 4 kleinere gelegen hätten, die inzwischen abgetragen seien. Die Fundstücke habe theils der Vermessungsrevisor Bach in Naumburg, theils ein Knappe auf der Oeblitzer Mühle erhalten.

Bei der Untersuchung der Gräber, von denen 12 geöffnet wurden, stellte sich heraus, dass unter dem Erdmantel eine kegelförmige Anhäufung von Steinen lag, und zwar in so enormen Quantitäten, dass die Arbeiten überaus schwierig wurden. Es war durchweg bunter Sandstein, wie er bei Leisslingen ansteht, in Stücken bis zu 1 Meter Länge und Breite und $^1/_2$ Meter Stärke. Der Grund der Gräber lag etwas tiefer, als die ursprüngliche Bodenfläche, und die tiefsten Steinlagen zeigten eine mehr geordnete Lage in Reihen, so dass wenigstens der allgemeine Eindruck einer Steinkammer entstand. Unsere Arbeit war bei den meisten Gräbern leider ganz fruchtlos: wir fanden eigentlich gar nichts als vereinzelte Scherben, so dass schliesslich die Vermuthung aufkam, ob nicht durchweg schon eine frühere Entleerung der Gräber stattgefunden habe. Erst als wir bei einem der Gräber im Walde, welches durch aufgerichtete Steinplatten an der Spitze ausgezeichnet war, in eine Tiefe von 2 Meter kamen, bot sich uns eine ungewöhnliche Erscheinung dar: unter mächtigen Steinplatten zeigte sich eine ganz kleine viereckige Steinkammer, in der auf einer Bodenplatte ein kleines Thongefäss von sehr roher Beschaffenheit stand, bei dem sich eine Spiralplatte aus gewundenem Bronzedraht vorfand. Letztere, sehr brüchig und mit grüner Patina überzogen, offenbar nur ein Bruchstück, ist sehr ähnlich den Spiralplatten von Zaborowo, die ich in der letzten Sitzung gezeigt habe; es ist wahrscheinlich das Ende einer Nadel, welche zu einer Spirale aufgewunden war. Von Knochen, sei es gebrannten, sei es ungebrannten, keine Spur.

Ich suchte an einem der Tage auch Hrn. Bach in Naumburg und den Knappen in der Oeblitzer Mühle auf. Ersterer besass einige vollkommnere Bronzesachen, beson-

ders Ringe, hauptsächlich Hals- und Armringe, auch eine Art Kreuz; letzterer hatte einen Bronzering und ein Thongefäss. Also eine geringe Ausbeute im Verhältniss zu den ungeheuren Steinkegeln. Sämmtliche Thongefässe waren klein, roh aus der Hand geformt, ohne alle Verzierung, mit Henkeln versehen, von gelblicher oder röthlichgelber Farbe und etwas glatter Oberfläche, ohne allen Inhalt. Auf dem Bruch zeigten sie eine schwarze Farbe und nur die inneren Schichten sahen röthlich (gebrannt) aus; grosse eckige Quarzkörner waren beigemengt. Nirgends wurde Eisen, Steingeräth oder Knochen gefunden.

So wenig diess ist, so würde doch zur Noth schon der eine Fund der Spiralplatte neben dem Topf in einer so tiefen Steinkammer genügen, um ein Urtheil zu gewinnen. Offenbar handelt es sich um ein Grab, welches der Zeit des Leichenbrandes angehört, und welches in die Periode der eigentlichen Bronze, wie wir sie sonst finden, hineingehört. Durch die ungeheuren Steinanhäufungen, welche zunächst um und über die kleine Steinkammer aufgeschüttet sind, und über welche ein Erdmantel gebildet wurde, gleicht es den Urnengräbern, wie wir sie bis über die Weichsel hinaus in so grosser Zahl antreffen. Dieses Ergebniss ist desshalb von höherem Interesse, trotz der Geringfügigkeit der Fundobjecte als solcher, weil alle Untersuchungen, welche bis jetzt in Thüringen gemacht worden sind, zu ergeben scheinen, dass hier die westliche Grenze der Urnen-Gräber überhaupt ist. Es sind bis jetzt westlich von da in Thüringen meines Wissens Urnen-Gräberfelder nicht mehr gefunden werden; man hat überall Gräber, wie sie neulich Hr. Voss aus nächster Nähe dieses Fundortes beschrieben hat, ohne Metall, dagegen mit Steinwaffen, aber ohne Steinschüttung, oder Gräber mit Bronze, aber mit ungebrannten Leichen. Aus Gräbern der letzteren Kategorie befindet sich namentlich eine grössere Zahl von Schädeln in vortrefflich erhaltenem Zustande in der Sammlung des Reussischen Vereins zu Hohenleuben.

Mancherlei andere kleinere Funde, welche in der Nähe gemacht sind, will ich nur kurz andeuten. Erstlich befindet sich ganz nahe an dem Gräberfelde, gerade über dem Dorfe Leisslingen, auf einem gegen das Saalthal vortretenden, steilen Vorberge, ein Burgwall, genannt die Heinburg, einstmals vielleicht Heidenburg, zum Dorfe Rödichen gehörig. Der Burgwall ist überaus steil, ganz rund, und hat oben eine verhältnissmässig kleine Platte. Am Abhange fand ich nur einen mittelalterlichen, sehr festen, dünnen, gerippten Scherben von schwärzlicher Farbe. Ich erhielt jedoch einen grossen Einsteckekamm von Knochen, ähnlich denjenigen, welche noch gegenwärtig in der Südsee an manchen Orten zum Einstecken in den Haarschopf gebraucht werden. Derselbe ist 133 Mm. lang und oben 25, unten 18 Mm. breit und hat 8 Zähne von 112 Mm. Länge. Derselbe soll von einem Bauer in einer Mauer ohne Mörtel, welche abgebrochen wurde, gefunden sein; auch sei darin ein Heerd gewesen; ob mit Kohlen, wusste man nicht mehr.

An einem andern Punkte der nächsten Umgebung von Weissenfels, nämlich nordwestlich von da auf dem linken Saaleufer, ebenfalls auf der Höhe des Plateaus, unmittelbar über dem Abhange, dicht an dem Wege nach dem Herrenberg und Markwerben, einem Punkte, der eine wundervolle Aussicht über das obere Saalthal darbietet und sich etwa 50 Fuss über dem Spiegel des Flusses erhebt, fand ich in einer städtischen Kiesgrube, aufmerksam gemacht durch Hrn. Lieutenant Tecklenburg, eine Reihe von Altsachen, welche unzweifelhaft darthun, dass an dieser Stelle alte Wohnstätten gewesen sind. Dieselben bieten in ihrer ganzen Erscheinung viele Aehnlichkeit dar mit denjenigen Wohn- oder Lagerplätzen, welche ich früher (Sitzung vom 12. October 1872) von Rosperswende in der goldenen Aue zwischen Rossla und Nordhausen geschildert habe. Die Kiesgrube ist gegenwärtig so abgestochen, dass

an der Wand schon von Weitem 5 trichterförmige Stellen zu sehen waren, in welchen die Culturmassen lagen. Das Terrain besteht aus eisenschüssigem Grand mit Geröllsteinen, einem alten, in durchaus geradlinigen Schichten abgelagerten Absatz aus dem Wasser. Darin befanden sich, in geringen Abständen von einander, ganz scharf gegen den Mutterboden abgegrenzt, grosse Trichter von 4—5½ Fuss Tiefe und 8—9 Fuss im grössten Eingangsdurchmesser, gefüllt mit ganz schwarzer, kohliger Erde, deren brüchige Beschaffenheit die Auslösung der darin eingeschlossenen Gegenstände sehr erleichterte. Es fanden sich vereinzelt Thierknochen (Rind, Pferd, einzelne kleinere Knochen), namentlich aber zahlreiche Scherben, und zwar solche mit Henkeln und einfachen, gerade aufstehenden Rändern, aber durchaus keinen Verzierungen, die meisten dick, sehr grob und mit Kies und Glimmer durchsetzt. Einzelne hatten eine glatte, glänzende Oberfläche von schwarzer, wenige von graugelblicher Farbe. Der Bruch war bei allen schwärzlich und rauh. Dem Anscheine nach waren es überwiegend Töpfe. Unter den Trichtern zeigte sich das Erdreich noch eine Strecke weit schwarz infiltrirt. Auch der benachbarte Acker liess in grösser Ausdehnung an seiner beackerten Oberfläche solche schwarzen Plätze erkennen; die Thonscherben waren darauf so reichlich, dess ich in kurzer Zeit eine ganze Handvoll von einer einzigen Stelle sammeln konnte. Metall wurde nicht gefunden, indess reicht unsere Untersuchung nicht aus, um diesen Punkt zu entscheiden. Es genügte mir vorläufig, festgestellt zu haben, dass an dieser Stelle in alter Zeit eine Wohnstätte gewesen sein muss.

Ich besuchte ferner eine Stelle, auf welche Hr. Klopfleisch meine Aufmerksamkeit gelenkt hatte, den sogenannten Kätzer oder Kätscher Kirchhof. Als solcher wurde uns eine etwas erhöhte Fläche im Saalthal, südlich von der thüringischen Eisenbahn, nicht fern von der Oeblitzer Mühle, bezeichnet. Vielleicht war unsere Information nicht genau genug; jedenfalls fanden wir auf der beackerten Fläche nur einzelne Ziegelbruchstücke. Im germanischen Museum zu Jena sah ich jedoch von da Scherben mit dem unzweifelhaften Burgwallornament, welche mir um so mehr bemerkenswerth erschienen, als mir bis dahin nur eine anologe Stelle westwärts von der Elbe, nehmlich der Burgwall von Koschütz [1]) bei Dresden (Sitzung vom 24. Juni 1871) bekannt geworden war. Der Kätzer Kirchhof dürfte also vorläufig als der äusserste westliche Punkt altslavischer Ansiedlung im Saalthal zu betrachten sein.

Ich habe endlich noch eine Reihe von vereinzelten Funden gesehen, die mir überbracht wurden, namentlich Urnen aus dem Gebiet östlich von Weissenfels. Eine

[1]) Ich habe bei Gelegenheit der Generalversammlung in Dresden wiederum diesen Burgwall besucht. Auch diessmal fand ich in dem Steinwall geschmolzene Schlacken mit Höhlungen, welche deutlich von zerstörten Holzstücken herrühren. In noch grösserer Ausdehnung als früher fand ich neben Scherben, welche dem Burgwalltypus angehören, andere, welche eine ganz verschiedene Beschaffenheit zeigen. Es waren diess glänzend schwarze oder gelblich graue, offenbar aussen geglättete und mit einer Flüssigkeit überwaschene Stücke von mehr gleichmässigem, obwohl nicht ganz feinem Thon, in sehr verschiedener Stärke. Einzelne sehr dicke und auch einige dünnere zeigten aussen sehr regelmässige, durch hervorstehende Kanten abgegrenzte Absätze von grosser Breite (bis zu 24 Mm.), genau so wie sie an Lausitzer Graburnen vorkommen. Andere waren so stark gewölbt, wie es bei Burgwallgeräth sonst nicht gesehen wird; sie müssen zu Schalen oder anderen niedrigen Gefässen gehört haben. Es bestätigt sich also, was ich schon bei meinem ersten Besuche constatirte, dass eine Succession von Bewohnungen dieses Platzes stattgefunden haben muss. Ausserdem bemerke ich noch, dass ich auch auf den beackerten Abhängen hinter dem Burgwall (an dem Seitenthälchen der Weistritz) Scherben von altem Thongeräth und gebrannten Lehm in nicht geringer Zahl auffand.

der grössten Todtenurnen befindet sich im Progymnasium zu Weissenfels aufbewahrt; sie ist noch mit gebrannten Knochen gefüllt und hat 24,5 Cm. Höhe und am Boden 9, am Bauche 21, an der Mündung 14,5 Cm. Durchmesser. Sie ist im Ganzen grob und man erkennt noch die Spuren der Fingerstriche des Verfertigers, indess ist die Oberfläche doch glatt, fast glänzend. Die Farbe ist schwärzlich mit braunrothen Brandstellen. Der dünne und aufrecht stehende Rand setzt sich in einen ausgeschweiften Hals fort, der mit einem kleinen Absatz in den mässig ausgelegten Bauch übergeht. Verzierungen sind nicht vorhanden, wohl aber eine Bruchfläche (eines Henkels?) am Bauche. Nach unten verschmälert sie sich allmählich; der Boden ist glatt, jedoch etwas unregelmässig. Nach der Aussage des Hrn. Wahramm stammt sie von der östlichen Kiesgrube, wo sie nebst einer Reihe kleinerer Gefässe gefunden sein soll. — Eine andere grössere Urne wurde im Jahr 1857 vom Major v. Vitzthum bei einer Ausgrabung auf dem Czernhügel in einem Hünengrabe (Steinkammer) gefunden; in ihr lagen Knochen und ein Hammerkopf von Grünstein. Sie wurde mir durch die Güte des Hrn. Premierlieutenant Boysen vorgelegt.

Eine Reihe anderer Fundstücke ist mir später durch Hrn. Pieschel mitgetheilt worden. Sie wurden sämmtlich beim Abräumen eines Steinlagers bei Dehlitz, unterhalb Weissenfels an der Saale gelegen, zu Tage gefördert; sie lagen so flach, dass die meisten Urnen bereits durch die Pflüge zerrissen waren. Nicht weit von Dehlitz, in Treben, soll sich die älteste Kirche der Umgegend befinden; dieselbe war früher mit 3 Wällen umgeben, ist also wahrscheinlich errichtet auf einer uralten Verschanzung. Gegenwärtig sind die Wälle fast ganz abgebrochen. Unter den Sachen von Dehlitz befinden sich ungewöhnlich grosse Geräthe von polirtem Stein (Kieselschiefer), aber sämmtlich undurchbohrt, ein Paar so gross, dass man kaum noch begreift, wie sie als Waffen oder als Handgeräthe benutzt sein können. Das grösste macht fast den Eindruck, als könne es einmal als Pflugschaar gedient haben. Es ist 38,5 Cm. lang, in der Mitte 4,7 Cm. breit und 3,3 Cm. dick, im Allgemeinen platt vierseitig, am hintern Ende etwas schmäler und platt, jedoch rauh, am vordern dagegen von der einen schmalen Seite her durch eine schräge Fläche zugeschärft. Ein anderes Stück ist 29 Cm. lang, an der Schneide 8, am Ende 5,8 Cm. breit, und an der dicksten Stelle in der Mitte 2 Cm. stark. Die Schneide ist scharf und leicht gerundet. Ein drittes Stück ist ähnlich, nur kleiner, dicker und weniger sorgfältig geschliffen.

Die Urnen von Dehlitz unterscheiden sich merklich von denen, welche wir westlich von Weissenfels kennen gelernt haben, namentlich durch grosse, lineare Zeichnungen, welche bei einigen über die ganze Fläche des Bauches sich erstrecken, und welche Formen darbieten, wie sie diesseits der Elbe meines Wissens nirgends gefunden sind. Auch die Formen, namentlich die vollständig abgerundeten Boden sind höchst eigenthümlich. In beiden Beziehungen nähern sich die Urnen von Dehlitz den von Hrn. Lindenschmit (Archiv für Anthropol. III. Taf. I) beschriebenen aus dem Gräberfelde vom Hinkelstein (Rheinhessen), die gleichfalls der Steinzeit angehören. Der Form nach sehr ähnlich sind auch nordische Thongeräthe der Steinzeit (vgl. Worsaae Nord. Olds. 1859. Fig. 100). Das am besten erhaltene Gefäss ist eine höchst eigenthümliche Hängeurne. Sie hat auf 3 Seiten Vorsprünge, welche von oben nach unten durchbohrt sind, und zwar auf zwei Seiten je zwei derartige übereinander, von denen die untersten nahe am Boden sitzen, auf der dritten dagegen, wo das Oehr leider abgebrochen ist. nur einen einzigen. Sie ist 12 Cm. hoch, hat einen flach gerundeten Boden, ist in ihrem untern Theile am weitesten (grösster Umfang 35 Cm.), verschmälert sich nach oben und geht in einen Hals mit leicht ausgeweitetem Rande über. Die Mündung misst 7 Cm. Da nun die äussere Ober-

fläche durch die Schnur-Oehsen in drei Felder getheilt ist, so ist dem entsprechend auch die Zeichnung angelegt. Die Felder rechts und links von dem einfachen Oehr haben ein grosses Schlangenornament. Das abgerundete Ende liegt in der Mitte; der Schlangenkörper zieht sich in einer weiten doppelten Spiralwindung, die bis auf die Bodenfläche reicht, um den Kopf herum, und endigt im linken Felde an der obersten der doppelten Oehsen, im rechten an der einfachen Oehse, denn die Windung der Schlange ist auf beiden Feldern in derselben Richtung angelegt. Der Schlangenkörper ist aussen durch eine tiefe einfache Linie umgrenzt; innerhalb derselben laufen zwei durchbrochene Parallellinien mit weiten Zwischenräumen der einzelnen, verhältnissmässig kurzen Glieder. Das dritte Feld zwischen den beiden Doppelöhsen zeigt dieselbe Linearzeichnung, jedoch nicht mehr in Schlangenform, sondern mit freier Gestaltung des Motivs.

Unter den Scherben sind zweierlei, welche sich durch die langen und sehr tiefen, durchaus glatten Einritzungen der oben beschriebenen Urne annähern. Die eine scheint einem fast kugelförmigen Gefäss angehört zu haben; hier bilden die Einritzungen grosse, in spitzen, stumpfen und rechten Winkeln fortlaufende Verzierungen. An zwei andern, scheinbar zusammengehörigen Scherben sind je 3 concentrische Kreislinien in grossen Zwischenräumen von einander angebracht. An wieder andern stehen Gruppen von zahlreichen schrägen Parallellinien winklig gegeneinander. An noch andern finden sich parallele Curven und Nageleindrücke. Endlich sind sehr mächtige und grobe Stücke mit ganz massigen, aber durchbohrten Griffen vorhanden. Dazu kommt schliesslich ein altes Rehgeweih und ein geschlagener Feuerstein.

Ich will bei dieser Gelegenheit erwähnen, dass ich schon früher durch Vermittelung des verstorbenen Paul Sundelin aus dortiger Gegend einige sehr schöne Altsachen erhielt. So namentlich von Skortleben, am linken Saalufer, Dehlitz gegenüber, einen der schönsten geschliffenen Schabe- und Glättsteine aus Kieselschiefer (vom Pastor Petzold), und aus Hohenmölssen (zwischen Weissenfels und Zeitz) einige Thongefässe, namentlich einen kleinen, sehr rohen Becher mit hohem Halse, um welchen ganz unregelmässig über einander 5 Reihen tief eingedrückter, breiter senkrechter Striche verlaufen, und eine ebenfalls sehr rohe, flache Schale mit 4 niedrigen fussartigen Knöpfen, deren Unterseite mit unregelmässigen Reihen tiefer Punkte besetzt ist. Diese letzteren Sachen fand man „in einem weiten Todtenfelde ohne Hügel und Steinkästen“, und zwar in Vertiefungen, welche übrigens mit Kohlen ausgefüllt waren und sich dadurch vom übrigen Erdboden abhoben. Bei den durch die Separation veranlassten Durchstichen kamen diese Gräber reihenweise zum Vorschein. Auch sollen dort spätere römische Kaisermünzen gefunden sein, ebenso ein Ring. (Nach dieser Beschreibung dürften auch hier wohl eher alte Wohnplätze, als ein Gräberfeld zu suchen sein.)

Es scheint mir nach dem Mitgetheilten, dass man bei genauer Erörterung dieser Verhältnisse gerade hier auf sehr tiefgreifende Gegensätze auch der prähistorischen Alterthümer stossen wird. Die Aufmerksamkeit, welche allmählich auch diese Gegend auf sich zieht, ist gewiss in hohem Maasse berechtigt. In welche Periode die von mir gefundenen Gegenstände hinaufreichen, ist freilich im Augenblick schwer zu sagen. Es läge nahe, auf die bekannten Grenzmarken zwischen slavischen und germanischen Stämmen, zwischen Sorben und Thüringern zurückzugehen; indess ich meine, dass die Mehrzahl der Funde, um die es sich hier handelt (mit Ausnahme des Kätzer Kirchhofes), in eine noch frühere Zeit zurückreicht, als diejenige, welche wir gewöhnlich als slavische bezeichnen, und es dürfte vielleicht möglich sein, auf Grenzen zwischen älteren germanischen Stämmen zu kommen. Eine genauere Erörterung darüber versage ich mir, da das Material dazu nicht ausreichend ist.

Immerhin wird es eine der nächsten Aufgaben der prähistorischen Forschung sein, die Grenzen zwischen den Brand- und Urnengräbern der Bronzezeit und den Bestattungsgräbern aus der Zeit der geschliffenen Steine gerade in dieser Richtung sorgfältig festzustellen, und es wird mich freuen, wenn meine Besprechung dazu eine neue Anregung geben sollte. Herr Klopfleisch hat für die westlichen Grenzgebiete schon einen wichtigen Abschnitt solcher Arbeiten ausgeführt, und der Umstand, dass bei einem, mir zu Ehren veranstalteten Abendessen in Weissenfels die Theilnehmer sofort zu einem Zweigverein der deutschen anthropologischen Gesellschaft zusammentraten, giebt mir die Hoffnung, dass auch für die östlichen Gebiete frisch vorwärts gegangen werden wird.

(5) Herr **Hartmann** spricht über die

Funde auf Björkö.

Im Erdreiche dieses in der Binnensee von Stockholm am Björköfjärden höchst malerisch gelegenen Felseneilandes hat man im Laufe der Jahre 1871 bis 1874 mehr als 2000 Gräber aufgedeckt. Hier erhob sich ehemals, aller Wahrscheinlichkeit nach, die beträchtliche Handelsstadt Birka, deren Blüthezeit vom siebenten bis zum zehnten Jahrhundert reicht. Hier predigte der heilige Ansgarius das Christenthum. Birka soll von baltischen Seeräubern zerstört worden sein.

Am 13. August dieses Jahres unternahmen die Mitglieder des damals zu Stockholm versammelten internationalen Congresses für vorgeschichtliche Anthropologie und Archäologie eine gemeinschaftliche Ausfahrt nach Björkö. König Oskar II. von Schweden schloss sich von Drottningholm aus an. Auf der Insel wurden zunächst die tiefen, durch hohe Aschen- und Kohlenschichten gezogenen Gräben gemustert und wurden von da mit den gerade zur Hand befindlichen Werkzeugen durch die beim Congresse betheiligten Mitglieder der Berliner anthropologischen Gesellschaft, die Herren Virchow, Gentz, Wattenbach, Petermann, M. Kuhn, Graf Sierakowsky, Ewald und Hartmann, eine Anzahl von Hausthierknochen (Rind, Schwein, Ziege) und einige Fischgräten heraufgeholt, welche der Vortragende zeigte und der Gesellschaft als Eigenthum übergab.

Herr Stolpe, Assistent am Statens Historiska Museum, hielt an Ort und Stelle einen Vortrag über die Alterthümer von Björkö, welcher im Tageblatte des Stockholmer Congresses Nr. 6 ausführlich zum Abdruck gelangt ist.

Jene schon erwähnte Aschen- und Kohlenschicht am Fusse des die Tumuli enthaltenden Hügels bedeckt eine Fläche von etwa 6 Hectaren und hat 1—2,5 Meter Dicke. Der Volksmund nennt diese wohl von den Feuerstätten der alten Birkaner herrührende, mit Thierknochen und Abraum durchmengte Aufschüttung „schwarze Erde" — svarta jorden — oder „Stadtgefilde" — By-sta'n —. Man hat hier viele Reste aus dem spätern Eisenalter, aus der Blüthezeit der Vikinger, gefunden. Hierunter nennen wir namentlich einen Silberschatz, bestehend in Armbändern, Buckelfibeln, ganzen und zerbrochenen kufischen, aus den Jahren 893 bis 967 der christlichen Aera herrührenden Münzen, einer während der Regierungszeit der Kaiser Constantin X. und Roman II. (948—959) geprägten byzantinischen Münze u. A. Dieser Fund lag 30 Cm. tief unter der Bodenfläche und war in einer aus Eisenblech verfertigten Bütte eingeschlossen. Ein kleinerer, in gleicher Tiefe aufgedeckter Fund enthielt ähnliche Silbergegenstände. Ferner hat man daselbst noch ausgegraben: Gold- und Silbergeschmeide, bronzene Agraffen, Ornamente, Nadeln, Waagen, Gewichte u. s. w., viele aus Glasfluss, Flussspath, Bergkrystall, Karneol, Achat, Amethyst, Bernstein, Knochen u. s. w. verfertigte Perlen, eine Menge von eisernen Schwertern, Pfeilspitzen, Messern, Scheeren, Aexten, Weberkämmen, Zimmermanns-

meisseln und Hohlmeisseln, von Schlüsseln, Schlössern, Schmuck, Nietnägeln, Eishaken, Spiessblättern, ferner viele Nadeln, Kämme, Löffel, einen Gespannpflock, einen modellirten Menschenfuss, eine Wetterfahne in Entenform, zwei Schwertknöpfe, Hefte von Messern und Ahlen, ein Kästchen, Schachfiguren, Trictracsteine, eine Flöte, Schlittschuh aus Knochen, Elen- oder Renthiergeweib; Wirtel von Thon, Topfstein, Sandstein, Bernstein, Koralle und Blei, grosse durchbohrte Rondelle von gebranntem Lehm, welche wahrscheinlich zum Strickedrehen gedient haben, Tausende von Topfscherben, Glassplittern, gläsernen Zeugplättern, Netzsenkern, Gussformen von Putzsachen und Silberbarren, eine darunter aus Sandstein des oberen Silur von Hoburgen (Insel Gotland), endlich Schleifsteine, Handmühlen, Fetzen von Zeugen, Garnen, Haare von Hornvieh (wohl zum Kissenstopfen) u. s. w.

Man hat auch durch Feuer geröthete Stücke von dem Thon, mit welchem man nebst Moos die Fugen der Holzhäuser ausfüllte, Reste jener noch jetzt zum Theil gebräuchlichen Pisé-Bauten, gefunden, welche in Schonen heut zu Tage Klinhus genannt werden.

Vieles Interesse erregen ferner die auf Björkö aufgedeckten Naturprodukte, unter denen sich nach Hrn. Stolpe's Mittheilungen Stücke Rengeweib, wahrscheinlich lappländischen Ursprunges, Seemuscheln von Bohuslän, 5 Kauri-Schnecken (Cypraea moneta), wohl sammt dem arabischen Gelde durch Handel eingeführt, Versteinerungen aus den oberen Silurgebilden von Gotland und aus der schonischen Kreide, roher und verarbeiteter Bernstein, sehr wahrscheinlich westpreussischen Ursprunges, und endlich ein Stückchen Steinkohle befanden. Es konnten die Reste von mehr als 50 Thierarten an das Tageslicht befördert werden. Darunter zeigten sich die gesammten Hausthiere vertreten, ferner eine Menge Reste von Seevögeln, die aus anderen Oertlichkeiten, hauptsächlich aus dem Skärgard, eingeführt sein mussten. Hervor zu heben sind noch besonders Reste der Katze, des Fuchses, Marders, Bären, Wolfes, Hundes, Eichhörnchens, Bibers, welch letzterer zur Zeit in Schweden ausgestorben ist, von Hasen, Schwein, Pferd, Elen, Ren (d. h. nur Geweihe desselben), von Schaaf, Ziege, Rind, einem Seehunde (Phoca vitulina), Fischadler, Haushuhn, Auerhahn, weissen Storche, Schwan, von der Haus- und Eidergans, vom grossen und kleinen Säger, Kormoran, Tordalk (Alca torda) und von 11 der gemeinsten Süsswasserfische. Sehr merkwürdig ist das Vorkommen von Resten der schwarzen Ratte (Mus Rattus), deren Existenz für Europa bisher erst seit dem 12. Jahrhundert, seit Albertus Magnus, verbürgt erschien. Da Mus Rattus Linn. übrigens artlich identisch mit M. alexandrinus Geoffr. der nordostafrikanischen Gestade zu sein scheint[1]), so würde Mus Rattus von Björkö auch wohl eine mit den kufischen Münzen, den Kauris u. s. w. vom Orient aus nach Schweden schon frühzeitig, bereits vor dem 12. Jahrhundert, durch Schiffsverkehr nach dorthin, eingeführte, nordostafrikanische Ratte repräsentiren können. Die ungemein weite Verbreitung der alexandrinischen Varietät der schwarzen Ratte in unseren Tagen über Amerika, die Sandwich-, Tonga-, Witi-, Samoa-Inseln, u. s. w., gewährt uns eine interessante Vergleichung zwischen einer vielleicht schon weit vor dem 12. Jahrhundert stattgehabten Verschlagung des Mus alexandrinus nach einem Einzelpunkte Nord-Europas, wogegen die unserer bisherigen Annahme nach aus Asien stammende[2]) Varietät Mus Rattus das mittlere und

---

[1]) Vergl. Hartmann in Zeitschr. der Gesellschaft f. Erdk. III, S. 243.

[2]) Freilich will man fossile Reste von Mus Rattus (oder M alexandrinus?) zusammen mit denen von Rhinoceros, Pferd, Wildschwein, Edelhirsch, Damhirsch, Rind, Ziege, Hasen, Kaninchen, Leoparden, Serval, Strandwolf, Fuchs, Bär u. dgl. in der „Genista Cave", Gibraltar, gefunden haben. (H. Falconer Palaeontological memoirs II, p. 556).

südliche Europa erst später occupirt haben würde. Seit Langem erliegt letztere bei uns der Wanderratte (Mus decumanus), wogegen dieser die alexandrinische Form jetzt abermals die Weltherrschaft — sit venia verbo — streitig zu machen scheint.

Nach Hrn. Stolpe's ferneren Mittheilungen werfen die Wogen der Herbststürme an dem am Fusse der Svarta jorden befindlichen Strande oftmals viele Kohlenreste, in Wasser abgeschliffenes Holz, Haselnussschalen, sowohl rohen als auch verarbeiteten Bernstein und Thierknochen aus.

Auf einem im Süden der Svarta jorden befindlichen Granithügel liegt eine grosse, aus rohen Feldsteinen aufgeführte Befestigung. Im Osten war die Stadt durch eine ähnliche Brustwehr gesichert, deren 6 Ausgänge nach den Friedhöfen führten. Die Gräber derselben gehören ebenfalls den letzten Perioden des Eisenalters an. Sie enthalten gebrannte, manchmal in einer gebrannten Thonurne geborgene Knochen, Putzsachen von Bronze oder vielleicht noch eher von Messing, und Hausthierknochen, letztere wohl Ueberreste von Leichenschmausereien.

Eine recht interessante Sammlung von auf Björkö ausgegrabenen Fundgegenständen war zur Zeit des Congresses in einem Sale des Sitzungslokales, des Riddarhus, aufgestellt. Die Auffindung von hölzernen, mit rundlichen und andersartigen, vertieften Lineamenten geschmückten Kammresten durch Congressmitglieder bei Gelegenheit der Excursion gab den weniger Eingeweihten Anlass zu mancherlei ergötzlichen Conjecturen, deren Kühnheit erst eine Abnahme erlitt, als nach ruhiger Vergleichung des frisch Ausgegrabenen mit dem im Riddarhus bereits aufgestellten Aelteren die scheinbar mysteriösen Funde ihre richtige Deutung erhielten. —

Herr **Virchow**: Die überaus reichen Funde von Björkö, welche im Reichsmuseum und im Ritterhaus aufgestellt waren, erregten um so mehr meine Aufmerksamkeit, als die Mittheilungen des Hrn. Stolpe (Naturhistoriska och archaeologiska undersökningar på Björkö i Mälaren 1872—73) mich schon im Voraus in Spannung versetzt hatten. Sollte doch durch dieselben eine archäologische Beziehung zu den von mir in Wollin (und in anderen pommerschen Pfahlbauten) gemachten Funden dargethan sein! Meine Erwartung wurde weit übertroffen. Die Ausbeute ist eine höchst ergiebige gewesen. Das Glück war Hrn. Stolpe dabei mindestens ebenso günstig, als sein Fleiss und seine Umsicht bei der Untersuchung gepriesen zu werden verdienen. Selbstverständlich ist es ein Zufall, wenn auf einer so grossen Fläche, wie die schwarze Erde von Björkö sie darbietet, gerade die wenigen Punkte getroffen werden, wo so reiche Schätze an Silbergeräth und Münzen haufenweise verborgen sind. Das erste Heft des grösseren Berichtes von Hrn. Stolpe (Björkö-Fyndet. Stockh. 1874) zeigt einen Theil der Schmucksachen in vortrefflicher Abbildung. So glücklich war ich weder in Wollin, noch anderswo, und wenn nicht schon seit dem 17. Jahrhundert in Wollin eine so grosse Reihe zufälliger Funde von Silberschmuck und arabischen Münzen gemacht wären, dass davon noch heute der Silberberg seinen Namen trägt, so würde die Parallele unserer Fundstätten eines grossen Theils ihrer Sicherheit entbehren.

Ich kann die Vergleichung des Hrn. Stolpe in Bezug auf die übrigen Funde nur bestätigen. Insbesondere die Scherben des Thongeräthes tragen so unverkennbar den Charakter des von mir so genannten Burgwalltypus, ihre Ornamentik ist so sehr nach denselben Mustern ausgeführt, dass ich eine wirkliche Verbindung unserer Plätze mit dem schwedischen als unzweifelhaft betrachte.

Auf Björkö selbst war ich so glücklich, einige seltenere Fundstücke zu gewinnen. Ausser einem Beckenstück vom Hunde, welches ich aus königlicher Hand als Andenken empfing, nenne ich namentlich einen Hühnerknochen, ein mit einem Stück

des Stirnbeins abgeschlagenes. kurzes, und wenig gebogenes Horn vom Rind, ein grosses und sehr dickes Stück von einer Elchschaufel mit ganz deutlichen Sägeflächen, einen gleichfalls deutlich gesägten, aber sehr glatten Querschnitt durch den Rosenstock eines grossen Geweihes, endlich ein sehr seltenes Fundstück, den Oberkiefer eines Menschen mit dem daran sitzenden Wangenbein und Theilen des Flügelfortsatzes. Die Zähne sind bis auf den mittleren Schneidezahn sämm·lich vorhanden; an der Stelle des Weisheitszahnes findet sich eine schon vernarbte und zurückgebildete Stelle. Die übrigen Zähne sind sehr schön und nur wenig abgeschliffen, die Schneidezähne verhältnissmässig gross, die Backzähne von mässigen Dimensionen. Die Knochen sind kräftig und dicht, auch verhältnissmässig gross, der Kiefer misst vom Alveolarrande bis zum unteren Augenhöhlenrande 40 Mm. in senkrechter Höhe. Er ist deutlich orthognath und die Gaumenplatte tief, unten und neben dem Alveolarfortsatz rinnenförmig eingebogen. Die Orbita macht den Eindruck beträchtlicher Höhe.

Ausserdem fand ich ein sehr dichtes und schweres Stück von graugelblichem, gebranntem Thon, welches mitten durchgebrochen war und so einen rundlichen, glattwandigen, jedoch nicht ganz gleichmässigen Kanal von etwa Fingerstärke geöffnet zeigte. Eine bestimmte Deutung dafür habe ich nicht, da es für einen Netzsenker zu grosse Dicke (42 Mm.) besitzt.

Endlich fiel mir die Hälfte eines kleinen thönernen Topfes mit Rand und Bodenstück in die Hand, der ein hübsches Beispiel der gebräuchlichen Form darbietet Der Boden ist vertieft, der Bauch nur mässig ausgelegt, der Rand kurz, einfach und etwas nach aussen umgelegt. Die Mitte des Bauches ist mit breiten, flachen, aber sehr unregelmässigen Querfurchen besetzt, die nicht einmal um den ganzen Umfang zusammenhängen. Wäre nicht auch sonst die Oberfläche höchst uneben und furchig, so würde schon dieses Merkmal jeden Gedanken an eine Töpferscheibe ausschliessen. Ueber den Querlinien und unter dem Halse sitzt ein Kranz grösserer Ringe, die offenbar mit einem hohlen Cylinder eingedrückt sind. Die Farbe ist grau und durch zahlreiche Glimmertheilchen glitzernd; der Bruch schwärzlich grau und durch eingemengte Kiesstücke sehr uneben. Die ganze Höhe beträgt 82 Mm.

Ist nun auch nach allen Thatsachen kaum daran zu zweifeln, dass hier die alte berühmte Handelsstadt Birka lag, zu welcher der Bischof Ansgarius seinen Weg lenkte, als er das Christenthum nach Schweden brachte, so ist doch die Deutung eine recht schwierige. An keinem andern Orte Schwedens sind bis jetzt ähnliche Funde gemacht worden, und es erscheint daher die ganze Ansiedelung vorläufig als eine durchaus isolirte, ja als eine fremdartige. Wie es scheint, bestand ein alter Handelsweg von Telgte im Süden über den Mälar-See, welcher Birka berührte und nach Sigtuna am Nordufer lief Noch sind diese Punkte nicht so untersucht, dass sich ein Urtheil über das Verhältniss gewinnen lässt; möglicherweise werden sich auch dort ähnliche Wohn- und Stadtplätze finden lassen.

Wenn sich nun aber ergiebt, dass eine analoge Cultur zur Zeit des arabischen Handels an zahlreichen Punkten unseres Vaterlandes bestand, wie in Birka, so könnte zunächst der Gedanke auftauchen, es hätten damals skandinavische Niederlassungen in unserem Lande bestanden. Für Wollin haben wir diese Frage ja erst in der letzten Sitzung erörtert, und gerade hier liessen sich wohl gewisse historische Anknüpfungen finden. Aber es liegt auf der Hand, dass in diesem Falle der skandinavische Charakter der betreffenden Cultur zu erkennen sein müsste. Dies ist jedoch entschieden nicht der Fall: die höheren Industrieprodukte tragen vielmehr den arabischen Charakter. Anzunehmen, dass der arabische Handel auch auf die niederen Industrieformen sowohl unseres Landes, als derjenigen von Björkö entscheidend ein-

gewirkt hat, scheint desshalb unmöglich, weil wir bei uns dieselben Produkte der niederen Industrie nicht nur an den Küstenplätzen, sondern in zahlreichen Pfahlbauten und Burgwällen der inneren Theile Pommerns, der Neumark, Posens, der Lausitz, Sachsens und Schlesiens bis nach Mähren wiederfinden. Wir werden daher wohl kaum umhin können, diese niedere Industrie als eine inländische, also slavische anzuerkennen. Dann aber entsteht, wie mir scheint, die nicht zurückzuweisende Frage, ob nicht Birka ein slavischer Handelsplatz war und ob nicht eine alte wendische Colonisation so hoch herauf in Schweden angenommen werden muss. Die Beziehung zu Julin würde dadurch in ein neues Licht treten, und für die spätere Entwickelung der Hansa möchte in einer solchen commerciellen Colonisation ein frühes und vielleicht nicht ganz unwesentliches Beispiel gewonnen werden. Es ist das, ich gestehe es, eine etwas unerwartete Beziehung, und es wird noch mancher Prüfung bedürfen, ehe sie angenommen werden kann, aber sie ergiebt sich auf eine ungezwungene Weise als die zunächst einzig mögliche Erklärung so sonderbarer und widerspruchsvoller Thatsachen.

(6) Herr **Virchow** spricht unter Vorlage von Schädeln und Photographien

über eine niedrige Schädelform in Norddeutschland.

(Hierzu Taf XVII.)

Erlauben Sie, m. H., dass ich Ihnen einige Mittheilungen über eine niedrige Schädelform in Norddeutschland mache. Ich war, wenn ich historisch verfahren darf, zuerst in der Lage, einen ganz ungewöhnlich niedrigen Schädel, wie er mir bis dahin niemals vorgekommen war, hinten in Hinterpommern zu erwerben, wo er aus dem Schlamm des Streitzig-Sees in der Nähe von Neu-Stettin ausgehoben war, ohne dass irgend welche weiteren Anhaltspunkte in Beziehung auf Alter und Stamm, von dem er herkam, aufzufinden waren. Seine Niedrigkeit frappirte mich damals, insbesondere, weil ich kurz vorher den Neanderthaler Schädel untersucht hatte. Er besass einen Höhenindex von 70,3 bei einem Breitenindex von 74,7 und sein Breitenhöhenindex betrug 94. Der Höhendurchmesser selbst betrug nur 127 Mm.[1])

Seitdem bin ich häufiger auf solche niedrigen Formen gestossen und zwar merkwürdiger Weise in ganz anderen Gegenden, als diejenigen, auf welche dieser Fund hinzudeuten schien. Die Mehrzahl der von mir bis jetzt gesehenen Schädel dieser Art gehört dem nordwestlichen Deutschland an und ihr Gebiet erstreckt sich in einer weiten Ausdehnung von der Elbe bis an die holländischen Küsten. Ich habe, um diese Schädel zu verfolgen, im vorigen Frühjahr eine Reise längs dieser Küste gemacht, und bin bei der Gelegenheit auf einige Stellen gestossen, wo mir ein grösseres Material entgegen trat. Eine dieser Stellen war der berühmte Bleikeller in der Stadt Bremen, eine zweite das abgelegene und wenig gekannte, aber vortreffliche Museum in Oldenburg. Erst nachher habe ich gesehen, dass solche Formen schon früher beschrieben worden sind, und dass die Kenntniss derselben eigentlich eine der ältesten ist, welche wir in der Craniologie besitzen. Es findet sich nehmlich eine Reihe von Angaben, welche darauf hinweisen, dass derartige Schädel in Holland häufiger vorkommen. Allerdings will ich nicht so weit gehen, um schon jetzt ein Urtheil darüber auszudrücken, wie weit das gehen mag, zumal da Sie aus den Schädeln, die vorliegen, ersehen werden, dass eine Menge von Variationen vorkom-

---

[1]) Da der Höhendurchmesser auf sehr verschiedene Weise gewonnen wird, so bemerke ich, dass ich beständig den einen Arm des Messinstruments an die Mitte des vorderen Umfanges des grossen Hinterhauptsloches, den andern an den höchsten Punkt des Scheitels vor der Mitte der Pfeilnaht ansetze.

men, welche vielleicht auf eine Mischung hinweisen, vielleicht auch nur auf individuelle oder sexuelle Eigenthümlichkeiten zu beziehen sind. Es ist unmöglich, in diesem Augenblick ein definitives Urtheil zu fällen.

Ich lege zunächst eine kleine Schrift vor, auf welche ich gelegentlich Ihre Aufmerksamkeit richten möchte, weil sie, wie ich sehe, literarhistorisch fast ganz in Vergessenheit gerathen ist. Es ist dies eine der ältesten craniologischen Arbeiten, nehmlich eine Dissertation von Johann Benjamin von Fischer, einem Rigaer, der am 31. Juli 1743 unter dem Präsidium des berühmten Gaubius in Leiden promovirt worden ist: Dissertatio osteologica de modo, quo ossa se vicinis accomodant partibus. Unter dem Titel sucht man allerdings kaum, was darin steht, indess steht darin ein besonderes Capitel, das vierte, de conformatione ossium, sexibus nationibusque propria, — ein erster Excurs über Rassenschädel, der freilich sich nur nach drei Richtungen erstreckt, indem er eine Vergleichung anstellt zwischen dem batavischen, dem Kalmücken- und dem Negerschädel. Er liefert auch Abbildungen, die für meinen Zweck nicht ohne Interesse sind, insofern als das Cranium Batavi (Taf. II) schon einigermaassen diese niedrige Form zu erkennen giebt. Indess ist der abgebildete Schädel doch mehr gerundet, als diejenige Gruppe, welche ich heute zu besprechen vorhabe.

Viel auffallender und viel mehr in das hineinschlagend, was mich beschäftigt, ist eine Abbildung, welche Blumenbach in seinen Decades craniorum gegeben hat, nehmlich auf der 63. Tafel, wo er das vielbesprochene Cranium Batavi genuini abbildet. Es ist dies ein Muster-Exemplar einer niedrigen Form, welche ganz verschieden ist von allen denen, welche wir sonst zu sehen gewöhnt sind. Blumenbach giebt an, dass er drei Exemplare davon erhalten habe, und zwar alle drei in Beziehung auf den Stammes-Charakter übereinstimmend, nehmlich von eingebornen Batavern[1]) von den Inseln der Zuider-See, Marken, Urk und Schokland. Seine Beschreibung ist allerdings sehr kurz, insofern er nur die sehr zurückgelehnte Stirn, die mit den Augenbrauenbogen sehr erheblich vortretende Glabella; und die ebenfalls sehr vorspringenden Kiefer notirt. Es ist über den abgebildeten Schädel späterhin wiederholt verhandelt worden und sonderbarer Weise hat man sogar seinen holländischen Ursprung bezweifelt.

Ich bin darüber um so mehr erstaunt, als in dem Catalogus craniorum von J. van der Hoeven gleichfalls vier Schädel aufgeführt werden (p. 14—16. Nr. 24—27), welche als Schädel von Eingebornen der Inseln Urk und Schokland, also genau derselben Stellen bezeichnet werden. Bei dem ersten sagt van der Hoeven sofort: cranium depressum und unterstreicht dieses Wort; er setzt in Klammern dazu: typus Suecorum. Er giebt dann die Generalmaasse dieser Schädel an und setzt zweimal, wo er den Höhendurchmesser (D) angiebt, ein Ausrufungszeichen,

---

[1]) Herr Friedel betrachtet in seinem Berichte über niederländische Alterthümer (Zeitschr. für Ethnologie. V. 34) die Küstenbevölkerung Hollands als eine friesisch-germanische und brachycephale, dagegen die südholländische als batavisch und dolichocephal. Als Stütze für diese Ansicht citirt er auch den seiner Meinung nach von Blumenbach als dolichocephal bezeichneten Batavus genuinus und er bezieht sich desswegen auf beipflichtende Bemerkungen von Huyssen und Schaaffhausen (Corresp. Blatt der deutschen anthropol Gesellsch. 1871. Mai. S. 40). Allein Blumenbach hat keine Angaben über die Längenverhältnisse des Schädels und dieser gehörte sicher keinem Südholländer an. Herr Huyssen hat dagegen wohl von den langen Schädeln der Südholländer, aber nicht von dem Batavus genuinus gesprochen; nur Herr Schaaffhausen näherte beide einander, wie er denn andererseits den Batavus genuinus mit dem Neanderthalschädel verglich (Siehe auch den Generalbericht der 4. Vers. der deutschen anthropol. Gesellschaft zu Wiesbaden. 1874. S. 56).

zum Zeichen, dass das etwas Ungewöhnliches sei. In der That hat er als Höhenmaass bei dem einen 122, bei dem andern 128, bei dem dritten wieder 122 und erst bei dem vierten 136. Er beschreibt ausserdem Friesenschädel, welche aus der Stadt Bolsward herstammten. Bei diesen giebt er ungleich höhere Maasse an: 135, 133, 141, und nur bei dem Schädel eines vierjährigen Mädchens, bei dem wieder der Zusatz kommt: ut in craniis Suecorum, 123. Es könnte also scheinen, als ob eine Verschiedenheit zwischen den Friesen und den Bewohnern der benachbarten Inseln existire. Vorläufig scheint mir jedoch kein Grund vorzuliegen, warum die Inseln nicht von Friesen bewohnt sein sollten.[1]) Jedenfalls ist einige Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass gerade bei den Bewohnern so kleiner und isolirter Inseln eher eine gewisse Dauerhaftigkeit der überlieferten Formen existiren möchte, als auf dem Festlande. Indess sind die absoluten Zahlen an sich nicht entscheidend, und schon Hr. Barnard Davis (Thesaurus craniorum p. 109) hat aus den Zahlen von van der Hoeven den Höhenindex für die Friesen (ohne das vierjährige Mädchen) zu 74, den für die Insulaner zu 73 berechnet. Das sind fast identische Zahlen.

Herr Davis selbst berechnet aus 5 männlichen Friesen-Schädeln seiner Sammlung den Höhenindex zu 73; hätte er die zwei offenbar auch friesischen Schädel aus der Provinz Groningen hinzugefügt, so wäre er bis auf 72,7 gekommen. (Freilich erwähnt er auch den Schädel einer Ostfriesin von Emden, der eigentlich nicht unter die Niederländer gehört; derselbe hat einen Index von 77 und wird bestimmt als kuglig beschrieben.) Indess dürfte sich aus dem Folgenden ergeben, dass wahrscheinlich alle diese Maasse als Durchschnittsmaasse noch etwas hoch gegriffen sind. Hier will ich jedoch sofort erwähnen, dass nach der Höhentabelle des Hrn. Welcker (Archiv für Anthropol. I. S. 154) 15 von ihm gemessene Schädel von Urk und Marken nur einen Höhenindex von 69,8 bei einem (parietalen) Breitenindex von 75,9 ergaben, und dass der Höhendurchmesser im Mittel 127 betrug (Ebendas. S. 153. Anm.)

Ich bin in der glücklichen Lage, Friesenschädel vorzulegen, welche aus dem Dorfe Warga, 1 Stunde von Leeuwarden, herstammen, ziemlich nördlich in Westfriesland: 4 aus einem Grabkeller, in welchem die Leichen laut Nachweis im Jahre 1500 beigesetzt waren; 2 aus Gräbern von etwa 60jährigem Alter. Leider haben nur die letzteren Unterkiefer. Trotz vielfacher individueller Abweichungen stimmen sie unter einander überein, namentlich in Bezug auf die Höhenverhältnisse. Nur ein weiblicher Schädel der älteren Reihe (Nr. V) zeigt eine beträchtlichere Höhe. Dagegen hat selbst der starke männliche Schädel dieser Reihe (Nr. I), der eine mehr lange und gestreckte Form besitzt, einen geringen Höhenindex. Im Ganzen sind die Schädel überaus niedrig, und Nr. VI (Taf. XVII. Fig. II) ist sogar ein Musterspecimen von Niedrigkeit, wie man es wohl kaum mehr ausgeprägt finden kann. Das ist allerdings ein weiblicher Schädel, wie sich denn auch hier herausstellt, dass die Niedrigkeit bei den weiblichen Schädeln mehr hervortritt, als bei den männlichen. Die absolute Höhe beträgt bei diesem letzten nur 120 Mm., also noch weniger, wie bei jenen, welche van der Hoeven mit Ausrufungszeichen versehen hat; bei den andern erhalten wir 121, 123, 127,5, 132, und nur einer ergiebt — er hat zufälliger Weise eine Knochenwucherung am vorderen Umfange des Foramen magnum

[1]) Lubach (Natuurlijke historie van Nederland. Amsterd. 1868. Bl. 433) giebt an, dass von den Eilanden der Zuiderzee nach seiner Ansicht Schiermonnikoog, Ameland und Terschelling friesische Bevölkerung haben; auch die Vlieländer, die Texeler und Wieringer seien grösstentheils von friesischem Stamm. In Beziehung auf die Marker, die Urker und die jetzt an der Festlandküste wohnenden Schokländer sei er noch sehr im Zweifel.

und die Messung ist daher etwas unsicher — 137. Der Höhenindex beträgt 67,5—68,5—69,1—72,0—75,4 und selbst bei dem scheinbar höheren nur 71,3, im Mittel 70,5. Die Schädel sind mit allen Vorsichtsmaassregeln von dem Kirchhof eines Dorfes entnommen worden, speciell für meine Untersuchungen, unter Rücksichten, welche es sehr wahrscheinlich machen, dass sie von einer möglichst reinen eingeborneu Bevölkerung stammen. Ich möchte daher aus ihrem Verhalten schliessen, dass die Schädelform, welche nach dem Zeugnisse der erwähnten früheren Beobachter auf den Inseln der Zuider-See sich findet, auch auf dem Festlande in Westfriesland eine gewisse Verbreitung hat. Wie weit, vermag ich nicht zu sagen, indessen sprechen neuere Untersuchungen, namentlich von Hrn. Sasse (Archiv für Anthropol. II. 162), dafür, dass sie auch über die Grenzen des eigentlichen Friesland hinaus vorkommt. Dieser Craniolog erwähnt 2 Schädel von Langeraar in Südholland, nordöstlich von Leiden, 3 von Geertruidenberg im westlichen Theil von Nordbrabant und einen von Kolhorn, einer Gegend in Nordholland, die jetzt noch Westfriesland heisst, und von Abkömmlingen der Westfriesen bewohnt wird. Er findet (freilich bei einer Messung vom hinteren Rande des Foramen magnum) eine absolute Höhe von 127, 127, 120, 123, 126, 117, also im Mittel 123, und einen Höhenindex von 64,7—66,6—66,3—68,6—71,7—67,2, also im Mittel 67,5. Auch ein als ziemlich hoch bezeichneter männlicher Friesenschädel ergab einen Index von nur 71,9, obwohl seine absolute Höhe 136 betrug.[1])

Zwischen den älteren und jüngeren Schädeln von Warga besteht ein gewisser Unterschied, insofern die beiden jüngeren Höhenindices von 67,5 und 69,1, im Mittel 68,3, die vier älteren dagegen solche von 68,5—71,3—72,0—75,4, im Mittel 71,8 ergeben. Indess sind es überhaupt zu wenige Schädel, um solche Fragen zu verfolgen. Die Thatsache ist unzweifelhaft, dass auch die Schädel aus dem Jahre 1500 bis auf einen zu der Gruppe der niedrigen gehören, und dass auch dieser eine keine erhebliche Höhe erreicht. Im Uebrigen stehen sämmtliche Schädel innerhalb der brachycephalen Abtheilung oder wenigstens an der Grenze derselben; nur der grosse männliche hat einen Breitenindex von 75,5, dagegen ergeben die übrigen die Zahlen 77,7—78,2—80,5—81,7—83,0, im Mittel von allen 79,8.[2])

[1]) In einer neuern Arbeit über Friesenschädel (Révue d'anthropol. 1874. III. 638), in der sich leider keine Maasstabellen befinden, giebt Herr Sasse die absolute Höhe derselben zu 136 (Maximum 147, Minimum 126) und den Höhenindex zu 72,7; trotzdem wird auch hier wieder gesagt, der Friesenschädel sei hoch.

[2]) In seiner letzten Arbeit (Révue d'anthropol. p. 634) sagt Hr. Sasse mit Bezug auf eine frühere Bemerkung von mir, welche diese selben Schädel betraf, ich drückte mich etwas stark aus, da es nicht Gebrauch sei, Schädel mit einem Index von 79 als brachycephal zu qualificiren. Ich erwidere darauf, dass man statt 79,8 nach einem in mathematischen Erwägungen wurzelnden Herkommen auch 80 schreibt und dass nicht allein ich, sondern auch zahlreiche andere Untersucher von dieser Grenze an nach dem ursprünglichen Vorschlage des Hrn. v. Bär die Brachycephalie beginnen lassen. Wenn Hr. Broca statt dessen bis zu 83,33 noch eine Subbrachycephalie einschiebt und bis zu 79,99 die Mesaticephalie gehen lässt, so kann ich mich dem nicht anschliessen. Es würde zu den wunderlichsten Verzerrungen führen, wenn man die Grenzen der einzelnen Schädelgruppen nach der zweiten (oder auch nur nach der ersten) Decimalstelle bestimmen wollte. Auch liegt kein praktisches Bedürfniss vor, die Unterabtheilungen gegen die äusseren Grenzen der Brachycephalie zu häufen, während man nicht dasselbe für die Dolichocephalie thut. Wenn demnach Hr. Sasse bei der Untersuchung von 19 Friesenschädeln einen Längenbreitenindex von im Mittel 77,5 berechnet, so würde ich die Friesen nicht, wie er es nach dem Schema des Hrn. Broca thut, subdolichocephal nennen, sondern ich würde sie als mesaticephal (oder mesocephal) mit Neigung zur Brachycephalie, also eher als subbrachycephal bezeichnen. Die grössere Zahl der Schädel, über welche Hr. Sasse

Die zweite Gruppe meiner niedrigen Schädel stammt aus Bremen. Sie sind unter verschiedenen Verhältnissen gesammelt. Der eine (Taf. XVII. Fig. III) stand bisher, ohne dass man seine Herkunft weiss, in dem berühmten Bleikeller, wo ich ihn entdeckte. Glücklicher Weise fand gerade in der Zeit, als ich da war, ein Wechsel im Personal statt, der es möglich gemacht hat, diesen merkwürdigen Schädel zu „retten". Hr. Wilh. Olbers Focke hat die grosse Güte gehabt, ihn mir zu besorgen. Einige andere wurden gerade um die Zeit meiner Anwesenheit ausgegraben; bei dem Erweiterungsbau des Rathskellers, der im Frühjahr nach Norden zu über eine frühere Kirchhofsstelle am Dom geführt wurde, kamen in grosser Tiefe alte Gräber zu Tage. Endlich gab es noch von einer dritten Stelle eine ältere Sammlung von Schädeln, die schon etwas verwahrlost war. Bei dem Bau der neuen Börse 1864 hatte man den Kirchhof der auf dem Abhange eines früheren Dünenzuges errichteten alten Wilehald-Kirche benutzt; man war dabei in einer Tiefe von etwa 6 Metern auf menschliche Gebeine gestossen, die in zwei Lagen übereinander lagen: einer tieferen, wo die Gebeine zum Theil in Einbäumen niedergelegt waren, und einer oberen, welche mehr der gewöhnlichen Begräbnissweise entsprach. Zwei solche Einbäume nebst den freilich sehr defekten, dazu gehörigen Gebeinen werden im Bleikeller aufbewahrt; ich maass bei ihnen

Länge	183	176
Breite	137	134
Höhe	128	—

Daraus berechnet sich ein

Breitenindex von	74,8	76,1
Höhenindex „	69,9	—

Von den übrigen Schädeln erhielt ich 5. Dieselben zeigen, gleichwie die vom Domkirchhofe, obwohl manche Verschiedenheiten im Einzelnen vorhanden sind, doch überwiegend analoge Zustände. Einige sind etwas höher: ich habe das Höhenmaass bei einem zu 131,5, bei einem zweiten zu 135 gefunden. Aber die Mehrzahl ist niedrig: zwei haben 122, zwei andere 126, und selbst bei den zuerst erwähnten beträgt der Höhenindex nur 71,0 und 69,5. Bei den übrigen berechnet er sich auf 66,6—68,1—68,9 und nur bei einem besonders kleinen Schädel (Capacität 1205) trotz des niedrigen absoluten Höhenmaasses von 126 auf 75,4. Letzterer ist zugleich stark brachycephal (Index 83,2), ebenso wie der Schädel aus dem Domkirchhof (Indez 83,9), der bei einem Höhenindex von 68,9 gleichfalls eine eingedrückte Basis besitzt. Die übrigen sind subbrachycephal oder schon orthocephal, und ihre Breiten-Indices betragen 78,3—77,0—76,5; nur einer, dessen rechte Seite übrigens stark verletzt ist, und der daher nicht ganz sicher ist, hat 69,4.

Eine dritte Stelle, welche ich sodann bezeichnen muss, betrifft jene merkwürdige, noch jetzt durch viele Eigenthümlichkeiten ausgezeichnete Landschaft in der

verfügte, giebt seiner Berechnung eine grössere Sicherheit, als der meinigen: ich erkenne das gerne an und kann nur versichern, dass ich mir alle Mühe gegeben habe, ein grösseres Material zu sammeln. Auf alle Fälle wird man aber wohl anerkennen, dass ein aus 19 Schädeln berechneter Index von 77,5, der dicht an der Grenze der betreffenden Decimale (77,77 nach Hrn. Broca) steht, selbst wenn man zugestände, dass solche Decimalen ausserhalb der Fehlergrenzen der Messung und des Materials liegen, durch den von mir aus 6 Schädeln berechneten Index von 79,8 doch mindestens corrigirt wird. Nach einem einfachen Rechenexempel ergiebt sich für die Summe der von uns beiden untersuchten 25 Schädel ein Index von 78, und diesen trage ich nicht das mindeste Bedenken, subbrachycephal zu nennen. Sonderbarerweise stimmt diese Zahl genau mit derjenigen überein, welche Hr. Barnard Davis aus 5 Friesenschädeln berechnet hat (Thesaurus craniorum p. 109).

Nähe von Hamburg, welche den Namen der Vierlande trägt. Ich habe mir grosse Mühe gegeben, von da Schädel zu bekommen; das war sehr schwer, und ich bin nur durch die eifrige Thätigkeit des Hrn. Dr. Th. Simon dahin gelangt, zwei Schädel von dem Kirchhofe von Kurslack zu bekommen. Es ist ebenfalls eine niedrige brachycephale Form: der eine hat 126, der andere 128,5 Mm. in der Höhe. Die Höhenindices betragen 74,1 und 73,8, was sich durch die geringe Länge (170 und 174) erklärt. Die Breitenindices ergaben dagegen 85,8 und 80,4, die Breitenhöhenindices 86,3 und 91,7. Die rel tive Höhe ist hier also etwas beträchtlicher, wofür die grosse Brachycephalie eine Erklärung bietet. Die Capacität ist übrigens gering: 1215 und 1250, wobei in Betracht kommt, dass mindestens der zuerst aufgeführte Schädel ein weiblicher ist. Bei den Vierlanden ist es, so viel ich sehe, nicht möglich, sichere historische Nachweise zu erlangen, woher die Bevölkerung eigentlich gekommen ist; indess Alles, was ich über die frühere Periode ermitteln konnte (Zeitschr. des Vereins für Hamburgische Geschichte. I, 498. V, 433), und was sich in den Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung erhalten hat, scheint dafür zu sprechen, dass es eine von Westen eingewanderte Bevölkerung ist, welche wahrscheinlich von Holland herstammt. 1106 werden holländische Colonisten erwähnt, jedoch erscheint Kurslack (die Curslacke) erst 1227 in einer Urkunde. Ich vermuthe daher, dass die Vierländer Schädelform ebenso auf eine spätere, von Westen gekommene Colonisation zu beziehen ist, wie sich dieselbe Schädelform mit Friesen und Holländern nach Holstein, Pommern und der Mark verbreitet hat.

Der vierte Punkt, den ich auf diese Verhältnisse geprüft habe, waren die Museen in Oldenburg, das grossherzogliche Naturalien-Cabinet nnd das Cabinet für Alterthümer. In ihnen befindet sich eine grosse und überaus interessante Reihe von Schädeln, und Sie erlauben, dass ich hier ein klein wenig über die unmittelbare Grenze des mir sonst vorgezeichneten Gebietes hinausgehe. Es befindet sich nehmlich in diesen Museen die Mehrzahl derjenigen Schädel, welche an verschiedenen Punkten Ostfrieslands grossen mächtigen Steinsärgen entnommen sind. Diese Steinsärge, welche durchschnittlich circa 7 Fuss lang und 3 Fuss hoch, und aus einem einzigen Sandsteinblock gefertigt sind, bilden viereckige mächtige Kisten, gedeckt mit einer einzigen grossen Steinplatte. Auf der inneren Fläche tragen sie allerlei ziemlich grobe Reliefs von Kreuzesform und andere christliche Embleme. Es scheinen also Särge zu sein, welche der frühesten christlichen Periode angehören, wie man annimmt (Corresp.-Blatt des Gesammt-Vereins deutscher Alterthumsforscher. 1868. XVI. Nr. 8. S. 62), dem 9. bis 11. Jahrhundert. Woher der Sandstein gekommen, ist bis jetzt nicht sicher ermittelt worden. So grosse Blöcke, wie diese da, giebt es in der ganzen Gegend nicht; selbst kleinere Sandsteine als Geschiebe finden sich beinahe gar nicht vor. Es ist also gar kein Zweifel, dass diese Särge von weit her transportirt sein müssen, und man hat eigentlich nur die Wahl zwischen der oberen Weser, dem Rhein und England. Die mineralogische Untersuchung ist bis jetzt nicht so weit gefördert worden, dass man aus der Beschaffenheit des Gesteins einen sicheren Anhalt hat gewinnen können. Es wäre diess von grosser Wichtigkeit, indem es sich darum handelt, die commerciellen Beziehungen der damaligen Bevölkernng festzustellen.

Die Mehrzahl dieser Särge ist aus dem untergangenen Kirchdorfe Bandt in der Nähe von Wilhelmshafen am Jadebusen, welcher durch Sturmfluthen in den Jahren 1066, 1218 und 1511 an der Stelle von 7 blühenden, reichen Kirchspielen entstanden ist. Der ziemlich hoch gelegene Kirchhof, der nur bei den höchsten Springfluthen unter Wasser gesetzt wird, hatte sich allein erhalten; in Folge der Arbeiten bei Wilhelmshafen wurden verschiedene Gräber blossgelegt, und bei dieser Gelegenheit

1867 ein Theil der Steinsärge gefunden. In einem derselben lagen 4 Gerippe. Allein es finden sich ähnliche Steinsärge auch an andern Orten Ostfrieslands: so habe ich namentlich Damgast am Jadebusen notirt, wo schon 1829 ein Steinsarg mit einem sehr wichtigen Schädel ausgegraben wurde. Man kann nun wohl nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, dass diese Särge nicht zu weit auseinander liegenden Zeiten angehören. Es ist offenbar damals Mode gewesen; die Leute sind, wahrscheinlich durch Tradition, auf den Gedanken gekommen, Steinsärge zu beschaffen. Es muss diess mit grossen Mühen und Anstrengungen ausgeführt worden sein, zu einer Zeit, wo die Verkehrswege und Gefährte so wenig entwickelt waren, und man begreift, dass man bald wieder von einer solchen Sitte abgekommen ist. In Frankreich hat dieselbe nach den Ausweisen des Abbé Cochet (Révue archéologique 1873. Nouv. Sér. Vol. XXV) hauptsächlich in der merovingischen Zeit bestanden.

Man wird also wohl relative Zeitgenossen in diesen Schädeln erwarten können, und da ist es auffallend genug, dass ziemlich grosse Verschiedenheiten unter denselben hervortreten. Ich habe bei einer früheren Gelegenheit (Sitzung vom 10. Febr. 1872) hier einen Schädel von Bandt vorgezeigt, der zu einem der 4 Gerippe in dem einen Steinsarg gehörte. Der Sarg befindet sich im Oldenburger Cabinet für Alterthümer. Dieser Schädel stimmt merkwürdig überein mit einem andern in demselben befindlichen. Beide sind macrocephale Schädel (Kephalonen) von ganz ungewöhnlichen Umfange, und zugleich ausgezeichnet brachycephal. Der schon früher erwähnte Bandter Schädel, der übrigens mit dem Kopfe eines bekannten Politikers unseres Parlamentes eine auffallende Aehnlichkeit darbietet und denselben veranlasst hat, mir den seinigen, falls ich ihn überleben sollte, zur Verfügung zu stellen, — dieser Schädel hat eine Capacität von 1700 Cub.-Cm., eine Höhe von 140,5 Mm., einen Höhenindex von 75,1 und einen Breitenindex von 82. Ein anderer von Bandt misst in der Höhe 138,5; sein Höhenindex berechnet sich auf 76,3. Zugleich ist er brachycephal mit 81,8 Breitenindex. Dagegen giebt es von Bandt auch niedrige Schädel, und zwar aus Steinsärgen: einer hat 126, ein anderer 129, ein dritter 133 Mm. in der Höhe, was einem Index von 61,0—69,3—69,2 entspricht. Diese andern sind merkwürdiger Weise dolichocephal, nur einer davon gehört der Mesocephalie an. Sie haben einen Breitenindex von 76,3—68,2—74,2. Nur der Schädel aus dem Steinsarge von Damgast nimmt eine Mittelstellung ein. Er ist sehr breit, aber zugleich platt und durch ein grosses Hinterhaupt lang. Sein Höhenindex ergiebt 72,1, der Breitenindex 79,2. Die absoluten Zahlen sind für die Länge 190,5, für die Breite 151, für die Höhe 137,5.

Das sind also, von dem Damgaster Schädel abgesehen, zwei verschiedene Kategorien: eine Kategorie, die, obwohl dolichocephal, in vielen Stücken sich an die hier verhandelten niedrigen Formen anschliesst, eine andere, welche, obwohl brachycephal, sich entschieden davon entfernt, indem mit Zunahme der Höhe, der Grösse und des Umfanges des Schädels sich eine Gesammt-Erscheinung entwickelt, welche auf den ersten Blick fast an Hydrocephalie erinnert. Ich habe jedoch schon bei meinem Vortrage über die Urbevölkerung Belgiens (Sitzung vom 14. Decbr. 1872. Vgl. Archiv für Anthropologie VI. S. 96.), sowie bei Gelegenheit der Stockholmer und Dresdener Versammlungen darauf hingewiesen, dass es sich um Macrocephalie handelt und dass diese sich keineswegs isolirt am Jadebusen vorfindet. Der eine Schädel aus dem Bremer Bleikeller (Taf. XVII. Fig. III) leistet in dieser Beziehung wohl das Stärkste, was man erwarten kann. Er hat eine Capacität von 1725 Cub.-Cm. und einem Horizontalumfang von 565 Mm. Dabei berechnet sich sein Breitenindex auf 87,2, sein Höhenindex auf 65,1.

An sich ist die Frage gewiss berechtigt, ob diese Vergrösserung der Schädel

nicht in der That eine krankhafte Erscheinung ist. Dass sie mit Wasserköpfigkeit zusammenhängt, dafür spricht nichts. Auch fehlt es an Anhaltspunkten, um sie mit irgend einer andern krankhaften Vergrösserung des Gehirns in Zusammenhang zu bringen, denn auch die interstitielle Hypertrophie pflegt unter den Erscheinungen des Hydrocephaloids zu verlaufen und schon im kindlichen Alter zu tödten. Freilich giebt es einzelne Fälle, wo diese Leute auch älter werden, wovon ich früher Beispiele mitgetheilt habe (Entwickelung des Schädelgrundes. 1857. S. 101), und es ist wohl möglich, dass man an solche Fälle zu denken hat. Es giebt aber noch eine andere Frage, zu der gerade der Bremer Kephalon, gelegentlich auch sonst einer oder der andere Veranlassung giebt, die nämlich, ob nicht eine Erkrankung der Knochen dabei mitspielt. In der That findet sich mehrmals ein ungewöhnliches Verhältniss am Schädelgrunde. Das grosse Hinterhauptsloch mitsammt den Gelenkhöckern, auf welchen der Schädel sich bewegt, und mit der nächsten Umgebung erscheint gleichsam in den Schädel hineingedrückt. Dieses Verhältniss tritt bei der Vergleichung mit den andern Schädeln auffallend hervor. Die Gegend des grossen Hinterhauptsloches ist bei den andern eher hervorgewölbt, obwohl sie auch bei ihnen tiefer (eigentlich höher) liegt, als gewöhnlich. Aber bei dem Schädel aus dem Bleikeller ist das so stark, dass man in der That den Eindruck hat, als ob die ganze Basis in die Schädelhöhle hinein gewichen sei. Ich kann nicht leugnen, es stimmt dieser Zustand überein mit Befunden, wie man sie vereinzelt als Produkte von Osteomalacie oder Rachitis beschrieben hat (Lucae Schädel abnormer Form Taf. VII. Virchow Gesammelte Abhandlungen S. 971. Berg und Retzius Mus. anat. Holmiense. Fasc. I. Tab. I). Hr. Barnard Davis (Mém. de la soc. d'anthrop. de Paris T. I. p. 379. Pl. VIII et IX) hat eine eingehende Darstellung dieses Zustandes, den er „plastische Deformation des Schädels" nennt, geliefert. Sonderbarerweise betrifft sein erster Fall eine Leiche aus einem Steinsarge der alten Abtei von Llanthony bei Glocester, und einige der folgenden beziehen sich auf niederländische Köpfe (Thes. cran. p. 108. Nr. 1324 und 1326). So bedeutungsvoll diese Arbeiten sind, so kann ich doch nicht sagen, dass an den mir vorliegenden Schädeln bestimmte Kennzeichen vorhanden sind, welche darauf deuteten, dass eine ungewöhnliche Veränderung der Knochen eingetreten sei; ich muss es daher dahin gestellt sein lassen, ob diese Erscheinung durch Krankheit bedingt ist. Auf alle Fälle entspricht der Eindrückung des Schädelgrundes und der Erniedrigung des Scheitels eine gewisse seitliche Ausbuchtung der übrigen Schädeltheile, und, wie ich schon angeführt habe, es ergiebt die Untersuchung, dass der Inhalt des Bremer Schädels grösser ist, als der aller übrigen, hier vertretenen Schädel. Mag man ihn also auch für einen osteomalacischen ansehen, so bleibt er doch ein ausgesprochener Kephalonenschädel, und es scheint mir nicht zulässig, auch diese Vergrösserung als eine Folge der Osteomalacie anzusehen. In der That ist die Macrocephalie auch unter den Bandter Schädeln mehrfach vertreten, ohne dass der beschriebene Eindruck des Schädelgrundes vorhanden ist, und es scheint, als sei, wie bei den früher von mir beschriebenen belgischen Schädeln aus der Höhle von Sclaigneaux und dem modernen Schädel von Heristal, eine Art von Disposition in der Rasse gewesen, mit der Hirnentwickelung über das gewöhnliche Maass hinaus zu gehen.

Es würde zu weit führen, wenn ich hier die übrigen Messungen im Einzelnen vorführen wollte; ich will nur im Allgemeinen bemerken, dass unter diesen niedrigen Schädeln eine nicht kleine Zahl vorhanden ist, bei welchen der Höhenindex, also das Verhältniss der Höhe zur Länge, die Länge gleich 100 gesetzt, noch nicht einmal 70 erreicht, ein ganz ungewöhnliches Verhältniss, da wir sonst in der Regel Zahlen bis zu 75, in vielen Fällen bis zu 80 und darüber hinaus erhalten. Hr. Welcker

(Archiv f. Anthropol. I. 154), der 118 verschiedene Schädeltypen zusammenstellt, hat nur einen einzigen, dessen Höhenindex unter 70 misst, und das ist eben der von Urk und Marken. Es resultirt ferner noch eine andere Eigenthümlichkeit, welche sich in dem Verhältniss der Breite zur Höhe zu erkennen giebt. Auch der Breitenhöhenindex, welcher gewonnen wird, wenn man die Breite gleich 100 setzt, zeigt ein ungewöhnlich niedriges Maass. Dasselbe bleibt durchweg unter 100, ja in zahlreichen Fällen unter 90, während es sonst gewöhnlich 100 sich nähert oder überschreitet. Also ganz absonderlich sind diese Verhältnisse.

Ich schlage desshalb vor, diese niedrigen Formen mit dem besonderen Namen der Chamaecephalie zu belegen. Herr Welcker hat einen anderen Namen aufgenommen, den ich selbst (Gesammelte Abhandl. S. 901, 992) zuerst für eine pathologische Form aufgestellt hatte, den der Platycephalie. Er sagt (Archiv f. Anthrop. I. S. 155), man könne die nicht pathologischen Fälle ebenso nennen, wenn man den pathologischen den Zusatz der synostotischen gäbe. Diess würde richtig sein, wenn die Sache sonst übereinstimmte. Aber ich hatte ausdrücklich bei meiner ersten Veröffentlichung Platycephalie durch Flachkopf übersetzt, und ich bin der Meinung, dass man einen solchen Terminus auch in der Ethnologie gebraucht. Ein niedriger Kopf kann zugleich flach sein, aber eine Nothwendigkeit ist es nicht, und die Mehrzahl der hier besprochenen Schädel ist es keineswegs. Sie zeigen wohl eine „flache" Curve der Scheitellinie in der Seitenansicht, aber sie sind keineswegs platt. Daher bedarf man für die von mir dargelegten Verhältnisse eines andern Namens. Ob übrigens die Zahl 70 als oberes Maass der Chamaecephalie anzunehmen ist, will ich damit noch nicht entscheiden. Manche Umstände sprechen dafür, dass es zweckmässiger wäre, etwas höher hinauf zu gehen. Ich behalte mir vor, darüber ein anderes Mal zu handeln.

Nun zeigt sich aber innerhalb des Gebietes der Chamaecephalie eine weitere Differenz, die schon bei den Bandter Schädeln hervortrat, und die man in der äusseren Erscheinung sehr bequem ausgedrückt sieht, nehmlich die Differenz zwischen niedrigen und kurzen (chamaebrachycephalen) und niedrigen und langen (chamaedolichocephalen) Schädeln. Aus der Notiz, welche ich vorher aus van der Hoeven vorlas, geht hervor, dass er die Schädel von Urk auf den „typus Suecorum", den schwedischen Typus zurückführte. Ich habe hier einen schwedischen Schädel, den ich schon einmal zur Vergleichung mit den Wolliner Schädeln vorgelegt habe, wieder mitgebracht. Es ist der Typus eines langen Schwedenkopfes, unzweifelhaft in excellenter Gestalt. Er hat einen Breitenindex von 75,5, steht also auf der Grenze von Dolichocephalie und Orthocephalie; aber er ist sehr niedrig, denn er hat einen Höhenindex von nur 69,9, und das Verhältniss von Höhe zur Breite ist bei ihm = 92,2 : 100. Aber man erkennt leicht, dass es eine viel mächtigere Entwickelung ist. Die Differenz der absoluten Zahlen, namentlich in der Höhe, gegenüber den Friesen ist ganz erheblich; haben wir doch hier bei einer Länge von 194,5 Mm. eine absolute Höhe von 136, und der Höhenindex drückt sich nur so stark durch die grosse Länge des Schädels. Die Länge aber ist ganz auffällig eine occipitale: der sagittale Umfang der Hinterhauptsschuppe beträgt 135 und die horizontale Entfernung der stärksten Vorwölbung des Hinterhaupts vom hintern Umfange des Hinterhauptsloches 68 Mm.

Dagegen habe ich allerdings in ganz benachbarten deutschen Gebieten niedrige Langschädel gefunden, die, was die Niedrigkeit anbetrifft, nichts zu wünschen übrig lassen, und die allerdings zu der Untersuchung auffordern, wie sie zu den niedrigen Kurzköpfen stehn. Schon in der Sitzung vom 11. Mai 1872 habe ich über westfälische Dolichocephalie gesprochen. Seitdem habe ich durch die Güte

des Hrn. Landois einige dieser Schädel erhalten. Sie sehen hier (Taf. XVII. Fig. 1) mein schönstes Specimen, wie es wohl nur wenigen von Ihnen früher vorgekommen sein dürfte. Das ist ein Schädel aus dem Münsterlande, ein grosser mächtiger männlicher Schädel, der 1575 Cub.-Cm., also noch ein klein wenig mehr Capacität hat, wie der Schwede. Sein Längenbreitenindex beträgt 73,4, er ist also entschieden dolichocephal, dagegen hat er nur einen Höhenindex von 66,3; seine absolute Höhe beträgt 135. Ganz besonders auffällig ist dieser Schädel, wenn man ihn von der Basis her betrachtet; das Hinterhaupt schiebt sich fast wie ein Zuckerhut vor und der Gegensatz gegen die brachycephalen und subbrachycephalen Friesen kann nicht kräftiger ausgedrückt werden. Die horizontale Entfernung der stärksten Vorwölbung des Hinterhaupts vom hintern Rande des grossen Hinterhauptsloches beträgt 77, also mehr als ein Drittel der grössten Länge, die hier das ungewöhnliche Maass von 204 Mm. erreicht; die occipitale Länge ergiebt daher 37,7 pCt. der Gesammtlänge. Ich zeige ferner einen zweiten Münster-Schädel, der etwas höher ist, aber eine ähnliche Form und dieselbe Verlängerung des Hinterhauptes besitzt. Er hat einen Breitenindex von 77,1, einen Höhenindex von 71,2, einen Breitenhöhenindex von 91,5. Die occipitale Länge beträgt 68,5, die grösste Länge 191, die erstere also ergiebt 35,8 pCt. der letzteren.[1]) Beide Schädel sind also, wie der schwedische, durch occipitale Länge ausgezeichnet. Die Hinterhauptsschuppe misst bei dem ersten im sagittalen Umfang 132,5, bei dem zweiten 136, und was noch mehr charakteristisch ist, die Entfernung des vorderen Umfanges des Hinterhauptsloches von der hinteren Fontanelle ist bei dem schwedischen und dem zweiten Münsterschädel grösser, bei dem ersten um Weniges kleiner, als die von der vorderen Fontanelle, während sonst regelmässig das erstere Maass um ein Beträchtliches geringer ist, als das zweite. Die Vierländer Schädel zeigen eine gerade entgegengesetzte Beschaffenheit.

Es giebt also in Nordwestdeutschland und Friesland in nächster Nähe bei einander kurze und lange Chamaecephalen, beide ungewöhnlich ausgezeichnet durch niedrige Entwickelung des Scheitels, wie ich sie wenigstens an keinem andern Punkte der Welt in gleicher Stärke neben einander angetroffen habe. Eine gewisse Analogie dazu stellen die beiden Zweige des finnischen Stammes südlich und nördlich vom finnischen Meerbusen dar, indem die Esten längere und niedrige, die eigentlichen Finnen kürzere und hohe Schädel besitzen. Aber das Coincidiren von langen und niedrigen mit kurzen und niedrigen Stämmen innerhalb derselben Nationalität ist wohl nirgend so augenfällig. Es ist möglich, dass wir weiterhin zu anderen analogen Fundorten kommen werden, aber in diesem Augenblick erscheint es mir als etwas ganz Ungewöhnliches.

Noch mehr war diess der Fall, als ich fast unmittelbar hintereinander in einer gewissen Reihenfolge diese Gegensätze antraf. Gewiss wird hier Jeder fragen, wie weit denn die ethnische Verwandtschaft dieser chamaecephalen Stämme eigentlich geht. Wenn ich nun auch keineswegs in Abrede stellen will, dass der schwedische Typus, oder sagen wir allgemeiner „der alt-germanische Typus", im Ganzen mehr eine Entwickelung in die Länge bei niedrigerer Scheitelhöhe mit sich bringt, so setzt es doch eine ziemlich bedeutende Abweichung von diesem Typus voraus, wenn man zu so kurzen Formen kommt, wie sie nicht bloss in den Vierlanden, nicht bloss in Bremen, sondern entschieden auch in Ost- und Westfriesland vorkommen. Der ganze Eindruck ist hier ein anderer. Eine friesische Schönheit von entschieden brachycephaler Bildung (Taf. XVII. Fig. II) gewährt kaum noch einen germanischen

[1]) In dieselbe Kategorie gehört der Schädel von Roxel, den ich in der Sitzung vom 11. Mai 1872 beschrieben habe.

Eindruck, namentlich wenn sich damit ein so starker Prognathismus verbindet, wie in Nr. III, von dem Hr. de Quatrefages sicherlich behaupten würde, dass er den inferiorsten Typus ausdrücke und am allerwenigsten eine indogermanische Abkunft zuliesse. Diese Brachycephalie erreicht die der Lappen. Die Schädel von den Vierlanden sind mindestens ebenso brachycephal als die der Lappen; sie haben Breitenindices von 80,4 und 85,8, während ich im Mittel von 12 Lappenschädeln nur 82,8, im Maximum 86,6 erhielt. Dafür sind die Lappenschädel höher: der Höhenindex berechnete sich in meinen Fällen auf 75,9.

Zu den erwähnten gesellt sich eine Reihe anderer Schädel, die ich gleichfalls in Oldenburg untersucht habe, namentlich Schädel, welche in der Stadt Varel an verschiedenen Orten gefunden sind, und welche Höhenindices von 72,4 und 73,8 und Breitenindices von 80 und 82,6 haben. Der erstere stammt von einem alten Kirchhof, der andere aus einem grossen Ziegelsteingrab am Schlossplatze (vgl. Sitzung vom 12. Oct. 1872). Freilich fehlt es daneben nicht an anderweitigen Formen. In einem zweiten Ziegelsteingrabe daselbst wurde ein Schädel von 76,5 Breiten- und 75,9 Höhenindex gefunden. Bei Haddin in Jeverland wurden auf einem Hügel zwei Massengräber mit Urnen und Rüstzeug aus Eisen und Bronze mit Silberverzierung entdeckt; ein weiblicher Schädel daraus hat einen Breitenindex von 88,7 bei einem Höhenindex von 79,4. Ganz abweichend davon ist ein Schädel, der beim Thurmbau in Dedersdorf im Lande Winterden (rechtes Weserufer) 1870 in einem Baumstamme gefunden wurde: er hat einen Breitenindex von 73,6 bei einem Höhenindex von 74,1; er ist also ausgemacht dolichocephal und zugleich von mässiger Höhe.

Ich führe diese Fälle nur deshalb auf, um zu zeigen, wie mannichfaltige Formen von Schädeln, die sämmtlich ein höheres Alter beanspruchen, in einem so kleinen Gebiete nebeneinander gefunden werden, die Mehrzahl von ihnen in abgelegenen Dörfern und an Stellen, welche, soviel mir bekannt, fremder Einwanderung kaum ausgesetzt waren. Es dürfte schwer fallen, ihre Verschiedenheit auf bloss individuelle Abweichungen zurückzuführen, wenngleich nicht zu bezweifeln sein wird, dass sie manche solche Abweichungen an sich haben. Indess folgt daraus doch nur, dass wir die gefundenen Einzelzahlen nicht als definitive Typenzahlen annehmen dürfen. Der Gegensatz langer und breiter, höherer und niedrigerer Schädel bleibt bestehen, und ich habe mir die Frage vorgelegt, ob hier nicht ein Gegensatz, wie er sich noch immer in den Bewohnern der Marsch und den Bewohnern der höheren Geest zeigen soll, hervortritt, der auf alte Stammesgrenzen zwischen Friesen und andern deutschen Stämmen (Chauken, Sachsen, Westfalen) hinweist. Meine Versuche, bestimmte historische oder archäologische Anhaltspunkte für die genauere Begrenzung des alten Friesenlandes zu gewinnen, sind bis jetzt fruchtlos geblieben, wenngleich mir einzelne zustimmende Aussagen zugekommen sind. Möglicherweise würde sich dann auch eine gewisse Reihe von Mischformen erklären lassen, wie sie schon unter den besprochenen Schädeln bemerkbar werden.

Ich bin im Augenblick nicht im Stande, diese Fragen zu lösen. Ich nehme allerdings an, dass sowohl die niedrigen, als die höheren langen Formen mehr Anspruch darauf haben, germanisch genannt zu werden, als die kurzen, aber ich kann mich vorläufig nicht entschliessen, die niedrigen und kurzen Formen, die doch auch mitten aus einer scheinbar urgermanischen Bevölkerung heraus genommen sind, auszuschliessen und etwa einer turanischen Uebervölkerung zuzuschreiben. Wir kommen jedoch immer wieder auf dieselbe Schwierigkeit, und die Frage wird sich meiner Meinung nach erst dann erledigen lassen, wenn es möglich geworden sein wird, die einzelnen Verhältnisse in grösserem Style zu verfolgen.

Eins habe ich schon vorher bemerkt: die vorwiegende Entwickelung der bespro-

chenen Charactere beim weiblichen Geschlecht. Es stimmt diess überdies überein mit früheren Angaben anderer Beobachter. Zuerst hat Hr. Ecker in einer bemerkenswerthen Arbeit über den weiblichen Schädel (Archiv f. Anthrop. I. 81) eine Reihe von Merkmalen zusammengestellt, deren wichtigste er dahin zusammenfasst, dass der weibliche Schädel sich durch geringe Höhe, durch Abflachung der Scheitelgegend, durch eine mehr senkrecht gestellte Stirn und durch einen mehr winkligen Uebergang von der flachen Scheitelcurve in die Stirn- und Hinterhauptswölbung auszeichne. Was die geringere Höhe angeht, so hatte schon Hr. Welcker (Wachsthum und Bau des menschlichen Schädels S. 67) dieselbe nachgewiesen, und den Höhenindex beim Manne auf 73,9, beim Weibe auf 70,1 berechnet. Da sich dieses Maass auf deutsche Schädel (und zwar wahrscheinlich norddeutsche) bezieht, so ist es um so mehr hier zu erwähnen, als Hr. Ecker bei Bewohnern des Schwarzwaldes 83,9 für den Mann und 79,4 für des Weib fand. Hr. Weisbach hat später (Archiv f. Anthropol. III. 59) eine besondere Arbeit über den deutschen Weiberschädel geliefert. Sein Material stammte überwiegend aus Deutsch-Oesterreich; es lieferte ihm im Mittel von 24 Schädeln einen Höhenindex von 72,9 (gegenüber von 73,8 für die Männer). Auch er kommt zu dem Ergebniss, dass der weibliche Schädel in der Höhe weniger entwickelt ist und in der sagittalen Richtung eine flachere Wölbung darbietet.

Für die von mir behandelten Gegenden haben wir ungewöhnlich niedrige und sehr flach gewölbte Schädel auch bei Männern kennen gelernt, und die Höhenverhältnisse beider Geschlechter gehen bei Weitem unter dasjenige Maass herunter, welches die genannten Untersucher für andere Gegenden Deutschlands berechnet haben. Am nächsten kommen die, auch geographisch uns zunächst berührenden Angaben des Hrn. Welcker. Ist es nun möglich, unsere Chamaecephalie noch innerhalb des Rahmens der deutschen Stämme unterzubringen? und ist eine solche Abweichung in irgend einer Weise erklärlich? Weitere Untersuchungen sind durchaus nöthig, um eine sichere Antwort zu finden, und meine heutigen Mittheilungen sollen nur dazu dienen, die Aufmerksamkeit der Forscher auf diese Verhältnisse zu lenken. Aber ich möchte dabei wenigstens eine Möglichkeit andeuten, die nehmlich, dass in denjenigen Fällen, wo die Erblichkeit von der Mutter her sich stärker ausdrückt und weibliche Charactere im männlichen Typus sich erhalten, was vielfach der Fall ist, nach und nach eine Deviation des Typus eintreten kann, die, vielleicht zuerst in einzelnen Familien, bleibend wird und sich allmählich in einem ganzen Stamme ausdehnen mag. Auf der ersten Generalversammlung der deutschen Gesellschaft zu Schwerin hat Hr. Semper die Erfahrung mitgetheilt, dass unter den Mischrassen der Philippinen der ursprüngliche Stammestypus sich bei den Weibern länger erhalte, dass sie also in höherem Maasse als Trägerinnen der besonderen Eigenschaften erscheinen. Für die vorwiegende Vererbung der mütterlichen Eigenschaften in vielen Familien bedarf es keiner Beispiele; Jeder findet sie in der täglichen Erfahrung. Wenn aber der Familientypus unter Umständen durch die Mutter bestimmt wird, so kann es auch gewiss der Stammestypus. Ob das auch hier zutrifft, wird die Zukunft lehren; es ist das eine Form der Erklärung, die mir dadurch nahe gelegt wird, dass ich einen Typus, der an vielen Orten Deutschlands in stärkerem Maasse an Frauen hervortritt, an einigen Orten auch bei der männlichen Bevölkerung gefunden habe.

Meine Augen sind für diese Verhältnisse erst im Laufe dieses Jahres geschärft worden; so mag es sein, dass ich hie und da etwas mehr sehe, als nöthig ist. In den Hauptpunkten halte ich meine Auffassung für gesichert. So scheint es mir, dass nicht wenige Gemälde der älteren niederländischen Schule vortreffliche Bei-

spiele des chamaecephalen Typus darbieten. Als wir im September in Dresden zusammen waren, wurde ich zuerst von dieser Thatsache überrascht: ich hatte eben in der General-Versammlung meine Schädel besprochen, und kam kurz nachher in die Gemälde-Galerie. Ich bin nicht im Stande gewesen, gerade von denjenigen Bildern Photographieen zu erlangen, welche mir am meisten charakteristisch erschienen, z. B. Nr. 986, 989. Indess habe ich einige andere Photographien gefunden, welche mir zu genügen scheinen und ich habe sie mitgebracht, um sie Ihrer geneigten Kritik zu unterwerfen. Als Muster für die Form der trachycephalen Kephalonen zeige ich eine holländische Mutter von Ostade; ich hoffe, dass der Kopf die Prüfung bestehen wird. Für die niedrige Form zeige ich die Lehrerin von Netscher, und, meiner Meinung nach einen Musterkopf, auch in Bezug auf Gesichts- und Nasenbildung, die Lautenspielerin von de Coster. Nahe verwandte Typen finde ich in der Spitzenklöpplerin und einer Dame auf dem in Florenz befindlichen Gemälde: „Die Heimkehr von der Jagd", von Metzu, ferner in einzelnen Köpfen von Terburg. Die kleine Sammlung, welche allerdings auch hauptsächlich weibliche Köpfe betrifft, wird, wie ich denke, darthun, dass schon in der Zeit, als diese alten Maler lebten, der niedrige Typus vollkommen entwickelt und wahrscheinlich weiter verbreitet war, als bloss innerhalb der Grenzen von Friesland. Ob in der Niedrigkeit des Schädels zugleich die besondere Disposition begründet war, eine ganz flache Haartracht auszubilden, wie sie so auffallend in der ganzen Gruppe hervortritt, und wie sie vielleicht in jener Zeit nirgends so sehr, als in den Niederlanden, entwickelt war, das ist eine sich daran knüpfende psychologische Frage. Wenn man erwägt, dass manche natürliche Eigenthümlichkeit des Körpers häufig genug in der Mode urgirt wird und zu Besonderheiten in der Tracht Veranlassung giebt, so wird man sich einer solchen Auffassung nicht ganz entziehen können.

(7) Herr **Hartmann** legt eine Sammlung photographischer Portraits von Maoris vor, welche Herr Dr. Otto Finsch in Bremen der Gesellschaft zur Vervielfältigung überlässt.

(8) Als Geschenke wurden vorgelegt und mit Dank angenommen:

Reiss: Alturas tomadas en la república de Ecuador. Quito — Carta de Ecuador.
Derselbe Karten des Ilmiza und Cotopaxi.

Sitzung vom 12. December 1874.

(1) Der Vorsitzende Herr Virchow erstattet den Verwaltungsbericht für das Jahr 1874.

Der Rückblick auf das abgelaufene Jahr ist ein durchaus befriedigender. Obwohl die Gesellschaft durch den Tod mehrerer Mitglieder schwere Verluste erlitten hat, auch einige andere, sehr geschätzte Mitglieder ihrer überhäuften Geschäfte halber ausgetreten sind, so hat sich doch der Personalbestand nicht unerheblich erhöht. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig

237 ordentliche Mitglieder,
2 Ehrenmitglieder,
55 correspondirende Mitglieder.

Die Sitzungen, welche sich stets eines sehr zahlreichen Besuches zu erfreuen hatten und an denen regelmässig Gäste, zum Theil aus weiter Ferne, theilnahmen, sind in ordentlicher Reihenfolge abgehalten worden. Ausserdem haben noch im Mai und November wegen Anhäufung des Stoffes ausserordentliche Sitzungen stattgehabt. Die Sommerexcursion ist dieses Mal nach Neu-Ruppin und dem Burgwalle von Wildberg gerichtet gewesen.

Die Publikationen der Gesellschaft sind schneller, als früher, gefördert worden, so dass binnen Kurzem das 6. Heft der Zeitschrift für Ethnologie nebst den Sitzungsberichten des ganzen Jahres an die Mitglieder wird vertheilt werden können. Die Versendungen an die correspondirenden Mitglieder und der Austausch mit befreundeten Gesellschaften erfolgt regelmässig.

Die Sammlungen der Gesellschaft sind theils durch Ankäufe, theils durch Austausch, ganz besonders durch zahlreiche Geschenke, sowohl der ordentlichen, als namentlich der correspondirenden Mitglieder vermehrt worden. Die Ankäufe sind nur auf Photographien und auf Schädel gerichtet gewesen. Die Mittel der Gesellschaft haben es nicht gestattet, auf die so wünschenswerthe Erweiterung der Bibliothek eigene Mittel zu verwenden.

Die Schädelsammlung, gegenwärtig der werthvollste Theil des Besitzes der Gesellschaft, hat reichen Zuwachs durch Geschenke erhalten. Sie empfing Schädel aus altpatagonischen Gräbern durch die Herren Burmeister und Moreno, von Araucanern durch Hrn. Philippi, aus einem Muschelberge bei S. Amaro in Brasilien durch Hrn. Schmidt, aus den Oasen Dachel und Siuah durch Hrn. Rohlfs, aus Celebes und benachbarten Inseln durch Hrn. Riedel, aus alten Gräbern bei Bohlsen in Hannover durch Hrn. Kühns, aus alten Gräbern bei Wollin durch Hrn. Küster und aus älteren Gräbern von Berlin durch den hiesigen Magistrat. Endlich wurde eine grössere Sammlung von alten

Schädeln aus Andalusien und von neueren aus Formosa von Hrn. Schetelig käuflich erworben.

Die photographische Sammlung zählt gegenwärtig 704 Nummern. Werthvolle Beiträge sind ihr namentlich durch die Herren Baron Müller, Riedel, Berendt, Bansen, Bleek, und durch ihr, gegenwärtig in Ostindien reisendes Mitglied, Hrn. F. Jagor zugeflossen. Ein Theil dieser Erwerbungen hat dazu gedient, den von Hrn. C. Dammann begonnenen und unter den Auspicien der Gesellschaft veröffentlichten, grossen Atlas anthropologischer und ethnologischer Photographien auch nach dem Tode des Unternehmers fortzusetzen. Es sind bis jetzt von diesem überaus werthvollen Werke 10 Lieferungen ausgegeben. Eine weitere Fortsetzung unter der Führung des Bruders des Verstorbenen, des Hrn. W. Dammann, ist in Aussicht genommen. Besonders verbunden ist die Gesellschaft Hrn. Caesar Godeffroy für die Hergabe seltener polynesischer Typen zu dem Atlas.

Die Sammlung antiquarischer und ethnologischer Gegenstände ist von sehr mässigem Umfange, enthält jedoch sehr seltene und wichtige Stücke. Namentlich ist die Sammlung der Steinwerkzeuge durch altägyptische Feuersteinsachen von Hrn. Reil, durch altpatagonische Pfeile von Hrn. Burmeister, durch altbrasilianische Hämmer durch Hrn. Schmidt vermehrt worden. Herr Jeitteles hat einen modernen Beinschlitten aus Salzburg geschenkt. Die Sammlung der Urnen hat durch Frau v. Seydlitz, die Herren Hinterlach und Kauenhoven, und einzelne Bahnverwaltungen werthvolle Beiträge erhalten.

Die Bibliothek endlich ist um 40 Nummern gewachsen, so dass sie gegenwärtig 251 Nummern zählt.

Ueber die eigentlichen Arbeiten der Gesellschaft geben die gedruckten Berichte einen vollständigen Ausweis. Es ist nur hinzuzufügen, dass die Beziehungen zu der deutschen anthropologischen Gesellschaft, deren Zweigverein unsere Gesellschaft ist, manche Erweiterung der Thätigkeit über den Rahmen unserer Berichte hinaus bedingte. Die Mitglieder haben die Correspondenzblätter der Gesammt-Gesellschaft bis zu Nr. 10, sowie den Bericht über die vorjährige Generalversammlung zu Wiesbaden erhalten. Der Bericht über die diessjährige Generalversammlung zu Dresden ist im Druck und wird alsbald vertheilt werden können. Von dem grösseren Gesellschaftsorgane, dem Archiv für Anthropologie, welches nur durch Kauf bezogen werden kann, ist eine Reihe neuer Hefte mit den wichtigsten Arbeiten erschienen.

Für die deutsche Gesellschaft haben wir eine grössere Reihe von Arbeiten übernommen, um die schon seit mehreren Jahren begonnene Sammlung der prähistorischen Fundstätten und die darauf zu begründende antiquarische Karte von Deutschland in unserem Gebiete zu fördern. Ein besonderer Aufruf unter genauer Bezeichnung der einzelnen Aufgaben ist gedruckt und versendet worden, und es sind zahlreiche Einsendungen erfolgt. Das Material ist in der Art vertheilt, dass unter Leitung des Vorsitzenden, der selbst den Regierungsbezirk Frankfurt übernommen hat, Hr. Friedel den Regierungsbezirk Potsdam, Hr. Voss, Hr. Baier und Hr. Kasiski Pommern, Hr. Schwartz Posen, Hr. Biefel Schlesien, Hr. Schultheiss den nördlichen Theil der Provinz Sachsen bearbeiten. Wir haben ein Verzeichniss der vorhandenen Sammlungen aufgestellt und Abschriften der Specialkataloge der Privat- und Provinzialsammlungen uns zu verschaffen gesucht. Noch fehlt sehr viel an der Vollendung der Arbeit, und es wird dringend nöthig, dass die Mitglieder eifrig Hand anlegen. Indess können wir schon jetzt sagen, dass die Arbeit gelingen wird. In letzter Zeit hat auch der Magistrat von Berlin seine archivalischen Kräfte für ähnliche Zwecke in Thätigkeit gesetzt, so dass die Verzeichnisse für die Mark hoffentlich sehr bald einen gewissen Abschluss werden finden können.

Nach aussen haben unsere Beziehungen durch das überaus entgegenkommende Verhalten unserer correspondirenden Mitglieder sich sehr günstig entfaltet. Fast von allen Theilen der Welt geben uns wichtige Mittheilungen zu. Die deutschen Reisenden senden zahlreiche Berichte und ethnologische Gegenstände, von denen freilich die Mehrzahl für die öffentlichen Sammlungen bestimmt ist, die jedoch indirekt auch uns zu Gute kommen. Ganz besonders aussichtsvoll gestaltet sich die immer innigere Beziehung der Wissenschaft zu der deutschen Marine, welche am meisten dazu berufen ist, diese Verbindungen mit dem fernen Auslande zu hegen und zu erweitern. Nirgends zeigt sich diess so deutlich, wie in Japan, wo unter dem Vorsitze des Hrn. von Brandt die neue deutsche Gesellschaft im schönsten Aufblühen begriffen ist.

Die Behörden des preussischen Staats haben den Wünschen der Gesellschaft in wohlwollender Weise entsprochen. Der Herr Handelsminister hat uns zu wiederholten Malen Berichte und Sendungen der Eisenbahn-Verwaltungen zugehen lassen. Ganz besonders förderlich aber hat sich der Herr Unterrichtsminister unserer Interessen angenommen und uns zu grösstem Danke verpflichtet. Nicht nur hat er den uns bewilligten Staatszuschuss erhöht, sondern er ist auch bereitwillig auf unsere Anträge eingegangen, ein besonderes Museum für prähistorische, ethnologische und anthropologische Sammlungen zu errichten und zu diesem Zweck die vaterländische und die ethnologische Sammlung aus dem Kunstmuseum auszulösen. Hoffentlich wird das neue Jahr den Anfang des Neubaues sehen, in welchem dann auch für unsere Sammlungen ein geeigneter Platz sich finden wird. Alle wesentlichen Berichte über Alterthumsfunde werden dem Vorsitzenden der Gesellschaft schon jetzt mitgetheilt und damit Gelegenheit gegeben, die Interessen der von uns vertretenen Wissenschaft praktisch wahrzunehmen.

Auch die städtischen Behörden unserer Gemeinde haben sich der neuen Bewegung angeschlossen. Ausgehend von den in unserem Aufrufe ausgesprochenen Forderungen nach besserer Conservirung und Sammlung der Alterthümer, haben sie, zunächst im Rathhause, eine Aufstellung der schon vorhandenen Gegenstände und nächstdem die Gründung eines märkischen Museums beschlossen. Unsere Gesellschaft ist angegangen worden, drei ihrer Mitglieder zu dem Vorstande dieses Museums abzuordnen. Indem wir gern dieser Aufforderung entsprechen, hoffen wir, dass die neue Einrichtung dazu beitragen werde, den Sinn der Bevölkerung für die Pflege unserer Alterthümer zu entwickeln und die Theilnahme für unsere Bestrebungen auszubreiten.

Möge das kommende Jahr alle diese Anfänge weiterführen und auch unsere Stadt endlich in den Besitz solcher Anstalten bringen, welche sich den grossen Sammlungen anderer Länder würdig an die Seite stellen können! —

(2) Der Schatzmeister, Hr. G. **Henckel**, erstattet den Kassenbericht. Nachdem derselbe schon von dem Ausschusse geprüft und dechargirt worden ist, so ertheilt die Gesellschaft ihre Zustimmung.

(3) Vorstand und Ausschuss beantragen folgende Abänderung des §. 19 der Statuten:

An Stelle der ersten beiden Alinea, welche lauten:

> „Die Gesellschaft versammelt sich regelmässig einmal im Monate und zwar am zweiten Sonnabende jedes Monats. Fällt jedoch der erste Tag des Monats selbst auf einen Sonnabend, so wird die Sitzung selbst erst am dritten Sonnabend des Monats abgehalten."

zu setzen:

„Die Gesellschaft versammelt sich regelmässig einmal im Monat und zwar am dritten Sonnabend jedes Monats. Bei eintretenden Hindernissen bestimmt der Vorstand den Sitzungstag.“

Nach längerer Discussion genehmigt die Gesellschaft durch einstimmiges Votum die Statutenänderung.

(4) Hierauf findet die statutenmässige Neuwahl des Vorstandes statt.

Es werden gewählt

zum Vorsitzenden Hr. Virchow,
zu dessen Stellvertretern die Herren Braun und Bastian,
zum ersten Schriftführer Hr. Hartmann,
zu dessen Stellvertretern Hr. M. Kuhn und Hr. Voss,
zum Schatzmeister Hr. G. Henckel.

(5) Der Magistrat von Berlin hat den Wunsch ausgesprochen, dass drei von der Gesellschaft zu ernennende Delegirte in das Curatorium des von ihm neugegründeten märkischen Provinzial-Museums eintreten möchten. Es werden dazu die Herren Virchow, Bastian und Hartmann für das Jahr 1875 delegirt.

(6) Als neue Mitglieder werden proklamirt:

Herr Dr. Horwitz.
Herr Dr. F. Ascherson.
Herr Marine-Stabsarzt Dr. Peipers.
Herr Dr. Sattler in Coburg.

Sir W. Wilde, R. J. A., in Dublin ist zum correspondirenden Mitgliede erwählt.

Herr Aspelin in Helsingfors dankt für seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede.

(7) Herr **Ad. Bernh. Meyer**, z. Z. Director des Königl. Naturaliencabinets zu Dresden, übersendet d. d. 4. Decbr. ein Schreiben. betreffend

die Negrito-Sprache.

„Es haben sich in Hrn. Steinthal's Vortrag, den Sie so gütig waren, mir zu übersenden (Sitzung vom 18. April), in Bezug auf meine Abhandlung aus der Tijdskrift voor Taal, Land en Volkenkunde in Nederlandsch Indie, Jahrgang 1872, welche Hr. Steinthal citirt, einige Unrichtigkeiten eingeschlichen, und Sie würden mich verpflichten, wenn Sie dieselben durch die folgenden Mittheilungen in der nächsten Sitzung beleuchten wollten.

„Herr Steinthal sagt nehmlich, ich habe in jener Abhandlung „einige Vocabulare der Negrito-Sprachen“ gegeben, und zählt nun zu diesen die Vocabulare von Mindanao, Solog[1]), Samal und Siau. Zu der Auffassung, dass diese letzteren auch der Negrito-Sprache angehören, habe ich keinen Anlass gegeben. Ich setzte allerdings bei meinen Lesern die Kenntniss davon voraus — und konnte es um so eher, als es in Holländisch-Indien allgemein bekannt ist —, dass die Be-

[1]) Im Deutschen schreibe ich übrigens „Sulu“ und nicht „Solog“; die letztere Schreibart brauchte ich l. c. nur, weil sie bei den Holländern üblich ist und meine Abhandlung in einer holländisch-indischen Zeitschrift, wenn auch in deutscher Sprache, erschien. Bekanntlich werden wenige Namen so verschiedenartig geschrieben, wie derjenige dieser Inselgruppe.

wohner der von mir genannten Gegenden keine Negritos seien, und in der That bedarf es keiner Erörterung, dass strandbewohnende Mindanaenser und Sulu- und Siao [1])-Insulaner keine Negritos sind. Von Negrito-Dialecten gab ich nur zwei Parallel-Vocabulare von Luzon, und diese waren auch die einzigen von den l. c. mitgetheilten, welche ich selbst gesammelt hatte, in Folge dessen sie auch nach einem gewissen Plane angelegt worden waren, während ich von den andern eben nehmen musste, was ich gerade erhalten konnte. Wenn nun der geringe Nutzen, den solche kleinen und gelegentlich aufgerafften Vocabulare überhaupt gewähren können, dadurch ganz illusorisch gemacht wird, dass man für Negrito-Sprache hält, was keinenfalls solche ist, dann bedaure ich, wenn auch unschuldig, Anlass zu einer derartigen Vewirrung gegeben zu haben. Dass ich die Darstellung des Hrn. Steinthal nicht irrig auffasse, beweist jene Stelle auf S. 18 des Sep.-Abdr. der Sitzung vom 18. April, an welcher gesagt wird: „Der Stein heisst nämlich bei den Negritos auf Mindanao batau, auf dem Solog-Archipel batu, auf Luzon bató“ u. s. w. Es werden also als Negritos auf Mindanao die Bewohner der Westküste am linken Ufer des Rio grande del sur, in der Nähe von Pollok, bezeichnet, für die ich auf S. 3 meiner Abhandlung (im Sep.-Abdr.) „batau“ für „Stein“ gab, ferner als Negritos die Bewohner des Sulu-Archipels, für die ich auf S. 10 „batu“ für dasselbe Wort anführte, was mich um so mehr Wunder nimmt, als ich S. 9 einleitend besonders gesagt hatte: „Unter Morojoloano ist der Dialect gemeint, welcher im ganzen Solog-Archipel verstanden wird.“ Sollte es in der That in Deutschland nicht allgemeiner bekannt sein, dass der Sulu-Archipel von Malayen bewohnt wird? Welche Bedeutung nun weiteren, die Negritos betreffenden Schlüssen beizumessen sein dürfte, wenn sie sich auf derartige „Negrito-Sprachen“ stützen, braucht wohl nicht besonders dargelegt zu werden. Nicht etwa dass ich den wenigen Worten, welche ich in der Negritosprache auf S. 22—25 meiner Abhandlung gegeben habe, Werth zuschreibe, insofern sie dazu dienen könnten, auf die verwandtschaftlichen Beziehungen der Negritos zu anderen Stämmen des Ostens Licht zu werfen; dazu sind sie, wie ich selbst sehr wohl weiss und wusste, zu kärglich zugemessen, und einem Jeden, auch wenn er nur das Umgangs-Malayisch sprechen kann, treten sofort Wörter malayischen Ursprunges entgegen. Aber einige reine Negrito-Wörter sind wahrscheinlich doch darunter. Allein selbst wenn das nicht der Fall sein sollte, hielt ich es doch für der Mühe werth, zur Anregung diese paar Wörter als der Erste zu publiciren, und sie nicht Jahre lang in der Schreibmappe liegen zu lassen — wodurch den so erwünschten Nachfolgern, die dieselben Pfade begehen wollen, nur eine Handhabe entzogen wird —, da nirgend bis jetzt, so viel ich weiss, überhaupt auch nur ein Wort der Sprache der Negritos auf Luzon veröffentlicht worden ist, und man abenteuerliche oder gar keine Vorstellungen über diese Sprache hatte.[2])

---

[1]) Ich halte es im Deutschen für richtiger „Siao“ statt „Siau“ zu schreiben.

[2]) Ich halte es nicht ganz gerechfertigt, wenn Hr. Steinthal (l. c. S. 18) den von Friedrich Müller citirten Vergleich de la Gironnière's (nicht den eines englischen Reisenden — derselbe wurde nur von Earl auf Englisch wiedergegeben), nämlich dass die Negritosprache dem Zwitschern der Vögel gleiche, „kurzweg für ungebildet“ erklärt. Ich denke, man muss den Charakter des de la Gironnière'schen Buches berücksichtigen, wenn es vorliegt, den Sinn solcher Aeusserungen zu würdigen, und es erscheint mir gerade für den Stand unserer Kenntniss der Negritosprache sehr charakteristisch, dass Müller noch vor Kurzem, als er sein Buch schrieb, Nichts Anderes über diese Sprache, als jenen Vergleich, mitzutheilen wusste; er that es auch sicher nur in der Absicht, um gerade unsere Unkenntniss nach dieser Richtung hin prägnant hervortreten zu lassen.

Auch sonst vermisse ich an mehreren Stellen des Vortrages des Hrn. Steinthal diejenige Sicherheit, welche ich zu finden erwartet hatte. Um nur Eines zu erwähnen: Auf S. 13 werden die Sprachen aufgeführt, welche zur malayo-javanischen Gruppe gehören, und von Celébes nur „Bugis“ und Mangkasar“ (Makassar) genannt. Der weitaus grössere Theil von Celébes spricht aber bekanntlich die Sprachen, welche man unter dem nicht ganz passenden Namen der „Alfurischen“ zusammenfasst, und welche u. A. mit dem Dajak'schen auf Bórneo, dem Alfurischen auf Halmahera und mit anderen mehr zu parallelisiren sind. Ueber keine der von Hrn. Steinthal aufgeführten, zur malayo-javanischen Gruppe gehörigen Sprachen, mit Ausnahme der malayischen und javanischen, existirt bereits eine so reiche Literatur, wie über das Alfurische der Minahassa im Norden von Celébes in seinen verschiedenartigen Dialecten und über dasjenige der angrenzenden Inseln. Zu diesen gehört auch das von mir mitgetheilte Vocabular von Siao, welches Herr Steinthal als den „Negrito-Sprachen“ angehörig betrachtete. Ein Blick auf die von Wallace in seinem Werke über den „Malayischen Archipel“ mitgetheilten Wörterverzeichnisse — wenn man nicht auf andere Quellen zurückgehen will — ergiebt, wohin die Dialecte der Sangi-Gruppe zu stellen sind. Allein das nur nebenbei. Ich wollte lediglich, so viel an mir liegt, zu verhindern suchen, dass allgemeiner jene Vocabulare von Mindanao, Sulu und Siao als der Negrito-Sprache angehörig gehalten würden.

(8) Hr. **Hermann Grimm** übersendet im Namen des Herrn Professor Ernst Rudorff

einen angebohrten Steinhammer von Giesensdorf.

Derselbe ist nahe einer sumpfigen Wiese in Giesensdorf bei Lichterfelde gefunden worden. Es soll in alten Zeiten an dieser Stelle ein Canal direkt zwischen dem Teltower See und Berlin gelaufen sein, dessen Bett sich noch verfolgen lasse.

(9) Herr **Hermes** spricht, unter Vorlegung zahlreicher Gegenstände aus der Thayinger Höhle, mit Zugrundelegung der Abhandlung des Hrn. Karsten „Studie der Urgeschichte des Menschen in einer Höhle des Schaffhauser Jura“ (Mittheilungen der Züricher antiquar. Gesellschaft)

über die Renthierhöhle im Freudenthal bei Schaffhausen.

In der Nähe der Thayinger Höhle hat Hr. Karsten eine neue Höhle aufgefunden, die, wie jene, der Renthierzeit angehört. Der Vortragende macht auf die grosse Aehnlichkeit der in beiden Höhlen gefundenen Gegenstände, insbesondere der aus Renthiergeweih bestehenden Artefacte aufmerksam und giebt sodann eine eingehende Beschreibung der Karsten'schen Untersuchung.

In der vollkommen trockenen Höhle fanden sich 4 von einander zu unterscheidende Schichten:

1) Eine 2 Fuss mächtige, aus Trümmergestein bestehende Kalkschicht, wie sie sich überall auf zu Tage liegenden Jurakalkfelsen findet. In derselben wurden Knochen jetzt noch lebender Thiere und Scherben gedrehter Thontöpfe gefunden.
2) Hierauf folgt eine 1 Fuss mächtige, unten mit Mergel vermischte ähnliche Trümmerschicht, welche ausser Knochen jetzt noch lebender Thiere Bruchstücke von Menschengebeinen und zahlreiche Scherben rohgearbeiteter Thongefässe enthielt.
3) Unter derselben eine $1^1/_2$ Fuss mächtige Trümmerschicht, reich an zerschlagenen Menschenknochen und Knochen von zum Theil ausgewanderten, zum

Theil ausgestorbenen Thieren, Artefacten aus Renthiergeweihen, Feuersteinmesser, Reib-, Schleif- und Polirsteinen, und ausserdem eine durchbohrte Schale eines Pectunculus enthaltend. Scherben waren nicht vorhanden.

4) In der untersten Schicht fanden sich Knochen und Backenzähne vom Mammuth.

Diese sog. „Freudenthalhöhle“ gehört mithin der ältesten Steinzeit, der sog. paläolithischen Epoche an. Hr. Karsten hält sie für vortrefflich geeignet, um das positive Alter ihrer ersten Bewohner zu bestimmen; einen sichereren Anhalt dazu gebe die durch Temperaturänderung herbeigeführte Abwitterung der Felsmassen wegen der continuirlichen Gleichförmigkeit ihrer Entstehung, als die Bestimmung nach Sand-, Geschiebe-, Geröll- und Torfablagerungen. Er kommt zu dem Resultat, dass die Entstehungsdauer einer 1 Fuss mächtigen Schicht des von den Höhlenwänden abgewitterten Trümmergesteins etwa 1000 Jahre beträgt und demnach das Alter sämmtlicher Schichten auf 4—5000 Jahre anzunehmen sei. Hiermit stimmt überein, dass sich in einem vor 350 Jahren in den Felsen getriebenen und seit jener Zeit unberührt gebliebenen Stollen — man grub damals auf Silber — eine 3—4 Zoll hohe Trümmerschicht fand. — Schliesslich ist Hr. Karsten mit Rücksicht darauf, dass die Pfahlbauer der Westschweiz schon viele Künste und Fertigkeiten der südlichen Culturvölker besassen, während die ostwärts wohnenden von dieser Cultur unberührt geblieben, der Ansicht, dass die ersten Ansiedler aus Westen kamen.

Herr **Virchow** bemerkt dazu, dass die von Hrn. Karsten besprochene versunkene Hütte am Mälar-See auf dem letzten Congress in Stockholm begraben worden sei; kein schwedischer Forscher hält sie noch für prähistorisch. Auch die Anthropophagen von Chauvaux sind schon auf dem Brüsseler Congresse aufgegeben worden, nachdem neuere Untersuchungen der Höhle sehr friedliche Begräbnissplätze alter Leute darin aufgewiessen haben. Es seien daher die Argumente des Hrn. Karsten, so weit sie sich nicht auf seine eigenen Höhlenfunde stützen, die gewiss als sehr bemerkenswerth anerkannt werden müssten, vorsichtig zu beurtheilen.

(10) Herr **Virchow** spricht über zwei von Hrn. Philippi eingesendete
Schädel von Araucanos und andern Südamerikanern.

Die von unserem correspondirenden Mitgliede Hrn. Philippi schon vor längerer Zeit (Sitzung vom 15. Juni 1872) angekündigten Araucaner-Schädel sind so eben eingegangen. Nach der Aufschrift sind sie von D. Franc. Echaúrrea 1871 erworben worden. Es sind ihrer zwei: beide sehr leicht und von dunkelbrauner Farbe, auch mehrfach verletzt. Namentlich ist Nr. II sehr defekt an der Basis, und scheinbar durch posthume Einwirkungen verändert. Er sieht aus, als habe er in einem feuchten Medium gelegen und sei darin etwas aufgequollen. Nr. I scheint ein weiblicher Schädel zu sein; Nr. II halte ich für männlich. Letzterer könnte möglicherweise künstlich deformirt sein, wenigstens hat er eine hintere Abflachung und eine schräge Depression der Stirn. Indess lässt sich wegen des grossen Defektes an der Basis kein sicheres Urtheil abgeben.

Beide sind ungewöhnlich klein: Nr. I, dessen Capacität allein bestimmt werden kann, misst nur 1020 Cub.-Cm. Der Gehirnschädel ist kurz, breit und mässig hoch; ich finde bei

	Nr. I	Nr. II
den Breitenindex	79,5	85,7?
„ Höhenindex	77,6	73,3
„ Breitenhöhenindex	97,6	85,5

Im Ganzen zeigen sie eine schöne volle Wölbung des Schädeldaches, an dem alle Muskelansätze schwach sind. Die Plana temporalia sind niedrig und weit von einander entfernt (bei I 127, bei II 135 Mm.), die Protuberantia occip. ext. schwach. Die Stirn ist im Ganzen hoch, voll und verhältnissmässig breit, die Glabella tief, die Stirnwülste von mässiger Stärke. Die Scheitelhöcker gleichfalls schwach, dagegen die Schläfen voll. Nr. I zeigt eine temporale Synostose der Kranznaht, Nr. II hat diese Stelle rechts offen, während links die Verknöcherung beginnt.

Da die Unterkiefer leider fehlen, so wird die Betrachtung des Gesichts sehr beeinträchtigt. Indess erscheint dasselbe niedrig, wie denn auch die Orbitae niedrig und breit sind. Die Nase ist schmal und nur bei II nach unten breiter, der Rücken eingebogen. Der Nasenfortsatz des Stirnbeines reicht tief herunter und die Nasenbeine sind ganz ungewöhnlich klein. Bei Nr. I besteht überdiess eine Synostose der Nasenbeine mit den Stirnfortsätzen des Oberkiefers; dadurch erscheint der Nasenrücken ganz abnorm, stark eingebogen, aber zugleich ganz scharf und am Ende mit einer Einkrümmung versehen. Bei II sind die Nasenbeine unter sich verwachsen und die Stirnfortsätze des Oberkiefers vergrössert.

Der Oberkiefer ist durch sehr schräge Stellung der Zahnfortsätze stark prognath. Die Fossae caninae tief. Die Zähne sind meist verloren, indess ist bei I der vierte Backzahn in abgeriebenem Zustande vorhanden, die Alveole des 3. rechten Backzahnes schon zurückgebildet und die Synchondrosis spheno-occipitalis geschlossen, so dass das Individuum unzweifelhaft erwachsen war. Bei II zeigt sich eine tiefe quere Abnutzung der Schneidezähne, die also gegen einander gestanden haben und zu harter vegetabilischer Nahrung benutzt sein müssen. Der Alveolarrand ist nach vorn kreisförmig. Der harte Gaumen ist gross, namentlich breit, (bei I 42 Mm. lang und 40 breit, bei II 45 Mm. lang und 42 breit). Die Flügelfortsätze sind hoch, die Gelenkgruben des Unterkiefers klein, die Ohröffnung sehr eng.

Die Einzelmaasse gebe ich in folgender Tabelle, welche zugleich einige andere amerikanische Schädel betrifft, auf welche ich nachher eingehen werde:

	Araucaner.		Pampeo.	Botocudo.	Tapuios.	
	I	II			I	II
pacität	1020	—	1290	1525	1500	1475
össter Horizontalumfang	463	492	488	516	520	532
össte Höhe	125	124?	136	143	142	138,6
tf. des For. occip. von der vorderen Fontanelle	121,5	122,6	131	145	141,6	141
" " " " " hinteren "	104	98	116	116	120,6	117
össte Länge	161	169	172	185	188	194
gittalumfang des Stirnbeines	119	118,5	117	140	135	140
nge der Sutura sagittalis	118 } 343	119	109 } 361	132 } 389	128 } 386	141 } 398
gittalumfang der Hinterhauptsschuppe	106	—	135	117	123	117
tf. des äussern Gehörganges von der Nasenwurzel	91,5	102	103	106	110	117
" " " " vom Nasenstachel	96	106,5	105	109	110,8	112
" " " " Alveolarrand des Oberkiefers	100,5	113,5	112	118	118	118
" " " " " Kinn	—	—	134	138,5	140,5	—
tf. des For. occip. von der Nasenwurzel	93,5	93	91	101	103	108,5
" " " " vom Nasenstachel	92	92	87	95	97	96,5
" " " " " Alveolarrand des Oberkiefers	95	96,5	94	100	103	100,6
" " " " " Kinn	—	—	111	113	118	—
" " " " von der Hinterhauptswölbung	48	—	60	62	60	60

	Araucaner.		Pampeo.	Boto-cudo.	Tapuios	
	I	II			I	II
Länge des Foramen occipitale	34	—	34	38	35	[illegible]
Breite „ „ „	30	—	25	28	26	[illegible]
Grösste Breite	128	145	136	134	140	[illegible]
Oberer Frontaldurchmesser	53	60	65	87	60,5	[illegible]
Unterer „	85	83	86	94	98	[illegible]
Temporaler Durchmesser	116	114	115	112	123	[illegible]
Parietaler „	120	132	128	129	132,5	[illegible]
Oberer mastoidealer Durchmesser	114	—	129	130	131,5	[illegible]
Unterer „ „	95	—	—	—	—	—
Jugaler „	123	136	131	134	147	[illegible]
Maxillarer „	56,5	63	67	63	65	[illegible]
Querumfang von einem äussern Gehörgang zum andern	292	303	317	324	322	[illegible]
Breite der Nasenwurzel	15,5	20	21	20	24	[illegible]
„ „ Nasenöffnung	24	27	24	22	24	[illegible]
Höhe der Nase	39,6	51	50	51	53	[illegible]
„ des Gesichts	—	—	120,5	126	118	—
Breite der Orbita	38	40	38,5	37	42	41
Höhe „ „	35	33	39	32	34	[illegible]
Umfang des Oberkiefers	120	140	120	138	140	130
„ „ Unterkiefers	—	—	200	190	203	—
Mediane Höhe des Unterkiefers	—	—	32	40	34	—
Höhe des Kieferastes	—	—	60	65	69	—
Entfernung der Kieferwinkel	—	—	98	105	108	—
„ „ Gelenkfortsätze	90	103	102	107	109	[illegible]
Gesichtswinkel	70	75	74	76	75	[illegible]
Diagonaldurchmesser	—	—	235	250	247	—

Schon in der Sitzung vom 14. März d. J., als ich über verschiedene südamerikanische Schädel berichtete, habe ich der Araucaner als eines Uebergangsgliedes zwischen den Pampas-Indianern und gewissen Stämmen der Westküste gedacht. Herr Barnard Davis (Thes. craniorum p. 251) berechnet für sie als Mittel von 7 Schädeln einen Längenindex von 80 und einen Höhenindex gleichfalls von 80; sie würden also hypsibrachycephal sein. Meine Maasse differiren in der Höhe durchaus, indess erwähnt auch Hr. Davis unter Nr. 1419 einen Schädel aus dem Centrum des unabhängigen Araucaniens von 76 Längen- und 72 Höhenindex, und man kann daher nicht sagen, dass unsere Schädel ohne Analogie daständen. Jedenfalls sprechen auch sie für die Brachycephalie der Rasse.

Viel auffälliger sind die Verschiedenheiten in der Grösse. Hr. Davis findet als Mittel der Capacität 79,4 Unzen trockenen Sandes, was nach der Reductionstabelle des Hrn. Welcker (Archiv f. Anthropol. I. 272) etwa = 1574 Cub.-Cent. ist. Freilich fanden sich bei den einzelnen Fällen auch Maasse von 67 und 69 Unzen = 1335 und 1375 Cub.-Cent., allein auch diese Zahlen gehen weit über die Verhältnisse unserer Schädel hinaus. Ueberdiess hat Hr. Davis einmal 95 Unzen = 1893 Cub.-Cent. und er nennt diesen Schädel „an immense megalocephalic cranium". Wenn ich nun auch anzunehmen geneigt bin, dass die Messungen des Hrn. Davis mit Sand, der gewogen wird, etwas unsichere und vielleicht im Durchschnitt zu hohe Maasse für die Capacität angeben, so folgt doch aus seinen sonstigen Zahlen, dass seine Araukaner-Schädel durchweg weit grösser sind, als die unsrigen.

Worin diese Verschiedenheit begründet ist, vermag ich nicht anzugeben. Immer-

hin ist es von grossem Interesse, dass kaum aus irgend einem Lande häufiger kleine, ja mikrocephale Schädel bekannt sind, als aus Süd- und Mittelamerika. Ich will nicht nur an die „Azteken" und andere bekannte lebende Mikrocephalen erinnern, sondern auch an die vielen Beschreibungen entsprechender Schädel. Ich selbst habe in meinem früheren Vortrage einen Schädel unserer Sammlung erwähnt, der aus einer chilenischen Muschelbank stammt und der nur 1110 Cub.-Cent. Inhalt hat, freilich noch etwas mehr, als unser Schädel Nr. I. Hr. Davis erwähnt aus Guyana einen Taruma-Schädel von 59 = 1175 und einen Caribisi von 60 = 1195 (p. 254), aus Peru einen Colla von 61 = 1215 (p. 246) und einen Quichua von 62 = 1235 (p. 241). Indess keiner von diesen erreicht die Kleinheit unseres Araukanerschädels, der doch einem vollständig erwachsenen Individuum (Weib?) angehört hat.

Höchst eigenthümlich ist endlich das Verhalten der Nasenbeine und der anstossenden Fortsätze des Stirnbeines und des Oberkiefers, wie ich es schon in der Beschreibung geschildert habe. Es giebt der Nasengegend ein fast pithekoides Aussehen.

Ich benutze diese Gelegenheit, um noch über einige andere südamerikanische Schädel zu berichten, welche ich bei Gelegenheit des letzten internationalen Congresses in dem Museum Retzius zu Stockholm gemessen habe. Zunächst war es mir von grossem Interesse, jene Schädel von Pampas-Indianern, welche ich schon in meinem früheren Vortrage nach den Schriften von Retzius erwähnt hatte, zu untersuchen und mit den unsrigen zu vergleichen. In der That stellte sich in Bezug auf zwei eine vollständige Uebereinstimmung heraus: sie waren von rückwärts her auf das Stärkste zusammengedrückt. Dagegen fand sich auch ein scheinbar ganz unveränderter vor; höchstens könnte man annehmen, dass sich bei ihm die Wölbung des Hinterhaupts nachträglich noch wieder entwickelt habe, wozu allerdings bei einem anderen viel Wahrscheinlichkeit besteht. Diesen Schädel habe ich gemessen und in der Tabelle in dritter Stelle eingetragen. Er ist 1856 von Dr. Michaelis aus Montevideo geschickt worden.

Dieser Pampeo-Schädel ist ein schöner Hypsibrachycephalus mit einem gleichen Breiten- und Höhenindex von 79, jedoch, wie unsere Pampeos-Schädel, von sehr mässiger Capacität. Die Scheitelhöhe liegt dicht hinter der vorderen Fontanellgegend, das Hinterhaupt ist kurz, die Stirn etwas zurückgelegt, schwach, von fast weiblicher Form, mit voller Glabella, schwachen Höckern und Wülsten. Die hohen Plana temporalia gehen bis über die Scheitelhöcker hinauf und nähern sich hier bis auf 96 Mm. Das runde Hinterhauptsloch ist auffällig durch dicke Ränder. Die Jochbogen sind trotz der starken Muskelentwickelung anliegend und ihre horizontale Entfernung von einander ist geringer, als bei unseren Araukanern. Die Nase ist schmal, die Orbitae hoch, die Kiefer stark prognath, die Zahnränder parabolisch, die Zähne schön, gegen einander stehend und gerade abgeschliffen.

Bei mancher einzelnen Verschiedenheit stimmt der Grundtypus dieses Schädels so sehr mit dem von mir beschriebenen, dass man wohl annehmen darf, hier den Typus der jetzigen Pampas-Indianer vor sich zu haben. Eine Annäherung an die Araukaner lässt sich auch bei ihm nicht verkennen. Seine grösste Verschiedenheit liegt einerseits in der starken Muskelentwickelung, andererseits in der Grösse des Hinterkopfes, welche durch alle darauf bezüglichen Maasse bezeugt wird.

Ein anderer, nur mässig verdrückter Pampeo-Schädel im Museum Retzius ist 1856 durch Dr. Åberg aus Buenos-Aires eingeschickt worden. Auch er ist stark prognath bei kurzen Kiefern, besitzt sehr hohe Plana temporalia und grosse, mächtige Zahnränder, fast wie bei meinem Aino-Schädel. Das Gesicht ist sehr breit

mit anliegenden Jochbögen, jedoch niedriger Orbita und sehr stark, fast schnabelförmig vorspringender Nase.

Der von Retzius (Ethnologische Schriften. S. 133. Taf. VI. Fig. 7) abgebildete, stark verdrückte Schädel aus der Sierra Tendil vom Jahre 1854 hat ein ganz kurzes Hinterhaupt und kolossale Muskelflächen. Die Squama occipitalis ist so hoch damit bedeckt, dass nur die Spitze in einer Höhe von 30 Mm. davon frei bleibt. Die Plana temporalia sind hinter der Kranznaht nur 65, über der Spitze der Lambdanaht sogar nur 45 Mm. (Flächenmaass) von einander entfernt. Auch hier sind die Jochbogen anliegend, die Nase schmal und vorspringend, dagegen die Orbitae hoch.

Ich untersuchte ferner einen Botokuden-Schädel Nr. 1177. Derselbe ist von den Araukanern und Pampeos ganz verschieden. Er ist hypsidolichocephal: Breitenindex 72,4, Höhenindex 77,3, Breitenhöhenindex 106,7. Seine Grösse ist sehr bedeutend, er misst 1525 Cub.-Cent. und hat trotz einer Länge von 185 einen verticalen Querumfang von 324 Mm. Besonders in der Basilaransicht erscheint das Hinterhaupt lang und weit nach hinten vorspringend. Nichtsdestoweniger liegen die grösseren sagittalen Maasse am Vorder- und Mittelkopf. Die Plana temporalia sind hoch und überschreiten die Scheitelhöcker, aber nähern sich nur bis auf 120 Mm. (Flächenmaass). Das Gesicht ist hoch, die Orbita dagegen sehr niedrig, die Nase schmal und etwas gebogen, die Jochbreite beträchtlich. Mässiger Prognathismus, obschon der mächtige und durch kolossale Kieferäste ausgezeichnete Unterkiefer und der sehr lange schmale Oberkiefer nach vorn drängen müssen. Der harte Gaumen ist 56 Mm. lang und 35 breit.

Endlich findet sich in dem Museum eine Reihe von Tapuios-Schädeln aus der Gegend von Bahia. Sie erregten meine Aufmerksamkeit hauptsächlich dadurch, dass sie, obwohl in der Dolichocephalie zum Theil noch über die Botokuden hinausgehend und von fast gleicher Capacität, doch viel niedriger sind, ja sich vereinzelt (jedoch vielleicht nur unter pathologischen Verhältnissen) schon der Chamaecephalie annähern. Die zwei gemessenen haben folgende Indices:

	I	II
Breitenindex	74,4	69,0
Höhenindex	75,5	71,4
Breitenhöhenindex	101,4	103,4

Nr. I ist 1848 von Dr. Abboth aus Bahia geschickt worden. Es ist ein sehr kräftiger, verhältnissmässig langer und hoher Schädel, der besonders in der Basilaransicht nach hinten verlängert erscheint. Zugleich ist die Basis sehr breit, ebenso die Jochbogen. Starke Tubera, Plana temporalia bis über die Scheitelhöcker reichend. Niedrige Orbitae, gebogene, etwas breite Nase, breite Kiefer. Palatum 52 Mm. lang, 43 breit.

Nr. II wurde 1847 von demselben Geber eingesendet. Die ganz anomale Länge und Schmalheit dieses sehr kräftigen Schädels erklärt sich durch eine Synostose der Pfeilnaht, deren frühzeitiger Eintritt durch eine in das Stirnbein vorspringende Schnebbe bewiesen wird. Wie in diesen Fällen so oft, ist der Schädel zugleich etwas klinocephal. Ausserdem finden sich starke Eindrücke rechts am Stirnbein. Die Plana temporalia sind von ganz ungewöhnlicher Ausdehnung: sie nähern sich einander dicht hinter der Kranznaht bis auf 75 Mm. (Flächenmaass), am Hinterkopf bis auf 90, und sie überschreiten die Scheitelhöcker um 30 Mm. Damit stimmt die beträchtliche Jochbreite. Die Orbitae sind niedrig. Mässiger Prognathismus.

Retzius selbst hat eine gute Beschreibung seiner Tapuio-Schädel geliefert (Ethnol. Schriften S. 112) und einen derselben, wahrscheinlich den von mir unter I

beschriebenen, abbilden lassen (Taf. I. Fig. III). Nach seinen Mittelzahlen berechnet sich der Breitenindex (parietal) zu 70,0, der Höhenindex zu 68. Hr. Davis (Thes. cran. p. 253) findet an einem Schädel die Zahlen 70,0 und 80,0. Diess ist um so merkwürdiger, als der erwähnte Schädel der sechste aus einer Gruppe gleichzeitig erschossener Indianer ist, von denen Retzius 5 erhalten hatte. Jedenfalls kann man nicht sagen, wie Hr. Davis, dass die Schädel vollständig unter einander übereinstimmen. Allerdings sind sie sämmtlich, wie schon Retzius sich ausdrückte, dolichocephalisch-prognathisch, wenngleich von nur mässigem Prognathismus, aber sie zeigen nicht bloss in der Höhe, sondern auch in andern Punkten manche Verschiedenheiten. Mir fiel namentlich ein sehr dolichocephaler und zugleich etwas klinocephaler Schädel mit Sutura frontalis persistens auf, der in der Bildung der Nase und Kiefer ganz negerartig ist. Die Kiefer sind stark prognath und die Nase niedrig und ganz breit. Ich maass die Breite der Wurzel zu 28, der Nasenöffnung zu 31, die Höhe der Nase zu 43 Mm. Auch Retzius fand schon in diesen Schädeln viel Negerartiges. Wenn nun nach seiner Anführung Hr. Abboth diese Stämme als vielfach gemischt bezeichnet, so dürfte wohl die Frage aufgeworfen werden dürfen, ob nicht auch entlaufene (afrikanische) Neger zuweilen in die Indianerstämme aufgenommen werden und sich mit ihnen vermischen.

Da wir einige Aussicht haben, durch Vermittelung des Hrn. Generalconsul Behrend Schädel von brasilianischen Eingebornen zu erlangen, so wird sich vielleicht bald die Gelegenheit darbieten, die hier aufgeworfenen Fragen weiter zu verfolgen. Schon jetzt stellt sich aber ein recht scharfer Gegensatz heraus. Während die Botokuden und die wahrscheinlich mit ihnen verwandten Tapuios, welche Retzius wohl nicht mit Unrecht der grossen Familie der Guaranis zurechnet, entschieden dolichocephal sind und wenigstens vielfach niedrige Schädel darbieten, haben meine Untersuchungen über die Schädel aus den brasilianischen Muschelbergen vielmehr hypsibrachycephale Formen kennen gelehrt (Sitzung vom 11. Mai 1872 und 10. Jan. 1874). Letzteren stehen sowohl die Pampeos, als die Araukaner näher, während sich die Alt-Patagonier (Guerandis?) viel mehr den modernen brasilianischen Eingebornen anreihen, obwohl ihre Neigung zu bedeutender künstlicher Deformation des Schädels die natürlichen Verhältnisse des Knochenbaues in hohem Maasse verdunkelt. Selbst in diesen grossen Umrissen betrachtet, erscheint die Craniologie Süd-Amerikas nicht so einfach, wie sie Retzius (a. a. O. S. 165) auf seiner ethnographischen Karte darstellt. Offenbar haben sich auch in diesem Welttheil die Völker viel mehr durch einander geschoben, als die erste Umschau anzunehmen gestattete, und es wird noch sehr umfassender Untersuchungen bedürfen, ehe wir den Entwickelungsgang dieser erst so spät in das Licht der Geschichte eingetretenen Stämme klar legen können.

(11) Herr **Bastian** zeigt eine grosse Anzahl

neuerworbener Gegenstände aus dem ethnologischen Museum.

Durch die Gefälligkeit des Bremer Nordpolar-Comité, besonders die Bemühungen des Hrn. Dr. Finsch ist dem Museum die von Prof. Pansch geordnete Ausbeute der deutschen Nordpolar-Expedition zugegangen, besonders aus altgrönländischen Gräbern. Aus dem Nachlass des in Peru ansässigen Hrn. Renner ist eine Suite alter Urnen erworben worden, theils im Typus der Gesichtsurnen (dem auch ein Gold- und Silberbecher angehören), theils unter verschiedentlicher Naturnachahmung von Pflanzen und Thieren, wie sie auch bei den japanischen Kunsterzeugnissen hervortritt, und wie sie von dem Vortragenden weiter erläutert werden konnte durch Parallelen aus

der Industrie der Aschantie. Gefangene Missionaire, die beim Vordringen der Engländer befreit wurden, hatten aus Cumassie zierliche Thonpfeifenköpfe in Pflanzen- und Thierform mitgebracht, dann gegossene Bronzefigürchen, und daneben beim Ziegelgraben gefundene Steinbeile, die dort, wie in so vielen anderen Theilen der Welt, als Donnerkeile bezeichnet werden. Diese Gegenstände sind im Schranke der ethnologischen Abtheilung aufgestellt.

Die reichen Schenkungen Dr. Schweinfurth's, die derselbe aus seiner epochemachenden Reise zurückbrachte und dem Museum einfügte, sind im Laufe des Jahres vermehrt worden durch einen Sceptersäbel, der noch mit dem Griff verbunden ist, während bei dem früheren die Holzschäfte in der traurigen Katastrophe, die einen Theil seiner Sammlungen zerstörte, mit verbrannten. Die einwärtsgebogene Gestalt wird, wie Dr. Schweinfurth bemerkte, auf ein Durchhacken des dichten Haarwuchses berechnet sein. Sie tritt auf bei den Chnob in der Hand des Priesters auf den ägyptischen Monumenten seit der XII. Dynastie, von der die Tempel in Nubien errichtet wurden. Jetzt ist diese Form in Aegypten und nächster Umgegend verschwunden, weil durch moderne Moden längst verdrängt, aber als Schweinfurth im Innern Afrika's zu dem bis dahin unbesuchten Volk der Munbuttu vorgedrungen war, stiess sie ihm wieder auf. Eine Ergänzung dazu ist kürzlich von dem Museum aus den Fan erworben worden, einem gleichfalls aus Central-Afrika, aber nach Westen ausgegangenen Volke; in der Zusammengehörigkeit dieser beiden Objecte liegt gleichsam der Wegweiser für die deutsche Expedition an der Loango-Küste. Bei ihrem Vordringen nach der Küste brachten die Fan aus dem Innern Afrika's eine andere Ueberraschung mit, nämlich die Armbrust, eine der complicirten Ballista nachgebildete Waffe, die in Europa zur Zeit der Kreuzzüge in Gebrauch kam und sich schon bei Wolfram v. Eschenbach erwähnt findet. Wahrscheinlich führten die Ersten der portugiesischen Entdecker neben dem Feuergewehr noch die Armbrust, und so kam diese damals durch die Neger der Küste in das Innere, und mag sich dort stationär erhalten haben, während sie die Küstenneger mit dem Häufigerwerden des Feuergeschosses für dieses verwarfen. Die aus bisher unzugänglichen Theilen Centralafrika's hervorbrechenden Fan bringen nun aber die Armbrust an die Küste zurück, und zwar nach eigener Weise umgearbeitet, indem sie, bei Unfähigkeit ein Schloss zu verfertigen, das Abschiessen durch Spaltung des Schaftes bewerkstelligen. Indem dadurch jedoch der eigentliche Zweck der Armbrust, schwere Geschosse mit gespannter Kraft zu schleudern, verloren ging, und sie sich statt unserer Bolzen leichter Rohrpfeile zu bedienen hatten, mussten diese letzteren vergiftet werden, damit sie nicht ganz wirkungslos blieben.

Von der Goldküste hat Dr. Reichenow phallische Figuren mitgebracht, die bei den Erntefesten umhergetragen werden.

Von der Ostküste Afrika's wurden interessante Erwerbungen des Reisenden Hildebrandt erwähnt, darunter eine Rassel, wie sie in allen Theilen der Welt zum Verscheuchen böser Dämone und zur Luftreinigung dient, bei den Buddhisten symbolisch durch das Gebetrad, und früher durch das Sistrum in der Hand der Isis ersetzt. Ein derartiges Sistrum, wie es noch jetzt im christlichen Gottesdienst Abyssiniens verwandt wird, ist dem Museum aus den Objecten der Wiener Weltausstellung zugegangen.

Die polynesische Abtheilung des Ethnologischen Museums wurde verschiedentlich bereichert, besonders mit den feinen Zeugen Mikronesiens. Eine interessante Illustration gegenseitiger Ergänzungen in der Ethnologie liefert das folgende Beispiel. Seit langer Zeit war unter den mexikanischen Alterthümern ein hier vorgezeigtes Geräth bekannt, über dessen Bestimmung verschiedenartige Hypothesen gebildet

wurden. Durch Zufall fand sich die Erklärung in einer kürzlich aus dem indischen Archipel gemachten Erwerbung des Ethnologischen Museums, indem die Zeugklopfer Tahiti's und Tonga's die erforderliche Aufklärung gaben.

Eine überraschend reiche Sammlung, um so staunenswerther durch die Schnelligkeit, mit welcher sie zusammengebracht wurde, ist durch unser Mitglied Hrn. Dr. Jagor aus Indien überschickt, wo derselbe mit seinem ganzen Geschick für Sammlungen, wie er es auf langen Reiseerfahrungen erworben und durch methodische Ausbildung seiner Anlagen dafür weiter geschärft hat, für das Beste unseres Ethnologischen Museums arbeitet. Die Sammlung begreift neben Gegenständen des religiösen Cultes, neben Handwerksgeräthen und Utensilien zu technischen Herstellungen, die für die dortigen Länder charakteristisch sind, besonders eine ausgedehnte Zahl von Schmuckgegenständen der verschiedensten Art, und Formen, wie sie auf dem eine bunte Variation durch einander geschobener Völkerstämme aufzeigenden Boden Indiens in grosser Mannichfaltigkeit zu Tage treten, und genau beschrieben sind, je nachdem von Nationalitäten, Religionssecten, Klassen, Geschlechtern oder Altersklassen getragen. In Ländern, wo das Klima die Bekleidung vereinfacht, vermannichfaltigt sich der in Ringen und Gehängen am nackten Körper getragene Schmuck. Unter dieser Sammlung fand sich noch eine werthvolle Zuthat von den hier photographisch vorliegenden Steinfiguren mit indisch-griechischen Typen, welche bei Hrn. Dr. Jagor's Anwesenheit in Peshawer von dem Director des dortigen Museums, Oberst Ommaney, demselben zum Geschenk für die Ethnologische Abtheilung des Königlichen Museums in Berlin überlassen wurden. Aus den Münzen kannte man schon seit lange den Einfluss, den das griechische Reich in Bactrien, bis es vor den Indoskythen fiel, auf Indien ausgeübt hatte, in Folge der nach Alexander's Feldzug unter den Seleuciden aufrecht erhaltenen Beziehungen, während der Gesandtschaft des Megasthenes am Hofe des Annitrochades (Adjatasatru), Sohn des Sandracottus, der durch seine Identification mit Chandragupta zum Angelpunkt der indischen Chronologie geworden ist und in einheimischen Chroniken mit einer Leibwache von Javanen (Joniern oder Griechen) umgeben wird. Neben der Gesandtschaft des Poros oder Pandion, durch welche Augustus griechische Schreiben überbracht seien, werden andere unter Tiberius, sowie später erwähnt, und von Apollonius von Thyana in Taxila Bilder Alexander's M. (auf den sich noch jetzt viele Fürstenfamilien von Gilget bis Sumatra zurückführen), indem er zugleich bei Jarchas Statuen des Tantalus in argolischer Tracht mit thessalischer Chlamys gesehen haben wollte, und auch von Kenntniss der homerischen Gesänge in Indien erzählt, sogar von Darstellung griechischer Schauspiele.

Es ist mehrfach unter den Gelehrten über die wechselsweisen Beziehungen des indischen und griechischen Alphabetes, sowie der astronomischen Zeitrechnungen verhandelt worden, und wie der verdienstvolle Archäologe Cunningham auf griechischen Stil in den Tempeln Kashmirs hingewiesen, wie in westlichen Felsentempeln der Name des griechischen Architekten Deinokrates oder Xenokrates von Stevenson als Dhanukakata (Theonikos bei Wilson) gelesen wurde, so traten in den Sculpturen der kambodischen Tempel mit diesen griechische Reminiscenzen aus der Vergessenheit des Waldesdunkels hervor, in welchem sie Jahrhunderte begraben gelegen hatten. Neuerdings brachte der Missionair Leitner von seinen Reisen in den Sitzen der Darden oder Darada (Dardai) steinerne und thönerne Alterthümer mit griechisch-indischer Mischung zurück, und besonders im Museum in Lahore finden sich viele derartige Ausgrabungen aus dem Boden des alten Gandhara, von dem vermeintlichen Aornos und andern aus den Angaben der Geschichtschreiber Alexander's mehr oder weniger genau identificirten Plätzen in der Nähe von Peshawer.

Die jetzt im Museum befindlichen Figuren wurden meist in Takht-i-Bahi gefun-

den, welches von einigen mit Aornos identificirt wird, jenem schon von Herakles, nach griechischer Mythe, belagerten Fels, und die dortige Sage von der ihren Vater (wie in griechischer Legende) verrathenden Prinzessin wird, obwohl erst in die Zeit Mahmuds von Ghazni versetzt, in Bezug auf das Schmelzen des Körpers verknüpft mit dem alten Schneekönig Shiribadat, dessen Tyrannei durch Azru Shamsher, den jüngsten Bruder der zur Erde gestiegenen Peri, gestürzt wurde.

Der Gesichtsausdruck und die (dann in den buddhistischen Sitz übergehende) Haltung der Figuren, ebenso ihre Gewandung ist weit mehr griechisch, als indisch, doch ist der Kopf zu gross im Verhältniss zum Körper, und an den Ohren (zum Theil auch an den Augen) zeigt sich die den indischen Künstlern geläufige Auffassung. Der Knopf auf der Stirn stellt die täglich im Symbol der verehrten Gottheit erneute Tilaka oder Tika vor, und schon Apollonius erkennt an dem Boten der Sophoi den glänzenden Fleck zwischen den Augen, wie ihn Menon, das äthiophische Pflegekind des Sophisten Herod getragen. Wahrscheinlich haben wir Aussicht, dass Prof. Curtius dieses wichtige Verhältniss von Wechselbeziehung griechisch-indischer Kunst eingehend besprechen wird.

(12) Als Geschenke wurden vorgelegt:

1) Aspelin: Finska joermingens Exposition (vom Verfasser).
   Viittanksia Suomen Muinaismuisto-Yhtiön tarkoituksesta ja vaikutusalasta.
   Suomen Muinaismuisto-Yhtiön Aikakauskirga. Helsingfors 1874.
2) Campbell: A year in the New-Hebrides. Geelong, Melbourne 1874. Nebst einem botanischen Anhange von Baron Müller in Melbourne (Geschenk des Letzteren).
3) O. Flex: Introduction to the Uraun Language. Calcutta 1874. (Vom Verfasser.)
4) P. Strobel: Intorno all' Origine delle Terramare. Firenze 1874. (Vom Verfasser.)
5) Blumenbach: Decades craniorum Dec. II, III, VI, VII, VIII. (Durch das Mitglied Hrn. Bartels.)
6) — De generis humani varietate nativa. Gottingae 1795. (Durch denselben.)

Chronologisches Inhaltsverzeichniss.

Namen- und Sachregister.

A.

B.

C.

D.

H.

I.

K.

P.

Q.

T.

U.

(Dr. Voss.)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17a.













